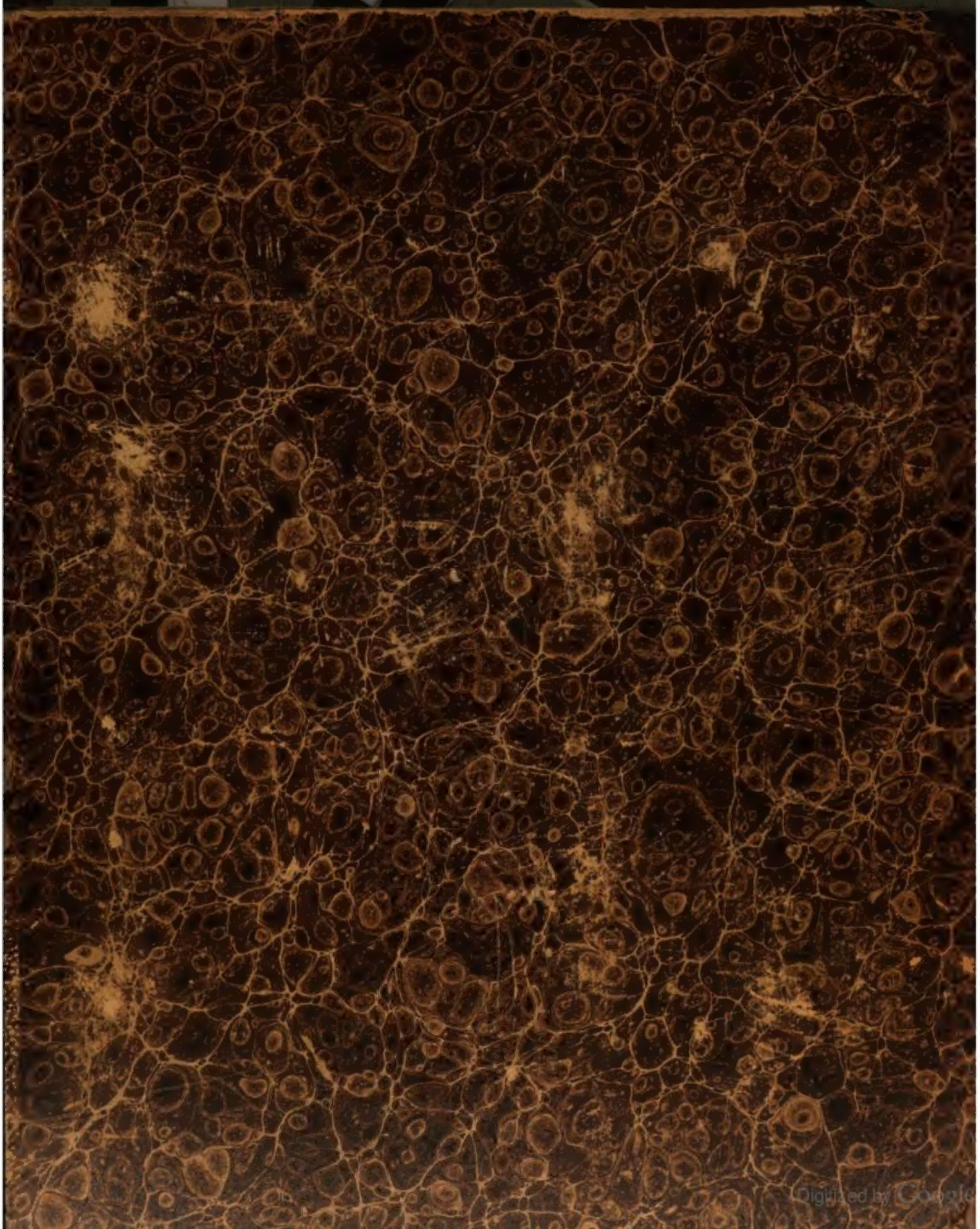

Digitized by Google

Morgenblatt

4° Per.

15 (30,2

by Google

<36618573250017

<36618573250017

Bayer. Staatsbibliothek S

Digitized by Google

4° Ber. 15

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dreißigster Jahrgang.

1836.

Juli.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eisrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1836.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satirische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beilage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beifall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwei, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerei und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerei und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beiträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beiträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheilichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dies wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beitragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beilagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bei der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beilagen damit nur beweisen, daß wir bloß auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beide, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Daub's Tod. 292.
Nachtlied, von Hebbel. 294.
Liebesgeheimniß, von Hebbel. 298.
Gedichte von Adolph Stöber. 302.
An Justinus Kerner, von Nic. Müller. 304.
Das Schönste, von K. Gödeke. 305.
Elsässische Sagen, von Adolph Stöber. 308.
An Fräulein Schebest als Romeo, von E. Reinhold. 311.

Räthsel.

Die Steinkohlenlager. 296. — Die Natur. 302.

Charade.

Bezaubern. 290. — Bettflasche. 308. — Neujahrsgeschenk. 313.

Erzählungen.

Die Brennerei im Gebirge. 296—301.
Bürgermeister und Bürgermeisterin, von Spindler. 307—312.

Reisen.

Athen 1832 und 1836. 295—297.

Länder- und Völkerkunde.

Italienische Städtebilder. 313—314.

Naturgeschichtliches.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte, von Dr. Nürnberger. 288—295.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Klopstock an einen deutschen Prinzen. 288.
Die Deutschen und die Franzosen in ihren Sprachen. 289—292.
Ueber das Poetische in der Natur-, Länder- und Völkerkunde. 4ter Artikel. 298—300. — 5ter Art. 312. 313.
Die Londoner Spielhäuser. 301—306.
Ueber die Relationen der sinnlichen und übersinnlichen Welt, von Dr. Nürnberger. 303—307.
Die demokratischen Feste der Nordamerikaner. 309. 310.
Aus der Tagesgeschichte. Greens neueste Luftfahrt in Paris. 314.

Korrespondenz.

Von den shetländischen Inseln. 288. 289. 290. 291. — London. 289. 290. 291. 292. — 297. 298. 299. 300. 301. — 310. 311. — Genf. 293. — Paris. 294. 295. 296. 297. — 303. 304. 305. 306. — 309. — 312. 313. 314. — Prag. 295. 296. — Hamburg. 299. 300. 301. 302. 303. — Berlin. 306. 307. 308. 309.

Kunst-Blatt.

Nro. 96.

Einige Bemerkungen zur Würdigung der Winckelmann'schen Formenlehre. (Forts.) — Ueber die neueste Malerei in Paris. (Forts.)

Digitized by Google

Nro. 97.

Ueber die neueste Malerei in Paris. (Forts.) — Einige Bemerkungen zur Würdigung der Winckelmann'schen Formenlehre. (Schluß.)

Nro. 98.

Das Giebelbild der Glyptothek. — Ueber die neueste Malerei in Paris. (Forts.) — Persönliches. — Nekrolog. — Bauwerke. — Plastik.

Nro. 99.

Ueber die neueste Malerei in Paris. (Forts.) — Ueber den neuerbauten Tempel im englischen Garten bei München. — Denkmäler. — Medaillenkunde.

Nro. 100.

Kupferstiche. 1) Alexander des Großen Einzug in Babylon. Marmorfries im königl. dänischen Schlosse Christiansburg, von Bertel Thorwaldsen. Nach Zeichnungen von Fr. Overbeck u. A. gestochen von Samuel Amsler. — 2) Die heilige Familie. Nach Rafael gestochen von Samuel Amsler. — Medaillenkunde. — Gemälde und Handzeichnungen.

Nro. 101.

Ueber den neuerbauten Tempel im englischen Garten bei München. (Schluß.) — Ueber die neueste Malerei in Paris. (Forts.) — Glasmalerei. — Kunstausstellungen. — Akademien und Vereine.

Nro. 102.

Lithographien. 1) Einzug Sr. Majestät des Königs Otto in Nauplia, gem. von Peter Heß, nach dem Original auf Stein gezeichnet von Fr. Hohe. — 2) Die vorzüglichsten Gemälde der königl. Gallerie in Dresden, nach den Originalen auf Stein gezeichnet. — Ueber die neueste Malerei in Paris. (Forts.) — Akademien und Vereine. — Museen und Sammlungen. — Ausgrabungen. — Neue Kupferwerke, Kupferstiche, Lithographien ꝛc. — Literatur.

Nro. 103.

Ueber die neueste Malerei in Paris. (Forts. — Statistik der Kunst. — Persönliches. — Nekrolog. — Bauwerke.

Nro. 104.

Ueber die neueste Malerei in Paris. (Schluß.) — Bauwerke. — Bildnerei. — Denkmäler. — Gemmenabdrücke. — Malerei.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Romane. 73) Sechs Erzählungen. Nachlaß von L. Achim von Arnim. — 74) Dichter und ihre Gesellen, von J. Frhrn. v. Eichendorff. — 75) Boa Constrictor, von C. Spindler. — 76) Mairosen, herausg. von Fr. v. Arth. — 77) Novellen und Phantasieblüthen von L. Bechstein.

Nro. 123.

Kriegswissenschaft. Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre, et de leurs rapports avec la politique des états, par le Baron de Jomini. — Reisen. Portfolio eines deutschen Journalisten. — Taschenbücher auf 1837. Almanach, den Freunden der Erdkunde gewidmet von H. Berghaus.

Nro. 124.

Aesthetik. 1) Die Kalologie oder die Lehre vom Schönen. Aus Einem Principe vollständig entwickelt, von Dr. Steckling. — 2) Die Aesthetik aus dem Gesichtspunkte gebildeter Freunde des Schönen. Vorlesungen, gehalten zu Bremen, von Prof. Dr. Weber. — 3) Freie Vorträge über Aesthetik, gehalten zu Zürich, von Dr. Bobrik. 4) Aesthetisches Lexicon, von Jg. Fritteles.

Nro. 125.

Aesthetik. 5) Die Malerei der Alten in ihrer Anwendung und Technik, von Architekt R. Wiegmann. — 6) Ein Beitrag zum Leben Michel Angelo Buonarotis, von Dr. Alfred Reumont. — 7) Andrea del Sarto, von Demselben. 8) Anleitung zur Kunstkennerschaft, oder Kunst, in drei Stunden ein Kenner zu werden, von Detmold. — 9) Beiträge zur neuern Kunstgeschichte, von Ernst Förster. — 10) Briefe über Landschaftsmalerei, von C. G. Carus. — 11) Die Kupferstecherkunst und der Stahlstich, von Moritz Henriei. — 12) Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten, von Dr. Müller. — 13) Der Kirchengesang unserer Zeit, beleuchtet von C. H. Sämann. — Taschenbücher auf 1837. Urania. — Bilderwerk. Historische und malerische Wanderungen in Griechenland, herausgegeben von Prof. Braun. — Italienische Literatur. Le mie prigioni. Mes prisons. Meine Gefängnisse. Denkwürdigkeiten von Silvio Pellico von Saluzzo. — Kalender. Nationalkalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1837, von J. H. Meyer.

Nro. 126.

Zur Zeitgeschichte. Rückblicke auf Personen und Zustände, von Ed. Gans.

Nro. 127.

Aesthetik. 14) Umrisse einer Theorie der bildenden Künste, von L. Schorn. — 15) Die Wissenschaft der Metrik. Für Gymnasien, Studirende und zum Gebrauch für Vorlesungen, von K. J. Hoffmann. — 16) Für Kalobiotik, Kunst, das Leben zu verschönern ꝛc., von W. Bronn. — Romane. 78) Gobolphin oder der Schwur. Nach der zweiten Auflage des Engl. übersezt von L. Lar.

Nro. 128.

Adelige Literatur. 1) Ansichten aus der Cavalier-Perspektive im Jahr 1835. Aus den Papieren eines Verstorbenen. — 2) Cavalier-Perspektive. Handbuch für angehende Verschwender, von Chevalier de Lelly. — Aesthetik. 17) Beiträge zur Geschichte der Ausbildung der Baukunst, von Dr. Stieglitz. — 18) Die Elemente des Schönen in der Baukunst. — Beiträge zur Aesthetik der Baukunst ꝛc., von Prof. J. H. Wolff. — 20) J. F. Wolframs vollständiges Lehrbuch der gesammten Baukunst.

Nro. 129.

Adelige Literatur. (Schluß.) — Romane. 79) Eine unter Tausend. Aus den Tagen Heinrich des Vierten, von G. P. R. James, übersezt von W. Lindau. — 80) Das Alleinstehen, von Dr. W. Richter. — 81) Wege zum Glauben, oder die Liebe aus der Kindheit, von J. C. Biernazki. — 82) Keine Erdichtung. Eine Erzählung aus interessanten Thatsachen der neuern Zeit gezogen, von A. Reed. — 83) Nordische Blüthen, herausgegeben von Th. von Kobbe. — Literatur der Eisenbahnen. Kurzer Bericht über die Eisenbahnen von Brüssel nach Mecheln, nebst allgemeinen Bemerkungen über die Eisenbahnanlagen überhaupt ꝛc., von Prof. Dr. Th. Plieninger.

Nro. 130.

Werke des Verstorbenen. Jugendwanderungen. — Semilassos vorlezter Weltgang. — Semilasso in Afrika.

Nro. 131.

Werke des Verstorbenen. (Schluß.) —

Nro. 132.

Neuestes Werk über Paris. Paris im Jahr 1836.

Digitized by Google

№ 157.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 1. Juli 1836.

Im öden Weltgewühle
Hebt Wehmuth meine Brust,
Denk' ich der Knabenspiele
Und ihrer Götterlust.
Zu schnell verrauschte Jahre
Der Unbefangenheit,
Was, zwischen Wieg' und Bahre,
Gleicht eurer Seligkeit?

Matthisson.

Familiengeschichten.

Erzählung von Hermann Kurz.

Mein Vater hatte einen kleinen Posten auf einem der vielen Bureaus der Residenz. Ich war acht Jahre alt, als er starb, und erinnere mich daher seiner noch sehr gut. Er war ein großer, hagerer Mann, mit bleichem Gesicht und kranker Brust; er ist an der Schwindsucht gestorben. Die Mutter steht mir nicht mehr vor dem Gedächtniß; sie starb in meiner frühesten Kindheit. Ich habe meinen Vater immer still, ernst und sehr resignirt gesehen: gelächelt hat er viel, gelacht nicht ein einziges Mal. Er war ein erklärter Schillerianer und glühte mit diesem Dichter für Freiheit und Menschenwürde; der Tell war sein Lieblingsstück, ich glaube, die frische Luft, die in diesem Gedicht weht, hat ihm oft buchstäblich die Brust gestärkt. Goethe konnte er nicht leiden, was ich ihm jezt sehr übel nehme. Ich hatte, was man sagt, einen guten Kopf und war in der Schule voran; von Schillers Gedichten wußte ich schon in meinem sechsten Jahr einen großen Theil auswendig und recitirte sie, wenn ich dem Vater eine ausbündige Freude machen wollte. Er liebte mich sehr und ging besonders gern mit mir spazieren, indem er sich an meinen barocken Einfällen ergözte. Aber oft konnte man keine Freude an mir haben: ich litt als Knabe an einem Uebel, das mich mein ganzes Leben lang verfolgen wird, an der Ungeschicklichkeit. Wenn ich etwas thun wollte, so kam fast immer das Gegentheil heraus. Ich hatte zu den Meinen eine verzehrende Liebe, aber bei meinem trotzigen und widerborstigen Wesen verlezte ich immer da am meisten, wo ich mich am innigsten anschmiegen wollte. Es ging mir oft wie dem Bären, der seinem Gönner die Fliege auf der Nase todtklatschte. Ich weinte im Stillen die bittersten Thränen, ich faßte die besten Vorsätze, aber es half Alles nichts; so oft ich mich Jemanden mit recht liebevoller Zartheit nähern wollte, kam der böse Feind dazwischen, und ich hatte eine Sottise begangen. Darüber wurde ich von Jedermann verkannt, und hatte namentlich mit meinem Bruder Manfred, dem einzigen, der von vielen Geschwistern am Leben geblieben war, manchen harten Strauß zu bestehen. Jeden Morgen erwachten wir mit brüderlicher Liebe, und jeden Abend gingen wir mit dem bittersten Haß zu Bette; ja es fehlte einige Male wenig, daß die Fehde der feindlichen Brüder sehr tragisch geendet hätte. Einmal stritten wir mit einander, und ich gerieth dabei in eine solche Wuth, daß ich plözlich einen großen Stein gegen Manfreds Kopf schleuderte und ihn damit zu Boden streckte; es war ein heilsamer Schrecken für mich, als er leblos dalag und das Blut aus der Wunde strömte,

Digitized by Google

denn nachher kam kein ähnlicher Auftritt mehr vor: wir versöhnten uns unter Thränen, und die Verletzung heilte schnell. Wie elastisch sind doch Knabengemüther, und wie starr und unmilde ist der Geist des Mannes! Bald darauf rettete ich meinem Bruder das Leben; das Eis war mit ihm eingebrochen, und ich zog ihn heraus, während es von allen Seiten um mich krachte. Ich erinnere mich gern an die Stimmung, in der ich bei dem Krachen des Eises war; es ist etwas so Beklommenes und doch so Stolzes in dieser Lage. Ich mußte einmal lebhaft daran denken, als ich auf einer Reise, wo mir sehr übel zu Muthe war und mein Leben aus tausend Wunden blutete, vom Wetter genöthigt, in einer Mühle einkehrte: ich trank in einer Stube, die gerade über dem Mühlwerke lag, der Boden zitterte und wankte unter mir, und so wenig ich auch dabei an eine Gefahr denken konnte, so hatte ich doch ganz dasselbe Gefühl, wie bei jenem Abenteuer auf dem Eise. Freilich war es ein verhängnißvolles Bild, denn mein Daseyn schwankte auf dünnen Brettern über einem Abgrunde.

Von jener Zeit an war ich mit Manfred auf Tod und Leben verbunden. Unsere Arbeiten wie unsere Spiele waren gemeinsam: ich half ihm bei seinen Papparbeiten, er pflegte dafür meine Blumen, die ohne ihn nicht gediehen wären; ich verschaffte ihm das Holz zu seinen Schnitzeleien, und er begleitete mich dafür in meine phantastische Traumwelt. Sonntag Morgens, wo wir länger im Bette bleiben durften, drückten wir das Gesicht in die Kissen und erzählten einander von den farbenreichen Bildern und den wundervollen Mährchen, die wir vor uns entstehen sahen. Abends schlichen wir um den Kirchhof herum und bestanden tausend Abenteuer mit Gespenstern, die wir alle, wenn sie kaum erfunden waren, mit unerschütterlicher Festigkeit glaubten. Diese Lebensgemeinschaft wiederholte sich nach langer Trennung auf der Universität, wohin ich dem einige Jahre ältern Manfred nachfolgte. Wir waren dort noch ein Jahr zusammen und kamen fast mit Niemand außer uns in Berührung. Ich brauche dir von dieser Zeit nichts zu erzählen, Lucie, denn du hast ja eben damals uns Beide kennen gelernt; du weißt, wie wir im tiefsten Ernst und in der wildesten Fröhlichkeit immer zusammentrafen, wie wir unsere Abende mit den blendendsten Strahlen erleuchteten und freilich meist nebelhaft beschlossen. Man nannte uns die tollen Brüder: es hätte keine Tiefe des Meeres gegeben, in die wir uns nicht gestürzt hätten, um die verborgensten Perlen jauchzend heraufzubringen. Es war ein Jahr, von dem man füglich sagen konnte, daß ein ganzes Menschenleben mit Kapital und Zinsen darin aufgezehrt worden sey. Ich rede nicht gern von jener Zeit, denn sie war auch sterblich, was ich in meinem Uebermuthe nie glauben wollte. Auch von Arthur laß mich schweigen, den ich immer meinen süßen, verwünschten Prinzen nannte, und der das verkörperte Mährchen unserer bunten Elfenwirthschaft war. Es war eigentlich nur der Traum eines Dichtergemüths, der beim Aufwachen verschwinden mußte; in der Wirklichkeit aber ist er, wie du weißt, nicht so sanft gestorben: auf einem seiner wilden, verstörten Ritte stürzte er vom Pferd und starb, wie jener liebliche Knabe Shakespeares. Du weißt auch, welche Wendung es mit Manfred genommen hat: er ist in Indien, für mich betend, gestorben. Er war der Bessere.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Lissabon.

Der Pfingstfestmorgen.

Um zehn Uhr fand ich mich in der Cathedrale von Santa Maria, der sogenannten Sé ein. Ich weiß nicht, ob mehrere erzbischöfliche Kirchen auf der Halbinsel, oder nur die des Kardinalpatriarchen von Lissabon den lezteren Namen führen, man wird aber zugeben, daß er nicht an überflüssiger Länge leidet und ein wenig seltsam klingt. Die Sé hat überhaupt in ihrer äußern Erscheinung etwas Seltsames, sie ist wie der Revenant eines Doms, und zwar eines spanischen oder lusitanischen, der bei Lebzeiten sehr nahe mit dem Inquisitionspallaste verwandt war. Damals jauchzten seine Glocken jedesmal feurig, jugendlich, majestätisch über die Stadt, wenn jener seine Thore öffnete und der feierliche Zug des Auto da fé aus demselben begann; seine Wangen rötheten sich von den Flammen, welche auf dem Roscio aufstiegen, und im Innern der Sé rauschten zufrieden die ungeheuern Vorhänge vom höchsten Gewölbe bis auf den Marmorboden, und Alles war gut. Aber seitdem ein physisches und moralisches Erdbeben ihre Grundfesten erschütterte, sieht die Cathedrale einer Leiche ähnlich. Ihre bleichen Wangen röthen sich nicht mehr, das Geläute ihrer Glocken tönt wie ein Geisterruf, und vergebens blickt sie mit erloschenem Auge hinab nach dem Roscio. Ich kann die Sé nicht ohne Rührung betrachten. Sie erscheint mir wie eine Mutter, welche die Erziehung verstand und von ihren Kindern angebetet ward, wenn gleich sie zuweilen züchtigte. Aber die Kinder wuchsen heran und wurden klug, und lachen nun heimlich und öffentlich über die altgewordene Mutter; das ist gewiß nicht recht.

Als ich die Sé am heutigen Morgen betrat, herrschte ein Leben darin, welches in der That Aehnlichkeit mit dem Treiben hinter den Coulissen einer Bühne hatte,

Digitized by Google

wie es einer theatralischen Vorstellung voranzugehen pflegt. Die katholische Kirche ist in diesem Punkt weit liberaler, als die protestantische, indem sie durchaus kein Geheimniß aus den nothwendigen Zurüstungen zum irdischen Pompe ihrer Feste macht, und Jedermann erlaubt, sich die Dinge ein wenig in der Nähe zu besehen. Wie würde ein protestantischer Superintendent sich erzürnen, wenn irgend ein Unberufener in die Sacristei dringen und Zeuge seyn wollte, wie er die Würde des schwarzen Talars über sich hängt? hier durfte alle Welt ganz frei sich in den Seitenkapellen aufhalten, wo die Geistlichkeit ihre Toilette machte und die Gefässe und Utensilien zum Hochamt sowohl, als zur Procession zurecht stellte. Fünfzig bis sechzig Knaben oder Jünglinge in langen, scharlachrothen Röcken mit Spitzenkragen oder einem eigenthümlichen Spencer von weißem Filet machten dabei die Aufwartenden, und zwar ganz im Geist ihres Alters, ohne den mindesten Zwang. Diese Bursche, fast alle schön, bilden ein Corps, über das der Fremde anfänglich erstaunt; sie scheinen die Herrn der Kirche, laufen darin oft spornstreichs hin und her, wandern Arm in Arm, gemüthlich schwatzend, oft lachend, auf und ab, selbst während an verschiedenen Altären Messe gelesen wird, spielen mit den Weihrauchfässern und andern heiligen Geräthschaften und gehen auf vertrautem Fuß mit den Geistlichen um, welche mit ihnen lachen und scherzen; auch habe ich nie bemerkt, daß Einer einen Verweis erhalten hätte. Der Geistlichen, welche nach und nach in allen erdenklichen Trachten die Cathedrale anfüllten, war eine Unzahl; sie erschienen in schwarzen, scharlachnen, blauen, violetten seidenen Kleidern, in Mützen und Hüten aller Formen, rothen und blauen Strümpfen; kurz in so unendlich verschiedenen Nüancirungen des Costüms, vermuthlich nach dem Rang, den Jeder einnahm, daß es mir unmöglich war, unter den Vielen auch nur Wenige genau in's Auge zu fassen. Auch sie gingen meist erst lange im Dom spazieren, der schon mit knieenden Frauen beinahe angefüllt war, begrüßten einander, unterhielten sich freundschaftlich mit ihres Gleichen oder mit Herrn und Damen, welche ankamen und gingen, ertheilten den Bettlern, die schaarenweis um die Pfeiler der Kirche lagerten, ihren Segen, und ließen sich von diesem und Jenem die Hand küssen. Eine Wache von etwa zwanzig Huissiers mit großen Speeren, gepudertem Haar, Zöpfen, Schuhen und Strümpfen und rothen Uniformen im Schnitt des vorigen Jahrhunderts, bildete den Nachtrab der hier im Dienst des Herrn Befindlichen; im Ganzen mochten es dieser fungirenden Personen etwa fünfhundert seyn.

Was eigentlich vorgehen sollte, wußte ich nicht mit Bestimmtheit, und folgte daher stets dem größten Haufen. So kam es, daß ich nach einem der Portale mit fortgezogen wurde, wohin sich Alles drängte. Die Glocken begannen zu läuten; ein zitternder Greis im langen Priestergewand, von zwei Geistlichen in rothseidenen Kleidern geführt, während zwei andere seine Schleppe trugen, wankte langsam die Stufen herauf. Ich kannte ihn schon: es war der Kardinalpatriarch. Er hatte Mühe, in die Kirche zu kommen und vorzuschreiten; Alles drängte sich zu seinen Füßen, Alles wollte ihm die Hand küssen, und die Bewegungen, zu denen er genöthigt war, um so vielen frommen Anforderungen zu genügen, hatten etwas Seltsames. Mit convulsivischer Schnelligkeit bewegte der Greis seine beiden Hände, was das Segenspenden vorstellte; eine derselben war mit einem großen Brillantring geschmückt, und diese wurde stets zum Kusse gereicht; doch nur Priester schienen zu dieser Ehre zu gelangen. Ich irrte mich indessen in dieser Vermuthung, denn kaum war der Patriarch in der großen Halle angelangt, wo die Meßgewänder aufbewahrt werden, als die Schaar der rothen Knaben ihn zu umschwirren begann, und keck eine Huldigung übte, die ein bescheidener Laie wohl kaum gewagt hätte. Sie griffen nach seinen Händen, nach seinen Kleidern, um sie zu küssen, was der hohe, bleiche Greis ernst und geduldig erlaubte, und es vergingen ein paar Minuten, bis er dieser Bande ledig war und sich in eine Art von Kabinet zurückziehen konnte, welches Wände von prachtvollen Vorhängen bildeten. Ein Cruzifix mit einer brennenden Lampe stand am Eingang dieses Raumes. In demselben fand nun die Bekleidung des Kirchenfürsten in pontificalia statt, wobei die höchste Geistlichkeit, der Erzbischof von Lissabon an der Spitze, ihn bediente.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juni.

Peter Schöffer und sein Monument zu Gernsheim.

*) Peter Schöffer (lateinisch Opilio — Schäfer [illegible] weilen auch Petrus Gernsheimensis, oder Petrus de Gernsheim genannt, war zu Gernsheim, einem vormals kurmainzischen, nun großherzoglich hessischen Städtchen auf dem rechten Rheinufer, von bürgerlichen Eltern, höchst wahrscheinlich zwischen 1420 und 1430 geboren. Ueber den Ursprung seines Geschlechts läßt sich durchaus nichts mehr ermitteln, indem die alten Kirchenurkunden durch die Franzosen auf Befehl ihres Kriegsministers Louvois verbrannt wurden. So viel steht fest, daß Schöffer sich schon sehr frühe nach Paris begeben hatte und sich dort als Schönschreiber eine Summe Geldes verdiente. Als um das Jahr 1445 Gutenberg von Straßburg nach Mainz zurückgekehrt war und sich, wegen Mangel an eigenem Fonds, mit dem

Digitized by Google

geldgierigen Fust associren mußte, um sein erfundenes Werk des Bücherdrucks fortzusetzen, war die Kunst noch so in ihrer ersten Entwickelung begriffen, daß alle Typen, obgleich beweglich, von einer Größe waren, so daß die Initialen oder großen Anfangsbuchstaben auf den Druckschriften ausgelassen, mit der Feder beigeschrieben und mit Farben verziert, gleichsam hinzugemalt wurden; das kalligraphische Talent Schöffers war demnach die erste Veranlassung, daß Gutenberg und Fust diesen jungen Mann in ihrem Geschäft verwandten. Schöffer aber, der nicht allein den Werth seines Talentes gut zu schätzen wußte, sondern sich in Paris auch feine Sitten und andere Kenntnisse erworben hatte, durchschaute schnell die Wichtigkeit der Erfindung, zu welcher auch er seine Fähigkeit hergeben sollte. Es ist kein Zweifel, daß Fust die ersten Druckschriften, nachdem sie besonders von Schöffers schöner Handschrift verziert waren, in Paris und anderwärts als Manuscripte verkaufte, und auf diese Weise sich bald ein großes Vermögen erwarb, wozu allein schon die Thatsache einen vollgültigen Beleg abgeben dürfte, daß Schöffer nach Fusts Tode nach Paris reiste, um die Ausstände dieses Letztern zu reguliren, und daß sich als Resultat ein Guthaben von 11,000 Livres ergab, welche damals sehr große Summe auf Befehl des Königs Ludwigs XI. den Erben Fusts in jährlichen Raten von 800 Livres bezahlt wurde. Der kluge Schöffer machte alsbald zur Bedingung seiner fortgesetzten Thätigkeit die völlige Einweihung in das Kunstgeheimniß und die Theilnahme an dem einträglichen Geschäft. Vor dem Eintritt Peter Schöffers in die Gesellschaft druckten Gutenberg und Fust schon kleine Grammatiken, lateinische ABC-Bücher, Horarien oder kleine Gebetbücher, wobei sie sich beweglicher Buchstaben, die aus Holz geschnitten waren, bedienten. Allein das wichtigste Werk, welches sie wahrscheinlich 1452 begonnen hatten, war der Druck einer Biblia latina vulgata — der sogenannten 42zeiligen Bibel — wobei sie zum ersten Male Metalltypen gebrauchten. Durch dieses geschichtliche Factum allein ist es, was übrigens von keinem Geschichtsforscher bezweifelt wird, unumstößlich erwiesen, daß die Erfindung der Buchdruckerkunst mit beweglichen und Metallbuchstaben bereits vollständig gemacht war, als Schöffer in das Geschäft eintrat, und wir führen es nur an, um den großen historischen Mißstand näher hervortreten zu lassen, welcher sich dadurch ergibt, daß man auf der Inschrift des Denkmals Schöffers, welche wir unten mittheilen werden, demselben das Epitheton: Miterfinder der Buchdruckerkunst beilegte. Allerdings aber hat Schöffer große Verbesserungen mit dieser jugendlichen Erfindung vorgenommen; sein Schönheitssinn gab den Lettern eine gefälligere Gestalt, die Initialen brauchten nicht mehr geschrieben zu werden, er verbesserte das Gußmetall, ganz besonderes Verdienst erwarb er sich aber durch Verfertigung eiserner Stählernen Matrizenstempels. Fust durchschaute sehr bald das Talent Schöffers und suchte sich ihn immer enger zu verbinden; zu diesem Ende gab er ihm seine einzige Tochter Christine zur Frau. So, nicht allein in dem Besitze des vollständigen Druckgeheimnisses, sondern auch eines ansehnlichen Vermögens, und in der gewissen Aussicht der außerordentlichen Einträglichkeit dieses Geschäftes, fand man nun, daß der redliche Erfinder dieser merkwürdigen Kunst für die Ausbeute derselben überflüssig sey; man setzte sich daher mit Gutenberg in gerichtlichen Streit, ließ den braven, unglücklichen Mann pfänden, und erhielt auf diese Art nicht allein alle vorräthigen Druckgeräthschaften, sondern entäußerte sich auf viele Jahre eines gefährlichen Rivalen. Wenn Schöffer auch nicht Veranlassung gab zu diesem brandmarkenden Verfahren gegen den größten Wohlthäter der Menschheit, so lastet doch die schwere Schuld auf ihm, daß er ein Helfershelfer des wucherischen und bösartigen Fust war. Als Schwiegersohn des reichen Mannes und Inhaber eines schönen Druckgeschäfts, gelangte Schöffer in Mainz bald zu mannichfaltigen Ehren und Auszeichnungen. In Paris hatte er sich wahrscheinlich einigermaßen mit dem Rechte bekannt gemacht, und so ernannte ihn der Kurfürst zum Richter bei dem weltlichen Gerichte zu Mainz. Dieses ausgezeichnete Ehrenamt, das sonst nur Adelige und Doctoren der Rechte ausübten, bekleidete er von 1489 bis zu seinem Tode. Schöffer betrieb so rastlos und mit so glücklichem Erfolg das Druckgeschäft, daß er in wenigen Jahren im Besitz dreier Häuser in Mainz war und sich, um den Buchhandel auch in Frankfurt zu betreiben, das Bürgerrecht in genannter Stadt kaufte. Aber auch Gutenberg hatte sich nicht entmuthigen lassen; er fing wieder im Kleinen an, und bald war er wieder im Besitze vollständiger Geräthschaften. Bis zum Jahr 1462 war die Buchdruckerei ausschließliches Geheimniß von Mainz; aber am 28sten Oktober jenes Jahres wurde in einer Fehde zwischen dem Erzbischof Diether von Isenburg und dem Pabste Pius II. die Stadt erstürmt, wodurch die Blüthe des reichen Mainz auf lange Zeit völlig vernichtet wurde. Alle Gewerbe geriethen in's Stocken, alle Druckereien standen still; die Arbeiter, durch einen Eid zur Bewahrung des Kunstgeheimnisses gebunden, verließen die Stadt, vergaßen ihren Schwur und verbreiteten so die geheime, wunderbare Kunst in alle Länder. Auch Schöffer wanderte nach Paris aus und kehrte erst 1476 wieder nach Mainz zurück, von wo an bis zu 1502 noch 27 neue Schriften aus seiner Offizin hervorgingen. Sein letztes Druckwerk war die vierte Auflage des Psalteriums, welches noch heute als ein Pracht- und Meisterwerk der Typographie betrachtet wird. Schöffer war damals beinahe 80 Jahr alt. Sein Todestag läßt sich nicht ganz genau bestimmen; wahrscheinlich aber schloß er die lange Laufbahn seines Künstlerlebens zwischen dem 21sten December 1502 und dem Palmsonntage 1503. Kein Denkstein bezeichnet uns sein Grab. Die heutigen Bürger seines Geburtsortes, der Stadt Gernsheim, glaubten eine Ehrenschuld zu entrichten, indem sie demselben am 9ten Juni dieses Jahrs ein schönes Monument auf dem schönsten Platze ihrer Stadt, der nun Schöffers Namen trägt, und zwar auf eigene Kosten errichteten. Das Standbild, aus einem einzigen Heilbronner weißen Sandsteine gemeißelt, mißt 12', und ruht auf einem Piedestal von gleicher Höhe. Der ehrenwerthe Druckerherr, im kräftigen Mannesalter, steht da in einem langen, mit Pelz verbrämten Ueberwurf, sinnend, eine Tafel mit Matrizen in der linken Hand, mit der Rechten bedeutungsvoll darauf hinweisend. Die Schriftcharaktere bilden die Worte: Matrizen und Patrizen, und die Jahreszahl 1450. Auf der Vorderseite des Piedestals ist folgende Inschrift in gothischen Charakteren eingehauen:

Dem Andenken Peter Schöffers von Gernsheim, weltlichen Richters zu Mainz, dem Miterfinder der Buchdruckerkunst, der durch seinen Forschungsgeist diese Kunst vervollkommnet und mit dem thätigsten Eifer verbreitet hat, weihet diesen Denkstein seine Vaterstadt, das dankbare Gernsheim, im Jahre des Heils 1836.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 158.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 2. Juli 1836.

— Wie heiter spielest du
Mit deinen Kindern, alte Mutter Kirche!
Pope.

Aus Lissabon.

(Fortsetzung.)

Indessen ordnete sich draußen ein Zug, und hiebei waren die rothen Jünglinge die thätigen Adjudanten. Nach Ablauf einer halben Stunde wurde auf ein gegebenes Zeichen an zwei großen goldenen Schnüren gezogen, die Vorhänge wichen zurück, und der Patriarch war im höchsten Ornate zu schauen. Er trug einen langen Ueberwurf von Goldstoff und eine Mütze, ganz mit Rubinen und Diamanten bedeckt. Die vornehmsten Priester unterstützten ihn, und die Schleppe seines Mantels reichte so weit, daß eine ganze Schaar, bis zehn Schritt hinter ihm, sie halten und tragen konnte. Ein kostbarer Baldachin war bereit, und unter ihm wandelnd, bewegte sich nun das Oberhaupt der lusitanischen Kirche in das Schiff der Cathedrale hinaus. Ein schöner Choral, von zwei Orgeln zugleich gespielt, empfing ihn hier und dauerte fort, bis der Umzug in der Kirche vollendet und am Hochaltar angekommen war. Hier erstieg der Patriarch seinen Thron, zu dessen Stufen der Erzbischof und noch zwei Andere sich niederließen, und das Hochamt begann nun, während die Musik schwieg.

Mitten in der heiligsten Stille ereignete sich etwas, das ich nach meinen deutschen Begriffen von Kirchenanstand für unpassend und störend hielt, was aber hier nicht im Geringsten auffiel: ein Hund, der vermuthlich getreten ward, schrie laut. Die Hunde haben das Privilegium, überall zu seyn, und werden ganz friedlich in den Kirchen geduldet. Warum sollte man sie auch hinausjagen? Sie schlafen da in der Regel so süß, wie wir Menschen daheim. Genug, ein Hund schrie jämmerlich, aber er verstummte endlich auch wieder, und jezt begann oben jene Musik, die schon bei der Vermählung der Königin meinen Unwillen erregt hatte, dünne, kreischende Violinstriche, das Tactschlagen des Dirigenten mit einem Notenblatt in seine flache Hand, so daß es weit und gräulich durch den Dom schallte; da ergriff ich die Flucht. Noch einen Blick warf ich auf den bleichen, unbeweglichen 85jährigen Greis auf dem Throne, wie er, einer geschmückten Leiche gleich, da saß, und beeilte mich, in das Freie zu kommen. Auf der Terrasse hielt die Carosse des Patriarchen, eine aus vergoldeten Leisten und Glasscheiben bestehende Antike, gewiß so alt, als ihr Besitzer, mit sechs Maulthieren bespannt und umgeben von Bedienten in Livreen, deren Schnitt auch nicht der allermodernste genannt werden konnte. Solches finde ich in der Ordnung: ein Cardinalpatriarch ist kein Modemann, sondern der Repräsentant einer Zeit, die nicht mehr ist.

Ich kann nicht unterlaſſen, noch einen Gebrauch hier anzuführen, den ich in der Pfingſtwoche hier beobachtete, und von dem ich nicht weiß, ob er in irgend einer andern katholiſchen Stadt beſteht. In allen Straßen Liſſabons begegnete man nämlich um dieſe Zeit und noch heute Kirchendienern oder Frades in ihren rothen Röcken mit hellgrünem Kragen, immer zu Zweien und begleitet von einem ſehr gepuzten Menſchen, dem ein Dudelſack über der Schulter hängt, deſſen nie ſchweigendes Geknarr die Handlung verkündigt. Die Frades tragen an langen Stangen rothſammtne Fahnen, in deren Mitte eine kleine metallene Taube befindlich iſt, zugleich aber unter dem linken Arm ehrerbietig eine lebendige, wirkliche Taube, und entweder dieſe oder das Bild auf der Fahne bieten ſie den Vorübergehenden zum Kuſſe an, wofür ſie von dem, der küßt oder nicht küßt, eine Gabe erhalten. Sie halten Jedermann auf der Straße an und reichen ihre Fahnen ſo hoch an den Häuſern hinauf, als es nur irgend gehen will, indem ſie an die Balkone klopfen und den Bewohnern zu erkennen geben, daß das Zeichen der Gnade nahe ſey. Ich ſah dieſe Colporteurs des heiligen Geiſtes in dichte Haufen von Soldaten und Matroſen hineinbrechen und die Taube gegen bärtige, verwitterte Antlitze preſſen; was Portugieſe war, ließ es ſich gefallen und ſuchte auch wohl ein paar Vintems in der Taſche, Andere ſah ich lächelnd ſich abwenden. In einer Straße, durch die mich mein Weg führte, ſuchte ein Frade ſeine Fahne wo möglich bis zu einem Balkon im dritten Stock zu erheben, auf welchem eine Frau ſtand, die großes Verlangen zu haben ſchien, das Emblem der Fahne zu küſſen. Da es nicht ging, beſtieg der Knabe einen Eckſtein und dehnte und reckte ſich, Senhora dagegen beugte ſich weit über die Brüſtung ihres Altans herab und ſtreckte ihrerſeits die Arme nicht minder lang aus, um den Knopf der Fahne zu erfaſſen; vergebens. Hinter ihr ſtand der Gemahl und hielt ſie am Kleide feſt. Da erſah der gewandte Burſche ſeinen Vortheil und kletterte raſch von dem Eckſtein auf den Himmel einer zweirädrigen Kutſche, die zufällig vor dem Hauſe hielt. Nun ging Alles ganz vortrefflich; aber während die Dame oben ihr religiöſes Gefühl befriedigte, hatte unten der Böſe ſein Spiel: die Kutſche ſezte ſich zu früh in Bewegung, der hübſche Rothrock, der auf ihr ſchwebte, kam in's Fallen, und würde ſich vielleicht ſchwer verlezt haben, wenn ihn nicht ein dicker Krämer hülfreich in ſeinen Armen aufgefangen hätte. So viel Eifer mit ſo viel Gefahr iſt von Seiten der frommen Dame vermuthlich anſtändig belohnt worden. Wie groß biſt du, du alte Kirche! Ich erkenne deine Größe ſelbſt in dieſem lächelnden Zug deines majeſtätiſchen Antlitzes.

Familiengeſchichten.

(Fortſezung.)

Ich bin ganz von meinem Vater abgekommen. Er war das einzige Weſen, das mich verſtand. Er wußte meine ſeltſame Weiſe zu deuten: wenn er ſah, wie die Liebe in meinem Herzen rang und ſich doch nicht offenbaren konnte, dann ſchüttelte er ſehr betrübt den Kopf. Einmal nahm er mich auf einen Spaziergang mit und erzählte mir viel aus ſeinem Leben. Er galt ſchon in ſeiner Jugend für einen ſehr tüchtigen Geſchäftsmann und hatte Hoffnung, eine ehrenvolle Laufbahn zu machen. Aber gleich das erſte große Geſchäft, das man ihm anvertraute, war eine Unterſuchung: ein Finanzbeamter hatte Reſt gemacht, und mein Vater ſollte die Kaſſe beſichtigen und darüber Bericht erſtatten. Der Mann dauerte ihn ſehr, denn er ſah bald, daß er nicht zu retten ſey. Nun gab man ihm deutliche Winke, wie er die Sache behandeln müſſe, aber er ging ſeinen geraden Weg und ließ ſich bei der Anzeige nur von der Wahrheit leiten, auf die er beeidigt war; der Beamte wurde ſchuldig befunden und mit einem guten Gehalte penſionirt, mein Vater aber hat ſich von da an vergebens um eine Anſtellung beworben. Am Ende mußte er froh ſeyn, auf einem Bureau der Finanzverwaltung mit einem Taggeld unterzukommen. Hiebei machte er keine Nutzanwendung, aber er ſah mich mit einem Blick an, der tiefer in meine Seele gedrungen iſt, als alle Paragraphen. Dann ſprach er von meinen Geſchwiſtern, die in früher Jugend geſtorben waren, und von der Mutter. Darauf bückte er ſich, brach ein Veilchen, das am Wege ſtand, und gab es mir. Es war ſein ſechs-und-vierzigſter Geburtstag. Zwei Tage nachher war er todt. Glückliche Tage hat er wenige genoſſen, und doch — „auch er war in Arkadien geboren!“ Eigentlich aber ſtammte er aus Weſtphalen: ſein Großvater war von dort hergekommen; ich hörte in meiner Kindheit ſagen, er habe wegen eines Duells fliehen müſſen und ſey aus einem edeln Hauſe geweſen.

Nach des Vaters Tode wurden wir Brüder getrennt, Manfred kam zu einer Tante auf's Land, mich nahm der Großvater von mütterlicher Seite auf, ein ehrſamer Bürger und Rathsherr in einer mediatiſirten Reichsſtadt. Dort führte ich das angenehmſte Leben; ich war der Augapfel meines Großvaters und mußte ihn überall hin begleiten. Der Hauptreichthum jener Stadt beſtand in Grundeigenthum; ſo hatte auch er viele Güter, die nachher unter zwölf Kinder vertheilt wurden; denn ſeine Familie war gerade ſo groß, als die Familie Jakobs des Patriarchen. So oft mir die Schule eine freie Stunde ließ, war ich mit ihm im Garten oder auf einem

Acker, einem Baumgut; ich lernte die Früchte kennen und die Bedingungen ihres Wachsthums, dann unterrichtete er mich in der Behandlung seiner Flora, die jedoch nicht sonderlich vornehm war, sondern meist aus Rosen, Nelken, Tulpen, Sternen, Sonnenblumen, Astern und Aurikeln bestand. Diese Blumen sind mir auch die liebsten geblieben. Dazwischen ruhte er mit mir aus und erzählte mir mit dem Stolz eines ächten Reichsbürgers aus der früheren Geschichte der Stadt: Glück und Unglück bewahren sich in einem so engen Kreise ein viel treueres Gedächtniß, als in der breiten Zersplitterung eines größern Staates. So hörte ich damals schon von den Hohenstaufen reden: sie hatten das Dorf mit Mauern umgeben und in den Rang der Städte erhoben, dafür blieb ihnen die junge Stadt dankbar und wahrte ihre jungfräuliche Treue gegen die Feinde der Kaiser, bis endlich das ganze herrliche Geschlecht unterging. Ein Sturmbock, den die Bürger bei einer vergeblichen Belagerung dem Pfaffenkönig Heinrich Raspe abgenommen hatten, wurde noch lange nachher als ein stolzes Denkmal der Tapferkeit und Treue gezeigt. Auch die Kirche, welche der Jungfrau Maria während der Noth der Belagerung gelobt worden war, und zu deren Schiff jenes Kriegsgeräthe das Maß gegeben hatte, war eine rührende Erinnerung an die Zeiten, wo Mannhaftigkeit und frommer Glaube noch verschwistert waren. Von spätern Kriegsthaten zeugte eine Ausfallpforte an einem Thurm, den ein Vetter, ein Glockengießer, zu seiner Werkstatt gemacht hatte. Mit besonderem Triumph aber erzählte mir der Großvater von den Reformationszeiten; der praktische Sinn einer Handel und Gewerbe treibenden Stadt mußte frühzeitig mit dem damaligen Zustande der Kirche in Widerspruch treten; man nahm die neue Lehre mit Jubel auf, ein Geistlicher, Bürger der Stadt und persönlicher Freund des großen Reformators, besorgte ihre Einführung, und die Stadt hielt unter schweren Anfechtungen mit ehrenvoller Beharrlichkeit an ihr fest. Auch die Stürme des dreißigjährigen Kriegs gingen nicht spurlos über ihre hohen Mauern weg. Freund und Feind erschienen nach einander und nahmen mit gleichem Recht den Seckel der Stadt in Anspruch. Das alte Lied: „Der Schwed ist kommen," beweist, welch geringe Hoffnungen eine protestantische Stadt auf diesen Bundesgenossen setzen durfte. Einmal, als der Krieg schon in den lezten Zügen lag und in den meisten Theilen Deutschlands nur noch von einzelnen Corps, die sich selbstständig gemacht hatten, gegen Niemand oder gegen Jedermann fortgeführt wurde, erschien eine schwedische Streifpartie vor den Thoren der Stadt, mit der unverholenen Absicht, durch eine lezte und durchgreifende Plünderung sich geschwinde noch möglichst zu bereichern. Da geschah etwas, was in den Erzählungen der Poeten häufiger vorzukommen pflegt, als in der Wirklichkeit. Man sandte den Syndicus hinaus, um mit dem feindlichen Anführer zu unterhandeln. Der Syndicus war der einzige Gelehrte in der Regierung der Stadt, die sonst, ganz demokratisch, aus ehrsamen Bürgern und wackern Handwerkern zusammengesezt war. Als er vor den Marodeurgeneral geführt wurde, erkannte er in ihm einen Jugendfreund, mit dem er zu Wittenberg studirt hatte; der wilde Krieger war bewegt, sie sprachen von der alten schönen Studentenzeit, und die Stadt kam mit einer mäßigen Contribution durch. Dies geschah am Peter- und Paulstag; zur Erinnerung an die überstandene Gefahr wurde dieser Tag von nun an als ein Fasttag begangen. Die rührende Sitte verlor sich mit dem Andenken, aber mein Großvater beging das Fest bis an seinen Tod: er fastete den ganzen Tag und las in der Bibel; Abends aß er ein Stück trocken Brod, trank ein Glas Wein und ging dann zu Bette. Nie habe ich einen schönern alten Mann gesehen; so muß Johannes als Greis gestaltet gewesen seyn, als er nur noch sagen konnte: Kinder, liebet einander. Er hieß auch Johannes, und war immer freundlich wie ein Kind; gewöhnlich saß er in einem Lehnstuhl am Fenster und las durch ein Brennglas, das er in der Hand hielt, halblaut in einer alten Bibel vom Jahr 1608; dabei fielen ihm seine silberweißen Locken lang in's Buch herab. Er reichte weit in's vorige Jahrhundert zurück, er war gerade zehn Jahre älter, als Goethe, und starb auch zehn Jahre vor ihm.

Viel erzählte er von einem schrecklichen Brande, der die Stadt im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts betroffen hat; derselbe war auch auf der Ofenplatte in seiner Stube abgebildet. Die Geschichte dieses Brandes hatte der Großvater von seinem Vater, der, damals neun Jahre alt, mit sechs andern Kindern in der Verwirrung des Augenblicks in einen großen Kleiderkasten gesperrt und zur Stadt hinausgetragen wurde. Auf einer Anhöhe blieb der Kasten einen ganzen Tag unter dem heftigen Geschrei der Kinder stehen. An diesen Brand knüpfen sich anmuthige Familiensagen: viele Kinder gingen verloren, sie hatten sich, ihre Eltern suchend, weit weg verlaufen, und kamen lange nachher aus fernen Ländern fremd und reich wieder zurück. Vielleicht, Lucie, erzähle ich dir einmal einige von diesen Geschichten, die dich in die Zeit der Insel Felsenburg zurückführen. Ein Geistlicher der Stadt, natürlich auch aus meinem Geschlecht, der drei Jahre vorher gestorben war, hatte längst dieses Unglück geweissagt, und jede seiner Strafpredigten mit den Worten geschlossen: aber es wird dereinst ein Brand kommen, den Niemand zu löschen vermag! Als ein Strafgericht wurde die Begebenheit auch von der ganzen Stadt angesehen. Grauenhaft

lautete die Beſchreibung, wie zu der Flamme ſich der Wind geſellte und ſie weiter jagte, ſo daß immer eine ganze Straße faſt mit Einemmal anging und alle Löſchanſtalten vergebens waren. Wenn eine Straße ganz im Feuer ſtand, ſo drehte ſich der Wind und trieb die Flammen wieder nach einer andern Richtung hin. Der Brand war ſo groß, daß man die Röthe in der Schweiz ſehen, und in einer mehrere Stunden entlegenen Stadt, wie der Großvater ſich ausdrückte, „mitten in der Nacht einen Kreuzer vom Boden aufleſen konnte.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Mainz, Juni.

(Fortſetzung.)

Gutenbergs Denkmal.

Die feierliche Enthüllung des von dem als ſehr talentvoll bekannten großherzoglich heſſiſchen Hofbildhauer Scholl in Darmſtadt meiſterhaft ausgeführten Denkmals zum Andenken Schöffers hatte am 9ten Juni, als dem Geburtstage des Erbgroßherzogs von Heſſen, ſtatt, welcher auch an dieſer Feierlichkeit ſammt ſeiner durchlauchtigen Frau Gemahlin Antheil nahm. Außer vielen Tauſenden von Zuſchauern des In- und Auslandes, welche dieſes Feſt angezogen hatte, bemerkte man mit Vergnügen, mit welcher aufopfernden Thätigkeit und Liebe ſämmtliche Buchhändler, Drucker und Buchbinder mit allen ihren Gehülfen aus Darmſtadt, ſo wie alle Sänger, Tonkünſtler und Maler aus derſelben Stadt durch ſchön geordnete Züge mit Fahnen, Muſik, Geſängen und allegoriſchen Gemälden äußerſt ſinnreich dieſe Feierlichkeit zierten.

Schöffers Manen ſind nun befriedigt; ein ſtolzes Standbild aus dauerhaftem Stein, in ſeiner Geburtsſtadt errichtet, bewahrt ſein Andenken auf lange Zeit. Gutenbergs Geiſt darf nicht mehr lange auf eine gleiche Huldigung warten; in Kürze wird ein Monument, von dem erſten Plaſtiker der Welt, Thorwaldſen, entworfen und gemodelt, von dem berühmteſten Bronzirer, Crozatier in Paris, in Erz ausgeführt, die Stelle ſeiner Vaterſtadt Mainz zieren, die Gutenbergs Namen trägt. Alle Hinderniſſe ſind beſiegt, ſowohl die techniſchen, als die pecuniären, da keine Zweifel über den glücklichen Guß beſtehen können, und die Stadt Mainz eine vollſtändige Garantie über den Koſtenpunkt übernommen hat. In letzterer Hinſicht möge uns erlaubt ſeyn, zu bemerken, von welchem Geſichtspunkte die Gutenbergscommiſſion ausging, als ſie im Jahr 1832 ihre Einladung zu Beiträgen für das Denkmal in die Welt ſchickte. Sie betrachtete die Erfindung als die Aera der Civiliſation, und ein Monument des Erfinders als eine Pflicht der Nationen; die Ehre der Theilnahme gebührte der ganzen unterrichteten Menſchheit. Die Stadt Mainz würde ſich eines großen Egoismus ſchuldig gemacht haben, wenn ſie, in kleinlicher Betrachtung, daß Gutenberg zufällig in ihren Mauern geboren wurde, ſich allein hätte die Ehre anmaßen wollen, demjenigen, der mit ſeiner Erfindung eine Fackel der Aufklärung, des Rechts, der Humanität der Welt aufſteckte, ein Denkmal zu ſetzen. Mainz bedurfte zu einem ſolchen Zweck der Beiträge des Auslandes nicht; Mainz wollte ſich aber keinem gerechten Tadel durch Einſeitigkeit und Willkühr ausſetzen, darum glaubte es allen Gebildeten, allen Körperſchaften, allen Nationen die Ehre der Betheiligung an einer dem großen Weltbürger darzubringenden Huldigung nicht verſagen zu dürfen. Es bedurfte aber nur einer einzigen, in einem Berliner Blatt enthaltenen verletzenden Bemerkung über die Einladung zu Beiträgen, um die Commiſſion zu beſtimmen, keine fernern Schritte mehr in dieſer Hinſicht zu thun, ſo wie auch alsbald der ſtädtiſche Vorſtand den Beſchluß faßte, die ganze noch fehlende Summe zu decken. Der Zweck, den die Commiſſion hauptſächlich beabſichtigte, iſt nun doch erreicht, ohne der jedenfalls näher ſtehenden Pflicht der Stadt Mainz Eintrag zu thun, denn es finden ſich unter den Beitragenden Perſonen aus faſt allen Nationen, ſo daß das Monument allerdings unter europäiſcher Mitwirkung errichtet wird, wenn gleich die beigetragene Summe nur ſehr unbedeutend iſt.* Die Inauguration wird unwiderruflich Anfangs Septembers dieſes Jahres ſtattfinden, und dürfte um ſo mehr allgemeines Intereſſe darbieten, als die Säcularfeier der Druckerfindung damit verbunden wird, nachdem unſer gelehrter Geſchichtsforſcher Dr. Schaab in einer eigenen Abhandlung unwiderſprechlich hiſtoriſch nachgewieſen hat, daß das Jahr 1436 das wirkliche Erfindungsjahr dieſer göttlichen Kunſt iſt.** Der hieſige Stadtrath und die Gutenbergscommiſſion ſind eben mit dem Feſtprogramm beſchäftigt, welches, wie man hört, nach einem großartigen Maßſtab angelegt werden ſoll. Sicher werden ſich Deputationen von vielen gelehrten Anſtalten, Buchhandlungen, Druckereien und Gießereien bei dieſem welthiſtoriſchen Feſte hier einfinden.

(Der Beſchluß folgt.)

* Das Denkmal wird bis zu ſeiner Vollendung 25—26,000 fl. koſten, wozu das ganze Ausland 5000 fl. beigetragen hat.

** S. Nr. 144 dieſer Blätter den widerſprechenden Bericht eines andern Korreſpondenten. A. d. R.

Charade.

„Einſt, o Wunder! entblüht aus meinem Grabe
„Eine Blume der Aſche meines Herzens.
„Deutlich ſchimmert auf jedem Purpurblättchen u. ſ. w.“
Matthiſſon.

1. 2.
Gut, wem es Geburt und Innung gab,
Doch beſſer, wem es Geſinnung gab;
Nichts, wenn die Geburt der Geſinnung entbehrt,
Doch ohne Geburt auch von großem Werth.

3. 4. (Homonymiſch.)
Er iſt nicht Jude, noch iſt er Chriſt,
Ob Religion ihm fremd nicht iſt;
Sie aber ein ziemlich unfruchtbares Land,
Und Es verkleinert als Blümchen bekannt.

Das Ganze
— beſang einſt Matthiſſon
In feinem, doch höchſt empfindſamem Ton;
Und was darinnen, ach! heidniſch war,
Verwiſcht mit dem zarteſten Pinſelhaar.

Das Wunder, welches er prophezeit,
Wird wohl ausbleiben in Ewigkeit,
Doch lebt in Tönen ſein Schmeichelwort,
In manchem Herzen auch lebt es fort.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 159.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 4. Juli 1836.

— Ich sahe die Gluth und die hohlen Mauern und Essen;
Da war bekümmt mein Herz, allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Goethe.

Familiengeschichten.

(Fortsetzung.)

Drei Tage brannte das Feuer fort, am dritten ergriff es auch den schönen Münsterthurm, nicht unmittelbar, denn er ragte hoch und stolz über die Häuser hinweg; aber durch die Hitze entzündete sich das Holz des Glockenstuhls, kleine Lichter liefen daran hin und her und flossen zusammen; auf einmal schlugen die Flammen zu den Bogenfenstern heraus, die Glocken bewegten sich von selbst und läuteten sich zu Grabe, in kurzer Zeit war das Holzwerk verzehrt, die Glocken herabgeschmolzen, und der Thurm stand einige Nächte lang, eine wunderbare weißglühende Feuersäule, dann aber schwarz und ausgebrannt über den Trümmern der Stadt. Die Einwohner irrten in Feld und Wald umher, bis sie von den benachbarten Orten aufgenommen wurden. Der Kaiser erklärte die Stadt auf ein halbes Jahrhundert reichssteuerfrei; nach wenigen Jahren war sie wieder aufgebaut und stand durch den gesteigerten Fleiß der Bürger so blühend wie zuvor. Der Thurm, dessen festes Steinwerk bei dem Brande nichts gelitten hatte, wurde innen wieder ausgebaut, und die Glocken, nebst dem goldenen Engel, der, eine Zierde des Knaufes, ebenfalls bei dem Brande herabgeschmolzen war, neu gegossen. Zu dem Wunderbaren, was die damalige Denkweise in diesem Ereignisse fand, gehört auch dies, daß die Straße, in welcher das Feuer ausbrach, verschont geblieben ist; der Wind hatte die Flammen gleich nach einer andern Seite getrieben. Ein Schulfreund von mir wohnte in dieser Straße, und dies veranlaßte mich, manchmal dahin zu kommen, aber es war mir immer unheimlich in den engen Winkeln und niedrigen Häusern, und ich flüchtete mich gern aus dem finstern Mittelalter wieder in die neue Zeit zurück.

Viele Familien wurden durch diesen Brand in Armuth gestürzt; auch mein Urgroßvater, der vorher sehr reich gewesen war, kam um sein ganzes Vermögen. Er war, als Glockengießer und Spritzenmeister der Stadt, eine der unentbehrlichsten Personen beim Brande, und während er hier beschäftigt war, vertraute er sein Silber und Gold einem vieljährigen Freunde an; nachher, als er es wieder von ihm fordern wollte, leugnete dieser, etwas empfangen zu haben. Was konnte man ihm anhaben? ein allgemeines Unglück ist wie eine Kriegszeit, in der der Stärkere und Schlechtere die Oberhand behält. Mein Urgroßvater faltete die Hände und sprach: „Was Gott thut, das ist wohlgethan;“ darauf richtete er sich mit seinem Handwerk wieder ein, so gut es ging, goß neue Glocken für die wiedererstehende Stadt und nährte sich redlich. Mehr als sein eigener Unfall ging ihm der Jammer seines lieben Gevatters, des

Amtsbürgermeisters Matthäus Baur, zu Herzen; dieser hatte in jenen drei Schreckenstagen ein Kind verloren, ein liebliches Mädchen von drei Jahren; er vermißte sie, als ihm die Sorge für das öffentliche Wohl einige Zeit ließ, nach seinem eigenen Hause zu schauen. Man wußte nicht, war sie im Feuer oder im Gedränge der Flüchtigen um's Leben gekommen. In den ersten Wochen hatte man noch Hoffnung, die Kleine wieder zu finden, denn es kamen viele verloren geglaubte Kinder zum Vorschein, welche sich in die Nachbarschaft verlaufen hatten. Der Bürgermeister sandte Boten nach allen Seiten aus, zu nahen und fernen Freunden, aber Niemand wollte etwas von der verlorenen Catharina wissen. Da faßte er sein weinendes Weib in die Arme und richtete ihr das Antlitz gen Himmel, wo sie ihr Kind als einen schönen Engel von nun an suchen sollte. Abends aber, wenn er mit seinem Gevatter auf einer der Zunftstuben zu einem Glas Wein zusammenkam, dann sprachen sie einige halbe Worte über das süße Mädchen, der Bürgermeister wischte sich eine Thräne aus dem Auge und trank einen Schluck Wein dazu, und sein Freund drückte ihm die Hand und sagte: „Ich habe immer geglaubt, mein Franz werde sie einmal zum Weibe haben.“

Dieser, der Aelteste von den sieben, die im Kasten gewesen waren, wuchs mittlerweile heran und ward ein schöner, stattlicher Jüngling. Er erlernte das Handwerk seines Vaters, die edle Gießerkunst, und sezte mit seinem im Feuer gebräunten Gesicht und durch den Druck seiner kräftigen Hand manches Mädchenherz auf dem Tanzboden in Flammen. Er aber schaute nur nach der schönen Regine, die er in seinem Herzen für die Königin des Tanzbodens erklärte. Die schöne Regine war ein Mädchen von stolzem, vollem und doch schlankem Wuchse, sie hatte ein majestätisches Gesicht, schwarze Haare und schwarze Augen, und dabei eine blendend weiße Haut; sie galt für das schönste Mädchen in der ganzen Stadt, nur wollten strenge Richter den Umfang und die Biegung ihrer Nase zu kühn finden, und es ist nicht zu leugnen, daß die Stellung dieses Glieds in dem feinen Antlitz etwas Gebieterisches hatte. Von dieser Art war überhaupt Reginens ganzes Wesen, sie benahm sich zurückhaltend, stolz und spröde. So war sie auch gegen Franz; aber wenn er sie im feurigen Tanz den Saal hinunter schwang, so steckten alle Leute die Köpfe zusammen und flüsterten: „Das ist doch das schönste Paar auf dem ganzen Tanzboden; die thäten zusammen passen!“

(Die Fortsezung folgt.)

Aus Lissabon.

Leuchtenbergs Gruft.

Auf einem der höchsten Punkte von Lissabon zeigt sich ein sehr großes und weitläufiges Gebäude, dem man sogleich ansieht, daß es ein Kloster ist oder gewesen seyn muß. Es hat zwei schöne Thürme und ist mit derjenigen Opulenz gebaut, welche die vornehmsten dieser Institute hier auszuzeichnen pflegt. Die Portugiesen nennen es o Covento oder a Igreja de San Vicente da Fora. Daß in dieser Kirche die Gruft der Könige und auch die des unglücklichen Leuchtenberg befindlich ist, war mir bekannt, aber ich fühlte nicht die geringste Neigung, die leztere zu besuchen, vielmehr eine Art von Grauen davor, obgleich ich es für eine fast unerläßliche Pflicht hielt, sie gesehen zu haben. Heute führte mich mein Weg von Campo Santa Clara an San Vicente da Fora vorüber. Die Thüre des Klosterhofs war geöffnet, und eine Menge Armer kam aus dem Innern oder ging hinein; vorne auf der Schwelle lagerte eine Schaar von Bettlern. Ich hatte schon einige Mal bemerkt, daß hier Almosen ausgetheilt werden müßten, denn so oft ich in diese Gegend gekommen war, immer zeigten sich hier noch mehr Unglücksgestalten, als anderswo in der Stadt, was viel sagen will. Aber so traurig diese Erscheinung ist, so gibt es auf der andern Seite kein Bild vollkommenerer Befriedigung, als einen beschenkten Bettler in Lissabon. Er ist ganz Dankbarkeit, Demuth; die Frau macht einen tiefen, graziösen Knix, der Mann führt die empfangene Gabe an seine Lippen. Ich kenne einen Bettler an der Kirche San Loreto, der so außerordentlich schön ist, wenn er dieses thut, daß ein Maler ihn schon deßwegen täglich beschenken würde. Er ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren mit den edelsten, ausdrucksvollsten Zügen und einem Blick, der unwiderstehlich ist. In Lumpen gehüllt, bleich und elend, liegt er auf den Stufen der Kirche, ohne im Entferntesten zu ahnen, daß er einem gestürzten Gotte gleicht. Ich habe mich der Sünde nie theilhaftig gemacht, an ihm vorüber zu gehen, ohne etwas in seine Hand zu legen, während ich beschämt wegblickte, wenn er den elenden Pintem an seine marmorbleichen Lippen drückte. Dagegen muß ich bekennen, daß die Herrn Frades in ihrer Papagaienuniform ein wahres Kieselherz in mir finden. Doch ich komme von meinem Gegenstand ab.

Um doch zu sehen, was es eigentlich in San Vicente gab, ging ich dem Zug der Armen entgegen, über eine prachtvolle Terrasse, die eine Aussicht von so unbeschreiblicher Schönheit gewährte, daß ich lange wie gefesselt an ihre Ballustrade gelehnt stand. Lissabon in seiner größten Ausdehnung und der Strom mit dem gegenüberliegenden Ufer breiteten sich wie ein Panorama unter mir aus. — Die Mönche wußten immer die besten Plätze für sich zu wählen, was man ihnen nicht verdenken kann. Unter einem Vorhaus führte eine Treppe aufwärts in das Innere des Gebäudes, und hier zeigte sich mir ein Schauspiel, das ich echt portugiesisch oder vielmehr echt südlich nennen möchte, und das den Beweis zu liefern

ſchien, wie ſchwer die niedern Claſſen der Bevölkerung dieſer Länder ſich an den Verluſt der guten, wohlthätigen Klöſter gewöhnen werden. Die Treppe bis oben hinauf und die ſie begrenzenden Corridors waren mit Bedürftigen jeden Alters und jeden Geſchlechts angefüllt, und zwiſchen ihnen wandelte ein junger Geiſtlicher, den ich nicht Mönch nennen darf, weil es deren nicht mehr gibt, der aber gerade ſo ausſah, mit einem ſtrotzenden Geldſeckel unter dem Arm, aus welchem er für Jeden ein beliebiges Almoſen nahm. Ein paar uniformirte Leute begleiteten ihn, wohl zu ſeiner Bedeckung. Und es waren nicht nur zerlumpte Bettler und Bettlerinnen, die ſich ihm zum Empfang einer Gabe darſtellten, ſondern darunter auch ziemlich Wohlgekleidete, ſogar Damen mit langen, ſchwarzen Spitzenſchleiern, Mütter, von ihren Töchtern begleitet, deren große, brennende Augen hinter dem Flor leuchteten, während Jene geheimnißvoll mit dem Geiſtlichen ſprachen und die Worte Senhor! und Senhora! feierlich hin und wider flogen, bis der Senhor in ſeinen Seckel griff und, wie er eben geſtimmt war, eine Handvoll Vintems oder weniger daraus hervorholte. Nun faßte man nach dieſer Hand, um ſie zu küſſen, oder, wenn der Geber ſie zurückzog, belohnte man ihn mit tiefen, graziöſen Verneigungen, und machte einem Andern Raum.

Da ich nun einmal ſo nahe war, ging ich nach der Kirche und ließ mir die Gruft der Könige Portugals aufſchließen. Sie iſt nicht unterirdiſch, ſondern in gleichem Niveau mit der Kirche, und beſteht in einer ziemlich großen Seitenkapelle, angefüllt mit Särgen oder vielmehr kofferartigen Kaſten, überzogen mit rothem, roſenfarbnem, blauem, nur ſelten mit ſchwarzem Sammt, der reich mit Gold verziert iſt. Neben und über einander ſtanden dieſe Schachteln des Todes, von denen einige, welche Kindergebeine umſchließen mochten, in der That ausſahen, wie das verwitterte Carton einer Putzmacherin, und ich muß geſtehen, daß ein unterirdiſches Gewölbe, in welchem ſich bei trübem Lampenſchein ein Sarkophag an den andern reiht, und die ſchreckliche Sarggeſtalt aus dem Halbdunkel emportaucht, einen weit ernſteren Eindruck hervorbringt, als Anfangs dieſe dumpfe Kammer in San Vicente da Fora auf mich machte. Nur zwei ſehr hohe Sarkophage, mit ſchwarzem Sammt ganz zugedeckt, nahmen den mittlern Raum der Kapelle faſt ganz ein, ſo daß man Mühe hatte, zwiſchen ihnen und den an der Wand gereihten Särgen vorüber zu kommen. Auf jedem lag eine große goldene Krone und ein Scepter auf dem einen. Mein Führer leuchtete mit ſeinem Stümpchen Wachslicht umher, wobei er mir ſein Portugieſiſch in das Ohr ziſchte, von dem ich wenig mehr als die Namen Dom Alphonſo, Dom Henrique, Donna Maria, Dom Joao, Dom Joſe und ſo weiter verſtand; er gab bei Jedem eine kurze Lebensbeſchreibung, die vermuthlich ein Panegyricus war. Er erzählte mir beim Sarge Dom Joaos VI., des Vaters der feindlichen Brüder, daß nach der Befreiung Liſſabons durch Dom Pedro ein Täfelchen an demſelben befeſtigt worden ſey, welches man jetzt auf Befehl der Königin wieder abgenommen habe. Es lag auf einem nahen Geſims; ich ließ es mir reichen. Es war eine Inſchrift, die ungefähr Folgendes enthielt: „Unglücklicher Vater, den der eine Sohn verrathen, gekränkt und durch Kummer getödtet hat, ruhe jetzt ſanft, denn der andere Sohn war dein Rächer!“ — Weit entfernt bin ich zu glauben, daß dieſer fürchterliche Nachruf dem Herzen Dom Pedro's entſprang. Nur von politiſchem Fanatismus kann er rühren, vom blutigſten, der mit ſeinem Haß und mit ſeinen zerbrechlichen Erfolgen wahnſinnig an die Gräber der Todten klopft. Sie hörten nur zu gut den Ruf und öffneten ſich gähnend. Unter dieſem Berg von Sammt ruhte Dom Pedro mit ſeinem tapfern, heißen, unruhigen Herzen. Der Führer hob die oberſte Decke auf und ließ mich die Inſchrift ſehen, die auf einer metallenen Tafel darunter angebracht war. Sie lautete: Aqui jaz Dom Pedro Duque de Braganza M. J. Morto ao 25 Settembro 1834. Tendo de aidade da 36 annos. Ich las dieſe Worte und ließ den Vorhang ohne ein tiefes Gefühl von Rührung wieder fallen. Es liegt etwas in dem Leben dieſes Mannes, das meinem Herzen widerſpricht, was gerade, weiß ich nicht anzugeben; aber wie man nicht ſelten hiſtoriſche Lieblinge hat, ohne ſich des Grundes dafür recht deutlich bewußt zu ſeyn, ſo iſt es ja wohl auch erlaubt, bei einem Sarge weniger als bei dem andern zu fühlen. Ich ſtand jetzt dicht vor dem, wo ſich alle die Kälte, die bis dahin unter dieſen todten Königen und Königinnen mein Herz eingeengt hatte, in einen Strom inniger, warmer Theilnahme verwandelte. „Dom Auguſto!“ ſagte der Führer und hob die ſchwere Sammtdecke empor, unter welcher das erloſchene Leben des jungen Napoleoniden ruht; bleich ſchimmerte die weiße Metalltafel am Sarge, welche der Nachwelt verkündigen ſoll, wer hier ſchlummert. Aqui jaz, ſagt ſie, o Principe Dom Augusto, morto ao 21 do Marco 1835. Tendo de aidade da 22 annos.

Der Führer ging, nachdem ich dies geleſen hatte, mit ſeinem Licht nach einer andern Seite, und ich legte nun die Hand an Leuchtenbergs Sarg. „Dom Auguſto,“ flüſterte meine Seele dem Todten zu, „armer Dom Auguſto, warum muß man dich in dieſer Geſellſchaft ſuchen! Was gehen dieſe vermoderten Könige von Portugal dich an, unter denen du, ein Fremdling, ſchläfſt! Armer Auguſto, deine Jugend gehörte der Liebe und der Sonne, welche draußen auf die Berge ſcheint; warum haſt du dich ſo frühe von ihnen gewendet! Iſt es nicht langweilig, ſchrecklich, ſelbſt für einen Todten, in dieſer Todtenkammer? Ich bilde mir ein, unglücklicher Freund, daß es ſich ſanfter ſchläft unter einem Raſenhügel, weil

Blumen darauf wachsen, und Vögel darüber wegfliegen, und der Thau der Nacht ihn benezt.“ Dabei drückte ich leicht meine Stirne gegen den Sarg, und ließ dann die schwere Decke wieder darüber fallen; ich glaube, mein Auge war feucht. Der Führer wollte mir noch ein paar alte Infantinnen zeigen, die zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Zeitliche gesegnet hatten, aber ich entsagte dem Vergnügen dieser Bekanntschaft, drückte ihm seinen Crusado in die Hand und eilte davon. Erst hundert Schritt außerhalb des Doms von San Vicente da Fora athmete ich wieder frei auf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

Neue Bauten.

Die Städte Dresden und Leipzig wetteifern in diesem Frühjahr, welche von beiden in Aufführung neuer Gebäude den Preis davon tragen möchte. Was das imposantere Aussehen und die Pracht der neu emporsteigenden Häuser anlangt, so würde er wohl Leipzig kaum zu versagen seyn, und auch hinsichtlich der Zahl sind, besonders vor dem Grimma'schen Thore, Vorbereitungen zu ganzen Straßen getroffen, so daß er auch hierin Leipzig zuzuerkennen seyn dürfte. Dresden ist indessen immerhin eine mächtige Nebenbuhlerin. Nicht genug, daß hier allenthalben in den bewohntesten Theilen, wo noch ein dazu passendes Plätzchen auszumitteln war, neue Häuser sich emporschwingen, und daß namentlich auf dem Antonsplatze die zweite Reihe der Anfangs nur auf Erdgeschosse berechneten Kaufhallen, wie vor einigen Jahren die erste, auch noch mit obern Stockwerken versehen wird, so trägt man alte, unansehnliche Gebäude ab, um bessere und zweckmäßigere dafür hinzustellen, so daß die hiesige Architektur die schönste Gelegenheit hat, sich immer lautere Anerkennung zu verschaffen. Neuerlich ist ihr Lezteres auch viel mehr geglückt, als vormals. Nur manche Gegend wird noch immer einer ziemlichen Verwahrlosung des architektonischen Geschmacks verdächtig, was aber allerdings weder einer dort wehenden ungünstigen Luft, noch den den Bau leitenden Künstlern, sondern oft einzig der idiosynkratischen Laune der Besizer zuzuschreiben seyn möchte. Gewiß ist, daß die fortdauernd im Wachsthum begriffene, bereits sehr umfangreiche Antonsstadt neuerlich, besonders in ihren Hauptstraßen, gar nicht mehr zu jenen Gegenden gehört, und in ihr immer neue, recht geschmackvolle Gebäude zum Vorschein kommen. Der gewaltigste Bau aber steht Dresden am Leipziger Thore bevor. Man spricht von einer Straße, die bis zu dem eine gute Viertelstunde davon liegenden Neudorf geführt werden soll. Allerdings steht dieser Plan, wie auch die neu anzulegenden Straßen zu Leipzig, mit der Eisenbahn in genauer Verbindung; jedoch auch überhaupt wächst in Dresden durch fortdauernde Zunahme der Ansiedelung von Auswärtigen die Einwohnerzahl ungemein. Außer dem Wegfall der Festungswerke, an deren Stelle bekanntlich durch Promenaden eine sehr reizende Verbindung zwischen der Stadt und den Vorstädten entstand, trägt unstreitig zu der steigenden Vorliebe der Ausländer für Dresden sehr Vieles die besondere Rücksicht bei, die neuerlich der Bequemlichkeit der Einwohner auf Plätzen und Straßen gewidmet wird.

(Die Fortsezung folgt.)

Mainz, Juni.

(Beschluß.)

Inschriften zu Gutenbergs Denkmal.

Noch sind die Inschriften nicht festgesezt, welche das Monument Gutenbergs erhalten soll. Von der Wichtigkeit der Sache durchdrungen, hat die Commission an mehrere Universitäten Einladungen zu Vorschlägen und Entwürfen erlassen, von welchen bis jezt sieben Projecte eingegangen sind. Den Gelehrten Deutschlands dürfte es nicht uninteressant seyn, dieselben vor der Ausführung zu kennen, und indem wir solche zum Schlusse hier mittheilen, glauben wir nur den stillschweigenden Wunsch der Commission zu erfüllen, wenn wir, im Interesse dieses wichtigen Gegenstandes, jeden Gelehrten und Mann von Fach und Beruf ersuchen, seine motivirte Ansicht über die zweckmäßigste Wahl aus der Reihe dieser Inschriften mitzutheilen.

Nr. 1. Joh. Gensfleisch de Gutenberg — patricio Moguntino — arte literas aere imprimendi inventa — de universo genere humano — immortaliter merito. — Auf der Rückseite. In aeternam libertatis ingeniorum hac arte — in perpetuum vindicatae memoriam — ex aere per totam Europam collato — posuerunt Moguntini — MDCCCXXXVI.

Nr. 2. Cum Insita In Animis Hominum — Tum Sensibus Percepta — Animantium Figuris Adumbravit — Hermes Aegyptius. — Humani Sermonis Multiplices Vocalesque Sonos — Paucis Literarum Elementis Adstrinxit — Cadmus Phoenix; — Cultiori Loquelae Accomodaverunt — Palamedes Simonidesque Graeci; — Saxo, Aere, Membrana, Papyro — Aliaque Materia Incluserunt — Barbari, Hellenes, Romani. — Solido Primum Ligno — Dein Sequaci Stanno — Coelavit Solubiles Typos, — Linteaque In Pagina Perenni Charactere — Consignavit: — Dei Oracula — Naturae Mysteria, Memoriam Rerum, — Decreta Principum, — Mortalium Omnium — Sensa, Vota, Desideria — Johannes Gutenberg — Germanus. — Gratetur Germania, Europa, Terrarum Orbi. — Monumentum Consecrat — Civi Immortali — Moguntia — Anno MDCCCXXXVI.

Nr. 3. Vorderseite. Gutenberg. — Rückseite. Monumentum — Inventoris artis typographiae — Johannis Gensfleisch dicti Gutenberg — Benefactoris totius orbis — dedicatum — aere Europae universae — Anno Jubileo inventionis — Saeculi typographici quinti — MDCCCXXXVI. — Die festi Sti. Johannis Baptistae.

Nr. 4. Vorderseite. Johanni Gensfleisch — dicto — Gutenberg — Europa — Beneficii tandem memor. — Rückseite. „Fuit homo missus a Deo — Cui nomen erat Johannes.“ — Vers 6 Cap. I Evang. Joh. — Quarto saeculari festo — post — Inventam artem typographicam — a. D. — MDCCCXXXVI. — Die festi Johannis Baptistae.

Nr. 5. Vorderseite. Johannes Gutenberg — Moguntinus. — Tarda notis vocis tenuit scriptura volucris — Scripturam volucrem reddidit arte nova. — Rückseite. Civi suo — aere per Europam collato — Moguntini — dedicant. Die ... Augusti — MDCCCXXXVI.

Nr. 6. Vorderseite. Johanni Gutenberg — Moguntino — Artem typographicam inveniendo — qui de humano genere — meruit. — Rückseite. Ex aere per Europam collato dedicat. Die ... Augusti — MDCCCXXXVI.

Nr. 7. Vorderseite. Joanni Gutenberg — Moguntino — Qui typographicam artem inveniendo — Instrumentum doctrinae humanitatis — Stabiliendae propagandae — promtissimum idemque sermissimum — generi humano obtulit. — Rückseite. Moguntini — aere per Europam collato — dedicant. Die ... Augusti — MDCCCXXXVI.

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 160.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 5. Juli 1836.

Ja, selig ist die Lust, die schafft und zeuget;
Doch eine — heut' empfind' ich's — ist nicht kleiner,
Die Lust, begabt're Geister zu begrüßen.

G. Schwab.

An Friedrich Rückert.

Neulich saßen vier Genossen
Traulich dort im Gartenhaus;
Schätze wurden aufgeschlossen,
Lieder brachte man zum Schmaus.

Deine Lieder — sie entfachten
Mit so heißer Glut das Herz,
Daß in seinem Schoß erwachten
Miteinander Lieb' und Schmerz.

Liebe zu dem edlen Munde,
Der so frei und freudig singt;
Schmerz, daß seines Wortes Kunde
Zu so wenig Ohren dringt.

Da wir seinen Zaubersprüchen
Eine Weile still gelauscht,
Ward von ihren Wohlgerüchen
Unser ganzes Herz berauscht.

Wahrlich, so begann der Eine,
Glücklich preis' ich diesen Mann,
Der mit voller Kraft so reine
Harfensaiten schlagen kann.

Glücklich, so begann ein Zweiter,
Ist fürwahr auch jener Mann,
Dessen Ohr die Himmelsleiter
Solcher Töne fassen kann.

Wie die Kräfte sich bewahren!
Sprach der Erste; dieser Strom
Fließt so voll nach zwanzig Jahren,
Wie wir ihn gesehn zu Rom.

Und so lieblich, sprach der Dritte,
Wiegt sich sein gemessner Gang;
Es begleitet alle Schritte
Zauberischer Sphärenklang.

Doch so oft sich, sprach der Vierte,
An den Klang das Herz verlor,
Schüttelt kräftig das verirrte
Der Gedanke neu empor.

Keime, die im Dunkel schliefen,
Die sich still bewegt im Traum,
Ruft er aus des Lebens Tiefen,
Leise, man bemerkt es kaum;

Ruft sie aus des Lebens Tiefen,
Sammelt sie zum stolzen Baum,
Läßt vom Blüthenregen triefen
Jede Locke, jeden Saum.

Eines Dichters heil'ge Leier
Tönt, sowie ein Hauch sich rührt,
Der als mächtiger Befreier
Seelen aus dem Kerker führt.

Eines Dichters heil'ge Leier
Schweigt, sowie der Hammer schlägt,
Der die Stimmen leerer Schreier
Durch die scheuen Lüfte trägt.

Doch es ist ja still geworden
Und man hört den leisen Hauch;
Nun zu kräftigen Accorden
Schlage deine Saiten auch.

Frage nicht mehr nach den Ohren,
Die vernehmen deinen Sang,
Denn noch keiner ging verloren,
Der aus vollem Herzen drang.

Mund, der uns ein Wort verkündet,
Das den Geist befreien kann;
Freies Wort, deß Fluth sich mündet
In dem Weltenocean!

Möge Gott dir Kraft verleihen,
Daß dies Wort in deinem Mund
Immer mehr sich kann befreien
Aus der Seele dunklem Grund!

So in steigender Begeistrung
Sprach der Freunde Schaar zu dir,
Keiner fragte nach Bemeistrung,
Ein Herz waren alle vier.

Wie sich unsre Herzen wenden
Nach dem fernen Dichter jezt!
Könnten wir doch Botschaft senden,
Die ihn her zu uns versezt.

Oder nur ein kleines Zeichen,
Das von unsrer Liebe zeugt,
Die ihm keinen mag vergleichen,
Dem, wie ihm, das Haupt sich beugt.

Wie? fing Einer an zu sprechen,
Ist kein Lorbeer hier am Ort,
Einen Zweig davon zu brechen
Für die Dichterstirne dort?

Freunde, so begann mit Zagen,
Drauf der Lezte in dem Kreis;
Freunde! eure Stirnen tragen
Selber schon das edle Reis.

Jeder aus des Hauptes Kranze
Brech' ihm jezt ein frisches Blatt,
Und wir senden dann das Ganze
Nach der fernen Musenstadt.

Doch — was geb' ich denn geschwinde?
Gleich im Garten such' ich nun,
Ob ich nicht ein Veilchen finde,
Um es in den Kranz zu thun.

Und sein Auge wird sich weiden
Am Geschenk der Künstlerhand,
Und er wird damit bekleiden
Seines Hauses beste Wand.

Aber auch ein kleines Veilchen,
Bis es über Nacht verblüht,
Sage duftend ihm das Veilchen,
Daß ein Herz für ihn geglüht.

H. P.

Familiengeschichten.

(Fortsezung.)

Das sah und hörte Franzens Mutter sehr ungerne, denn die schöne Regine war die Enkelin des alten, reichen Stiftsverwalters, und der stand bei meiner Urgroßmutter in keinem guten Andenken. Er war ihr Vormund gewesen, und ohne daß man wußte, wie es zuging, war bei der Abgabe der Pflegschaft der Vormund ein reicher Mann und seine Mündel ein armes Mädchen. Aus Großmuth bot er ihr seine Hand an, aber sie weinte und rief: „Ihr seyd ja so alt, daß Ihr mein Vater seyn könntet; wärt Ihr's nur gewesen, dann stände es jezt anders!“ Dies klang ihm zu unbescheiden, und er jagte sie aus dem Hause. Damals war die Waisenjustiz noch nicht in so gutem Zustande, wie jezt, und meine Urgroßmutter sah ein, daß es klüger sey, zu schweigen und zu dulden, als sich durch eine vergebliche Klage in noch tiefere Noth zu stürzen. Ein entfernter Verwandter nahm sie auf, und da sie zu Feldarbeiten nicht kräftig genug war, mußte sie ihm die Schafe hüten. So saß sie den lieben langen Tag und vertrieb sich die Zeit damit, daß sie schöne Lieder sang: sie wußte deren viele und hatte eine gute Stimme. Aber die Volkslieder, für welche heutzutage Jung und Alt, Gebildete und Ungebildete eingenommen sind, waren damals, wenn auch bekannt, doch nicht so sehr in der Mode, daß sie von einem ehrbaren Mädchen hätten öffentlich gesungen werden dürfen. Vielmehr gab es für diese Ergözung eine Art halbgeistlicher Lieder mit langtönenden, wehmüthigen Melodien, welche recht geeignet waren, einem betrübten

Herzen Luft zu machen. Solche pflegte die arme Dorothea zu singen, wenn sie bei ihrer Heerde saß; sie gewährten ihr einen schmerzlichen Trost, und wer in den Feldern oder in den Weinbergen an der Arbeit war, ließ gern sein Werkzeug auf eine Weile sinken, um der klaren, sanften Stimme zu lauschen, wie sie hinter dem kleinen Hügel hervordrang, der den Waideplatz bedeckte. So sang sie einmal ihr Lieblingslied: „Himmlische Geduld," mit besonderem Ausdruck, als die Tochter ihres ehemaligen Vormunds, die es ihr immer noch nicht verzeihen konnte, daß sie einst eine Stiefmutter in ihr hatte besorgen müssen, mit einem Korbe vorbeikam, von einem Hündchen begleitet und auf dem Kopf einen Strohhut, den damals nur die Vornehmen und Reichen trugen; sie blieb stehen, betrachtete die Hirtin hochmüthig, und als verstände sie die Worte des Liedes nicht, wandte sie sich zu der Magd, die ihr die Hacke nachtrug: „Was singt die Dirne da für Schelmenlieder?" Das schöne Lied: himmlische Geduld, ein Schelmenlied! es gab der armen Dorothea einen Stich durch's Herz; sie war sehr versöhnlichen Gemüths und hatte schon oft für ihren Vormund gebetet, aber das konnte sie der tückischen Judith nicht vergessen, daß sie nicht nur im Elend ihrer gespottet, sondern auch ihre Frömmigkeit verleumdet hatte. Ein alter Winzer, der in der Nähe zugehört, kam herbei und tröstete die Weinende: „Sey ruhig, Kind! der dir jezt Trübsal widerfahren läßt, wird dich noch in Freude führen; er wird dir einen braven Mann bescheeren, dann hat all der Jammer ein Ende." So geschah es auch. Eines Tags hütete Dorothea ihre Schafe an der Straße, da kam ein stattlicher Reiter auf einem Friesländer dahergezogen; er war ausländisch gekleidet, trug einen kurzen Mantel und ein Federbarett, an seiner Seite hing ein zierliches Schwert. Es war mein Urgroßvater, der weit in der Welt herumgezogen, in den Niederlanden, in Frankreich und Spanien gewesen war, um die damals neuen Verbesserungen in der Glocken- und Spritzengießerkunst aus dem Grunde zu lernen, und jezt in die Heimath zurückkam, wo er sich niederlassen und seine Kunst ausüben wollte. Er hielt sein Pferd an und richtete mit ausländischem Accent einige Fragen an Dorothea, die sie schüchtern beantwortete. „Kennst du mich denn nicht mehr, Mühmchen?" rief er auf einmal in der heimischen Sprache; sie sah ihn genauer an und erkannte in ihm einen Vetter und Jugendgespielen, der seit so vielen Jahren nichts von sich hatte hören lassen. Die Freude öffnete ihr das Herz, sie erzählte ihm ihr Schicksal, wie der Vormund sie verkürzt habe und wie sie jezt in Noth und Schande leben müsse. „Laß du ihm seinen Mammon, Dorothea," sagte er, „und gieb mir den Strauß, den du an der Brust hast." Sie verstand ihn und gab ihm die Blumen mit züchtigem Erröthen. Er steckte sie an's Koller, spornte sein Pferd und ritt in die Vaterstadt ein. Damals hatte das Handwerk noch einen goldenen Boden: der junge Meister war der einzige weit und breit, aus allen Gegenden kamen Bestellungen, manche Ortschaften waren noch gar nicht mit Spritzen versehen, auch waren die neuen erst eigentlich brauchbar; eben so stand es mit den Glocken, die man bis dahin nicht dauerhaft zu gießen verstanden hatte. Er mußte ein ganzes Haus voll Gesellen und Lehrlingen annehmen; der Verdienst überstieg alle Erwartungen. Nach einem halben Jahr führte er die demüthige Hirtin in sein Haus, und eine große Glocke, die er für die Stadt gegossen und mit seinem Namen geziert hatte, läutete ihnen zur Trauung. Um dieselbe Zeit heirathete auch die hochmüthige Judith, und die schöne Regine war ihre Tochter.

Aus diesem Grunde hörte die Urgroßmutter es nicht gerne, wenn man Franzen und Reginen als ein Paar nannte; es fiel ihr immer wieder das Lied: „Himmlische Geduld," ein, welches sie zugleich beschwichtigte und aufreizte. Ferner bedachte sie ein großes Hinderniß: Franz hatte seinem künftigen Weibe nicht viel anzubieten, denn das Wenige, was seit dem Brand erübrigt worden war, ging in mehrere Theile; Regine aber war reich, und ihre Mutter hatte den Hochmuth nicht abgelegt, den Geiz aber noch dazu gelernt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juni.

(Fortsetzung.)

Trottoirs. Kaufläden. Sonnenfinsterniß.

Welch ein Abstand ist zwischen dem schlechten Pflaster, das noch vor einigen Jahrzehnten dem Fußgänger das Leben in sehr vielen Straßen erschwerte, und dem jetzigen, das sich immer mehr bis in die kleinsten Gassen verbreitet! Die vormaligen kleinen, bald nach vollendeter Pflasterung gewöhnlich wieder sehr uneben gewordenen Kiesel haben viereckigen, mit Fleiß und Sorgfalt zusammengesetzten Granitstücken Platz gemacht. Zudem sind an den Häusern der meisten Straßen bereits Trottoirs gelegt, von denen besonders die aus Granit bestehenden, in Ansehung der Dauer, die größten Vorzüge vor den sandsteinernen behaupten. Die zwei Fußwege der Elbbrücke, die früher ebenfalls aus weichem Sandsteine bestanden, waren sehr oft kaum mit dergleichen Platten belegt, als auch schon ein Theil derselben sich wieder ausgetreten fand, so daß abermals eine Erneuung der Steine nöthig wurde, welche, die immer wiederholten Kosten nicht einmal zu rechnen, auch für die Fußgänger beschwerlich war. Seit nun die Brücke mit Granittrottoirs versehen, ist kaum eine Spur von Verfall an diesen zu bemerken. Einen einzigen Vorzug gewähren die Sandsteinplatten vor denen von Granit, daß sie nämlich, ihrer Porosität wegen, den Regen schnell einsaugen und so dem Fußgänger auch nach den stärksten Güssen sehr bald wieder einen trockenen Pfad darbieten.

während auf den compakteren Granitplatten die Nässe ziemlich lange stehen bleibt. Im Winter, wenn Frost dem Regen unmittelbar folgt, wird dergleichen am empfindlichsten, weil dann vor Glätte kaum fortzukommen ist.

Zu den auffallendsten Veränderungen in einem Zeitraume von etwa zwanzig Jahren gehört die bis in's Unglaubliche gehende Vermehrung der Kaufläden jeder Art. Wenn sonst außer den Erdgeschossen am alten Markte nur noch einige in den ihm benachbarten Straßen zu dergleichen Läden benutzt wurden, und nur hie und da in andern Straßen einzelne Gewerbetreibende Verkaufsschilder ausgehängt hatten, so bieten jetzt die zum Theil sehr stattlich herausgeputzten Erdgeschosse der größern Straßen fast ohne Ausnahme Waaren aus. Seit einigen Jahren erstreckt sich diese Gewohnheit bis in die Vorstädte, und hat sich auch schon auf Neustadt ausgedehnt, wo vormals ein großer Mangel an Kaufläden, die Verkäufer der sogenannten Materialwaaren ausgenommen, zu bemerken war. Sogar nach der Antonsstadt hat sich dieses betriebsame Leben durch das Bautzener Thor hinausgezogen. Das Fortkommen einer übergroßen Anzahl von Verkäufern aller möglichen Waaren wird um so unbegreiflicher, wenn man erwägt, daß außerdem die Kaufhallen um den Antonsplatz herum entstanden. Sie allein bilden einen überaus ansehnlichen Bazar, wo Fremde und Einheimische Alles im Ueberflusse beisammen finden, dessen sie benöthigt seyn könnten.

Wem gerade kein Frauenhofer zur Hand war, der hatte sich für die große Sonnenfinsterniß vom 15ten Mai wenigstens ein schwarzes Glas angeschafft, womit eine Fabrik im Plauenschen Grunde der allgemeinen Wißbegierde unter die Arme zu greifen trachtete. Aber zu einer Sonnenfinsterniß gehört vor Allem die Sonne, und der Himmel hatte ganz vergessen, daß eben ihr Tag war, und hatte zu dem ersehnten Feste den grauen Winterrock angezogen, auf den er sich keine Sonne sticken lassen. Die Astronomen waren an diesem Tage die unglücklichsten und die Liebenden, wie gewöhnlich, auch diesmal die glücklichsten, weil Niemand die gemeine Erdensonne, selbst an Sonnenfinsternißfesttagen, so leicht entbehrt, als die Liebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juni.

Verbot der Lotterien.

Das von den Kammern angenommene Gesetz wider die Lotteriespekulationen hat mit Einemmale den glänzenden Versprechungen und Vorspiegelungen der Buchhändler und Buchdrucker ein Ende gemacht; die hunderttausend Franken, zu deren Gewinn jeder Ankäufer von einer bestimmten Anzahl von Werken oder jeder Abonnent berechtigt werden sollte, sind in Nichts zerfallen, wofern sie je anderswo, als auf dem Papiere existirt haben. Sonderbar war es in der That, daß niemals so viel von Lotterien die Rede war, als seitdem die Staatslotterie abgeschafft ist; denn indeß die Frankfurter Colletteurs dem französischen Publikum allerlei von böhmischen Dörfern und Schlössern vorspiegelten, die man mit einem Zwanzigfrankenstücke gewinnen könne, wurden die Pariser jeden Morgen in ihren Häusern mit gedruckten Ankündigungen der vielen Gewinnste heimgesucht, die ihrer beim Ankaufe von Büchern und beim Abonniren auf Zeitschriften harrten. Hätte das noch länger gedauert, so wäre Paris vermuthlich Zeuge der Wiederholung jener halb lächerlichen, halb traurigen Auftritte geworden, welche vor mehr als einem Jahrhundert zur Zeit der Lawschen Finanzverwaltung vorfielen, als Jedermann Aktien der Louisiana'schen Compagnie haben wollte, und man sein Gold gegen Papier umtauschte; damals drängte man sich dergestalt zur Straße Quincampoix, wo die Compagnie ihren Sitz hatte, daß man Gefahr lief, zerquetscht zu werden. Dennoch setzte man sich der Gefahr aus, um ja nicht zu spät zu kommen, und doch etwas aus der Goldquelle zu schöpfen, die nun für Jedermann fließen sollte. Erst nach Verlauf einiger Zeit verging der Spekulationsschwindel; nun wollte Jedermann sein Papier wieder gegen Gold umtauschen, es war aber zu spät; das Gold war verschwunden, und mit dem Papier war nicht mehr anzufangen, als am Ende desselben Jahrhunderts mit den berüchtigten Assignaten. Das Gedränge war wieder so stark, als zuvor, vielleicht gar noch stärker; aber die Pariser hatten keinen andern Trost, als Law in Epigrammen und Vaudevilleliedern zu verspotten und über den Auszug des schottischen Abenteurers zu frohlocken. Das Verbot gegen die Buchhändlerlotterien hat jedoch nicht Jedermann befriedigt. Die Unternehmer der im vorigen Jahre eingegangenen Zeitschrift Figaro, welche vermittelst einer solchen Lotterie sich wieder zu heben hofften, haben ihren Unmuth in einem gedruckten Blatte ausgelassen, welches zugleich als Prospectus des neu aufzuerstehenden Figaro dienen soll. Man hat sehr wohl daran gethan, sagen sie, daß man die Unternehmungen mit Prämien verboten hat; warum hat man sie denn aber so lange an der Börse geduldet? Sind denn die Geldanleihen mit Prämien, welche von den Regierungen unternommen und an der Börse verhandelt werden, nicht auch solche Hazardspiele, wie die Buchhändleraktien? Noch täglich werden die österreichischen Obligationen, die preußischen, belgischen, piemontesischen Anleihen u. s. w. an der Börse ausgeschrieben, obschon bei allen diesen Anleihen Prämien den Theilnehmern versprochen werden, und man sie dadurch anzulocken sucht. Will man durch das Verbot die Leute verhindern, ihr Geld in Industriespeculationen zu stecken, so verfehlt man gänzlich seinen Zweck, denn nur in diesen Speculationen kann der Kapitalist jetzt sein Heil finden. Ländereien und liegende Güter überhaupt tragen zu wenig ein; die fünfprocentige Rente ist mit einer nahen Reduction bedroht, bleibt nur noch ein Gegenstand der Unruhe und kann nicht mehr steigen. Die dreiprocentige Rente hat man weit über pari gesteigert, und kann dieselbe nur zu einem unerhört hohen Preise ankaufen, die Tresorscheine bringen nur zwei Procent ein; vom Ankauf von liegenden Gütern und von Staatsrenten läßt sich demnach kein Heil erwarten. Was bleibt also den Kapitalisten übrig, wenn sie ihr Geld nicht in dem verderblichen Börsenspiel wagen wollen, welches jährlich zwölf Millionen Franken verschlingt? Nur die Industriespeculationen lassen einen guten Ertrag hoffen, und sind eine bequeme Art, sein Geld anzulegen. Vielleicht wird die Zeit kommen, wo jeder Familienvater einsehen wird, daß es vortheilhaft für ihn wäre, wenn er $^9/_{10}$ seines Vermögens auf eine sichere Art anlegte und das lezte Zehntel in Industriespeculationen wagte. Gelingen diese, so vermehrt er seine Habe beträchtlich; mißrathen sie aber, so ist sein Verlust doch auch eben nicht so stark, daß er seinen Entschluß sehr zu bereuen hätte. Seit zwanzig Jahren haben sich manche Leute durch Aktien bereichert. So z. B. die Aktienträger des Constitutionnel, welche im Jahr 1816 eine Summe von 5000 Fr. für eine Aktie ausgegeben, und seitdem 600,000 Fr. eingenommen, also ihr Kapital 120mal vervielfältigt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 161.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 6. Juli 1836.

O mylord,
The times and titles now are alter'd strangely
With me, since first you knew me.

Shakespeare.
Henry VIII.

Aus Lissabon.

Die Kaiserin von Brasilien.

Eine sehr natürliche Ideenverbindung leitet meine Gedanken von der Gruft der Könige Portugals zu der Frau, welche sie gewiß mit den heißesten Thränen benezt hat, indem sie nicht allein den freundlichen, seelenverwandten Bruder, sondern auch den geliebten Gemahl an sie verlor. Wenn man den, von Pombal erbauten neuen Stadttheil zwischen dem Tajo und dem Rossioplatz durchwandert, den schönen „Rossiu" selbst überschritten hat und dann zur Seite des Passeio die lange Rua oriental durchwandert, wird man nach und nach in Straßen gelangen, wo jene allgemeinen Lebensformen großer Hauptstädte, die auch in Lissabon nicht mangeln, nachgerade aufhören und dagegen der rein portugiesische Typus beginnt, welcher nur halb europäisch und zur andern, beinahe größern Hälfte maurisch oder arabisch, kurz afrikanisch ist. Ich wüßte es gerade nicht mit Worten zu sagen, worin sich dieses beurkundet, aber wäre ich Maler und könnte Gruppen aus jenen Straßen, wie aus andern, dem Strome näher gelegenen liefern, so würde man den Unterschied zwischen beiden erkennen und verstehen, was ich meine. Die Form der immer schlechter werdenden Häuser, die Gitterbalkone mit Verzierungen, wie man sie nirgends anders sieht, die wilden, dunkeln Gestalten, mit vielen Schwarzen untermischt, das ewige Geläute von Maulthiercaravanen, welche diese Gegenden durchziehen, begleitet von dem Geschrei ihrer Führer, das wie der Wehruf eines in der Wüste Verschmachtenden klingt, und noch mehr dem Aehnliches rechtfertigt wohl meine Behauptung.

Jezt ist man dem Felde von Santa Martha und dem Chafariz von Undalusien nahe, einem Platze, wo die Reisezüge nach Spanien sich zu sammeln pflegen, und plötzlich erblickt man, einsam zwischen Gartenmauern und Hütten gelegen, einen recht ansehnlichen und schönen Pallast mit großem Portal, Balkonen, Statuen, und von einem Garten begrenzt, dessen Baumkronen über die ihn umgebende hohe Mauer herüberragen. Zwei Schildwachen gehen am Thore auf und nieder, und Bettler und Hunde lagern in reicher Zahl unter dem Portal, denn der Pallast müßte nicht auf portugiesischem Boden stehen, wenn diese leztere Zugabe in seiner Umgebung fehlte. Hier weilt Dom Augusto's Schwester und Dom Pedro's Wittwe. Die interessante Enkelin Josephinens wohnt hier, nachdem sie die Krone eines Reichs, von größerem Umfang, als ganz Europa, mehrere Jahre lang auf ihrer schönen, reinen, deutschen Stirne getragen. Und welchen Reichs! Mit seinen Diamantgebirgen, seinen Goldströmen, seinen Schlangen und

rieſigen Schmetterlingen liegt es den meiſten Deutſchen ſo fern, wie die Feenwelt. Braſilia! ſchon der Name klingt wie ein diamantenes Geheimniß, wie der Ruf des Paradiesvogels, der in azurner Luft ſein Gefieder wiegt, wie das leiſe Geziſch der zuſammengerollten Anaconda, wie ein zum Ton gewordener Sonnenſtrahl des Aequators. — Braſilia! man hört die Affen im Urwalde lachen, die Magnolie bewegt ihr dickes Laub und die Palmen ſäuſeln. Aber auch das Aechzen der Neger unter der Zuchtpeitſche, das Raſſeln des Zuckerrohrs, welches ſie unter Schweiß und Thränen bauen, knüpft ſich an den Namen, noch Vieles wohl, was die junge kaiſerliche Wittwe beſſer wiſſen mag, als wir. Gewiß war es nicht ihr Verſchulden, wenn die Krone dieſes Zauberreichs auf Pedro's Haupte zerbrach. Aber der Fluch aller Napoleoniden, ungemeines Glück und eben ſo ungemeines Unglück, ſcheint auch auf dieſer ſchönen Frau zu ruhen. In blühendſter Jugend ſah ſie ſich mit einem kaiſerlichen Diademe geſchmückt und ſchiffte als beneidete Braut des größten amerikaniſchen Monarchen und eines jungen, liebenswürdigen Mannes, was Dom Pedro in der That war, den Rhein hinab, um über die Meere in ihre neue Heimath zu ſegeln. Dom Auguſto begleitete die Schweſter zu ihrem Troſt und zu ſeinem Vergnügen, und ich frage, ob man ein glücklicheres Geſchwiſterpaar denken kann, als dieſe Beiden zu jener Zeit waren? Beide jung, ſchön, fröhlich, vom Zauberſchein des höchſten Ranges umgeben; ſie, die bräutliche Gemahlin eines Kaiſers, er, ein Jüngling voll unbefangener Lebensluſt und Begierde, das Wunderland zu ſehen, von welchem er als Knabe ſchon ſo viel gehört hatte. Etwas wenig ſpäter, und auch ihm war ein Thron beſchieden; eine Königin freite ihn, wie ſeine Schweſter ein Kaiſer. Und nun? nach ſo wenig Jahren! nach ſo wenig Tagen!

Ich war ſchon mehrere Wochen in Liſſabon, als ich mich der Kaiſerin vorſtellen ließ. Es hätte früher geſchehen ſollen; die Beſorgniß, ich möchte ein ſehr ſtrenges Ceremoniel zu beſtehen haben, war vorzüglich Schuld an der Zögerung. Die Fürſtin war mir bis dahin nur im Glanz großer Hoffeſte und ſonſt bei öffentlichen Gelegenheiten erſchienen, und ſo ſehr ich dabei aus der Ferne die Anmuth ihres Weſens bewundert hatte, und ihre freundlich herablaſſende Miene, ſo war derſelben doch immer die einſchüchternde Majeſtät beigeſellt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Familiengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Eines Morgens ſaß Franz ſehr betrübt hinter dem Ofen und hatte ganz vergeſſen, zu dem Vater in die Werkſtatt zu gehen. Die Mutter beobachtete ihn lange, endlich trat ſie zu ihm und ſagte: „Was iſt dir, Franz? warum biſt du ſo verdrießlich?“ Der Jüngling ſchrak auf und ſagte: „Ich bin noch ſchläfrig vom geſtrigen Tanze; Ihr wißt, Mutter, ich kam ſpät in der Nacht erſt nach Hauſe; nun muß ich aber ſchnell fort und an der Lehmform arbeiten, der Vater ſchilt ſonſt.“ — „Bleib noch ein wenig,“ ſagte die Mutter; „ich muß dich etwas fragen.“ Sie ſezte ſich ihm gegenüber und fuhr fort: „Du biſt nicht ehrlich gegen mich, Franz; ich habe ſchon längſt bemerkt, daß du etwas auf dem Herzen haſt; geſtehe mir's, was macht dich ſo bekümmert? Es iſt nicht recht, daß du mich betrügen willſt: wie kannſt du denn ſchläfrig ſeyn, da du heute ſchon ſo früh aufgeſtanden biſt? ich habe dich gehört, du warſt vor uns allen auf den Beinen.“ Franz ſträubte ſich lange, endlich fragte ſie: „Haſt du etwas mit der Regine gehabt auf dem Tanz? nicht wahr, die macht dir das Herz ſchwer?“ Sie mußte ihm noch lange freundlich zureden, bis es endlich herauskam: Regine hatte ihm geſtern zweimal nach einander einen Korb gegeben, und als er zum drittenmal wieder kam, hatte ſie gerade heraus geſagt: „Ich bin nicht für Euch allein auf dem Tanzboden, und mag mir auch nichts nachſagen laſſen; probirt's doch einmal mit andern Tänzerinnen, ſie nehmen's Euch ſonſt übel,“ und dabei hatte ſie ſpöttiſch auf ſeine Schuhe geblickt, deren Schnallen nicht von Silber, ſondern bloß von Meſſing waren. „Seht einmal die hochmüthige Dirne!“ rief die Mutter entrüſtet; „wenn alle Menſchen redlich geweſen wären, ſo trügeſt du Silberſchnallen an den Schuhen, und das Muſter an ihrem Halſe wäre nicht von echten Granaten. Aber es geſchieht dir ganz recht, was läufſt du auch dem großnaſigen Dinge nach? es ſind viel ſchönere Mädchen in der Verwandtſchaft, und ſind auch nicht arm und keine ſo aufgebauſchte Pfauen, wie die.“ — „Was wird da von Mädchen geträtſcht?“ rief eine zornige Stimme hinter ihr; der Vater war unbemerkt in's Zimmer getreten, um Franzen zu ſuchen. Urgroßvater war ein ſehr ſtrenger und heftiger Mann, der gute Zucht im Hauſe hielt und groß von ſeinem Stand und ſeiner Würde dachte; die Stadt hatte ihn zum Rathsherrn gewählt, welches Amt damals noch lebenslänglich und ſehr ehrenvoll war; er durfte Stock und Degen tragen, ohne welche man ihn nie ausgehen ſah, und wachte mit einer gewiſſen Eiferſucht darüber, ob ihm von Jedermann die ſchuldige Ehrerbietung erwieſen werde; ja, die böſe Welt ſagte ihm nach, er habe einmal, als er über den Markt auf's Rathhaus gegangen ſey, einer Gans, die den Schnabel gegen ihn aufſperrte, in gerechter Entrüſtung den Kopf mit dem Ehrendegen abgeſchlagen und dazu ſeinen Lieblingsfluch „Pugio,“ den er aus Spanien mitgebracht, ausgeſtoßen.

Er war daher sehr erbittert, als ihm seine Frau gestand, wovon die Rede sey; er fühlte sich durch den Hochmuth Reginens in seiner Würde gekränkt und ließ den Zorn an seinem Sohne aus. „Pugio!“ rief er, „was fällt dem Burschen ein? Ist noch nicht hinter den Ohren trocken und sieht schon nach den Mädchen? Ich will's ihm vertreiben, so wahr ich Senator bin! Wenn er einmal sein Handwerk aus dem Fundament gelernt hat und ein gemachter Mann ist, dann ist's Zeit, sich nach einer Frau für ihn umzusehen, das heißt, nach einer Frau, die seinen Eltern ansteht und fromm und fleißig ist, und nicht in Hoffahrt gekleidet, wie die Lilien auf dem Felde, die da weder nähen, noch spinnen. Poz Pugio! ich habe nicht eher an solche Sachen gedacht, als bis ich von meinen Reisen zurückkam und mich hier niederließ, und der milchbärtige Junge hat seine Gesellenjahre noch nicht einmal hinter sich, und in der Welt ist er auch noch nicht gewesen. In der Welt muß man gewesen seyn, das gibt den Verstand und den rechten Schick. — Ich habe mir's schon lange bedacht,“ sagte er etwas freundlicher zu seinem Sohn; „du mußt fort in die Fremde, ich sehe, es ist nunmehr Zeit dazu, und dann kommst du mir auch aus der einfältigen Liebschaft heraus. Ich bin weit gereist, aber für's Erste will ich dich nicht so weit forttreiben. Du sollst mir in die kurcölnische Stadt Attendorn; daselbst ist ein geschickter Glockengießermeister, Herr Christoph Woltmann, mein sehr werther Freund, mit dem ich lange Zeit zu Lüttich als Gesell gewesen bin. An den will ich dir einen Brief mitgeben, daß er dich in Arbeit nimmt, und hernach, wenn du mir verständig schreibst und tristige Gründe dafür weißt, bin ich auch nicht abgeneigt, dich noch weiter reisen zu lassen.“ Franz war ein gehorsamer Sohn und ein verständiger Jüngling; er sagte: „Ja, Vater, ich bin's zufrieden,“ ließ sich den Wanderbrief schreiben, nahm Abschied vom Hause und wanderte nach Norden zu.

In der fröhlichen Rheingegend hatte er bald seinen gesunden Muth wieder gefunden; Herzweh, Heimweh, und was ihn drücken mochte, warf er in den Strom, als er mit dem Schiffe hinuntertrieb; die erste Reise ist wie die erste Liebe, sie verwandelt das ganze Leben des Menschen. Bei Bingen bestand er einen kleinen Schrecken, aber die Lurlei ließ ihn ungefährdet ziehen, die innere Treue seines Herzens schützte ihn. Auf dem Wege nach Attendorn begegnete ihm ein günstiges Zeichen, eine Lämmerheerde, und in Attendorn selbst, vor dem Hause Herrn Christoph Woltmanns stand ein Engel und fragte ihn: „Wat belieft, myn Heer?“ Er gab seine Auskunft ziemlich verwirrt, und der Engel führte ihn die Treppe hinauf in ein Zimmer, wo Herr Woltmann, der so eben Feierabend gemacht hatte, beschäftigt war, durch ein gutes Stück Limburger Käse und eine Kanne Wein seinen Durst abwechselnd zu reizen und wieder zu löschen. „Wo bist du gewesen, Catharina, und wen bringst du mir da?“ fragte der freundliche alte Herr. — „Ich habe den Gesellen ihren Trunk gebracht, Vater,“ sagte das holde Mädchen, mit dem Franz in die Thüre getreten war; „dann ging ich in die Abendmette, und wie ich zurückkam, blieb ich noch eine Weile unter der Hausthüre stehen, es ist so ein warmer Tag heute, und da kam der Fremde auf mich zu und sagte, er wolle Gesell bei Euch werden, und habe Euch einen Brief zu überreichen.“ — Herr Woltmann hieß den Ankömmling näher treten und nahm ihm den Brief ab. Er war unaussprechlich vergnügt, als er hineingesehen hatte; abwechslungsweise las er den Brief und betrachtete den Jüngling. „Sey mir herzlich willkommen in meinem Hause, lieber Junge!“ rief er endlich; „was du deinem Vater gleichst! Zug für Zug, wie aus dem Gesicht geschnitten! Ja, das war ein hübscher, lustiger Bursche zu seiner Zeit, wir haben manchen guten Tag mit einander verlebt in Lüttich; aber, lieber Gott! jezt wird er auch alt geworden seyn, wie ich: man spürt's täglich in allen Gliedern. Nun, das ist brav von ihm, daß er dich zu mir schickt; ich will dir ein getreuer Freund seyn bei all deinem Thun und Lassen, du sollst Arbeit bei mir haben, wie ein wackerer Gesell, und sollst gehalten werden wie das Kind im Hause. Catharina, geh und bringe ihm zu trinken! Da, sitz zu mir her, du wirst müde seyn; heute und morgen hast du Rasttag, übermorgen fangen wir eine Spritze nach einem ganz neuen Modell an; da kannst du Hand anlegen und lernen zugleich.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Regsamkeit in der Industrie.

Eine Aktie der Gazette des Tribunaux kostete Anfangs nur 500 Fr.; jezt ist sie 25,000 Fr. werth. Die Theilnehmer an den sogenannten Messageries royales beziehen ungeheure Summen. Ueberhaupt, meint der Figaro, haben nur kleine Verluste und andernseits bedeutender Gewinn stattgefunden; meistens erhebe man ein großes Geschrei, wenn man ein wenig verliere, schweige aber, wenn man viel gewinne. Man sieht, daß es dem Figaro sehr gefallen würde, wenn die Leute auch ein Zehntel ihres Vermögens einsezten, um dem armen Barbier von Sevilla wieder aufzuhelfen. Ich zweifle aber, ob sie sich dazu verstehen werden. Ein Blatt, das schon einige Mal eingegangen ist, verliert hier sein Ansehen, und findet nur mit großer Mühe Theilnehmer, die es wieder flott machen. Darin hat der Figaro Recht, daß die Industriespeculationen jezt eines der besten Mittel wären, sein Geld vortheilhaft anzulegen; aber leider schlagen manche dieser Unternehmungen ganz fehl, und man kann sagen, daß von zehn Unternehmungen nur Eine gelingt, weil sie umsichtiger angelegt war und sparsamer

betrieben wird, als die neun andern. Man müßte in der That große Lust haben, seines Geldes los zu werden, wenn man es in all den wunderlichen Unternehmungen anlegen wollte, die auf's Gerathewohl ersonnen und dem Publikum empfohlen werden. Da ist z. B. ein Herr Demonville, welcher behauptet, die wahre Weltordnung entdeckt zu haben, also das kopernikanische Weltsystem für falsch hält. Dieser Mann hat mehrmals an die Akademie der Wissenschaften geschrieben, um sie von seinen wichtigen Entdeckungen zu benachrichtigen. Die Akademie ist aber so unhöflich und hat seine Mittheilungen abgewiesen. Dies hat den Entdecker der wahren Weltordnung verdrossen, und da nun jeder Speculant Actionnehmer sucht, so hat er gedacht, auch seinem Weltsystem könnte so etwas frommen; er hat also so gut als hundert andere erfinderische Köpfe seinen Prospectus umhergeschickt, um das Publikum zu benachrichtigen, daß er herumreisen, den Leuten sein System vordemonstriren, und ihnen vermittelst der nach seiner Anweisung verfertigten Globen und anderer Maschinen die Weltordnung handgreiflich machen wolle. Die Verfertigung der uranischen und tellurischen Maschinen soll nun eine Speculation ausmachen, wozu er ein Kapital von 600,000 Franken nöthig hat, das er in 600 Actien theilt. Schon ist der Mann in Hinsicht des Erfolges so sicher, daß er sechs Procent verspricht, und noch dazu am 15ten Juli jeden Jahres den Gewinn unter die Actienträger theilen will. Uebrigens versichert der Mann, daß es ihm eigentlich um's Geld nicht zu thun sey, denn daran fehle es ihm nicht; die Hauptsache für ihn sey, Theilnehmer an seinen Erfindungen zu bekommen. Etwas Gutes muß bei all diesen vorgeschlagenen Verbindungen doch herauskommen. Die Leute werden aufmerksam auf industrielle Unternehmungen, ihre Interessen verzweigen sich unter einander, und es muß daraus nothwendig ein Gemeingeist entstehen, welcher der bürgerlichen Gesellschaft nicht anders als ersprießlich seyn kann; auch gewöhnen sich die Bürger daran, nicht mehr auf die Regierung zu rechnen, um ihren Unterhalt zu gewinnen, sondern ihre eigenen Kräfte anzustrengen, und durch wohl berechnete Unternehmungen ein Vermögen zu erwerben, welches ihnen das Schicksal versagt hat. So weit als in England ist man mit den industriellen Speculationen freilich noch nicht gekommen. So z. B. hatte man in Frankreich noch nicht den Einfall, Erziehungshäuser und Unterrichtsanstalten auf Actien zu gründen; es wäre jedoch möglich, daß in Zeit von einigen Jahren auch ähnliche Unternehmungen zu Stande kämen. Vor der Hand richtet sich die Aufmerksamkeit der Speculanten vorzüglich auf Eisenbahnen; es wird viel gesprochen, berathschlagt, geschrieben, debattirt; bis jetzt kam nichts zu Stande, wenn es aber einmal losbricht, so werden die Eisenbahnen kein Ende nehmen, so viel sind deren entworfen und auf dem Papier vorhanden. Hätte man mit einer einzigen begonnen, so könnte sie schon längst fertig seyn und als Muster oder Vergleichungspunkt dienen. Die französische Lebhaftigkeit kann sich aber nicht mit so Wenigem begnügen; da einmal Eisenbahnen angelegt werden sollen, so glaubt man deren nicht genug anlegen zu können. Vor vier Wochen stritt man darüber, ob die Eisenbahn von Paris nach Versailles von dem rechten oder dem linken Seineufer ausgehen solle. Jetzt ist es ausgemacht, daß Beides stattfinden könne und müsse; also sollen jetzt zwei Eisenbahnen statt einer angelegt werden; wenn nur von den beiden erst Eine fertig wäre! Leider spricht ein Tagblatt von dem Projecte einer dritten Eisenbahn zwischen den beiden Städten, und das wäre dann freilich schlimm; denn es könnte sich ereignen, daß von den dreien keine einzige zu Stande käme. Wie viele Zeit wird aber dann vergehen, bis eine Eisenbahn zwischen Paris und Brüssel, oder Havre, oder Straßburg, oder Metz fertig wird! Dg.

Dresden, Juni.

(Fortsetzung.)

Theater. Kunstverein.

Die Dürre, welche vor Kurzem noch den Feldfrüchten Nachtheil brachte, beeinträchtigt immer mehr auch unser Theater. Der größte Theil unserer hauptsächlichsten Bühnenkerzen läßt wieder sein Licht im Auslande leuchten. Mehr als je sind daher die kleinen Blüetten und Vaudevilles, meistens französischen Ursprungs, an der Tagesordnung. Einer besondern Gunst erfreut sich so eben Holtey's „alter Feldherr.“ Fremde Gäste werden fortdauernd nicht verfehlen, die Stelle der abwesenden Theaternotabilitäten auszufüllen. Diese Art von Tauschhandel, den Schauspieler und Sänger jetzt gewöhnlich im Sommer mit sich selbst zu treiben pflegen, hat sein Gutes für die Reisenden, wie für das Publikum. Das alte: variatio delectat ist ein Sprichwort, das durch die menschliche Natur selbst vor dem Veralten geschützt wird. Eine Spanierin, Signora Romanini, feierte seither, aber weder auf dem Kothurn, noch auf dem Soccus, eben so wenig auf den mächtigen Wogen des Gesanges, sondern auf den geflügelten Sohlen Terpsychore's bisweilen Triumphe. — Im Lokale des hiesigen Kunstvereins, der sich einer fortdauernden Vermehrung seiner Theilnehmer erfreut, wechseln die Ausstellungen großentheils recht ansprechender, neuer Kunstschöpfungen unausgesetzt ab. Der Geschmack, welcher den vor Kurzem wieder erfolgten Ankauf noch dort befindlicher Gemälde leitete, kann nur Lob verdienen. Darunter sind treffliche italienische Landschaften von Zimmermann und Otto Wagner, so wie eine kleine Winterlandschaft von Bürkel. Um zum Kunstwerke sich emporzuarbeiten, darf eine Winterlandschaft die Spitzfindigkeiten eines Kunststückes nicht ganz verschmähen. Will der Künstler einige Harmonie hineinbringen, so muß er die großen, einförmigen, weißen Flecke auf geschickte Art zu mildern und zu variiren wissen; Bürkel hat solches mit Glück versucht. Ferner wurden angekauft: ein besonders interessanter Seesturm von Grolig, mehrere werthvolle architektonische Tableaux und eine ländliche Scene unmittelbar vor dem Hause von Hanzsch. Der wackere Genremaler hat sie mit dem ihm gewöhnlichen warmen, lebendigen Sinne behandelt. Eine Mutter in der Mitte ihrer jungen Descendenz und der Kettenhund mit seinen Jungen sind das Material, aus welchem der Künstler durch allerliebstes Ordnen und Zusammenstellen ein gar gefälliges Ganzes hervorzubringen wußte. In einem Fräulein Seidler abgekauften Bilde hat diese dem, wenn auch nicht mehr in die Wirklichkeit, doch desto besser für die Malerkunst taugenden alten Ritterthume (das, schon im Sterben liegend, diese Kunst in einem seitdem nicht wieder erreichten Glanze sah) durch ein männliches und ein Frauenporträt mit dem jener Zeit eigenen Geiste würdig gehuldigt. Ein ebenfalls erkauftes Blumenstück und eine mit großer blauer Traube geschmückte Weinrebe von Starke zaubern den Reiz Florens und Pomonens in die Kunstregion; aber die köstlichen großen Beeren der Traube vorzugsweise vor den Rosen des erstern Stücks. Gebören doch überhaupt die von der Natur wie aus Lust und Liebe nur leicht hingehauchten Rosen zu denjenigen zarten Erscheinungen, an deren Nachbildung die Kunst der Malerei verzweifeln möchte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 162

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 7. Juli 1836.

Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in diesem Augenblick
An meinem inneren Gesicht vorüber.

Schiller.

Familiengeschichten.

(Fortsetzung.)

In diesem Tone sprach der Meister noch lange fort, er erkundigte sich nach seinem Jugendfreunde, nach dessen Haushalt und Handwerk, fragte, wie es bei jenem Brande zugegangen, dessen Kunde überall hingedrungen war, ob sein Freund sich jezt wieder ganz erholt habe von seinem damaligen Schaden, und tausend freundschaftliche Dinge mehr. Franz gab über Alles Auskunft; es war ihm so wohl, als ob er jezt erst in der Heimath wäre. Beim Abendessen mußte er sich zwischen Herrn Woltmann und Catharinen setzen, und dieser Platz wurde ihm für immer angewiesen; dann fing der alte Herr wieder an, von Lüttich zu erzählen und zu fragen und wieder zu erzählen, Franz mußte von seiner Reise berichten, und brachte allerhand Merkwürdiges und Ergötzliches vor. Er war in Cöln gerade zum Mummenschanz eingetroffen und gab die lustigsten Bilder davon zum Besten, wobei er besonders an Catharinen eine aufmerksame Zuhörerin hatte. Die Gesellen, die am gleichen Tische mit dem Herrn saßen und Franzen fröhlich bewillkommt hatten, nahmen ebenfalls Antheil an der Unterhaltung, und Jeder erzählte ein Abenteuer von seiner Wanderschaft. Catharina war sehr heiter und rief einmal über's andere: „Nun sitzen wir schon so viele Jahre beisammen, und doch ist's noch keinem eingefallen, so viele hübsche Sachen zu erzählen! noch keinen Abend sind wir so vergnügt gewesen, wie heute.“ — Sie mußte noch manche Kanne Wein holen, und man ging erst spät auseinander.

Als am andern Morgen Franz die Treppe herunter kam, begegnete ihm Catharina auf der Flur. „Guten Morgen!“ rief sie ihm entgegen, „so früh schon auf? Sagt mir nur gleich, was Euch geträumt hat diese Nacht, denn es ist ein alter Glaube, was einem träumt in der ersten Nacht an einem Orte, wo man zum ersten Mal ist, das trifft ein. Oder seyd Ihr vielleicht so müde gewesen, daß es Euch gar nichts geträumt hat?“ — „Allerdings hat mir geträumt,“ sagte Franz, „und zwar etwas, das mir seltsam vorkam und mir immer noch lebhaft vor der Seele steht.“ — „Nun, laßt hören!“ — „Mir träumte, ich hüte eine Heerde Schafe, und darunter war ein zartes, kleines Lamm, das ich besonders lieb hatte; es war am Halse roth gezeichnet, fraß immer aus meiner Hand und ging auf jedem Schritt und Tritt mit mir. Nun entstand Nachts, als ich im Pferche lag und schlief, ein gräßliches Geschrei, die Lämmer blöckten, die Hunde bellten, daß die Luft überall wiederhallte; ich fuhr auf und wollte herausspringen, aber der Pferch war fest verschlossen, und ich mochte mich anstrengen,

wie ich wollte, ich blieb gefangen, während das Getümmel draußen immer mehr überhand nahm. Es dauerte, so däuchte mir, bis an den Morgen fort, da wurde es auf einmal still, der Pferch sprang von selber auf und ich fuhr hinaus. Meine Lämmer lagen friedlich umher im Frühroth, aber mein Lieblingslamm fehlte. Ich ging in der ganzen Gegend umher und lockte ihm, ich sandte alle meine Hunde aus, es zu suchen, aber vergebens, es kam nicht mehr zum Vorschein. Da war ich so ernstlich betrübt, daß ich es jetzt selbst nicht mehr begreifen kann; aber ich ward im Traum auf einmal in eine andere Gegend geführt, sie war mir unbekannt und kam mir doch bekannt vor; in diesem Augenblick ist es mir, als ob es die Umgegend von Attendorn gewesen wäre, wie sie gestern bei meiner Ankunft vor mir lag. Auf einmal war ich mitten in meinem Handwerk: vor mir stand eine Glockenform aus Lehm, Gesellen waren in Menge dabei, und auf der Seite lehnte der Meister, Herr Woltmann, auf einem Stock und sah uns zu. Die Form aber war fertig und ganz trocken, und ich wußte, daß die Glocke, schon gegossen, darunter verborgen war. Auch wußte ich, daß es mir oblag, die Form zu zerbrechen; ich nahm also den Hammer und führte einen Schlag auf die Form. Sie ging in Stücken, aber statt der Glocke sprang ein Lamm darunter hervor, das blöckte fröhlich und hüpfte an mir hinauf und leckte mir die Hände; es war am Halse roth gezeichnet, und als ich es näher ansah, war es das verlorene Lamm. Ich neigte mich und liebkoste es, und in demselben Augenblick fing eine Glocke zu läuten an, da dachte ich: die Glocke ist ja auch fertig. Diese läutete aber immer stärker, so daß ich erwachte, da war es die Morgenglocke hier in Attendorn. — Nun sagt aber, ob das nicht ein sonderbarer Traum ist?“ — „Der Traum hat gewiß eine Bedeutung,“ erwiderte Catharina; „ich wünsche, daß er Euch auf angenehme Art in Erfüllung gehe. Ich wollte, alle verlorenen Lämmer könnten ihre Heerde wieder finden.“ Thränen standen ihr in den Augen, und sie ging schnell hinweg.

Franz suchte Herrn Woltmann auf. „Guten Morgen, lieber Junge,“ sagte dieser, „du mußt nun schon leiden, daß ich dich dutze; ich habe es einmal so angefangen und kann mir's jetzt nimmer abgewöhnen.“ — „Bleibt dabei, Meister,“ rief Franz, „Ihr macht mir eine große Freude damit, und ich kann Euch um so eher wie meinen Vater ansehen.“ — „Nun, mit der Vaterschaft, Franz, können wir jetzt gleich anfangen; wir müssen über einen Punkt in's Reine kommen, von dem ich gestern nicht gleich reden mochte. Unsere Stadt ist katholisch und ich bin es auch, wie du weißt, dein Vater aber ist ein vernünftiger Mann und macht sich nichts daraus. „Ich habe zu viele Menschen und Secten gesehen, schreibt er mir, als daß ich nicht wissen sollte, wie wenig es mindestens bei uns ungelehrten Leuten auf den Religionsunterschied ankommt; ich habe sehr gute Katholiken und sehr schlechte Protestanten kennen gelernt, und wieder umgekehrt; aber an dem Glauben, den einer mit der Muttermilch eingesogen hat, soll er festhalten sein ganzes Leben lang; dadurch prüft er ihn am besten, wenn er ihm treu bleibt, denn sein Glaube bleibt dann auch ihm treu und wird seine Stütze in Gefahr und Anfechtung. Darum, und auch damit Niemand kein Aergerniß nehme, wünschte ich, daß mein Sohn Franz sich von eurem Gottesdienst entfernt hielte, und habe ihm deßhalb für seine sonntägliche Andacht Benjamin Schmolkens Erbauungsbuch mitgegeben. So aber ein evangelisches Haus in Attendorn wäre, mit dem er den Tag des Herrn begehen könnte, so sollte mir das freilich noch lieber seyn.“ — „Sieh, Franz,“ fuhr Herr Woltmann fort, „jetzt hast du die Wahl, ich denke in dieser Sache gerade wie dein Vater, und es wird dir auch sonst Niemand hier in Attendorn zusetzen, denn die Leute sind friedlich und duldsam; du kannst also den Sonntag über deinem Schmolke zubringen oder bei einem Reformirten, der hier wohnt, wofern nämlich dieser nichts dagegen hat.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Lissabon.

(Fortsetzung.)

So fuhr ich denn erst ziemlich spät nach St. Martha, um der Kaiserin meine Ehrfurcht zu bezeigen. Ihr Kammerherr, Marquez v. Rezenda, empfing mich im untern Stock des Pallastes mit jener Höflichkeit, welche in der That den Umgang mit vornehmen Portugiesen liebenswürdig und angenehm macht. Er führte mich die Treppen aufwärts, welche übrigens weder großartig, noch reich waren, und verließ mich in einem Vorzimmer, dessen allzugroße Einfachheit und alterthümliche Ausstattung meine Verwunderung erregte. Jezt, dachte ich, nachdem der Marquez verschwunden war, wird es an die Ceremonien geben. Sicher befinde ich mich im Vorgemach irgend einer Camarista, welcher mich der Marquis, froh, mich los zu werden, übergeben wird. Die Camarista wird mich zu einer Hofdame führen und die Hofdame zur Camereira Mòr, irgend einer Duqueza, und diese wird die Gnade haben, zu sagen, daß heute Ihro kaiserliche Majestät keine Audienzen ertheile, oder die Stunde dazu noch nicht da, oder schon vorüber sey, und ich muß wieder nach Haus fahren. Meine Blicke hingen verdrießlich am zeltartigen Plafond von grau angestrichenem Holz, als mich Jemand leise berührte; es war der Marquez.

der wieder eingetreten war und mit einer kleinen Verbeugung nach der geöffneten Thüre wies. Ich raffte in der Eile mein wenig Französisch zusammen und die noch geringere Tournure eines homme du Monde, um der erwarteten Camarista wo möglich einen leidlichen Begriff von der Liebenswürdigkeit meines Gleichen beizubringen, und stand im nächsten Augenblick vor der Kaiserin. Deutsch hörte ich mich von einer milden, reinen Stimme angeredet, und hätte beinahe in der Verwirrung französisch geantwortet, denn auf meinen Lippen schwebten die für die Camarista bestimmten Worte. Ich befand mich einer blühend schönen Frauengestalt gegenüber, im einfachen, schwarzen Gewand, das Haar gescheitelt, und die eine Hand ruhend auf der Schulter eines Kindes, welches neben ihr stand und sich an sie schmiegte; im Hintergrund des Gemachs sah ich mit halbem Blick noch eine Dame, die Mondekar dieses Hofes.

Die Kaiserin fragte mich Manches über meine Heimath, die Reise hieher, und endlich, wie es mir in Portugal gefalle. In meiner Antwort äußerte ich unter Anderm, Portugals Natur nicht zu lieben, sey wohl so unmöglich, als die Erschütterungen nicht zu beklagen, denen dieses schöne Land preisgegeben, und deren traurige Folgen freilich überall hervortreten. „Es freut mich," entgegnete die Kaiserin mit wehmüthigem Lächeln, „es freut mich, daß Ihnen Portugal gefällt. Wohl hat dieses Land viel gelitten, doch seine Wunden werden ja heilen." — Die Frage, ob mir die portugiesische Sprache geläufig sey, mußte ich leider verneinen, äußerte aber meine Ueberraschung, die Kaiserin so vollkommen deutsch reden zu hören. „Ich weiß nicht," fuhr ich fort, „warum ich meinte, Ihre Muttersprache müsse die französische seyn." — „O nein," erwiderte sie, „nein, die deutsche ist es. Auch meine Tochter spricht und versteht deutsch. Mein Kind, reiche dem Herrn die Hand." — „Die ich mir zu küssen erlaube." Die kleine, etwa neunjährige Prinzessin, ein hübsches Kind, mit großen, ausdrucksvollen braunen Augen, die so unschuldig glänzten und dennoch tief und ernst waren, wie eine Frage an das Schicksal, warum sie hier und nicht in Rio Janeiro sey, duldete diese Huldigung erröthend. Ich bemerkte der Kaiserin, daß die Prinzessin auffallend die Züge des Kaisers trage, so viel ich wenigstens nach den Bildern beurtheilen könne, die man in Lissabon überall sehe. „Wirklich?" erwiderte die Kaiserin mit lieblichem Lächeln. „Sie werden noch besser über die Aehnlichkeit dieses Kindes mit ihm urtheilen können, wenn Sie jenes Gemälde betrachten, das ähnlichste Porträt, das vom Kaiser existirt."

Mit diesen Worten wandte sie sich nach der Sophawand des Zimmers, wo ich schon längst mit halbem Auge zwei große Gemälde in goldenen Rahmen bemerkt und sogleich erkannt hatte, wen sie darstellten. Ein junger hübscher Mann war das zweite; ich konnte mich nicht enthalten, vom Kaiser weg auf ihn zu blicken. Wie jugendlich blühend muß er gewesen seyn, wenn dieses Bild nicht geschmeichelt war, der unglückliche, jezt gewiß so bleiche August! „Mein Bruder!" sagte die Kaiserin leise; es war nicht nöthig, daß sie es sagte. Sie gestattete, daß ich ihn lange betrachtete während einer Pause, in welcher nichts gesprochen ward. Endlich trat ich wieder zurück und fragte, ob sie mir nichts nach Deutschland aufzugeben habe? Die Kaiserin äußerte, ihre Mutter sey im Augenblick nicht in München, sondern ohne Zweifel eben auf der Reise nach Schweden, um ihre Tochter, der Kaiserin Schwester, in Stockholm zu besuchen. „Stockholm und Lissabon," sagte ich, „Schweden und Portugal — Ew. Majestät verzeihen, wenn ich die Gegensätze in diesen Worten bemerke." — „Und erst Rio!" lächelte die Kaiserin. „Ja, wir Schwestern haben ein recht verschiedenes Loos!"

Nach einer Unterredung von einer halben Stunde machte die Kaiserin die entlassende Verbeugung und zog sich zurück. Die Dame, welche bis dahin im Hintergrund des Zimmers verweilt hatte, trat jezt hervor und begleitete mich feierlichen Anstandes bis an die Thüre, wo der freundliche Marquez de Rezenda mich wieder in Empfang nahm. Sehr befriedigt, mit einem Gefühl wahrer, inniger Huldigung gegen seine Bewohnerin, verließ ich den Pallast und dachte im Wagen: „Ja, du kannst sagen, schöne, hohe, unglückliche Frau:

„Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen,
Noch in den Linien meiner Hand."

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, Juni.

Der Züricher Bürger und die Bollwerke.

Ich hätte mich nun lange genug in dem schweizerischen Athen herumgetrieben, um Ihnen einmal über dasselbe Eines und das Andere sagen zu können. Indem ich jezt mein gegebenes Versprechen erfülle, muß ich bitten, zuvörderst mit der Art und Weise, wie dies geschehen wird, Nachsicht zu haben, und dann den Mangel an interessantem Stoffe meines Berichtes weniger mir, als den Zürichern zuzuschreiben. Unter allen Schweizerstädten ist Zürich gegenwärtig die rührigste, und dies vorzugsweise in industrieller Hinsicht. Nicht nur erweitern sich täglich die bestehenden Etablissements, sondern es sind fortwährend neue im Entstehen begriffen, so daß Zürich sich bald wird rühmen dürfen, an der Spize der schweizerischen Industrie zu stehen. Wer diese Stadt in den lezten vier Jahren nicht wieder gesehen hat, der wird jezt in ihren Umgebungen kaum sich wieder erkennen; denn nach allen Seiten hin, besonders seeaufwärts, erhebt sich Gebäude an Gebäude. Leider scheint aber unter den Bauenden nicht viel Geschmack zu herrschen, noch irgend ein Baugesez im Lande zu gelten; Alles zimmert bunt untereinander hinein.

und Jeder ſetzt ſein Haus dahin, wo es eben ſeinem Privatintereſſe frommt. Es wird daher das neue Zürich eben ſo unregelmäßig werden, als es das alte ſchon iſt, und in Bezug auf architektoniſche Schönheit der Stadt dürfte noch manches Jahrhundert vorübergehen, ehe die andern Schweizerſtädte mit Zürich die Meinung theilen, daß es das Athen der Eidgenoſſenſchaft ſey. Da dieſe raſche Ausweitung der Stadt in innigem Zuſammenhange ſteht mit der Zerſtörung ihrer Feſtungswerke, ſo muß ich über dieſe einige Worte ſagen. Vor einigen Jahren erregte es in dem Herzen des echten Zürcher Bürgers die ſchmerzlichſten Empfindungen, daß ihm der große Rath ſeine Wälle und Baſtionen nicht mehr laſſen wollte und deren Schleifung dekretirte. Er glaubte, mit ihnen werden die Grundveſten ſeines Vaterlandes erſchüttert werden, und es ſinke, was für ihn noch wichtiger ſeyn mußte, mit dem alten Gemäuer auch die Macht und der Glanz ſeiner Vaterſtadt in den Staub. Selbſt nachdem der fürchterliche großräthliche Beſchluß ſchon gefaßt war, hielt der Bürger es noch für unmöglich, daß es Menſchen gebe, welche Vermeſſenheit genug hätten, Hand an das zu legen, was die Züricher ſeit Jahrhunderten mit Ehrfurcht betrachteten und für die Exiſtenz der Stadt ganz unentbehrlich hielten. Es fanden ſich aber ſolche Männer; um elenden Taglohn durchbrachen dieſelben das ſtädtiſche Bollwerk, und bald kam es dahin, daß an Stellen gewandelt wurde, die früher nie ein ſterblicher Fuß betreten. Viele Züricher vermochten es nicht über ſich, trotz der angebornen Neugierde, das vandaliſche Zerſtörungswerk mit anzuſehen, und wenn je ein Bürger an demſelben vorüberging, ſo ſah man es ihm an, wie jeder Hackenſchlag und Schaufelſtich ihm durch die Seele ging, und daß es ihm war, als löste man ihm Glieder vom eigenen Leibe ab. Mancher Züricher vom „alten Schlage“ ſoll in ſeiner patriotiſchen Entrüſtung das Gelübde gethan haben, nie, ſo lange er lebe, zu andern, als den Thoren aus- und einzugehen, durch welche ſchon ſeine Vorväter wandelten. Ob dieſe Gelübde heutigen Tages noch gehalten werden, weiß ich nicht zu ſagen; ſo viel ſehe ich jedoch, daß täglich auch durch die neuen „revolutionären“ Zugänge Jung und Alt, Reich und Arm, bezopfte Herren und Elegans mit froher Miene aus- und einziehen. Ja, ich habe ſelbſt in ſogenannten ariſtokratiſchen Cirkeln alter und guter Geſinnung vollkommen unverdächtige Herren Witze machen hören über ihre eigenen frühern Schanzenbeſorgniſſe. Es ſcheint alſo doch, als ob der Züricher Bürger nach und nach an die neue Ordnung der Dinge ſich gewöhne, und die Ueberzeugung gewonnen habe, daß ſeine Vaterſtadt auch ohne Wälle exiſtiren könne. Die guten Züricher machen in dieſer Beziehung eine Erfahrung, wie früher die Baſeler.

(Die Fortſetzung folgt.)

Dresden, Juni.

(Beſchluß.)

Kunſtverein. Frühjahr. Wein.

Unter den für den Ankauf erſt dargebotenen Stücken befinden ſich ein paar Genrebilder. Das eine, von Pollack mit feſtem Pinſel keck und ſorglos hingeworfene Oelgemälde würde ſchon durch die Wärme des Farbentons, wie durch die übrigen Localitäten und Eigenthümlichkeiten die Gegend unfehlbar bezeichnen, die durch den in der Ferne rauchenden Vulkan außer allen Zweifel geſetzt wird. Sein Gegenſtand iſt eine Schlafende, welcher ein Mann mit den Tönen ſeiner Zither ſich naht. Der Liebende ſieht beinahe zu ordinär, roh und plump aus für dieſe Art, ſie zu erwecken. Doch iſt er von echtem Naturgepräge. Auch an der, übrigens recht jugendkräftigen, wohlgeformten Schläferin hat der Künſtler nicht eben viel zartes Weſen verſchwendet; aber um ſo beſſer hat er gewußt, was er damit wollte, und das iſt mehr als genug. Das volle Geſicht mit den tief heruntergehenden Augenliedern und ſeinen feſt anſchließenden langen Wimpern kündet eine Schlafruntenheit an, ſo vollendet, wie ſie vielleicht nur in den Mittagsſtunden der heißern Gegenden ſich ausbilden kann. Charakteriſtiſch genug iſt auch das andere kleinere Genrebild von Krosing, ein deutſches Dienſtmädchen, eben ein Waſchgefäß nebſt Zubehör vorübertragend und dabei ein nicht weit davon am Boden lauſchendes Kind anblickend. Norwegiſche Landſchaften von Papperitz ſind ebenfalls zum Ankauf ausgeſtellt. Allerdings fröſtelt einen etwas bei ihrer Betrachtung, zumal wenn das Gefühl zuvor durch italieniſche Darſtellungen verzärtelt worden. Allein ihr Verdienſtliches iſt darum nicht zu verkennen, und die treue Nachbildung ihrer Eigenthümlichkeit verdient gewiß Empfehlung. — Der ſchönſte Monat im ganzen Jahr, der Mai, hat ſich diesmal nur allzuſehr mit wahrhafter Häßlichkeit amalgamirt. Es ſchaudert einen bei der Erinnerung an ihn deſto mehr, da ſogar ſein Nachfolger, der Juni, in ſeine Fußſtapfen treten zu wollen ſcheint. Heine's Eintheilung des deutſchen Jahrs in einen weißen und in einen grünen Winter, keine Frucht zur Reife bringend, als die gebratenen Aepfel, hat ſich der Wahrheit vielleicht noch nie ſo ſehr genähert, wie diesmal. Im Gefühle der Eiswinde, von denen man mitunter recht unglimpflich angeblaſen wurde, hätte man darauf ſchwören können, der Blüthenſchnee auf den Bäumen ſey kein Kind des Frühlings, ſondern ein aufrichtiges Januarprodukt, und es werde nun bald wieder von Schlittenfahrten, und zwar ernſtlicher als mitten im weißen Winter, die Rede ſeyn können. Und um uns in einer ſo angenehmen Illuſion recht feſtzuhalten, war ſogar noch gegen Ende Mai's der wirkliche Schnee einige Mal ſo gefällig, auf dem diesmal gar froſtigen Liebhabertheater des Wonnemonds eine Gaſtrolle zu übernehmen. Schreibt doch die Leipziger Zeitung vom 31ſten Mai noch von Eiszapfen, die wenig Tage zuvor in dem ganz weiß überſchneiten Gohſtadt an den Dächern hingen, und daß zu Breitenbach im benachbarten Böhmen die Fuhren zum Kartoffellegen auf Schlitten gemacht worden ſeyen. Das künſtliche Gefrorene, in jetziger Jahreszeit ſonſt nichts Seltenes, wird uns diesmal durch das natürliche erſetzt und verleidet. Am beſten gediehen in dieſem Jahre ſind bis jetzt die Maikäfer. Noch immer hängen, wie von Früchten, die Wipfel vieler Bäume von ihnen voll. — Der Wein hat an vielen Orten ſtark gelitten. Zum Glück haben jetzt mehrere Jahre hintereinander gute Weinernten ſtattgefunden. Weit mehr als vor Kurzem nimmt man, hauptſächlich wegen des auf franzöſiſchen Weinen liegenden hohen Zolls, wieder zum Landwein ſeine Zuflucht. Von Rothweinen war der ſonſt ſtark conſumirte aus Burgund, theils der theuern Landfracht, theils des mitunter ſehr gering gewordenen Gehalts halber, ſchon vor dem Anſchluß an den preußiſchen Zollverband ziemlich aus der Mode gekommen. Aber auch von dem immer beliebter gewordenen, der Geſundheit weit zuträglicheren rothen Weine aus Bordeaux ſoll jetzt die Einfuhr im Verhältniß zur frühern Zeit außerordentlich abgenommen haben. Dem weißen franzöſiſchen Weine iſt in hieſiger Gegend von jeher der weiße Wein vom Rheine, von der Moſel und aus einem weiten Umkreiſe der Würzburger Gegend vorgezogen worden.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 163.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 8. Juli 1836.

— Wofern mir soll
Ahnahn der Ruhm, mag Hand in Hand er
Gehn mit dem prüfenden Todesengel!
Platen.

Auf Platens Tod.

Langsam schwebt ein Todesvogel
Aus Ortygia's Felsenport,
Schwebt entlang die Apenninen
Rastlos gegen Norden fort.
Deutsches Volk, dein treuer Sänger
Sendet dir sein letztes Wort.
Tragt es laut von Mund zu Munde,
Bringt es frei von Ort zu Ort.

Als ein sehnsuchtsvoller Pilger
Wandelt' ich an diesem Strand,
Doch du strecktest meine Glieder,
Syrakus, auf bleichen Sand.
Ferne muß ich nun vermodern
Von dem kalten Vaterland,
Längst im Rücken ließ ich liegen
Seinen letzten Hügelrand.

Jung an Jahren, alt an Schmerzen
Gruben mich die Menschen ein;
Blumen des geliebten Südens
Ueberschatten mein Gebein,
Und in fremder Zunge liest man
Ueber meinem Leichenstein:
Hier zerbrach die schönste Leier,
Hier beschloß die tiefste Pein.

Einen Trost will ich euch lassen,
Wenn, nach unverdienter Schmach,
Euer Herz zu späten Thränen
Ueber meinem Sarge brach:
Blicket nicht mit bangen Schmerzen
Dem verschwundnen Dichter nach;
Daß er würde bei euch bleiben,
War das Letzte, was er sprach.

Rückwärts aus dem Land der Seelen
Flieht mein Schatten still und bang;
Rückwärts in das schöne Leben
Diese großen Nächte lang.
Und es lauschen meine Ohren
Fern auf meiner Lieder Klang.
Schatten haben keine Lieder,
Meine Seele war Gesang.

Alles ist bei euch geblieben,
Was ich war und was ich gab,
Und ich habe nichts genommen
Mit mir in die Gruft hinab.

Pflanzt nur in den heil'gen Boden
Mein leichten Wanderſtab;
Neue Knoſpen wird er treiben
Lang noch über meinem Grab.

Nicht zu früh bin ich geſtorben,
Denn mein Tagwerk iſt vollbracht.
Jene heil'ge Feuerflamme,
Die am Himmel ward entfacht,
Die mit ihrem Glanz erleuchtet
Sterblicher Gedanken Nacht,
Hab' ich als ein treuer Prieſter
Bis an meinen Tod bewacht.

Und in eure dunkeln Herzen
Strahlt es höher, heller ſchon.
Freiheit will auf Erden gründen
Ihren königlichen Thron.
Freiheit gab mit einem Seufzer
Dieſer Bruſt den lezten Ton.
Freiheit möge bei mir wachen,
Wo du ſchläfſt, Timoleon.

H. P.

Familiengeſchichten.

(Fortſeyung.)

Franz entſchied ſich für das Leztere, und Herr Woltmann ließ ihm ſogleich das Haus ſeines Glaubensgenoſſen, eines Leinewebers, zeigen. Dort wurde er aber nicht auf's Beſte empfangen, denn als er ſeinen Wunſch vorgebracht hatte, ſchlug der Leineweber die Hände zuſammen und rief: „Was! die ganze Woche hindurch wollt Ihr Euch verunreinigen im Hauſe der Gottloſen, und am Sonntage muthet Ihr mir dann zu, Euch aufzunehmen in meiner reinen Hütte, daß ich ſelber verdächtig würde vor dem Herrn der Heerſchaaren? Nein, das kann nicht ſeyn! O leichtſinniger junger Menſch, habt Ihr denn keine Eltern mehr, oder ſind ſie ſo unchriſtlich, daß ſie Euch verkauft haben in die Gemeinſchaft Belials? Rettet Eure Seele und flieht augenblicklich aus dem Hauſe der Verdammniß. Ihr könnt zu mir kommen, ich will Euch aufnehmen gegen ein billiges Koſtgeld und ſo lange beherbergen, bis Ihr wißt, wo Ihr hinziehen und Arbeit finden werdet. Aber wenn Ihr bei Eurem Meiſter bleibt, iſt Euch meine Thüre verſchloſſen, die da verſiegelt iſt mit dem Blute des Lammes; ja, wenn Ihr es wagen wolltet, zu mir zu kommen mit Eurem unbeſchnittenen Baalsherzen, ſo müßte ich, ſo wahr mir Gott helfe, Euch von hinnen treiben, wie unſer Herr die Wechsler aus dem Tempel trieb, und dazu ſprechen: Hebe dich weg von mir, Satan!“ Franz, der Anfangs etwas verblüfft war, brach endlich, als die Rede immer ſalbungsvoller und die Geſten des Redners immer poſſierlicher wurden, in ein herzliches Gelächter aus, ſo daß der Leineweber ihn ganz entſezt anſah. „Verzeiht,“ rief er endlich, als er ſich wieder erholt hatte, „daß ich ſo unſchicklich vor Euch herausgeplazt bin, aber es iſt mein angeborner Fehler, daß ich mich nicht bezähmen kann, wenn mir was Luſtiges vorkommt. Eure Meinung habe ich wohl verſtanden, und es kommt mir nicht von Weitem in den Sinn, ſie Euch beſtreiten zu wollen; unſer Streit könnte gerade ſo lang dauern, wie der dreißigjährige Krieg, und dann wären wir erſt nicht fertig; auch bin ich zu jung gegen einen Mann wie Ihr, und verſtehe mich beſſer auf's Glockengießen, als auf's Diſputiren. Doch meine ich, wenn ich eine Glocke gieße, ſo ſieht man ihr's nicht an, ob ſie für Proteſtanten oder Katholiken beſtimmt iſt; ſie iſt von gleichem Metall, auch hat ſie den gleichen Ton, ſie mag hängen wo ſie will, ob ſie zur Meſſe läutet oder zur Betſtunde, und ſeht! es wird doch jedem ſo fromm dabei um's Herz, wenn er die Glocken in die Kirche läuten hört. Vielleicht ſieht der liebe Gott die Sache auch ſo an und hat Wohlgefallen an unſerer unverſtändigen Frömmigkeit, wenn ſie nur vom echten Metall iſt und keinen falſchen Ton angibt. Aber wie geſagt, ich will gar nicht mit Euch ſtreiten, ich habe da nur ſo meine junge Meinung, und ihr ſeyd älter als ich und vielleicht beſſer angeſchrieben im Himmel. Ich wünſche Euch nur, daß Euch am Gerichtstage nicht mit demſelben Maße gemeſſen werde, mit dem Ihr Andere gemeſſen habt. Gehabt Euch wohl!“ Mit dieſen Worten verließ er das Haus und betrat es niemals wieder. Sein Meiſter fragte ihn ſogleich, wie es gegangen ſey, und Franz erwiderte ganz kurz, der Leineweber wolle es nicht haben, daß Jemand aus einem katholiſchen Hauſe zu ihm komme. „Das hätte ich dir vorausſagen können!“ rief Herr Woltmann lachend; „aber ich wollte ganz unparteiiſch ſeyn, und dann iſt es dir auch kein Schade, wenn du die Menſchen ein wenig kennen lernſt.“ Catharina war dazu gekommen und fragte: „Was hat denn der Mann gegen uns?“ — „Geh du nur ruhig in deine Kirche, mein Kind,“ ſagte ihr Vater, indem er ſie küßte; „für dich iſt gar nichts Bedenkliches dabei, denn das Lallen der Unmündigen, heißt es, gefällt dem Herrn.“

Franz arbeitete ſich nunmehr bei ſeinem Meiſter als Geſelle ein, und das tägliche Leben ging ſeinen ruhigen Gang fort. Er war geſchickt und fleißig, geachtet von ſeinem Meiſter und geliebt von den Mitgeſellen, welchen er ein treuer und freundlicher Kamerad war. Und wie der Meiſter in Handwerksangelegenheiten gern auf ſeinen

verſtändigen Rath hörte, ſo hatte er auch im Haus ein Wörtchen mitzuſprechen; es kam bald dahin, daß nichts ohne ſeinen Beiſtand hier vorgenommen wurde, und die junge, lebhafte Catharina ließ ſich, wenn es nothwendig ſchien, willig von ihm hofmeiſtern. Sonntags hielt er ſeine Andacht zur gleichen Zeit mit den andern: wenn die Glocken anſchlugen, ging er auf ſeine Kammer, hörte zu, bis das Geläute ſchwieg und die Gemeinde ausgeſungen hatte, dann nahm er ſein Buch und las mit gefalteten Händen ein Stück darin. Mit wem er in Attendorn in Berührung kam, gewann ihn lieb wegen ſeines aufrichtigen, freundlichen und geſelligen Weſens; wegen der Religion erfuhr er von Niemand etwas Widerwärtiges, die Zeitverhältniſſe brachten dies mit ſich, und nur einige junge Mädchen mochten in ihrem Herzen den hübſchen Ketzer bedauern und in den Schoß der allein ſeligmachenden Kirche zurückgebracht zu ſehen wünſchen. Franz aber hatte für keine ein Auge; er war ſo eifrig in ſeinen Arbeiten, daß ihm kein anderer Gedanke in den Sinn kam; Regine hatte er völlig vergeſſen. Catharina hatte täglich mit ihm zu thun und zu verkehren; er lehrte ſie zeichnen und, was damals ſtatt des Claviers galt, die Orgel ſpielen. Er hatte dies zu Hauſe, wo eine kleine Orgel im Zimmer ſtand, von ſeiner Mutter gelernt, und auf ſeinen Betrieb erhielt Catharina einmal zu ihrem Geburtstag ebenfalls eine kleine, zierlich gebaute und mit mehreren Regiſtern verſehene Orgel, über die ſie in das höchſte Entzücken gerieth. Sie war ſehr gelehrig und ſpielte bald auf dem anmuthig tönenden Inſtrument proteſtantiſche und katholiſche Choräle nebſt den damals gebräuchlichen und erlaubten Liedern, worunter auch die „himmliſche Geduld“ nicht fehlen durfte. Franz war an ſie gewöhnt wie ein Bruder an ſeine Schweſter; ihr beſtändiges Beiſammenſeyn war es eben, was Beide ſo unbefangen machte; an eine Trennung dachten ſie gar nicht, denn dieſer Gedanke hätte freilich ſchnell die träumenden Knoſpen ihrer Herzen aufgeſchloſſen.

Catharina war von einer Schönheit, die ſich erſt nach und nach durch das Gemüth den Augen offenbarte; man mußte viel zu viel auf ihr liebes, gutes Weſen achten, und erſt ſpät entdeckte man die anſpruchloſen, aber tiefen Reize des blonden Kindes, ihren edeln Körperbau, ihr zartes Antlitz und ihre ſeligen, blauen Augen. Aber dem jungen Glockengießergeſellen kam keine anderer Gedanke, als täglich bei ihr zu ſeyn, mit ihr zu reden, mit ihr zu zeichnen und die Orgel mit ihr zu ſchlagen. Daß er ihr einmal das Leben rettete, wurde weder von ihm, noch von den andern hoch angeſchlagen, war er doch ſelbſt die Urſache der Gefahr geweſen. An einem Feiertag hatte ſich Nachmittags eine fröhliche Geſellſchaft zu einer Fahrt auf der Leune vereinigt; im erſten Nachen fuhr Catharina mit ihrem Vater, von Franz und einem andern Geſellen gerudert. Die Fahrt wurde eine halbe Stunde oberhalb Attendorn begonnen, und Alle hatten ihre Freude daran, wie im ruhigen Fortgleiten auf den Windungen des Fluſſes die Gegend wechſelte und immer wieder einen neuen Anblick darbot. Beſonders aber jubelte Catharina, als ſie unter einer Brücke durchfuhren: das, meinte ſie, müſſe bei Nacht erſt ſchön ſeyn, unter einer Brücke, unter dem Himmel und unter den Sternen zu fahren. An der Stelle, wo die Leune mit der Bigge zuſammenfließt, mußte man vorſichtig fahren, denn das Waſſer war in ziemlicher Bewegung. Franz ſtand am Vorderruder und fuhr ſehr ſorgfältig, Catharina ſtand neben ihm und zeigte ihm einen vorbeiſchießenden Fiſch; er konnte ſich nicht enthalten, mit dem Ruder nach ihm zu ſchlagen; dadurch gerieth der Nachen in eine conträre Bewegung und ging mit einem ſtarken Stoße ſeitwärts. Franz mußte ſich auf's Ruder ſtützen, um ſich aufrecht zu halten, Catharina ſtreckte den Arm nach ihm aus, griff aber fehl und ſtürzte in's Waſſer. Alle jungen Männer waren auf dem Sprung, ihr nachzuſtürzen, aber Franz kam ihnen zuvor: es war, ſo zu ſagen, Eine Bewegung, die Beide in's Waſſer warf. Er faßte ſie und ſchwamm, da der Nachen noch immer ſeitwärts trieb, mit ihr an's Land. Die andern Nachen waren indeß dem ſchiffbrüchigen zu Hülfe gekommen, und alle landeten an dieſer Stelle. Catharina wurde ausgelacht und lachte aus vollem Halſe mit; die Sonne ſchien kräftig her und die Geſellſchaft blieb am Landungsplatze, bis das Mädchen in den Kleidern getrocknet war; dann ſezte man die Fahrt fort. An Ohnmachten, Erkältungen, Rheumatismen dachte damals noch kein Menſch im bürgerlichen Stande; ebenſowenig fiel es ihnen ein, von Franzens Heroismus groß zu denken; er konnte ja ſchwimmen und wagte ſein Leben nicht einmal, die Andern hätten es auch gethan, wenn er ihnen nicht zuvorgekommen wäre; zudem war er am ganzen Unglück ſchuldig, und Catharina lachte mit ihm, ſtatt ihm zu danken.

Dies iſt das einzige Abenteuer, das in zwei Jahren vorkam. Es wurden Glocken und Spritzen in Menge gegoſſen, und außerdem verfertigte Franz kleine, zierliche Gefäſſe aller Art aus Zinn und Meſſing, die ſich bald in der Umgegend und noch weiter verbreiteten; in den Freiſtunden leiſtete er Herrn Woltmann Geſellſchaft, oder war bei Catharina, um mit ihr zu zeichnen und die Orgel zu ſpielen. Dieſe ganze Zeit von zwei Jahren, die einem Menſchen ſo lang werden kann, läßt ſich in den kurzen Worten befaſſen: ein Tag war ſchön wie der andere. Aber es ſollte Alles ganz anders kommen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

Der Komiker Taddei.

Während im Karneval die Taddolini in der Pergola Furore machte, zog Taddei im Theater Cocomero jeden Abend ein lachlustiges Publikum herbei. Er ist ein Schauspieler so eigener und jezt auch in Italien so seltener Art, daß es sich auch jezt noch der Mühe verlohnt, ein Wort über ihn nachzuholen. Es bleibt merkwürdig, daß dies redselige, heitere und lebendige Volk in diesem Augenblick kaum einen einzigen großen Komiker besizt; es ist, als wenn die Natur den stets Redefertigen die höhere Auffassung der Tragödie, den stets Scherzenden den höhern Begriff der Komödie versagen wolle. Taddei nun ist ein Schauspieler, welcher, den Goldoni vielleicht besser als irgend einer seiner Kunstgenossen verstehend, alle Uebergänge in dessen Charakteren durch geniale Andeutungen zu vermitteln sucht, und so in dem Maldicente, in dem Bisbetico und in andern wahre Charaktergemälde entwickelt, ohne die eigentlich italienische Natur solcher Schöpfungen zu opfern, ohne sie in das Gewand der deutschen Komödie einzukleiden. Seine Aufgabe im Ganzen übersehend, weiß er den einzelnen Partien so viel Licht und Schatten zu geben, daß fast jede seiner größern Leistungen befriedigend ausfällt. Er ist vielleicht jezt der wahrste Schauspieler in ganz Italien, der Einzige, der großen deutschen Vorbildern mit Glück nachstreben und nahekommen könnte. Nur bei ihm und auf den Volkstheatern (nackt und häufig roh in St. Carlino zu Neapel, unendlich poetischer und treuer bei jenem unvergleichlichen Sicilianer, der sich im reizenden Dialekt seines Volks den Mongibellose nennt) darf man Wahrheit suchen. Bei Taddei ist jede Rolle, wie jede Maske nicht bloß äußerlich von der andern verschieden; er besizt Geist und Ausdauer genug, die einzelne Aufgabe zu individualisiren. Begabt mit einem sprudelnden, unerschöpflichen Humor der gutmüthigsten, unbefangensten Art, ist er Liebling des Publikums, dessen Zuneigung ihn in untergeordneten Sachen, in Farcen u. dgl. oft vielleicht zu einiger Uebertreibung und Ausgelassenheit hinreißt. Ihm dient dabei zur Entschuldigung, erstlich, daß im Karneval manches Wort darein gehört, das zu anderer Zeit vielleicht eine Rüge verdienen könnte, dann, daß das Volk im Theater unterhalten seyn, d. h. lachen will, und endlich, daß kein Schauspieler, der während einer Reihe von Wochen fast jeden Abend im Lustspiel und in der Farce in einer der Hauptrollen beschäftigt ist, habe er auch den Humor Shakespeare's, zu jeder Zeit glänzende Witze improvisiren kann. — Nach dem Geräusch des Faschings tritt immer in Florenz im geselligen Leben eine wenigstens augenblickliche Stille ein; ohne vielleicht aus sich herausgekommen zu seyn, sucht man schon Gewohnheits halber sich einmal wieder zu sammeln. Da hier während der Fasten dem Schauspiel kein Theater geöffnet wird, ist Jeder, der Abends sich vergnügen will, auf die Oper in der Pergola angewiesen. Der Impresario ist im Allgemeinen discret genug, dies zu beachten, und im Voraus darauf bedacht, für diese Saison die möglichst beste Gesellschaft zusammenzubringen. Da man hier in Italien jedesmal eine Oper so lange hinter einander zu hören pflegt, bis man sie, nach dem Ausdruck des Polonius, systematisch zu Tode gehezt hat, es auch wenig in der Art des italienischen Volkes liegt, das Alte, selbst wenn es gut ist, wieder zu hören, wohl aber stets nach Neuem lüstern zu seyn, ist es natürlich, daß Vieles dem Zufall anheimgegeben, und mehr als der Geschmack des Impresario die Laune des Publikums entscheidend wird. (Die Forts. folgt.)

Zürich, Juni.

(Fortsezung.)

Baseler Laternenzwang. Zürcher Thorsperre.

Noch bis vor wenigen Jahren ertönte in der alten Basilea Abends Schlag ¾ auf 10 Uhr der gellende Laut einer kleinen Glocke, die genau eine Viertelstunde fortklingelte. Dies Geläute enthielt die Mahnung, daß Jedermann, Bürger und Nichtbürger, der noch Lust fühle, nach 10 Uhr durch die Straßen zu gehen, mit einer Laterne sich zu versehen habe. Wer also um diese Glockenzeit noch beim Schoppen oder in der Visite saß und kein Leuchtwerkzeug bei sich hatte, der mußte nun aufbrechen und nach Hause eilen; denn wurde er nur einen Augenblick, nachdem das Glöcklein zu läuten aufgehört hatte, ohne Laterne auf freier Straße erwischt, so mußte er stehenden Fußes zehn Batzen Strafe bezahlen, hatte freilich aber auch in diesem Falle das Privilegium, von der Wache nach Hause geleitet zu werden. Jeden Abend nun von ¾ bis Schlag rannten Hunderte laternenloser Menschen jeden Geschlechts durch die Straßen Basels, so daß jeder Fremde, mit der polizeilichen Sitte unbekannt, immer glaubte, es sey irgendwo Feuer ausgebrochen. Das junge Geschlecht war einem solchen Zwange nie hold, und verlangte von Zeit zu Zeit dessen Abschaffung; aber das bedächtige Alter widersezte sich immer der Neuerungssucht und machte geltend, daß diese Maßregel der Väter die Stadt allein schüze vor Einbruch und Diebstahl. Endlich siegte jedoch die Jugend, und der Laternenzwang wurde abgeschafft. Darüber schlugen nun die alten Bürger und deren Ehehälften die Hände über den Köpfen zusammen, und weissagten der Stadt nichts als Unheil und Verderben. So viel wir wissen, ist jedoch seither in Basel nicht mehr als früher gestohlen worden; ja die alten Herren wollen selbst nichts mehr von ihrer frühern Laternenvertheidigung hören, und gemäß einer medizinisch statistischen Angabe, die mir neulich zu Gesicht kam, starben in genannter Stadt seit sechs Jahren auffallend weniger Leute an der Schwindsucht, als vordem, was einige Aerzte dem Umstande zuschreiben wollen, daß die Baseler Wirthe aus irgend einem Grunde ungefähr seit jener Zeit nicht mehr so viel Elsässer Wein unter den Markgräfler mischen, als sie sonst zu thun pflegten. Ich meinerseits suche einzig und allein den Grund der Abnahme der Schwindsüchtigkeit der Baseler darin, daß sie nicht mehr, wie früher, jeden Abend vor Schlafengehen Sturm laufen müssen. Doch ich komme wieder auf die Züricher zurück. Dieselben haben sich seit ihrer lezten Reform, oder wie Einige sagen, „Revolution," noch an andere Dinge gewöhnen müssen, von denen in den frühern guten alten Zeiten gar keine Rede hätte seyn können und dürfen. Zürich besizt jezt eigentlich keine Thore mehr, da vor denselben die Wachen fehlen, und alle Welt nun bei Tag und Nacht frei ein- und ausgeht. Wenn die alten Baseler schon den Laternen eine so starke Schutzkraft beimaßen, so war es dem Züricher Bürger noch verzeihlicher, wenn er glaubte, seine Person, Haus und Eigenthum könnten nur sicher seyn, wenn man eine strenge Aufsicht an den Thoren ausübe, ja diese bei Zeiten ganz und gar schließe. Mit banger Erwartung sahen daher die Städter dem Zeitpunkte entgegen, wo zur herkömmlichen Abendstunde die Angel der Thore nicht mehr tönnen, die alten schweren Riegel nicht mehr vor dieselben geschoben werden, keine Soldaten mehr hinter ihnen Wache halten sollten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 164.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 9. Juli 1836.

Ein Triebwerk, das du Abend selbst nicht kennst.
Herder.

Zur Kenntniss des thierischen Körpers.

Die Engländer sind ganz besondere Freunde derjenigen Theodicee, welche Gott als den großen Ingenieur betrachtet, der nach Gesetzen, die er sich selbst gemacht, das Getriebe der Natur geordnet hat und im Gang erhält; welche an tausend Beispielen von dem Bau und den Funktionen der Thiere und Pflanzen nachweist, wie unsere scharfsinnigsten mechanischen, optischen, hydraulischen Apparate nur plumpe Nachahmungen der in den Organismen herrschenden vollendeten Zweckmäßigkeit sind. Uns Deutschen ist bei der massenhaftern Betrachtungsweise unserer Naturphilosophie diese teleologische Methode etwas ungewohnter; sie hat aber, mit Geschmack und wissenschaftlichem Geiste ausgeführt, ihre großen Reize und unbestreitbaren Vorzüge, als allgemeines Bildungsmittel. Als Gipfelpunkt derselben kann Paleys in England mit Recht berühmte Natural Theology gelten. Sie ist so eben neu aufgelegt worden, versehen mit sehr zahlreichen Zusätzen von Lord Brougham und Charles Bell, wodurch das Buch an Interesse und Gehalt sehr gewonnen hat. Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung beabsichtigt, es deutsch bearbeiten zu lassen. — Bell hat ein eigenthümliches Talent, Gegenstände der Anatomie und Physiologie dem Verständniß des ungelehrten Lesers nahe zu bringen, und einige von ihm herrührende kurze Abschnitte aus dem oben genannten Buch werden mit Vergnügen gelesen werden.

* * *

Die Brust, eine hydraulische Presse.

Jedermann weiß, oder kann sich wenigstens sogleich überzeugen, daß der Brustkasten ausgedehnt seyn muß, wenn die auf demselben liegenden Muskeln, das heißt die Armmuskeln, sollen kräftig wirken können. Sind wir im Begriff, eine bedeutende Anstrengung zu machen, so heben wir daher die Rippen und dehnen, tief Athem holend, die Brust aus. Mensch und Thier, wenn sie zu rascher Kraftäußerung aufgerufen oder aufgeschreckt werden, thun dies instinktmäßig. Müßten nun aber dabei die Lungen durch die an die Rippen verlaufenden und dieselben hebenden Muskeln ausgedehnt erhalten werden, so würde fast ihre ganze Kraft durch diesen Act in Anspruch genommen, und sie könnten nicht kräftig auf die Arme wirken. Hier hat nun die Natur, um die Brust ausgedehnt zu erhalten und daneben den Brustmuskeln freies Spiel gegen die Arme zu lassen, auf höchst merkwürdige Weise das der hydraulischen Presse zu Grunde liegende Prinzip in Anwendung gebracht.

Dieſes den Flüſſigkeiten gemeinſchaftliche Geſetz erſchien in ſeinen Wirkungen ſo überraſchend, daß man es früher das „hydroſtatiſche Paradoxon“ nannte. Man denke ſich eine Maſchine, beſtehend aus zwei gleich großen Brettern, welche, wie bei einem Blaſebalg, durch rings an die Ränder genageltes Leder luft- und waſſerdicht verbunden ſind; im obern Brette befindet ſich ein Loch, in welches eine Röhre eingeſezt wird. Stellt ſich nun ein Menſch auf dieſen Apparat, nachdem er mit Waſſer gefüllt worden, und bläst in die Röhre, ſo kann er das obere Brett und ſomit ſich ſelbſt durch die Kraft ſeines bloßen Athems in die Höhe heben. Nach demſelben Prinzip bringt eine an einem verſchloſſenen Waſſerbehälter angebrachte Druckpumpe ſo erſtaunliche Wirkungen hervor. Wird der Stempel der hydrauliſchen Preſſe mit einem Pfund belaſtet, ſo erleidet jeder Theil der Oberfläche des Behälters denſelben Druck wie der Boden der Röhre, und die Kraft, mit welcher der obere Deckel der Maſchine aufwärts getrieben wird, multiplicirt ſich in dem Verhältniß, in dem ſeine Oberfläche größer iſt, als der Durchmeſſer der Röhre; oder umgekehrt: geſezt, wir hätten die Waſſerſäule in der Röhre durch Druck auf den großen Behälter aufwärts zu treiben, ſo müßte jedes der Baſis des Stempels an Größe gleichkommende Stück der Oberfläche mit einem Pfund belaſtet werden. Wäre der beſchriebene Apparat, ſtatt mit Waſſer, bloß mit Luft gefüllt, ſo bliebe die Wirkung an ſich dieſelbe, denn alle Flüſſigkeiten, elaſtiſche wie nicht elaſtiſche, üben gleichen Druck nach allen Richtungen, und auf dieſem Geſetz beruhen nun eben die genannten Erſcheinungen. Bläst man in die Röhre eines gemeinen Blaſebalgs, den man etwa mit Büchern belaſtet hat, ſo ſieht man mit Erſtaunen, welch bedeutendes Gewicht man auf dieſe Weiſe heben kann.

Da wir nun wiſſen, daß die Kraft der hydrauliſchen Preſſe bei Empordrückung des Deckels von der Größe des Behälters und ſeinem Verhältniß zur Röhre abhängt, ſo wie, daß, will man die Flüſſigkeit in der Röhre emportreiben, der Druck auf die Seiten des Behälters deſto größer ſeyn muß, je größer ſein innerer Raum iſt, ſo ſehen wir jezt auch ein, warum der Glasbläſer mit größter Leichtigkeit die Luft durch ſeine Pfeife treibt, wenn er dabei bloß die Backen ausdehnt und zuſammenzieht, das heißt, wenn er mit der kleinern Höhlung operirt, ſich aber bald erſchöpft, wenn er die größere Höhlung, das heißt den Bruſtkaſten, ſpielen läßt. Es iſt berechnet worden, daß beim Durchtreiben der Luft durch eine Röhre von gleichem Caliber das Gewicht, das auf eine Höhle vom Umfang des Mundes wirkt, zu demjenigen, das auf eine Höhle von den Dimenſionen des Bruſtkaſtens drückt, ſich wie vier zu ſiebzig verhält.

Sehen wir nun, wie ſchön dieſes hydrauliſche Prinzip bei den gewöhnlichen Bewegungen des Körpers in Anwendung gebracht iſt, beſonders da, wo es ſich von größerer Anſtrengung handelt. Wir haben oben geſagt, daß ſich die Wirkung der Bruſtmuskeln nicht kräftig auf die Arme werfen könnte, wenn ſie zugleich den Bruſtkaſten im Act der Ausathmung erhalten müßten. Oben an der in die Lungen verlaufenden Luftröhre befindet ſich der Kehlkopf, und in dieſem die Stimmritze, durch welche die Luft beim Athmen ein- und ausſtreicht. Dieſe Ritze nun wird, wenn man die Arme anſtrengt, vermittelſt eines Muskels verſchloſſen, der nicht ein Tauſendtheil ſo viel wiegt, als die Muskeln, welche die Bruſt bekleiden, und dieſer kleine Muskel hält ihnen allen das Gegengewicht. Der Matroſe, der, mit der Bruſt über eine Raa gelehnt, ſich beim Takeln auf's Aeußerſte anſtrengt, bewegt Rumpf und Arme mittelſt der Reſpirationsmuskeln und läßt ſein ganzes Muskelſyſtem nach einer beſtimmten Richtung wirken, und zwar nur durch den Einfluß jenes winzigen Muskels, der nicht den tauſendſten Theil ſeines Körpergewichts zu heben vermöchte, der aber, indem er die ſchmale Pforte des Athems ſperrt, der vereinten Gewalt der Expirationsmuskeln Widerſtand zu leiſten vermag. Wenn er die Luftröhre ſchließt, ſo iſt es gerade daſſelbe, wie wenn der auf dem hydrauliſchen Blaſebalg ſtehende Mann mit ſeinen Lippen ſein ganzes eigenes Gewicht trägt, und auf dieſe Weiſe können die Muskeln, welche ſonſt die Bruſt ausgedehnt erhalten müßten, ihre Kraft auf die Bewegung der Arme verwenden.

Daß bei einer Kraftanſtrengung das Ende der Luftröhre geſchloſſen ſeyn muß, wird vielfach durch Beobachtungen und Verſuche beſtätigt. Von leztern führen wir nur Einen an. Einem Hund wurde die Luftröhre geöffnet; ſeine Bewegungen blieben dabei ungehindert, als ihn aber ſein Herr über einen Graben ſpringen laſſen wollte, fiel er mitten im Sprung in's Waſſer, weil die Muskeln, welche den Vorderbeinen die Schnellkraft hätten geben ſollen, durch das plözliche Sinken der Bruſt beim Ausathmen ihre Kraft verloren.

Familiengeſchichten.

(Fortſezung.)

Ein reicher Kaufmann, aus Attendorn gebürtig, kam von weiten Reiſen zurück; er hatte ſein Leben genoſſen und wollte ſich jezt, da er ſchon in den Dreißigen war, in ſeiner Vaterſtadt häuslich niederlaſſen. Er warf ſein Kennerauge auf die Töchter des Landes umher,

und hatte bei einen Tanze bald ausgefunden, daß keine mit Catharinen ſich meſſen könne. Den ganzen Abend bemühte er ſich um ſie und warf ihr die tauſend Blumen und Blümchen zu, die er auf ſeinem Weltgang abgepflückt hatte. Franz meinte einen kalekutiſchen Hahn zu ſehen, und wußte nicht, ob er ihn mehr um ſeine Zuverſichtlichkeit beneiden, oder ſich über ſeine Zudringlichkeit ärgern ſolle. Aber ſeine ganze, ihm ſelbſt verborgene Liebe zu dem Mädchen wachte mit einer unwiderſtehlichen Heftigkeit auf, ſobald ihm ſein Inſtinkt in dem Gecken einen Nebenbuhler zeigte, und er verließ den Tanzplatz mit ganz andern Gefühlen, als an jenem Abende, da er in kindiſchem Zorn von Reginen geſchieden war. Der Kaufmann ſezte ſeine Bewerbung entſchloſſen fort; am folgenden Tage machte er einen Beſuch in Herrn Woltmanns Hauſe, der in Franzens Herz ſpizige Pfeile grub, er erkundigte ſich, was damals noch nicht Sitte war, nach dem Befinden ſeiner ſchönen Tänzerin, und ſagte ihr ſchon viel ernſthaftere Süßigkeiten, als geſtern Abend. Am dritten Tage kam er wieder, er trug ein Päckchen köſtlicher Brabanter Spizen und ſagte mit zierlichen Verbeugungen zu Herrn Woltmann, dies ſey das Brautgeſchenk für Jungfrau Catharina, wofern ſie es als ſolches anzunehmen gewillt ſey. Hiemit hielt er förmlich um ſie an. „Liebwertheſter Herr,“ entgegnete Herr Woltmann, „Ihr erweist mir und meiner Tochter durch Euren Antrag große Ehre, ſeyd deſſen freundlichſt bedankt; aber ehe ich Euch eine Antwort gebe, muß ich wiſſen, wie Catharina davon denkt, denn ich bin nicht geſonnen, ſie in einer ſo wichtigen Sache zu zwingen. Habt daher die Güte und gebt uns Beiden eine Bedenkzeit von acht Tagen. Indeſſen muß ich auch bitten, daß Ihr Euer ſchönes Geſchenk wieder mit Euch nehmt, auf daß es zu keinen Mißdeutungen Anlaß gebe; wenn das Mädchen einmal Eure Braut iſt, ſo kann ich Euch nicht hindern, ihr zu ſchenken, ſo viel und ſo wenig Ihr wollt.“ Der Kaufmann wußte, daß die Schicklichkeit ſolche Formen erforderte, er fügte ſich daher willig in die anberaumte Friſt, da er nicht im Mindeſten zweifelte, Catharina werde mit Freuden einen ſo vortheilhaften Antrag annehmen. Er ſagte, er wolle dieſe acht Tage zu einer Reiſe benutzen, um noch vorher einiges Nöthige in Ordnung zu bringen, und nahm mit den beſten Hoffnungen Abſchied.

Franz war es, welchem Herr Woltmann die Angelegenheit zuerſt vortrug; der gute Mann wollte ihn um Rath fragen. Franz ſprang von ſeiner Arbeit auf, wurde wechſelsweiſe roth und blaß, und erbot ſich endlich, Catharinen darauf vorzubereiten. Der Meiſter gab es unbefangen zu. Mit Bitterkeit im Herzen ſuchte Jener die Jungfrau auf und benachrichtigte ſie von ihrem Glück, aber er war gleich verſöhnt, als er gewahr wurde, wie ſie darüber erſchrack. „Nun, Catharina,“ ſagte er, „macht Euch der Antrag keine Freude? habt Ihr keine Luſt zu dem reichen, vielgereiſten Manne?“ — „Nein,“ flüſterte ſie zitternd, „lieber wollte ich ſterben.“ Alle Heiterkeit und Vertraulichkeit war von ihr gewichen, ſie war ſcheu, wie ein verfolgtes Reh. „Steht ihm vielleicht ein Anderer im Wege, dem Ihr den Vorzug gebt?“ fuhr Franz fort; ſie ſah ihn mit flehenden Augen an. „Liebe Catharina, wir haben nun ſo lange Zeit mit einander gelebt, wie Geſchwiſter, ich habe Vater, Mutter und Heimath vergeſſen in deiner Nähe, und wenn es mir bei der Arbeit manchmal ſo recht heimwehmüthig um's Herz wurde, ſo kam dies bloß daher, weil ich meinte, du müſſeſt immer neben mir ſeyn, und mir zuſehen oder mit mir reden. Und jezt, wo dich mir ein Anderer wegnehmen will, jezt weiß ich es ganz gewiß, daß ich ohne dich nicht leben kann.“ Eine dunkle Röthe lag über ihrem Antlitz, ſie ſenkte die Augen, aus welchen reichliche Thränen ſtrömten; ſie hob ſie wieder und ſah ihn an mit einem herzdurchdringenden Blick, aus dem eine ſtill gewährte und großgezogene Liebe herrlich hervorleuchtete. „Catharina,“ rief er, indem er ſie mit den Armen umfing und feſt an ſich drückte, „Catharina, haſt du mich lieb?“ — Sie lächelte durch die Thränen hindurch, flüſterte: „Sprich mit dem Vater,“ und eilte hinweg.

Ganz betäubt und trunken kam Franz zum Meiſter zurück und ſagte: „Wenn Ihr nichts dagegen einzuwenden habt, Meiſter, ſo iſt Catharina heute noch Braut.“ — „Ei! ſo ſchnell hat ſie ſich entſchließen können, ihn zu nehmen?“ — „Nicht ihn.“ — „Wen denn?“ — „Mich.“ — Aber Herr Woltmann ſchüttelte den Kopf ſehr bedenklich und ſagte: „Knabe, du haſt mir was Schönes angerichtet! Doch ich kann dich nicht ſchelten, ich bin ſelber ſchuld daran: ich ließ mich von euch täuſchen, denn ihr wart wie die Kinder mit einander, und ich hätte bedenken ſollen, daß das nicht in die Länge gut thun konnte. Nun, jezt iſt es einmal ſo, und es bleibt nichts Anderes übrig, als der Sache ſo ſchnell wie möglich ein Ende zu machen.“

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Zürich, Juni.

(Beſchluß.)

Eitelkeit. Univerſität. Theater.

In der erſten Zeit des Offenſtehens der Stadt ſollen in manchen Häuſern die Leute nicht viel geſchlafen haben, und außerdem ſcharfſinnige Privatſicherheitsmaßregeln gegen etwaige Ueberrumpelungs- und Einbruchsverſuche getroffen

worden seyn. Wie Vieles nun aber auch in den lezten fünf Jahren in Zürich sich geändert und welche Fortschritte der hiesige Bürger in der modernen Freiheitskultur gemacht hat, immer kann dessen Erziehung noch nicht als ganz vollendet betrachtet, und es muß von ihm noch mancher philisterhöse Rostfleck abgeschliffen werden, ehe er in seinem völlig gediegenen Glanze erscheint. Das Gesagte gilt sogar selbst von denen, welche seit Jahren die Rolle der Reformatoren spielen und gewaltig stark an dem Züricher Edelstein schleifen und poliren. Eine Erbsünde des Zürichers, sey er jung oder alt, Radikaler oder Aristokrat, ist nämlich die Eitelkeit und Selbstschätzung; er ist zuerst Züricher und dann erst Mensch, und fest überzeugt, mit seiner Vaterstadt sey in der Welt nichts zu vergleichen, und es erscheint ihm Alles, was innerhalb ihrer Mauern vorgeht, von welthistorischer Bedeutung. Die Züricherische Journalistik spiegelt diese Eitelkeit vollkommen ab, drückt dieselbe beinahe in jeder Zeile aus. Handelt es sich z. B. darum, irgendwo in der Stadt eine kleine Brücke zu bauen, so darf man sicher seyn, daß die Leading articles ihrer fünf Zeitungen Wochen lang von nichts Anderem, als der großen Wichtigkeit eines solchen Unternehmens sprechen; ist die Anstellung eines Schulmeisters oder gar eines Professors im Werke, dann wird mit einer solchen Angelegenheit gleich die Civilisation der ganzen Schweiz in Verbindung gebracht, und kommt die Anlegung einer Eisenbahn zwischen Zürich und Basel zur Sprache, so beweisen alle Blätter, daß in den bisherigen Weltverkehrsverhältnissen eine totale Veränderung eintreten und Zürich das verbindende Glied zwischen — Ostindien und dem Norden Europa's werden müsse. So wenig ein Individuum dadurch sich ein Ansehen zu geben vermag, daß es nur immer von sich und seinem eigenen Werthe redet, ebensowenig will es den Zürichern gelingen, durch ihr Selbstlob die übrigen Schweizerstädte zur Bewunderung hinzureißen. Höchstens lächelt man über die Züricherschen Gasconnaden, und Jedermann nimmt sie nur für das, was sie wirklich sind. Da aber die Leute von Zürich in der neuesten Zeit so viele Beweise von Fortschrittsfähigkeit gegeben haben, so steht auch zu erwarten, daß sie nach und nach die erste ihrer Erbsünden ablegen und der übrigen civilisirten Welt im Punkte des Anstandes sich gleich stellen werden; denn die Züricher wissen gewiß sehr gut, daß Selbstvergötterung nicht nur eine Sünde ist, sondern daß sie mehr als irgend etwas gegen den guten Ton verstößt. Da ich nun einmal daran bin, die Schattenseite von Zürich zu zeichnen, so geht es in Einem hin, zur größern Vollendung der Skizze noch einige weitern Striche zuzufügen. Schönlein, die erste Zierde der hiesigen Universität, der Mann, zu dessen Besiz Zürich mit Recht sich Glück wünscht, Schönlein ist neulich von der Mehrheit der Züricher für unfähig und unwürdig erklärt worden, ihr Mitbürger zu seyn. Und warum? weil er katholisch sey. In einer torystischen englischen Stadt wäre ein solches Benehmen noch begreiflich, aber in Zürich, das sich für die geistige Leuchte der Schweiz hält? Auf der andern Seite ist zu verwundern, wie Schönlein, der sein Terrain doch wohl kennen mußte, sich als Züricher Bürgerkandidat vorschlagen lassen mochte; denn was kann einem Manne, wie ihm, einem Arzte von europäischem Rufe daran liegen, ob er Bürger von Zürich ist oder nicht? — Die Universität geht ihren Gang ruhig fort; zu wünschen wäre indessen doch, daß deren Frequenz sich etwas mehr höbe, denn in manchen Kollegiensälen sieht es noch etwas leer und lustig aus. Man rechnete hier darauf, daß namentlich die östlichen Cantone in einen nähern Verband mit der Universität treten würden; leider sind nun aber alle diese schönen Hoffnungen gänzlich zu Wasser geworden, indem auch nicht Ein Canton sich angeschlossen hat. Die Professoren, Züricherschen und deutschen Ursprungs, leben, wie es mir scheint, auf einem ziemlich guten Fuße miteinander. Selbst der Stadtbürger hat bereits etwas von seiner angestammten Abneigung gegen die auswärtigen Gelehrten verloren; indessen macht sich der Gegensaz zwischen einheimisch und fremd doch noch ziemlich bemerklich. Der lebendige Oken sizt unter seinen Landsleuten am stillsten in Zürich; Alles, was ich über seine hiesige Stellung vernommen, läßt mich vermuthen, daß er noch nicht so sehr Schweizer geworden ist, um Deutschland ganz vergessen zu haben. — Ueber das neuerrichtete Züricher Theater will ich nur so viel sagen, daß sich darüber gar nichts berichten läßt, was einen Nichtzüricher interessiren könnte. Wie andere Schweizerstädte muß sich auch Zürich nur mit wandernden Truppen begnügen, die, wie wohl bekannt, in der jezigen Zeit immer durch Zufall zusammengewürfelt werden, und nur ausnahmsweise etwas Gutes enthalten können. Die Züricher wissen sich in die Umstände zu fügen, und hegen den vernünftigen Grundsaz, daß wenig besser sey, als gar nichts. Wenn übrigens Bern, Zürich und Basel weniger eifersüchtig aufeinander wären, so könnten sie sich eine gute stehende Truppe halten, die abwechselnd in den drei Städten spielte. Zu so etwas kommt es aber im neunzehnten Jahrhundert noch nicht, selbst wenn ein eidgenössischer Verfassungsrath die Ausführung dieser Idee dekretiren sollte.

Auflösung der Charade in Nr. 158:

Adelheide.

Räthsel.

Die mihi quae cunctis est latior omnibus unda,
Qua tamen esse potest nulla profunda minus?
Lorichius.

Ein großes, inselreiches Meer,
Doch nicht so tief, als weit umher,
Es ward aus Millionen Thränen,
Geweint in oft erneutem Sehnen.

Wenn sein ersehnter Tag erscheint,
Sind bald die Thränen ausgeweint;
Wohl sieht er sie, die nimmer bittern,
In manchem schönen Aug' noch zittern.

Doch trocknet er das ganze Meer,
Und wird ihm kaum die Mühe schwer,
Es weithin unsichtbar zu machen,
Und auf das Weinen folgt das Lachen.

Doch, wenn er sich hinwegbegibt
Und andre schöne Kinder liebt,
Da sieht man bald die ersten Thränen,
Weil sie ihn schon verloren wähnen.

So zieht das große Thränenmeer
Auf seinem Wege stets umher,
Und unter Lachen, unter Weinen
Blühn, reifen, tragen Frucht die Seinen.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 165.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 11. Juli 1836.

I speak of Perdita, now grown in grace
Equal with wond'ring. What of her issues,
I list not prophecy.

Shakespeare.
Winter's tale.

Familiengeschichten.

(Fortsetzung.)

„Aber um Gotteswillen, Meister!“ unterbrach ihn Franz, „warum soll es denn nicht seyn? ich verstehe kein Wort von alle dem, was Ihr da sagt.“ — „Die Sache hat zwei große Schwierigkeiten,“ entgegnete jener, „die von uns Beiden keiner heben kann. Zum Ersten ist das Mädchen katholisch.“ — „Hat denn das so viel zu sagen? mir zu Liebe wird sie protestantisch. Laßt mich, ich will sie gleich fragen.“ — „Natürlich, einer Liebesgrille wegen zieht man einen neuen Glauben an, wie man eine andere Schürze vorbindet. Da müßte es mit Eurer Leidenschaft schon sehr weit gekommen seyn, und Gottlob! das ist nicht der Fall; sie ist ja erst von heute.“ — „Ach nein,“ erwiderte der Gesell, „genau genommen, hat sie mit dem Tage begonnen, an dem ich in Euer Haus einging; wir wußten es nur nicht so, es war eben, als wenn wir immer bei einander seyn müßten.“ — „Es mag seyn, wie es will, es würde mir nicht an Catharinen gefallen, wenn sie deßwegen die Religion änderte.“ — „Ich denke, da braucht es kein Gefallen und kein Mißfallen, Ihr seyd ja Vater und könnt befehlen; ohne Euren Willen geschieht freilich nichts, und wenn Ihr dagegen seyd, ja, dann ist's abgethan.“ — „Nicht so sehr, wie du denkst; aber da ist noch ein größerer Haken: du mußt wissen, Catharina ist nicht meine Tochter.“ — „Wie?“ rief Franz; „was muß ich hören? Catharina ist nicht Eure Tochter?“ — „Nein, mein Sohn, sie ist nur ein angenommenes Kind.“

Bei diesen Worten trat Catharina herein. „Ja,“ sagte sie weinend, „der Vater hat mich aufgenommen, gepflegt, erzogen und geliebt, wie sein leibliches Kind, aber ich bin es nicht. Ach, ich habe es Euch oft gestehen wollen, Franz, aber —“ — „Ich habe es verboten,“ sagte ihr Pflegvater; „man muß so was nicht unter die Leute bringen; es dient zu nichts Gutem, und sie machen nur ein unnützes Geschrei daraus.“ — „Aber wer sind denn deine Eltern, Catharina, und wie bist du hieher gekommen?“ fragte Franz. Sie weinte heftig und sagte: „Wer meine Eltern sind, weiß ich nicht zu sagen, eben so wenig, aus welchem Land ich gebürtig bin; ich kenne Niemand, als den Vater hier, den mir der liebe Gott geschenkt hat. Aus meiner frühsten Jugend kann ich mich nur so viel entsinnen, daß ein Bettelweib weit, weit in der Welt mit mir herumzog. Wenn sie die Leute um ein Almosen ansprach, so ließ sie mich dabei sehen, um ihr Mitleid anzuregen. Aber sie war immer gut gegen mich und gab mir das Beste von Allem, was sie geschenkt bekam. Hie und da betheuerte sie mir, ich sey nicht ihre Tochter, sie habe mich einmal, ich weiß nicht

mehr wo, an der Straße ſchlafend gefunden, in zerriſſenen Kleidern, denen man aber doch angeſehen, daß ich von keinen ſchlechten Leuten abſtamme. Aus mir ſelbſt habe ſie nichts herausbringen können, als daß ich Catharina heiße. Darauf habe ſie mich zu ſich genommen und ſey ihren Weg mit mir weiter gezogen; an allen Orten habe ſie gefragt, ob kein Kind vermißt werde, Niemand aber habe davon etwas wiſſen wollen. Meine Kleider führten auf keine Spur, und ſie mußte ſie bald durch andere erſetzen. Ungefähr ein Jahr lang bettelte ſie mit mir den Rhein hinunter —“

„Da kamſt du in meine Hände,“ ſagte Herr Woltmann und ſtreichelte ihr die Wangen. „Dies ging ſo zu. Mein ſeliges Weib war aus Brüſſel gebürtig und hatte dort einen reichen Vetter. Der war alt und krank und ſchrieb ihr, er fühle, daß ſein Stündlein nahe ſey, und habe ſie zu ſeiner einzigen Erbin eingeſetzt; zuvor aber wünſche er, ſie noch einmal zu ſehen, ſie ſolle kommen und ihm die Augen zudrücken, damit er nicht unter Fremden ſterbe. Da ſie nicht allein hinreiſen wollte und wir leider keine Kinder hatten, ſo entſchloß ich mich, mein Haus ſo lange zu ſchließen und das Handwerk liegen zu laſſen, bis der Vetter zu ſeinen Vätern verſammelt wäre. Wir zogen alſo mit einander gen Brüſſel zu dem alten, kranken Mann, dem es wohl that, unter den Seinigen zu ſeyn. Aber mit ſeinem Sterben verzog es ſich lange, und wir hatten viel Ungemach mit ſeiner Pflege. Es dauerte Jahre, bis ſeine Krankheit zu Ende ging, da ſegnete er uns und ſtarb. Wir nahmen die Erbſchaft ohne Hinderniß in Empfang, wollten aber nicht gleich zurückkehren, ſondern reiſten noch eine geraume Zeit in den Landen zu unſerer Ergötzung und Erholung umher, denn mein Weib hatte als Krankenwärterin viel ausgeſtanden. Endlich machten wir uns auf den Rückweg und beſchloſſen über Kevlaar zu gehen, da gerade die Wallfahrtszeit herangekommen war. Wir gingen, wie die andern Wallfahrer, zu Fuß und nur langſam, weil das Wandern meinem Weibe ſtark zuſetzte. In Kevlaar blieben wir eine Zeit lang und verrichteten unſere Andacht. Am Tage, da wir wieder fortgehen wollten, ſahen wir ein Bettelweib mit einem ſchönen Kind unter einem Muttergottesbilde liegen; ſie ſah ſehr abgezehrt aus und ſchien am Sterben zu ſeyn. Wir nahmen uns ihrer an, ließen ſie in ein Haus bringen und verpflegen, und da ſagte ſie uns von dem Kinde daſſelbe, was du aus Catharina's Munde gehört haſt. Das Weib ſtarb, und da wir kinderlos waren, ſo hatten wir zu gleicher Zeit den Gedanken, das Mädchen an Kindesſtatt anzunehmen; wir ließen ſie kleiden und kehrten mit ihr nach Attendorn zurück. Um weder ſie noch uns dem Gerede der Leute auszuſetzen, gaben wir vor, ſie ſey unſer Kind und während der mehrjährigen Abweſenheit von meinem Weibe geboren worden; man wünſchte uns Glück und ſcherzte über den ſpäten Eheſegen. Mein gutes Weib kränkelte aber ſeit der Brüſſeler Reiſe und mußte nach einigen Jahren das Zeitliche mit dem Ewigen verwechſeln. Nun war ich allein in der Welt, aber das liebe Mädchen wurde mein Troſt und die Freude meines Alters. Um das Geheimniß weiß Niemand in Attendorn, aber es iſt eine Ehrenſache, es ihrem Freier zu entdecken, denn wie ich ſie nicht unnöthigerweiſe in den Mund der Leute bringen wollte, ſo will ich doch auch Niemand mit ihr betrügen; und ſobald ſie einwilligt, den Kaufmann zu heirathen, ſo muß er ihre ungewiſſe Herkunft erfahren und kann ſich darnach halten, will ſie ihn aber nicht, ſo braucht er auch gar nichts davon zu wiſſen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Kenntniſs des thieriſchen Körpers.

Die Pulsadern, ein Pumpwerk.

Der ganze Apparat des Blutumlaufs bei Menſch und Thier iſt ſtreng nach den Geſetzen der Hydraulik angelegt. Der augenfälligſte Beweis hiefür, wenn wir zunächſt die Pulsadern in's Auge faſſen, iſt der Umſtand, daß die Durchmeſſer der Arterien vom Herzen ab immer größer werden; das heißt, wenn ein Pulsaderſtamm ſich in zwei Aeſte theilt, ſo ſind die Durchſchnitte der Aeſte zuſammen größer, als der Durchſchnitt des Stamms, und wenn ſich die Aeſte wieder verzweigen, ſo iſt der Geſammtdurchſchnitt der Zweige bedeutender, als der des Aſtes, aus dem ſie entſpringen, und ſo fort bis zu den feinſten Gefäßen hinaus. Sieht man ſich nach dem Zwecke dieſer Einrichtung um, ſo erhält man Auskunft durch das Verfahren des Waſſerbaumeiſters, wenn er eine Röhrenleitung anlegt. Dieſer findet nämlich auf praktiſchem Wege, daß, wenn er eine Röhre in zwei Aeſte theilt, wobei die Durchſchnitte zuſammen genau gleich ſind dem der Röhre, aus dem ſie entſpringen, die beiden Röhren nicht ſo viel Waſſer geben, als die größere für ſich gegeben hätte. Er ſieht nun ein, daß er die Reibung der Flüſſigkeit am feſten Körper in Rechnung nehmen muß, und daß die Reibungsfläche im Verhältniß größer wird, je kleiner der Durchmeſſer der Röhre iſt. Dieſer praktiſche Satz gibt uns nun einen deutlichen Fingerzeig, weßhalb die Durchmeſſer der kleinern Arterienzweige zuſammen größer ſind, als der Stamm, dem ſie entſpringen. Die Sache wird durch Folgendes wohl noch deutlicher: Waſſer, das durch eine Röhre ſtrömt, fließt in der Mitte ſchneller, als an den Seiten, denn an den Wänden findet Anziehung oder Reibung ſtatt. Wir ſehen dies deutlich an einem

fließenden Waſſer: am Grunde und an den Ufern hält die Reibung die Strömung auf, und in der Mitte iſt letztere am ſtärkſten; daſſelbe findet beim Waſſer in einer Röhre ſtatt, und ſo ſehen wir denn, wie eine nach hydroſtatiſchen Geſetzen angelegte Röhrenleitung genau den Pulsadern mit ihren ſtetig wachſenden Durchmeſſern gleichen muß.

Durch dieſe Einrichtung der Pulsadern werden zwei Vortheile erreicht: einmal wird ſo das Blut viel leichter fortgetrieben, und dann können damit die feinſten Arterien, gleich den Blutadern oder Venen, gewiſſermaßen als Blutbehälter dienen. Ein Mann von mittlerem Wuchſe hat ſechs-und-dreißig Pfund Blut im Umlauf, eine Maſſe, die unmöglich Raum fände, wenn nicht die Gefäſſe vom Herzen ab zwar immer feiner würden, aber ihre Capacität im Ganzen immer größer.

Die Sache läßt ſich noch aus einem andern Geſichtspunkt betrachten. Wenn Waſſer aus einem Gefäſſe rinnt, ſo fällt es mit beſchleunigter Geſchwindigkeit herab; die Waſſerſäule iſt oben am breiteſten und nach unten dünn ausgezogen, weil es immer ſchneller fällt und der Strom deſto dünner ſeyn muß, je geſchwinder er iſt; fällt es noch weiter herab, ſo leiſtet am Ende die Atmoſphäre Widerſtand und der Strom breitet ſich wieder aus. Aber eine Waſſerſäule, die als Strahl aufwärts getrieben wird, wird nach oben nicht ſchmäler, ſondern breiter, weil ſie immer mehr retardirt wird; die Säule nimmt die Form eines Kegels an. Daraus folgt, daß, wenn Waſſer aus einem Behälter durch eine horizontale Röhre rinnt, es ſchneller darin ſtrömt, wenn die Röhre kegelförmig iſt, das ſchmälere Ende gegen den Behälter gerichtet; denn das Gewicht des Waſſers im Behälter bildet auch eine Druckkraft, eine vis à tergo; das Verhältniß iſt alſo wie beim Springbrunnen, und es iſt klar, daß der zunehmende Durchmeſſer der Röhre der natürlichen Erweiterung der Waſſerſäule entſpricht und ſie ſomit ungehindert durchläßt. Hiemit haben wir einen weiteren Grund, warum die Arterien zu Weiterbeförderung des vom Herzen fortgetriebenen Bluts ſich immer mehr erweitern.

Damit wäre wohl der zu Anfang aufgeſtellte Satz hinreichend erwieſen; allein es iſt noch ein beſonders intereſſanter Umſtand im Bau und in der Wirkung der Blutgefäſſe in Bezug auf hydrauliſche Geſetze zu bemerken. Die Elaſtizität der Arterienwände iſt in der Chirurgie ein Gegenſtand von großer Wichtigkeit und wird hier auch ſehr beachtet; aber als einer der bei Forttreibung des Bluts wirkſamen Kräfte hat man ihr lange nicht genug Aufmerkſamkeit geſchenkt. Bei feſten Körpern iſt das Geſetz der Trägheit ſehr augenfällig; wir überzeugen uns im gemeinen Leben leicht, daß es ſchwerer iſt, einen ruhenden Körper zu bewegen, als, wenn er einmal in Bewegung geſetzt iſt, dieſe Bewegung zu beſchleunigen. Daſſelbe Geſetz gilt nun bei einer Waſſerſäule in einer Röhre: es iſt leichter, das Waſſer in Bewegung zu erhalten, als es aus dem Stand der Ruhe in Bewegung zu ſetzen. Wird ſomit Waſſer mittelſt eines Druckwerks durch eine Röhre getrieben, ſo muß, da der Druck nur ſtoßweiſe erfolgt und die ganze Säule nach jedem Stempelſtoß wieder zur Ruhe kommt, viel von der Kraft verloren gehen. Das Herz iſt ein Druckwerk, und wenn bei ihm jedesmal im Intervall der Ruhe das Blut ſtillſtände, ſo müßte die Kraft des nächſten Herzſchlags zum Theil wenigſtens darauf verwendet werden, um das Blut aus dem Zuſtande der Ruhe wieder in den der Bewegung zu bringen. Es wird dies wohl am deutlichſten durch die verſchiedenen Mittel, welche der Ingenieur erſonnen hat, um beim Heben des Waſſers die Säule in ununterbrochener Bewegung zu erhalten und ſomit ſeine Kraft zu Beſchleunigung des Stromes zu nützen. Zuerſt kam man auf die Idee, zwei Pumpen ſtatt einer anzubringen, ſo daß ſehr raſch Stoß auf Stoß erfolgte; bald fand man indeſſen, daß drei Pumpen noch beſſer ſeyen, um ja keine Unterbrechung im Waſſerlauf eintreten zu laſſen. Aber noch genauer auf unſern Gegenſtand bezieht ſich der Gedanke, dabei eine elaſtiſche Kraft anzuwenden, und zwar ſo. In einen halb mit Waſſer, halb mit Luft gefüllten Behälter werden unten die Röhren zweier Pumpen geleitet; die Röhre, durch welche das Waſſer getrieben werden ſoll, reicht beinahe bis an den Boden und geht oben hinaus. Im Maße nun, als das Waſſer im Behälter ſteigt, wird die Luft zuſammengedrückt, die Pumpen ſpielen wechſelsweiſe, und die Elaſtizität der eingeſperrten Luft drückt dabei unaufhörlich auf die Waſſerfläche, ſo daß das Waſſer durch die obere Röhre in gleichmäßigem Strahl entweicht. Die Elaſtizität der Luft füllt den Zeitraum zwiſchen den Stößen der Pumpen aus. Beim Blutlauf nun verſieht die Elaſtizität der Arterienhäute dieſen Dienſt.

Beim Wegſtrömen des Bluts vom Herzen ſind alſo zwei Hauptkräfte wirkſam: einmal die raſche, kräftige Zuſammenziehung des Herzens, gleichſam der Stempelſtoß, zweitens die Elaſtizität der Wände der Pulsadern, und durch dieſe Kräfte wird der Strom des Blutes in den Adern ununterbrochen erhalten. Wäre hiefür nicht geſorgt, ſo ginge bei jedem Herzſchlag ein Theil der Kraft verloren, weil das Blut immer wieder aus dem Zuſtand der Ruhe in den der Bewegung verſetzt werden müßte, und wenn wir wiſſen, wie oft das Herz in vier-und-zwanzig Stunden ſchlägt — im Durchſchnitt etwa 80,000mal — ſo läßt ſich leicht abnehmen, wie ſehr ſich der Kraftverluſt ſteigerte, wenn beim Apparat des Kreislaufs das Geſetz der Trägheit außer der Berechnung geblieben wäre.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

(Fortsetzung.)

Bellini's Puritani. Tacchinardi.

Man hatte sich diesmal die Partitur der Puritani von Bellini direct aus Paris kommen lassen, und als Primadonna die Tacchinardi gewonnen. Vielleicht hört man hier jenseits der Alpen zum ersten Mal den Namen einer Sängerin, welche nächstens in den Theaterannalen neben der Malibran und der Sontag ihre Stelle finden wird. Doch „habent sua fata libelli," und so auch die Saisons in den verschiedenen italienischen Theatern. Die Puritani gefielen und gefielen nicht, d. h. sie machten kein Furore irgend einer Art, und dies heißt wieder, die Oper wird für Florenz so gut als gar nicht mehr existiren. Die Italiener begreifen nicht recht, was daran schuld ist; eine gewisse Dankbarkeit gegen den eben verstorbenen Bellini hatte im Voraus Aller Herzen und Hände günstig gestimmt; Paris, dessen Geschmack auch hier für die Masse des Publikums nicht gerade entscheidend, aber doch bestimmend ist, hatte der Oper Beifall gezollt; die Tacchinardi, Florentinerin von Geburt, brachte außer dieser Empfehlung den Zauber ihrer hier wohlbekannten Stimme, die ganze Jungfrischkeit ihres zarten Spiels mit, um für Oper und Impresario eine bedeutende Stütze zu werden — und doch war dies Alles nicht hinreichend, ein doch sonst leicht empfängliches Publikum hinzureißen. Die Wahrheit, daß der gesunde Sinn der Italiener, ihnen selber unbewußt, der bellinischen Melodien müde geworden, mochte man sich nicht gestehen wollen. — War das Schicksal der Oper für Manchen unbegreiflich, so erging es der Tacchinardi noch seltsamer. Die Florentiner, die sonst nicht leicht durch etwas consternirt werden, sollten aus einer Ueberraschung in die andere gerathen. Die Tacchinardi ist die Tochter jenes Mannes, der noch vor einigen Jahren sich für den ersten Tenor in Italien halten durfte. Italienern, und auch manchen Deutschen, muß jener Abend im venetianischen Theater unvergeßlich seyn, an welchem der gespanntesten Erwartung der Venetianer durch die Erscheinung eines kleinen, etwas verwachsenen Mannes entsprochen wurde. Bei einer Enttäuschung dieser Art bedurfte es die ganze Gutmüthigkeit jener Lagunenbewohner, sollten sie nicht ihrer ausgelassenen Karnevalslaune und ihrer vorwitzigen Natur den Lauf lassen und einen in solcher Gestalt nie gesehenen primo amoroso gründlichst auspfeifen. Irgend eine Entschädigung suchte man aber, und griff, redselig und geschwätzig, wie man dort ist, nach dem Leichtesten, man spöttelte laut auf gut venetianisch über diesen bell' gioin (schönen Jüngling), und staffirte diesen nun einmal zu Grunde gelegten Commentar mit den witzigsten Randglossen. Tacchinardi war dies nicht ganz neu; es mochte anderswo ihm Aehnliches vorgekommen seyn, und er ertrug die Sache zuerst mit Geduld, wohl wissend, daß es in seiner Macht stehe, die edelste und glänzendste Rache zu nehmen. Als aber der gute Humor des Publikums, statt abzunehmen, immer noch zunahm, und stets wieder den armen Tenor bei der verwundbarsten Stelle, bei seinem Buckel anfaßte, riß ihm die Geduld, und, was im italienischen Theater unerhört ist, er trat, heraus aus seiner Rolle, vor an den Rand der Bühne und sagte, von edlem Zorne aufgeregt, vernehmlich und fest die Worte: „Signori mei, aspettino un poco! io sono venuto qui per farmi sentire, non per farmi vedere!" und dann betonte er eine jener Rossinischen Arien, welche venetianisches Leben athmen, mit einem Klang der Stimme, wie sie seit Jahr und Tag, ja seit Decennien in Venedig nicht gehört worden war. Die Folge war natürlich, daß die Stimmung sich plötzlich änderte, und daß man, da kein Beifall die ungerechte Kränkung gut zu machen schien, den Sänger spät in der Nacht wie im Triumph nach seiner Wohnung begleitete.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juni.

Der englische Ehescheidungsproceß.

Court of common pleas heißt in London ein Gerichtshof, vor welchem unter Anderem die Rechtsfragen verhandelt werden, deren ausführliche Mittheilung in den Tagesblättern stets eben so begierig gelesen, als nach dem Lesen streng getadelt zu werden pflegt, ich meine die Rechtsfragen, welche entschieden seyn müssen, ehe nach englischem Gesetze eine Trennung des ehelichen Bandes stattfinden kann. Abweichend von der Legislatur anderer protestantischen Länder statuirt das englische Recht nur einen einzigen Ehescheidungsgrund, verletzte Treue, und auf dem Continente ist vielfach der Glaube verbreitet, daß in England der in seinem heiligsten Rechte beeinträchtigte Ehegatte von dem Frevler an seiner Ehre sich dafür mit Geld bezahlen lasse. Allerdings sind die Fälle denkbar und wohl auch dagewesen, daß auf Speculation gesündigt und auf Speculation geklagt worden ist; vielleicht haben solche Fälle selbst in den Ständen sich zugetragen, deren Angehörige mit Verachtung auf schlechtere Creaturen niederschauen. Allein hieraus auf die käufliche Verworfenheit des englischen Charakters zu schließen, wäre weder billiger, noch richtiger, als wenn ein Engländer daraus, daß vor einigen Monaten ein deutscher Edelmann in einer deutschen Hauptstadt seine und seiner Gattin Ehre an einen Ausländer verhandelte, die Denk- und Handlungsweise aller deutschen Eheleute folgern wollte. Nein, nach englischer Rechtsverfassung, wie solche einmal ist, hat der Ehegatte, nachdem er von der Untreue des andern Theils sich überzeugt, den Entschluß der Trennung gefaßt hat und seine Gründe auch Andern mit Beweiseskraft vorlegen zu können glaubt, keine Wahl des Mittels, er muß die Sache vor ein Geschwornengericht bringen und gegen den Frevler auf Geldentschädigung klagen. Finden die Geschworenen die gegebenen Beweise ungenügend, so entscheiden sie für den Verklagten. Dies befreit diesen von dem erhobenen Anspruche, wascht die verdächtigte Unschuld rein und legt nicht bloß dem Kläger die ganze Kostenlast auf, sondern versperrt ihm auch den Weg zu gesetzlicher Scheidung. Achten dagegen die Geschworenen den Beweis für gültig, so geben sie ein Verdict für den Kläger; damit haben sie zugleich den Betrag der Entschädigungssumme zu bestimmen. Sehr natürlich nehmen sie dabei auf den Rang der Parteien und auf das Vermögen des Verklagten Rücksicht; doch ist dies nicht ihr alleiniger Maßstab. Das Verhalten des Klägers, die Mittel der Verführung und der Werth der Entwertheten kommen wesentlich in Betracht. Je ehrenhafter das Erste, je schändlicher das Zweite, je höher das Dritte, desto größer die Entschädigungssumme. Je werthloser das verführte Weib, je mehr der Verführer zu entschuldigen, und je zweideutiger das Betragen des Ehegatten, desto geringer der Schadenersatz. Es geschieht in solchem Falle, daß die Geschworenen den Betrag der geringsten Kupfermünze zuerkennen. Die Berechtigung zu Anstellung der Ehescheidungsklage wird indessen dadurch nicht gemindert. Ein Verdict auf einen Pfennig Entschädigung hat in der Regel den Zusatz: und sechs Pfennige Kosten, was in der deutschen Urtheilssprache heißt: und werden die beiderseitigen Kosten gegen einander aufgehoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 166.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 12. Juli 1836.

On ne rit guère aujourd'hui,
Le plaisir s'envole!
Bérauger.

Paris im Jahr 1836.

Geſelliges Vergnügen.

Man erwarte hier keine Durchführung der endloſen Abſchattungen, in welche die Geſellſchaften der Stadt ſich theilen, ſondern nur Andeutungen, was ſich dem Beobachter in den Pariſer Salons anbieten werde.

Die Zahl der Perſonen, welche ein Haus machen, hat ſehr abgenommen. Theils ſind die Vermögen zu getheilt, um zu dem ſehr bedeutenden Aufwande hinzureichen, theils kann man bei der noch immer herrſchenden politiſchen Aufreizung kaum hoffen, es Allen zu Danke zu machen und ohne Unannehmlichkeiten durchzukommen. Das Leztere erreicht man auf bequemere Weiſe dadurch, daß man ſein Haus nur wenigen gleichgeſinnten Vertrauten und Verwandten öffnet, während man jeden Winter in eine oder einige der größern Geſellſchaften geht, um ſich Sitz und Stimme vorzubehalten. Da der vorzugsweiſe für die höhere Geſellſchaft ausgebildete Hofadel ſich auf ſeine Güter oder in ſeine Hotels in der Vorſtadt St. Germain zurückgezogen hat, und dort in eng geſchloſſenen Cotterien zuſammenhält; da die neuen Reichen zu beſchäftigt ſind, um ihre Muße der Unterhaltung Anderer anhaltend widmen zu können; da der Hof zu Viele empfangen muß, um Niemanden zum Feinde zu machen, und da endlich die Politik überall ſich aufdringt, ſo iſt begreiflich, daß die alte, anmuthige franzöſiſche Geſelligkeit ſehr gelitten haben muß. Hiezu kommt noch die Enge und geringe Höhe der neuen Wohnungen, wo eine zahlreiche Geſellſchaft ſogleich eine mißſtimmende Hitze erzeugt und die Whiſttiſche im Nebenzimmer die abgeſonderten, vertraulicheren Gruppen vertreiben. Es iſt ſehr ſchwer, die Zahl der Beſucher einzuſchränken, man kann doch guten Bekannten nicht abſchlagen, einen liebenswürdigen Ankömmling bei dieſer Gelegenheit vorzuſtellen. Specielle Geſellſchaften, wie die Millins für Gelehrte war, beſtehen nicht mehr in dieſer Ausdehnung, mit dieſen Hülfsmitteln unter der Hand und in einem ſo ausgedehnten Lokale.

Die ſehr elegante, aber etwas zu gleichförmige Kleidung der Frauen, die einfache Eleganz der Männer, unter welchen ſehr viele bebartete ſind, die Dämpfung der Stimmen und die Bemühung der Hausfrau, Jeden freundlich zu empfangen, machen einen wohlthuenden Eindruck auf den Eintretenden. Er bemerkt aber bald, daß auch eine wenig zahlreiche Geſellſchaft ſich ſogleich wieder in Unterabtheilungen zerſchlägt, und daß Niemand aus den ſtreng abgemeſſenen Formen herausgeht, auch wenn er es vermöchte. Dieſes iſt aber den neueren

europäiſchen Geſellſchaften überhaupt gemein, außer vielleicht in Italien. Nur wenn Männer allein verſammelt ſind, getraut man ſich, witzig, herzlich und luſtig zu ſeyn, und iſt es in hohem Grade.

Eis, Limonade und Mandelmilch, mühſam durch's Gedränge umhergeboten, oft über den Köpfen den Damen gebracht, damit die Herrn nicht einen zu ſtarken Durchgangszoll fordern, wird nicht mit der Reichlichkeit einer italieniſchen Geſellſchaft gegeben; die Beleuchtung dagegen iſt reichlich, bei Bällen die Muſik immer erträglich, wenn Muſard den Stab führt, vortrefflich. Getanzt wird mehr richtig, als fröhlich, die Mädchen ſelbſt machen oft Geſichter wie Operntänzerinnen in der Probe eines Ballets, und wenn ausgelaſſene Fröhlichkeit keineswegs wünſchenswerth iſt, ſo ſcheint man hier eher in den entgegengeſezten Fehler zu fallen. Noch hat man den ſüdlichen Europäern nicht abgelernt, die Tanz- und Geſellſchaftsſäle zu tapeziren, daß ſie eine warme Farbe auf die nächtliche Verſammlung werfen; manche ſind ſogar blau oder grün decorirt. Da müſſen ſich die Damen freilich mit Schminke nachhelfen, um nicht leichenfarb auszuſehen. In den großen Geſellſchaften, z. B. bei dem engliſchen Botſchafter, iſt das Gedränge oft furchtbar, die Wagenreihe endlos, und dadurch die Unluſt oft größer, als die Luſt für die Empfangenden, wie für die Empfangenen.

Die Stunde der Geſellſchaften rückt mit der des Mittageſſens beſtändig vor, und in recht gutbetonten Häuſern iſt ſie für jene eilf, für dieſe ſieben Uhr. Die Aerzte mögen noch ſo viel gegen die Weiſe der Damen eifern, ſogleich nach Tiſche ſich um- und leichter anzukleiden; es hilft, wie immer, wo man mit der Eitelkeit zu kämpfen hat. Eine Morgenpartie, wobei getanzt wurde, wie eine ausländiſche, durch ihre geſelligen Talente europäiſch berühmte Dame ſie gab, wurde Anfangs ſehr beſucht, man fand aber bald, daß die Mädchen das Tanzen bei Tageslicht nicht ertragen konnten, d. h. ſich zu ſehr ausnahmen, wie ſie waren.

Familiengeſchichten.

(Fortſezung.)

„Nun aber frage ich dich, Franz, wie du es bei deinen Eltern angreifen willſt, um ihre Einwilligung zu dieſer Heirath zu erlangen? Ich habe Catharinen, wie es meiner Tochter geziemte, in meinem Glauben erziehen laſſen, und es geht nicht ſo leicht, damit eine Aenderung vorzunehmen. Und wenn es geſchähe, ſo könnten doch die Deinigen Scrupel genug dabei finden. Aber noch mehr: wenn ſie dich fragten, wer iſt die Frau, die du einführen willſt in unſer ehrſames Haus? woher iſt ſie? und wer ſind ihre Freunde, mit denen wir uns verſchwägern ſollen? was kannſt du antworten? Du weißt, man iſt in deiner Heimath gerade in dieſem Punkt am ſtrengſten; du haſt mir ſelbſt Beiſpiele erzählt, daß eine ganze Sippſchaft es übel nahm, wenn einer aus ihrer Mitte auch nur eine auswärtige Verſchwägerung ſuchte; denn freilich, es wäre leicht geweſen, in die Verwandtſchaft zu heirathen, da in deiner Vaterſtadt Alles mit einander verwandt iſt; nun waren ſie auch Alle im Bunde gegen die fremde Frau und machten ihr das Leben ſauer. Wenn aber eine, die nur fremd war, keine Heimath bei euch finden konnte, wie wird es vollends einem Findelkinde gehen? Niemals werden deine Eltern in dieſe Heirath willigen. Zwar kann man es meinem Kinde nicht anſehen, weß Standes ſie iſt: ſie kann meinetwegen von einem Fürſten oder Grafen abſtammen, dann hätteſt du Ehre die Fülle von ihr, aber es kann auch anders ſeyn, und ihre Herkunft könnte doch immer noch an den Tag kommen. Mir gilt das gleich, ich kann der Entdeckung ruhig entgegenſehen, denn Catharina iſt und bleibt meine herzliebe Tochter, mein gutes, gutes Kind, und wenn ſie von einem Abdecker herkäme. Aber die Deinigen denken nicht ſo und werden in einer ſo wichtigen Sache nichts auf's Ungewiſſe wagen. Deßwegen bitte ich dich, Franz, ſtehe lieber von deiner Werbung ab und frage zu Hauſe gar nicht an; ich weiß, du würdeſt es nicht durchſetzen, und dein bloßes Anfragen brächte dir Verdrießlichkeiten genug auf den Hals. — Mit dem erſten Freier iſt es ein ganz anderer Fall; der hat keine Eltern und keine nahe Verwandtſchaft, die er zu fragen brauchte, er iſt ſein eigener Herr, und da er Catharinen ſehr gut zu ſeyn ſcheint, ſo glaube ich nicht, daß er ſich an dieſer Schwierigkeit ſtoßen wird.“

Franz, der die ganze Zeit über in quälenden Gedanken dageſtanden und von der ganzen Erzählung kaum die Hälfte gehört hatte, fuhr hier auf und rief: „Freilich ja, das iſt's! er iſt ein unabhängiger Mann, und noch mehr, ein reicher Mann! Catharina darf dieſe Heirath nicht ausſchlagen, denn ich,“ fügte er bitter hinzu, „ich kann ihr freilich nicht ſo viel zubringen.“ — „Junger Menſch,“ ſagte Herr Woltmann, „laß mich keine ſolche Rede mehr vernehmen! Habe ich dich nicht gehalten wie mein eigen Kind? glaubſt du nicht, du wärſt mir als Schwiegerſohn ſo willkommen, oder willkommener als jeder Andere? und haſt du je bemerken können, daß ich viel auf's Geld geſehen habe? Gottlob, ich habe es nicht nöthig; ich kann mein Mädchen nicht königlich und nicht herzoglich, aber anſtändig bürgerlich ausſtatten, und brauche ſie keinem Mann deßwegen, weil

er viel Geld hat, an den Hals zu werfen. Geld macht's nicht; davon können wir Attendorner eine Geschichte erzählen, die für Jeden eine Warnung ist, sich nicht dem heillosen Mammon zu ergeben. Oder vielmehr, die Glocke, die da eben den Abend anläutet, erzählt davon, so oft sie den Mund aufthut. Hast du je einen schönern Klang gehört, Franz?" — „Fürwahr," entgegnete dieser, „ich bin immer stolz auf das Geläute meiner Vaterstadt gewesen, nicht allein deßwegen, weil es von meinem Vater herkommt, sondern weil ich nie ein reineres und einstimmigeres gehört habe; aber das muß man dieser Glocke nachsagen, daß etwas ganz Besonderes an ihr ist; sie hat einen so goldenen Ton, daß es einem ganz anders dabei wird." — „Einen goldenen Ton," sagte Herr Woltmann, „ja, ja, das ist's, und zwar nicht bloß im figürlichen Sinn, sondern ganz eigentlich. Ich will dir sagen, was es damit für eine Bewandtniß hat." — Und er erzählte, um die beiden armen Kinder zu zerstreuen, folgende Geschichte.

Die Glocke von Attendorn.

Vor längerer Zeit, als die Glockengießerkunst noch selten und nur in den Händen weniger Meister war, die mit ihrem Geheimniß in der Welt herumzogen und großen Reichthum erwarben, kam ein solcher wandernder Glockengießer mit seinem Gesellen nach Attendorn und erbot sich, den Bürgern eine Glocke zu gießen. Sein Antrag wurde mit Freuden angenommen, denn sie hatten noch keine. Alles gerieth in Bewegung, man legte zusammen und Jeder trug nach Kräften bei; die Reichen gaben Geld, um Metall zu kaufen und den Meister zu unterhalten, und wer kein Geld hatte, brachte Stücke Metall herzu, so viel oder so wenig er besaß, so daß in kurzer Zeit eine Menge Metalls beisammen war und der Meister mit dem Schmelzen anfangen konnte. Dieser aber war ein wilder, jähzorniger Mann, er trug einen unmäßigen Schnurrbart, soff, fluchte und strich sich bei jedem Schwure den Bart; dazu war er unleutselig und grob gegen Jedermann. Die Bürger hätten ihn längst gern zur Stadt hinausgejagt, wenn es ihnen nicht um ihre Glocke zu thun gewesen wäre. Deßhalb trauten sie ihm auch nicht recht, und es mußten immer einige aus dem Rath zugegen seyn, wenn er in seiner Werkstatt arbeitete, um Acht zu geben, daß das gesammelte Metall auch wirklich Alles zum Gusse verwendet werde.

Nun lebte zu derselben Zeit in dieser Stadt eine arme Wittwe, die sich von einem kleinen Kramladen kümmerlich nährte. Dieselbe hatte ihren einzigen Sohn nach Holland geschickt, um reichen Kaufleuten allda zu dienen. In diesem Geschäfte hatte sich der junge Mann, der sehr anstellig war, Gunst und Geld in hohem Maße erworben, so daß er jährlich seiner Mutter einen Zuschuß senden konnte. Nach und nach brachte er ein hübsches Vermögen zusammen, mit dem er in seine Vaterstadt und zu seiner Mutter zurückzukehren beschloß. Beim Abschied schenkten ihm die Kaufleute, bei denen er gedient hatte, zur Belohnung und zum Zeichen ihrer Zufriedenheit eine große Platte von lauterem Golde. Da er auf einem Umwege in die Heimath reisen wollte, so sandte er die Goldplatte, schwarz angestrichen, voraus und schrieb seiner Mutter, sie werde ihn bald wieder sehen, aber von der Platte schrieb er nicht, aus welchem Metall sie bestehe, sondern nur, man solle sie bis zu seiner Ankunft aufbewahren. Als daher in ganz Attendorn Metall zu der Glocke gesammelt wurde, gab die unberichtete alte Frau ihre Platte her, und dachte, ihr Sohn werde es zufrieden seyn, das unnütze Stück auf diese Art angewendet zu sehen. Aber der Glockengießer erkannte den Schatz sogleich, und trachtete von Stund an darnach, ihn in seine Gewalt zu bringen; nur war es für jezt nicht möglich, weil er in all seinem Thun und Lassen beobachtet wurde. Doch wußte er Mittel, und hoffte zuversichtlich, bei dem Gusse das Gold von dem andern Metall zu sondern und sich zuzueignen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Tacchinardi.

Tacchinardi's Tochter sollte diesmal in ihrer Vaterstadt ganz Aehnliches begegnen. Sie hatte schon einige Male sich hier hören lassen, und namentlich nach einer Rückkehr aus Pisa zu den größten Erwartungen berechtigt. An den ersten Abenden nun schienen diese, wenn auch nicht übertroffen, doch erfüllt zu seyn; man war zufrieden, und legte, was man vermissen mochte, der Oper zur Last. Als sie aber später durch Unwohlseyn oft am Auftreten verhindert war, öfter, wenn sie auftrat, wenig oder gar nicht bei Stimme war, oder seyn wollte, und endlich eine von ihrem Mann componirte Oper fast gänzlich im Stich ließ, ward den Florentinern immer klarer, daß sie in dieser so kurzen Fastenzeit doch ganze lange Abende sich herzlich ennuyirt hatten. Man fing nun an zu murren, und bald verbreitete sich das Gerücht, sie wolle aus Eigensinn oder Unart nicht singen; und als ein durch das Wohlwollen ihrer Freunde herbeigeführter Mißverstand dies zu bestätigen schien, vergaß man ihre frühern Verdienste, vergaß man, daß sie Florentinerin sey, und pfiff sie in einer Oper ihres Mannes so ungestüm aus, daß selbst der Muth italienischer Choristinnen den Akt nicht zu Ende bringen konnte. Mit dem Ruhm der Tacchinardi schien es nun ein Ende zu haben; denn wenn man hier auch willig eine Stimme, die an einem einzigen Abend das Außerordentliche leistet, so hoch- und

feststellt, daß von nun an ihr europäischer Ruf begründet heißen kann, so ist man doch auch wieder eben so bereit, bei einer Enttäuschung alles frühern Enthusiasmus sich zu entschlagen. Von unserer Sängerin war wenig oder gar nicht mehr die Rede; es hieß, sie sey krank. So kamen die zwei lezten Darstellungen dieser Saison heran, man freute sich, das Ende dieser selbstbereiteten Langeweile nahen zu sehen. Da kündigte der Theaterzettel unerwartet noch einmal an, daß die Tacchinardi singen werde, und da entwickelte sie wieder die ganze Schönheit ihres frühern Gesangs und Spiels, und man erkannte freudig seinen Irrthum und rief sie nicht weniger als achtmal heraus. Dies verbreitete sich plötzlich durch ganz Florenz, und so war am lezten Abend das nicht kleine Haus der Pergola bis zum Erdrücken voll. Die Darstellung war dieselbe, die Tacchinardi aber gab die ungeheuer schwierige Cavatine aus der Sonambula in den Kauf, und sang in derselben die halsbrechendsten Oktaven hinauf und hinunter mit einer Leichtigkeit, Präcision und Nettigkeit, daß es den Florentinern, welchen die Malibran unbekannt ist, an's Wunderbare zu grenzen schien. Technische Fertigkeit, zu solcher Virtuosität herausgebildet, würde bei Gluckschen und Mozartschen Opern eben so verletzend seyn, als sie bei solcher nenitalienischen Musik am Ende wohlthuend ist. Und doch wird man ihr alle Läufer und Triller erlassen können für das eine langgehaltene Sospiri (im zweiten Akt der Puritaner, als sie über die Verurtheilung ihres Geliebten wahnsinnig geworden), und für die wirklich innerliche, gefühlte Schwärmerei der Liebe, welche sie in jenem Finale der Sonambula offenbart. Fehlt der Malibran etwas, so ist es der Ton für die Seligkeit ruhiger, befriedigter Liebe; sie anticipirt in diesen Momenten schon die Ahnungen einer finstern Zukunft; die Tacchinardi kostet den Becher solcher Freude aus, und läßt im Unglück selbst die schönere Vergangenheit durchklingen.

(Der Beschluß folgt.)

London, Juni.

(Fortsezung.)

Lord Melbourne's Proceß.

Obgleich es wahr ist, daß eine der größten Uebertretungen eines göttlichen Gesezes von dem englischen Strafgesezbuche nicht zu den Verbrechen gezählt, und von ihm nicht als solches genannt wird, so sieht man doch, daß das Vergehen auch in England durch die Jury seine moralische Züchtigung erhält, und das Erkenntniß derselben, während es, als Urtheil in einer civilrechtlichen, das Mein und Dein betreffenden Klage, einen Geldwerth zum Gegenstande haben muß, doch dabei nicht sowohl eine eigentliche Geldentschädigung bezweckt, als vielmehr den Grad der Schuld auf einleuchtende Weise versinnlichen will. Es liegt in der menschlichen Natur, daß Rechtsverhandlungen dieser Art das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen, und es versteht sich deßhalb, daß die Sizungen des court of common pleas, zu denen natürlich, so weit der Raum es gestattet, männiglich Zutritt hat, zu den besuchtesten gehören. Aber vollends am 22sten Juni konnte man von Morgens bis Mitternacht nicht füglich in die Nähe der Westminsterhalle kommen, ohne von dem, selbst für diese so lebhafte Gegend ungewöhnlichen Menschengewoge überrascht zu werden; denn der court of common pleas hatte selbigen Tag bestimmt zu Anhörung der Klage des Honorable George Norton gegen den Right Honorable William Lamb, Lord Viscount Melbourne. London, ja England hat seit lange keinen interessantern Rechtstag erlebt. Das Pikante der Sache, die Stellung der Betheiligten trugen viel zu Erregung allgemeiner Theilnahme bei, am meisten aber die politischen Hoffnungen und Besorgnisse, welche an die Entscheidung jenes Rechtshandels sich nothwendig knüpften. Lord Melbourne erster Minister, mit einer halben Krone auf dem Haupte, Herr Norton, obgleich schlechtweg Herr Norton und seines Amtes bloß Distriktspolizeirichter, doch Bruder und präsumtiver Erbe des Lord Grantley und mit den adeligsten Familien Englands und Schottlands verwandt, endlich seine Gemahlin, Mistreß Caroline Norton, eine literarische Notabilität, der Schmuck aller fashionabeln Kreise, Schwester der Lady Seymour und der Lady Blackwood, Tochter des hochgeachteten Thomas Sheridan und Enkelin des gefeierten Richard Brinsley Sheridan, der größten Zierde der Regierung Georgs III., das war die in die Augen springende, öffentliche Stellung der Betheiligten. Dann die inhaltschwere Frage: gesezt, die Geschworenen entscheiden für Norton gegen Melbourne, kann Melbourne erster Minister bleiben? kann er, mit dem Brandzeichen des Ehebrechers auf der Stirne, der oberste Würdenträger Englands, der Berather seines Königs, Lenker und Führer einer großen, edeln Nation bleiben? Kann er es, oder muß die moralische Schwere seines Verbrechens und die unerträgliche Last öffentlicher Verachtung ihn herabziehen von seiner hohen Staffel, der höchsten, die ein in Purpur nicht Geborener zu erklimmen vermag? Das war die Frage, welche in der Brust jedes Engländers bald Hoffnung, bald Besorgniß weckte: Hoffnung, daß ein Verdict gegen Melbourne einen Ministerwechsel zur Folge haben werde, Besorgniß, daß es einen zur Folge haben könne; denn an ein absolutes Muß konnte der Engländer nicht denken. Wie schmählich auch im Allgemeinen die Erziehung der niedern englischen Volksklasse vernachlässigt ist, die Grundzüge der politischen Institutionen seines Landes sind jedem Engländer, selbst dem gemeinsten, zu gut bekannt, um nicht zu wissen, daß es nur zwei Potenzen gibt, mächtig genug, das Steuerruder aus der Hand des ersten Ministers zu nehmen: der Wille des Monarchen und die Mehrheit der im Unterhause versammelten Volksvertreter. Und er weiß auch, was vor kaum Jahresfrist Peels Beispiel zulezt gelehrt hat, daß der Wille des Monarchen von dem Willen des Unterhauses recht wesentlich bedingt wird, und die Meisten haben genug politischen Takt, um zu begreifen, daß das Haus der Gemeinen um eines Privatfehlers willen einen Minister nicht fallen lassen kann, mit dessen Staatsverwaltung es Ursache hat, zufrieden zu seyn. Es konnte also nur davon die Rede seyn, was Melbourne im Fall der Verurtheilung das Gefühl vorschreiben werde. Es ist nicht zu leugnen, daß zwischen denen, die ein Verdict für Norton, und denen, die eines für Melbourne wünschten, der Grund und Boden sehr ungleich zum Vortheil der Erstern getheilt war. Würde Norton, berechneten sie, nachdem er an der Seite einer jungen, schönen, liebenswürdigen und geistreichen Frau neun glückliche Jahre verlebt hat und Vater dreier blühenden Knaben geworden ist, das Weib, mit welchem er aus Liebe sich verbunden, die Mutter seiner Kinder von sich stoßen, sie einem öffentlichen Verhör und der Schande preisgeben, ohne die unwiderleglichsten Beweise ihrer Schuld?

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 13. Juli 1836.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Schiller.

Familiengeschichten.

(Fortsetzung.)

Als nun die Zeit des Gusses herangekommen war, unternahm der Meister schnell eine Reise in eine andere Stadt, und zwar, weil ihm noch einiges Nöthige fehlte, womit er das Gold an sich bringen zu können glaubte. Er trat daher zu seinem Gesellen und sagte: „Ich muß auf etliche Tage verreisen; du bleibst indessen hier und richtest noch eins und das andere zu, was wir zum Gusse brauchen; aber höre, so lieb dir dein Leben ist, unterstehe dich nicht, den Guß in meiner Abwesenheit vorzunehmen, und wenn ich auch noch so lang ausbliebe! Du verstehst es nicht, denn ich habe dir noch nicht alle Geheimnisse unserer Kunst mitgetheilt, und welche Schande wäre es für uns, wenn das Werk mißlänge; übrigens werde ich spätestens in acht Tagen wieder da seyn.“ — Der Meister reiste ab, der Gesell blieb zurück. Dieser war ein feiner, frommer, sittsamer Jüngling, bei Jung und Alt beliebt. Er war fleißig am Werke und brachte vollends alles Nöthige in Richtigkeit. Als nach vier Tagen der Meister noch nicht da war, fing er an, Hand an die Maschinen und Werkzeuge zu legen, durch welche die Glocke auf den Thurm gehoben werden sollte.

Die acht Tage waren verstrichen und noch einige dazu, das Geschäft des Gesellen war beendigt, aber der Meister ließ nichts von sich sehen noch hören. Da entstand eine große Unruhe in der Stadt, man schrie, der Meister sey ein Betrüger, der sich auf gemeine Unkosten habe unterhalten lassen, und jezt, da er seine Kunst zeigen sollte, entflohen sey. Der Gesell fürchtete, es sey ihm ein Unglück zugestoßen; er versicherte, sein Meister sey der geschickteste Glockengießer in der Welt, und wenn er nicht zurückkäme, so verstände ja er die Glocke zu gießen, nur habe der Meister es ihm verboten; man möchte ihm erlauben, einige Tage sich zu entfernen, um den Meister aufzusuchen. Aber die Bürger wollten auch ihm nicht mehr trauen; sie verboten ihm bei Todesstrafe, die Stadt auch nur einen Augenblick zu verlassen, und ob man ihm gleich nichts zu Leide that, so wurde er doch bewacht und wie in festem Gewahrsam gehalten. Da ging ihm endlich die Geduld aus, und er verhieß, wenn am Ende von zwei Wochen der Meister nicht zurück sey, so wolle er die Glocke gießen.

Die vierzehn Tage gingen auf die Neige, und der Meister kam nicht. Da ging der Gesell an's Werk, betete eifrig und goß dann die Glocke. Sie war auf's Schönste gerathen, als er die Form zerschlug, kein Eckchen fehlte, Namen und Bilder, Alles hatte sich auf's Deutlichste ausgedrückt, und das Metall glänzte in einem

gelben Scheine, als wenn es beſtändig von der Sonne angeſtrahlt würde. Der Geſell jubelte und mit ihm alles Volk. An einem Sonnabend wurde die Glocke auf den Thurm gebracht, der Schwengel aber erſt in der Nacht darin befeſtigt, denn ſie ſollte ihr Erſtlingsgeläute nicht eher als zum Sonntagsgottesdienſt ertönen laſſen. Als nun am andern Morgen die Meſſe eingeläutet wurde, da gab die Glocke einen ſo reinen, herrlichen Klang, daß alle Herzen bewegt wurden und alles Volk in andächtiger Rührung zur Kirche ſtrömte. Zu Mittag aber gaben die Bürger dem Geſellen ein großes Bankett auf dem Rathhauſe; daſelbſt wurden ihm reichliche und ehrenvolle Geſchenke gereicht und wacker mit ihm gezecht bis an den Abend. Der Jüngling aber war ſeltſam betrübt und mußte ſich zwingen, in die Fröhlichkeit der Andern einzuſtimmen. Er klagte, dem Meiſter müſſe wohl etwas Böſes widerfahren ſeyn, daß er ſo lange ausgeblieben, und ſagte, er wolle ihn in der ganzen Welt aufſuchen, um ihm die Geſchenke zu überbringen, die nicht ihm, ſondern jenem gebührten.

Als nun der Abend herankam, nahm er Abſchied von ſeinen Wirthen; aber viele wollten ſich's nicht nehmen laſſen, ihm noch das Geleite zu geben. So ritten ſie mit ihm, ein großer Haufe, mit Kannen und Gläſern; der Geſell ritt in der erſten Reihe und neben ihm ging ein Saumroß, das die Ehrengaben trug. Der Magiſtrat aber befahl, ihm die Glocke nachzuläuten, ſo lang er ſie hören könne. Unter dieſem Gepränge kam er auf's Fürſtenbergiſche Gebiet, zu dem Schloſſe Schnellenberg, und that eben noch ſeinen Geleitern, von denen er ſich beurlauben wollte, zum lezten Mal Beſcheid, da ſah man einen Reiter auf ſchweißtriefendem Roſſe heranjagen; als er näher kam, erkannten ſie den Meiſter. Er war in mehreren Städten geweſen, bis er die erforderlichen Arcana alle eingekauft hatte; ſeine Haſt und ſein Aerger hatten ihm eine hitzige Krankheit zugezogen, an der er mehrere Wochen darnieder gelegen. Er ſah todtbleich aus, trotz der raſenden Eile, mit der er geritten war; aber ſeine Augen funkelten wie zwei Fackeln, als er den Reiterhaufen gewahr wurde, denn er ahnete, daß er zu ſpät komme. Er hielt vor ihnen, und in dieſem Augenblick trug die Luft den goldenen Ton ſeiner Glocke vernehmlich herüber. „Hundeſohn,“ ſchrie er den Geſellen an, „haſt du ſie gegoſſen? wohlan, ſie ſoll deine Todtenglocke ſeyn!“ Damit riß er eine Piſtole aus dem Gürtel und ſchoß ihn durch den Kopf; der arme Jüngling ſtürzte ohne einen Laut unter das Pferd. Seine Genoſſen aber warfen ſich über den Mörder her, riſſen ihn herunter, banden ihm die Hände und brachten ihn ſo nach Attendorn zurück.

Man ſtellte ihn vor den Magiſtrat; er war zerknirſcht und geſtand alles, wie er das Gold erkannt habe und dem Satan anheimgefallen ſey, von ſeiner ſchnellen Abreiſe bis zu dem Morde des unſchuldigen Jünglings. Nur noch eines bat er ſich aus: wie ſeine Glocke dem Ermordeten zur Todtenglocke geworden ſey, ſo möchte man ſie ihm als Armeſünderglocke läuten, wenn er zum Tode geführt werde. Sein Urtheil wurde geſprochen, ſeine Bitte gewährt. Man führte ihn unter dem Klang der Glocke hinaus, die nun ſchon ſo vielfache Bedeutung erlangt hatte; auf einem freien Platz am Zuſammenfluß der Bigge und Lenne war eine große Menge Volks verſammelt, der Meiſter trat feſten Schritts in den Kreis, blieb ſtehen und horchte mit durſtigem Ohr den lezten Tönen der verhängnißvollen Glocke, dann kniete er nieder, und ſein Haupt fiel in den Sand.

Mit dem Todesurtheil hatte der Magiſtrat beſchloſſen, die Glocke ſolle nie mehr geläutet werden wegen des Verbrechens, woran ſie ſchuldig ſey. Aber zur gleichen Zeit traf der Sohn der Wittwe, der Eigenthümer des Goldes, in Attendorn ein; ſobald er die Begebenheit vernommen und von ſeiner Mutter erfahren hatte, daß ſie jene Platte zum Guß der Glocke hergegeben habe, ließ er ſich vor den Magiſtrat führen und erzählte, in wie fern er bei dieſer Sache betheiligt ſey. Es wurde ſogleich beſchloſſen, die Glocke wieder einzuſchmelzen und durch kundige Leute das Gold für ihn ausſcheiden zu laſſen oder ihm eine angemeſſene Entſchädigung in Geld anzuweiſen, aber er weigerte ſich deß und ſprach: „Ehrſame Herren, ich bin nicht vor Euch getreten, um eine Entſchädigung anzuſprechen; der liebe Gott hat väterlich für mich geſorgt, daß ich in dieſem Leben keine Noth leiden werde. Aber weil ich das Gold zurückgebren könnte, habe ich auch ein Recht auf die Glocke, und ich bitte euch, ſie der Gemeinde nicht zu entziehen; ſie hat durch dieſe Begebenheit eine ernſte Taufe erhalten, und wie ſie dem Unſchuldigen und dem Schuldigen zu Grabe geläutet hat, ſo ſoll ſie in allen Zeiten fortklingen, dem Frommen zur Andacht und dem Gottloſen zur Warnung.“

(Die Fortſezung folgt.)

Paris im Jahr 1836.

Geheime Induſtrie.

In der Beſchreibung der Pariſer Speiſewirthſchaften ſagt Brillat de Savarin, es gebe nirgends ſo viele Perſonen, von welchen man eigentlich nicht wiſſe, wovon ſie leben, als in Paris. Bei längerem Aufenthalte wird Jeder dieſe ſonderbare Menſchenclaſſe kennen lernen, welche ſich jeder Stufe der Geſellſchaft wie eine Freicompagnie einem Regiment anſchließt.

Von denen, welche auf guten Ton Anſpruch machen, wird der Feldzug gewöhnlich bei Fremden entweder mit Nennung gemeinſchaftlicher Bekannten oder Vorweiſung von Atteſtaten eröffnet; dann bietet man ein Geſchäft an, erbietet ſich, dahin zu führen, wo etwas feil iſt. Was ihr ſuchet, was man euch zeigen will, gehört zwar nicht dem dienſtfertigen Manne ſelbſt, aber entweder einem Freunde oder einem Schuldner. Laßt ihr euch mit dem beredten Dienſtfertigen ein, ſo will er euch bald in Geſellſchaften einführen, bald ein Geſchäft betreiben, euch die beſten Handwerker empfehlen, und Gott weiß, was ſonſt noch. Dieſe Leute haben alle einen geſpannten Zug, ein Speculiren, nach dem urſprünglichen Sinn des Worts, auf der Stirne, ein ſtehendes Lächeln am Munde, reinliche, aber oft ärmliche Toilette, und zuweilen ſogar noch gepuderte Haare. Mit kalter Höflichkeit werden ſie am leichteſten wegcomplimentirt, und daran wird man immer wohlthun, denn außer dem, daß dieſe Claſſe vorzüglich der Polizei oder einer Miſſion dient, kann der Gruß und das Aureden eines ſolchen Mannes euch ſchaden, wenn ihr einmal ein Bischen bekannt in Paris ſeyd. Oft ſetzen ſich dieſe Leute in die Nähe von Fremden, welche traulich ihre Landesſprache unter einander reden. Ueberhaupt haben ſie das eigene Talent, jeden Neuangekommenen ſogleich zu wittern. Können ſie ihn entern, ſo beginnen ſie gewiß zuerſt mit Warnungen und Geſchichten von Prellereien, welchen Neulinge ſich ausſetzen. Sie empfehlen ſich dann, kommen aber den folgenden Tag zufällig wieder an demſelben Orte mit dem Reiſenden zuſammen, und nun wird ohne Weile an's Werk geſchritten, damit nicht der Neuling zu früh gewarnt oder gewitzigt werde.

Wer dieſe Leute ſeyen, fragt ihr? Großentheils zu Grunde gerichtete Speculanten, ehemalige Spieler in jeder Art des Spielens, unverbeſſerliche Verſchwender. Wovon ſie leben? gewöhnlich von ſehr Wenigem, von dem Minimum, auf welches nur allein ein Pariſer Spartalent ſich beſchränken kann, vom Ertrage des Lohns für gegebene Empfehlungen, für eine Neuigkeit in eine Zeitung, eine Notiz für eine Polizei, einen Gang für einen gerade mit Geſchäften Ueberhäuften, die Begleitung eines Frauenzimmers, welche nicht allein erſcheinen will, und dennoch die Begleitung nur bis in's Vorzimmer und von dieſem zurück braucht.

Wie weit die Induſtrie dieſer Paris eigenthümlichen Claſſe von Dürftigen, die aber weder Paris verlaſſen, noch arbeiten wollen, gehe, davon ein Beiſpiel. In dem Café der Rue du Bac ſaß immer ein ältlicher Mann, welcher die Gäſte unterhielt, die Kellner beaufſichtigte, beim Cafetier ſogar die Koſt hatte. Dieſer (man nannte ihn Graf Beaumont) litt einige Zeit hindurch an Unterleibsbeſchwerden. Der Arzt rieth ihm tägliche Bewegung im Wagen. Um dieſe ſich auf eine, mit ſeinen Finanzen verträgliche Weiſe zu verſchaffen, merkte er ſich den bedeutendſten Todten jeden Tages in den petites affiches, ging zur gewöhnlichen Beerdigungszeit ſchwarzgekleidet in's Trauerhaus, wurde von Jedermann für einen theilnehmenden Freund des Seligen gehalten, und zuweilen mit einem Biscuit de Rheims und einem Gläschen Madera bedacht. Dann wurde eingeſtiegen und die Fahrt nach Père la Chaiſe oder Cimetière du midi gemacht. Sein ernſtes, blaſſes Geſicht ſchien überall für tiefe Theilnahme zu zeugen. Endlich erkannten ihn die Kutſcher der Leichenwagen, welchen er nie ein Trinkgeld gegeben hat, ſonſt hätte der Spaß noch lange dauern können. Was dieſe Leute im Großen und in den höhern Claſſen der Geſellſchaft ſind, das ſind ähnliche Paraſiten in jeder Abſtufung der Geſellſchaft, Staberls, wenn man ſo will, mit franzöſiſcher Eleganz und Pariſiſcher Haltung ausgeſtattet.

Mit der ſtrengern Weiſe der Induſtriellen und der Verminderung des Einfluſſes alter Frauen und Prieſter hat dieſe Claſſe von Menſchen viel verloren, und nun pflegt ſich eher zu erſchießen, wer in frühern Zeiten vielleicht auf die erwähnte Weiſe gelebt, und zwar nicht gut, doch oft ſehr lange gelebt hätte. Für ſolche aber, welche ihre erſten Bedürfniſſe durch eine kleine Rente geſichert haben, und dieſe Induſtrie nur zum Zeitvertreib und um den Kaffee zu bezahlen treiben, muß dieſe Beſchäftigung einen ganz eigenen Reiz haben, da ſie ſchon ſeit ſo langer Zeit und von ſo vielen Menſchen in Paris gewählt wird.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortſetzung.)

Lord Melbourne's Proceß.

Gegen ſolches Gewicht mußte die Vermuthung leicht wiegen, daß Norton ein Werkzeug ſey in der Hand der Torypartei, um den Whigminiſter durch Befleckung ſeines Privatcharakters vielleicht zu Niederlegung ſeines Amtes zu veranlaſſen. Und wenn auch Melbourne's Sachwalter zwar nicht die Unſchuld ſeines Clienten, wohl aber die eigentliche Triebfeder von Nortons Klage, und namentlich das den Geſchworenen darthun konnte, daß die Tories dem Kläger die als Entſchädigung geforderten zehntauſend Pfund Sterling garantirt, ſo mochte immerhin die Jury ſeine Forderung auf einen Pfennig herabſetzen, dabei blieb aber immer der Makel des Verrathens und die Möglichkeit der politiſchen Folgen deſſelben. Dazu kam noch, daß Lord Lyndhurſt, der die Fäden dieſes Torygewebes geſponnen haben ſollte, ſeine früher ſo oft bewieſene Advokatenklugheit gewiß in gegenwärtigem Falle zur feinſten Spitze ausgearbeitet haben würde. Gegen alles dies war wenig einzuwenden, und daher der Ausgang der Sache deſto überraſchender. Nachdem der Lord Oberrichter Fludal den Inhalt des Verbots kurz reſümirt, und mit dem Vertrauen, daß ſie ein gerechtes

Urtheil finden werden, das Ganze dem Ermessen der speciell Geschworenen anheimgestellt hatte, stand der Vormann derselben ohne Verzug auf und sprach mit fester Stimme: „My Lord, we are agreed. It is my duty to say that we have agreed to a verdict for the defendant.“ Es ist mir unmöglich, die Scene zu schildern, die dem Momente des Ausspruchs vorausging und die ihm folgte. Mit dem letzten Worte, das von der Lippe des Lord Oberrichters fiel, bewegte sich, hustete, räusperte, kurz that die gedrängte Masse der Zuhörer Alles, was während seiner Rede ihre gefesselte Aufmerksamkeit unterlassen hatte. So wie aber der Vormann aufstand, die übrigen eilf Geschworenen sitzen blieben und jener gegen den Gerichtshof sich verbeugte — kein Zauberschlag hätte jedes Geräusch schneller zu unterdrücken vermocht, jeder Athemzug war in der Brust gebannt und jedes Auge hing an dem Sprecher. Jetzt hatte er gesprochen, und Bravo! riefen viele Stimmen. Die Oeffentlichkeit des englischen Gerichtsverfahrens ist weit entfernt, den Zuhörern eine Aeußerung ihrer individuellen Ansichten zu erlauben; im Gegentheil werden Zeichen des Beifalls oder der Mißbilligung nachdrücklich gerügt, obschon die dem englischen Charakter eingepfropfte Achtung vor dem Gesetze eine solche Rüge selten nöthig macht. Und es ist daher ein deutlicher Beweis von der ungewöhnlichen Theilnahme an dem Ausgang der Sache, daß das laute Bravo ein hundertstimmiges Echo fand, bis der Lord Oberrichter, von seinem Sitze sich erhebend, den Jubel eine „Ungezogenheit“ nannte, und der Polizei befahl, Jeden zu ergreifen, der einer solchen Nichtachtung des Gerichtshofes sich schuldig mache. Da wurde es still, und ruhig flutheten die Zuhörer aus dem Sitzungssaale. Doch kaum hatte unter den Tausenden, die das Gebäude umlagerten, der Zuruf sich verbreitet: verdict for the defendant, so brach ein ungeheurer Sturm von Bravo und Hurrah los, und einige, der Gegenpartei angehörende laute Zischer büßten für ihren Muth mit Faustschlägen. Außerdem deutete noch Vieles darauf hin, wie sehr dem Rechtshandel ein politischer Charakter beigelegt wurde. Sir John Campbell, der Anwalt des Verklagten, erklärte in seiner Vertheidigung geradezu, daß Kläger „had been made a dupe for party and political purposes,“ und als derselbe Sir John nach der Fällung des Urtheils in das Unterhaus kam, dessen Mitglied er ist, und wohin die Kunde des Ausspruchs ihm vorausgeeilt war, wurde er wegen seines Siegs von den ministeriell Gesinnten so lebhaft beglückwünscht, daß es nicht viel anders klang, als hätte er den ersten Minister wider eine Anklage auf Hochverrath siegreich vertheidigt. Die ministeriellen Blätter nannten Tags darauf Melbourne's Freisprechung einen glänzenden Sieg der Whigs über die Tories, und freuten sich weniger darüber, daß der Name des ersten Ministers von einem häßlichen Flecken rein erhalten und eine unglückliche Frau der öffentlichen Schmach entzogen, als daß ein Whigminister der Nothwendigkeit überhoben worden sey, seinen Monarchen um eine Entlassung zu bitten, welche dieser ihm von Herzen gern ertheilen würde. Wenn indessen, nach den obigen Bemerkungen, vor dem Verhör die Sache sehr ungünstig für Melbourne stand, so muß man sagen, daß nach geschlossenem Verhör von einer unparteiischen Jury keine andere Entscheidung, als die wirklich erfolgte, sich erwarten ließ. Welches waren die von Norton durch seinen Sachwalter, den gewandten Sir William Follett, vorgebrachten Beweise? Drei Briefchen Melbourne's an Mistreß Norton, jedes zwei Zeilen lang, und selbst durch die gewaltsamste Auslegung keinen Verdacht begründend. „Ich werde um halb fünf Uhr bei Ihnen seyn. Der Ihrige. — Wie befinden Sie sich? Es ist mir heute unmöglich, zu Ihnen zu kommen; doch wahrscheinlich komme ich morgen. Der Ihrige. — Das Haus hält heute keine Sitzung, also kann ich nach dem Lever, um vier oder halb fünf, bei Ihnen seyn. Wünschen Sie später, so lassen Sie mich es wissen; dann wollen wir die Partie nach Vauxhall besprechen. Der Ihrige.

(Der Beschluß folgt.)

Florenz, Juni.

(Beschluß.)

Die Tacchinardi. Persiani.

Will man den Klang der Stimme der Tacchinardi auf Metallwerth reduziren, so hat sie eine silberne Stimme, so biegsam, so frisch, so frei und in den höchsten Tönen so rein, wie man nur einen ausgebildeten italienischen Sopran sich vorstellen kann. Sie beherrscht ihre Stimme, wie in der neuesten Zeit wohl nur die Sontag die ihrige in der Gewalt hatte; und glaubte man bisher, daß sie durch diese Kunst die vielleicht geringere Kraft derselben ersetze, so hat sie jetzt durch die tiefern Töne von Haß und wüthender Leidenschaft ihr neu erobertes Gebiet erwiesen. Ihr Spiel ist angemessen, innig und voll Wärme, ohne italienisch karrikirt zu seyn; es lebt etwas von deutscher Seele in ihrem ganzen Wesen. In der höchsten Leidenschaft zwingt freilich solch moderne Musik eine italienische Natur in sich hinein, und in solchen Augenblicken muß schlechterdings jede Italienerin uns Nordländern übertrieben scheinen. Von Gestalt ist sie eher klein, als groß zu nennen; die Büste ist im Allgemeinen nichts weniger als schön, durch einzelne Linien aber ausgezeichnet und bedeutend. Wie ihr Vater einst seinen Buckel unkenntlich zu machen wußte, weiß auch sie durch passende Nachhülfe jede beliebige Gestalt anzunehmen. Nach diesem Erfolg nun darf man darauf rechnen, daß die Tacchinardi nach Paris und London gehen, und, jung wie sie ist, den europäischen Namen der Malibran erwerben wird. — Ich habe oben des Mannes der Tacchinardi, Persiani, Erwähnung gethan, der, in diesem Kleeblatt der Dritte, auf ähnliche Weise, aber nach herberen Tagen die Freudensonne erblickt hat. Er war vor noch nicht langer Zeit gänzlich unbekannt, ein Maestro di musica, mit viel Talent, aber wenig Geld, wie sie uns in deutschen Novellen häufig genug vorgeführt werden, aus der niedersten Volksklasse, ohne alle Unterstützung, ja ohne Obdach, nicht selten gezwungen, die kalten Winternächte hier unter dem Säulengang der Uffizi auszuhalten. Dort fand ihn einst in solcher Nacht die Wache, die, ihn um seinen Stand befragend, zur Antwort erhielt, er sey ein Maestro di musica, der viele Opern in petto, mehrere geschrieben, aber nie eine zur Aufführung gebracht habe. Anfangs hielt man dies für eine schlaue Ausrede, als er aber auf der Wache die Partitur einer Oper aus der Tasche zog, führte man ihn am Morgen zu Tacchinardi, um sich Gewißheit zu verschaffen. Dieser erkannte sein Talent, erbarmte sich seiner Noth, kleidete ihn, nahm ihn zu sich in's Haus, und gab ihm zuletzt seine Tochter zur Frau. Das Leben beider Gatten wird hier allgemein als musterhaft geschildert, und diese schöne Ausnahme von einer hier zu Lande allgemeinen Regel dürfte Beide nicht weniger ehren, als ihre Kunst. Von Persiani sind seitdem mehrere Opern bekannt geworden; Danao und Ines de Castro werden überall in Italien mit Beifall gegeben.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 168.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 14. Juli 1836.

Was bleibt mir, als in Trauertönen
Zu singen die Vergangenheit?
Und als mich schmerzlich hinzusehnen
In neut goldne Liebeszeit?

Uhland.

Verwelkte Liebe.

Den Sie mir hat geschenkt, der duft'ge Stern,
Er ist an meiner glüh'nden Brust verwelkt;
An seines kurzen Lebens süßem Kern
Hab' ich, eh' er verglomm, noch viel geschwelgt.
Gleich einer sterbenden Geliebten, die
Vom Freunde scheidet noch mit blassem Mund,
Blickt sie mich an, die schöne Blum', als wie
Sie sagen wollte: was ich dir verlieh,
Was dich an mir ergötzt, es kehret nie! —
Sie welkt, sie stirbt, und läßt das Herz so wund.

So geht uns auf manch schöner, goldner Stern,
Manch froher Tag lacht lustig uns entgegen,
Wir fühlen uns durchzückt von neuem Regen,
Wie neugeboren, gleich 'nem frischen Kern,
Der seine grünen Blätter frei entfaltet,
Und froh emporschaut in den Aether rein,
Sich schnell in üpp'gem Wuchse dann gestaltet,
Und Blüthen schwellt und treibt so duftig fein. —
Doch bald erlischt der Tag, des Himmels Rund
Umnebelt schwarze, düstre Wolkenfluth,
Der Donner rollt, die gelben Blitze zischen,
Es tobt der Sturm, der Regen strömt dazwischen,
Und ringsum rast der Elemente Wuth.
Der Tag, noch jüngst so sonnig, licht und bunt,
Er welkt, er stirbt, und läßt das Herz so wund.

Die Lieb' ist unsres Daseyns schönster Stern,
Sein reines Licht erhellt des Lebens Nacht;
Ein Grubenlicht im weiten, düstern Schacht;
Ein Leuchtthurm dem verschlagnen, matten Schiff,
Der es bewahrt vor Klipp' und Felsenriff;
Die langersehnte Küst' in blauer Fern';
Des Schiffers Flagg' und Kompaß, Mast und Steuer;
Ein süß erwärmend, labend Winterfeuer,
Dem wir uns nahn so freudig, ach so gern! —

Manch böser Brodem löscht das Grubenlicht,
Ein Nebel hüllt des Leuchtthurms Glanz und Schimmer,
Der Wellen Toben schlägt den Mast in Trümmer,
Und reißt so lang am Steuer, bis es bricht.

Der Brodem, Nebel und die salz'gen Wogen
Sind unsres wilden Muthes Ungestüm,
Der rasch die Grenze, so ihm ist gezogen,
Gleich einem Pfeile, losgeschnellt vom Bogen,
Durchfliegt und überfliegt in seinem Grimm.
Es ist geschehn — vergebens ist die Reu',
Des Pharus Licht erglüht nicht leicht auf's Neu',
Verschlungen hat den Glanz des Meeres Grund,
Es welkt, es stirbt, und läßt das Herz so wund.

Nur die Erinnrung bleibt im wunden Herzen
Verborgen tief, und ruft uns oft zurück
Der goldnen Tage ersten Silberblick.
Sie kann mit bunten Bildern uns umscherzen,
Sie läßt sich nicht verlöschen, nicht verschwärzen,
Sie leuchtet uns mit ihren heil'gen Kerzen
Zu einem Schattenspiel an reiner Wand,
Weiß in so lieben, in so ros'gen Bildern
Vergangnes Glück, vergangnen Schmerz zu schildern
Und unsrer Wehmuth Kümmerniß zu mildern,
Wundbalsam reichend uns mit güt'ger Hand.
Auf ihre Bilder blick' ich unverwandt.

F. Duttenhofer.

Familiengeschichten.

(Fortsezung.)

Alle drei schwiegen; man hörte nichts, als die Glocke, die, als hätte sie etwas gehört und verstanden, eben ihre lezten Töne ersterben ließ, auf einmal aber, wie wenn sie noch ein lautes Wort hätte sagen wollen, mächtig anschlug und mit diesem Schlag verstummte. Ein leiser Schauder ging über die drei Menschen, die im abendlichen Zimmer bei einander saßen; sie standen schweigend auf und trennten sich.

Die acht Tage vergingen sehr langsam und doch auch wiederum sehr schnell. Gesprochen wurde fast gar nichts; an Franz war eine seltsame Spannung zu bemerken, die Niemand zu deuten wußte, die aber Catharinen, wenn ein unheimlicher Blick aus seinen Augen auf sie fiel, mit Schrecken erfüllte. Er arbeitete viel in dieser Zeit, aber mit einer peinlichen Hast; der Meister sah ihm kopfschüttelnd zu, und Catharina ging oft auf ihr Kämmerlein, um sich satt zu weinen.

Der lezte Tag der gegebenen Frist war herangekommen, der Meister und seine Tochter saßen mit schwerem Herzen beisammen, denn Franz hatte gegen alle Gewohnheit diesen Morgen um Erlaubniß gebeten, einen großen Spaziergang machen zu dürfen, und war zum Mittagessen nicht zurückgekehrt. Ein herannahendes Gewitter vermehrte diese bange Stimmung; der Himmel war schwarz überzogen, der Donner, der noch in der Ferne drohend murrte, kam hörbar näher, schon ließen sich einzelne Schläge vernehmen, der Tag verfinsterte sich, Blize spielten durch das Dunkel, und man hatte ein Gewitter zu befürchten, schwerer als der Mai es sonst mit sich zu bringen pflegt. Die Glocke sandte ihre bebenden Töne hinaus und half den geängsteten Bürgern die Gefahr beschwören. Endlich kam das Gewitter, und mit ihm Franz. Er trat mit finsterer Entschlossenheit herein und sprach: „Meister, wollt Ihr mir ein paar Worte vergönnen?“ — „Sprich, mein Sohn,“ erwiderte dieser, „und möge es etwas Gutes seyn.“ — „Herr Woltmann, lieber Meister,“ hub der Jüngling an, „Ihr habt mir zwei Hindernisse genannt, die mir Eure Pflegetochter entreißen. Ich habe nun diese acht Tage nachgesonnen, wie sie zu heben seyen, und bin auf ein Mittel gekommen, so daß ich das eine Hinderniß durch das andere überwinden kann. Ihr habt gesagt, daß ich ein Protestant sey, das stehe der Heirath im Wege, und dann, ein Mädchen von ungewisser Herkunft könnte ich bloß dann zur Frau nehmen, wenn ich keine Eltern hätte, wie sie. Nun wohl! ich will zu Eurem Glauben übertreten, dann ist die Religion kein Hinderniß mehr, und,“ sezte er mit brechender Stimme hinzu, „meine Eltern verliere ich auch dadurch; sie werden mir nichts mehr in den Weg legen und mir nicht verwehren, die Tochter des Kaisers oder des Scharfrichters zu heirathen.“

Der Meister sah nach Catharinen herüber, sie hatte das Gesicht verhüllt. „Hast du es mit dem Mädchen schon abgeredet?“ fragte er. „Kein Wort!“ betheuerte Franz. — „Nun, und was sagst du dazu, meine Tochter?“ Catharina ließ die Hände sinken, sie sah sehr bleich aus. „O Franz,“ rief sie, „begehe keine Sünde um meinetwillen! bin ich denn so wichtig, daß du deine Seele um mich auf's Spiel sezen mußt? Ich bitte dich, verlaß uns, kehre wieder in deine Heimath zurück; du wirst gewiß eine andere finden, bei der du mich vergessen kannst.“ Franz zitterte wie im Fieber, er ballte die Hände krampfhaft und sprach: „Sünde? was ist denn für eine Sünde dabei? habt ihr einen andern Gott, als wir? und auf die paar Tropfen Wein wird doch nicht so viel ankommen.“ — „Junge!“ donnerte der Meister, „fürchtest du dich nicht, so gottlos zu reden? Hörst du nicht, wie erzürnt der Himmel über deine gottesvergessenen Reden ist?“ — „Laßt's gut seyn, Meister,“ lachte Franz, „der Himmel ist jezt zornig, weil gerade ein Wetter ist; er würde eben so sprechen, wenn ich gesagt hätte, es sey ein Tiegel umgefallen.“ — „Siehst du,“ rief Herr Woltmann, „wie der Protestant aus dir spricht? du würdest gar keinen Katholiken geben, und immer und ewig ein Heuchler bleiben!“

Das Gewitter wurde stärker, heftige Schläge fuhren zwischen die streitenden Reden der beiden Männer, Catharina rang mit Angst und Verzweiflung. „Und kurz und gut,“ sagte endlich Herr Woltmann, „bleibe auf deinem Willen, werde katholisch, aber mein Kind bekommst du nicht! Wenn sich unser Herrgott nicht auf dich verlassen kann, so mag ich's auch nicht. Meinst du denn, ich wolle dir dazu helfen, deinen Eltern ein solches Leid anzuthun, und meine Ehre so auf's Spiel sezen? Dein

Vater hat dich mir gegeben mit dem festen Vertrauen, daß ich dich mit der Religion ungeschoren lassen werde, und jezt müßte er glauben, ich sey an diesem unsinnigen Schritt schuldig, ich habe dich dazu gebracht, mit List oder Gewalt. Der Woltmann, würde er sagen, war ein so vernünftiger Bursche, und jezt ist er ein alter bigotter Narr geworden!“ — „Gut,“ entgegnete Franz, „wenn Euch an dem Bischen Reputation so viel gelegen ist, so bleibt auf Eurem Sinne, aber laßt Catharinen ihren Willen; verstoßt sie meinetwegen, ich trage sie auf meinen Armen durch die Welt.“ — „Ich hoffe,“ sprach Herr Woltmann, „mein Kind werde so vernünftig seyn und bei mir bleiben. Catharina sieht das jezt schon ein, was du erst später einsehen würdest. Ja, und auch du: das unheimliche Aussehen, mit dem du vor uns getreten bist, zeugt gegen dich! Du wirst es selbst am besten wissen, mit welchem Widerstreben du deinen Entschluß gefaßt hast. Und wenn du ihn nun auch durchsezest, wie wird es in ein paar Jahren seyn? Verflucht von deinen Eltern, gehaßt von deinen ehemaligen Glaubensbrüdern, von allen bessern Katholiken verachtet, weil sie dir's ansehen, daß nicht Gewissensscrupel dich getrieben haben, deine Religion zu ändern, ohne Auskommen, ohne Beistand wirst du mit ihr herumirren; der erste Rausch ist verflogen, und du siehst in dem armen Kinde nichts mehr, als die Ursache aller deiner Leiden. Ich traue dir's wohl zu, daß du nicht so unedel seyn wirst, es ihr zu sagen, aber in deinem Herzen wirst du's denken, und Catharina wird in ihrem Herzen fühlen, was das deine denkt, und Beide werdet ihr unglücklich seyn. — Ich habe in jüngern Jahren einen guten, harmlosen Menschen kennen gelernt, den eine solche That in's tiefste Elend gestürzt hat. Komm, Franz, ich will dir die Geschichte erzählen; sie ist von so finsterer Natur, daß sie sich gut zu diesem grausamen Ungewitter schickt.

Der Apostat.

Ich verlebte meine ersten Gesellenjahre in Brüssel; von dem Meister, bei dem ich gelernt hatte, war ich dorthin empfohlen worden. Wie ich in das Haus meines neuen Meisters trat, sah ich an einem runden Tische den Meister, seine Tochter und einen Studenten sitzen, der mir im Hause sehr wohlgelitten schien. Ich durfte mich zu ihnen setzen, und merkte aus ihrer Unterredung bald, daß der Student ein geschickter Arzt sey, der Magdalenen in einer gefährlichen Krankheit das Leben gerettet habe. Dafür war er ein willkommener Hausfreund geworden und kam gern zu dem verständigen Meister, so lang er in Brüssel war, wo er bei der berühmten medicinischen Gesellschaft seine Studien vollendete, um sich hernach in Löwen, wo er studirt hatte, zum Doctor machen zu lassen. Von Geburt aber war er ein Deutscher, protestantischer Religion, und hieß Ludwig mit seinem Vornamen. Er betrieb seine Wissenschaft mit Leib und Seele, aber außerdem war er eine lustige Haut, immer zu Späßen und tollen Streichen aufgelegt, und besonders hatte er seine Freude daran, die Leute zu necken und durch allerlei Mißverständnisse an einander zu hetzen. Er hatte es bald weg, daß ich in Magdalenen verliebt war, und von da an bewies er ihr außerordentliche Courtoisie, sprach immer nur mit ihr, sagte ihr die größten Schmeicheleien, sah sie allezeit an und seufzte dazwischen. Der Meister lächelte dazu; entweder merkte er den Spaß, oder hatte ihm Ludwig insgeheim das Verständniß aufgethan; Magdalene aber wußte nicht, was sie sagen oder denken sollte, und ich war in Verzweiflung. So trieb er es einige Wochen fort: er kam gewöhnlich am Sonntag in's Haus, wo er wußte, daß ich zugegen war, und dann ließ er nicht ab, dem Mädchen schön zu thun, und warf dazwischen mit seinen hellen Augen einen Schelmenblick um den andern nach mir herüber.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Pierrot Debureau.

Was sich doch in der Welt nicht alles ereignen kann! Wer hätte je vorhersehen können, daß Debureau, der Pierrot oder Paillasse des Seiltänzertheaters auf dem Boulevard du Temple, eben der Debureau, dessen Geschichte oder Roman der persiflirende Jules Janin so humoristisch beschrieben hat, als Mörder vor dem Criminalgerichte erscheinen würde! Und doch hat ganz Paris dieses im vorigen Monate gesehen. Debureau hat auf der Bank der Verbrecher gesessen, und ist in Gefahr gewesen, sein Leben auf dem Blutgerüste zu enden. Kein Pierrot hat jemals ein so trauriges Ende gehabt; kaum läßt sich ein Pierrot auf dem Schaffot denken, so widersprechend sind die Bestandtheile Hanswurst und Henkerbeil. Aber unser Debureau hatte doch wirklich etwas verbrochen, und zwar etwas sehr Ernstliches: er hatte einen Menschen um's Leben gebracht. Dies war folgendermaßen zugegangen. Debureau ist, wie J. Janin versichert, ein Böhme, geboren zu Neukollin; so sieht auch unter seinem Porträt, welches jezt bei allen Bilderhändlern zu haben, und worauf er mit seiner echten Harlekinphysiognomie und in seinem Pierrotschen Ornate dargestellt ist, ein ganz eigenes Bild. Debureau versteht Spaß, denn er macht beständig welchen, aber als Ausländer will er doch auch nicht von Jedermann genarrt werden, und wird daher böse, wenn man den Spaß mit ihm zu weit treibt. Darin irrt sein Biograph Janin, daß er seinen Helden als den geduldigsten, langmüthigsten aller Menschen schildert. Das ist er keineswegs; Debureau wird leicht ungeduldig und bestig, und es ist daher klug, ihn in Ruhe zu lassen. Ein junger Mensch, welcher ihn vielleicht nach J. Janins biographischer Notiz beurtheilte, hätte das wissen sollen, so wäre er jezt noch am Leben.

Seine Unkunde hinsichtlich des wahren Charakters des Pierrot vom Seiltänzertheater ist ihm theuer zu stehen gekommen. An einem Sonntag ging Debureau mit Frau und Kindern außerhalb der Stadt spazieren, als ein junger Mensch sich an ihn machte und ihn mit Sptttereien verfolgte. Dieser sah in ihm nur den Pierrot vom Theater, und mochte glauben, mit einem Hanswurst könne man sich wohl einige Freiheit nehmen. Debureau wurde übellaunig, und mancher Andere, vielleicht Jedermann, würde es an seiner Stelle geworden seyn. Der junge Laffe fuhr nichtsdestoweniger fort, ihn mit Spottgeschrei zu verfolgen. Was ihn dazu bewogen, ist aus dem Processe, so viel ich weiß, nicht klar geworden. Endlich ging dem armen, verfolgten Debureau alle Geduld aus; es kann auch seyn, daß er deren nie viel besessen hat. Er lief auf seinen Verfolger zu und versetzte ihm einen so heftigen Schlag daß derselbe zu Boden stürzte und kurz darauf seinen Geist aufgab. Debureau erstarrte nun vor Schrecken, denn er war zum Mörder geworden. Er suchte gar nicht zu entfliehen, was ihm wohl auch sehr schwer geworden wäre, sondern ließ sich ohne Widerstand greifen und in's Gefängniß führen, worauf denn ein Criminalproceß gegen ihn eingeleitet wurde. Sonst pflegt eine solche Inquisition Monate lang zu dauern; allein Debureau erregte solche Theilnahme, wahrscheinlich seit J. Janin sein Biograph geworden, daß die Justiz die Untersuchung beschleunigte, und schon einige Wochen nach der That den Inquisiten vor Gericht stellen konnte. Die Sache war bald abgethan. Er und seine Zeugen bewiesen, daß er ganz harmlos spazieren gegangen und von dem muthwilligen Jüngling zum Zorn gereizt worden sey; auch war es offenbar, daß Debureau in dieser Aufwallung selbst nicht wußte, was er that, und über den Burschen hergefallen war, nicht um ihn zu tödten, sondern bloß, um seinem Muthwillen ein Ende zu machen. Die Geschworenen sahen die Sache ebenfalls unter dem Gesichtspunkte eines aus Nothwehr entstandenen Unfalls an, und sprachen Debureau frei; deßhalb wurde er alsbald vom Gerichte als unschuldig in Freiheit gesetzt. Ganz unschuldig mag er doch nicht gewesen seyn; denn er konnte ja den Burschen wegtreiben, ohne sich von seiner Wuth hinreißen zu lassen, und eine Haft von einigen Monaten würde für ihn und für Andere eine Warnung gewesen seyn; die Zeitungen hatten sich aber seiner angenommen, die öffentliche Meinung hatte sich zu Gunsten des armen Fremdlings ausgesprochen; hier yfleat aber Alles der öffentlichen Meinung zu huldigen, und mithin gaben auch Geschworene und Richter nach und stellten den Pierrot des Seiltänzertheaters wieder auf freien Fuß. Wahrscheinlich wird man ihn künftig in Ruhe lassen; denn mit einem so zornigen Menschen ist nicht zu spaßen, und es wird klüger seyn, ihn auf der Bühne zu belachen, als außerhalb derselben zu verspotten.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juni.

(Beschluß.)

Lord Melbourne's Proceß.

An dieser Partie nahm der Gemahl selbst Theil, und jene Briefchen, so wie alle, die zwischen den Interessenten gewechselt wurden, kamen und gingen auf offenem Wege, und wurden sogar nach dem Empfange keineswegs verheimlicht. Dann was für miserable Zeugen! zwei geachtete Männer ausgenommen, die jedoch Beide nur aufgerufen wurden, die Thatsache der Nortonschen Vermählung und des glücklichen Zusammenlebens des Nortonschen Ehepaars zu bestätigen. Die andern Zeugen waren eine Kammerzofe von Nortons Schwester, deren ganzes Wissen sich darauf beschränkte, daß Lord Melbourne bisweilen in Nortons Haus gekommen; eine Kammerzofe von Mistreß Norton, die ihres Dienstes entlassen worden war; eine Amme von Mistreß Norton, die Lord Melbourne ihrer Gebieterin eine Wochenvisite hatte abstatten sehen; ein Hausmädchen von Mistreß Norton, die Lord Melbourne einige Male die Hausthüre geöffnet; ein Alterhandbedienter des Herrn Norton, der die wichtige Entdeckung gemacht, daß während Lord Melbourne's Besuchen die Vorhänge in Mistreß Nortons Wohnzimmer bisweilen zugezogen gewesen; ein anderer Diener Nortons, der in jeder dritten Antwort den zwei vorhergegangenen widersprach, selbst gestand, daß er in der Regel Tag für Tag bald mehr, bald weniger betrunken sey, nicht leugnete, daß er wegen dieser „Angewöhnung" seine Entlassung, und zwar auf Mistreß Nortons Verlangen erhalten, und recht lustig erzählte, wie er ein halbes Dutzend Menschen um kleinere und größere Geldsummen betrogen; eine Wärterin von Mistreß Norton, die gegenwärtig in tiefster Dürftigkeit mit dem Manne ihrer Wahl, einem nichtswürdigen Subjecte, und drei in wilder Ehe geborenen Kindern lebt; eine Kammerzofe von Mistreß Norton, die als Ursache der im Monat März stattgefundenen Trennung des Nortonschen Ehepaars einen Zwist angab, der daraus entstanden, daß Mistreß Norton nebst ihren Kindern eine Einladung zu ihrer Familie erhalten und angenommen, in welcher der Herr Gemahl unerwähnt geblieben; endlich eine Köchin von Mistreß Norton, die an Gedächtnißschwäche litt. Die Aussagen dieser sämmtlichen Zeugen betrafen, insoweit sie den verbrecherischen Umgang der Betheiligten darthun sollten, lediglich Ereignisse aus den Jahren 1831, 1832 und 1833, und es stellte sich als gewiß heraus, daß gerade diejenigen, die „etwas gesehen" haben wollten, obgleich selbst dieses Etwas keinem mathematischen Beweis gleich kam, nicht blos entschieden schlechte Menschen, sondern auch von Norton bestochen waren. Welches Gewicht konnte solches Zeugniß haben? Mit der leserlichsten Schrift stand auf den Stirnen der wichtigsten Zeugen geschrieben: ich sage, ich bin ein ehrlicher Mensch, und Jeder las, daß dem Worte nicht zu trauen war. Das mochte wohl auch eine der Hauptveranlassungen seyn, warum die Geschworenen, ohne zur Berathung abzutreten, sich sofort zu einem einmüthigten Verdict vereinigten, und daß sie deßhalb kein Tadel treffen kann, läßt sich mit Zuversicht daraus abnehmen, daß kein antiministerielles Blatt, wie unangenehm auch der Erfolg ihnen seyn muß, die Jury deßhalb angreift. Uebrigens mußte man bei Anhörung jenes Rechtshandels seiner Neugierde ein schweres Opfer bringen. Gegen zwölf Uhr Mittags begann die Sitzung, und es schlug Mitternacht, als sie aufgehoben wurde, dazwischen keine andere Pause, als die durch das Ein- und Abtreten der Zeugen entstand, und eine Frist von fünfzehn Minuten, welche der Lord Oberrichter dem über Erschöpfung klagenden Anwalte des Anaschuldigten zu seiner Erfrischung gestattete. Doch versteht es sich, daß selbst von diesen Pausen die gepreßten Zuhörer keinen andern Gewinn hatten, als die Arme lüften und den Schweiß sich trocknen zu können. Wer den Saal verlassen wollte, dem wurde willig eine Gasse geöffnet, aber auf die Möglichkeit der Rückkehr mußte er durchaus verzichten. W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 169.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 15. Juli 1836.

Es ist jeglicher Mund geschickt, die Speise zu fassen,
Welche dem Körper gebühret, es sey nun schwächlich und zahnlos,
Oder mächtig der Kiefer gezahnt.

Goethe.

Zur Kenntniss des thierischen Körpers.

Die Zähne.

Die Zähne, und was mit ihnen zusammenhängt, ihre Entwicklung, die Weise, wie ihre Structur und Stellung immer auf's Genaueste für die Lebensweise des individuellen Thiers berechnet sind, bilden einen der interessantesten Punkte in der thierischen Oekonomie. Wir müssen uns aber im Folgenden auf einige der auffallendsten Anordnungen beschränken.

An keinem Organ tritt wohl das Absichtliche der Bildung, so wie die Aehnlichkeit zwischen menschlicher Maschinerie und thierischem Mechanismus augenfälliger hervor als am Zahn. Bemerken wir aber gleich den wichtigen Unterschied, der auch hier zwischen dem Organismus und dem Werk der Menschenhand als eine Kluft befestigt ist. Es soll eine sinnreiche Maschine erfunden worden seyn, welche haut, wie das Messer des Böttchers, oder schneidet, wie eine Scheere, oder mahlt wie ein Mühlstein — in welchem Zustand befindet sie sich wohl, nachdem sie eine Weile Dienste geleistet hat? Die Schneide stumpft sich ab, die mahlende Fläche glättet sich, und wo Zähne eingesezt sind, werden diese immer tiefer eingetrieben, bis die Maschine fernern Dienst versagt. Nichts von dem Allen bemerkt man an den Zähnen der Thiere: sie sind auf's Vollkommenste für ihren Zweck eingerichtet, und halten, im rechten Maße gebraucht, die natürliche Lebensdauer aus, so verschieden diese bei verschiedenen Thieren seyn mag.

Sehen wir zuerst, auf welche Weise die Zähne dem Druck auf den Kiefer Widerstand leisten. Die Fleischfressenden Thiere z. B. haben Zähne mit kegelförmigen Wurzeln, welche tief im Kiefer stecken, wie der Nagel in der Wand. Der Tiger und die Hyäne haben dabei Kaumuskeln, welche die Kiefer mit solcher Kraft zusammendrücken, daß sie die stärksten Knochen zerbrechen. Wie kommt es nun, daß die Zähne dabei nie tiefer in den Kiefer hinuntergedrückt werden? Bei einer Maschine, welche diese Vorrichtung nachahmte, wäre dies unfehlbar der Fall. Den Zähnen und dem Kiefer wohnt eine eigenthümliche Kraft in, vermöge welcher erstere im Verhältniß des Drucks, welchem ihre Kronen, das heißt ihre freien Theile ausgesezt werden, aus ihren Laden hervordrängen. Es ist höchst merkwürdig, daß die Zähne, während sie noch wachsen, trotz des Drucks, den sie beständig beim Kauen erleiden, immer weiter aus dem Kiefer sich erheben. Sind sie ausgewachsen, so bleiben sie in Einer Linie stille stehen, wenn sie dem naturgemäßen Druck beim Kauen unterworfen werden; ist dies aber nicht der Fall, so kommen sie zu weit herauf und

fallen am Ende aus. Aus dieſem Grunde fallen uns, wenn wir Zähne in der einen Kinnlade verloren haben, die entſprechenden auch in der andern aus, und dem Verluſt der leztern läßt ſich nur dadurch vorbeugen, daß man ihnen gegenüber mechaniſche Surrogate anbringt, wodurch ſie wieder dem natürlichen Druck unterworfen werden. Aber dieſes Geſetz ändert die Natur in gewiſſen Fällen ohne Mühe, und gleichſam nach Willkühr ab. Wir geben ein Beiſpiel hievon. Bei den wiederkäuenden Thieren muß das Futter ſehr ſtark gekaut werden, während zugleich die vordern Zähne ihre Schärfe behalten müſſen. Deßhalb fehlen bei dieſen Thieren die vordern Zähne in der obern Kinnlade, und an ihrer Stelle befindet ſich eine Art Polſter, welches das Gras faßt und dem ſcharfen Rand der untern Zähne entgegenhält, ſo daß es, vermittelſt eines raſchen Rucks mit dem Kopf, wie mit einer Sichel abgeſchnitten wird. Auf dieſe Weiſe werden die Vorderzähne natürlich nicht abgenuzt; obgleich ihnen aber nun im Oberkiefer keine entgegenſtehen, ſo drücken ſie ſich doch nicht heraus oder werden wackelnd, wie es beim Menſchen oder jedem Thier, außer bei den Wiederkäuern, ſicher der Fall ſeyn würde.

Bei den Nagethieren müſſen die Vorderzähne eine ſcharfe Schneide haben. Der Zimmermann muß ſeinen Meißel von Zeit zu Zeit auf den Schleifſtein bringen; aber beim Biber, beim Stachelſchwein, bei der Ratte und Maus ſind die Vorderzähne ſcharf und werden durch den Gebrauch doch nie abgeſtumpft. Der Knochen iſt allerdings beim Zahn ſo dicht, als dieſer Stoff nur immer ſeyn kann; beſtände aber der ganze Zahn aus demſelben Material, ſo würde er gleichförmig abgenüzt, und die urſprüngliche Form des Werkzeugs müßte verloren gehen. Deßhalb iſt eine andere Subſtanz, der Schmelz, der der Reibung noch beſſer widerſteht, als der Knochen des Zahns, an der vordern Fläche deſſelben gleichſam eingelegt. Die Folge hievon iſt, daß der Schmelz ſcharf und frei emporragt, ſo daß er den Knochen des Zahns deckt und der abgenüzten Fläche eine beſtimmte Form gibt, das heißt die urſprüngliche, wodurch ſie geſchickt wird, wie ein Meſſer zu ſchneiden. Die Abnüzung und die Anordnung des Materials beim Zahn ſind ſo aufeinander berechnet, daß die ſchneidende Form fortwährend bleibt, ſo ſtark auch die Oberfläche abgenüzt werden mag.

Betrachten wir nun, wie die Kaufläche am Zahn eines grasfreſſenden Thiers zuſammengeſezt iſt. Sie muß rauh, uneben ſeyn, um die Körner und die Nahrung überhaupt zu packen. Ein glatter Mühlſtein könnte das Korn nicht zu Mehl mahlen; man wählt daher einen Sandſtein, in dem kleine Theilchen Feldſpath in weicherem Material eingeſprengt ſind; ſo wird nun zwar die Oberfläche beſtändig abgerieben, aber der härtere Stoff widerſteht der Reibung kräftiger, als der weichere, und ſomit ſpringt jener fortwährend über die Fläche hervor und erhält ſie uneben und rauh, obgleich er ſelbſt abgenüzt wird. Mit dem Zahn des Grasfreſſers iſt es nun ganz daſſelbe. Er beſteht aus abwechſelnden Lagen vom härteſten Bein, eigentlich Elfenbein, und einem noch dichtern Stoff, dem Schmelz. In Folge dieſer ungleichen Zuſammenſezung wird zwar die Zahnfläche abgenüzt, bleibt aber beſtändig uneben.

(Die Fortſezung folgt.)

Familiengeſchichten.

(Fortſezung.)

Einmal, als der Vater das Zimmer auf einen Augenblick verlaſſen hatte und Magdalena in den Keller gegangen war, um Wein zu holen, trat Ludwig auf mich zu, ſtrich mir durch die Haare und ſagte: „Nun, Chriſtoph, haſt du auch ſchon ein hübſcheres Mädchen geſehen, als die Lene? Höre, einer von uns Beiden muß ſie bekommen. Welcher meinſt du wohl? oder wollen wir um ſie looſen?“ — Da brach mir die Geduld, ich gerieth in Zorn und ſtieß heftige Reden gegen ihn aus. „Herr,“ rief ich zulezt, „wenn ich Euch ſo anſehe, wie Ihr gutmüthige Leute beſtehlt und nachher noch verſpottet, trotz Eurem freundlichen Geſicht, wäre ich im Stande, Euch zu erſtechen!“ Er aber lachte, daß ich meinte, es werde ihn das Leben koſten, nahm Magdalenen, die eben mit einem Krug in's Zimmer kam, bei der Hand, führte ſie zu mir, ergriff die meinige und fragte: „Chriſtoph, willſt du gegenwärtige Magdalena zum Weibe haben? Magdalena, willſt du gegenwärtigen Chriſtoph zum Manne haben?“ Wir waren ganz beſtürzt, ſo wie der Vater, der unter dieſen Worten in's Zimmer getreten war; aber Ludwig ging auf ihn zu und machte förmlich den Brautwerber für mich. Er habe, ſagte er, uns durch einen Scherz zuſammenbringen wollen, mich aber lachte er noch einmal aus und fragte, wie ich mir nur ſo etwas habe in den Kopf ſetzen können; er ſey ja Proteſtant und hätte tauſend Schwierigkeiten bei einer ſolchen Heirath gefunden.

Die Sache war bald in Richtigkeit, der Vater willigte ein, und wir waren Bräutigam und Braut und haben treulich an einander gehalten, bis Magdalena meine Frau wurde und zulezt hier zu Attendorn in's ewige Leben einging. Ludwig aber hatte von da an eine beſondere Freundſchaft zu mir, und ich that mir nicht wenig darauf zu Gute, daß ich als geringer Handwerksgeſell ſo große Ehre von einem gelehrten Herrn genoß.

Doch eines wollte mir nicht an ihm gefallen: er war mir zu leichtsinnig in Religionssachen. Zwar schonte er mich, weil er wußte, daß ich in diesem Punkte keinen Spaß vertrug, doch spöttelte er hie und da über unsere katholischen Bräuche. Ich warnte ihn wegen solcher Reden, aber damals sah ich nicht voraus, wie ganz anders es mit ihm kommen würde.

Er nahm von uns und von Brüssel Abschied; die medicinische Gesellschaft ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, die Universität Löwen sezte ihm den Doctorhut auf, und er verließ die Niederlande in großen Ehren, um sich zu weiterer Ausbildung in seiner Wissenschaft auf Reisen zu begeben. Zuvor besuchte er seine Eltern in Deutschland, deren Stolz und Freude er als einziger Sohn war; dann wollte er in die Schweiz und endlich nach Montpellier reisen, wo ein berühmter Lehrstuhl der Arzneiwissenschaft ist. Aber er kam nicht weiter, als bis Konstanz. Dort wollte er, nach seiner Gewohnheit, einen großen Arzt, Namens Adorno, besuchen, an den er Empfehlungsschreiben von einigen Gelehrten bei sich hatte. Er traf ihn in großer Trauer, und erfuhr, daß seine Tochter Cornelia schwer erkrankt sey, also daß er mit all seiner Kunst und Erfahrung rathlos dastehe, und die Hoffnung, sie zu retten, völlig aufgegeben habe. Ludwig bat ihn theilnehmend, er möchte ihn die Kranke sehen lassen, vielleicht wäre es doch möglich, daß ihm nicht größere Gelehrsamkeit, sondern der Zufall ein rettendes Mittel an die Hand gebe.

Adorno war ganz zerbrochen und willenlos, er führte ihn an das Bett seiner Tochter, und ließ es geschehen, daß Ludwig in seinem freundschaftlichen Eifer sogleich eine gewagte Kur mit ihr anfing. Sie lag in einem hitzigen Fieber und war bewußtlos, aber schon in diesem halbtodten Zustande machte sie einen so tiefen Eindruck auf den jungen Arzt, daß es diesem zu Muthe war, als hänge der ganze Himmel an ihrem Leben. Er schwur, seine lezte Kraft aufzubieten, um die Krankheit zu bezwingen. Tag und Nacht wich er nicht von ihrem Bette, er wandte die verwegensten Mittel an: der Vater glaubte an ihn, wie an einen helfenden Engel. Und es gelang ihm wunderbar. Nach drei hoffnungslosen Tagen wich der Paroxysmus, und die Kranke fiel in einen tiefen, sanften Schlaf, aus dem sie gerettet erwachte. Aber die Kur hatte andere Folgen, als bei meiner Magdalena. Ludwig dachte nicht daran, die Kranke zu verlassen, ihr Zustand schien ihm noch immer gefährlich, und er sann täglich darauf, wie er ihre Heilung beschleunigen könne. Er war mit allen Banden der Seele an sie gefesselt, und auch bei ihr war es nicht bloße Dankbarkeit, was sie zu ihrem Retter zog. Sie genaß sichtlich in seiner Nähe; seine heitere, vertrauliche Rede schien ihr die wirksamste Arznei. Corneliens Vater hätte wohl gethan, dieser Leidenschaft noch bei Zeiten ein Ende zu machen und seinen Freund an die Fortsetzung der Reise zu erinnern; aber leider kam auch bei ihm eine Leidenschaft in's Spiel, und zwar keine so reine, wie bei den beiden Liebenden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, Juli.

Anglomanie.

Fast alle deutschen Bäder haben mit den häufig einkehrenden Flüchtlingen von Thule brittische Sitten angenommen, aber nur Baden allein ist fashionabel englisch geworden. Als ich vor drei Jahren hier war, fing man an, um vier Uhr zu essen, und das war schon ein Opfer, das die Wirthe den Insulanern brachten; jezt gibt es sogar kleine Londoner Routs, Westendstutzer, Schneider, Sprachlehrer und Tanzmeister, und an die dreißig englische Familien haben hier feste Wohnsize aufgeschlagen und den verflossenen Winter hier zugebracht. Wir haben einen anglikanischen Priester, der alle Sonntage nach dem katholischen und deutsch-protestantischen Gottesdienst auf echt puritanisch liturgirt, wir besizen durch die Bemühungen eines vaterländischen Gelehrten, der lange jenseits des Canals von Dower war und Dr. Muhl genannt wird, eine complete englische boarding school mit Pensionat, und es mangeln uns endlich selbst die Pferde- und Parteiverauügen nicht, die im Frühjahr Aristokratie und Volk zum Wettspiel und Meetinglärm anspornen. Gestern, als am Tage, der uns im Conversationshause die Nachricht von der bewundernswürdigen Halsstarrigkeit der Tories und hinterher die zweite mauerbrecherische Epistel O'Connells an's Volk von Großbritannien brachte, gestern, als eben die französischen Politiker philosophische und juristische Betrachtungen über das neueste Attentat ihres Königsmörderclubs anstellten, höchst vernünftig behauptend, es gebe kein Mittel, die Menschen zu entwaffnen, die sterben wollten, außer das Mittel der Versöhnung, der Reconciliation, gestern, sage ich, Abends sieben Uhr wurde in der Allee von Baden nach Lichtenthal das erste fashionable Wettrennen unter dem Zusammenströmen einer Legion schöner Damen, weißer Beinkleider, Jagdhunde und Equipagen gehalten. Vielleicht denken Sie, ich spreche von Pferden, die eben Ascott und Epsom verlassen und mit ihren Lorbeern den Rhein heraufgeschwommen; in diesem Falle muß ich Sie aus dem Irrthum ziehen. Das Wettrennen, welches zum Vergnügen der Wettenden und der Badegäste veranstaltet worden, war weder ein Pferde-, noch ein Eselrennen, wie man dergleichen zuweilen auf den Promenaden sieht, sondern buchstäblich ein Menschenrennen, und zwar ein Rennen der hochedeln Wettenden in eigener Person, welche sich zu dem Ende in stattliche antike Hosläufer verwandelt hatten. Das Resultat, welches 5000 Franken brachte, fiel zum Nachtheil eines Gentleman pur sang und zum Vortheil eines französischen Chevaliers aus, der grau bestaubt, keuchend und matt am Ziel ankangte.

Baden ist ein kleines Neapel, oder was noch viel mehr sagen will, es ist ein Pendant zu Interlaken und

die erste, die Frühlingsstation der englischen Aristokratie geworden. Wer die Saison im Mai an der Themse zubringt, und im Winter Nizza, Florenz oder Santa Lucia bewohnt, der wäre gar kein fashionable man, wenn er nicht im Juli vier Kamaschen und Strohhut trüge, sodann im August am Thuner und Brienzer See Wasserfälle sähe und Molken tränke. London und Neapel, Baden und Interlaken, das sind die Pole der neuen Welt, und die neue Welt das ist die englische, welche allmählich wieder die deutsche wird. Bis auf die Lektüre des Bades erstreckt sich die Anglomanie, wie Jedermänniglich sich bei dem Buchhändler Marx dahier und in seinen Lesesalons überzeugen kann, in denen bestens für englische, aber schlechtestens für deutsche Journale gesorgt wird. Ein Engländer selbst fragte mich kürzlich, ob es denn hier im Lande nicht auch unterhaltende und kritisch wissenschaftliche Reviews gebe, und ob ein Fremder in den deutschen Museen, Gast- und Kaffeehäusern, falls er in literis dilettantisire, sich überall mit den kannegießenden Wochenblättchen und Anzeigeblättern behelfen müsse. Der Lesesalen des Conversationshauses enthält außer der allgemeinen Zeitung von deutschen periodischen Schriften wahrhaftig nicht viel mehr als etwa die Frankfurtischen, die weise Karlsruherin und ein Blatt für Schneider, „der Elegante“ genannt. Freilich, fast in jedem Badegasthof Deutschlands fehlen die Mittel zur Selbstunterhaltung dem isolirten Gaste; die Wirthe haben weder für Lektüre, noch für geographische und topographische Karten, Lokalstiche und Erholungsspiele gesorgt, und ich weiß es aus eigener Erfahrung, daß man in Gesellschaft gerathen kann, aus der man herzlich gern in die geistigen Colonnen der Typographie flüchten möchte.

Wie es scheint, wird die diesjährige Saison nicht so brillant, als die letztvergangene, die über 15,000 Ankömmlinge zählte. Das naßkalte und unfreundliche Frühjahr, welches bis Mitte Mai's anhielt, verhinderte viele Familien am Ausflug, und ließ andere ganz und gar ihre Storchennatur vergessen und daheim aushalten. Wir sind dagegen mehrerer interessanter Personen gewärtig, und ich glaube den Romantikern sogar die kürzlich berühmt gewordene Miß Norton versprechen zu dürfen, da sie sich aus dem Londoner Scandal auf den Continent geflüchtet und Italien in der Perspective hat. Außer spanischen und englischen Exministern befinden sich hier viele russische Fürsten, amerikanische Millionärs und Vetter aus Bremen — avis aux Dames — der Paris entflohene Meyerbeer, der Virtuos Piris mit seiner Pflegetochter und eine große Anzahl weltbekannter Touristen aller Lande. — Das Theater wurde am 15ten vorigen Monats eröffnet, wird aber nicht besucht von den Fremden, was sehr unrecht ist. Die Bank hat sich nur weniger Thoren zu erfreuen und erlebt selten gros jeu. Vielleicht findet man es allerwärts einmal besser und sogar einträglicher, ohne Spiel einen Badeort interessant zu machen. Und das wäre sehr wünschenswerth, weil es die Badegesellschaft verbesserte.

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Lokales.

Debureau spielt nach wie vor den Pierrot auf den Boulevards, wo so manche andere Theater die Pariser anlocken, und wo die Volksmenge aus den Vorstädten, besonders den nahe liegenden, sich trotz Sommerhitze und schönen Abenden hinzudrängt, weil sie hier für einige Sous dasselbe Vergnügen genießen kann, wofür die Reichen eben so viele Francs ausgeben müssen. Aber die Lustgärten um Paris herum ziehen in dieser Jahrszeit doch auch die Volksmenge an, und zwischen diesen Lustgärten befinden sich dann wiederum kleine Theater, in welchen die Bewohner der Pariser Vorstädte mit denen der umliegenden Dörfer zusammentreffen. Unter den in Paris selbst liegenden Lustgärten behält das sogenannte Tivoli noch immer den Vorrang. Es ist zwar nicht mehr das alte Tivoli; dies hat die Baulust oder Bausucht ganz vernichtet, und sonderbar genug steht jetzt das Schuldengefängniß auf dem Boden, welcher sonst den Parisern einen reizenden Lustgarten darbot. Indessen ist auch das neue Tivoli, obwohl kleiner, als das alte, doch noch ziemlich reizend, und wenn es nicht ebenfalls durch die Bauspeculanten verdrängt wird, so haben hier die Pariser wenigstens einen schönen Raum zu Lustbarkeiten im Freien. Den haben sie nun freilich ganz umsonst in den Champs élysées; aber hier erscheint der vorgebliche beau monde nicht, sondern fährt nur in Kutschen hindurch zum Boulogner Gehölze, und überläßt der industriellen Welt die Spaziergänge und Kaffeehäuser und Restaurans der Champs élysées. Im Tivoli hingegen, wo der Eingangspreis fünf Franken beträgt, und wo die Hauben und Schürzen unerbittlich vor der Thüre gelassen werden, wie der Anschlagzettel befiehlt, sieht es glänzend aus, und man wandelt hier, wo nicht unter so fröhlichen Leuten, wie in den Champs élysées, doch unter geschmückten, denen man für ihr Geld die ausgewähltesten Vergnügungen darbietet, als Harmoniemusik, Tanz, Gesang, kleine Schauspiele, allerlei Spiele im Freien, wobei denn auch viel auf das Vergnügen gerechnet wird, sich einander in seinem Putze wechselseitig zu betrachten; zuletzt beschließt um eilf Uhr Abends ein Feuerwerk das Ganze, und man kehrt zu Fuße oder in Fiakers nach Hause zurück, und bereut keineswegs die fünf Franken, welche der Eingang gekostet, und die sechs oder zwölf Franken, welche man für Erfrischungen und für manche Kleinigkeiten ausgegeben hat. Tivoli ist sicher der schönste Lustgarten in Paris, aus dem Grunde, weil es keinen andern gibt. Im Innern der Stadt werden die Gärten immer seltener. Hat ein Stadtrevier einmal den Ruf, von vielen reichen Leuten bewohnt zu seyn, so kann man sicher darauf rechnen, daß die Bauspeculanten sogleich Anstalt treffen, noch mehreren reichen Leuten Wohnungen zu verschaffen; dann verschwinden die Gärten, Alles, was die Natur Grünes hervorgebracht hat, wird sorgfältig ausgerottet, und dagegen Mauern erhoben, welche bis in die Wolken zu steigen scheinen. So hat man bereits in mehreren Stadtrevieren ein Tivoli, wie das noch bestehende, unmöglich gemacht, und auch in der nächsten Umgebung der Stadt ist jetzt Alles so bebaut, daß eine so große Anlage, wie jener Lustgarten, keinen Raum mehr finden würde. Die Reichen wissen sich überall aus der Noth zu helfen, sie fahren nach den Gehölzen von Vincennes oder Boulogne, und finden hier wenigstens die aus Paris verbannte Vegetation wieder. Wollen sie dabei Gesellschaft und andere Belustigung, so begeben sie sich nach Ranelagh, einem am Eingang des Boulogner Gehölzes liegenden Lustort, in welchem auch öffentliche und Privatschauspiele gegeben werden. Gute Fußgänger begeben sich auch wohl, ohne eben reich zu seyn, nach diesem Ranelagh, von welchem ich weiter unten noch etwas Besonderes zu melden habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 170.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 16. Juli 1836.

Ist erst die Seele in des Bösen Hand,
Weiß er auch um den Kaufpreis zu betrügen.
W. Scott.

Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Schiller.

Familiengeschichten.

(Fortsetzung.)

Adorno war Katholik und glühte wie die alten Ketzerrichter für die alleinseligmachende Kirche; aber er mußte dies verbergen, da man in der gelehrten Welt sehr aufgeklärt über Religionsverschiedenheit dachte und er sich um Alles keine Blöße geben wollte. Obgleich er also den jungen Arzt mit innerem Widerstreben, theils durch das Herkommen, theils noch mehr durch die Noth des Augenblicks gezwungen, aufgenommen hatte, so fing er doch auf einmal an, auch in seinen geheimen Gedanken sich gegen ihn zu ändern. Der junge Arzt hatte ihn zur Achtung genöthigt, daher wünschte er über Alles, seine arme Seele vom Verderben zu retten, noch mehr aber entflammte ihn ein religiöser Ehrgeiz, durch seine Veranstaltung dieses glänzende Licht der Wissenschaft für den Katholicismus gewonnen zu sehen. Deßwegen duldete er ihn gern in seinem Hause, auch nachdem jeder Vorwand für sein längeres Hierbleiben durch Cornelia's völlige Genesung abgeschnitten war. Cornelia wußte nicht bloß, welchem Glauben ihr Freund zugethan war, sondern er hatte auch nach seiner Art einige freie Gedanken gegen sie geäußert, die sie in tiefe Bekümmerniß versetzten.

Ludwig konnte mit seiner Liebe nicht länger zurückhalten, er bot ihr sein Herz und seine Hand an. In ihrem Herzen war längst alle Hoffnung erloschen; sie warf sich ihm tief erschüttert um den Hals, küßte ihn heftig und rief: „Ich werde dich ewig lieben, aber durch unsern Glauben sind wir auf ewig getrennt!“ Doch er hörte aus diesen Worten Hoffnung, statt Hoffnungslosigkeit heraus, und eilte zu ihrem Vater, dem er seine Wünsche vortrug. Adorno sah mit unaussprechlichem Vergnügen das Gelingen seiner Absichten, und sprach mit strengem Tone: „Mein Freund! auch ohne die Hoffnung einer nähern Verbindung mit Euch, hätte es mich geschmerzt, Euch verloren zu sehen; nun Ihr aber mein Sohn werden wollt, maße ich mir schon im Voraus Vaterrechte auf Euch an, und ermahne Euch: reißt Euch von den Ketzern los und tretet zu uns über! Wenn Ihr das Heil ergreift, das Euch die Mutterkirche bietet, so ergreift Ihr zugleich Cornelius Hand; nur unter dieser Bedingung kann ich hoffen, Euch als Sohn in meine Arme zu schließen.“ Ludwig sah ihn mit starren Augen an, er erkannte, daß hier nur Eine Wahl sey. „Lebt wohl!“ rief er und drückte ihm die Hand; „Ihr werdet mich bald wieder sehen und den Eurigen nennen.“ Er schrieb an diesem Tage noch einen schmerzlichen Brief an seine Eltern und reiste schleunig ab.

Einige Wochen waren verstrichen, Cornelia saß auf

einer Ruhebank vor dem Hause und schaute in die Abendröthe, die ihrem bangen Herzen eine erquickende Kühlung zuhauchte; da sah sie einen bleichen Menschen mit verwirrtem Blick und struppigem Haar die Straße herauf kommen. Sie schauderte, das alte Mährchen vom Thanhäuser fiel ihr ein. Der Fremde kam auf sie zu. „Gelobt sey Jesus Christ,“ sagte er. „In Ewigkeit,“ rief Cornelia. „Bist du es, Ludwig? O, aus deinem Aussehen, deinem Gruße weiß ich Alles, was vorgefallen ist.“ — „Ja, Cornelia,“ erwiderte er, „ich habe dich für mich erstritten, frage nicht, wie es zugegangen und wie schwer oder wie leicht es mir geworden ist; laß es dir genug seyn, daß ich dein bin, meine süße Braut. Ich war diese Zeit über in einem benachbarten Jesuitencollegium und bin ein guter Katholik geworden; jezt, Cornelia, steht nichts mehr unserer Verbindung im Wege.“ — „Nichts,“ sagte sie, „als der Segen Gottes und meine Einwilligung. O, du hast mein Herz gebrochen! Ich hätte dich ewig geliebt, nun aber soll ich dich weder besitzen noch lieben. Abtrünniger! du hast deinem Gott und mir die Treue verlezt und mich zur Urheberin einer Sünde gemacht, die ich in meinem ganzen Leben nicht abbitten kann.“ Sie wandte sich und ging trockenen Auges hinweg.

Da lag der Elende auf ihrer Schwelle: er hatte Eltern, Vaterland und Glauben verkauft, und sah sich nun um seinen Lohn betrogen. „Ein Judas,“ rief er, „bin ich geworden, ein wohlfeiler Judas! Umsonst habe ich mich an die Hölle verschenkt! o daß ein Blitz mich träfe!“ —

„Jesus! Jesus!“ schrie Catharina. Das Zimmer stand im Feuer, ein grelles Licht verweilte einen Augenblick, und zugleich fiel ein Schlag mit so wüthender Heftigkeit, daß er sich wie eine von Leidenschaft zerrissene menschliche Stimme ohnmächtig überschrie. Es wurde laut auf den Straßen, Feuerruf ertönte, Pferde jagten im gestreckten Lauf herbei, von ihren Reitern wüthend gespornt, die ein dem zuerst heraneilenden Gespann ausgesezter Preis zum Wetteifer erhizte. Die beiden Männer stürzten hinab; das ganze Gewicht dieses Tags lag auf dem Spritzenmeister. Er mußte das Gewölbe öffnen, wo die Löschwerkzeuge aufbewahrt wurden, die Spritzen für die harrenden Pferde herausziehen und ihre Leitung übernehmen. Auf die größte sezte er sich selbst, in die andern theilten sich Franz und die übrigen Gesellen. Alles dies war geschehen, ehe man nur wußte, wo der Blitz gezündet hatte; aber es blieb nicht lange verborgen, denn auf einmal streckte die Flamme zu allen Fenstern des Kirchthurms ihre rothen Zungen heraus. Die Spritzen wurden rings herum vertheilt und spien dem Feuer sein feindliches Element entgegen; doch der Thurm war zu hoch und die Wasserstrahlen, die man nur auf die Fenster richten konnte, waren ohne Kraft und Sicherheit, sie trafen die Spitzen der Flamme, statt innen unter dem Gebälke des Glockenstuhls ihren Mittelpunkt aufsuchen zu können.

(Die Fortsezung folgt.)

Zur Kenntnis des thierischen Körpers.

(Fortsezung.)

Eine weitere interessante Anordnung zeigt, daß diese Unregelmäßigkeit nichts weniger als zufällig ist. Die hervorstehenden Linien oder Rippen von Schmelz haben nämlich eine verschiedene Richtung, je nachdem das Thier seine Kinnlade so oder anders bewegt. Beim Pferde und der Kuh laufen diese Rippen parallel mit dem Kiefer, und also senkrecht auf seine Bewegung beim Kauen, indem er bei diesen Thieren seitlich hin und her geschoben wird. Bei den Nagethieren dagegen läuft die Schmelzlinie des Mahlzahns quer über den Kiefer, und beim Kauen wird der Kiefer nicht zur Seite, sondern vor- und zurückgezogen. Mit dieser Anordnung ist der Mahlzahn wirksamer, als der beste Mühlstein. Wir sehen, wie die Unebenheit, die man so leicht für etwas Zufälliges halten könnte, sich genau auf die Art der Bewegung beim Kauen bezieht.

Ehe wir von den Vorkehrungen wider die Abnützung der Zähne durch Reibung weiter gehen, haben wir noch eines interessanten Falls zu erwähnen. Der Elephant ist ein grasfressendes Thier, das sein Futter sehr stark durchkauen muß. Wie ist nun bei ihm der Mahlzahn wider die Kraft der Kiefer geschüzt? Seine Zähne bestehen allerdings aus drei Substanzen, sie sind noch sorgfältiger gebaut, als bei den kleinern Grasfressern, und trefflich auf die Reibung beim Kauen berechnet; dabei ist aber noch ein besonderer Umstand. Der Stoff des einmal gebildeten Zahns kann sich nicht weiter verändern, aber durch Veränderung seiner Stellung in der Kinnlade wird hier ein Effekt hervorgebracht, als ob dies wirklich der Fall wäre: wenn nämlich der große Mahlzahn des Elephanten zuerst das Zahnfleisch durchbricht, so ragt nur seine vordere Ecke hervor; im Maß, als diese sich abnüzt, dreht sich der Zahn um seinen Mittelpunkt, und indem er sachte, aber regelmäßig heraufrückt, kommt mehr und mehr von der Fläche mit neuen Schmelzplatten zu Tag, bis er am Ende bis auf die Wurzeln abgerieben ist. Wir sehen hier, wie die Zähne eines Thiers, das sehr lange lebt, auf ungewöhnliche Weise gegen die Abnützung verwahrt sind. Im Zahn selbst befindet sich sehr viel Schmelz in dichten,

regelmäßigen Schichten; als ob aber das Zahnmaterial der Reibung gegenüber nicht noch dauerhafter gemacht werden könnte, ist die Einrichtung getroffen, daß der Zahn nicht einfach, wie sonst, über den Kiefer sich erhebt, sondern sich um eine Achse dreht.

Die Natur weiß aber noch auf andere Weise der bei einer Maschine wie die Kauwerkzeuge unvermeidlichen Abnützung und Verderbniß abzuhelfen. Beim Krokodill z. B. sind die Zähne kegelförmig und sehr scharf; sie müssen häufig, wo nicht abgerieben, doch abgebrochen werden, und es muß für Ersatz gesorgt seyn. Dies ist auch wirklich der Fall: unter dem hervorstehenden Zahn liegt ein anderer von derselben Gestalt, und unter diesem ein zweiter und dritter. Je tiefer die Zähne im Kiefer stecken, desto derber und schärfer werden sie, und wenn somit ein Zahn ausgerissen wird, so rückt nur ein stärkerer nach. Beim Fischgeschlecht der Rochen, wozu der Haifisch gehört, ist noch sinnreicher für das Nachrücken der Zähne gesorgt. Die Kiefer gleichen einem mit vielen Reihen Zähnen besetzten Abschnitt eines Cylinders. Die Zähne der äußersten Reihe nützen sich ab oder werden leicht ausgerissen; in diesem Falle dreht sich die feste Basis, auf der die Zähne aufsitzen, und so rücken allmählich die hintern Reihen vor. Diese Thiere haben somit nicht nur Zähne, scharf und schneidend, wie eine Säge, sondern es ist auch, wie ihr Ungestüm und ihre Gefräßigkeit es verlangt, für raschen Ersatz gesorgt.

Es ist höchst interessant, welche Formveränderungen in der Thierreihe mit derselben Classe von Organen vorgehen, während ihre ursprüngliche Bestimmung, den Magen mit Nahrung zu versorgen, dieselbe bleibt. Die größten Wallfischarten nähren sich allein von einem kleinen Weichthiere, das in den nördlichen Meeren sehr häufig ist. Hier sind nun die Zähne in eine hornartige Substanz, das sogenannte Fischbein — wir dürfen wohl so sagen — verwandelt. Es ist in Platten an die obere Kinnlade befestigt und läuft in Reihen um den äußern Rand; die freien Enden laufen in Fransen aus, wie wenn die Platten gespalten und auseinander gezupft wären. Die Vorrichtung dient dazu, jene kleinen Thiere wie in einem Netze zurückzuhalten, während das Wasser durch die Zwischenräume wieder abläuft. Bei solcher Bildung bedarf es nun natürlich weder starker Kiefer, noch gewaltiger Muskeln, sie zu bewegen. Der Kopf des Thiers braucht also in seinem Gewebe nicht dichter zu seyn, braucht nicht weniger Schwimmfähigkeit zu haben, als der übrige Körper. Wie wäre es nun aber, wenn eine Wallfischart Kiefer und Zähne hätte, welche einigermaßen mit der Größe des Thiers im Verhältniß ständen? In diesem Fall könnte es nicht horizontal auf dem Wasser liegen, der Kopf sänke vermöge seiner Schwere unter, und der Schwanz würde nach oben gerichtet. Wir brauchen übrigens unsern Scharfsinn nicht anzustrengen, wie hier zu helfen wäre: die Natur zeigt es uns deutlich. Der Pottfisch hat wirklich Zähne, dabei aber Höhlen in seinem Kopfe, welche mit einer Materie gefüllt sind, die weit leichter ist, als Wasser, nämlich mit Wallrath; dieser hebt das Gewicht von Kiefer und Zähnen auf und stellt das Gleichgewicht des Körpers wieder her.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Arendt.

Die deutsche Literaturgeschichte bot zu jeder Zeit Beispiele von untergegangenen und verkommenen Talenten; ob sich aber in einer Epoche irgend einer Literatur so viel Exempel von irr an sich und der Vorsehung gewordenen Dichtern häufen, als in der unsern? Die Zeit der blinden Sänger ist freilich längst vorüber, denen die Harmonie des Weltalls auch bei geschlossenen Augen erschien; aber die sehenden Dichter fanden unter der Zerrüttung und Verwirrung wenigstens noch einen lichten Punkt, wohin sie sich flüchteten. Wenn wir Kleist und Hölderlin ausnehmen, sind es mehr die halben Talente, welche, einen über ihre Kräfte gehenden Anflug nehmend, am dämmernden Bewußtseyn ihres Unvermögens scheiterten. Es ist weniger der drückende Mangel, die großartige Zerrissenheit im Reflex der äußern Weltereignisse, als der nagende Hochmuth, der die vielen jungen Geister jetzt zerstört. Einen traurigen Fall liefern abermals die jüngsten Register unserer Charité. Im ausgebildeten, an Raserei streifenden Wahnsinn starb ein Schriftsteller, der freilich nicht zu den Höhen der Bedeutung sich aufgeschwungen hatte, doch aber insoweit bekannt war, daß man meinen sollte, er würde in einem civilisirten Lande nicht gezwungen seyn, Hungers zu sterben. Der Dr. Arendt (nicht zu verwechseln mit dem talentvollen Schlesier E. Arndt, dem Verfasser mehrerer Trauerspiele) hat sich nur durch Aufsätze in den Journalen (auch Ihres lieferte, wenn ich nicht irre, früher einzelne Reiseberichte von ihm) und einige Bühnenstücke bekannt gemacht. Er war viel umhergereist, ohne irgendwo eine dauernde Stätte und Beschäftigung zu finden. Sein Talent war zweifelhaft, wenigstens überschritt es nicht gewisse rohe Grenzen; dennoch mag weniger dieser Mangel, als die Ungefügigkeit seiner Art Schuld daran tragen. Mit einem nichts weniger als einnehmenden Wesen verband er einen Hochmuth, der, als er lebte, zurückschrecken und langweilen mußte, jetzt aber, wo sein Tod beweist, daß er aus innerer Zerrüttung hervorging, rührend erscheint. Er konnte viele Stunden lang den Zuhörer, der ihn noch nicht kannte, ermüden und erschrecken durch Anpreisung dessen, was er im Kopfe und unter der Feder hatte. Mit einem Redefluß, der wenigstens von einem Talente zeugte, setzte er auseinander, wie alle unsere Lustspieldichter von Lessing bis Raupach ABCschützen gewesen, und wie es ihm gegeben sey, das deutsche Theater erst mit guten Komödien zu versehen. Er gerieth in Extase, wenn man bescheidene Zweifel dagegen äußerte, daß sein nächstes Stück so reüssiren müsse, wie er behauptete, und durch ganz Deutschland

ein Glück machen werde, das noch nicht erhört sey. Daß jüngere Dichter so etwas denken, kommt vor, daß ein vom Unglück verfolgter Mann, weit über die Vierzig hinaus, dies gegen jeden Dritten ausspricht, verräth schon die Krankheit, an der er unterging. Mehrere Arbeiten, die er für eigene ausgab, sind nur Uebersetzungen aus dem Französischen; das theilt er mit andern Schriftstellern, aber er glaubte wirklich, daß sie von ihm herrührten, und war für ihren Originalwerth begeistert. In der lezten Zeit beschäftigte er sich damit, die dickleibigen Bulwerschen Romane in nugefüge Theaterstücke umzuarbeiten, erwartete davon ungeheure Wirkung, und versprach sich damit Tiecks Say zu Boden zu schlagen, daß selten aus einer vollkommenen Erzählung ein vollkommenes Drama wird. Keines derselben ist, noch wird es, zur Aufführung gekommen. Der Unglückliche irrte in den lezten Tagen seiner Freiheit müßig in den Straßen umher, bis er als Vagabund der Polizei in die Hände fiel, die indessen bald entdeckte, daß er nicht ihr, sondern der öffentlichen Krankenpflege angehöre. Er schrieb den Tag vor seiner Arretirung einen Brief an eine höchste Person, welcher, wenn noch Zweifel über seinen Zustand gewesen, sie auf's Bündigste erledigte. Er trug darin einen Plan vor, wie die Legionen der guten Engel durch die Legionen der bösen bedroht würden, und zählte nach Millionen deren Anzahl auf. Der Tod endete glücklicherweise bald nach der Aufnahme in der Charité sein verfehltes Leben.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juni.

(Fortsetzung.)

Lustgärten. Die Aeroporistin.

Vor zwölf Jahren, als die Baulust in Paris ihren Culminationspunkt erreicht, hatte sie auch über die Champs élysées ihr Netz geworfen, und wollte hier ein ganz neues Stadtrevier aubauen; wäre dies zu Stande gekommen, so hätte vielleicht die Art alle Bäume dieser Spaziergänge umgebauen, und die Unternehmer hätten statt der Laubschatten den Spaziergängern nur einen Schatten hinter grauen Mauern gewährt. Zum Glück für die Pariser Spaziergänger schlug die Speculation fehl; einige Häuser stehen traurig da, und erwarten vergebens ihre Nachbarn. Ein Springbrunnen ist in der Mitte des Platzes angelegt, welcher mit hohen Häusern umringt werden sollte; Niemand schöpft aber aus diesem Brunnen, in welchem nicht einmal Wasser ist, und diesmal sind die Champs élysées noch gerettet worden. Jezt ist von großen Verschönerungen die Rede, die ihnen bevorstehen, und es wäre leicht möglich, daß die herrlichen Spaziergänge unter der verschönernden Hand der Baukünstler des Stadtraths nicht so gut davonkämen. Am Ende der Champs élysées hatte man in der erwähnten Periode der Baulust ein zweites Tivoli anzulegen gesucht; aber wahrscheinlich hat Paris an Einem genug; wenigstens schlug die Anlage fehl, und dieses Tivoli ging bald wieder ein. Jezt stehen mehrere Häuser mit kleinen Gärten an der Stelle. Noch befindet sich in Paris ein sogenannter türkischer Garten, der aber nur etwa fünfzig Schritte lang und breit ist, und weiter nichts Türkisches hat, als einige Kiosken mit bemalten Glasscheiben. Ein Herr Jullien gibt hier Ouvertüren und Tanzmusik zum Besten, aber ohne Tanz, wie sein Nebenbuhler Musard, der zwar keinen Garten, sondern nur einen großen Saal hat, aber im Sommer Gewächse und kleine Springbrunnen aufstellt, damit die Leute doch etwas von einem Garten bei ihm bekommen. Beide, Jullien und Musard, haben Zuspruch, und in gegenwärtigem Augenblicke geben sie die von ihnen zerstückelte Musik von Meyerbeers „Hugenotten" jeden Abend dem Publikum zum Besten. Zu den Sommerbelustigungen gehören auch noch die Luftschifffahrten der Dlle. Garnerin, welche diesen Sommer mit ihren Versuchen ganz besonders thätig ist, und deßhalb das Marsfeld am Sonntage in Beschlag genommen hat. Der Oheim dieser Demoiselle war zu seiner Zeit ein berühmter Luftfahrer oder Aeronaute. Der Nichte scheint dieser Name nicht gefallen zu haben, vielleicht, weil alle Luftschiffer Aeronauten hießen. Sie hat daher im Griechischen eine neue Benennung gesucht, und nennt sich jezt Aeroporistin. Diese Aeroporistin oder Aeronautin macht nun den Sommer hindurch den Parisern das Vergnügen, sie in die Luft steigen und vermittelst eines Fallschirms wieder sachte herunterfallen zu sehen. In dem Gebrauche dieses Fallschirms ist sie besonders bewandert, und darin besteht ihr Hauptverdienst. Einen Luftballon weiß sie nicht besser zu lenken, als ihre Vorgänger, aber wenn sie einmal eine gewisse Höhe erreicht hat, so löst sie auf geschickte Weise das Schiffchen, worin sie sich befindet, vom Ballone los, breitet den Fallschirm aus und gelangt wieder auf die Erde, indeß der Ballon durch die Lüfte davonfliegt. Bei der Erwähnung des hiesigen Tivoli's habe ich vergessen, ein Fest anzumerken, welches neulich von einem erst seit dem lezten Jahr entstandenen Verein, nämlich dem zum Besten der Schiffbrüchigen, gegeben worden ist und nächstens wiederholt werden soll. Eine solche Gesellschaft fehlte in Frankreich, wo jährlich leider eine Menge Schiffbrüche vorkommen, ohne daß bei solchen Unglücksfällen eine hülfreiche Hand sogleich Beistand leistet. Die Gemeinden, auf deren Küsten die Schiffbrüche stattfinden, vermögen selten viel zu geben. Die Mittel der Regierung sind freilich weit beträchtlicher; aber auch sie kann nicht allem Elend abhelfen, erfährt auch vielleicht die Bedürfnisse der Schiffbrüchigen nur unvollkommen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 164:
Der Thau.

Räthsel.

Drei samische Mädchen ergözten beim Trank
Am Adonisfest sich mit mancherlei Schwank;
Da fiel auch der Einen die Frage noch ein:
Was mag unter Allem das Stärkste doch seyn?

Die Erste sagt: Ist nicht das Stärkste der Stahl?
Der bohrt, feilt und schneidet und hämmert zumal,
Zerhaut und zersägt auch das härteste Ding,
Und fesselt das Kräftigste, was er umfing.

Die Andre sagt: Ist nicht noch stärker der Schmid,
Der ihn von dem Eisen, dem weicheren, schied,
Ihn bog und erweichte mit feuriger Kraft,
Und Alles daraus, was er wünschte, geschafft?

Die Dritte sagt: Aber mir fällt noch was ein,
Das zwingt euch den Schmid auch, so stark er mag seyn;
Es wickelt ihn selbst um den Finger herum,
Ich hab' es am Fuße, was gebt ihr mir drum?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 171.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 18. Juli 1836.

— Sie spendet die reichen
Lebensgaben umher, die Göttin, aber empfindet
Keine Sorge wie sterbliche Frau'n um ihrer Gebornen
Sichere Nahrung.

Goethe.

Zur Kenntniß des thierischen Körpers.

(Fortsetzung.)

Die Zähne sind aber nicht nur für ihr eigenthümliches Geschäft des Zerschneidens und Mahlens sehr vielfach gestaltet, sie werden zuweilen auch zu andern Zwecken verwendet. Die Zähne werden im Allgemeinen in Schneidezähne, Hundszähne und Backzähne abgetheilt. Nehmen wir als Beispiel die Hundszähne. Beim Menschen sind sie lang und stark und geben der Reihe der Schneidezähne Halt und Stütze. Bei den Fleischfressern dienen sie zum Packen und Zerreißen und entsprechen zu diesem Zwecke den gekrümmten Klauen dieser Thiere. Die Stoßzähne des Elephanten sind nichts als Hundszähne, und sie schützen den zwischen ihnen niederhängenden zarten Rüssel. Beim Eber ragen die Hundszähne weit aus dem Mund hervor und werden starke Werkzeuge, nicht zum Beißen, Packen oder Verkleinern, sondern zum Zerreißen oder eigentlich Zerschneiden; die ganze Kraft des Thiers beim Vorwärtsstürzen ist nämlich gegen die Fangzähne gerichtet. Sie sind so wenig auf's Beißen berechnet, daß der Fangzahn der untern Kinnlade sich dicht an den der obern anschließt und seine Basis verstärkt und stützt. Die Fangzähne sind übrigens durchaus nicht bloß Offensivwaffen: der gewaltig starke Hals des Ebers ist vorzüglich auf das Umwühlen des Bodens und das Wurzelgraben mittelst der Fangzähne berechnet. Bei einer Schweinart, dem Babyrussa, ist dieser Zahn in einer Spirale gewunden, so daß er auf den ersten Anblick völlig nutzlos erscheint. Dem ist aber nicht so: das Thier entgeht seinen Feinden dadurch, daß es sehr rasch durch das Gebüsch bricht, und die Fangzähne sind so gestellt, daß sie die Zweige zur Seite weisen und so die Augen schützen. Bei andern Thieren, wie beim Wallroß, werden die Hundszähne der obern Kinnlade auch zu Fangern, sie schwingen sich aber gerade nach der entgegengesezten Richtung, wie die des Elephanten. Das Thier bedient sich derselben, um sich an den Uferfelsen anzuhacken und sich so an's Land zu ziehen, gerade wie sich der Papagai mit seinem Schnabel anhängt.

Wenn wir sehen, wie der Vogel sein Gefieder mit dem Schnabel putzt und jede Feder von der Wurzel bis zur Spitze kämmt und streicht, so fällt es uns in die Augen, daß Federn, wie trefflich sie auch zum Flug und zum Schutz wider Kälte und Näße gebaut sind, zu der Zunge und den Zähnen des vierfüßigen Thiers nicht paßten. Die plumpe Zunge dränge nicht in ihre Zwischenräume, und die Weise, wie der Hund mit seinen Zähnen operirt, vertrüge sich schlecht mit dem zarten Bau des Gefieders. Wo daher ein Schnabel ist, fehlen Zähne, Speicheldrüsen, Lippen und fleischige Wangen, überhaupt

die eigentlichen Kauwerkzeuge des Mundes. Das Geschäft des Kauens geht beim Vogel an einer ganz andern Stelle, nämlich im Innern des Körpers vor sich. Der fleischige Magen des Vogels versieht völlig den Dienst der Kaumuskeln und der Zähne. Jedermann kennt den Vogelmagen aus eigener Anschauung: er besteht aus einem derben, hohlen Muskel; der schillernde Theil daran ist die Sehne, an welche die Muskelfasern befestigt sind. Es sind eigentlich zwei Muskeln mit einer Sehne in der Mitte. Die Höhlung ist mit einer dicken, rauhen, unempfindlichen Haut ausgekleidet, und man findet immer kleine Steinchen darin, meistens Quarz, wenn der Instinkt des Thiers sich welchen verschaffen kann. Diese Steine werden zugleich mit dem Futter verschluckt, und wenn wir das Ohr dicht an den Körper eines Vogels legen, so hören wir das Mahlen des Magens so deutlich, als das Kauen des Pferdes in der Krippe. * Dieser Fleischmagen ist in Wahrheit der reine Stellvertreter der Kaumuskeln, und die Sandkörner übernehmen das Geschäft der Zähne, mit dem Nebenvortheil, daß, wenn sie völlig zerrieben sind, der Instinkt des Vogels für neue sorgt. Er pickt kleine Steine so begierig auf, als Körner. Manche haben dies auf Rechnung der Einfalt des Thiers geschrieben; aber die Vernunft soll den Instinkt nicht meistern.

Erinnern wir uns, welche Vorkehrungen von der Natur wider die Abreibung getroffen sind, damit ein Zahn die volle Lebenszeit eines grasfressenden vierfüßigen Thiers aushalte, so wird uns klar, wie trefflich dieses einfache Zahnsurrogat berechnet ist, indem es ein so kleines Geschöpf wie eine Taube in Stand sezt, das Material seines Futters so gut zu bezwingen, als das Pferd mit seinen mächtigen Kiefern und starken Mahlzähnen. Der Fleischmagen kommt übrigens den Vögeln nicht ausschließlich zu. Manche Forellen und die Barbe haben Fleischmägen, ebenso der zahnlose Ameisenfresser, ein Säugethier. Lezterer lebt von harten, schaligen Insekten, namentlich Käfern, und um die Zerreibung derselben im muskulösen Magen zu fördern, verschluckt er kleine Steine, wie das Hausgeflügel.

* Wir erinnern hiebei an die Methode römischer Kunsthändler, modernen Kameen das Ansehen antiker zu verschaffen, indem sie die Steine von einem Truthahn verschlucken lassen, dessen malmender, sandiger Magen alle Unebenheiten und scharfen Ecken gleichförmig abschleift.

Familiengeschichten.

(Fortsezung.)

Das Feuer nahm sichtbar überhand, und jezt beschäftigte eine andere Sorge die Schaaren der Rettenden. Es war vorauszusehen, daß ein Theil des Thurms, ausgehöhlt und morschgebrannt, herabstürzen würde; daher war man beschäftigt, die umliegenden Häuser, die von dem Sturz dieser Trümmer bedroht wären, denn die Kirche stand nur auf zwei Seiten frei, auszuleeren und sich im Voraus gegen das Umsichgreifen des Brandes zu waffnen. Der Thurm war verloren, die Spritzen traten langsam, ihre lezten Kräfte gegen die gefährliche Höhe versendend, den Rückzug an.

Alles stand unthätig umher, auf die weitere Entwicklung des bangen Schauspiels gerüstet. Da schlug eine Glocke an, eine andere folgte, und bald erklang das vereinte Geläute aller Glocken, als wollten sie zum festlichen Kirchgang laden. Die Menge sah sich erstaunt an, man fragte, wer die Verwegenheit habe, jezt sich unter die glühende Traufe zu stellen und die Seile anzuziehen; aber sie wurden bald belehrt: es war nicht Menschenhand, sondern die Kraft der Hitze, die das Glockenspiel zum lezten Mal in Bewegung sezte. Jene Goldglocke hatte zuerst angeschlagen, ihr reiner, klagender Ton war vor allen vernehmlich und drang erschütternd in die Herzen der Umstehenden; die ganze Geschichte ihres verhängnißvollen Daseyns lag in diesem Schwanengesang, mit dem sie ihrem Ende entgegenbebte. Sie verstummte zuerst, und so eine nach der andern; das Geläute löste sich in einzelne, hülflose, matte Klänge stöhnend auf, und endlich war Alles stille: sie waren herabgetropft.

Aber die unthätige Ruhe, mit der das Volk diesem Ereigniß nachstarrte, dauerte nicht lang; ein Schrei erhob sich aus der Menge, Alles wich ängstlich zurück. Die Spitze des Thurms wankte, neigte sich und fiel in eine anstoßende Straße, Steine und brennendes Holzwerk schlugen durch die Dächer, und in demselben Augenblick standen drei Häuser in Flammen. Nun vereinigten sich alle Anstrengungen; die Gefahr war in die Nähe gerückt wie die Hülfe. Die Feuereimer flogen durch die Kette hindurch, die Spritzen reihten sich vor den Häusern auf. Doch konnte man das Umsichgreifen des Feuers nicht hindern, es züngelte nach den benachbarten Dächern, und bald schlug auch auf Meister Woltmanns Hause, das ebenfalls in der Nähe der Kirche gelegen war, der rothe Hahn seine Flügel. Franz eilte mit der ihm zugetheilten Spritze herbei; das Haus war ihm eine zweite Heimath geworden, er konnte den Gedanken nicht ertragen, es vernichtet zu sehen, und bot alle Kräfte zu seiner Erhaltung auf. Wie ein Feldherr saß er oben auf seiner Spritze und lenkte die Röhre hierhin und dorthin, umsichtig spähend, wo dem Feuer am besten beizukommen wäre.

Indem er so mit forschenden Blicken nach dem Kern der Flamme suchte und, von der Höhe seines Sitzes

begünſtigt, durch die Fenſter tief in die Gemächer und Kammern ſah, gewahrte er auf einmal, wie ein geſpenſtiſches Blendwerk, im Wohnzimmer Catharinen. Sie ſtand noch an demſelben Platze, wo ſie des Meiſters Erzählung angehört hatte. Er ſah hin und ſah noch einmal hin, und herab war er von der Spritze, deren Röhre, ſeiner Hand entfallen, herunterſchlug und ſich eines gewaltigen Waſſerſtrahls unter die helfende und gaffende Menge mit Ziſchen entledigte.

Catharina war von jenem Donnerſchlage betäubt ſtehen geblieben, ſie ſah und hörte nichts, ihre Gedanken flogen wild und geſtaltlos durch einander. Der Schmerz der Leidenſchaft, die Spannung der lezten Tage und die Schrecken der Erzählung, die ſo tief in ihr eigenes Loos eingriff, hatten das ſtarke Mädchen ſo ſehr erſchüttert, daß ſie jezt einer Schlafwandelnden gleich war. Die Außenwelt ging ihr nicht verloren, obgleich ſie bewußtlos, ohne Regung, fern von ihr abgewandt ſtand; ſie gewahrte Alles, was bei dem Brande vorging, durch den Spiegel eines magnetiſchen Traums, ſie hörte den Feuerruf und ſah den Brand des Thurms, aber es war ein anderer Thurm, den ſie in ihrem Innern erſchaute. Schlank, mit herrlicher Kunſt erbaut, ſtieg er in ihrem Traumgeſicht empor mit tauſend Nebenthürmen, Thürmchen und Spitzen, die zwölf Apoſtel, lebensgroß in Stein gehauen, ſtanden in Niſchen an der Kirche umher, oben aber, aus den hohen Bogenfenſtern am Glockenſtuhl, ſchlug die Flamme gräßlich hervor, unten eilten flüchtende Menſchen ſich drängend vorüber, Kinder irrten dazwiſchen, geängſtigte Hausthiere ſuchten aus den brennenden Häuſern in ein ſicheres Neſt zu entkommen. Jezt erhob ſich vom Thurm ein ernſtes, vieltöniges Geläute, es klang wie eine große Leichenfeier, aber es waren nicht die Glocken von Ottendorn. Oben auf der dünnen Spitze des Doms ſtand ein Engel, aus lauterem Golde getrieben, er ſchien ſeine Flügel rettend über dem Graus und der Verwüſtung zu ſchwingen, auf einmal wandte er ſich leuchtend gegen die Schauende und rief: Catharina, Catharina, komm zu mir!

Sie ſchrack auf, Franz hielt ſie in ſeinen Armen, die Hitze wehte das Paar mit glühenden Fittichen an. „Um Gotteswillen, Catharina, was iſt dir? Biſt du es wirklich? Rette dich!“ Ihre Spannung war gelöst, ſie warf ſich ihm laut weinend in die Arme. Er umfaßte ſie und trug ſie hinweg wie ein hülfloſes Kind. Das Feuer hatte oben gezündet, die Böden waren noch nicht durchgebrannt, aber von den obern Treppen, die in lichten Flammen ſtanden, drohte Gefahr; an dieſem Punkt hatte Franz, der ſeines Berufes auch in einem ſolchen Momente der Verwirrung nicht vergaß, den Kern der Flamme aufgefunden. Er eilte mit ſeiner Bürde die Treppe hinab, Bretter und Balken, die ſich oben löſten, fielen neben ihm nieder, und ein Balken ſtreifte ihn am Haupt. Er merkte es nicht einmal, ſtürzte zum Hauſe hinaus, legte Catharina dem Nächſten Beſten in die Arme und rief dem Lenker, der ſich ſeiner Spritze bemächtigt hatte, zu: „Zielt nach dem vierten Fenſter rechts im zweiten Stock, dann iſt Alles gethan!“ Darauf ſank er ohnmächtig nieder.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beſchluß.)

Der Schiffbruchverein. Vorträge der Mad. Dauriat für Emancipation der Frauen.

Da weder die Gemeinden, noch die Regierung allem aus Schiffbrüchen entſtandenem Unglück abhelfen können, ſo iſt ein Verein von Menſchenfreunden, beſonders von Leuten, welche das Meer befahren haben und daher mit den Gefahren deſſelben vertraut ſind, entſtanden, um zur Linderung des durch Schiffbruch verurſachten Jammers beizutragen. Freilich hat dieſer Verein keine andern Hülfsmittel, als die Beiſteuer der freiwillig Zutretenden; er kann aber mit der Zeit wirkſamer werden. So hatte er denn auch den Einfall, zum Beſten ſeiner Kaſſe ein Feſt im Tivoli zu geben, welches außer den gewöhnlichen Beluſtigungen auch noch beſondere darbot, z. B. eine Verloosung von eingeſchickten Sachen, ein Mittel, deſſen man ſich jezt hier häufig bedient, um den Armen zu helfen, und das in der That ſehr zweckmäßig iſt, beſonders wenn die Reichen die zu verloosenden Dinge einſchicken. — Ich habe oben des Ranelagh erwähnt, und verſprochen, auf dieſen Luſtort zurückzukommen. Ranelagh beſteht aus einigen Reſtaurans und einem kleinen Theater am Eingang des Boulogner Gehölzes, und wird wegen ſeiner angenehmen Lage von den Pariſern häufig beſucht, und auch das große Dorf Paſſy, welches manchem Städtchen an Größe und Schönheit den Rang ſtreitig machen könnte, und in welchem manche Pariſer Familien einen Landſiz, oder doch Haus und Garten beſizen, betrachtet dieſes ihm nahe liegende Ranelagh als ſeinen beſondern Luſtort, und im Winter werden hier oft Subſcriptionsbälle gegeben. In einem großen Saale eines der Reſtaurans hält dieſen Sommer die ſchon in frühern Berichten erwähnte Madame Louiſe Dauriat Vorträge, die ſie, wie es ſcheint, theils vorbereitet, theils extemporirt. Man wird ſich vielleicht noch erinnern, daß dieſe Frau ſich außerordentliche Mühe gibt, ihrem Geſchlechte die ihm gebührenden Rechte, welche die ungerechten Männer ihm vorenthalten, wie ſie behauptet, wieder zu verſchaffen. Bereits hat ſie hierüber in Paris ich möchte ſagen gepredigt, und jezt hat ſie ihre Rednerbühne nach Ranelagh verlegt. Man wird es mir hoffentlich nicht verargen, daß ich mich nicht in die Zahl ihrer Zuhörer habe aufnehmen laſſen; die Rednerin hat aber die Eröffnungsrede ihres Curſus drucken laſſen, und nun kann das geſammte Publikum darüber urtheilen, ohne die Mühe zu haben, ſich nach Ranelagh zu begeben, bei etlichen und 20° Hize, die beſonders auf der großen hergangehenden, nach dem Boulogner-Gehölze führenden Straße von Paſſy

furchtbar iſt. Mad. L. Dauriat wiederholt zu Ranelagh mit andern Worten das zu Paris Vorgetragene. Es ſey nämlich einmal Zeit, dem weiblichen Geſchlechte die geſellſchaftlichen Rechte wiederzugeben, wozu das Chriſtenthum es berechtige. Die Männer (manche wenigſtens, denn Mad. Dauriat will ſie nicht alle beſchuldigen) ſind ſo ungerecht und wollen nicht eingeſtehen, daß es Zeit dazu ſey. Die St. Simoniſten haben das Ding unrecht angefangen, und daher ihrer Angelegenheit mehr geſchadet, als genützt. Jezt aber klärt ſich der Verſtand auf, und man fängt an zu begreifen, daß es ganz unbillig iſt, den Männern alle Vorrechte und die Oberherrſchaft zuzugeſtehen, und ihnen die Weiber wie Heloten zu unterwerfen. Bürgerinnen ſollen ſie ſeyn, nicht allein Frauen der Bürger; ſie ſollen in Stand geſezt werden, wie dieſe, ihre bürgerlichen Pflichten zu erfüllen, und daher mit den Männern auf gleichen Fuß geſtellt werden. Dies iſt gar nichts ſo Unerhörtes, wie einige verſtockte Männer wohl behaupten mögen. Hat nicht das Journal de Marine unter der Rubrik Kanada, Mai 1832, berichtet, 225 Frauen haben an den Wahlen Theil genommen, und mehrere Frauen haben dabei nicht mit ihren Männern geſtimmt, ohne daß dieſe es übel genommen? Hat nicht daſſelbe Journal berichtet, die Wahl des Oberſten Baley ſey durch 35 auf den Huſtings ſtimmende Damen entſchieden worden? Haben ferner die engliſchen Zeitungen im December 1834 nicht bemerklich gemacht, daß jezt die meiſten Geſellſchaftsinſeln von Frauen regiert werden, daß dieſe den Vorſiz bei den öffentlichen Berathſchlagungen haben, und dabei mehr Einſicht an den Tag legen, als die Männer? In der That, ſezt Madame Dauriat hinzu, ein Staat, worin die Frauen keine Bürgerinnen ſind, ſtellt nur eine Menge von Männern dar, die ohne Mandat handeln, indem ihnen die Zuſtimmung der andern Hälfte der menſchlichen Geſellſchaft fehlt; ſie handeln nur vermittelſt der materiellen Kraft. Nicht ohne Bedauern ſieht Madame Dauriat aus den eben angeführten Zeitungsartikeln, daß in Amerika die Frauen ſchon viel weiter vorgerückt ſind, als in Europa. Die Rednerin geht einem Einwurfe entgegen, den man nicht ermangeln würde, ihr zu machen. Wenn die Zuſtimmung der Frauen ſo nothwendig iſt, wie geht es denn zu, daß ſo viele Staaten durch Männer, und bloß durch Männer regiert worden ſind, und zwar Jahrhunderte lang, ohne daß man das Bedürfniß der Dazwiſchenkunft des ſchönen Geſchlechts empfunden hätte? Freilich haben ſolche Staaten geblüht; aber alsdann beſtand eine geheime Theilnahme jenes Geſchlechts, une participation occulte, wie ſie ſich ausdrückt. Ach! es ſteht zu befürchten, daß, ungeachtet der Verträge der Mad. Dauriat zu Paris und im Ranelagh, die Bürgerinnenrechte noch lange bei dieſer participation occulte beruhen werden. Dg.

Berlin, Juni.

(Beſchluß.)

Poeten. Rahel. Raumer. Bauten.

Die Zahl der verkommenden Schriftſteller mehrt ſich leider mit jedem Jahre, und ſie wird ſich mehren, bis irgend eine Art Zunftzwang wieder eintritt, der die Unberufenen von der Schwelle abweiſt. Den zu finden, wird freilich ſchwer ſeyn. Wie ehedem der Student, der nichts lernen wollte, auf's Theater ging, greift, wer ſchreiben gelernt, heute zur Feder, und wird Schriftſteller, wenn er ſonſt zu nichts taugt. Irgend ein Kreis, der ihn anerkennt, findet ſich. Die Ausſicht auf Gewinn iſt immer da, wo nichts zu verlieren iſt. Wie traurig auch dieſer anarchiſch ochlokratiſche Zuſtand ſey, ſo iſt auf der andern Seite ein kleiner Fortſchritt in dieſer Literatur nicht zu verkennen. Sie hat ſich, wo doch ihr Urſprung hinführen könnte, wenigſtens von dem ſervilen Hymnengeſang vor Mäcenaten frei gemacht. Die Hohen geben vielleicht nichts mehr auf und für das Anſingen. Der Eitelkeit oder Furcht der Schauſpieler wirft man es noch vor; dieſe Poeſie hat aber doch wenig Bedeutung mehr, und auch ſie wird ſeltener. Ein gewiſſes Schamgefühl, das zu einer edleren Selbſtſtändigkeit führen kann, hat auch in der Schmugatmoſphäre der Literatur Fortſchritte gemacht. Daß man hie und da die franzöſiſchen Prinzen angeſungen, hat nicht überall den Bettelanſtrich. Es hat indeſſen zu mancherlei launigen Quiproquo's geführt. So wurde ein ehrenfeſter, wohlhabender Bürger, der ſich gedrungen fühlte, ſein volles Herz in einem Gedicht gegen die hohen Gäſte auszuſprechen, aus Unkenntniß mit den Verhältniſſen von ihnen auf ein Rubrum mit denen geſezt, welchen man nichts als die Abſicht zu betteln imputirte, und erhielt nach ihrem Abgange einige Thaler Gratifikation. Die Geſchichte gehört zu den wenigen luſtigen, die im Umlauf ſind. Ueberhaupt ſind die ſeltſamſten Bittſchriften bei den jungen Prinzen eingegangen; und wenn etwa der Uhrmacher Naundorf bei ihnen petitionirt hätte, ihn für den echten Ludwig XVII. anzuerkennen, ſo würde dies nicht ſeltſamer klingen, als Manches, was wirklich iſt.

In der Literatur iſt einige Sommerſtille. Reilſtabs Berlin und Athen verwandelt ſich in eine Flugſchrift, die in gelegentlichen Heften erſcheinen ſoll. Der von Varnhagen herausgegebene Briefwechſel Rahels mit ihren Freunden erregt Anſtöße bei den Verwandten der verſtorbenen Briefſteller, von denen nicht Alle meinen, daß der Herausgeber berechtigt ſey, ihre Herzensergüſſe gleich denen ſeiner Gattin in's Publikum zu bringen. Herr von Raumer dürfte, überſättigt von den Ehren und Auszeichnungen in England, diesmal früher zurückkehren. Die toryſtiſchen Angriffe in England ſelbſt gegen ihn tragen nur dazu bei, ihm eine Wichtigkeit zu geben, nach welcher der Gelehrte, als er, hiſtoriſcher Forſchungen wegen, dahin ging, keineswegs ſtrebte. Der Verfaſſer der deutſchen Angriffe in der Allgemeinen Zeitung iſt hier wohlbekannt. Es ließ ſich nicht anders erwarten, als daß Herrn von Raumer, der früher ſo heftig angegriffen, die empfangenen Schläge vergolten werden würden.

Ungewöhnliche Thätigkeit herrſcht in dieſem Sommer im Bauen. Noch in keinem Jahre ſind ſo viele Privatbauten unternommen worden, und es wachſen ſo viel neue hohe Häuſer aus allen Theilen der Stadt über das gewöhnliche Niveau der Dächer heraus, daß Berlin, von den Höhen aus geſehen, ſchon jezt ein verändertes Anſehen gewinnt. Sollte die ſogenannte Dornſche Dachdeckung, die vermittelſt geringer Koſten italieniſche Plateau's auf den Häuſern herſtellt, allgemeine Billigung finden, ſo dürfte in einigen Jahren die Stadt eine ganz andere Phyſiognomie erhalten. Auch die Häuſerfronten beſtrebt man ſich mehr und mehr durch geſchmackvolle Malerei zu verſchönern. — Ueber die Potsdamer Eiſenbahn herrſcht noch immer ein geheimnißvolles Dunkel. Dagegen wird die, welche Stettin mit Berlin verbinden ſoll, mit allem Ernſte vorbereitet, und das Nivellement ſoll ſchon in dieſem Jahre beginnen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 172.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 19. Juli 1836.

Ja, ich will Küsse rauben von den schönen
Verblichnen Lippen; wärm're hoff' ich mir.
Laß meinen Mund sich auf dich niedertauchen
Und meine Seel' in deine Lippen hauchen!

Tasso.

Familiengeschichten.

(Fortsetzung.)

Die Weisung, welche Franz gegeben hatte, entschied über den Verlauf des Brandes; das Woltmannsche Haus wurde gerettet, und wie im ersten Vortheil, den man über einen Feind erringt, sich schon der vollständige Sieg ankündigt, so gelang es nach und nach den angestrengten Bemühungen der Löschenden, die Flamme zurückzudrängen, auf ihre bereits gemachte Beute zu beschränken und endlich ganz zu überwältigen.

Als nun die Feuereimer gesammelt, die Spritzen abgeführt wurden, traten die Bürger zusammen und berechneten den Schaden, den das Feuer gestiftet hatte. Er fiel sehr mäßig aus. Nur zwei Häuser waren abgebrannt, und in der ersten Freude beschlossen sämmtliche versammelte Bürger, unter der Noth, die allen gedroht und so wenige betroffen hatte, freiwillig zu leiden und den Abgebrannten aus gemeinschaftlichen Zusammenschüssen ihren Schaden zu ersetzen. Christoph Woltmann hatte, wie er bei der nähern Besichtigung seines Hauses fand, einen sehr geringen Verlust gehabt. Der untere Theil des Hauses war unversehrt geblieben, nur die Treppen, die nach oben führten, und ein paar leere Dachkammern mußten neu gebaut werden.

Aber in den nächsten Tagen war in dem Woltmannschen Hause, das im vollen Stand der Wohnlichkeit geblieben war, von einem solchen Geschäfte nicht die Rede. Die Bewohner gingen geräuschlos hin und her oder sprachen leise und ängstlich mit einander; von Zeit zu Zeit sah man Catharinen mit verweinten Augen vorüberschweben: sie ging nach dem Zimmer, wo Franz seit zwei Tagen besinnungslos auf dem Bette lag, und das sie nur verließ, um irgend ein für ihn nothwendiges Bedürfniß zu besorgen. Der brennende Balken, von dem er am Haupte getroffen worden war, hatte eine Verletzung zurückgelassen, die der Arzt für sehr bedenklich erklärte. Als die ersten Maßregeln, den Jüngling aus seiner Ohnmacht zu erwecken, fruchtlos gewesen waren, schlug derselbe eine Operation vor, die bei der damaligen Unzulänglichkeit der Heilkunst mit Recht als das Aeußerste zu fürchten war. Daher setzte sich ihm Catharina hartnäckig entgegen und versicherte, sie werde es durchaus nicht zugeben, daß man eine so gewagte und grausame Kur mit dem Kranken vornehme.

Eben kam der Arzt wieder, und nachdem er die Kopfwunde untersucht hatte, erklärte er, man müsse, ohne länger zu zögern, etwas Entscheidendes vornehmen, und wiederholte seinen Antrag. „Nimmermehr!“ rief das Mädchen, „eher sollt Ihr mir selbst den Kopf zersägen, als ihn, der mir das Leben gerettet hat, quälen

und vielleicht auf immer zum Krüppel machen! Ich weiß wohl, Ihr habt im Stillen Eure Freude daran, daß Ihr Eure Kunst und Grauſamkeit ausüben könnt, aber ſo lange ich ein Wort zu ſagen habe, ſoll er Eurer Wißbegierde nicht preisgegeben werden. Ich glaube es nimmermehr, daß dieſes ſchreckliche Verfahren nöthig iſt, ich weiß vielmehr gewiß, er wird zu ſich kommen, er wird ohne Schneiden und Brennen gerettet werden.“ — „Zu Grunde gehen wird er durch dieſe Bedenklichkeiten! ich will noch einen Tag warten und mit den alten Mitteln fortfahren, aber dann muß er dran!“ ſo ſagte der Arzt und ging verdrießlich hinweg.

Catharina glaubte nicht an das, was ſie gegen den Arzt ausgeſprochen hatte. Sie trat an das Lager ihres Lieblings und beugte ſich weinend über ihn; ſie fühlte ihre Liebe durch die Gefahr beſiegelt, ſie war ſich bewußt, auf Leben und Tod mit ihm verbunden zu ſeyn, und gelobte ſich feſt, wenn er geneſe, keiner Rückſicht mehr zu folgen, ſondern, was ſie längſt ſchon war, die Seinige zu werden unter jeder Bedingung, und die Härte der Welt oder die Abneigung ſeiner Verwandten freudig zu tragen um ſeinetwillen; ſie war bereit, ſeine Religion zu der ihrigen zu machen: war doch ſeine Treue die ihrige! Mit dieſen unbeugſamen Entſchlüſſen beging ſie im Stillen ihre feierliche Verlobung und drückte dem Ohnmächtigen einen langen Kuß auf die blaſſen Lippen. Da ſchlug Franz die Augen auf und ſah verwundert umher; er konnte ſich nicht beſinnen, was mit ihm vorgegangen war.

Catharina erzählte ihm Alles; er erfuhr von ihr den Unfall, der ihn betroffen hatte, dann berichtete ſie ihm, wie das Feuer gelöſcht, aber die Freude in dieſem Hauſe durch ſeinen hoffnungsloſen Zuſtand getrübt worden ſey. Sie geſtand ihm, daß ſie ſich mit ſtillen Schwüren ihm verlobt habe, und reichte ihm die Hand zum Zeichen ihrer unauflöslichen Verbindung.

„Ich nehme deine Treue an,“ ſagte Franz, „und biete dir die meinige dagegen. Um die Zukunft bin ich ohne Sorgen, denn die Hauptſache, nämlich daß wir zuſammengehören, iſt erwieſen, und was Gott ſo vereinigt hat, das kann der Menſch nicht ſcheiden. Grämе dich nicht um mich, Catharina, ich bin nicht gefährlich verwundet, und hoffe mit Zuverſicht, daß ich bald geneſen werde. O wie freue ich mich auf die Zeit, wo ich wieder frei, auf feſten Füßen daſtehen werde, dich an meiner Seite, und für dich kämpfend mit dir mich durchſchlage durch eine Welt voll Haß und Grimm! Aber ſage mir nur, Herzliebſte,“ fuhr er fort, „was hat ſich denn mit dir begeben bei dem Brande? Ich kann es gar nicht begreifen, wie du in die Gefahr kamſt; ich dachte dich ſicher untergebracht und hatte nicht die mindeſte Furcht für dich, als ich beim Löſchen beſchäftigt war. Daher glaubte ich zu träumen, als ich dich ſo allein in dem brennenden Haus gewahrte; und dazu ſahſt du ſo ſeltſam aus.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Kenntniſs des thieriſchen Körpers.

Der Schädel.

Je nothwendiger ein Organ für das Leben, je empfindlicher es iſt, deſto ſorgfältiger hat die Natur für den Schutz deſſelben vor äußerer Gewaltthätigkeit geſorgt. Das Schädelgewölbe der Thiere, als Gehäuſe des Gehirns, iſt in dieſer Beziehung ein wahres architektoniſches Meiſterſtück. Der Kopf iſt in der ganzen Reihe der Wirbelthiere nach einer und derſelben Idee gebaut, aber die einzelnen Theile ſind je nach den Bedürfniſſen und der Lebensweiſe des Thiers mit unendlichem Verſtande und unendlicher Mannichfaltigkeit modificirt. Wir werden im Folgenden mehrere Punkte hervorheben, welche beweiſen, daß der menſchliche Schädel in ſeiner Anlage auf die Gewaltthätigkeiten, welche ihn hier und dort treffen könnten, berechnet und wider dieſelben geſchützt iſt. Doch zuerſt betrachten wir einige Thierſchädel.

Wir ſehen, wenn wir die Reihe der Thiere durchgehen, daß das Gehirn keineswegs auf eine und dieſelbe Weiſe bedeckt, ſondern daß bei jedem Geſchlechte auf den Druck Rückſicht genommen iſt, dem die Lebensart des Thiers den Schädel unterwirft. So kommt der Schädel des Hunds ſchwerlich auch nur in Einem Punkt mit dem des Bocks überein. Die Knochen des erſtern ſind dünn, die Verbindungslinie derſelben, die ſogenannte Nath, iſt einfach, nirgends zeigt ſich eine Vorrichtung gegen Druck und Stoß. Aber beim Widder und beim Bock erhebt ſich über dem eigentlichen Hirnkaſten eine Reihe von gewölbten Zellen aus derber Knochenſubſtanz, und jeder Knochen iſt mit dem andern durch eine tief und unregelmäßig ausgezackte Linie verbunden. Die mechaniſche Stärke der Nath geht immer Hand in Hand mit der Stärke der Knochen ſelbſt, und das Ganze bildet eine feſte Grundlage zur Stütze der Hörner, und iſt darauf berechnet, die Erſchütterung auszuhalten, wenn das Thier mit voller Kraft ſtößt.

Höchſt auffallend iſt der Contraſt zwiſchen dem Schädel des wilden, kräftigen Tigers und dem des verhältnißmäßig harmloſen Widders oder Bocks. Es rührt dies nur daher, daß lezterer ſeine Hauptkraft in den Hörnern, jener dagegen in den Kiefern hat. Auch beim Tiger, noch mehr als beim Hunde, iſt die eigentliche Hirnſchachtel klein und in die übrigen Schädeltheile gleichſam verſenkt; die Kiefer dagegen ſind keine

ſchwammigten Knochen, wie beim Menſchen, ſondern ausnehmend dicht und ſtark, um den Zähnen eine tüchtige Grundlage zu bieten; denn was hälfen dem Thiere ſeine langen, harten, ſcharfen Zähne, könnten ſie aus ihren Laden gedrückt werden? und was hälfen die mächtigen Kiefer, ſprängen nicht rings um den eigentlichen Schädel Gräten und knöcherne Bogen hervor, derb und ſtark genug, um den Kaumuskeln als Befeſtigungspunkte zu dienen? Somit concentrirt ſich beim Fleiſchfreſſer die Stärke der knöchernen Textur des Kopfes durchaus auf die Kiefer, entſprechend dem Inſtinkt des Thiers, ſeine Beute zu packen und zu zerreißen. Haben aber Löwe oder Tiger ihre Beute niedergeworfen, haben ſie ſich vollgefreſſen und ihre Höhlen wieder aufgeſucht, ſind ſodann die Knochen des gefällten Thiers von den kleinern Fleiſchfreſſern abgenagt, ſo bleibt noch ein reiches, fettes Mahl, das ihnen nicht zugänglich iſt: das Mark in den großen Knochen. Jezt kommt die Hyäne und beißt dieſe Knochen auf. Unter allen Schädeln in einer naturhiſtoriſchen Sammlung weiſen die Kiefer und Zähne der Hyäne auf die größte, auf eine wirklich ungeheure Kraft hin: die Knochen ſind plump von Umriß, eigenthümlich dicht und ganz zur Aufnahme der mächtigen, kegelförmigen Zähne gebildet.

Der Umriß des Schädels hat bei allen Thieren gewiſſe gemeinſchaftliche Züge, er iſt bei allen nach demſelben allgemeinen Plane angelegt, aber diejenigen Stellen, auf welche bei jedem Thiere der Hauptdruck wirkt, zeigen ſich beſonders verſtärkt. Nach ſo augenfälligen Beiſpielen aus der thieriſchen Oekonomie, wie die angeführten, fragt ſich nun, ob ſich an den Knochen des menſchlichen Schädels ähnliche Vorkehrungen gegen äußere Gewalt nachweiſen laſſen. Es iſt dabei noch vorauszuſchicken, daß ein Stoß, eine Erſchütterung, welche ſich der großen Maſſe des menſchlichen Gehirns mittheilt, weit unmittelbarer die Verrichtung deſſelben und damit die Geiſtesthätigkeit zerſtört, als eine Wunde, welche ohne Erſchütterung die Subſtanz durchdringt. Betrachten wir, wie unaufhörlich unruhig, wie verwegen ein Kind iſt, wie oft es fällt und ſich ſtößt, ſo leuchtet ein, daß es, wenn es ſtürzt, ſtatt raſch wieder aufzuſtehen, und mehr nur aus Schreck zu ſchreien, bewußtlos liegen bleiben müßte, wäre nicht ſein Gehirn und das Gewebe ſeiner Knochen darauf berechnet. In dieſer Beziehung ſteht das Kind in direktem Gegenſatze mit dem alten Mann: wenn dieſer ſein Gleichgewicht verliert und den Kopf aufſchlägt, ſo bleibt er bewußtlos liegen. Offenbar hat die Natur gegen die Unfälle des Lebens Vorſorge getroffen, aber ſo, daß wir dabei doch die Gefahr zu ſcheuen haben und auf der Hut bleiben. Der Unterſchied zwiſchen dem Kind und dem Alten ergibt ſich leicht aus dem beiderſeitigen Bau. Das Gehirn des Alten iſt feſt, Erſchütterung lähmt ſeine Faſern; das Gehirn des Kindes iſt weich und im Stande, jede Form anzunehmen. Ferner iſt das Gewebe der Knochen ſo verſchieden, daß man ſie kaum für eine und dieſelbe Subſtanz halten ſollte: beim Kinde ſind ſie dünn und biegſam, und ein Stoß drückt ſie nieder; im Alter ſind ſie ſpröde in Folge ihrer Dichtigkeit, und pflanzen bei einem Stoße die Erſchütterung weit fort, oder zerbrechen ſie, ſo dringen ſie wie ein ſcharfes Stück Glas in die unten liegenden zarten Theile.

Gar viel, und mehr, als die Prüfung aushalten möchte, iſt von den Formen des Kopfes in Beziehung auf die in demſelben enthaltenen Gehirnorgane geſprochen worden; aber eine höchſt einfache Betrachtung ſollte eigentlich aller Schädellehre vorausgehen, und zwar dieſe: die Formen des Schädels haben Bezug auf möglichen Druck und Verletzung von außen, und die am meiſten ausgeſezten Stellen ſind am beſten geſchüzt. Fällt ein Menſch gerade rückwärts, ſo iſt ſein Hinterhaupt bedroht: betrachten wir aber hier den Knochen, ſo ſehen wir, wie von der Natur geſorgt iſt, indem ſie ihn verdickt, außen mit einem Vorſprung verſehen und innen geſpreizt hat; wir ſagen geſpreizt, denn nichts kann auffallender an die Schwibbogen im Unterbau eines großen Gebäudes erinnern, als die Gräten innen an dieſem Theil des Schädels, welche ſich in einem, dem Vorſprunge des Hinterhaupts entſprechenden Mittelpunkte kreuzen. Vorne weiſt die Form des Schädels eben ſo deutlich auf eine ähnliche Vorkehrung hin. Die am meiſten vorſpringenden, bei Fall und Stoß am meiſten ausgeſezten Theile der Stirne, die ſogenannten Stirnhügel, zeigen ſich beim Durchſchnitt dicker und dichter, als der übrige Knochen; der untere Theil der Stirne dagegen beſteht aus Zellen oder Höhlungen, wodurch die äußere Wand des Schädels vom Gehirn weggerückt und lezteres noch mehr geſchüzt wird. Ein Menſch, der ſeitwärts umtaumelt, kommt auf die Schulter zu fallen, und die Wölbung des Kopfes ſchlägt gerade an der Stelle — in der Mitte des Scheitelbeins — auf dem Boden auf, wo der Knochen am ſtärkſten und dichteſten iſt. Ueberhaupt, je genauer man die Formen des Schädels betrachtet, deſto mehr überzeugt man ſich, daß das Gewölbe nach Umriß, Dicke und Textur auf die Möglichkeit von Druck und Stoß von außen berechnet iſt. Noch ein Beiſpiel. Es erſcheint ſehr natürlich, daß der Menſch eine Laſt, die er zu tragen hat, auf den Kopf ſezt. Denken wir nun an das Gerüſte, über welchem man die Steine beim Bau eines Brückenbogens aufſezt, oder an den ſteinernen Bogen ſelbſt, oder an die Kuppel, denn mit alle dem laſſen ſich die Schädelknochen paſſend vergleichen: nie hat der Menſch etwas erſonnen, das ſo trefflich darauf berechnet iſt, dem

Druck von oben zu widerstehen und das Ausweichen nach der Seite zu verhindert, als die Weise, wie die Kopfknochen zusammengefügt sind.

Diese Anordnungen wären wohl längst aufgefallen, hätte man sich genau Rechenschaft gegeben, was eigentlich, nach dem Willen der Natur, das thierische Körpergerüste seyn soll: es soll nicht absolute Sicherheit gewähren gegen rohe Gewalt, sondern nur die Wechselfälle des Lebens ausgleichen, wobei immer das Bewußtseyn in uns rege bleibt, daß Schmerz und Verletzung äußerer Gewaltthätigkeit folgt, so daß unsere Erfahrung von der Verletzung und unsere Furcht vor dem Schmerz einerseits die vornehmste Schutzwache des Lebens bilden, andernseits in unserer geistigen Natur zur Grundlage wichtiger moralischer Eigenschaften werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Teplitz, Juli.

Erweiterung und Verschönerung der Stadt. Badesaison.

Der starre und nicht ganz schneelose Winter eines nordischen Mai's war bei meiner hiesigen Ankunft in den ersten Tagen des Juni in ein trübes, unbehagliches Nebelleben aufgelöst, ungefähr wie solches die nicht in der Schlacht gefallenen alten Helden des Nordens nach ihrem Tode zu genießen hatten. Auf der Straße von Peterswald hieher schüttelten die Bäume höchst unmuthig ihre, zum Theil noch blühenden Häupter. Schlimmer sah es hier aus: außer Gichtkranken, die gefahren oder geführt wurden, oder an Krücken den Bädern zuwankten, waren nur gar wenig Badebesucher vorhanden. Aber die Lage der Dinge besserte sich. Nach mehreren Gewitter- und Regentagen erwärmte sich die Luft immer mehr, und so ist denn jezt in der noch mit der mannichfachsten, frischen Frühlingspracht wunderherrlich ausgestatteten Gegend ein wahrhaftes Paradies aufgegangen. Mit jedem Tage nimmt Leben und Munterkeit zu. Den beinahe ohne Aufhören in die Stadt von Morgen und von Abend her einrollenden Wagen mit Kranken gesellen sich die halbkranken und die ganz gesunden Badegäste zu, und in dem grandiosen Schloßgarten des Fürsten von Clari wird gegen Mittag der buntfarbige Strom der Spaziergänger durch die Hauptallee, von den Melodien eines schönen Musikcorps geleitet, immer ansehnlicher und glänzender. Die Stadt selbst und das mit ihr zusammenfließende, neuerlich an Bedeutenheit der Gebäude immer glücklicher mit ihr rivalisirende Dorf Schönau haben seit vorigem Jahre ungemein gewonnen, besonders auch durch die Anlegung einer neuen Straße zwischen Turno und Schönau, die nicht nur den beiden Gemeinden, sondern auch der allgemeinen Communikation wesentliche Erleichterung gewährt. Sodann sind aus mehreren Hütten des mit hübschen Alleen begabten, heitern Dorfes Schönau kleine Paläste geworden, andere bedeutende Häuser an noch ganz leeren Plätzen aus dem Grunde neu aufgestiegen, und in der Stadt ebenfalls manches neue stattliche Gebäude entstanden. Bekanntlich trägt jedes der hiesigen Häuser in der Regel eine Benennung an der Stirn, wie z. B.: „zum König von England," „zum egyptischen Joseph," „zum deutschen Hause" u. s. w. In der Mühlstraße ist im jetzigen Jahre ein „Kaiser von Rußland" und ein „König von Sachsen" neuerbaut worden. Freilich aber haben die Folgen des kalten Mai's manchen Unternehmer solcher Bauten ziemlich niedergeschlagen. Der Menschenüberfluß in den trefflichen Sommern der Jahre 1834 und 1836 hatte die Quartiere selten und theuer gemacht, und das Bedürfniß einer Häuservermehrung so sehr herausgestellt, daß man mit den größten Hoffnungen sich zu neuem Bauen anschickte. Das nunmehrige lange Leerstehen der neuen Häuser zu einer Zeit, wo sonst die Badesaison schon ziemlich in der Blüthe stand, mag besonders solchen, die den Bau mit fremdem Gelde unternehmen, manche nicht ungerechte Besorgniß wegen der Zukunft erwecken.

Neben dem österreichischen großen Militärhospitale bestehen noch schon seit einiger Zeit ähnliche Anstalten für erkrankte Krieger aus Preußen und Sachsen. Vor Kurzem erst reiste bereits ein Transport preußischer Soldaten wieder ab, um einem am folgenden Tage eingetroffenen Trupp kranker Kameraden Platz zu machen. Dem muntern Aussehen nach schienen die Meisten der Abreisenden die Kur nicht ohne günstigen Erfolg gebraucht zu haben. — Zum Besten Hülfsbedürftiger mosaischen Glaubens ist im jetzigen Jahre ein recht wohleingerichtetes, mit einem Gärtchen versehenes Hospital von einem ihrer Glaubensgenossen, Naphthali Kay, wie die Aufschrift besagt, neuerbaut worden. — Während der überstandenen kalten Zeit gehörte es hauptsächlich mit zu den erlaubten Ergötzlichkeiten, den Einwohnern, die noch voll sind von den Festen aus der Zeit der Monarchenzusammenkunft im letzten Herbste, an diesen freundlichen Erinnerungen zehren zu helfen. Der Widerschein des damaligen Gold-, Silber- und Juwelenglanzes und der Pracht aller Art wird den Augenzeugen bei ihren Berichten davon noch lange aus den heitern Blicken leuchten. Und so angefüllt auch Teplitz mit Menschen und Rossen und Wagen gewesen ist, so wäre doch noch für eine weit größere Zahl Unterkommen zu finden gewesen. Wenigstens sind viele in Beschlag genommene Wohnungen, mitunter ganze Häuser nicht bezogen worden. Die Miethen wurden indessen auch für diese vollständig abgetragen. — Die hiesigen Bürger, zwiefach stolz auf ihr Scheibenschießen, seitdem der alle Jahre mehrere Sommerwochen in ihrer Mitte anspruchslos verlebende König von Preußen sie der Theilnahme an demselben würdig, können sich nunmehr auch eines Gleichen von ihrem Kaiser rühmen, der, wie König Friedrich Wilhelm, seinen Namen eigenhändig in das Schützenbuch einzeichnete. Ein gewichtiger, prachtvoller silberner Pokal, welchen außerdem noch die Huld des Monarchen ihnen verehrte, langte im Februar jetzigen Jahres hier an.

Die seit einigen Jahren im fürstlichen Frauengarten bestehende Trinkanstalt für diejenigen, welche neben dem Gebrauche der Brunnen- oder Schlammbäder sich auch auswärtiger Mineralwasser zum Tranke bedienen, verfehlt des allgemeinen Beifalls nicht. Der im vorigen Jahr erbaute große, schöne Säulengang, zunächst für solche Tage bestimmt, wo böses Wetter den Spaziergang unter freiem Himmel nicht gestattet, läßt für seinen Zweck nichts zu wünschen übrig. Der Gang selbst ist durch eine Menge wohlgepflegter, blühender Pflanzen zum überdachten bunten Blumengarten umgewandelt, und die auf das Bedürfniß der Kranken immer rühmlich bedachte Badedirektion pflegt jedes für zweckmäßig zu achtende Verlangen Einzelner nach Möglichkeit zu berücksichtigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 173.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 20. Juli 1836.

Bienen und Dichter sind
Von Handwerk Diebe,
Treiben's mit Liebe.
Th. Moore.

Der Tagdieb.

Ein Tagdieb will ich heißen,
Ein Tagdieb will ich seyn,
Will jeden Tag befleißen
Mich neuer Dieberei'n.

Die Nacht hab' ich bestohlen
Um ihr Korallenriff,
Geladen, was zu holen
An Schmuck war, auf mein Schiff.

Wenn Aller Augen schliefen,
Taucht' ich in ihren Schacht,
Und zog aus ihren Tiefen
Der Edelsteine Pracht.

Und wie zu Nacht, so plagen
Mich Diebsgelüste nun
An hellen Sommertagen,
Und lassen mich nicht ruhn.

Wenn aus dem Rosenzwinger
Der Morgen tritt herfür,
Hasch' ich mit raschem Finger
Die schönsten Rosen mir.

Den rothen Flammengarben,
Die er als Kleid umwarf,
Entwend' ich Dichterfarben
Zum täglichen Bedarf.

Wenn Perlen aus Versehen
Er aus den Locken wischt,
Wer wird den Fund verschmähen?
Gleich sind sie weggefischt.

Die goldenen Gespinnste,
Im hohen Mittagsblau
Frei ausgehängt, zum Dienste
Des Lieds nehm' ich sie schlau.

Mit Abendwolkenrändern
Schmück ich des Kleides Saum,
Gleich ihm mit farb'gen Bändern
Prangt eine Fürstin kaum.

Ein Mäntelein, zum Zeichen,
Daß es vom Himmel stammt,
Schlag ich um seine Weichen
Von himmelblauem Sammt.

Kein Schimmer kann erreichen
Des Diademes Strahl —
Wer ahnt es, daß dem Reichen,
Dem Tag ich Alles stahl?

L. Seeger.

Familiengeschichten.

(Fortsetzung.)

Catharina erzählte nun Franz jenen wunderbaren Zustand und das Gesicht, das ihr erschienen war. Er wurde immer aufmerksamer und griff nur von Zeit zu Zeit nach dem Haupte, wo er einen schmerzhaften Druck fühlte. „Also ein goldener Engel stand oben auf dem Thurme?“ fragte er tief bewegt. — „So deutlich sah ich ihn mit meinen innern Augen,“ antwortete Catharina, „daß ich gewiß bin, ihn auch schon vor meinen äußern gehabt zu haben. Ja, Franz, laß dir sagen: ich weiß es fest und klar, daß diese Erscheinung kein leerer Traum, daß es eine Erinnerung aus meiner frühsten Kindheit war. Nun kann ich mir mein ganzes Schicksal erklären: bei einem großen Brande bin ich als ein hülflos herumirrendes Kind verloren gegangen, und in meinem Gesichte habe ich die Stadt erschaut, in der ich geboren, die Kirche, in der ich getauft worden bin. Alle jene längst verlöschten Bilder sind in ihrer ganzen Kraft vor meine Seele zurückgekommen; ich sehe wieder die brennenden Häuser meiner Vaterstadt, ich höre das Wehgeschrei und den Jammer der Flüchtenden, und erinnere mich, wie ich als kleines Kind in dem Gedränge herumgestoßen werde. Jeden Augenblick bin ich in Gefahr, zertreten zu werden, Niemand kümmert sich um mich, Jeder ist nur mit der eigenen Noth beschäftigt, ich weine, ich schreie nach meiner Mutter — ach, meine Mutter! welchen Schmerz muß sie um mich erlitten haben! und noch jezt! gewiß lebt sie noch, gewiß härmt sie sich um ihr verlorenes Kind.“

„Mein Gott!“ unterbrach sich hier Catharina, „was kommt mir auf einmal für eine Erinnerung?“ — „Kannst du mir deine Mutter beschreiben?“ rief Franz mit dem Ausdruck der höchsten Aufregung.“ — „Nein,“ erwiderte sie, „nicht das ist's, was mir auf einmal einfällt, es ist von ganz anderer Art; wie hieß er nur?“ — „Wer denn?“ — „Sieh, wie ich von der Menschenmenge hin und her gestoßen ward, schoß auf einmal ein schwarzer, zottiger Hund denen, die mir zunächst waren, zwischen den Beinen durch, und gerade auf mich zu. Ich schrie laut auf vor Schrecken; ich kannte ihn wohl, er gehörte einem Nachbar, und wir Kinder fürchteten ihn sehr, denn er war immer so grimmig und bissig, wenn wir in der Nähe spielten, wo er an der Kette lag; nun glaubte ich fest, er werde mir ein Leid anthun, aber es kam ihm nicht in den Sinn; die allgemeine Angst war auch über ihn gekommen, er hatte den Schweif zwischen die Beine geklemmt, heulte kläglich und strich, ohne mich anzusehen, an mir vorbei. Dieser Hund steht mir jezt wieder so lebhaft vor dem Gedächtniß, ach! und er hatte einen so komischen Namen! wie hieß er doch nur? Ich meine, ich müßte mich todtlachen, wenn ich den Namen wieder hörte.“ — „Pfauser hieß er!“ rief Franz, und Beide brachen in das lustigste Gelächter aus. „Pfauser, ja Pfauser!“ rief sie, „so hieß er; aber sage mir nur“ — sie sah ihn ganz erstaunt an — „woher weißt du denn das?“ — „O ich weiß noch viel mehr, und du sollst Alles erfahren; aber zuvor beantworte mir eine einzige Frage: Catharina, erinnerst du dich nicht mehr an die Spiele deiner Kindheit? kannst du dich auf keines deiner Gespielen besinnen, das dir besonders lieb gewesen wäre?“ — „Die Wahrheit zu sagen,“ erwiderte Catharina, „habe ich keine bestimmte Erinnerung außer dem Brande, weder an meine Mutter, noch an sonst Jemand, und doch bringst du mich mit deiner Frage auf Manches, was mir schon wie ein leichter Nebel vor der Seele geschwebt hatte: in meinen Träumen habe ich mich manchmal als ein Kind gesehen und mit einem andern Kinde selig gespielt; wenn ich dann erwachte, so glaubte ich, es sey mein Schutzengel gewesen, und betete zu ihm, und dann mußte ich immer an etwas recht Liebes, an ein recht großes Glück denken, das ich mir aber nicht deutlich vorstellen konnte; ich wußte auch nicht, ob ich es schon einmal besessen habe, oder ob es mir noch bevorstehe, bis du kamst, Franz, und alle meine Wünsche und alle meine Träume in dir erfüllt waren.“

„Und du ein altes Eigenthum wieder fandst, das du in früher Kindheit verloren hattest! Liebes, liebes Käthchen! Du bist ja meine Landsmännin, meine Base, meine süße Braut, die mir von Anbeginn zugedacht war! Welch wunderbare Fügung! dieselben Menschen, die uns zu scheiden drohten, hatten uns schon als Kinder für einander bestimmt. Und ich Thor war in Angst und Zorn so verblendet, daß ich nicht daran dachte, du könntest die verlorene Tochter des Bürgermeisters seyn. Jezt wird es keinen Streit mehr geben um deine Herkunft und Religion, jezt wird das Weib, das ich heimführe, keine Fremde seyn im Hause meiner Eltern, und dich, Catharina, dich bringe ich zu einem guten Vater und zu einer guten Mutter. Mein Traum ist erfüllt, ich habe mein verlorenes Lamm wieder gefunden!“ Er umschlang sie und drückte sie in tiefer Rührung an sich, Catharina sah ihn mit unverwandten Blicken an und sprach kein Wort, sie war wie im Traume. So hielten sie sich lange umfaßt, als auf einmal Franz erbleichte und bewußtlos zurücksank; ein Strom von Blut schoß ihm über das Gesicht.

Alles eilte auf Catharinens Hülferuf herbei, der Arzt war sogleich bei der Hand, und unter seinen Bemühungen kam Franz wieder zu sich. „Wie ist mir nur?“ sagte er; „ich fühle mich so wohl, der Schmerz in meinem Haupte hat völlig nachgelassen, mir ist so leicht, ich

meine, ich könnte fliegen.“ — „Das iſt der Tod!“ jammerte Catharina, „jezt wird er ſterben.“ — „Mit Nichten, ſchöne Jungfrau,“ ſagte der Arzt, „vielmehr iſt es das Leben und die Geneſung; irgend eine große Gemüthserſchütterung, von der in meinem Compendio nichts, aber vielleicht in Eurem Herzen viel geſchrieben ſteht, muß die Kopfwunde noch einmal aufgeſprengt und die Materiam peccantem ausgeſtoßen haben; deßhalb fühlt ſich der Patient ſo erleichtert, denn der gefährliche Druck, der auf dem Gehirn lag, iſt jezt beſeitigt, und wenn Ihr, verehrungswürdige Collegin, den Kranken noch einige Tage, ſo viel es Euch möglich iſt, in Ruhe laßt, ſo wird er ſchneller, als Ihr Euch vorſtellt, wieder disponibel ſeyn und unter den Lebendigen wandeln.“ Er gab die nöthigen Verordnungen und entfernte ſich.

(Die Fortſeyung folgt.)

Zur Kenntniß des thieriſchen Körpers.

Der Magen des Pferdes.

Ein Lieblingsbeiſpiel, wenn es ſich davon handelt, die Uebereinſtimmung zwiſchen dem Bau der Thiere und ihrer Lebensart darzuthun, iſt das Kameel, das Schiff der Wüſte, und es iſt allerdings ſehr merkwürdig, wie bei dieſem Thier Auge, Naſe, Fuß, der zelligte Magen und die Ausdauer auf die Sandwüſte berechnet ſind. Allein gleich intereſſante Fälle liegen uns weit näher. Unter allen Thieren hat das Pferd im Verhältniß ſeiner Größe den kleinſten Magen. Man ſieht aber leicht ein, daß es, hätte es den vierfachen, wiederkäuenden Magen des Ochſen, nicht jederzeit ſtarker Bewegung fähig wäre; der Reiſende könnte dann nicht ſein Roß füttern und wieder aufbrechen, wann er wollte. Der Magen des Pferdes iſt ſelbſt im Zuſtand der Ausdehnung nicht ſo groß, daß er dem Athem und der Flüchtigkeit des Thiers Eintrag thun könnte, und das Futter geht raſcher hindurch, als bei irgend einem andern Thier. Ein Beweis hiefür iſt, daß das Pferd keine Gallenblaſe hat. Die Galle, das Produkt der Leber, iſt beim Verdauungsproceß ein nothwendiges Ingrediens, und die an der Leber hängende Gallenblaſe iſt der Behälter, in dem ſich die Galle ſammelt. Wo die Verdauung in einem großen Magen vorgeht, der die Speiſen in größerer Maſſe und nur nach längern Zwiſchenräumen entläßt, da iſt eine Gallenblaſe nothwendig, und in Folge einer zwiſchen Magen und Gallenblaſe ſtattfindenden Sympathie füllen und leeren ſie ſich zu gleicher Zeit. Wenn ſomit das Pferd wohl Galle, aber keinen Behälter dafür hat, ſo ſezt dies einen faſt ununterbrochenen Verdauungsproceß voraus, und dieſer iſt wiederum eine Folge der Kleinheit des Magens. — Eine andere Eigenthümlichkeit des Pferdes zeigt ſich beim Trinken. Beim Kameel ſezt ſich das Waſſer, das es trinkt, in Zellen ab, die neben dem Magen liegen; trinkt aber das Pferd einen Eimer voll Waſſer aus, ſo iſt in acht Minuten nichts mehr davon im Magen; es iſt raſch durchgegangen in den ſehr geräumigen Darm. Dieſe eigenthümliche Anordnung der Verdauungsorgane beim Pferde ſteht offenbar im genaueſten Zuſammenhang mit ſeiner ganzen Bildung, und namentlich mit ſeiner Fähigkeit zu allaugenblicklicher, ſtarker und lang anhaltender Bewegung.

Umwälzung des Eidotters.

Einer der bewundernswürdigſten Mechanismen in der thieriſchen Oekonomie wird am Vogelei beobachtet. Halten wir ein Ei feſt und machen es oben auf, ſo finden wir den Dotter nahe an der Schale und bemerken auf der obern Fläche deſſelben ein blaſſes Bläschen, die ſogenannte Narbe, welche den Keim des Hühnchens enthält. Wenn die Henne brütet, ſo bringt ihre Körperwärme das Lebensprincip im Keime zur Entwicklung, und ſchon am zweiten, dritten Tag zeigt ſich ein kleiner Kranz von Blutgefäßen, und Tag für Tag kann man ſo das Wachsthum des Hühnchens verfolgen. Bei der zarten Natur dieſes Vorgangs ſieht man leicht ein, wie nothwendig es iſt, daß der Embryo in dieſer erſten Zeit nahe an die warme Bruſt der Henne, nicht an den kalten Boden des Neſts zu liegen komme. Sehen wir nun, wie dies bewerkſtelligt iſt.

Der Dotter iſt eine Kugel von nährender Materie, welche ſpäter dem entwickelten Hühnchen dient, und das kleine Bläschen mit dem Keime ſteckt beim unbebrüteten Ei in der den Dotter umhüllenden Haut, folglich, wie geſagt, an ſeiner Oberfläche. Hätte nun dieſe Dotterkugel ihre Drehungsachſe in der Mitte, ihrem größten Durchmeſſer entſprechend, ſo bewegte ſie ſich nicht, wenn ſich die Stellung des Eis veränderte. Iſt aber die Achſe unterhalb des Mittelpunkts, ſo muß ſich die Kugel drehen, ſo oft man dem Ei eine andere Lage gibt, ob ſie nun ſchwerer oder leichter iſt, als das ſie umgebende Eiweiß; wäre ſie ſchwerer, ſo drehte ſie ſich ſo, daß der Keim dem untern, wäre ſie leichter, ſo, daß er dem obern Theil der Schale ſich zukehrte. Nun iſt aber der Dotter leichter, als das Eiweiß, und liegt in demſelben gleichſam vor Anker an zwei Bändern, den ſogenannten Chalazen, der zähen Materie, die man in einem weich geſottenen Ei findet. Wenn man ſich die Narbe als den Nordpol der Dotterkugel denkt, ſo ſind dieſe Bänder an zwei Punkten jenſeits des Aequators in der ſüdlichen Halbkugel, und zwar ziemlich weit unter der Mitte befeſtigt, und in Folge dieſer Einrichtung und des Umſtandes, daß der Dotter leichter iſt, als das Eiweiß, wälzt er ſich um, ſo wie man das Ei dreht, und der Keim iſt beſtändig nach oben gerichtet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Teplitz, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Bourbonen. Ausflüge. Bilin. Rübenzuckerfabrikation.

Zur Geistesheiterung der hier in den ersten Morgenstunden versammelten Gesundheitskandidaten ist durch ein vollstimmiges Musikcorps recht erfreulich gesorgt. Ueberhaupt verdient die Aufmerksamkeit für das Heil der Kurgäste die lauteste Anerkennung. Sogar auf dem Felde der Literatur, auf dem doch von der, gemüthlich dahin lebenden Stadt Teplitz wohl noch wenige Lorbeern errungen worden, ist diesmal etwas geschehen. Vom Arzte Dr. Frankl bringt nämlich eine hiesige — eigentlich Leitmeritzer — Druckerei eine Schrift: Aerztliche Winke betitelt, welche auf die gehörige Benutzung der Heilquellen hinweist. Sodann besteht noch immer das literarische Museum im Schloßgarten, wobei sich aber freilich die Musen meistens mit politischer Kost behelfen müssen. — Der für sein hohes Alter bewundernswürdig wohlaussehende und kräftige König Karl X., der Herzog von Angoulême nebst Gemahlin und der Herzog von Bordeaux führen mit einem ziemlich bedeutenden Gefolge ein sehr einfaches und eingezogenes Leben. In einigen Wochen werden sie zwar wieder abreisen, aber, wie verlautet, nicht zurück nach Prag, sondern nach Görz, wo der Pallast des Grafen Coronini für sie gemiethet seyn soll. Vor Kurzem ist auch der bekannte französische General Clouet hier angelangt. Nicht lange darauf traf der nicht minder bekannte Kardinal Latil ein.

Das Reisen von hier aus wird immer leichter gemacht. Große, wohleingerichtete Gesellschaftswagen gehen täglich nach allen Richtungen ab. Immer gibt es Gelegenheit in die vielbesuchten Bäder des Landes, und vorzüglich auch nach Prag, Wien und Dresden. Der tägliche Anzeiger, „Kalater“ genannt, ein gewöhnlich auf beiden Seiten vollgedruckter Bogen, dem zuweilen im Laufe des Tages zwei Bogen Supplemente nachfolgen, ist immer reich angefüllt mit den hierauf Bezug habenden Notizen. Nach Prag allein gehen alle Tage fünf solcher Reisegelegenheiten. Die schon seit einigen Jahren stattfindende Einrichtung von Gesellschaftswagen, die jeden Tag nach einem bestimmten, interessanten Punkte der hiesigen, hieran so reichen Umgegend gerichtet werden, wurde diesmal durch das frühere schlechte Wetter und den Mangel an Badegästen etwas verzögert. Seit dem 16ten Juni aber geht ihre Fahrt ununterbrochen fort. Sie begann an diesem Tage mit dem Besuche Bilins. Diese Partie gehört zu den interessantesten. Schon den Weg dahin zeichnet ein überreicher Wechsel anmuthiger Situationen aus. Der erhabene Kranz von Bergen, womit die Natur die so genial gezeichnete, als bunt und frisch und saftvoll ausgeführte Riesenlandschaft, welche der Wagen mit uns durchschneidet, wie in den kostbarsten Rahmen faßte, zur Rechten Anfangs von in der Nähe emporsteigenden Anhöhen und Bäumen verborgen, tritt auf dieser Seite bald in seiner Größe hervor, um uns bis zu unserm Ziele, dem hochemporragenden, sehr charakteristisch gestalteten Basaltfelsen Bilins nicht wieder zu verlassen. Zur Linken hingegen wird das Auge durch eine unendliche Mannichfaltigkeit der Gegenstände fortdauernd unwiderstehlich festgehalten. Bald nach der Ausfahrt gewinnt die ganze Seite ein äußerst pittoreskes Ansehen. Und das vielgestaltige Ganze zerfällt wieder von selbst vor dem staunenden Blick in zahllose einzelne Schildereien. Jede Krümmung der Straße gewährt uns ein neues, mitunter von dem kaum noch bewunderten durch Wegnahme oder Hinzufügung eines Theils, oder auch nur durch eine andere Stellung ganz verschiedenes, herrliches Tableau. Bald nachher verschmelzen sich wieder allmählich neue, durch Natur und Menschenhand vereint entstandene Reize mit der ödern, fahlern und einförmigern Gegend, um zuletzt von Neuem das heiterste, lebendigste Bild darzubieten. Endlich steht der barocke Felsen Bilins ganz in der Nähe vor uns. Die ziemlich weithin ausgestreuten Häuser, Höfe und Hütten Bilins, zwischen denen auf bedenklichem Pflaster der Wagen hindurch taumelt, zeugen mitunter von Wohlstand, mitunter aber auch von großem Verfall und bitterer Armuth. Höchst ergötzlich und geschmackvoll winkt die wohlgeordnete Baumumgebung des nicht weit von der Stadt entfernten berühmten Sauerbrunnens und das auf schlanken Säulen ruhende Gebäude, woher allerlei Erfrischungen zu beziehen sind. Die erste holt der Reisende gewöhnlich am Brunnen selbst. Der schäumende Trank, an der Quelle genossen, ist nach der ermüdenden Fahrt in der Sonnenhitze ungemein erquickend. Späterhin, wenn man im Garten Platz genommen, dient er gewöhnlich mit Raudnitzer, durch Zuckerbeimischung genießbarer gemachtem Weine zu einem Getränke, das den Champagner nicht etwa übertrifft, aber allerdings mit demselben einige entfernte Aehnlichkeit hat und recht behaglich mundet.

Der klare, köstliche Himmel hatte diesmal den Garten ungemein bevölkert und belebt. Der ganze Hofraum war mit Wagen angefüllt. Außer dem gewöhnlichen Gartenconzerte, das man auch leicht entbehrt haben würde, musicirte noch das geflügelte Volk der Luft auf das Mannichfachste und Anmuthigste in den Wipfeln der Bäume. Und es war wahrlich nicht bloß gemeines Gesindel von Virtuosen. Die Primadonna, Signora Nachtigall, verschmähte nicht, sich ebenfalls hören zu lassen, und war gerade ungemein bei Stimme. Durch eigene Anschauung überzeugte ich mich von der Thätigkeit der in dem Städtchen Bilin vom Besitzer, dem Fürsten von Lobkowitz, neuangelegten Runkelrübenzuckerfabrik. Oesterreich, und besonders Böhmen dürfen in dieser Fabrikation schon seit einigen Jahren vielen Ländern zum Vorbild. Es ist kaum zu begreifen, daß in sonst äußerst betriebsamen Gegenden Deutschlands erst jetzt Hand angelegt wird zu Bildung eines für Agrikultur und Handel gleich wichtigen Gewerbszweiges. Der Hauptgrund der Zögerung lag unstreitig in der großen Wohlfeilheit des indischen Zuckers. Das Beispiel Frankreichs beweist übrigens, daß man sich dadurch nicht hätte dürfen abhalten lassen. Zur größten Aufmunterung dazu müssen nunmehr freilich die in den meisten deutschen Staaten auf dem überseeischen Zucker liegenden hohen Zölle dienen. Der seitherige günstige Erfolg der Fabriken von Zucker aus inländischem Material in Böhmen hat so eben die Lust zu solchen Unternehmungen mächtig angespornt. Die sechsundzwanzig bereits in diesem Lande bestehenden Fabriken dieser Art werden, dem Vernehmen nach, in Kurzem um zehn bis zwölf neue sich vermehren. Auch der Fürst Lobkowitz steht im Begriff, noch mehrere anzulegen. Sein Melisszucker in der Bilmer Fabrik soll nichts zu wünschen übrig lassen. Bis jetzt erstreckt sich die dortige Fabrikation noch nicht auf Raffinade. Der aus dem Anbau zu erwartende Vortheil scheint auch in der Umgegend einzuleuchten; wenigstens sah ich ein beträchtliches Stück Land der Runkelrübe gewidmet, das auch im erfreulichsten Zustande sich befand.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 21. Juli 1836.

Hier reibt man nicht in wiegender Carosse,
Man zieht auf rauhem Pfad im Maulthiertrosse.
Wieland.

Ausflug nach Cintra und Mafra.

Erster Brief.

Lissabon, den 19ten April 1836.

Cintra ist das portugiesische Tivoli, und die Eingebornen von Lissabon halten darauf, daß der Fremde es sehe, der auch, wenn solches nicht geschah, am meisten dabei verloren hätte. Ich nahm daher Abrede mit Baron Hogguer, unserm gegenwärtigen Chargé d'affaires am hiesigen Hofe, und wir beschlossen, die kleine Reise Sonnabends den 16ten anzutreten. Wie man uns sagte, war der jetzige Zeitpunkt am geeignetsten zum Besuch der Sierra von Cintra und überhaupt zum Aufenthalt auf dem Lande; nur wenig später, und die Sonnenhitze erreiche einen Grad, der die Reise lästig, und die Anwendung von allerlei Vorsichtsmaßregeln nöthig mache. Ich muß hiebei bemerken, daß in diesem Augenblick Wetter und Clima über alle Beschreibung reizend sind. Kein Wechsel, keine Besorgniß vor bezogenem Himmel oder Regen, der eine Landpartie verderben könnte; immer in gleicher Klarheit lacht der Himmel vom Morgen bis zum Abend, und ich habe, seit ich hier bin, noch nicht das leiseste Wölkchen daran gesehen. Trete ich um fünf Uhr in mein Zimmer und öffne die Balkonthüren (Lissabon hat so viel Balkone als Fenster), so weht mir eine Luft entgegen, deren Milde, Weichheit und Frische unsere schönsten deutschen Julimorgen nicht erreichen. Ich habe, vermöge der amphitheatralischen Lage der Stadt, eine Fernsicht über den Tajo und die Arabidagebirge; beide liegen ohne Dunst, in scharfen, reinen, nur dem Süden eigenthümlichen Conturen da. Nach neun Uhr beginnt es heiß zu werden, recht sehr heiß, wie in unsern brennendsten Sommertagen, aber diese Hitze ist niemals mit Schwüle verbunden, sondern rein, eine bloße Wirkung der Sonnenstrahlen durch diesen krystallklaren Aether. Man bleibt wo möglich im Zimmer bis fünf Uhr, um welche Zeit die Straßen, Plätze und Quai's wieder lebendig werden, die Speisehäuser und Café's sich öffnen und allgemein die Mittagsmahlzeit stattfindet.

Will man in Lissabon eine Reise antreten, so sind dazu ganz andere Dinge nothwendig als in Deutschland, und man ist sehr glücklich, einen Eingebornen zu finden, der, mit den Gebräuchen des Landes bekannt, die Besorgung alles dessen übernimmt, was erforderlich ist. Wäre z. B. Coimbra oder Oporto das Ziel der Reise, ersteres einige dreißig, letzteres etwa fünfzig deutsche Meilen, oder Legua's — beide sind einander ziemlich gleich — von hier entfernt, so könnte man dahin nicht etwa mit Diligence oder Courier reisen, sondern vor Allen müßte

darauf gesehen werden, eine größere Gesellschaft, mindestens von zehn Personen, die dasselbe Ziel hätten, zusammen zu bringen. Für alle diese müssen tüchtige Maulthiere gekauft werden und noch einige mehr für die Bagage und den Mundvorrath; denn es ist nöthig, sich, wenigstens bis Coimbra, mit dem Leztern zu versehen, weil es auf dem ganzen Wege gar keine Wirthshäuser oder nur solche gibt, in denen nichts als ein Bund Stroh und ein unreinlicher Schlafraum zu bekommen ist; ferner muß jeder Reisende wohl bewaffnet seyn, da wenige Legua's vom Weichbilde der Hauptstadt, ja selbst noch innerhalb desselben die betrübendste Unsicherheit herrscht. Es gibt kleine Thäler, so in der Nähe von Lissabon, daß sie noch zu dessen Spaziergängen gerechnet werden können, wie das Thal von Alcantara, durch das der Aquäduct geht, welche als Schauplätze zahlloser Beraubungen und selbst Mordthaten allgemein berüchtigt sind. Weiterhin in den Provinzen haben die Räuber, wie in Italien, ihre Capitano's, und eine Caravane, welche sich nach Oporto begeben will, sey sie noch so wohl bewaffnet, thut gut, wenn sie sich Pässe von diesen Herrn zu verschaffen sucht, welche, wie mir versichert worden ist, hier in Lissabon für Geld zu haben sind. Nach Beobachtung alles dessen kann man allenfalls hoffen, nach einem beschwerlichen Ritt von acht bis zehn Tagen, auf Wegen, die, nach denen in der Nähe der Stadt, zu schließen, in der That abscheulich seyn müssen, in der zweiten Stadt von Portugal anzukommen. Nebenher ist eine solche Reise mit so enormen Kosten verbunden, daß man dafür durch ganz Deutschland und Frankreich zugleich reisen könnte.

Man verzeihe diese Abschweifung, die mir zur bessern Kenntniß des innern Zustandes dieses Landes nicht unpassend erschien. Baron Hogguer und ich überließen alle Anstalten zu unserem kleinen Ausfluge nach Cintra einem jungen Manne, Sohn eines hiesigen geachteten Handelshauses, der sich seit unserer Bekanntschaft mit ihm immer gleich liebenswürdig und gefällig gegen uns gezeigt hatte. Er war einige Jahre in Frankreich und Deutschland gewesen, redete beide Sprachen neben seiner Muttersprache, der portugiesischen, und hatte jenen freundlichen Eifer, sich gefällig und dienstfertig zu bezeigen, wie er nur die Frucht einer guten Erziehung und der Reisen zu seyn pflegt, auf denen man ein freundliches Entgegenkommen der Einheimischen schätzen lernt. Senhor Alfredo Gurrido kam also an dem bezeichneten Morgen früh vier Uhr, ließ uns einige Kleidungsstücke und Toilettengeräthschaften einpacken, und führte uns durch das noch schlummernde Lissabon nach dem Rocioplatz, wo unsere Cavalcade wartete.

Eigenthümlich war die Art von Leben, welches jezt in den Straßen zu erwachen begann. Zerlumpte Bettler, aber doch malerisch in ihre braunen Mäntel gehüllt, schlichen aus den Seitengassen und Winkeln hervor und nahmen ihre Plätze auf den Stufen der Kirchen ein, welche nun bald geöffnet werden sollten, oder lagerten sich um die Fontainen, an denen Lissabon reich ist, und deren Nähe, wie wohl in allen Städten des Südens, der Lieblingsaufenthalt der Lazzaroni's ist. Züge beladener Maulthiere mit ihren Glocken, vom Lande herein kommend, und von ihren Arrieros mit einem seltsamen, gesangartigen Zuruf getrieben, zogen durch die Straßen; Gallegos, Spanier aus Gallizien, welche hier die Arbeiten der Berliner Eckensteher versehen, zu denen sich kein Portugiese, ob aus Stolz oder Faulheit, ist unentschieden, hergeben würde, zeigten sich mit ihren lustigen, braunen Gesichtern und offenem Hals, den Leib mit einer rothen Binde umgürtet und eine beutelförmige Mütze von gleicher Farbe auf dem Kopf. Diese Gallegos sind muntere, gutherzige Bursche voller Gewandtheit und Stärke, denn bei dem Mangel jeder Art von bequemen Transportmitteln, außer Schubkarren, kleinen Wagen und dergleichen, schleppen sie Lasten, über die man erstaunt, und ihre Ehrlichkeit ist bekannt. Zwischen ihnen durch wandelte oder ritt auf seinem Esel der ernste Landmann von Estremadura, seine bunte, wollene Decke über der Schulter hängend, die zu nichts als zum Schmuck dient, die Füße, wenn er ritt, in maurischen Steigbügeln, welche hier noch überall gefunden werden. Ich habe indessen der Schilderung des Lissaboner Straßenlebens, wie es dem Fremden in seiner Eigenthümlichkeit erscheint, einen besondern Artikel gewidmet, und eile daher auf den Rocio.

(Die Fortsezung folgt.)

Familiengeschichten.

(Fortsezung.)

Die Prophezeiung des Arztes traf ein. Franz erholte sich schnell und war bald im Stande, ausführliche Nachweisungen über Catharinens Herkunft zu geben. Name, Alter und Ahnung trafen so wunderbar zusammen, daß der lustige Ausschlag, den der Name des Hundes gab, kaum nöthig gewesen wäre. „Wie steht es denn mit dem bösen Pfauser?“ fragte Catharina; „der wird nicht mehr am Leben seyn.“ — „Nein,“ sagte Franz, „er nahm nach dem Brande seine alte Natur wieder an, und wurde nach und nach wieder so schlimm, daß sich sein Herr entschließen mußte, ihn todtschlagen zu lassen; wir können ihm also das Verdienst, das er sich wahrscheinlich sehr gegen seinen Willen um uns erworben hat, nicht mehr belohnen.“

Auch Herr Woltmann ließ sich durch dieses Zusammentreffen so vieler Umstände überzeugen. „So habe ich

also meine Tochter verloren," sagte er, „und sollte billig darüber traurig seyn. Doch habe ich dich viel zu lieb, Catharina, als daß ich dir dein neues Glück nicht von Herzen gönnen sollte, und zudem denke ich, du werdest nichts dagegen einzuwenden haben, daß du nun zwei Väter gewonnen hast, welche hoffentlich nicht eifersüchtig auf einander seyn werden. — Hört, Kinder, was ich euch vorschlagen will: man kann ja doch nicht voraus wissen, wie Alles geht; deßhalb wollen wir alle drei zusammen reisen, dann soll sich Catharina ihren Eltern zeigen, und wenn sie dich wollen, so trete ich dich ihnen ab. Bei deiner Verheirathung habe ich jezt nichts mehr darein zu reden, weder dafür noch dagegen, da du, wenn deine Herkunft sich bestätigt, bereits Franzens Braut bist."

„Nun, so reisen wir denn, Vater," rief Franz, „morgen, gleich heute, ohne Aufschub!" — „Gemach, so schnell geht es nicht, wir müssen hier zuvor noch ein Geschäft abmachen." — „Das Haus muß zuvor ausgebessert werden," sagte Catharina. — „Auch damit hat's keine Eile, aber der Stadt Attendorn sind wir einen Dienst schuldig." — „Welchen?" fragte Franz. — „Wie? erräthst du es nicht? und hast zwei Jahre in dieser Stadt gelebt, und bist unter dem Schuz ihrer Mauern und Gesetze ruhig und unangefochten gewesen, wie ich und jeder Bürger! Sind wir dafür keinen Dank schuldig und nicht verpflichtet, ihr den erlittenen Schaden vergüten zu helfen?" — „Lieber Vater! seyd Ihr etwa der Meinung, wir müssen vorher neue Glocken gießen? Bedenkt nur, das währt ja eine Ewigkeit! Wollt Ihr Catharinens Eltern so lange warten lassen?" — „Es währt nicht so lange; ich habe gestern neue Gesellen, die sich bei mir gemeldet haben, angenommen. Und Catharinens Eltern, die so viele Jahre lang gewartet haben, werden es diese paar Wochen wohl auch noch aushalten; ja, wenn sie's wüßten, dann wär's ein Anderes. Und kurz und gut, ich kenne meine Pflicht!" Franz bat noch lange, aber vergebens; der Meister blieb unerschütterlich. „Wenn du allein vorauszuziehen willst," sagte er, „so bin ich nicht dagegen; ich komme dann mit Catharinen nach. Mitgeben kann ich dir das Mädchen nicht, das würde sich nicht schicken." Was konnte Franz machen? Catharina hätte ihn nicht so flehentlich anzublicken nöthig gehabt, er willigte von selber ein.

Die Arbeit schritt rasch vorwärts; der Meister trieb am heftigsten zur Eile. Das geschmolzene Gold aus jener Glocke, das man in dem Schutt der Kirche fand, reichte gerade hin, den Thurm wieder herzustellen. Herr Woltmann ließ sich nur das Material zu den neuen Glocken geben, die Arbeit lieferte er unentgeltlich. Während dieser Zeit sah man ihn oft auf's Rathhaus gehen, aber Niemand wußte warum; Franz, der ihn einmal befragte, erhielt die kurze Antwort: „Ich habe einen Plan, den du schon noch erfahren sollst." Endlich war die Arbeit fertig; auf der größten der neugegossenen Glocken las man, nach Franzens Erfindung, die Inschrift:

In Freud und Leid
Bin ich bereit,
In Noth und Tod
Bin ich der Bot.

Herr Woltmann erhielt von der Stadt einen schönen silbernen Pokal, Franz das Bürgerrecht zum Geschenk, und unter dem Geläute der neuen Glocken traten sie ihre Reise an.

Sie eilten sehr, und hielten sich nirgends länger auf, als nöthig war. Je mehr sie, am Rhein hinauf, gegen Süden kamen, desto heimischer fühlte sich Catharina; sie meinte all diese Gegenden, diese alten berühmten Städte schon gesehen zu haben. Als sie den Neckar überschritten hatten, fragte Catharina: „Was sind dies für Berge?" und deutete auf eine waldbewachsene Gebirgskette, die wild und frisch vor ihren Blicken emporstieg. — „Es sind die Berge der Heimath, die Wächter deiner Kindheit, denen du, böses Kind, entlaufen bist." — „Ach, da ist er! da ist er!" rief sie wieder und deutete auf die Stadt, die sich am Fuß des Gebirges entfaltete; die würdige Gestalt des Thurmes ragte aus ihrer Mitte empor, und in der Abendsonne leuchtete der goldene Engel, dessen Fahne eben ein frischer Südwind gegen die drei Reisenden wendete. — „Das ist er!" jubelte Franz; „grüß dich Gott, Catharina! du bist zu Hause!" — Sie fielen sich in die Arme, der Meister legte ihnen die Hände auf das Haupt und küßte und segnete sie.

Nun trafen sie ihre Verabredung. Franz nahm es auf sich, die Scene des Wiedersehens anzuordnen; er versprach, ihnen einen vertrauten Mann entgegenzusenden, der sie indeß in eine Herberge führen sollte, und eilte voraus. Er trat durch das Thor, aus dem er vor zwei Jahren gezogen war, die Ringmauern der Vaterstadt schloßen ihn wieder ein. Als Bettler, um eine geträumte Leidenschaft verkürzt, hatte er sie verlassen, als König, im Besitze wahrer Liebe, kehrte er in sie zurück. Durch die alten Straßen, an wohlbekannten Häusern vorüber, aus deren Fenstern gastliche Lichter winkten, schritt er der Kirche zu, in deren riesigem Schatten das Vaterhaus lag. Um seine Rührung zu dämpfen, hatte er einen Scherz ersonnen: als reisender Handwerksgesell wollte er auftreten und sich bei seinem Vater zur Arbeit anmelden.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Neue Theaterstücke.

Bei den 26° Hize dieser Sommertage sollte man es kaum möglich halten, so viel Leute zum Besuche des Schauspiels

zu bereden, als nöthig sind, um einen einzigen Saal zu füllen, und dennoch stehen täglich in und um Paris zwanzig Säle offen und erwarten Zuspruch. Auch gibt es hier solche leidenschaftliche Liebhaber des Theaters, daß sie demselben die schönsten Sommerabende opfern, die freilich in dem staubigen und baumlosen Paris nur kümmerlich genossen werden können, wofern man sich nicht in die dunkeln Baumgänge des Tuilerien-, oder des Luxemburger-, oder des Pflanzengartens rettet. Und es gibt nicht allein Zuschauer, sondern auch neue Stücke bei diesem heißen Wetter. Ich könnte mehrere Dutzend Melodramen, Schauspiele und Vaudevilles anführen, welche diesem Sommer ihr Entstehen zu verdanken haben, und wenn man vollends die in den ganz kleinen Theatern aufzählte, so würden es noch weit mehr. Diese kleinen Stücke finden aber die Theaterrecensenten in den großen Tageblättern selten der Erwähnung werth. Un procès criminel ist das bedeutendste Stück, welches das Théâtre français zu Tage gefördert hat. Es soll die Sucht der Frauen, den Verhandlungen von Criminalprocessen beizuwohnen, von der lächerlichen Seite schildern. Diese Sucht ist jedoch etwas Seltenes. Bei außerordentlichen Fällen, z. B. bei Larouciere's Criminalproceß, drängen sich die Damen freilich herbei, obschon hier Manches verhandelt wird, was das Zartgefühl verletzt. Wenn aber die allgemeine Neugierde auf einen solchen Proceß gespannt ist, und Jedermann die Hauptpersonen bei demselben mit eigenen Augen zu sehen wünscht, so ist es auch natürlich, daß sich Damen, die mehr Neugierde, als Discretion besitzen, dabei einfinden, und die gerichtlichen Verhandlungen wie einen neuen Roman behandeln, wovon sie nothwendig das Ende wissen müssen, ehe sie sich schlafen legen. Bieten die Gerichtsverhandlungen nichts Besonderes, so sieht man auch nur wenige Damen. Dagegen findet man immer eine Menge Volks, Männer und Weiber, welche hier einen halben Tag, auch wohl noch länger verweilen, wodurch sie nothwendig ihre Arbeit versäumen. Man kann ihnen aber diesen Zeitvertreib wohl gönnen, besonders da man ihnen das Vergnügen, den Lotterieziehungen beizuwohnen, das sie selten versäumten, durch die Abschaffung der Lotterien genommen hat, und wozu ein Lustspiel, um ihnen den Saal der Criminaljustiz zu verleiden? Es hat ja dieses Volk so wenig unentgeltliche Unterhaltung, und bei diesen gerichtlichen Verhandlungen lernt es doch immer etwas, wenn es auch nur ein wenig Menschenkenntniß ist, und die Ueberzeugung, daß das Verbrechen früh oder spät an den Tag kommt und bestraft wird. Diese Bestrafung des Lasters ist auch stets die Lehre, welche ihm die Melodramendichter auf den Boulevardstheatern vor Augen halten, wiewohl sie zuweilen das Laster etwas zu sehr ausmalen. Eine solche Lehre liegt denn auch in einem neuen Schauspiele des Porte St. Martintheaters: la duchesse de la Vaubalière, von Rougement. Der Held dieses Stückes ist ein herzoglicher Taugenichts aus der Zeit der Regentschaft des Herzogs von Orleans, und die sichtbare Vorsehung in dem Stücke ist ein Notar, welcher stets ein nützliches Aktenstück oder gerichtliches Dokument bei der Hand hat, wodurch die Schlechtigkeit des Herzogs an's Tageslicht gezogen wird und seine Bubenstreiche verhindert werden. Man könnte das Stück den „allzeitfertigen Notar" nennen, daher auch ein Tageblatt bemerkt, alle Clercs de notaire in Paris haben der ersten Vorstellung beigewohnt und der Verherrlichung ihres künftigen Standes Beifall gejauchzt. Ein Blatt bemerkt ironisch, der Dichter hätte dem Notar ein Paar Flügel anlegen, und am Ende des Stückes diesen als Notar verkleideten Genius der Gerechtigkeit gen Himmel aufsliegen lassen sollen. (Die Fortsetzung folgt.)

Teplitz, Juli.

(Beschluß.)

Witterung. Johannisfeuer.

Die durch die lange Dürre und Kälte sehr beeinträchtigten Feldfrüchte haben sich fast insgesammt so vollkommen erholt, daß ihr grünes, saftvolles Ansehen einen wahrhaft reizenden Anblick gewährt. Auch die Bäume, früher sehr zurückgekommen durch Frost und Trockenheit, haben, bis auf den Raub, den hie und da der zurückgekehrte Winter an ihren Früchten beging, sich nicht nur völlig erholt, sondern sie stehen auch noch in ihrem ganzen, hellleuchtenden Maischmucke da. Die Maikäfer wollen daher noch immer nicht glauben, daß ihre Herrschaft bereits vorüber sey, und durchfliegen fortdauernd die Lüfte um so kecker, da manche noch wirklich hin und wieder stehende Kirschblüthe sie in diesem groben Irrthume zu bestärken scheint. Ein bereits mehrere Tage anhaltender Regen wird ihnen jedoch hoffentlich die Augen öffnen.

Von den, wie gewöhnlich in dieser Periode der hiesigen Badezeit, zu Teplitz in starker Anzahl anwesenden Einwohnern des benachbarten Königreichs Sachsen faßte am 22sten dieses Monats der Saal des Stadtbades den größten Theil zu einer Todtenfeier ihres entschlafenen Königs Anton. Musikalische Trauertöne waren recht sinnvoll verbunden mit einem gehaltreichen Vortrage des Dr. Goldhorn aus Leipzig. — Die Johannisfeuer sind ein uralter, unstreitig aus dem Heidenthume stammender Gebrauch, der noch in vielen Gegenden am Vorabend des 24sten Juni in Ausübung gebracht wird, besonders auch im schlesischen Gebirge und auf den Teplitz umgebenden zahlreichen Anhöhen. Es versammelt sich nämlich bei einbrechendem Dunkel auf ihnen die benachbarte ländliche Jugend, unter mancherlei Gesängen im Kreise mit hoch emporgeschwungenen, brennenden Besen herumspringend. Diese werden dann gemeiniglich, wie die Fackelreste bei einem Studentenvivat, auf einen Haufen zusammengeworfen. In Schönau und der ganzen Umgebung sah man die Vorbereitungen dazu schon am Tage überall. In den Häusern wurden die alten Besen zusammengeholt und gar geschäftig nach den nächsten Bergen und Hügeln transportirt. Man scheint zu diesem Zwecke die abgenutzten Besen des ganzen Jahres aufzubewahren. Am Abend füllten sich alle zwischen der Stadt und dem Dorfe Schönau und zunächst hinter ihr befindlichen Anhöhen mit einheimischen und fremden Schaulustigen. Sehr zahlreich war unter andern die Versammlung um den mit einem geräumigen Pavillon verzierten Mont-Ligne, einen Punkt, der, beiläufig gesagt, in Verhältniß zu dem köstlichen Panorama, das er gewährt, von Badegästen und Reisenden viel zu wenig berücksichtigt wird, obschon in dem sehr anständig eingerichteten Pavillon die gewöhnlichen Ansprüche an Erfrischungen zu gewöhnlichem Preise sich hinlänglich befriedigt sehen. Nach kaum eingetretener Dämmerung ließen die ringsumgelegenen Höhen nicht lange mit ihren Feuerzeichen warten. Ein Flammenkreis nach dem andern bewegte sich unter den Freudensprüngen derer, die ihn mit ihren lodernden Besen bildeten. Bald blitzten allenthalben in der Nähe, wie auf den fernsten Bergen, die rothen, hüpfenden Lichter empor, zu denen die stillen, weißen Strahlen des Mondes und der Sterne einen reizenden Gegensatz bildeten.

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 175.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 22. Juli 1836.

Sprengʼ deinen Sarg, ſteh' auf und halte Wache!
Byron.

Erwin's Grab.

Der Himmel ſchleuderte Blitze
Alljährlich zorneswild
Herab auf die Münſterſpitze,
Und ſtürzte von ſeinem Sitze
Manch altes Heil'genbild.

Die Racheſtrahlen galten
Dem glaubenloſen Geſchlecht:
Zu erben den Thurm, den alten,
Zu ſchau'n die frommen Geſtalten,
Verlor es längſt das Recht.

Geſchreckt von ſolchen Gefahren,
Iſt Erwin plötzlich erwacht,
Er iſt, ſein Werk zu wahren,
Vom Schlummer aufgefahren
In ſeiner Sargesnacht.

Er fleht zum Thron der Gnaden
Um ſeinen heil'gen Thurm,
Er will der Sünde Schaden
Auf ſich alleine laden,
Auf ſich der Rache Sturm.

Der einſt ob ſeinem Gebäue
So manches Jahr gewacht,
Er will, der Vielgetreue,
Nun opfern ihm auf's Neue
Den Schlaf der Grabesnacht.

Den Himmel rührt ſein Flehen,
Auf's Neue gibt er Friſt;
Er läßt den Thurm beſtehen,
Ob dran die Böſen erſehen,
Wo Heil und Leben iſt.

Und ſchonend jezt am Dache
Der Blitz herunterſchlägt,
Erlöſchend im Gemache,
Wo, müd von langer Wache,
Erwin ſich ſchlafen gelegt. *

* Der jüngſt errichtete Blitzableiter am Straßburger Münſter erreicht die Erde in dem Grabgewölbe, wo Erwin's Aſche ruht.

Familiengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Die beiden Eltern ſaßen in der großen Stube, die von einer Lampe ſpärlich erleuchtet war, und ſprachen von dem fernen Sohne; eben ſagte der Vater: „In

Attendorn darf er mir jezt nicht lange mehr bleiben, entweder muß er zurück zu mir oder —“ da klopfte es an der Thüre. „Um Gotteswillen!“ rief die Mutter und schmiegte sich ängstlich an den Vater; „bei Nacht klopfen nur Hexen und Gespenster an!“ — „Sey nicht so einfältig, Weib! wer wird's seyn? vielleicht ein Reisender, der nicht weiß, was man hier zu Lande für Aberglauben hat. Nur herein!“ Die Thüre ging auf und herein trat der Fremdling.

Er begann den üblichen Spruch und sagte bescheidentlich: „Mit Gunst, Meister. Ich bin ein fremder Glockengießergesell und begehre bei dem Meister in seiner Werkstatt zu arbeiten, seinen Schaden zu wenden und seinen Nutzen zu fördern. Kann mir solches widerfahren, so wäre es mir ein guter Dienst.“ Die Mutter hatte ihn sogleich erkannt und drohte ihm hinter des Vaters Rücken mit dem Finger. Der Vater aber erkannte ihn nicht und antwortete ihm in derselben Weise: „Mit Gunst, Fremder. Ich bedanke mich für diesmal ganz freundlich. Was ist Euer Begehren weiter?“ — „Es ist mein Begehren eine frische, freie und redliche Ausschenk (Bewirthung), wie es einem ehrlichen Glockengießergesellen gebührt und zusteht, der sein Handwerk ehrlich und redlich erlernt hat. Kann mir solches widerfahren, so wäre es mir lieb. Kommt mir von Euch oder sonst woher ein anderer ehrlicher Glockengießergesell wieder zu Handen, so will ich ihm dasjenige wieder erweisen, nach Handwerksgewohnheit und Gebrauch, nach ihrem Begehren und nach meinem Vermögen.“ — „Mit Gunst, Fremder. Wo seyd Ihr zu einem Gesellen gemacht worden?“ — „Mit Gunst. In Wien.“ Ein Scherz, dachte Franz, ist keine Lüge. — „Wo habt Ihr zum Lezten gearbeitet?“ — „In Nürnberg.“ Der Vater fühlte sich sehr geschmeichelt, daß ein Gesell von solchen Städten her noch zu ihm komme. Er fuhr fort: „Mit Gunst. Was ist Euch anbefohlen worden?“ — „Es ist mir anbefohlen worden von Meistern und Gesellen in Nürnberg, ich soll Meister und Gesellen allhier fleißig grüßen von wegen des Handwerks.“ — „Sey Dank von wegen Meister und Gesellen. Ist Euch sonst nichts anbefohlen oder mitgegeben worden?“ — „Mit Gunst, es ist mir anbefohlen und mitgegeben worden ein kleiner Zettel, den soll ich mir so lieb seyn lassen, als mein eigen Leib und Leben und ehrlichen Namen, und soll ihn aufweisen bei Meister und Gesellen, wo das Handwerk redlich und ehrlich ist. Wo es aber nicht ehrlich und redlich ist, da soll ich's helfen ehrlich und redlich machen, soll strafen, was strafen heißt, soll strafen, daß ihnen der Beutel kracht und mir mein junges Herz im Leibe lacht. Mit Gunst, Meister, seht, ob die Kundschaft gut ist.“

Nachdem Franz diesen damals schon uralten Gesellengruß, der die löbliche Verbindung der Handwerksgenossen zu gegenseitiger Förderung und Unterstützung so treuherzig ausspricht, in der üblichen eintönigen, halb singenden Weise vorgebracht hatte, zog er das Zeugniß, das ihm Meister Woltmann ausgestellt, nebst der Urkunde, worin ihm das Bürgerrecht ertheilt war, hervor. Der Vater ging damit an's Licht und fing mit großem Erstaunen an zu lesen. Attendorn, den — — da vernahm er den Schall eines herzhaften Kusses. Er wandte sich um, und nun erkannte er den Sohn, der in den Armen der Mutter lag. „Was!“ rief er, „gottloser Junge, deine alten Eltern so zu betrügen!“ und faßte ihn wohlgefällig, um ihn ebenfalls zu liebkosen. „Da bin ich wieder, liebe Eltern,“ sagte Franz; „vergebt mir, daß ich euch so unangemeldet über die Schwelle springe, aber ich will mich noch darüber rechtfertigen; daß ich nicht muthwillig davongelaufen bin, beweisen die Papiere dort.“

Der Vater griff wieder nach ihnen und las sie; sie lauteten beide so gut, und besonders die Ertheilung des Bürgerrechts war so ehrenvoll, daß er ihn noch einmal umarmte. „Du bist ja ein wackerer Junge geworden!“ rief er. — „Nun, wenn ich euch Freude gemacht habe,“ sagte Franz, „so erfüllt mir gleich eine Bitte.“ — „Es soll geschehen, wenn's nichts Unstatthaftes ist.“ — „Laßt den Tisch, den ich gedeckt sehe, wieder ableeren, bestellt in aller Eile ein kleines Mahl auf der Zunftstube, und ladet, ich bitte euch inständig, den Herrn Bürgermeister Matthäus Baur und seine Frau nebst andern Verwandten und Freunden dazu.“ — „Was soll das? jezt, da es schon so spät ist?“ — „Fragt nicht, lieber Vater; Ihr werdet Alles erfahren; glaubt doch ja nicht, es sey eine sündliche Eitelkeit von mir, und ich wolle aus meiner Ankunft ein Fest machen; nein, es hat seinen guten Zweck, ich habe etwas auf dem Herzen, etwas sehr Wichtiges, was ich daselbst entdecken will. Ich bitte Euch, Vater, thut mir die Liebe.“

Der Vater sah wohlgefällig auf den männlich gebildeten Sohn und gewährte seine Bitte. Während er nach seinen Gästen umhersendete, wollte die Mutter den Sohn ausforschen, aber er sagte lächelnd: „Ich darf nichts ausplaudern, liebe Mutter, bis es an der Zeit ist, denn das Geheimniß hängt nicht von mir allein ab, und ich habe mein Wort geben müssen.“ — „Aber die Frau Bürgermeisterin,“ sagte die Mutter, „wird schwerlich kommen; es ist heute der 23ste September, der Jahrestag des großen Brandes, und diesen feiert sie in tiefer Trauer um das Kind, das sie damals verlor; sie ist darüber noch so betrübt wie in der ersten Zeit.“ — „Dann,“ erwiderte Franz, „thut mir den Gefallen, Mutter, und sendet noch einmal ausdrücklich zu ihr: ich ließe sie dringend bitten, sie möchte doch nicht wegbleiben, sondern mir zu Liebe kommen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ausflug nach Cintra und Mafra.

(Fortsetzung.)

Wir trafen die Maulthiere, welche Garrido gemiethet hatte und welche am Abend vorher von Cintra gekommen waren, bestiegen sie unter den Scherzen ihres Treibers und dem stummen Gaffen einer Menge Leute aus den niedrigsten Classen, die umher standen oder saßen, und ritten davon, gefolgt von dem Arriero zu Fuß, der seine Thiere durch ein eigenes Schnalzen mit der Zunge zum Schnellergehen antrieb, ein Umstand, der mich Anfangs verwunderte, der mir aber sehr bald dadurch klar ward, daß dieses leise, sanfte Schnalzen gewöhnlich mit einer Berührung des Stabes verbunden war, den der Arriero führte und an dessen unterem Ende sich eine scharfe, dem Auge fast unmerkbare Eisenspitze befand. Ich muß gestehen, daß mir dieses Stechen der Thiere, welches hier allgemein anstatt der Peitsche üblich, im höchsten Grade verhaßt ist; es hat etwas Heimtückisches, Häßliches, und die Stiere, Esel und Maulthiere, welche auf diese Art angeregt werden, bluten fast immer — ein unleidlicher Anblick!

Lissabon ist sehr groß und möchte, wenn man die vielen Felder, Gärten und wüsten Plätze, die innerhalb seiner Ringmauer liegen, dazu rechnet, wohl ziemlich den Flächenraum von Paris einnehmen. Der Weg, den wir vom Rocio bis zur Porta da Bemfica zurückzulegen hatten, kam mir unendlich vor, wozu auch die schlechten Gassen in diesem Stadttheil, ihr steiles Ansteigen und Abfallen, der üble Geruch, der darin verbreitet war, und ihr abscheuliches Pflaster viel beitragen mochten. Indessen waren auch hier, wie überall in dieser Hauptstadt, mitten in den entlegensten Winkeln einzelne Paläste und Gärten zerstreut, über deren Mauern die ganze Fülle einer unendlich üppigen Frühlingsvegetation sich hervordrängte. Dichte Rosengebüsche mit tausenden der schönsten Centifolien, eine über die andere hervorschwellend, blühende Acacien, Orangenbäume voller Früchte, Cactus und Palmen ließen von Zeit zu Zeit durch ihre herrlichen Düfte die unangenehme Atmosphäre vergessen, welche auf ganz eigenthümliche Weise diese Gassen von Lissabon erfüllt; ich muß hinzusetzen, nicht diese allein, sondern in der Sonnenhitze ohne Ausnahme alle Straßen und Plätze. Es ist ein süßlicher, schmutziger Geruch, erzeugt durch die Transpiration einer in der Gluth hingelagerten Volksmenge, bei welcher Reinlichkeit nicht die erste Tugend ist, das wahre Element der Cholera, die denn auch im Jahr 1833 schrecklich hier gewüthet hat. Man versicherte mir, daß damals an 24,000 Menschen das Opfer dieser Seuche geworden seyen; bei einer Bevölkerung von 250,000 gewiß eine sehr große Zahl.

Nahe an der Barriere von Bemfica kamen wir an dem Pallast vorüber, den die junge, schöne Kaiserin von Brasilien, die Wittwe Dom Pedro's, gegenwärtig bewohnt. Er ist nicht von bedeutendem Umfang, und mit seinem Garten, den eine hohe Mauer umfängt, so hoch, daß kaum die Gipfel der Bäume darüber hinausragen, würde er einem Kloster gleichen, ohne die Schildwachen, die vor seinem Thore auf und abgehen. Endlich befanden wir uns außerhalb der Stadt, zu meinem Leidwesen aber nicht außerhalb dem Bereich des Steinpflasters, welches unglücklicherweise bis Cintra fortdauerte, eine Strecke von fünf Legua's. Die Straße ist nach Art der französischen Chausseen, aber so schlecht gepflastert, daß das Reiten darauf in der That höchst beschwerlich war, und ich bis jezt noch nicht begreife, wie ein Fuhrwerk, eine Kutsche, selbst eine portugiesische Carriole darauf fortkommen kann. Auch begegneten wir nicht einem einzigen Wagen auf dem ganzen Wege, der doch von der Hauptstadt nach zwei königlichen Landsitzen führt, nach zwei Städten und den zahlreichen Quinta's, die überall zerstreut liegen und von denen die Sierra voll ist.

Die Physiognomie der Landschaft, durch welche wir zogen, war übrigens, wenn nicht gerade schön, doch sehr angenehm, und bot überall den Anblick wohlbebauter Felder; üppige Saaten, wobei die Winterfrüchte bereits in hohen Aehren standen, bedeckten den Boden und gaben ein günstiges Zeugniß von dem Fleiß des Landmanns. Dorf reihte sich an Dorf, wohin der Blick sich wendete, zeigten sich Wohnungen im dunkeln Laub der Oliven, und von Citronengärten umgeben. Fluren und einzelne Aecker waren mit Hecken von Aloestauden eingefaßt, welche hier zu einer riesenmäßigen Größe und Stärke anwachsen, und deren ungeheuer dicke, mit Stacheln bewaffnete Blätter zu allem Möglichen verwendet werden, selbst zu Kunstprodukten der feinsten Art, indem man versteht, Fäden aus diesen Blättern zu spinnen, die mit der Seide an Glanz und Schönheit wetteifern, und woraus man die zierlichsten Arbeiten, Teppiche, Stickereien, Körbe, Pompadours u. a. verfertigt. Wäre ganz Portugal cultivirt, wie diese Strecke zwischen Lissabon, Cintra und Mafra, so müßte es ein blühendes und glückliches Land seyn, um so mehr, wenn man die lange Meeresküste erwägt, die seine westliche Grenze bildet, und welche gewissermaßen Handel, Wandel und Wohlstand unwiderstehlich an dieses reizende, von Sonne und Natur verschwenderisch geliebte Ufer zu locken scheint. Aber dem ist nicht so: nur noch wenige Legua's, und diese Cultur hört auf, und halb Portugal liegt brach, kein Pflug berührt mehr die mütterliche Erde, welche die kleinste Pflege so dankbar vergilt; niedergehauen sind

die Pinienwälder, ohne daß je ein Mensch daran dachte, für künftigen Bedarf andere zu säen oder zu pflanzen, der Landmann wohnt in höhlenartigen Hütten ohne Fenster, und entrichtet freilich nur sehr unbedeutende oder gar keine Abgaben an die Regierung, weil da das Recht aufhört, wo Nichts ist. Einen so traurigen Zustand zu ändern, der seinen Grund zum Theil in den nunmehr aufgehobenen Klöstern, mehr aber wohl noch in den übrigen Feudalverhältnissen des Landes hat, und der sehr tief mit dem ganzen innern Leben der Nation verwachsen ist, kann wohl nicht das Werk weniger Jahre seyn, und wäre ein Unternehmen, eine Arbeit, die das Genie, die Kraft und den Despotismus eines Pombal, vereinigt mit unendlich mehr Glück, als dieser Staatsmann hatte, erforderte. Ein Pombal ersteht aber nicht jedes Jahrhundert in Portugal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Neue Theaterstücke.

Der Constitutionnel, ein geschworner Feind des Romantismus und der Dumasschen, freilich ziemlich starken Theaterlicenzen, nimmt den Beifall, welchen la duchesse de la Vaubalière erhalten, ganz ernsthaft, und meint, dies sey ein Beweis, daß im Grunde ein einfacher Plan, ohne alles Theatergepränge, doch bessern Eingang finde, als der ungeheure Apparat, der zu den Stücken der romantischen Schule (z. B. zu Dumas unsinnigem und gräßlichem Don Juan de Marana) verschwendet werde, und bei dem das Theater zu Grunde gehe. Das neue Stück hat allerdings die Theaterdirektion nichts gekostet, und insofern ist es für das Porte St. Martintheater ein willkommener Gast, zumal da er vom Publikum dieses Theaters sehr gut aufgenommen worden ist. Eine Unwahrscheinlichkeit mehr oder weniger kümmert das Volk keineswegs, und solch ein bürgerlicher Schutzgeist, wie der Notar im Stücke, welcher stets im günstigen Augenblicke erscheint, um die Schelmerei eines Großen und Mächtigen zu verhindern oder zu bestrafen, dünkt ihm etwas Herrliches und außerordentlich Ergötzliches. Es ist also leicht möglich, daß dieses Stück seine hundert Vorstellungen erlebt. Im Grunde sind die Albernheiten desselben weit verzeihlicher, als die gräßlichen Abgeschmacktheiten des lezten Dumasschen Stückes, die auch eine moralische Nutzanwendung enthalten; allein diese erkauft doch die Theaterdirection und der Zuschauer etwas theuer. Das Gaietétheater hat auch solch ein neues melodramatisches Exempel von den Folgen des Lasters in seinem „Grafen von Horn“ aufgestellt, einer geschichtlich wahren Figur; denn bekanntlich beging vor einem Jahrhundert ein durch Ausschweifungen zu Grunde gerichteter Graf von Horn in Paris eine Mordthat an einem seiner Gläubiger, wurde eingezogen und zum Tode verurtheilt. Der Adel suchte die Hinrichtung zu hintertreiben, unter dem Vorgeben, ein Adeliger auf dem Schaffot lasse seine Schande auf den ganzen Adel fallen. Der Regent, Philipp von Orleans, der seiner Liederlichkeit ungeachtet im Grunde doch den Sinn für Recht und Billigkeit nicht verloren hatte, achtete aber auf die dringenden Vorstellungen der Hofschranzen keineswegs, und ließ den adeligen Deutschen ohne Barmherzigkeit durch den Henker hinrichten, wie den gemeinsten Verbrecher; ein warnendes Beispiel für diejenigen, welche etwa geneigt seyn sollten, ihren hohen Stand durch Mordthaten zu entehren. Diese Strenge that die beste Wirkung, und die Nation wußte es dem Regenten Dank, daß er den Ränken der Hofleute mit solcher Festigkeit widerstanden hatte. Da nun alle Boulevardstheater von solchen dramatischen Beispielen der bestraften Verruchtheit leben, so ist der Cirque olympique, bekanntlich ein Vereinertheater, hierin auch nicht zurückgeblieben und hat einen „Maudit des mers“ gebracht, das heißt, einen Seemann, der, weil er im Sturme Gott gelästert hat, vom Racheengel erfährt, daß er dazu verdammt sey, auf dem Meere in seinem einsamen Schiffe herumzuirren, bis er Jemand finde, der, ungeachtet des auf ihm lastenden Fluches, sich bereitwillig zeigt, bei Gott für ihn zu bitten und dessen Barmherzigkeit für den Verfluchten zu erflehen. Somit irrt denn der ewig wandernde Seemann mit seinem Schiffe umher, wird überall, wo er anlandet, zurückgestoßen und verflucht, sucht Gutes zu thun, findet aber überall nur Abscheu, bis zulezt ein unschuldiges Mädchen sich seiner erbarmt, für ihn betet und seine Verzeihung erhält, worauf denn seiner Wanderung ein Ende gemacht wird. Wahrscheinlich liegt diesem Stücke ein altes Mährchen oder eine Ballade zum Grunde. Die Handlung geht in den vier Welttheilen vor; mit der von der französischen Dramatik, der klassischen nämlich, vorgeschriebenen Ortseinheit sieht es hier also schlimm aus; allein dieses Gesez ist in der lezten Zeit so häufig verlezt worden, daß es dadurch seine alte Kraft verloren hat, und daß kein Stück mehr wegen dieser Verletzung verdammt wird. Aber das Stück ist entsetzlich lang und dauert über vier Stunden; dies rügt man schärfer. Dennoch gefällt der „Meeresverfluchte“ dem Volke, und das Stück wird alle Abend zu seiner Ergözung gegeben. „Den Dechant von Killerim“ haben zwei Dichter in ein Vaudeville zu versetzen gesucht; der schwachköpfige Mann ist aber auf der Bühne bei weitem nicht so ergözlich, als im Romane, was wiederum in Tagesblättern die Bemerkung veranlaßt hat, daß es eine mißliche Sache sey, einen Roman in ein Schauspiel umzuwandeln. Dies hängt jedoch vom Talente der Dichter ab. Scribe hat aus Romanen einige sehr ergözliche Vaudevilles gezogen. Im kleinen Theater des Palais-royal ist Dlle. Desjazet noch immer die Hauptschauspielerin; Studenten, Clercs de Notaire und Handelscommis sind entzückt, wenn sie spielt, und in der That spielt sie mit einem Eifer und einer so natürlichen Heiterkeit, zuweilen mit einem solchen Muthwillen, daß man wirklich nicht umhin kann, diesem originellen Spiele Beifall zu zollen, wenn man es nur selten sieht. Dieses Mädchen soll auch, wie ehemals die berüchtigte Sophie Arnoult, Bonmots machen, und zwar etwas zu frei, aber dabei äußerst witzig seyn. Solch eine Schauspielerin, die auf der Bühne ihren Charakter von außen mitbringt, und den ihr zugedachten Rollen einen originellen Anstrich gibt, wenn sie auch stark in's Possenhafte fallen, gefällt den jungen Leuten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 176.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 23. Juli 1836.

Sieh Cintra's Eden, wie es herrlich lacht,
Der Berg' und Schluchten buntverwirrte Massen!
Nur halb zu schildern, was die Blick' umfassen,
Genügt Stift und Feder nicht.

Byron.

Ausflug nach Cintra und Mafra.

(Fortsezung.)

Auf dieser Seite von Lissabon erblickt man überall die prächtige Wasserleitung, ein wahrhaft großartiges Werk, unter Dom Joao V. begonnen, welches der Hauptstadt von fünf bis sechs Meilen weit her frisches Quellwasser zuführt, an welchem sie früher in den heißen Monaten nicht selten Mangel litt. Der Aquäduct geht in prächtigen Bogen über ganze Thäler hinweg und gewährt einen Anblick, der zugleich Bewunderung und Verehrung für die väterliche Fürsorge eines Monarchen erweckt, welcher mit wahrhaftem Römermuth eine Laune der Natur bezwang und den herrlichen Crystall der Bergwasser auf einem so kostbaren Wege nach seiner Hauptstadt leitete. Leider sind, wie schon gesagt, gerade diese hohen Bogen des Aquäducts, weil sie durch stille und tiefe Thäler gehen, die unsichersten und verrufensten Orte in der ganzen Gegend.

Wir kamen an der Stadt Queluz vorüber (der Portugiese nennt sie Keluhsch), worin ein königliches Schloß befindlich ist, in welchem Dom Pedro seinen ritterlichen und kriegerischen Geist aufgab. Schloß, Garten und Stadt liegen tief und nicht sonderlich freundlich, ohne alle Aussicht, welche man in diesem Lande der entzückendsten Aussichten gewiß nur ungern vermißt. Das Schicksal des unglücklichen Kaisers von Brasilien erschien mir plözlich unendlich jammernswerth, wenn ich sein heftig bewegtes, ruheloses Leben, seinen Kampf um diesen Thron, den er glücklich errang, und sein Erlöschen in diesem beschränkten Thale überdachte. Wir machten jenseits Queluz in einem Dorfe vor der Caza d'Pasto Halt (wörtlich übersezt Futterhaus; die vornehmsten Restaurationen der Hauptstadt nennen sich ebenso), und erfrischten uns mit einem Glase Wein, das aus einem Schlauche, oder vielmehr einem schwarzen, ledernen Sacke gefüllt wurde, der keineswegs lockend war. Das Ende dieses Sacks hielten zudem Hände, eben so schwarz, als er, und ließen den Saft in einen Trichter rinnen, der wahrhaft schauerlich aussah, und durch diesen in ein Glas, das mit bloßem Wasser nicht mehr zu reinigen seyn mochte. Indessen war der Wein, obgleich trübe, doch wohlschmeckend, namentlich für den, der überhaupt portugiesischen Wein liebt; ich für mein Theil kann dem edelsten keinen Geschmack abgewinnen, da er durchgehends so stark ist, daß man ihn nur mit Wasser genießen kann. Ein Glas hellen, klaren, goldenen Neckarweins ziehe ich dem kostbarsten Produkt von Oporto oder Bucelas vor. — Während unseres kleinen Frühstücks hatten sich um unsere Maulthiere Haufen von Burschen, Kindern und Grejsen gesammelt, welche vollkommen malerische Gruppen

darboten. — Es iſt etwas Eigenes um den Süden, daß alle ſeine Geſtaltungen, die kunſtloſeſten, die gewöhnlichſten, maleriſch und ſchön ſind. In Allem liegt etwas ſo Ausgeſprochenes, Ganzes, daß wohl hierin der Schlüſſel des Räthſels zu ſuchen iſt. Man ſehe nur einen Bettler, mit ſeinem Stabe an der Mauer ſitzend oder lehnend: er iſt das Ideal eines Bettlers; die regſte Phantaſie eines Künſtlers hätte ihn nicht vortrefflicher, ſo mit allen Attributen ſeines Zuſtands verſehen, darſtellen können, als er wirklich iſt; oder eine Gruppe ruhender Matroſen, oder einen Landmann, auf ſeinen Pflug geſtützt, oder eine verſchleierte Mutter mit ihrer Tochter zur Meſſe gehend; tauſend andere Gegenſtände, belebte und unbelebte, gehören im Süden einem gewiſſen Element von Poeſie an, für das ich keinen Ausdruck finde.

Zu meiner großen Freude war hinter gedachtem Dorfe die Kunſtſtraße eine ziemliche Strecke weit unterbrochen und durch einen natürlichen Weg tauſendmal beſſer erſetzt. Sogleich begann unſer Arriero eine Art von Thätigkeit, die er ſpäter in ähnlichen Fällen ſtets wiederholte und die mir drollig genug erſchien. Jaquino, ſo hieß er, erhob nämlich ſeinen Stab und ſeine Stimme zugleich, letztere zu einem lauten Geſchrei, vor welchem unſere Thiere in geſtrecktem Galopp die Flucht ergriffen; an Halten war gar nicht zu denken. Er dagegen lief ſchreiend, lachend, jodelnd, mit ſtets erhobenem Stock hinter uns her, wie unſer Verfolger, vor dem eine Schaar von fünf Reitern ausriß. Dabei flatterten ſeine ſchwarzen Locken, ſeine rothe, lange Mütze wehte hinter ihm, und ſeine nackten Füße berührten den Boden kaum. Er hielt nicht eher inne, als bis die Kunſtſtraße wieder begann, wo ein gleiches Manöver gewiß Hals und Beine gekoſtet hätte. Wo ſich aber ein ebener Raum fand, wiederholte er es, trotz unſers Proteſtirens; man mußte ſich endlich lachend fügen und ſich von dem muntern Burſchen verfolgen laſſen, wie eine Schaar Seelen, die vor dem Teufel flieht.

Ramalhao (ſprich Ramaljan) iſt das zweite königliche Luſtſchloß auf dem Wege nach Cintra, und ſchon ſo nahe an der Sierra gelegen, daß es zu deren Gebiete gerechnet wird. Hier tritt dieſe wunderbare Bergkette, deren Zacken und Hörner man mit Erſtaunen vom Meer aus bemerkt, wenn man vom Cap Finisterre aus an der portugieſiſchen Küſte hinabfährt, zuerſt dem Auge wieder entgegen; von Liſſabon aus iſt ſie durch andere Höhenzüge verdeckt. Ich habe niemals die Alpen geſehen, aber ich dachte mir ſtets die Umriſſe ihrer wildeſten Klippen ſo ſchroff, ſo zackigt gen Himmel ragend, wie ſich die Berge von Cintra darſtellen. Auf ihren höchſten Gipfeln bemerkt man ſchlöſſerähnliche Gebäude oder Ruinen.

Um nach der Stadt Cintra zu gelangen, mußten wir einen Vorſprung des Gebirgs umreiten, da ſie auf der nördlichen Seite deſſelben liegt, und befanden uns plötzlich vor der Thür eines Gehöftes, über welches vermittelſt einer Tafel das Hotel des Herrn Victor Saſſarti angekündigt war. Wir ſtiegen hier ab, überließen unſere Thiere ihrem Pfleger und Eigenthümer, dem Arriero, und traten in den Hof, welcher eine von Blumen umgebene Terraſſe bildete, von der herab man eine herrliche Ausſicht hatte auf die tiefer liegende Stadt, einen Theil des Gebirges mit ſeinen maleriſchen, üppigen Abhängen, links das Meer und rechts die emporſteigende Ebene, über welche die Thürme und Dome von Mafra ragten. Die Stadt mit ihrem, im arabiſchen Styl gebauten Königsſchloß lag übrigens im Schoß einer Vegetation, die ſchwerlich in Europa prachtvoller angetroffen werden kann, und die den braſilianiſchen Geſchäftsträger zu der Aeußerung bewogen haben mochte, hier ſey ein Stückchen Braſilien. Ich muß geſtehen, daß die Erſcheinungen der Pflanzenwelt, in ſo fern ſie charakteriſtiſche Merkmale des Breitengrades einer Gegend und deren Clima ſind, überall für mich das höchſte Intereſſe haben; aber in welches Erſtaunen verſetzte mich hier die in Ueberfülle ſchwellende Pflanzennatur Portugals! Freilich iſt da auch nichts im Aether, was ihrem reichſten Entfalten und Gedeihen hindernd entgegenträte; eine liebende Atmoſphäre umſpielt ſie, von ihrem Aroma geſchwängert, nur mit linden Weſten und bebend vor Wonne.

(Die Fortſetzung folgt.)

Familiengeſchichten.

(Fortſetzung.)

Die Geſellſchaft hatte ſich verſammelt und harrte ſtaunend der Dinge, die da kommen ſollten. Franz ſaß zwiſchen ſeinem Vater und ſeiner Mutter, gegenüber hatten Herr Matthäus und ſeine Frau, die nur mit ſchwerer Ueberwindung gekommen war, ihren Platz genommen. Franz bemerkte mit einigem Schrecken, daß auch Regine zugegen war, um ſo mehr, da ihm ſeine Mutter lächelnd zuflüſterte, ſie ſey noch zu haben, und man ſage ſich in's Ohr, ſeine Abreiſe ſey ihr ſehr zu Herzen gegangen, und ſie habe in ſeiner Abweſenheit mehrere Freier abgewieſen. Durch die Verheirathung eines Bruders war ſie der Freundſchaft einverleibt worden, und daher kam es, daß man ſie dieſen Abend ebenfalls eingeladen hatte. Sie kam ihm aber nicht mehr ſo ſchön vor, wie einſt, ſie war etwas magerer geworden, und ein grabender Unmuth war in ihrem Geſichte zu leſen, der ihr einen unangenehm ſcharfen Zug an die Mundwinkel geſchrieben hatte.

Man bezähmte während des Essens die Neugierde; die patriarchalische Sitte erlaubte nicht, Jemanden, ehe er Speis und Trank zu sich genommen hatte, um sein Anliegen zu befragen. Doch wurden viele fragende Blicke an Franz gerichtet; er saß lächelnd da und erzählte viel von seiner Wanderung, vom Rhein, von den fremden Städten, ihren Sitten und Gewohnheiten; von Zeit zu Zeit blickte er nach der Thüre.

Das Essen war vorüber, die Weinkannen wurden aufgesezt. „Nur noch einen Augenblick Geduld," flüsterte Franz zu seiner Mutter, die ihn ermahnte, mit seinem Geheimniß nicht länger zurückzuhalten. Eine neugierige Base, welche fest überzeugt war, den Nagel auf den Kopf zu treffen, sagte zu ihm: „Jezt wird man dem Herrn Vetter bald gratuliren dürfen." — „Wozu?" — „Zur Brautschaft." Dabei sah sie Reginen an, die über und über roth wurde. Franz wollte eben etwas erwidern, als ein alter Gesell seines Vaters in's Zimmer trat und einige Worte leise zu ihm sprach. „Also zu einer Brautschaft wollt Ihr mir Glück wünschen," wandte er sich, als Jener wieder hinausgegangen war, zu der Base, „und wen habt Ihr mir zugedacht?" — „Ei ja," gab sie zurück, „das sind Eure Sachen, Vetter, in die ich mich nicht mische; aber es sind hübsche und vermögliche Mädchen genug in der Stadt, und ich glaube, Ihr braucht Euch nicht weit umzusehen, um die Rechte zu finden." — „So meine ich auch," erwiderte Franz, „und wenn meine lieben Eltern nichts dagegen einzuwenden haben, so bin ich heute noch gesonnen, mir eine Braut zu wählen."

Die Frau des Bürgermeisters wischte sich die Thränen aus den Augen, seine Eltern saßen wie auf Kohlen, und der Vater blickte ihn zornig an, aber Franz fuhr fort: „Und doch würdet ihr diejenige schwerlich errathen, der ich mein Herz zugewendet habe, wiewohl meine Brautschaft schon sehr alt ist. Nur diese Einzige könnte ich zum Weibe nehmen, wenn ihr Vater, der Herr Bürgermeister, meinen Wunsch erfüllen und mir meine längst verlobte Braut heute wieder bestätigen wollte." — „Bist du wahnsinnig, Junge?" rief sein Vater, „oder willst du diesen meinen achtbaren Herrn und Freund mit Fleiß betrüben?" — „Ich bin weder wahnsinnig noch boshaft," versezte Franz, „meine Absicht ist ganz gut, ich will ihm seine Tochter und mir meine Braut wieder geben. Ich habe in Attendorn eine große Zauberkunst erlernt, ich kann die Todten wieder lebendig machen, und verspreche, die verlorene Catharina auf der Stelle hieher zu beschwören, wenn ihre und meine Eltern mir zusichern, daß sie dann mein Weib werden soll." Ein allgemeines Staunen folgte diesen Worten, Alles schwieg und blickte auf den kecken Jüngling, nur Catharinens Mutter sagte schluchzend: „Ach ja, von Herzen gern!" Franz erhob sich und rief, indem er in die Hände klatschte: „Die Todten stehen auf: herbei, Catharina, herbei!" Eine Seitenthür öffnete sich, Catharina trat an Meister Woltmanns Arm herein.

Ein großer Aufruhr entstand: die Weiber glaubten, Franz könne wirklich zaubern, und hielten die Fremde in ihrer ausländischen Tracht für ein Gespenst; aber Franz eilte ihr entgegen und führte sie zu ihren Eltern. „Hier, Vater," sagte er, „hier, Mutter, ist Eure Tochter; Ihr hofftet sie in Eurem Leben nicht mehr zu sehen, aber der Himmel hat sich ihrer angenommen und ihr in diesem Manne einen liebevollen Pflegevater beschert." Darauf stellte er Herrn Christoph Woltmann seinem Vater vor. Die beiden Jugendfreunde weinten vor Freude, als sie einander, mehr aus Erinnerungen der vergangenen Zeiten und Begebenheiten, als an der Gestalt, erkannten. Nun erzählte Meister Woltmann Alles, was bisher vorgefallen war. Catharina lag ihrer Mutter an der Brust und sah ihr unverwändt in's Angesicht. „Mutter," rief sie, „ich glaubte dich ganz vergessen zu haben, und nun erkenn' ich dich doch wieder: das ist deine Gestalt, das ist dein Auge, o! ich habe oft von dir geträumt!" — „Ja, du bist gewiß mein Kind," sagte ihre Mutter und küßte sie, in Thränen zerfließend, einmal über das andere, „du bist meine Catharina, die mir der Herr so wunderbar wiedergeschenkt hat!" — Herr Matthäus nahm sie in seine Arme und rief: „Es ist meine Tochter, ich erkenne sie am Antlitz, an der Aehnlichkeit mit dir; so sahst du aus, als wir Beide noch jung waren und ich um dich freite."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Neue Ordnung im Strafarbeitshaus.

Zu unsern wohlthätigsten und trefflichsten Anstalten in sittlicher und physischer Beziehung gehört das nach dem nordamerikanischen, panoptischen System gebaute, eingerichtete und geleitete Strafarbeitshaus. Es besteht nun seit acht Jahren. Die innere Ordnung war nur sechs Jahre lang zu mild, weil die Regierung aus Gründen der Menschlichkeit die nordamerikanische Strenge nicht anwenden und ohne höchste Noth eintreten lassen wollte. Die Sträflinge hatten es wirklich zu gut, und die Anstalt war mehr ein Arbeitshaus, als ein Zuchthaus. Man sah sich also zur Anwendung von viel strengern Maßregeln gezwungen, und diese haben wirklich in der kurzen Zeit schon den günstigsten Erfolg gehabt. Sollte man es glauben? die neue, den Sträflingen härteste, fast unerträgliche Maßregel besteht nicht etwa in Martern, Schlägen, Hungern, oder andern physischen Unannehmlichkeiten, sondern ist ganz moralisch; sie besteht in dem absolutesten Stillschweigen, in der Verpönung

der geringsten Mittheilung durch Sprache, Blicke oder Zeichen unter einander. Außer der einfachsten Nahrung, ohne Wein, außer der Entbehrung aller Zerstreuung und Unterhaltung, selbst des geliebten Tabaks, müssen die Leute für ihre ganze Strafzeit und den ganzen Tag lang das tiefste Stillschweigen beobachten, welches die Grundlage dieses Strafsystems ist. Die Strenge geht in dieser Beziehung so weit, daß selbst ein bloßes Zeichen, ein Augenwink, oder ein Blick des Einverständnisses Strafe zur Folge hat, die zuerst in Verkürzung der Nahrung, dann in Verabreichung von Wasser und Brod in einsamer Zelle ohne Arbeit, und endlich in der ténébreuse oder im dunkeln Gefängniß besteht. Dazu eilfstündige Arbeit und nur die Möglichkeit, sich täglich einen oder höchstens zwei Sous dispenibel zu erwerben, eine Kleinigkeit, die wieder nicht zu Annehmlichkeiten und Genüssen, sondern nur zum Kauf von Commisbrot, Unterrichtsmitteln oder zur supplementarischen Arbeit verwendet werden darf. Auch die Erholungs- und Freistunden in den Höfen haben ihren frühern Reiz verloren, denn die verschiedenen Abtheilungen dürfen sich nur eine Stunde täglich ergehen, und zwar jede Division besonders, ganz still, wobei einförmig Einer hinter dem Andern im Hof herumgeht, und sie streng beobachtet und bei der geringsten Abweichung von der Regel bestraft werden. An den Sonn- und Feiertagen wird diese stille, einförmige Existenz nur dadurch unterbrochen, daß die Sträflinge für kürzere oder längere Zeit in ihre Zellen eingeschlossen sind, wo sie aber bei ihrem Lesen und Schreiben wieder das strengste Stillschweigen beobachten müssen. Diese neue Ordnung besteht seit Ende des Jahrs 1833. Als sie den Sträflingen bekannt gemacht und gleich darauf in Ausführung gebracht wurde, zeigte sich bei ihnen zwar kein offener Widerstand, kein schwerer, collectiver oder prämeditirter Insubordinationsakt, wohl aber große Niedergeschlagenheit; dumpfe Traurigkeit lag auf allen Gesichtern, aber alle einzeln befragten Sträflinge versprachen, sich der neuen Ordnung zu unterwerfen, so furchtbar sie auch für sie sey. Dies war jedoch nicht so leicht, als sie wohl selbst dachten, denn lange kamen noch Uebertretungen des Gebots des Stillschweigens vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Bankerotte Zeitschriften.

Die Zeitschriften sowohl, als die Theater haben Mühe, gegen die Gleichgültigkeit des Publikums in der schönen Jahreszeit anzukämpfen. Ein mit vieler Eleganz im Aeußern ausgestattetes Blatt, Journal des gens du monde, ist bankerott geworden, das heißt, der Herausgeber hat seine Zahlungen einstellen müssen. Ich habe schon einmal darauf aufmerksam gemacht, daß die Buchhändler auf den Verlag von Zeitschriften großentheils Verzicht geleistet haben; dieser Verlag ist daher zur Privatspeculation geworden, und so kommt es denn, daß ein Gelehrter bankerott werden kann, bloß weil er die Herausgabe einer Zeitschrift unternimmt. Gewöhnlich beginnt er mit Unterstützung einiger Actienkäufer, und hofft sein Blatt so zu leiten, daß auch die andern Actien abgelöst. Geschieht dieses aber nicht, und übersteigt die Ausgabe die Einnahme, so kann er nicht vorwärts, und muß sich bankerott erklären. Die France littéraire, eine Zeitschrift, welche wenig kostete, da sie sich mit freiwilligen Beiträgen begnügte, aber auch vermittelst Actien herausgegeben wurde, scheint ebenfalls in Stocken zu gerathen. Die Revue du Nord ist bereits einstweilen eingestellt; auch die Revue germanique scheint nur wenig Abonnenten zu haben, obschon von deutscher Literatur häufig gesprochen wird, und deutsche Schriften hier tüchtig nachgedruckt werden. Noch viel schwieriger ist es, ein großes politisches Tageblatt in Aufnahme zu bringen, und dennoch haben sich Speculanten gefunden, welche den Muth hatten, ihr Kapital zur Begründung neuer Tageblätter zu verwenden. Wer die Kosten zur Herausgabe der Renommée bestreitet, weiß ich nicht. La Presse aber wird von dem unermüdlichen Emile de Girardin unternommen, der allein mehr literarische Speculationen in's Werk gesetzt hat, als alle andern Speculanten zusammen. Von ihm rührte das Journal des connaissances utiles her, das eine Zeit lang überall angekündigt, überall feilgeboten wurde. Er war der Erfinder der Buchhändlerlotterien, denen ein Gesetz der beiden Kammern plötzlich ein Ende gemacht hat. Er unternahm das Musée des familles, das Panthéon littéraire und wahrscheinlich noch andere literarische Erscheinungen, und nun will er zuletzt noch sein politisches Tageblatt haben, weßhalb er jetzt gleichfalls Actien ausbietet. Ein neues Tageblatt kann unmöglich ohne ein Kapital von wenigstens 100,000 Franken begonnen werden; denn ehe ein neues Journal sich ein Publikum verschafft, hat es beinahe nichts als baare Auslagen, und daher gehen die 100,000 Franken in wenigen Monaten darauf, wenn nicht unterdessen eine hinlängliche Anzahl von Abonnenten sich zusammenfindet, um das Kapital schonen zu können. Bisher ist Emile de Girardin in seinen Unternehmungen ziemlich glücklich gewesen; freilich hat er die kostbaren Ankündigungen in den Tageblättern nicht gespart. Man wird nun sehen, ob er auch einem Tageblatte Eingang zu verschaffen versteht, obgleich jede Partei im Staate bereits ihre Tageblätter hat, und ein neuerscheinendes Journal daher sich nur zu einer bereits aufgepflanzten Fahne bekennen kann, anstatt eine eigene neue aufzupflanzen. Tageblätter sind allerdings die Hauptlektüre eines großen Theils des Publikums geworden; es hat aber schon viele Mühe, die bereits vorhandenen zu lesen; wie wird da ein neues Blatt sich Leser, und zwar zahlende, verschaffen können! Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 170:

Da traten drei junge Gesellen heran,
Die haben dem Räthsel sein Recht angethan:
Der Erste sagt: Weiß ich doch, wie es gelingt,
Daß dein Pantoffel den Schmied bezwingt!

Der Andre sagt: Stärker ist männlicher Geist,
Der alle Pantoffelregierung abweist;
Ihm raubet ein freundliches Weibergesicht
Die angeborene Herrschaft nicht.

Der Dritte sagt: Aber mir fällt noch was ein,
Das zwinget den Geist auch, so stark er mag seyn;
Das zwingt auch die Götter im himmlischen Saal:
Es ist nicht das Fatum, ist eigene Wahl.

Zweite Auflösung.

Da öffnet die Augen die Erste so hell,
Sie treffen den Dritten wie Blitze so schnell,
Und die Macht des Stärksten wird plötzlich kund
Im Kusse der Liebe vom resigen Mund.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 177.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 25. Juli 1836.

— Receive thy daughter,
Hymen from heaven brought her,
Yea brought her hither,
That thou mightst join her hand with his,
Whose heart within her bosom is.

Shakespeare.
As you like it.

Familiengeschichten.

(Beschluß.)

Die Anwesenden schwankten zwischen Glauben und Zweifel; als Catharinens Mutter dies gewahrte, sagte sie: „Ich weiß ein zuverläßiges Zeichen, woran ich erkennen kann, ob sie unsere Tochter ist oder nicht: unsere Catharina hatte ein Muttermal am linken Knöchel, nach diesem will ich sogleich sehen.“ Sie nahm das tief erröthende Mädchen bei der Hand und führte sie hinaus; Franz schwebte in peinlicher Angst. Nach wenigen Augenblicken traten Beide wieder herein und die Mutter rief: „Sie ist es, sie ist unsere Tochter, sie hat das Zeichen!“ Nun war ein allgemeiner Jubel, Vater und Mutter stritten sich um die Tochter und wollten sie liebkosen, Alles drängte sich herzu und bewillkommte die Wiedergefundene. Franz sah seinen Vater an, dieser erhob sich, nahm ihn bei der Hand und trat mit ihm zu den glücklichen Eltern. „Ich mache unsere alte Uebereinkunft wieder geltend,“ sagte er, „und komme zu Euch als Brautwerber für diesen meinen Sohn; wir können, glaube ich, nichts mehr als Ja sagen, denn die Hauptsache ist zwischen den beiden jungen Leuten schon in's Reine gebracht.“ — „Er soll sie haben!“ rief Herr Matthäus, zog seinen Ring vom Finger und gab ihn Catharinen; eben so that Franzens Mutter mit ihrem Sohne. Die Verlobung wurde geschlossen, und Franz drückte seinem Mädchen den Brautkuß auf die Lippen. „Nun sich Alles so glücklich gefügt hat,“ sagte Meister Woltmann, „entsage ich hiemit allen Vaterrechten auf meine Pflegetochter, trete sie ihren wahrhaften Eltern ab und gebe sie ihrem angebornen Glaubensbekenntniß zurück.“

Dieser Punkt wurde sogleich berathen; man beschloß, Catharina solle in der Stille einige Wochen lang den Religionsunterricht des Hauptpredigers genießen, und dann durch die Erscheinung bei der öffentlichen Communion ihr Bekenntniß bestätigen. „Was meine Ansicht betrifft,“ sagte Meister Woltmann, „so finde ich das Wesen beider Religionen in diesem ganzen Ereigniß verschmolzen: man könnte es katholisch nennen, weil es so wunderbar ist, und protestantisch, weil Alles so einfach und natürlich hergegangen ist.“ — „Und was Euch selbst betrifft, lieber Vater,“ sagte Catharina zu ihm, „so dürft Ihr uns nun und nimmermehr verlassen; ich kann es mir nicht denken, daß wir so weit auseinander leben sollten, und muß Euch wenigstens einmal täglich sehen.“ — „So geht es mir auch,“ rief Franz, „und ich erbiete mich, Euch nach Attendorn zurückzubegleiten und Euch daselbst beizustehen, um Euer Vermögen auszulösen;

dann ziehen wir wieder zurück, und Ihr lebt fortan unter uns.“ — „Wir brauchen uns Beide nicht so viele Mühe zu geben,“ erwiderte der Meister mit lachendem Munde; „ich habe für den Fall, daß Ihr mich bei Euch behalten wollt, das Alles schon im Voraus besorgt und in den lezten Wochen mit dem Magistrat von Attendorn abgeredet. Die Stadt kauft mir mein Haus, meine Güter und mein Privilegium ab, und hat sich verpflichtet, wenn ich nicht zurückkommen sollte, dem Boten, den ich senden würde, die ganze Summe nebst dem Testament, das meine Tochter Catharina zu meiner Erbin einsezt, auszuliefern. In dieser Absicht zog ich mit euch hieher, und trage mich nun meinem alten Freunde, deinem Vater, an, als Gesell, Gehülfe, Mitarbeiter, oder wie er mich nennen will.“ — „Als Mitregent!“ rief dieser und erhob sein Glas, um mit ihm anzustoßen. Die ganze Gesellschaft folgte seinem Beispiel und trank auf das Wohl des Brautpaars und seiner dreifachen Eltern. Eben traten die Musikanten, welche Herr Matthäus heimlich bestellt hatte, in den Saal und bliesen noch unter der Thüre einen rauschenden Tusch.

Ach, Lucie, es wird mir wehmüthig um's Herz, wenn ich auf das schöne, junge Paar blicke, das dort so selig sich umschlungen hält. Es kostet mich eine einzige Formel, und ich streue ihnen jene zauberhafte Asche auf die blühenden Häupter, vor der sie selbst in Asche zerstäuben. Jenes Zauberwort aber heißt: „Es war mein Urgroßvater und meine Urgroßmutter.“ Friede sey mit ihnen! man hat damals auch gelebt.“ — Die stolze Regine aber habe ich, der Erzähler, in meinen frühesten Knabenjahren als eine mehr als neunzigjährige Jungfrau noch gesehen. Wer sie damals kannte, dem mochte es freilich unbegreiflich vorkommen, daß mein Urgroßvater einmal in sie verliebt war. Sie besaß nichts Stattliches mehr, als die Nase, die das eingesunkene Gesicht wie ein Usurpator beherrschte, und, daß ich ihr nicht Unrecht thue, den Mund, oder vielmehr die Zunge. Diese hatte sie fast täglich zu üben Gelegenheit bei einem Vetter, der sie in ihrem Alter mit Schnupftabak versorgte; bei diesem traf sie häufig mit einem andern Vetter zusammen, einem noch jungen Manne, der, wiewohl sein Gesicht von einer nicht geringern Zierde beschattet war, stets den Anker seines Witzes an ihrem Vorgebirge auswarf und sie dadurch zu halb ärgerlichen, halb lustigen Ausfällen reizte; es war ein unbezahlbares Schauspiel, wenn diese beiden Personen über die Kluft eines Jahrhunderts sich befehdeten und unerschöpflich in den originellsten Scheltworten überboten. — Sie ist nun schon längst dahingegangen, und mit ihr ihre Nase, das Denkmal einer bedeutenden, tüchtigen Vorzeit.

Ausflug nach Cintra und Mafra.

(Fortsetzung.)

Die Tausende von hellgelben Punkten dort unten zwischen dem dunkeln Laubgrün jenes Gartens sind Citronen, die so unschuldig sicher und keck in die Welt schauen, als gäbe es gar keine Nachtfröste, keinen Schnee und keine zwanzig Grad Kälte auf Erden. Die dunkler gefärbten weiterhin sind Apfelsinen, von denen man so eben eine Ernte hält; Bursche und Mädchen sind beschäftigt, sie zu pflücken, und große Haufen dieser Früchte liegen lockend unter den Bäumen. Es gibt sehr große Orangengärten in Cintra und Lissabon, jedoch, in strengem Sinne genommen, keinen Wald dieser Bäume. Denn ein Wald zieht sich frei, ohne Schranken über Berge hin, die Orangenreviere aber sind immer eingezäunt, und wenn die Bäume auch viel dichter stehen, als unsere Obstbäume in den deutschen Obstgärten, und zwar so, daß ihre Kronen sich berühren, so kann man doch nur mit Unrecht behaupten, man habe einen Wald von Orangen gesehen. Außerdem besteht die Baumpracht der Berge und des Thals von Cintra in Feigen, Oliven, Acacien, einigen wenigen Palmen, Sycomoren und ganzen Wäldern von Korkeichen, einem von der Steineiche durchaus verschiedenen Baum. Cactusstauden von besonderer Höhe, Weinreben, unendlich viel der schönsten gefüllten Rosen, Georginen, große Gebüsche von wilder Reseda, weich und zärtlich um die harte, unzugängliche Aloe geschlungen, wilde Hyacinthen, blaue Winden und noch eine Menge anderer blühender Gesträuche bilden die Umzäunung der Wege, der Brunnen und Quellen, hängen über jede Mauer und verbergen deren Gestein, umkleiden den Fuß der Felsen, den Stamm der Bäume, die Geländer der Treppen. Es ist ein liebes, süßes Wunder der Natur, diese Natur selbst, man möchte sie gleich umarmen, oder die Seele mit ihrem paradiesischen Athem vermählen.

Ich hatte im Grunde erwartet, hier Thiere anzutreffen, welche auch ihrerseits den Süden verkündeten, z. B. Schlangen, Scorpionen, schöngefiederte Vögel; aber hierin täuschte ich mich. Nichts Auffallendes zeigte sich in dieser Rücksicht, vielmehr recht viele liebe, alte Bekannte. Ueberall ertönte das Lied der Nachtigall, und schöne Schmetterlinge, jedoch nicht andere, als sie während der heißen Monate auch in Deutschland sich von Blume zu Blume wiegen, flogen umher. Das Einzige mir Fremde war eine sehr große Art von grünen Eidechsen, welche häufig über das Gestein schlüpften, und deren kluge Augen und buntfarbige Rücken wie Edelsteine schimmerten. Sie waren fußlang, und folglich viel größer, als in Deutschland. — Ich gehe nun zu unsern einzelnen Excursionen über.

Nach eingenommenem Frühſtück im Hotel Saſſarti beſtiegen wir abermals Eſel, die mit ihren Treibern immer bereit ſtehen, und ritten durch die köſtlichen Schattenwege, die Sierra entlang. Wir durchſtreiften zuerſt die Gärten der Quinta da Monſerate, und gelangten nachher in einen felſigen und wilden Theil des Gebirges, wo die Capuziner bis vor Kurzem ein Kloſter bewohnten, und zwar das beſcheidenſte, das in der Welt exiſtiren kann, denn es beſtand nicht etwa in einem Gebäude, ſondern alle Räume, die ein Kloſter erfordert, Kirche, Kapellen, Refectorium, Zellen, waren nach kleinem Maßſtab in den Felſen gehauen. Die Thüren der leztern waren ſo niedrig, daß nur ein dreijähriges Kind ungebückt hinein ſchreiten mochte, und die Zellen ſelbſt in dieſem Verhältniß klein. Nur gekrümmt konnte der arme Mönch hier auf ſeinem harten Lager ruhen, und eben ſo wenig einladend zeigten ſich alle übrigen Gemächer. Aber was brauchten die Bewohner auch Gemächer? hatten ſie nicht eine Terraſſe vor ihren Felſenhöhlen, die ſie reichlich für die Unbequemlichkeit der leztern entſchädigte, und wo ſie ſich gewiß den ganzen Tag über aufhielten, wie der ſteinerne Tiſch und die Felſenbänke vermuthen ließen, die hier angebracht waren. Von dieſer Terraſſe aus ſchweifte ihr Blick über das ſchöne, warme Eſtremadura und das atlantiſche Meer, deſſen Brandung gegen die Küſte man noch nicht mit dem Ohr vernimmt, aber deutlich an dem weißen Schaum der Wogen erkennt, der in einem breiten Saum ſich um die Ufer zieht. Alles ſteht und liegt noch in dem Convento dos Capuchos, Cortiza genannt, wie es die Mönche verließen; ſogar Bücher findet man noch aufgeſchlagen in der Kirche. Sie waren vom Volke ſehr hochgeachtet und faſt für Heilige gehalten; was Wunder, wenn gar Mancher mit Bedauern und Sehnſucht nach den alten Vätern und Freunden an Cortiza vorüber geht. Beklage ich doch ſelbſt von Herzen, die guten Mönche nicht mehr zu finden. Man hätte ihnen ihr beſcheidenes Daſeyn gönnen dürfen, aber man wollte die Portugieſen mit Einem Schlage zu einer freiſinnigen Nation erheben; wir werden ſehen, welche Früchte der Verſuch trägt. Spanien und Portugal ohne Klöſter, dieſes brennende Clima voll ſüßer Glaubenselemente, ſo nahe verwandt und verſchwiſtert mit dem holden Pomp des Katholicismus und dem allmächtigen Scepter eines Philipp II., wie wird es mit Conſtitution und Denkfreiheit fertig werden? Es ſind zwei Tropfen chemiſcher Säure in eine Flaſche Bucelas gefallen, den eine heftige Erſchütterung trübe gemacht hat: entweder ſie klären den köſtlichen Wein auf, oder ſie zerſtören ihn gänzlich.

Von Cortiza ritten wir weiter nach dem großen Schifferdorfe Collares, in einem Thal gelegen, von wo man ſehr ſteil aufwärts ſteigt, um das Cap da Roca zu erreichen, welches ſenkrecht in das Meer fällt. Es war ſehr heiß, und der Zufall gewährte uns eine Erfriſchung, die mir beſonders angenehm war. Wir kamen nämlich an einem Orangengarten vorüber, wo eben Früchte abgenommen wurden. Für eine Kupfermünze von zwei Vintems, ungefähr eben ſo viel Kreuzer, erhielten wir die Erlaubniß, einzutreten und ſelbſt von den Bäumen zu pflücken, was uns gefiel. Haufenweiſe lagen die ſchönen, goldenen Früchte im Graſe, andere waren bereits in Körbe geſammelt und wurden von Mädchen auf den Köpfen fortgetragen. Nachdem wir uns gehörig gelabt hatten, wurde der Weg fortgeſezt, der jedoch jezt ſo ſteil emporſtieg, daß der Arriero ſeine Thiere nicht dazu hergeben wollte, uns hinaufzutragen; ich glaube, es wäre dies auch unmöglich geweſen.

Es war ein Weg, wie der zum Himmel, rauh, ſchmal, ſteil und beſchwerlich; indeſſen überwanden wir ſeine Hinderniſſe endlich und gelangten auf den Gipfel des Vorgebirges da Roca. Unter uns in ſchwindelnder Tiefe ſchlug das Meer gegen ſeine alte Feindin, die Erde, welche einen Wall ſpitzer, fürchterlicher Klippen um ſich gezogen hatte, an denen die zürnenden Wogen zerſchellten. Der Anblick war mehr ſchauerlich, als ſchön, und beklemmte mir das Herz. Dieſe ewige, nie geſtillte Wuth des einen Elementes gegen das andere, dieſes Meer, das ſich nie beruhigt, dieſe Erde, die ſich nie erweicht, dieſe unerbittliche ſteinerne Bruſt, die all dieſes Geheul, all dieſes Brauſen des Schmerzes, all dieſe Thränen nicht rühren! Nur Einen Boten des Friedens und der Verſöhnung ſendet das Land dem Meere zu; es ſind die weißen, ſchönen Seevögel, die an der Küſte ſtreichen und zuweilen ihre Flügel in der Brandung baden. Denn die Natur iſt immer verſöhnend und ſucht Vermittelung zwiſchen zwei entgegenſtehenden Kräften.

(Die Fortſeyung folgt.)

Abendſeufzer.

O ſüßer thauig milder Frieden
Auf einer Welt verhaltner Angſt!
O Sonne, die du, ſchon geſchieden,
Mit lichtem Arm ſie noch erlangſt,

Auf Blumenhügel, Silberbäche,
Auf bleiche Wangen Purpur hauchſt,
In's Flammenbad die weite Fläche,
In reine Roſenglorie tauchſt!

Fern, fern entrückt dem Thal der Thränen,
Im Lande ſteter, heitrer Ruh,
Dort könnten wir uns heimiſch wähnen,
Ließ es der Hölle Schuldbrief zu:

Sieh dort, eintreibend ihre Zinsen,
Am zackig schwarzen Wolkensaum
Die Larven ihrer Boten grinsen
In diesen heil'gen Friedenstraum!

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Sträflinge in Genf und in Toulon.

In dieser Zeit schrieb ein Sträfling, der erst im Strafarbeitshaus hatte schreiben lernen, an seine Mutter: „Die fürchterlichste, die dem Herzen am schwersten fallende Strafe ist das völlige, unbedingte Stillschweigen, das uns auferlegt wurde, und das nur manchmal durch eine kurze Frage unterbrochen wird, die wir der Arbeit wegen an unsere Aufseher thun müssen. Ich glaube, ja ich bin fest überzeugt, daß dies Stillschweigen bei vielen Sträflingen Wunder hervorbringen wird. Man kann es das große Heilmittel nennen, denn so viel ist gewiß, nützt dieses nicht, so ist für den nichts mehr zu hoffen, an dem es ohne Wirkung versucht worden; mächtig ergreift es Geist und Herz... Für mich hat dies allgemeine Stillschweigen schon große Vortheile. Jetzt herrschen Ruhe und Friede um mich her; will ich des Abends nach unsern Lehr- und Betstunden, oder Sonntags lesen, schreiben, nachdenken, etwas lernen und mich unterrichten, so stört mich nichts, denn tiefe Stille herrscht um mich her... Glauben Sie aber ja nicht, daß Allen dabei so wohl ist, im Gegentheil, den Meisten ist es die größte Pein; überall hört man tiefe Seufzer darüber. Sonst plagte mich wohl Mancher mit seinem schmutzigen Geschwätz, mit seinen giftigen Reden; jetzt aber muß er stillschweigen und entweder ein gutes Buch lesen, oder in einem Winkel die bösen Dinge verschlucken, die er nun nicht mehr auf Andere speien kann." Hören wir, was derselbe Sträfling ein Jahr später an seine Mutter schrieb: „Le silence est l'orateur de la divinité. Sa voix est un tonnère qui proclame ses oracles jusques dans les replis du coeur coupable. Le silence est divin; il est le médecin du coeur gâté." Das Oratorische dieser Worte mag zum Theil von den Lehrern, Predigern und den Büchern kommen, die hier trefflich und sehr thätig zusammenwirken, die Hauptsache aber ist: dieser Mensch „ist gerettet." Wie aber ertragen Andere diese Ordnung des Genfer Strafarbeitshauses, besonders wenn sie aus Frankreich, nach früherm Verweilen in den Bagno's von Toulon oder Brest, hierherkommen? Wenn sie sich frei auszusprechen wagen, und manchmal thun sie dies, so finden sie nicht Worte genug, um ihren Abscheu vor diesem Leben des Schweigens, der Isolirung, der oft kleinlichen Arbeit, der Reinlichkeit, der Mäßigkeit, Ordnung und Gleichförmigkeit auszudrücken. Sie betrachten es als eine neuerfundene Art von Qual und Tortur, die nur ausgedacht sey, um sie noch mehr leiden zu lassen, ja sie halten die schrecklichen für Barbaren, welche sie dieser Lebensart unterwerfen. Allerdings ist nichts peinlicher, als Ordnung, Arbeit, Stille und anständiges Benehmen für Leute, die seit lange in Ausschweifung, Liederlichkeit und im Schlamm der heftigsten Leidenschaften gelebt haben. „Worüber beklagen Sie sich denn?" sagte ein Mitglied des Comité de surveillance morale zu einem Sträfling, der früher im Bagno von Toulon gewesen war; „im Bagno hatten Sie es ja viel schlimmer." — „Dort hatte ich's hundertmal besser, als hier." — „Ihre Nahrung war nicht hinlänglich." — „Wohl, die gesetzliche Ration, aber außerdem kauft man sich, was man nur mag." — „Und wie konnten Sie denn zu Geld kommen, da man dort den Sträflingen täglich nur Einen Sol für ihre schwere Arbeit verabreicht?" — „Freilich, wenn man nichts weiter hätte, so stände es schlecht; aber außerdem macht man noch allerlei Arbeiten, und überdies ist es nicht schwer, im Arsenal Kupfer zu finden; dies läßt man dann in der Stadt verkaufen, oder man verhandelt es an die Kameraden, die in Metallen arbeiten." — „So stehlen die Züchtlinge selbst im Bagno?" — „Ei freilich! alle Tage; man muß wohl, wenn man nicht Hungers sterben will." — „Und die Aufseher?" — „Die schmiert man." — „Und die Oberaufseher?" — „Nun freilich, die lassen Einen manchmal tüchtig durchprügeln; aber was thut's? man muß doch satt essen." — „Nun, hier bei uns riskiren Sie keine Prügel; Sie bekommen hinlängliche Nahrung, Sie arbeiten in geheizten Sälen, Sie bekommen weiße Wäsche." — „Hinlängliche Nahrung? keinen Tropfen Wein! ich gebe gern meine Portion Gemüse für ein Glas Schnaps." — „Außerdem ist Ihre Arbeit nicht ermüdend und schwer." — „Nein, aber sie ist kleinlich und langweilig; unausstehlich ist's, den ganzen Tag nichts zu thun, als Gummi zu sondern, Stroh zu flechten u. s. w., und dabei nicht einmal aufschauen zu dürfen, bei Strafe von Wasser und Brod in seinen einsamen vier Wänden, und wenn man raisonnirt, im dunkeln Gefängniß. Im Bagno von Toulon war die Arbeit hart, das ist wahr, dafür aber tranken wir tüchtig, und konnten überdies schwatzen und lachen, so viel wir wollten." — „Hier haben Sie Ihr Bett, in Toulon mußten Sie auf der Diele schlafen." — „Ach, wenn man gut zu Abend gegessen hat, so denkt man nicht weiter daran. Ueberdies erlustigt man sich unter und mit Kameraden; so geht die Zeit hin, bis der Schlaf kommt." — Derselbe Verbrecher erklärte nach drei Monaten, wie fast alle übrigen Sträflinge des Hauses, das absolute Schweigen und die übrige damit in Einklang stehende Ordnung unsers Strafarbeitshauses seyen die einzig möglichen Mittel, die Sträflinge zum Nachdenken über ihre Vergangenheit und Zukunft zu bringen und ihr Gemüth für den Unterricht und die Ermahnungen zu öffnen. Die Folgen dieser Ordnung sind auch so merkwürdig, als befriedigend. Die Zahl der Recidivfälle in den französischen Bagno's ist ungefähr 40%. Vor der Eröffnung unsers Strafarbeitshauses war sie hier auch 33%, seit der Eröffnung desselben nur 18%, und seit 1833, wo die neue strenge Ordnung eingeführt worden ist, nahm auch diese Zahl immer mehr ab, denn 1835 waren es 10%, 1834 noch 6% und 1835 gar nur 2%. Aus dem letzten Rechenschaftsbericht der Hausadministration an den Staatsrath ging überdies noch hervor: daß die Zahl der Disciplinarstrafen seit zwei Jahren um die Hälfte geringer geworden ist; daß die für die Sträflinge bis zu ihrer Entlassung zurückgelegte Summe für ihre Arbeiten 1835 stärker gewesen ist, als in den vorhergehenden Jahren; daß sie hingegen früher nie ihren armen Familien so viel geschickt haben; daß sie außer diesen Beweisen ihrer Sparsamkeit, Ordnung und Arbeitsamkeit an Sittlichkeit und guter Aufführung wesentlich gewonnen haben. Nie wurde seit drei Jahren der Betrag von so viel kleinen Diebstählen ersetzt; es kamen durch freies Geständniß eine Menge Dinge an den Tag, die außerdem verborgen geblieben wären, und doch wurden nie weniger Gesuche um Verkürzung der Strafzeit eingegeben, als gerade jetzt, wo das Betragen der Sträflinge im Allgemeinen viel besser ist. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 178.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 26. Juli 1836.

Des Schweizerlandes Genius
Begrüße den Zusammenfluß
Helvetischer Gemüther!

Lavater.

Das Bundesschießen in Lausanne.

Erster Brief.

Endlich läßt sich einmal wieder etwas Löbliches und Erhebendes aus der Schweiz berichten. Ich freue mich, daß es, wie frühere ähnliche Feste, von denen das Morgenblatt berichtete, den mir so lieben Ufern des Lemans angehört. Seit mehreren Jahren wurde es Einem in der übrigen Schweiz nicht so wohl; denn bei aller günstigen Stimmung für das schöne Land und sein Volk ließ sich nichts öffentlich Festliches von ihm erzählen, das jenseits der Grenzen ein anderes Gefühl erregen konnte, als mitleidiges Lächeln und Bedauern, eine Ansicht, die sich überall um so schärfer ausprägt, als sich die Schweiz gegen das Ausland alle mögliche Unbilde in Wort und That erlaubte, und man sich dabei der Großsprecherei und der Vergessenheit aller Pflicht gegen die Nachbarn dort nur darum hinzugeben schien, um gleich darauf noch mehr Veranlassung zu unausweichlichen, gutmachenden Rückschritten, Sühnversuchen und bescheidenen Maßregeln zu bekommen. Erst durch leztere, durch die freiwillige Rückkehr zu Recht und Pflicht tritt jezt die Schweiz wieder in ihre vorige Stellung in des Auslands öffentlicher Meinung, ja dieses möchte gern wieder das alte Vertrauen, die alte Freundschaft zu dem Nachbarland fassen. Um dazu beizutragen, besprechen wir hier ein Schweizerfest, das bisher in Gestalt, Haltung und Geist wohl nur wenige seines Gleichen hatte. Ein herrlicher, wolkenloser Himmel, eine immer helle Sonne, ein reizendes, gesegnetes, anmuthig umflutbetes Land, ein gutes, frohes, gastfreies Volk wirkten dabei zusammen.

Bekanntlich ist die Schweiz reich an Vereinen und Zusammenkünften aller Art. Musiker und Studenten, Aerzte, Offiziere und Naturkundige, echte Volksfreunde und Volkswühler kommen hier in regelmäßigen Zeiträumen bald hier, bald dort zusammen. Und die lustigen, freien Schützen, diese Fernhintreffer, diese Söhne Tell's sollten immer in ihrer Heimath bleiben, sich nicht sehen und als wackere Stamm- und Kunstgenossen begrüßen? Nein, sie halten außer ihren Cantonsschießen alle zwei Jahre ein großes Föderalschützenfest in einer wechselnden Stadt, so daß in den lezten sechs Jahren Genf, Zürich und Bern an die Reihe kamen; denn wegen der immer bedeutender gewordenen Kosten dieses Festes muß immer ein reicher oder doch ein sehr wohlhabender Canton gewählt werden.

Diese vielen Vereine und Zusammenkünfte haben — wenn sie sich den Parteien und der Leidenschaft nicht unterordnen — in der Schweiz noch mehr Gutes, als irgendwo; denn durch sie ist den Einwohnern der

verſchiedenen, in Art, Sitte und Sprache ſo ungleichen Cantone — man denke nur an Uri und Neuchatel, Genf und Zug, Waad und Unterwalden, welche Gegenſätze! — Gelegenheit gegeben, ſich zu ſehen, kennen zu lernen, Gedanken mit einander auszutauſchen, zu beſprechen, was dem gemeinſamen Vaterland wahrhaft Noth thut, woran gearbeitet, was vermieden werden muß. Die unendliche Kluft, die jezt noch zwiſchen ihrer Geſittung und Bildung liegt, wird ſo immer kleiner und ſchmaler, wenn von beiden Seiten Anerkennung, Duldung, Freundſchaft und Vertrauen ſich die Hand reichen. Die zulezt zu dem Schweizerbund gekommenen Cantone ſehen immer mehr die Nothwendigkeit ein, die Sprache deſſelben und der großen Mehrheit ſeiner Glieder zu lernen, um bei ihnen über Sitte, Ordnung und Geſetze urtheilen zu können, und nicht ganz ſchiefe, oft lächerliche „Jugemens“ zu fällen. Die alte, ſehr in Verfall gerathene Schweizertugend, die Gaſtfreundſchaft, wird durch dieſe Zuſammenkünfte vor dem Untergang bewahrt, denn wenigſtens die Glieder der Geſellſchaften müſſen ohne Entgeld Tage lang gut empfangen, gaſtlich beherbergt und verpflegt werden. Der Hauptvortheil bei dieſem Wiederſehen, Wiedererkennen und Wiederbefreunden liegt aber wohl in der immer zunehmenden Einigung, in dem feſten Zuſammenhalten und der Verbindung für das echte, nicht für das geträumte Vaterland, in der Anregung zum Guten, Rechten, Sittlichen und Schönen, in dem Zuſammenwirken für die lobenswürdigen Beſtrebungen und Richtungen des Bundes, für die Ideen echter Conföderation, mit freier Erhaltung aller ſtaatlichen und volksthümlichen Individualität. So ſollte es ſeyn, ſo iſt es aber leider nur ſelten. Denn in manchen Zuſammenkünften dieſer Art herrſcht entweder engherziger Cantonalgeiſt oder weit- und breitherziger Radikalismus, politiſches Weſpenſumſen, Charlatanismus, läppiſcher Trotz, Anfeindung des Auslands mit obligatem Drohen und Großſprechen. Und daß das Lauſanner Feſt auch ſo ausarte, dazu hatte es nicht an wohlangelegter Bemühung gefehlt. Glücklicherweiſe herrſchte diesmal der beſſere und geſundere Sinn der Verſtändigen und Gutdenkenden vor, und das drohende Uebel wurde ſchnell abgewendet. Bei dieſen Feſten iſt jezt noch Eins zu bedauern. Sie begannen wohl alle mit ſchweizeriſcher Einfachheit, arteten aber bald aus durch Ueberbieten an Luxus und koſtſpieligen Anſtalten. So iſt's mit dem helvetiſchen Conzert gegangen, ſo geht es jezt mit dem Bundesſchießen; denn welcher Canton hätte den Muth, nach dieſem wahrhaft prachtvollen Lauſanner Schützenfeſt noch eins bei ſich zu geben? Vielen dürften hiezu auch die Mittel fehlen. So wird man — was ſchwer iſt — zu früherer Einfachheit zurückkehren, oder die Sache ganz aufgeben müſſen.

Der Totaleindruck des Lauſanner Feſtes, dieſer glückliche Verein der Natur und Kunſt, war wirklich entzückend. Dazu gehört aber eine ſo grandioſe Natur, die herrſchende Lage an einem der ſchönſten Seen der Welt, eine an großartigen Bauwerken des Mittelalters reiche und durch dieſe ſehr maleriſche Stadt, der Zauber dichter Baumgänge an den herrſchenden Stellen, reizende Gärten und Landhäuſer, die ſich vom Seeufer bis zur Höhe in tauſend ſchönen Gruppen und Abdachungen über einander aufbauen, eine durch tropiſchen Sonnenſchein und Wärme ſo herrliche Sommerwoche, ein immer heiterer blauer Himmel, und dazu die ganz eigenthümlich frohe Herzlichkeit und antike Gaſtfreundſchaft der Einwohner, ihr heiterer Sinn in ſchöner Form, die kräftigen, an die Schlacht von Marignano erinnernden Männer, die reizenden Frauen und die blumigen Mädchen, die pittoresken Trachten der Landleute und die ganze luſtige Weiblichkeit des Volks; und doch bei alledem eine ſo durchaus ſtrenge Haltung in Ordnung und Sitte, daß in dieſen acht Tagen, bei dem durch waadländiſche Gaſtfreundſchaft unglaublichen Ueberfluß an trefflichem Wein, kein übler Rauſch, kein Streit, keine Unſittlichkeit bemerkt worden iſt.

(Die Fortſezung folgt.)

Ausflug nach Cintra und Mafra.

(Fortſezung.)

Mir ſtand ein Schrecken ganz eigener Art auf dem Capo da Roca bevor. Ich lehnte an der Brüſtung, die ein Felſenblock am äußerſten Rande der Klippen bildet, und blickte, zum Schwindel geneigt, nicht ohne Beklemmung hinab auf das Meer, zu welchem die Wand in faſt ſenkrechter Lage abfiel. — Einige Knaben waren uns gefolgt, welche ſich gelagert hatten und aus einem Beutel Früchte verſpeiſten. Plözlich erblickte ich einen ſehr hübſchen Burſchen von 18 — 20 Jahren mit Garrido im Geſpräch; er trug die Kleidung der Fiſcher, offene Bruſt und einen bunten Gürtel um den Leib. Sein Geſicht war wahrhaft ſchön zu nennen, braun, friſch, blühend und von dunkeln Locken beſchattet. Auf einmal nähert ſich dieſer Jüngling dem Klippenrande, kniet nieder, macht das Zeichen des Kreuzes vor Bruſt und Antlitz und fängt hierauf an, die Wand hinabzuklimmen. Es war nicht anders, als wenn Jemand von Außen den Straßburger Münſter hinab klettern wollte, ein Unternehmen, das jeden Zuſchauer mit Schrecken erfüllen müßte. Indeſſen iſt es einmal die Sitte der Fiſcher

von Collares, Fremden, welche die Roca besuchen, für anderthalb Cruſados das halsbrechende Kunſtſtück vorzumachen, nach der Brandung hinunter zu klimmen. Was an mir lag, that ich, dieſe gefahrvolle Thorheit zu verhindern, auch Baron Hogguer war darüber empört, und wir wollten dem Waghals ſein Geld geben, ohne daß er ſein Vorhaben ausführte; aber Garrido lächelte dazu, und ich glaube, der Ehrgeiz des Fiſchers hätte ihm auch nicht erlaubt, in unſern Vorſchlag einzugehen. Er verſchwand unterhalb des Felſenrandes, und ich hatte kaum den Muth, ihm nachzuſchauen. Doch geſchah es, und da kletterte der Unglückſelige, der, wenn er nicht der Liebling ſeiner Eltern, doch gewiß der Freund irgend eines liebenden Mädchens war. Ich wollte ihm noch zurufen, er ſolle umkehren, aber Garrido winkte Ruhe, indem er ſagte, jeder Zuruf ſey dem Klimmenden jezt gefährlich. Er kam glücklich unten bei der Brandung an und auch wieder herauf. Es würde dies bei der ſpiegelglatten, ſenkrechten Felswand unmöglich ſeyn, wenn nicht ein kleiner Kunſtgriff dabei gebraucht würde. Ich bemerkte nämlich, daß er im Aufwärtsſteigen genau dieſelben Fußſtapfen wieder ſuchte, die er beim Hinabklettern betreten hatte, und erfuhr, daß kleine Löcher in den Fels gebrochen ſeyen, in welche der Kletterer ſeinen Fuß ſezt; indeſſen blieb die Sache auch hiemit noch etwas ſo Gefahrvolles und Keckes, daß ſie ihm Niemand, als etwa der Bewohner einer ähnlichen Felſenküſte nachthun wird.

Wir ſchlugen rückwärts nach Cintra einen andern Weg ein, der mehr am Fuß der Berge hinlief und auf welchem wir eine Menge ſchöner Landhäuſer oder Quintas paſſirten. Eines derſelben zeichnete ſich durch ſeine Größe und Pracht nicht allein, ſondern mehr noch dadurch aus, daß es im Begriff ſtand, Ruine zu werden, zum Theil ſchon war. Es war das Beſitzthum eines reichen Engländers, der es erbaut, mehrere Jahre bewohnt, und nachdem er die Halbinſel verlaſſen, dieſes Haus nicht etwa verkauft, oder eine Summe zu ſeiner Unterhaltung ausgeſezt, ſondern befohlen hatte, man ſolle es in Trümmer fallen laſſen. Kein Befehl wird in Portugal leichter und williger befolgt, als ein ſolcher; die zum Tode verurtheilte Quinta war ſchon halb eine Leiche, ihre Dächer zeigten große Oeffnungen, und ſie war ein Bild der Verlaſſenheit. Sie dauerte mich, denn ich bilde mir ein, daß ein ſchönes Haus ſeinen Bewohner liebt, und lieber in Flammen aufgehen möchte, als traurig und verlaſſen Stein um Stein zu zerbröckeln. Wir haben in Deutſchland ſolche Geſpenſter alter Wohnungen genug; ſie hängen auf unſern Bergen und ſchauen mit tauſendjähriger Melancholie auf die lebenden Geſchlechter herab. — Das Sonderbarſte aber iſt, daß jener Engländer auf mehreren der ſchönſten Stellen in Europa ſich ähnliche Villen erbaut und ſie alle, nach kurzem Aufenthalt, unter denſelben Beſtimmungen verlaſſen haben ſoll. So erzählte mir der däniſche Ambaſſadeur, ein Mann von eben ſo vieler Welterfahrung, als gebildetem Geiſte, der auch in Cintra eine Quinta beſizt und den ſeltſamen Britten gekannt hat. Bei unſerer Rückkehr in das Hotel trafen wir mehr Geſellſchaft aus Liſſabon, unter andern junge Leute, von denen man uns ſagte, ſie ſeyen Spieler, und lediglich darum hieher gekommen, um eine Bank anzulegen. Keiner von uns fühlte ſich von dieſer Lockung angeregt, und wir ſuchten bald nach einem recht guten Eſſen, ziemlich ermüdet, die Ruhe.

Am andern Morgen ward unſere Geſellſchaft durch einen jungen Mann vermehrt, einen gebornen Spanier und nationaliſirten Franzoſen, Monſieur d'Aragon, der, ein Bekannter Garrido's, ſich uns anſchloß, und durch ſeine heitere Laune nicht wenig zur Annehmlichkeit unſers kleinen Cirkels beitrug. Wir ritten nun gemeinſchaftlich aus, um das Kloſter Peninha auf dem höchſten Gipfel der Sierra und die demſelben gegenüber liegenden großartigen Trümmer einer alten mauriſchen Sultanenburg zu erſteigen. Die Lage des Kloſters auf einer ſteilen, zackigten Klippe, der höchſten des ganzen Gebirges, iſt wahrhaft ſchauerlich, gewährt indeſſen einen majeſtätiſchen Umblick auf Land und Meer. Folgendes iſt die Geſchichte der Erbauung dieſes Kloſters. König Dom Manuel I. reſidirte in ſeinem Schloſſe zu Cintra. Eines Tages befand er ſich auf der Jagd, die ihn bis auf dieſe unwirthbare Felskuppe lockte. Da ſtand er, auf ſeinen Speer geſtüzt, und ſchaute in den atlantiſchen Ocean hinaus, in deſſen weiteſter, dem Auge erreichbarer Ferne weiße Punkte wie Segel ſichtbar wurden. Ein tiefer Seufzer hob die Bruſt des Monarchen, und er ſprach zu den ihn umgebenden Höflingen: „Seht jene Segel dort! So weiß wie ſie leuchteten die Segel, unter denen vor vielen Monaten mein tapferer Vasco de Gama zum zweiten Male aus dem Tajo ſchiffte, um die Küſten des heißen Welttheils zu erforſchen, deſſen Grenzen, wie ich befürchte, ſich in einer brennenden, den Menſchen unzugänglichen Zone verlieren. Nur zu wahrſcheinlich iſt er mit ſeiner ganzen Mannſchaft ihr Opfer geworden, denn alle Kunde fehlt bis jezt von ihm. Ich beweine ihn als einen Todten; aber ein großes Gelübde wollte ich thun, ein Kloſter wollte ich auf dieſer ſchwindelnden Höhe erbauen, wenn ich die Segel ſeiner Schiffe jemals wieder erblickte, wie die, welche jezt das Meer dort bedecken. Sie ſcheinen die Mündung des Tajo zu ſuchen; wenn er es wäre!“ Und Vasco de Gama war es, und er brachte das glücklich umſchiffte Afrika mit. Der erfreute König erbaute das jezt noch im beſten Zuſtand befindliche und erſt vor zwei Jahren von ſeinen Mönchen verlaſſene Kloſter auf der Roca da

Peninha. Jezt iſt es leer wie Cortiza und die Quinta des Engländers, und wird bald eine Ruine ſeyn, wie die lezztere. — Ich ſchließe hier. Das nächſte Mal führe ich den Leſer in die mauriſche Königsburg und an das Ende meiner kleinen Reiſe.

(Schluß des erſten Briefs.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Beſchluß.)

Das Bagno von Toulon.

Wie furchtbar klingt dagegen, was der durch ſeine philantropiſchen Bemühungen um das Schickſal der franzöſiſchen Bagnogefangenen und ſeine deßhalb herausgegebene Gazette des Priſons bekannte Appert neuerdings in ſeinem Buche: Bagnes, Prisons et Criminels unter andern über den Bagno von Toulon ſagt: „Als ich dieſen Bagno das lezte Mal beſuchte, waren da viertauſend dreihundert und fünf Sträflinge, von denen faſt zwölfhundert zu lebenslänglicher Strafe verdammt ſind; Andere zu zwanzig, fünfzehn, zehn oder fünf Jahren. Gegen zweitauſend gehören zur fatigue, d. h. ſie müſſen im Arſenal, im Hafen oder an den hydrauliſchen Werken und Regierungsgebäuden arbeiten, am Schiffbau in den Werften, an der Artillerie, im allgemeinen Magazin, in den Hoſpitälern. Faſt zweitauſend ſind beſchäftigt auf verſchiedene Art, auf Arbeitsplätzen oder in Arbeitsſälen, die eigens für ſie angelegt und eingerichtet ſind, und wo ſie unter der Leitung geſchickter Arbeiter verſchiedene Handwerke erlernen. Sie erhalten ihre Bezahlung, nicht aber die oben Genannten, denn nur manchmal, und zwar ſelten, gibt man ihnen als Gratifikation oder Aufmunterung ein Geringes an Geld oder eine doppelte Portion Wein, wenn ſie eilige Arbeiten ſchnell und mit beſonderem Eifer verrichtet haben. Es hat ſich gezeigt, daß alle Metallarbeiten den großen Nachtheil haben, daß ſie die Züchtlinge zur Entwendung des Metalls verleiten, das ſie heimlich immer wieder zu verkaufen wiſſen. Sämmtliche Züchtlinge theile ich in ſittlicher Beziehung in drei Hauptklaſſen. Die erſte und leider die bei weitem zahlreichſte begreift die ganz verdorbenen und verlornen Böſewichter, die im Verbrechen und in den ſchändlichſten Handlungen erzogen und reif geworden ſind, die ihren Code penal und criminel vortrefflich kennen und darnach ihre Verbrechen und ihr Benehmen vor Gericht abmeſſen; ſie ſind nicht zum erſten Mal im Bagno, ſondern zum zweiten oder dritten Mal, und werden hier ihr Leben beſchließen, wenn ſie noch zwei- oder dreimal von Neuem in die Verbrechen verfallen ſind, die ſie nicht mehr laſſen können. Dies ſind die Diebe und Räuber oder unüberwieſenen Mörder aus den Hauptſtädten, beſonders aus Paris; Söhne, Enkel, Neffen und Brüder anderer Uebelthäter, die geſchickt ihre eigentlichen Namen zu verſtecken wiſſen, und ſie, gleich ihrem Aufenthaltsorte und offenen Gewerbe, alle Augenblick ändern. Ihr einziges Element iſt das Verbrechen, und ihre einzige Freude beſteht darin, es Andern zu erzählen, ſich deſſen zu rühmen und es noch größer zu machen, als es wirklich war; ihre einzige Hoffnung und ihr Troſt beſteht in der Möglichkeit und Ausſicht, noch andere begehen zu können. Es wäre lächerlich, dieſe großen Verbrecher beſſern, bekehren und ſie durch die Moral zu Gefühlen der Redlichkeit und Ehre zurückführen zu wollen. Die zweite Klaſſe iſt nach jener die zahlreichſte. In ihr finden wir die Verbrecher, die bei ihrer Uebelthat und bei ihrer Ankunft im Bagno vielleicht nur verirrt, wenigſtens nicht durchaus verdorben waren; Leute, die durch richtige ſittliche Behandlung hätten gebeſſert werden können, die aber, bei eigener Charakterſchwäche und Unwiſſenheit, durch den unausgeſezten Umgang mit eingefleiſchten Böſewichten, durch ihren Rath und durch böſes Beiſpiel faſt eben ſo ſchlecht geworden ſind, als jene erſte Klaſſe. Dieſe Leute fingen damit an, nur ſubalterne Schuldige zu ſeyn; ſie ſtammen aus kleinen Städten oder vom Land, und wurden das erſte Mal nur wegen unglücklicher Schlägereien oder kleiner Diebſtähle verurtheilt. Aber hier im Bagno haben ſie reißende Fortſchritte gemacht. Ihre Bildung und Erziehung im Verbrechen iſt faſt vollendet, und ſie wollen ihren Lehrern und Bildnern Ehre machen; daher würden ſie ſich in deren Meinung entehrt glauben, wenn ihnen die Lumperei und Mesquinerie des Vergehens bekannt wäre, das ſie hieher brachte; ſie ſchämen ſich nur über Eins: nicht daß ſie ein Vergehen begangen haben, ſondern daß es nicht größer war. Was läßt ſich in dieſem Zuſtand der Entſittlichung von ihnen hoffen? Nichts bei der jezigen Einrichtung der Bagno's in Frankreich. Wie ſollen ſie in der furchtbaren Umgebung, unter dem beſtändigen Einfluß der erſten Klaſſe zu ſich ſelbſt kommen, in ſich gehen und ſich zur Ablegung ihrer Fehler kräftigen? Die dritte Klaſſe iſt nur ſehr klein, und verſchwindet der Zahl nach gegen die gedrängten Haufen der erſten und zweiten. Es ſind dies die unglücklichen Reſignirten und Reuigen, die in augenblicklicher, leidenſchaftlicher Verblendung Vergehen begingen, die aber ſeitdem nicht aufgehört haben, es bitter zu bereuen. So bleiben ſie rein inmitten eines Sloaks von Verdorbenheit und ſcheußlicher Laſter, wo die Redlichkeit für Dummheit, Schaam für Narrheit, Tugend und Vernunft aber für Verbrechen gehalten werden. Und ihr ſchwerer, dornenvoller Wandel iſt um ſo verdienſtlicher, da gewöhnlich nicht ihnen die kleinen Erleichterungen des Bagnolebens zu Theil werden; denn um auf dieſe Anſpruch machen zu können, verſtehen ſie ſich nicht genug auf Intriguen und Verſtellung, ſie paſſen zu ſehr alle niedrigen Mittel, Spionerei, Verrath und Lüge, die in den Bagno's allein zu etwas führen. So haben ſie denn keine andere Hoffnung, als durch ſtilles Ausharren immer beſſer zu werden, keinen andern Troſt, als das Zeugniß ihres Gewiſſens, keinen andern Willen, als zu leiden und zu ſchweigen.“

Berichtigung.

In dem naturwiſſenſchaftlichen Berichte von Dr. Mürnberger, in Nr. 147 dieſer Blätter, in der dritten Zeile der Anmerkung unter der erſten Spalte von Seite 587, muß es ſtatt „nördlicher“ ſüdlicher heißen.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 179.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 27. Juli 1836.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage!
Goethe.

Bilder aus dem Seeleben,
in Mährchen und Sagen.

Vom Freiherrn von Sternberg.

Die Seelen der Ertrunkenen.

In einem holländischen Fischerdorfe, dicht am Meere, lebte ein alter Fischer, auf dessen Familie und Eigenthum ein ganz besonderer Segen ruhte. Er genoß in seinem hohen Alter noch frischer, fast jugendlicher Kräfte, und seine Kinder und Kindeskinder, ein gutgeordnetes Völkchen, umgaben ihn zu Lust und Freude; auch fehlte es nicht an reichlichem Gut, das Sparsamkeit und treffliches Haushalten stets vermehren halfen. Im Dorfe gab es manchen Tagedieb und schlechten Haushalter, der ihn um sein gutes Leben beneidete und Gerüchte in Umlauf setzte, auf welche Weise der alte Andreas seine Schätze erworben habe. Da hieß es denn, er sey dem Teufel bündig geworden, daß dieser ihm die alten Schätze des Meeres bringe, oder Andreas sey in seiner Jugend Seeräuber gewesen und zehre nun vom Gut der armen Beraubten. Die Wahrheit von Allem war jedoch, daß Andreas eine arme Seele aus dem Meeresgrunde befreit hatte, die dort unter einem darüber gestülpten Topfe gefangen saß. Die Sache verhielt sich, genau genommen, folgendermaßen.

Der alte Fischer pflegte, obgleich er im Ganzen ein strenges Geheimniß daraus machte, dennoch im vertrauten Kreise seiner Kinder und Enkel einzelne Winke hinzuwerfen, aus denen die Andern leicht eine vollständige Erzählung zusammensetzten. Wir lassen Andreas selbst sprechen: „Ich bin nicht immer so glücklich gewesen, daß ich Gut und Eigenthum um mich sah und liebende Herzen zählte, die mir meine Tage versüßten. Es ist Jedem von uns gegeben, daß er einmal in der weiten Welt ganz allein steht und sich recht bis in die innerste Seele hinein verlassen fühlt. Der Himmel gibt uns solche bittere Einsamkeit zu kosten, damit wir uns dann desto freudiger an eine liebe Menschenbrust anschließen und Gott im Menschen lieben lernen. Meine Jugend war voller Widerwärtigkeit und Drangsal gewesen. So sehr ich auch arbeitete und mich abmühte, der Lohn wollte nicht kommen; schon fing sich mein Rücken an zu krümmen und meine Haare sich grau zu färben, und noch sah ich kein Glück vor mir. Es war, als sollte nur ich allein von Allen ausgeschlossen bleiben. Dennoch murrte ich nicht. Ich hatte frühe gelernt Gott lieben und auf ihn vertrauen. Eines Abends ging ich, wie ich oft zu thun pflegte, hinaus aus der Hütte, weit über die Grenze des Dorfes, bis dahin, wo das Gestade sich

fernhin ausdehnt, und das Auge nichts sieht, als die einsamen Dünen und das weite Meer. Dieses war mir die liebste Stelle, weil ich dort keine andern Laute, als die der Wellen vernahm, und keinem fröhlichen Menschen auflitz begegnete, das mir hätte sagen können, wie elend und verlassen ich sey. Wirklich fand ich auch Niemand, der mich hätte stören können. Das Meer war bis weit hinaus ruhig und glatt; ich hatte es in Wahrheit noch nie so stille gesehen: kein Segel und kein Boot, so weit ich auch spähen mochte, der Himmel darüber völlig wolkenlos; die Sonne, die im Sinken war, warf einen gelbrothen Schein auf die Dünen vor mir. Ich ging bis an die Stelle, wo ein altes Wrack lag, ich stützte mich gegen einen der morschen Pfosten und sah vor mich hinaus. Hier in der Stille überkam mich nun der Schmerz in seiner ganzen Gewalt; wie sehr ich mich auch dagegen sträubte, meine Gedanken nahmen ihren alten, gewohnten Weg. Andreas! rief ich bei mir selbst, heute ist der Tag deines Schutzpatrons; wie wenig hat er gethan, um dich reich und glücklich zu machen! Vor einem Jahre hast du dein Weib begraben und wenige Wochen darauf auch dein Kind. Womit hast du so viel Elend verdient? Wäre es anders gekommen, so gingest du nicht hier einsam umher, sondern säßest im Dorfe bei den Lustigen, die sorglos dahin leben und ihre besten Tage vor sich haben."

„Bei diesen Gedanken faßte mich die Wehmuth so heftig, daß ich hätte weinen mögen, aber eine Gewalt in meiner Brust hielt die Thränen zurück. Ich konnte nichts als immer wieder auf das Meer schauen, dessen tiefe Ruhe und Freundlichkeit mir seltsam durch die Seele schnitt. Die Sonne ging langsam unter und ein farbloses Grau begann sich über die weite Fläche zu breiten, nachdem noch lange einzelne lichte Scheine hin und her gezittert hatten, gleichsam als wollten sie den eintretenden Geistern der Nacht das Feld streitig machen. Der Himmel behielt seine helle, durchsichtige Farbe, bis auch er sich immer mehr mit tiefen Schatten füllte. Ein leiser Wind erhob sich und warf mit Getön kleine Wellen an die Wände des Wracks. — Ich stand auf in der Absicht, meinen Rückweg anzutreten, da fiel mein Blick auf eine Erscheinung, die ich mir nicht gleich zu erklären vermochte. Es zeigte sich nämlich an dem alten Holzwerk ein lichtes Flämmchen, das mit großer Geschwindigkeit auf und nieder fuhr und mit seinem bläulichen Schimmer leuchtete. Ich kann sagen, daß ich während vieler Gefahren meines Lebens nie das Gefühl gekannt, das man Furcht nennt. Trotz meiner Einsamkeit und der schon eingetretenen Nacht empfand ich daher auch jezt nicht die mindeste Bangigkeit. Aufmerksam sah ich dem Spiel des seltsamen Flämmchens zu, und bemerkte, wie es sich von Zeit zu Zeit von dem Wrack losriß, eine ziemliche Strecke in die See hinein fuhr, dort mit hellerem Licht leuchtete, und dann wieder zurückkehrte. Ich hatte wohl sprechen gehört, daß durch dergleichen Erscheinungen versunkene Schätze im Meere angezeigt würden, allein ich empfand keine Lust, weiter darauf zu achten, drehte meinen Rücken und wanderte weiter. In dem Augenblick rief eine Stimme meinen Namen; sogleich wandte ich mich um und sah jezt hinter dem Wrack, noch halb versteckt, einen Mann stehen, der aus einem ältlichen, bleichen Gesicht mich ansah. Ich kannte ihn nicht, und seine Kleidung war mir völlig fremd. Er stand lange Zeit da, ohne zu sprechen, und sein bittendes Auge, mit dem er mich unverwandt anblickte, werde ich nie vergessen. Endlich rief ich mit lauter und beherzter Stimme: „was wollt Ihr, Herr? warum habt Ihr mich gerufen?" — „Andreas!" tönte die Erwiderung, „du hast so eben geklagt, daß das Glück dir Schätze versagt habe, ich will dir welche verschaffen, sobald du thust, was ich von dir begehre."

(Die Fortsezung folgt.)

Das Bundesschießen in Lausanne.

(Fortsezung.)

Das Fest hatte drei schöne Momente: den Empfang, den Fortgang und den Abschied.

Dem Empfang mußte Vieles vorangehen. Seit länger denn einem Jahr bereitete das Lausanner Schützencomité dies Fest vor und scheute dabei keine Opfer an Mühe und Geld. Zuerst dachte man daran — und dies war echt schweizerisch und mittelalterlich — den Gästen, mit Ausschluß aller fremden ungewissen Weine, nur einen guten, reinen Trunk von dem Weinsegen des Landes vorzusetzen. Deßhalb wurden bei Zeiten Sachverständige nach Yvorne und an die Côte gesendet, um da an Ort und Stelle das beste und zuverlässigste Gut von dem trefflichen Weinjahr 1834 einzukaufen, unter ihren Augen verladen und nach Lausanne führen zu lassen. Dort wurden die vierzig größten Fässer (Char), ungefähr zwei-und-dreißigtausend Bouteillen haltend, in den Kellern redlicher und vertrauter Bürger gegen alle Ein- und Beimischung oder Verfälschung geborgen, fleißig untersucht und gepflegt. Es ward die Anordnung getroffen, daß am künftigen Schützenfest kein Faß ohne Begleitung eines Mitglieds des Comité's aus dem Keller nach dem Schützenplatz geführt und dort zum Ausschenken gebracht werden dürfe, und darauf ist streng gehalten worden; so sollte dort die Flasche Yvorne zu dem geringen Preis von

vier Batzen, die Bouteille La Côte aber zu drei Batzen ausgeschenkt werden, damit sich auch unbemittelte Gäste an der Gottesgabe gütlich thun könnten, was sie denn auch redlich und dankbar gethan haben, wie die Folge zeigen wird.

Andere Sachverständige des Comité's durchstreiften die besten Wälder des Landes, Fribourgs, des Wallis und des Jura's, um da nicht nur den großen Bedarf an guten Balken, sondern auch für die wimpeltragenden Flaggenstangen die höchsten, gesundesten und schlanksten Tannen zu kaufen, unter ihrer Aufsicht hauen, zimmern und abführen zu lassen. Nur aus solchen Materialien konnte ein Dachstuhl gewagt und ausgeführt werden, wie der der großen Cantine oder des Speisehauses, eines ungeheuern, über ein Tagewerk im Flächenraum haltenden Saals, der ohne alle Pfeiler im Innern dreitausend Sitzenden bequem Raum gewährte, überdies zahlreiche, hinlänglich breite Communikationswege hatte und oben drei große Galerien für die Zuschauer und die Musikchöre, während in der Mitte des Saals bedeutender Raum aufgeopfert war für die Aufstellung von W. Tell's Büste und für die darum im Halbcirkel herlaufenden Tische für das Schützencomité, den Staatsrath, ausgezeichnete Männer aus den andern Cantonen, deßgleichen für die Rednerbühne und die vielen Sitze der Damen zur Seite. So ruhte der ungeheure und doch leichte Dachstuhl nur auf der, noch durch große Eingänge unterbrochenen Reihe der äußern Balkenpfeiler.

In gleicher Reihe mit dem Speisehaus wurde die kleine Cantine in zwei Stockwerken gebaut zum Essen, Trinken und anderm Imbiß außer den großen Mahlzeiten und zur Uebersicht des herrlichen Festplatzes auf der einen Seite, auf der andern aber des Sees mit seinen umgrenzenden Bergen. Weiter hin errichtete man aus grünen Tannenreisern ein sehr geschmackvolles Eis- und Kaffeehaus mit kühlen, schattigen Gemächern.

In der Mitte des Platzes, gleichsam als Herzstelle des Festes, erhob sich auf drei Stufen in schönen, antiken Verhältnissen und Formen der Pavillon, ähnlich dem Janusbogen in Rom, mit vier offenen Seiten. In seiner Mitte stand ein pyramidalisches Gerüst mit dem unendlichen größeren und kleineren Silberwerk, das zu den Preisen bestimmt war, und wo der bescheidene Eßlöffel so gut seine Stelle fand, als die geschmackvollen, reichen Service, Zuckerdosen, Milch-, Kaffee- und Theekannen, Teller, Schüsseln, Suppenterrinen, die großen vergoldeten, in trefflichem Geschmack gearbeiteten Pokale u. s. w., so daß der Werth von oben nach unten immer mehr zunahm. Diese Silberpyramide mahnte mich daher an die echte Freiheit, die an der Spitze, in der Höhe nur gering und dem Wind mehr ausgesezt ist, und eigentlich mehr in Schein und Formen besteht, am Grund der Pyramide hingegen — im Volk, in seinen Gemeinde- und Municipalverfassungen — reich, gediegen, bleibend und fest ist. Um diese Pyramide her ständen noch andere schöne, zu Preisen bestimmte Gegenstände, unter anderm die trefflichen, eingelegten Stutzen oder Kugelbüchsen aus den besten französischen und Schweizerfabriken, wohl dreißig an der Zahl, von denen einige zu mehreren hundert Schweizerfranken angeschlagen waren. An den vier äußern Seiten des Bogens waren große goldene Ringe angebracht, in welche die schmuckreichen Fahnen der Schützendeputationen aus den verschiedenen Cantonen und Städte gesteckt wurden, so daß sie oben ihre großen, bemalten und reich vergoldeten Seidefaggen entfalten konnten, mit denen der Wind im reinsten Sonnenlicht ein reizendes Spiel trieb. Es waren deren wohl vierzig. Oben auf dem Pavillon wehte die große rothe Schweizerfahne. Unstreitig gewährte das Ganze mit seinem aus dem Innern schatzartig herausflimmernden Silber, mit seinen weithin wehenden, glänzenden Fahnen und dem oben flatternden Schweizerthum auf dem durchaus schönen und imposanten Gebäude einen herrlichen Anblick, dem mit dem natürlichen Zauber der Stelle in Ferne und Nähe nicht leicht etwas an die Seite gesezt werden kann, am wenigsten in den Ländern, wo die Kunst Alles thun muß, Himmel und Erde aber launig, trüb und einförmig sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Juni.

Feste. Vergrößerung und Verschönerung der Stadt.

Binnen weniger Wochen hat die Bevölkerung unserer Kaiserstadt, welche sich Genüssen der Art immer sehr leidenschaftlich hingibt, zwei glänzende Feste zu erwarten, denen sie beiwohnen muß, wenn auch die Börsen noch so leer wären; nur schwere Krankheit oder höchste Altersschwäche vermag zurückzuhalten. Am 7ten nächsten Monats fällt das Geburtsfest des Kaisers ein. Die im Lager vor Krasnoje-Selo, einer romantisch liegenden großen Kronsdomäne unfern Petersburg, cantonnirenden Truppen des Gardecorps werden an diesem Tage ein prachtvolles Feuerwerk nebst Abendbewirthung der dazu zahlreich geladenen Gäste geben. Sodann wird das schöne Sommerfest in Peterhof am 13ten nächsten Monats, dem Geburtstage der Kaiserin Alexandra, dem wir Petersburger immer ohne Rücksicht auf Witterung und andere Verhältnisse beiwohnen, durch eine vergrößerte Beitragssumme des Kaisers noch prachtvoller werden, als sonst. Möchte sich nur dabei die Witterung günstiger als bisher gestalten. Bis jezt haben wir uns des Sommergenusses in den Landumgebungen der Residenz wegen der kalten Witterung nicht erfreuen können. Seit einigen Tagen jedoch

ist mit starken Regenschauern wärmere Temperatur eingetreten; erstere thun dem ausgedörrten Erdreich, den Wiesen und Kornfeldern sehr wohl, welche sich auch sichtlich zu erholen beginnen.

Unsere nordische Kaiserstadt vergrößert sich mit jedem Jahre sichtlich. Der Raum, der durch die vor drei Jahren auf höchsten Befehl vorgenommene bedeutende Vergrößerung ihres Weichbildes gewonnen wurde, wird sich bald ausgefüllt haben. Die Zahl der Einwohner wird in Kurzem eine halbe Million betragen, ungerechnet die große Zahl der temporären Fremden, welche uns in Menge jedes Jahr auf unbestimmte Zeit besuchen. Die immer neuen Zierden, welche sie im innern Umfang gewinnt, stehen mit der fortschreitenden Vergrößerung und zunehmenden Bevölkerung im Verhältniß. Der freilich schon viele Jahre dauernde Bau der Isaaks-Kirche hat seit Kurzem, auf besondere höchste Anregung, bedeutende Fortschritte zur Vollendung gemacht. Sie wird, wenn sie streng nach dem Modell ausgeführt wird, wofür ein besonderes Comité besteht, eines der merkwürdigsten Gebäude der Residenz und eine Zierde des St. Peters- und Admiralitätsplatzes werden. An der Fronte vor der Kasanschen Cathedrale werden noch vor Ablauf dieses Sommers die von vaterländischen Künstlern gefertigten Büsten unserer verewigten Feldmarschälle, der Fürsten Kutusow und Barclay de Tolly, aufgestellt; schon nehmen seit einigen Monaten die dazu nothwendigen Gerüste den ganzen Platz ein. Die schönste Straße Petersburgs, die gegen sieben Werste schnurgerade laufende Newskische Perspective, ist gerade auf ihrem Centralpunkte seit einigen Jahren mit mehreren imposanten Kirchen und pallastähnlichen Pfarrgebäuden, welche sämmtlich den in Rußland tolerirten fremden Confessionen angehören, geziert worden. Man zählt in dieser Straße sechs fremde Gemeindekirchen, ihnen gegenüber liegt die griechische Hauptkirche, die Kasansche Cathedrale, und besonders an Sonn- und Festtagen bieten sie im Verein ein schönes Bild christlicher Toleranz. — An Herstellung der seit dem vergangenen Winter begonnenen Gasbeleuchtung durch alle Theile der Residenz wird thätig gearbeitet; man hofft, sie schon zur Mitte des nächsten Winters in allen den Stadttheilen eingeführt zu sehen, welche entlang dem linken Fontankufer liegen. Sie wird der Stadt zu einer sehr großen Zierde, ihrer Bevölkerung zur willkommensten Bequemlichkeit gereichen, da sie bis jetzt in den acht Monate dauernden Winterabenden sich nur mit den düstern, unsaubern, in den entlegeneren Gassen oft sehr karg ausgestellten Oellampen begnügen mußte. — Noch geht unsere fürsorgende Regierung mit einem Plane um, dessen Ausführung unserer ganzen Bevölkerung, vornämlich den niedern und dürftigen Klassen, sehr wohlthätig werden wird. Sie beabsichtigt, von der Newa aus Röhren durch alle Theile der Stadt zu leiten, so daß diese Aquädukte jedes einzelne Haus genügend mit reinem Wasser aus diesem majestätischen Strome versehen werden. Bis jetzt muß die entlegen von ihm wohnende dürftige Bevölkerung, die den Wassertransport nicht zu bezahlen vermag, sich mit dem Wasser aus unsern schmutzigen Canälen zum Trinken und zur Zubereitung ihrer Speisen bedienen, was, zumal beim scheidenden Winter, wo mit dem schmelzenden Schnee der sich häufende Straßenschmutz durch innere Röhren in die Kanäle geleitet wird, den nachtheiligsten Einfluß auf die Gesundheit ausübt. Bei der projectirten Wasserleitung aber wird auch der ärmste Bewohner in Stand gesetzt seyn, sich für eine geringe Entschädigung, die er neben dem Miethzins dem Hausbesitzer zu zahlen hat, reines Newawasser zu verschaffen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

Des Deutschen Heimweh.

Auch in die deutschen Zeitungen wird die von den hiesigen mitgetheilte Nachricht von dem Selbstmorde des jungen Elsässer Soldaten übergegangen seyn, und vielleicht manchen Leser gerührt haben. Und wen sollte nicht die Betrübniß eines unter Deutschen aufgewachsenen, nur im Elsaß sich glücklich fühlenden Jünglings rühren, der noch dazu ein Elsässer Mädchen innig liebt, nun aber Soldat werden muß, und zufälligerweise so ganz aus seinen vorigen Verhältnissen herausgerissen wird, daß nichts um ihn her ihn mehr an dieselben erinnert, und Alles für ihn fremd wird! Wahrscheinlich kam dieses daher, weil er von schwacher Leibesbeschaffenheit war und daher zuerst vor den Revisionsrath gestellt werden mußte, indeß die andern Conscribirten seiner Gegend geradezu dem Regimente oder Bataillon, wozu sie bestimmt waren, einverleibt wurden. Der Jüngling wird vom Revisionsrathe zum Dienste tauglich befunden; zwar verkennt man seine Schwermuth nicht, welche in der That auffallend war; man meint aber, sie werde unter Kameraden seines Alters schon verschwinden, wie denn überhaupt Schwermuth bei Franzosen eine seltene Krankheit ist; und wohl deßhalb war der Arzt beim Revisionsrath aus Mangel an Erfahrung unfähig, den Gemüthszustand des jungen Elsässers zu beurtheilen. Unter den jungen Franzosen gehen auch Manche mit schwerem Herzen von Hause weg; sind sie aber einige Monate unter den Waffen, so verschwindet dieser Kummer, und der sicherste Beweis, daß die Franzosen nicht am Heimweh leiden, ist, daß es kein Wort dafür in der französischen Sprache gibt. Es war ihnen ehemals auffallend, daß die in Frankreich dienenden Schweizer zuweilen an dieser Krankheit litten, und bekanntlich hatte man der schweizerischen Regimentsmusik verbieten müssen, den nationalen Kuhreihen zu spielen, weil manche Soldaten dadurch von einer so überwältigenden Sehnsucht nach ihrem Vaterland ergriffen wurden, daß sie desertirten, oder, wenn ihnen dieses allzu sehr erschwert wurde, sich das Leben nahmen. Indessen waren die Schweizer in der letzten Zeit doch von dieser Krankheit so ziemlich geheilt, und sie hielten so wenig auf ihre Heimath, daß sie überall hinliefen, wo man sie nur in Dienst nehmen wollte. Der junge Elsässer war nun solch ein Heimsüchtiger aus der alten Zeit. Er war in eine ganz aus französisch sprechenden jungen Leuten bestehende Compagnie eingeschrieben worden, und wurde mit derselben nach Paris geschickt. Die große Stadt mit allen ihren Vergnügungen und Reizen blieb dem jungen Manne fremd. Er dachte nur an sein Elsässer Dorf, und nur was auf seine vaterländische Provinz Bezug hatte, vermochte seine Theilnahme zu erregen. Die andern jungen Soldaten spotteten über seine Weichherzigkeit und seine Unkunde des Französischen; dies trug vielleicht noch dazu bei, den armen Jüngling zu betrüben und sein Herz den äußern Eindrücken zu verschließen. Er hatte neulich mit seiner Compagnie die Wache an der die Champs élysées durchschneidenden Hauptstraße beziehen müssen. Hier sitzt er nun mit den Uebrigen auf der Bank vor der Thüre und schaut trübsinnig auf die Landstraße. Da kommt von der Barriere her eine Elsässer Bauerfamilie, elend gekleidet und mit sehr dünnen Reisebündeln, welche nach gethaner Arbeit in einer westlichen Provinz wieder nach der Heimath zurückkehrt. Wahrscheinlich hat mancher Pariser beim Anblick dieser erbärmlich gekleideten Leute gesagt oder gedacht: welches Elend!

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 28. Juli 1836.

Ja, Wunder sind's der süßen Minne,
Die Minne hat der Wunder viel.
Uhland.

An die Entfernte.

Ist mir doch so still zu Sinne,
Trennen gleich uns Thal und Höhn!
Nun erst werd' ich völlig inne,
Wie durch dich mir ist geschehn.
In der Seele tiefsten Grund
Gossest du den heitern Frieden,
Den der Himmel dir beschieden,
Mir hinab durch Aug' und Mund.

Prangend, trotzend, lüstern brausend
Gährte mir der junge Muth;
Ueber Berg und Klüfte sausend
Riß mich hin das jähe Blut.
Ach! es war ein schwüler Tag,
Durch der dunkeln Wolken Rizen
Brannt' es nur in einzlen Blitzen
Und beschien ein wüst Gelag.

O ihr waldig grünen Höhen,
Funkelnd in des Morgens Strahl,
Kränzend meiner Lust und Wehen
Heimath, mein bescheidnes Thal,
Fernher winkt ihr hold mir zu,
Stille Hütten, weit entlegen
Dem geschäftig lauten Regen,
Sanfte Wiegen meiner Ruh!

Ja dort war's, wo du gesunden
Solltest, ungestümes Herz;
Dort hat uns zuerst verbunden
Gleiche Trauer, gleicher Schmerz.
Nur zu wohl ward uns bewußt,
Daß die Liebe quillt aus Thränen,
Daß sie gern die Flügel dehnen
Mag in grambeengter Brust.

Doch nun richt' ich zu den Sternen
Wort' und Blicke wonnemild.
Herz, in ungemeßnen Fernen
Suchtest du ein herrlich Bild.
Durch des Aethers weiten Saal
Schweiften deiner Sehnsucht Flüge:
Aber nun die vollste Gnüge
Schließt dir ein das engste Thal.

Dort ist meiner Wünsche Hafen,
Sicher weiß ich dort mein Gut;
Die verworrnen Träume schlafen,
Und der Sinne Taumel ruht.

Mild erhört iſt mein Gebet,
Meiner Seele Nacht gelichtet,
Aller Widerſtreit geſchlichtet,
Durch der Liebe Hauch verweht.

Wie ein frommes Kind gelaſſen,
Selig lächelnd vor mich hin,
Harmlos zieh' ich meiner Straßen,
Seit in ihr verſöhnt ich bin.
Will der Rede ſanfter Fluß
Und der heitern Stirne Leuchten
Euch an mir ein Wunder deuchten —
Das und mehr vermag Ihr Kuß.

L. Seeger.

Bilder aus dem Seeleben

in Mährchen und Sagen.

(Fortſetzung.)

Die Seelen der Ertrunkenen.

Dieſe Rede verdroß mich und ich antwortete ſchnell: „Herr, was kümmert Euch mein Leid? habe ich mir Schätze gewünſcht, ſo habe ich ſie nicht von Euch ververlangt.“ Der Blaſſe merkte meinen Unmuth und daß ich dabei ein Kreuz über meine Bruſt ſchlug; er rief mit einer Stimme, die ſehr rührend und eindringlich klang: „Ich bin kein böſer Geiſt, Andreas, vertraue mir! Nimm dieſen Ring, und um die dritte Mitternacht ſteige getroſt eine Büchſenſchußweite in's Meer hinab; dort wirſt du auf dem Boden drei umgeſtülpte Töpfe finden; den mittelſten derſelben hebe auf und befreie die Seele eines Ertrunkenen, die darunter ſteckt. Eile dann ſchnell wieder hinauf, ohne dich unten aufzuhalten und ohne dich im Geringſten um das zu kümmern, was du ſehen oder hören wirſt. Haſt du das vollbracht, ſo ſey verſichert, daß ich dich reichlich belohnen werde und es dir und den Deinigen nie an Segen fehlen wird.“ Ohne meine Antwort abzuwarten, war er mit dieſen Worten verſchwunden, indem er ein Ding, gleich einem vor Alter trüb gewordenen Fingerreif vor mir zurückließ. Ich hütete mich wohl, es anzurühren. Ach! rief ich, was geben mich die Seelen an, die dumm genug waren, ſich auf dem Meeresgrunde unter einem elenden Topfe fangen zu laſſen? mögen ſie immerhin bleiben, wo ſie ſind. — Dieſes bedenkend, ging ich ruhig nach Hauſe, und als die bezeichnete dritte Nacht kam, rührte ich mich nicht aus meiner Kammer.

Das Jahr, das jezt folgte, brachte mich noch tiefer herunter; ich verlor eine kleine Summe, die ich mir mühſam erſpart hatte, auf dem Schiffe, wo ich in Dienſt ſtand, brach eine Krankheit aus, und ich mußte neun Monate im Krankenhaus zubringen; als man mich entließ, kam ich am Bettelſtabe hieher, um mein Grab zu ſuchen, denn ich war müde zu leben. Ich weiß nicht, wie es kam, denn ich ſuchte nichts dort, daß ich mich in einer Nacht wieder an dem einſamen Strande befand. Es war wiederum der Andreastag, aber das Meer war dieſes Mal nicht ruhig, es rauſchte und lärmte wild, und die Schaumwellen trieben ihr Spiel mit dem alten Wrack, ſo daß es ausſah, als wolle es wieder in See ſtechen. Ich hatte nicht lange hier geſtanden, als ſich die wohlbekannte Stimme hören ließ und das alte Männchen vor mir ſtand. Ich ſah ihm jezt wie einem alten Bekannten dreiſter in's Antlitz. Er wiederholte denſelben Antrag wie früher, nur zeigte er ſich um Vieles dringender und ließ dann beim Verſchwinden denſelben Reif wie früher zurück. Diesmal nahm ich ihn und ſteckte ihn an den Finger, zudem faßte ich den Entſchluß, dem Geiſte den Willen zu thun. Bei den Menſchen, rief ich bei mir ſelbſt, iſt keine Hülfe und kein Beiſtand für dich zu finden, laß ſehen, was die Geiſter vermögen.

Um es kurz zu machen, ich kam in der dritten Mitternacht und ſtieg in's Waſſer hinab. Noch jezt weiß ich nicht, wie es zuging, aber je tiefer ich in's Waſſer tauchte, deſto mehr hörte es auf, Waſſer zu ſeyn, und zulezt befand ich mich auf einer hübſchen, grünen Wieſe, die ich nie ſchöner und üppiger auf der Erde geſehen. Auf der Wieſe waren viele junge Burſche verſammelt, von denen einige mit blitzenden Senſen das Gras abmäheten, andere es in Bündel zuſammenbanden. Sie ſangen dabei eine fröhliche Weiſe, in der viel von dem Lobe einer ſchönen Frau vorkam, ſo wie von dem Lohne, den ſie ihnen nach der Arbeit reichen werde. Nach der Weiſung des Geiſtes hielt ich mich nicht lange bei ihnen auf, doch konnte ich mir nicht verſagen, Manchen in's Geſicht zu ſpähen, und da war es mir, als ſähe ich meine Freunde und Bekannte, die ſchon vor langen Jahren im Meere ertrunken waren. Auf der Wieſe ſtand ein Haus, und wie ich darauf zuging, trat eine wunderſchöne Frau auf mich zu, breitete die Arme aus und rief mit einer ſüßen, ſchmeichelnden Stimme: „Ach, ſo kommſt du endlich, mich heimzuführen! wie lange ſchon habe ich auf dich gehofft!“

Bei dieſer Rede und bei dem Anblick der ſchönen Geſtalt hätte ich beinahe die Mahnung des Geiſtes vergeſſen; doch beſann ich mich noch ſchnell, ſchoß unter den erhobenen Armen der Schönen durch und auf einen Platz los, wo ich die drei Töpfe aufgeſtellt ſah. Im Nu hatte ich den mittelſten umgeworfen. Ich weiß nicht, wie mir geſchah; im Augenblicke ſah ich alle jungen Burſche von der Wieſe auf mich zuſtürzen, die ſchöne Frau erhob ein

helles Klagegeschrei, ich hörte es dicht vor meinen Ohren auf betäubende Weise rauschen und klingen, und hatte das Gefühl, als wenn mich Jemand schnell aufwärts zöge. Wie ich meine Sinne wieder sammelte, befand ich mich am Ufer, am alten Wrack lehnend, todtmüde, und wie an allen Gliedern zerschlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Bundesschießen in Lausanne.

(Fortsetzung.)

Hinter dem Pavillon zog sich das lange Schießhaus hin, und ihm gegenüber waren am Fuß einer Anhöhe zwei-und-vierzig Scheiben aufgestellt, das Ziel alles Strebens und aller Schützenkunst, die sich hier auch oft mit Auszeichnung bethätigt hat, am mehrsten bei den Waadländern selbst. Dicht vor den Scheiben war ein tiefer Graben gezogen, in dem die Scheibenmänner ihre Stellen hatten, daselbst gegen alle Gefahr geschützt waren, und doch durch einen sehr einfachen und sinnreichen Mechanismus die Stelle jedes Schusses schnell und bestimmt anzeigen konnten. Die Schußweite war zweihundert und dreißig Schritte. Es mußte ganz aus freier Hand, ohne Feruglas und dergleichen Hülfe geschossen werden. Für jeden Schuß in's Schwarze, in dem Umfang eines Fünffrankenthalers vom Centrum wurde vom Schützencomité ein Carton abgegeben von verschiedener Farbe, je nachdem die Kugel dem Mittelpunkt in diesem kleinen Raum näher gekommen war. Andere Schüsse in's Schwarze wurden gar nicht berücksichtigt. Diese Cartons, die an sich schon Zeichen tüchtiger Fertigkeit sind, wurden nun am Ende des Schießens bei jedem Schützen gezählt und darnach die Größe des Preises abgemessen. Ich sah am fünften Tage des Festes einen kolossalen Mann mit einigen sechzig solcher Cartons auf der Mütze, die dadurch in Form und Buntscheckigkeit ein gar wunderliches Ansehen hatte und dem farbigen Federputz eines Indianers glich.

Zwischen dem Schießhaus und nahe bei der großen Cantine stand das Bretterhaus für Victualien, Küche und Keller, gewiß auch eine Anstalt merkwürdig in ihrer Art, denn für dreitausend Menschen in einem verhältnißmäßig engen Raum zu kochen, zu sieden und zu braten, ist wahrhaftig keine kleine Aufgabe, zumal bei 28° R. Wärme im Schatten, die nahe bei diesen Höllenfeuern auf 52° stieg. Um so erfreulicher und ermuthigender war der Anblick der großen Weinfässer, die immerfort im Gang waren. Wie viele habe ich nicht leer wegführen und andere volle mit großer Pferdeanstrengung herbeiführen sehen! Diese gewichtigen Ankömmlinge wurden immer mit fröhlichem Zuruf begrüßt als hochwillkommene Gäste, von denen man überzeugt war, daß sie bald ihr Herzblut für die Gemeinde lassen würden.

So war das Theater und die reiche Scenerie an einer sanften Anhöhe, im Nordosten von einem kleinen Gehölz begrenzt, im Süden, Südosten und Osten vom See, seinen Ufern und den malerischen, großartigen Gestalten der Savoyerberge, die voll Erstaunen herüberschauten. Besonders sahen die zackigen, starren Dents d'Oche, die mitten in das Fest hineinblickten, gerade so aus, als sagten sie: „Dergleichen ist uns noch nie vorgekommen! Solches geschieht in dem Land, das einst savoyische Provinz und unsers Landes Dienerin war, und unsern Herren und Burgen unterthan?“ Aus den Mündungen der gerade hinübergerichteten Festkanonen klang ihnen die Antwort über den See: „Armes Savoyen! Wie ein Weltmeer fluthet jezt der Leman zwischen dir, Waadland und Genf, die dir einst dienten; denn hier waltet seit Jahrhunderten wahre Bildung und Wohlstand in besonnener Freiheit, drüben bei dir aber Priestermacht und Priesternacht, Beamtenwillkühr, Unwissenheit, Armuth, Schmutz, Advokaten und Sbirren; und doch lebt auf deinem dankbaren Boden auch ein aufgewecktes, gutes Volk, voll glücklicher Anlagen. Wann wird unser Wohlseyn auch in deine schönen Thäler kommen und da heimisch werden? wann kommen die Savoyer auch zu unsern Volksfesten? wann beginnen die ihrigen?“ Als die Kanonenschüsse an und in den Bergen verhallt waren, zog ein leichtes Wölkchen des Unmuths um die Dents d'Oche, und keine Antwort kam über den See.

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Heimweh. Der polnische polytechnische Verein.

Dem Soldaten rief dieser Anblick alles Glück in's Gedächtniß, das er in seinem Dorfe hatte zurücklassen müssen. Für ihn waren diese Leute ein lebhaftes Bild eines verlorenen Paradieses, und er konnte sich nicht enthalten, zur Verwunderung seiner Kameraden auszurufen: „O! wie glücklich sind sie!“ wobei Thränen in seine Augen rollten. Die Wehmuth überfiel ihn nun mit solcher Heftigkeit, daß er es nicht aushalten konnte, und in das Wachthaus hineinging. Seine Kameraden glaubten, er wolle bloß seinen Schmerz ausweinen; aber ein Schuß, den sie bald darauf vernahmen, riß sie aus diesem Irrthum; sie fanden den armen Jungen bereits todt. Solch lebhafte Wirkung des Heimwehs ist hier etwas Unerhörtes. Leichter begreift der Franzose das Heimweh mehrerer Polen, welche in der lezten

Zeit ihr Leben durch einen Selbstmord in Frankreich geendigt haben. Sie sind aus ihrem Vaterland gewaltsam vertrieben worden, oder haben sich freiwillig aus demselben verbannt, und können nicht ohne Lebensgefahr wieder in dasselbe zurückkehren. Sie müssen dasselbe unter fremder Herrschaft sehen, gegen welche sie heftig gekämpft haben, und sie haben keine Hoffnung auf Aenderung dieses Zustandes. Freilich bekommen sie hier ihren Unterhalt von der Regierung; aber dieser genügt Manchen nicht, und sie können sich nicht verhehlen, daß ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten in unedlem Müssiggange dahinschwinden. In diesem Zustand mag Manchen, welcher nicht Kraft genug hat, sich irgend eine nützliche Beschäftigung zu wählen, die Verzweiflung anwandeln und ihm das Leben zum Ekel machen. Andere aber suchen sich in eine bessere Lage zu versetzen und die ihrer Unglücksgefährten zu verbessern. Davon zeugt der von ihnen gestiftete Verein: Société polytechnique polonaise, welcher neulich in einer öffentlichen Sitzung Bericht von seinen Leistungen während des ersten abgelaufenen Jahres seines Bestehens abgestattet hat. Der Vorstand dieses Vereins ist General Jos. Bem, der stellvertretende Vorstand Narzis Graf Oligar, Senator. Der Zweck des Vereins ist, wie der Bericht versichert, den Kaufleuten, Fabrikanten und andern Bürgern taugliche Untergebene zu verschaffen, welche der Verein unter den geflüchteten Polen auswählt, polnische Studenten in den Pariser und Departements-Lehranstalten unterzubringen, den polnischen Künstlern und Gelehrten Arbeit zu verschaffen, den Absatz der von polnischen Flüchtlingen verfertigten Waaren zu erleichtern und die von einem Polen, Jaswinski, erfundene mnemonische Methode zu verbreiten. Es ist also, wie man sieht, ein Wohlthätigkeitsverein, dessen Zweck man nur loben kann, und welcher daher von der Regierung begünstigt wird. So wird in dem Berichte dankbar erwähnt, daß die französische Regierung von 1835 bis 36 in 16 Lehranstalten Frankreichs 81 junge Polen aufgenommen habe, und zwar 13 in die polytechnische Schule, 13 in die Centralgewerbschule, 7 in die Bergwerksschule zu St. Etienne, 7 in die Thierarzneischule zu Alfort, 6 in die Kunstschule zu Paris, 6 in das Landwirthschaftsinstitut zu Grignon, 5 in die Generalstabsschule, 5 in die Handelsschule u. s. w. Viele Andere besuchen die Vorlesungen an der Rechtsfakultät und an der medizinischen. Diese Jünglinge bereiten sich also auf würdige Art zu Staats- oder Privatdiensten in ihrem Vaterlande vor, das ihnen hoffentlich nicht immer verschlossen bleiben wird. Eine Menge von Nicht-Polen, besonders Franzosen, welche in dem Berichte angeführt werden, und worunter sich Pairs und Deputirte befinden, unterstützen diesen nützlichen Verein. In der erwähnten ersten öffentlichen Sitzung desselben wurden verschiedene, von Polen verfertigte Arbeiten vorgezeigt. Schüler Jaswinski's legten Proben der von ihnen erlernten Mnemonik ab, und einige Polen ließen sich auf verschiedenen Instrumenten hören. Hoffentlich wird dieser Verein fortblühen und bei allen Menschenfreunden Unterstützung finden.

(Der Beschluß folgt.)

St. Petersburg, Juni.

(Beschluß.)

Alterthümer. Die große Glocke in Moskau.

Der russische Gelehrte v. Glinka, bekannt durch mehrere Schriften, hat jüngst, durch einen Theil des Gouvernements Twer reisend, eine wichtige, auf die Alterthümer und die Urgeschichte Rußlands bezügliche Entdeckung gemacht, und spricht sich darüber an die Redaktion eines hiesigen Journals im Wesentlichen so aus: „Auf meinen häufigen Excursionen in dieser Gegend fand ich in einer Entfernung von fünfzig Werften von der Stadt Twer, unfern dem großen Fahrwege nach der Cantonsstadt Beschezk, zwischen den Flüssen Medwidiza und Kamenka, mehrere Spuren, welche unbezweifelt das Daseyn eines vielleicht vor undenklichen Zeiten hier angesiedelten Volkes darthun, über welches aber alle Quellen unserer Landesgeschichte, die ich dabei um Rath fragte, schweigen. Diese Spuren bestanden in einer großen Menge alter Grabhügel, die sich nicht nur zerstreut auf einer längs der beiden gedachten Flüsse sich hinziehenden Fläche befanden, sondern noch überdem einen sehr geräumigen dreieckigen Platz einnahmen; ferner in einer Masse umherliegender Steine, von denen manche einen ungeheuern Umfang hatten, mit verschiedenartigen Figuren und Bildwerk. Zwei derselben ließ ich von Landleuten aufheben und besichtigte sie genau: der eine, von ganz schwarzer Farbe, hatte fünfzehn Arschinen im Umfang; in ihm war eine förmliche Treppe mit fünf Stufen ausgebaut, auf welchen man noch bequem in die Höhe steigen konnte. Diese Steine können keineswegs durch Zufall hiehergekommen seyn, indem mehrere Gruppen derselben mit der größten Symmetrie aufgestellt sind, und die Bildwerke zeugen von bedeutendem Kunstsinn dieses alten Volkes. Die umwohnenden Landleute sind Karelier, finnischen Stammes, welche schon Peter der Große aus Finnland hieher übersiedelte, und welche Kaiser Paul einem Vorfahren der jetzigen Familie Kutusow schenkte, die sie noch bis heute erblich besitzt. Ihre Lebensweise ist ganz patriarchalisch, und sie haben noch ziemlich treu die Sitten ihrer finnischen Vorfahren beibehalten, sondern sich schroff in Allem von ihren russischen Nachbarn ab, und sprechen zum Theil noch ihre Sprache ziemlich rein."

Man beschäftigt sich jezt mit einem sehr großartigen Unternehmen, das, wenn es dem damit beauftragten Architekten Montferrant, dem Erbauer der Isaakskirche und der Alexandersäule, gelingt, seinem Talent, wie der künstlichen Anwendung der Gesetze der Mechanik alle Ehre machen wird. Montferrant ist nämlich auf höchsten Befehl nach Moskau gegangen, um dort die vielleicht kolossalste Glocke der Welt, den Iwan-Welikoy, eine der größten Merkwürdigkeiten, die diese alte Czarenstadt besizt, welche längst herabgestürzt war, so wieder aufzurichten, daß ein ähnlicher Sturz nicht wieder zu befürchten ist. Sie wurde zuerst unter der Regierung des Czaren Alexey-Michailowitsch im Jahr 1654 gegossen; man verstand sie aber nicht aufzurichten, und sie blieb in der Tiefe liegen. Ein geborner Moskowiter, vierundzwanzig Jahre alt, soll sie gegossen haben. Ausländer, die Moskau 1674 besuchten, sahen sie aber auf besondern Gerüsten, neben der Kirche des Iwan-Welikoy, aufgestellt. Zu dieser Aufstellung hatte man neun Monate gebraucht. Die Kaiserin Anna befahl die Umgießung der Glocke, wobei sie noch 4000 Pud Metall mehr erhielt; früher betrug ihre Masse 8000 Pud. Sie wurde durch mehrere im Kreml ausgebrochene Feuersbrünste gänzlich zerstört; so durch die Feuersbrunst vom 19ten Juni 1700, so im Jahr 1734, als man die Glocke nach erneuertem Umguß in die Höhe heben wollte. Die großen Gerüste, auf denen die Glocke stand, brannten ganz ab, und sie fiel wieder in die Grube, wo sie bis jezt in Vergessenheit begraben lag. Ihr Gewicht beträgt 12,527 Pud, ihre Höhe 19 Fuß 5 Zoll, ihr ganzer Umfang 60 Fuß 9 Zoll.

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 181.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 29. Juli 1836.

— Es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.

Goethe.

Zur Kenntniß des thierischen Körpers.

Mikroskopische Erscheinungen am thierischen Körper.

Wenn wir den Bau unsers Körpers und der körperlich mit uns verwandten Thiere im Allgemeinen oder im Einzelnen mit unsern natürlichen Sinnen betrachten, so gesellt sich zu dem geistigen Genusse, den dies uns gewährt, ein gewisses Selbstgefühl, im Gedanken, wie innig unsere körperlichen und geistigen Kräfte mit dem ganzen System der Natur verflochten sind. Aber durch das Teleskop wie durch das Mikroskop werden wir gleichsam uns selbst entrückt und einer uns völlig fremden Natur gegenübergestellt. Man hat längst die Bemerkung gemacht, daß die Betrachtung der unermeßlichen Wüste des Himmels für ein Gemüth, das hinsichtlich unsers Verhältnisses zu Gott und der Welt keinen Glauben und keine Ueberzeugung hat, nichts weniger als tröstlich ist; dasselbe gilt aber von der mikroskopischen Welt. Die Entdeckung, daß das Leben allen Raum durchdringt, daß Thiere in Thieren eingeschachtelt leben, daß die Bewohner eines Wassertropfens so schwer zu zählen und zu ordnen sind, als die des Weltmeers, führt zu Betrachtungen, welche unserm Selbstgefühle so wenig schmeicheln, als die überwältigende Größe der Himmelskörper und die unermeßlichen Räume, durch welche sie sich bewegen. Aber wir versöhnen uns gewissermaßen mit der schauerlichen Tiefe, in welche unser bewaffnetes Auge blickt, wenn wir das zauberische Instrument auf die dem bloßen Auge unsichtbaren Atome unserer Körperlichkeit richten, wenn wir sehen, wie hier Bewegungen und Handlungen vor sich gehen, die dem Lebensprocesse dienen, und so merkwürdig, und am Ende so nothwendig sind, als die Zusammenziehung des Herzens und das Spiel der Lungen.

Wir müssen hiebei an die merkwürdigen Entdeckungen des Engländers Brown hinsichtlich der Bewegungen unorganischer Theilchen erinnern. Er bemerkte die Erscheinung zuerst am Blüthenstaub, den er unter das Mikroskop gebracht; dies führte ihn zu weitern Versuchen, und er fand nun, daß, wenn unorganische wie organische Körper auf's Aeußerste verkleinert und in einen Tropfen Wasser gebracht werden, die Theilchen sich sehr rasch bewegen. Sie sind kreisrund, sie halten zwischen $^1/_{20000}$ und $^1/_{30000}$ eines Zolls im Durchmesser, und es ist ein höchst überraschendes Schauspiel, wie sie sich, gleichsam im Tanze, hin und her schwingen, offenbar in Folge gegenseitiger Anziehung und Abstoßung. Man könnte glauben, durch die rasche Verdunstung an der Oberfläche des Wassertropfens entstehen in seinem Innern Strömungen und Wirbel, von welchen die Theilchen herumgeführt werden. Brown widerlegte diese Annahme auf sinnreiche Weise: er hemmte die Verdunstung des

Waſſers durch einen Ueberzug von Oel, aber die Theilchen bewegten ſich nach wie vor.

Beobachtet man nun dieſen Atomentanz, ſo ſieht man zuweilen mit Ueberraſchung Körper, welche man ſogleich als Thierchen erkennt, zwiſchendurch über das Feld des Mikroſcops ſchießen, und von ſelbſt drängt ſich der Gedanke auf, um wie viel kleiner noch die conſtituirenden Theile, die Körperatome dieſer Thiere ſeyn müſſen. Ihre Bewegungen ſind nicht zufällig, ſind nicht Folgen äußerer Einflüſſe, rühren nicht von Polariſation, von Galvanismus oder Magnetismus her; ſie müſſen Triebe und Inſtinkte, müſſen Reizbarkeit beſitzen, ihre Körper werden durch Verdauung oder Einſaugung genährt, ſie haben kreiſende Flüſſigkeiten, wenn auch der Apparat dabei ein anderer iſt, als bei größern Thieren. Dieſe Flüſſigkeiten, die ſie enthaltenden Gefäße, ihre Bewegungsorgane u. ſ. w. zwingen zum Schluß, daß die lezten, kleinſten Theile ihres Körpergewebes ganz unendlich klein ſeyn müſſen, ſelbſt im Vergleich mit jenen tanzenden, unbelebten Atomen. Man ſieht im Mikroſcop Thierchen, ſo klein, daß der Schätzung nach eine Million derſelben nicht größer iſt als ein Sandkorn.

Wir kommen nun auf ein anderes Wunder der mikroſcopiſchen Welt, auf den eigentlichen Gegenſtand dieſer Betrachtungen, nämlich die ſchwingenden Bewegungen, die ſogenannten Ciliarbewegungen auf den Schleimhäuten der Thiere. Sie ſind, dies müſſen wir vorausſchicken, gewiſſermaßen analog den Bewegungen der ſogenannten Räderorgane mancher Infuſionsthiere. Dieſe Thiere athmen nämlich und ergreifen ihre Nahrung mittelſt einer Vorrichtung an ihrem Körper, wodurch in der ſie umgebenden Flüſſigkeit eine Strömung erhalten wird; auf dieſe Weiſe wird den Athmungsorganen beſtändig friſche Flüſſigkeit dargeboten, und andernſeits kommen dadurch die ſchwimmenden Theilchen nährender Materie mit ihren Freßwerkzeugen in Berührung.

Die Gänge und Höhlen des thieriſchen Körpers, welche ſich nach außen öffnen, ſind mit Schleimhäuten überzogen, und dieſe Häute kommen zwar in ihren allgemeinen Charakteren überein, jede aber ſondert, je nach der Beſchaffenheit des Organs, zum Schlüpfrigerhalten der Oberfläche eine eigenthümliche Flüſſigkeit ab. An ihnen nun iſt eine Beobachtung gemacht worden, die, wenn ſie ſich im vollen Umfang beſtätigt, zum Auffallendſten in der thieriſchen Oekonomie gehört. Man bringt ein Stück Schleimhaut von einem friſch getödteten Thier, von Waſſer beſpült, vorſichtig in das Feld des Mikroſcops, und läßt dabei ganz feine Körpertheilchen im Waſſer ſchwimmen. Am beſten eignet ſich dazu das ſchwarze Pigment des Auges, das ſich ſehr leicht vertheilt und deſſen Theilchen ausnehmend klein ſind. Der Beobachter hat nun zunächſt die von Brown entdeckten Bewegungen der Atome von den jezt zu beſchreibenden zu unterſcheiden. Man bemerkt an der Oberfläche der Schleimhaut eine raſche, ſchwingende Bewegung, und dieſe bewirkt in der umſpülenden Flüſſigkeit eine Strömung, welche am Treiben jener kleinen Pigmenttheilchen ſichtbar wird. Das Merkwürdigſte am Phänomen iſt nun aber die Richtung dieſer Strömungen. Die feinen Zotten oder Fäden, welche an der Oberfläche der Haut vorſpringen, bewegen ſich ſo, daß die Strömung beſtändig gegen den Ausgang der Höhle oder der Röhre gerichtet iſt; und dies ſcheint nun auf eine eigenthümliche, von der Muskelkraft, das heißt von der Reizbarkeit der gröbern Muskelfaſer, verſchiedene Lebensäußerung hinzudeuten, wodurch das allmähliche und regelmäßige Ausſtoßen der Secretionen aus jenen, tief in den thieriſchen Körper ſich hineinerſtreckenden Gängen und Höhlen bewirkt wird.

Bilder aus dem Seeleben,

in Mährchen und Sagen.

(Fortſezung.)

Die Seelen der Ertrunkenen.

„Das Gute an der Sache war, daß der kleine Blaſſe Wort hielt rückſichtlich der verſprochenen Belohnung. Ich fand an meiner Seite eine lederne Taſche, wie ſie vor hundert Jahren die reiſenden Kaufleute zu tragen pflegten, angefüllt mit Gold und koſtbaren Steinen. Noch mehr aber als dieſer Schatz war der Segen werth, der von Stunde an ſichtlich auf Allem ruhte, was ich that und unternahm. Mein Leben war wie umgewandelt; hatte es früher die rauhe Seite herausgekehrt, ſo zeigte es jezt nur die glatte, ſammtweiche. Ich machte noch einige Fahrten, heirathete dann mein liebes Weib, ſezte mich zur Ruhe hier im Dorfe und nahm die guten Tage hin, die mir der Himmel gab. Gott ſey Dank! ſie haben noch nicht aufgehört; obgleich ich nahe an die Hundert zähle, fühle ich mich doch friſch und wacker, und wenn irgendwo luſtige junge Burſche zuſammenſitzen, bin ich gerne unter ihnen, wohl bedenkend, wie es einſt eine Zeit gab, da ich jedes heitere Geſicht ſcheute, das mich an mein Elend und meine Verlaſſenheit erinnerte. Das iſt das Werk des guten Geiſtes.“

In dem Dorfe, wo ſich die vergnügliche Begebenheit mit dem alten Andreas zugetragen hatte, lebte ein Fiſcher, der der trägſte, liederlichſte und ausgelaſſenſte Burſche war, den man weit und breit finden konnte. Sein Geſicht glich einer alten, aufgekochten und geplazten

Pflaume, die Augen waren die einer Wasserratte, die kleine Nase steckte in diesem ungeschlachten Antlitz wie ein Mandelkern im Pfefferkuchen, sein aufgerissenes Maul umgab ein Bart, der wie die Stacheln eines Igels aussah, und seine Beine waren nicht viel dicker, wie Peitschenstiele, und nicht viel gerader, wie eine Sichel. Die Leute, die zu Peter Knöck kamen, um mit ihm Geschäfte zu machen, mußten von seinem Weibe Martha hören, er sey unwohl und könne nicht erscheinen; die Wahrheit aber war, daß Peter Knöck vom frühen Morgen bis zum späten Abend betrunken in der Hütte hinterm Ofen lag und den Kirchthurm zu Gent für eine Branntweinflasche ansah. In diesem Zustand führte denn Martha das Regiment des Hauses, und man mußte ihr den Ruhm lassen, daß ihr Scepter von einer durchgreifenden Sprödigkeit war. Sie pflegte oft zu sagen, ihr Mann sey ein altes, schwerfälliges Paketboot, das wegen zu starker Ladung nicht recht fort könne, sie aber sey eine leichtfüßige Fregatte, der der Wind nur die schmächtigen Flanken zu rühren brauche, um sie zum pfeilschnellen Laufe anzutreiben. Die Wahrheit dieses Gleichnisses bestand darin, daß Martha am Tage den Fischfang und die Geschäfte besorgte, und am Abend, wenn sie nach Hause kam, ihrem Mann das Leben sauer machte; gewissenhafte Leute wollen behaupten, daß sie ihn gelegentlich tüchtig zerschlug.

Diese kleinen Zerwürfnisse verbitterten Peters Privatleben. Es wollte keine rechte gemüthliche Freude mehr zu Stande kommen. Saß er in Cornelis Delfts freundlicher Trinkstube, so war es ihm nicht recht, daß die Fenster auf's Meer gingen; das Meer war ihm verhaßt, weil er wußte, daß Frau Martha darauf herumruderte und Fische fing; er hätte gewünscht, sie läge tief auf dem Boden des Meeres, und er und die Fische hätten Ruhe vor ihr. Aber Frau Martha war nicht der Meinung, sie erfreute sich des besten Wohlseyns und blühte in ihren reifen Tagen gleichsam noch einmal auf, je mehr Peter Knöck zusehends einschrumpfte. Wahrlich, wenn Frau Martha nicht bald dazu that, so hatte Peter nicht übel Lust, ihre Stelle auf dem Meeresgrunde einzunehmen, so herzlich überdrüssig war er des Treibens.

Dessenungeachtet hielten es Beide doch noch ein Jahr mit einander aus; da geschah es, daß Frau Martha eines Abends, als die Fischerböte einliefen, nicht mit nach Hause kam. Sie hatte ein wichtiges Hinderniß, nicht zu kommen, denn sie war ertrunken und lag nun in der That da, wo Peter sie oft hingewünscht hatte. Peter erschrak Anfangs über diese rasche Gefälligkeit des Schicksals, dann aber rieb er sich vor Freude die Hände, schlich in Cornelis Delfts Trinkstube, ließ sich seine Flasche geben, zündete den kleinen Pfeifenstummel an, strich den borstigen Bart über die Lippen, drückte beide Augen schmunzelnd zu und schielte auf's Meer hinüber, zum ersten Male mit dem freundlichsten Blicke von der Welt. Denn das Meer war jezt sein bester Freund, er bedachte, daß Frau Martha auf seinem Grunde liege, und er und die Fische Ruhe vor ihr haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

König Anton. Statuenverkauf. Judengemeinde. Retzsch.

Die politischen Blätter haben die Umstände beim Verscheiden des Königs Anton und bei der feierlichen Beisetzung seines Leichnams hinreichend besprochen. Sie unterließen auch nicht, seinen Verdiensten den gerechten Tribut zu entrichten, und doch ist es mir unmöglich, seiner gar keine Erwähnung zu thun. Am empfindlichsten war sein Verlust den Einwohnern der Residenz und der ländlichen Gegenden von Pillnitz und Wesenstein. Bis kurz vor der allerlezten Periode hatten sie den theilnehmenden Vater, wo er eben sich aufhielt, jeden Tag gesehen. Schon Morgens in der fünften Stunde pflegte er, sogar in der rauhen Jahreszeit, hier in Dresden, im einfachen Bürgerrocke, von einem Diener begleitet, sich zu Fuße durch die Stadt nach dem Garten zu begeben, der schon früher als Prinz sein Eigenthum gewesen war. Wer ihm aus dem Volke begegnete, fühlte sich ermuthigt und erhoben von der menschenfreundlichen Seele in seinem Auge, von seiner herzlichen Erwiderung jedes Grußes. Den mit Karren zu Markte fahrenden Landleuten galt seine liebevolle Erscheinung für ein Glückszeichen auf den ganzen Tag. Zuweilen richtete er auch die Rede an sie, und vergaß es nicht, wenn dabei mitunter ein Anbringen geschah, dessen Erledigung er zusagte. Obschon sehr spät zur Regierung gelangt, widmete er sich ihr, sogar noch in der allerlezten Zeit, mit demselben Eifer, mit dem er allem Guten während seines ganzen, langen Lebens fortdauernd huldigte, das Geräusch dabei immer sorgfältig vermeidend, am meisten, wenn es Wissenschaft und Kunst galt. Wenige z. B. werden es wissen, daß, ehe er zum Throne gelangte, auch die Poesie nicht nur einen Verehrer, sondern sogar einen Priester an ihm hatte. Zufolge sicherer Nachrichten war er unter anderm Verfasser lateinischer Distichen, welche sich nicht nur durch lebendigen Geist, sondern auch durch Schönheit der Form empfahlen. Vielleicht ist lange kein Fürst so aufrichtig und allgemein betrauert worden, als der wahrhaft väterliche König Anton.

Bekanntlich hatte im hiesigen „Großen Garten" der Krieg des Jahres 1815 die Verstümmelungen, welche bereits der siebenjährige an den dortigen Marmorbildsäulen verschuldet, noch vermehrt. Als Kunstwerke überhaupt nicht von großer Bedeutung, befanden sich die meisten in einem solchen Zustande, daß man ihren Verkauf der fernern Aufbewahrung vorziehen zu müssen glaubte. Allein die angesezte Versteigerung würde ganz unverhältnißmäßig gering ausgefallen seyn, hätte nicht ein Dritte die nur in sehr kleiner Anzahl herbeigekommenen Liebhaber vermehrt und überboten. — Bei den gerechten Ansprüchen der Bekenner der mosaischen Religion auf Theilnahme an den durch die Zeit geforderten Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes dürfen sie

natürlich ein gleiches, geistiges und sittliches Fortschreiten nicht aus dem Auge verlieren. Die hiesige, im Ganzen wohl nur wenig bemittelte Judengemeinde hat ihren Sinn für ein solches schon im Jahr 1829 durch Errichtung eines Mendelsohns-Vereins an den Tag gelegt. Seitdem ist auch manche Verbesserung in Form und Wesen ihrer gottesdienstlichen Einrichtungen eingetreten. Man hofft jetzt um so zuversichtlicher auf ihr immer schnelleres Vorwärtskommen in der geeigneten Bahn, da die Leitung der Sache dem Leitmeritzer Kreis- und Teplitzer Lokalrabbiner Fränkel übertragen wurde, dem schon von den beiden genannten Orten her ein recht ehrenvoller Ruf vorausgegangen war. Nunmehr, als hiesiger Oberrabbiner angestellt, hat er durch die Macht der Rede bereits einen so günstigen Eindruck auf seine Zuhörer gemacht, daß ihnen auch immer mehr christliche Theilnehmer sich zuzugesellen scheinen. — An Productivität, auf dem Grunde eines ewig regen Gedankenstroms beruhend, behauptet unter den hiesigen Künstlern ohne Zweifel Professor Reysch die Oberstelle. Außer den bekannten geistvollen radirten Blättern seiner geübten Hand, von denen die neuesten unter den Namen: Phantasien und das Schachspiel, wieder eine Fülle sinnreicher Ideen darbieten, gehen aus seinem Atelier auch Oelgemälde vielfacher Gattung und Gestaltung hervor. Jene Blätter sind gemeiniglich Bestellungen deutscher und englischer Buchhändler, deren sicherer Ertrag keinem Zweifel unterliegt, während der pecuniäre Erfolg seiner Malerwerke sehr problematisch sich erweist.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Der Graf und die Gräfin Salisch.

Dagegen gibt es denn auch wieder Polen, mit denen die Gerichte zu thun haben. So kam in diesen Tagen der Proceß eines Grafen Salisch vor das Civiltribunal. Dieser Mann hatte die Zuneigung einer sechzigjährigen Kaufmannswittwe erworben (er selbst ist erst dreißig Jahre alt). Diese Wittwe hatte sich im Handel eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes erspart, und bot sie mit ihrer Hand dem jungen geflüchteten Grafen an, oder verweigerte ihm diese beiden Güter nicht, als er sie verlangte. Sie wurde also Gräfin und Ehefrau eines dreißigjährigen Mannes, und er der Gemahl einer sechzigjährigen begüterten Frau. Wahrscheinlich war sie es, welche sich am meisten von dieser Ehe versprach; sie wurde aber auch am ersten enttäuscht. Bei den Engländern dauert die Ehewonne einen ganzen Monat, wie der Name Honey-moon bezeugt. In dem Hause des polnischen Grafen dauerte sie leider nicht einmal eine Woche; denn schon am vierten Tage nach der Trauung hatte sie sich über harte Behandlung, sogar über körperliche Mißhandlung zu beklagen. Jedoch hielt sie es einige Zeit aus, wahrscheinlich um kein Aufsehen zu erregen. Zuletzt ward es ihr doch zu arg, und nach Verlauf von zwei Monaten sah sie sich genöthigt, das Haus und mithin alle von ihr vergebrachte Habe zu verlassen. Sie begann einen Proceß gegen ihren jungen, von ihr bereicherten Ehemann, und hielt um Trennung und um Zurückgabe ihres Heirathsgutes an. Der erfolgte Spruch ist wirklich merkwürdig. Die Richter urtheilten nämlich so: Die Frau, welche in Frankreich mit einem nicht ansäßigen Fremden in eheliche Verbindung tritt, thut durch diesen Schritt auf den Genuß der ihr durch das französische Gesetz gesicherten Rechte Verzicht, und muß sich nach der in dem Lande des Ehemanns üblichen Gesetzgebung fügen. Die Trennung zwischen einem in Frankreich einstweilen sich aufhaltenden, aber daselbst nicht ansäßigen Polen und einer Französin kann also nicht von einem französischen Gerichte ausgesprochen werden, sondern hängt von den polnischen Gerichten und von polnischen Gesetzen ab, die den französischen Richtern unbekannt sind. Besteht also die Gräfin von Salisch auf der Ehescheidung, oder wenigstens auf der Séparation de corps et de biens, wie sie in Frankreich üblich ist, so muß sie sich nach Polen wenden und dort ihren Mann vor Gericht ziehen. — „Aber," sagte die Gräfin, „wie soll ich ihn in einem Lande, woraus er verbannt ist, vor Gericht ziehen? Er kann ja nicht nach Polen zurück, woraus denn folgen würde, daß ich nirgends in der Welt Gerechtigkeit erhalten kann." — „Polen," behauptete ihr Anwalt, „ist sein Vaterland nicht mehr, sondern Frankreich." — „Nein," versetzte der Beklagte, „mein Aufenthalt, mein Domicilium ist in der Prager Vorstadt von Warschau, dort bin ich zu Hause, dort verklage man mich; ich halte mich nur einstweilen in Frankreich auf." — Das Gericht hat Letzterm Recht gegeben, und darauf bestanden, daß die französischen Rechte nicht mehr auf eine Frau anwendbar seyen, welche sich in die Gewalt eines Fremden begeben. Da jedoch die französische Verfassung jedem gebornen Franzosen Schutz und Gerechtigkeit schuldig ist, so soll nach sechs Monaten, falls die Frau nach Verlauf dieses Termins sich noch in demselben Zustand befinden sollte, die Summe bestimmt werden, welche der Mann zu ihrem Unterhalte auszusetzen hat. Aber wenn nun unterdessen der Ehemann das Vermögen seiner Frau durchbringt, was kann er ihr dann aussetzen? Es mag seyn, daß der richterliche Ausspruch den Gesetzen gemäß ist; sollte aber nicht auf die besondern Umstände, worin sich beide Eheleute befinden, Rücksicht genommen werden können? Das Schlimme ist freilich, daß der Mann nach polnischen Gesetzen verurtheilt werden will, da er wohl weiß, daß dies eben so viel heißt, als gar nicht verurtheilt werden. Dieser Vorfall wird aber doch die Französinnen etwas zum Nachdenken bringen, und sie bewegen, ihre Maßregeln zu treffen, falls sie einen Polen heirathen, um ihm nicht mit ihrer Person auch ihre Habe blindlings zu übergeben, und im Klagefall auf die polnische Gesetzgebung und auf die Prager Vorstadt als Domicilium des Mannes verwiesen zu werden. Dg.

Räthsel.

Zwei Wörter, die der Liebe Band zerschneiden,
Verjagen Freuden und erregen Leiden;
Sie reimen, wenn man sie zusammen spricht,
Doch mit der Liebe reimen sie sich nicht.

Wohl können sie zur Lieb' ein Umweg werden;
Dann trägst du gern die Leiden und Beschwerden,
Zu denen jedes auf dem Weg dich führt,
Weil doch das Herz der Liebe Stärkung spürt.

Doch Ach und Wehruf läßt sich immer hören,
Wenn sie der Hoffnung Saatfeld auch zerstören,
So weit es auf der armen Erde blüht,
Weil dann die Sorge sich umsonst abmüht.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 182.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 30. Juli 1836.

I do begin to perceive that I am made a ass.

Shakespeare.
Merry wives of Windsor.

Bilder aus dem Seeleben
in Mährchen und Sagen.

(Fortsezung.)

Die Seelen der Ertrunkenen.

Peter lief noch Abends an den einsamen Strand, und der Himmel weiß, was ihm in den Sinn kam, er sezte sich auf das alte Wrack, schwenkte seinen Hut in die Lüfte, und den Pfeifenstummel im Munde, brummte er in wahnsinniger Lustigkeit ein altes Schifferlied, das er einmal in bessern Tagen gelernt hatte. Die kleine schwarze Kobold-gestalt, mit den dürren, in der Luft umherfahrenden Händen und der rauchenden Pfeife im dartigen Maule, zeichnete sich wie ein Schattenriß schwarz gegen den Abendhimmel und das ruhige Meer ab. Aber Peter Knöck blieb nicht lange allein der Schauspieler auf dieser einsamen Bühne; alsbald zeigte sich ein blaues Flämmchen, das hin und her zuckte und um Peters Beine fuhr. Diesem kam jezt die Geschichte des Andreas in den Sinn. In der Freude seines Herzens und bei der Stimmung, in die ihn die Flasche in der Trinkstube versezt hatte, fühlte er nicht die mindeste Furcht. „Aha, Gevattersmann!“ rief er laut, „bist du wieder da? gibt's noch ein Seelchen zu befreien?“ Der Geist, der jezt vor ihm stand, nickte bejahend mit dem Haupte. „Nun, wenn sich etwas dabei gewinnen läßt, so hast du hier deinen Mann gefunden. Ich bin ein freier Bursche geworden und gerade bei Laune, deine Taschen um ein paar Goldsäcke leichter zu machen. Geschwind, zeige mir, wie du dem Andreas gezeigt hast, wo der Weg hinunter geht in dein Kämmerlein.“

Der Geist verzog bei dieser Rede, die ihm sehr wenig behagen mochte, merklich sein Antlitz; ohne etwas zu erwidern, legte er den Reif auf einen der Pfosten vor Petern und verschwand. Peter bedachte sich nicht lange, schob ihn geschwind an den Finger, und so wie sein Fuß das Wasser betreten hatte, schwand es vor ihm hin, und er gelangte, ohne weit zu suchen, auf die Wiese im Meeresgrunde. Hier sah er, wie Andreas erzählt hatte, die Jünglinge mit dem Heumachen beschäftigt und dazu ein Lied singend, das die Reize ihrer Gebieterin und den Lohn, den sie zu ertheilen pflegte, rühmte. „Ei,“ rief Peter bei sich, „möchte ich sie nur auch zu sehen bekommen! Ist sie wirklich so schön, wie ihr sagt, so will ich mich anders benehmen wie der blöde Andreas.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er das Haus auf der Wiese vor sich sah, und daraus hervortretend eine Gestalt, dick, wie eine Biertonne, und auf kurzen, breiten Füßen daher watschelnd. Ihr Gesicht glich dem aufgehenden Monde, wenn er dicht am Horizonte durch

die Nebel in feuriger Gestalt erscheint, und ein Maul zog sich darinnen in die Breite, bewaffnet mit ungeheuren Robbenzähnen, blitzend und weiß wie das schönste Elfenbein. Mit diesem Munde und den kleinen, feurigen Augen winkte sie dem Ankömmling einen freundlichen Gruß zu. Peter erschrak heftig und hatte nur den Muth, mit leiser Stimme nach den drei Töpfen zu fragen. „Was?“ schrie die Frau, „kommst du nicht, um mich zu heirathen?“ — „Für jezt noch nicht, Liebchen!“ stotterte Peter und drückte sich scheu zur Seite. In dem Augenblicke ward er der drei umgestülpten Töpfe gewahr. Mit ein paar Sätzen sprang er auf sie zu; aber nun fiel ihm mit Schrecken ein, daß er vergessen habe, den Geist zu fragen, welchen der Töpfe er aufheben solle. Angstschweiß trat auf seine Stirne, seine Glieder bebten, er sah die dicke Frau zornig auf sich zuwatscheln, und auf ihren Ruf versammelten sich alle Bursche von der Wiese, indem sie ihre Sicheln und Sensen schwangen. Ohne viel zu überlegen, hob er den mittelsten Topf; da quickte es drunten wie ein Gemisch von Froschstimmen und Hahnengeschrei, und es klang genau so, als wenn Frau Martha zankte; schnell wollte Peter den Topf wieder aufstülpen, aber in der Eile und Betäubung entglitt er seinen Händen. Das Toben und Schreien um ihn her raubte ihm die Besinnung, und als er wieder zu sich selbst kam, lag er halbtodt auf dem Sande am Ufer.

Ein böses Abenteuer; der ehrliche Peter Knöck war wohl nicht dazu gemacht, mit Geistern in Verkehr zu treten; aber das Aergerlichste an der ganzen Sache sollte noch nachfolgen. Kaum hatte er seine zertrümmerten Gliedmaßen zusammengerafft und war in das Dorf gehinkt, auf den Geist und seine umgestülpten Töpfe fluchend, als er in seinem Häuschen schon von weitem Licht flimmern sah. „Wer schafft denn dort?“ fragte er sich selbst, und näher schleichend, legte er sein Ohr an die Thüre. „Wer spricht denn drinnen? Wahrhaftig, wenn Frau Martha nicht mausetodt auf der Bank an der Wand läge, so könnten diese Scheltworte aus keiner andern als aus ihrer Kehle kommen! Ei, laß doch sehen!“ Damit öffnet er leise, leise die Thür, kaum so viel, daß ein Lichtstrahl auf seine Nase fallen kann. Aber ach! was sieht er? die Bank an der Wand ist leer, und mitten im Zimmer sitzt Frau Martha und zählt ihre Fische in den Kübel, frisch und gesund, als hätte sie nie Seewasser getrunken, und dabei auf den nichtswürdigen Tagedieb, ihren Mann, schimpfend, der sich noch immer nicht sehen lasse.

Als jezt die Thüre aufging und Peter hereintrat, empfing sie ihn auf die gewohnte Weise, und Alles war völlig im alten Gleise. Frau Martha's Wiederbelebung wurde im Dorfe alsbald bekannt, und so sehr Peter sich die Mühe gab, den eigentlichen Hergang der Sache zu verdecken, so hatten es die feinen Köpfe und Späher im Dorfe doch bald heraus. „Es ist ihm recht geschehen,“ riefen Viele; „wer hieß ihn aus frechem Uebermuthe und Geldgier ein so gefährliches Abenteuer aufsuchen?“ Andere lachten ihn von Herzen aus, indem sie ihn das Muster eines zärtlichen Gatten nannten, der selbst auf den Meeresboden hinabgestiegen, um sein liebes Weib wiederzubringen. Peter schüttelte den Kopf und meinte, sein ganzes Unglück habe in einem Fehlgriff bestanden; hätte er den Topf zur Rechten oder zur Linken aufgehoben, so besäße er unfehlbar jezt die Freundschaft des Geistes und könnte über Tonnen Goldes gebieten. Dennoch hatte er nie den Muth, einen zweiten Versuch anzustellen.

Die Sage aber, daß die Seelen der im Meer Ertrunkenen auf dem Boden desselben von bösen Geistern unter drübergestülpten Töpfen gefangen gehalten werden, ist eine Wahrheit, die kein rechtgläubiger Schiffer bezweifelt.

(Schluß des Mährchens: Die Seelen der Ertrunkenen.)

Zur Kenntniß des thierischen Körpers.

Vergleichung des Auges mit optischen Werkzeugen.

In der Geschichte der Erfindungen erscheint es wirklich auffallend, daß der Bau des thierischen Körpers nicht häufiger zum Muster gewählt worden ist. Man wundert sich mit Recht, daß Mikroscop und Telescop Erfindungen der neuesten Zeit sind, da doch, könnte man meinen, die durchsichtige Wölbung des Auges zur Nachahmung hätte auffordern sollen, sobald der Mensch gelernt hatte, künstliches oder natürliches Glas zu formen. Man denkt dabei an Lokes Aeußerung bei Gelegenheit einer Erfindung: sie beweise, daß die Welt noch nicht so gar alt sey. Das Mikroscop und das Telescop sind in ihrem Einflusse bei weitem die wichtigsten Entdeckungen der alten und der neuen Zeit; ihr Mechanismus hat uns aber eigentlich erst vollständig mit dem wundervollen Bau unseres Auges bekannt gemacht, eines Organs, das jezt hinausreicht zu den Bahnen der Himmelskörper und den Augenblick darauf sich auf's Unmittelbarste beschränkt, wie auf die in den Zügen des Menschenantlitzes sich spiegelnden Gefühle und Leidenschaften.

Sehen wir ganz ab von den im Auge waltenden Lebenskräften, beschränken wir uns auf das uns leichter Verständliche, wie den Mechanismus des Augs und die optischen Gesetze in ihrer Anwendung auf die Flüssigkeiten desselben, so bleiben uns noch genug Gegenstände der Bewunderung.

Nehmen wir eine Glaslinse, so sehen wir, wenn sie noch so sorgfältig polirt ist, ihre gewölbte Oberfläche, das heißt, die Lichtstrahlen, welche diese Fläche treffen, gehen nicht alle durch sie durch, sondern werden zum Theil gegen unser Auge zurückgeworfen, und deßhalb werden wir die

Fläche gewahr. Die Fläche des Augensterns, der sogenannten Hornhaut, sehen wir aber nicht; ein offenbarer Vorzug vor dem künstlichen Werkzeug, denn es ist damit gegeben, daß sämmtliche Lichtstrahlen, welche die Hornhaut treffen, in sie eindringen und gebrochen werden, kein einziger gegen unser Auge zurückgeworfen wird. Halten wir die Glaslinse unter Wasser, so sehen wir sie nicht mehr, so durchsichtig auch dieses ist. Es kommt dies daher, daß die Lichtstrahlen, wenn sie aus einem dünnen Medium in ein dichteres übergehen, im Verhältniß des Unterschieds der Dichtigkeit stärker zurückgeworfen werden. Ist in unserm Beispiel der Lichtstrahl einmal in's Wasser gedrungen, so geht er auch durch das Glas, weil der Unterschied der Dichtigkeit zwischen Wasser und Glas bei weitem nicht so groß ist, als zwischen Luft und Wasser. Daraus ergibt sich, wie wesentlich es ist, daß die Hornhaut beständig mit Thränenfeuchtigkeit benezt ist; denn so dünn auch diese Wasserschichte auf der Augenfläche seyn mag, sie bewirkt doch, daß die Strahlen, welche sonst zurückgeworfen würden, durch die Hornhaut durchgehen.

Sämmtliche Flüssigkeiten des Auges sind diesem Gesetze angepaßt. Nirgends findet sich ein rascher Uebergang von einem dünnen zu einem dichten Mittel. Der Lichtstrahl geht von der Hornhaut durch die in der vordern Augenkammer, vor der Iris befindliche sogenannte wäßrigte Flüssigkeit, und von dieser in die Krystalllinse. Wäre leztere in ihrer ganzen Masse durchaus so dicht wie ihr Mittelpunkt, so würde der Strahl zum Theil von ihrer Fläche zurückgeworfen. Nun ist sie aber nicht gleichförmig, wie ein Stück Glas, sondern besteht aus concentrischen Schichten, welche von der Fläche gegen das Centrum immer dichter werden. Betrachten wir zuerst die ganze Linse und nehmen sodann die concentrischen Schichten weg, so sehen wir die Fläche des innern, festen Kerns deutlicher, als die natürliche äußere Fläche. Der Grund erräth sich leicht: der Kern ist um so viel dichter als die Luft, daß er weit mehr Strahlen reflektirt, als jene wäßrigtere, äußere Fläche. Leztere ist nur um etwas dichter als die sie umgebende Flüssigkeit, und die Schichten der Linse nehmen gegen den Mittelpunkt stetig an Dichtigkeit zu, so daß der durch die Linse gebrochene Strahl keinen scharfen Winkel, wie bei Glaslinsen, sondern eine Curve bildet, weil er durch hintereinanderliegende Schichten von verschiedener Dichtigkeit gebrochen wird. In der vordern Hälfte der Linse trifft der Strahl Medien von wachsender Dichtigkeit, hinten hinaus aber geht es durch Medien, deren Dichtigkeit fortwährend abnimmt. Nirgends stellt sich ihm auf seinem Wege plözlich ein dichterer Körper entgegen, was eben bei unsern Werkzeugen die Reflexion des Lichtes veranlaßt. Unsere Atmosphäre ist zur Aufnahme des von der Sonne und den Gestirnen kommenden Lichts ähnlich constituirt. Die Dichtigkeit der Luft nimmt mit der Höhe über der Erde ab, und die Grenze des Luftkreises kann sich hinsichtlich der Dünnheit vom Weltraum nicht sehr unterscheiden; das auf die Atmosphäre fallende Licht dringt also, ganz nach dem Princip der Augenlinse, reichlicher in sie ein, als wenn sie überall so dicht wäre, als am Erdboden. Wir sehen somit, wie weit vollkommener das Auge ist, als jedes Instrument aus Glas: dieses ist durchaus gleich dicht, und die Fernröhre muß eine Reihe von Flächen bilden, wo der durchgehende Strahl plözlich aus dünnen in dichte Mittel übergeht.

Neuere Forscher haben behauptet, das Auge sey nicht in allen Lagen durchaus achromatisch, d. h. es sey nicht immer frei von den prismatischen Farben, welche bei der Brechung der Lichtstrahlen in Folge ihrer sogenannten Zerstreuung zum Vorschein kommen. Ist dem wirklich so, so erscheint es nur als ein weiterer Beweis für den optischen Plan der Natur beim Bau des Auges; aber beim gewöhnlichen Gebrauch desselben ist, wie wir wissen, das Bild vollkommen rein, ohne Halbschatten und prismatische Farben. Diese Eigenschaft des Auges rührt daher, daß die Lichtstrahlen, wie wir eben gesehen, so allmählich durchgehen, und zwar durch verschiedene Medien, welche das Licht auf verschiedene Weise zerstreuen, so daß sich ihre Wirkung in dieser Beziehung aufhebt. Auf dieses selbe Princip nun gründet sich eine der wesentlichsten Verbesserungen am Telescop, nämlich Dollonds achromatische Gläser. Er sezte das Objectivglas der Fernröhre aus Kronglas und aus Flintglas zusammen, die als chemisch verschieden auch das Licht verschieden zerstreuen, und zwar so, daß die Wirkung des einen die des andern rectificirt.

Der lezte Vergleichungspunkt, dessen wir erwähnen, ist, daß beim Telescop der Brennpunkt der Glaslinsen der Entfernung des zu betrachtenden Gegenstands angepaßt werden muß, und dies geschieht durch Ausziehen oder Ineinanderschieben der Röhre. Das Auge besizt diese Eigenschaft, sich den Entfernungen anzupassen, und dies ist genug; daß wir nicht begreifen, wie dies zugeht, ist nur ein weiterer Beweis für die Vollkommenheit des Werkzeugs; denn wir üben jenes Wunder fortwährend mit solcher Leichtigkeit, daß wir gar nichts davon gewahr werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Juli.

(Beschluß.)

Retzsch. Tiecks Büsten. Oekonomisches.

Dies ist ein hinreichender Grund für Retzsch, leztern Werken nur dann zu leben, wenn die seinen einträglichern Arbeiten zu widmende Zeit solches erlaubt. Sein Atelier kann das nicht verleugnen. Neben manchem fertigen kleinen Gemälde sieht man eine ziemliche Anzahl noch gar nicht.

oder nur zum Theil vollendeter Tableaux. Um des in ihm aufsteigenden Gedankens sich baldigst mit Stift und Pinsel zu bemächtigen, schreitet er gemeiniglich im ersten Momente der neuen Schöpfungskraft zum Angriffe des Werkes. Ehe er aber zur Vollendung gelangt, wird seine Thätigkeit in der Regel wieder von neuaufkeimenden Planen in Beschlag genommen, bis endlich einmal der günstige Moment zur völligen Ausführung eines oder des andern sich einstellt. Ein solcher ist vor Kurzem für die ebenfalls vom Künstler bereits früher mit dem Pinsel leicht angedeutete Idee eines Christkindes gekommen. Professor Retzsch dachte sich solches nämlich als ein Wesen (wie deren noch heutzutage bisweilen die irdische Kinderwelt ebenfalls aufweist), das, als sey es höhern Ursprungs, an den gewöhnlichen Spielen der Kinder keinen Gefallen findet, und in der Einsamkeit bei tiefem Sinnen am besten in seiner Sphäre erscheint. Es gelang ihm auch, ein Wesen der Art in der höchsten Potenz darzustellen, und eine Gesichtsform dafür aufzufinden, gleich fern von der schalen Charakterlosigkeit sogenannter Ideale und der in der Natur begründeten Körperfülle des gewöhnlichen gesunden Kindes. In der festen Ueberzeugung, sein Genius sey es, der ihm zuraune, das Gesicht dieses Kleinen müsse von Jedermann für Christus, sogar dann erkannt werden, wenn es ohne allen äußern Nimbus und ohne die von der Malerei für ihn angenommenen Farben der Gewande und andere dem Christusbilde nach langjähriger Gewohnheit ertheilte Attribute erschiene, hüllt er das Kind in das einfachste weiße Gewand. So sezt er es in die Wildniß; eine offene Papyrusrolle liegt auf seinem Schooße, die Vollmacht des zur Erlösung auf die Erde gesendeten Sohnes Gottes in hebräischer Schrift enthaltend. Das mit goldenem Haar mild umflossene Antlitz verkündet das tiefste Nachsinnen über seinen hohen Beruf. Und siehe da, ein des Künstlers Werkstätte besuchender Reisender erfaßt in der That sogleich beim Anblick der gemalten Skizze die ganze Idee, wie sie vor dem Geiste des Erfinders und Verfertigers gestanden, und selbst von Begeisterung für Gegenstand und Darstellung durchdrungen, vereinigt er sich mit ihm um den Preis des Bildes in der Ausführung. Das seitdem vollendete Gemälde wird in Kurzem nach Paris an den Besteller abgehen, und dieser unstreitig sich dessen hoch erfreuen. Wirklich faßt das kleine Antlitz den reinsten Kindergeist, verbunden mit angestrengtem Sinnen und der frommsten Melancholie über den Verfall der Menschheit, so wunderbar in Eins, daß der Blick immer tiefer in seine Betrachtung versinkt und nur mit Mühe wieder davon scheidet. Den von dem Bücherverzeichnisse der Ostermesse bereits verheißenen, durch Retzsch zu radirenden Blättern nach Anleitung des zweiten Theiles von Goethe's Faust wird mit um so größerm Verlangen entgegengesehen, da die Mehrheit seiner Zeichnungen zum ersten Theile beweist, welchen mächtigen Einfluß die Größe dieses hohen Dichtergeistes auf sein eminentes Künstlertalent ausübte. — Alle Kunstverehrer wissen, daß vor einer langen Reihe von Jahren schon der berühmte Bildhauer Friedrich Tieck zu Berlin eine Büste unsers Ludwig Tieck in Marmor fertigte. Kunstsinn, Geschmack und ungemeine Aehnlichkeit vereinten sich in dem trefflichen Werke. Jezt ist Friedrich Tieck wieder hier gewesen, um des geliebten Bruders Bildniß nochmals nachzuformen. Aller Bewunderung werth erscheint dieses eben erst geschaffene Werk. Man möchte zweifeln, daß die Kunst allein ein solches Resultat hätte erreichen können. Es ist, als ob zu diesem Zwecke die heiligste Liebe mit ihr schwesterlich habe geben und den großen Künstler von der Zeit an, wo er das noch mit dem Rosenglanze der Jugend ihm vor der Seele schwebende Bild seines Bruders in Marmor so glücklich festzuhalten wußte, durch alle Phasen von Ludwigs Leben als Mensch und Dichter im Geiste fortdauernd geleiten müssen; denn nur auf solchem Wege läßt sich dieses genitale Zusammenfassen aller von der Natur allmählich hervorgebrachten Züge und Linien zu einem Ganzen, diese Umwandlung einer starren, todten Masse zu dem lebendigsten, mit aller Eigenthümlichkeit ausgestatteten Menschenantlitz erklären. Und gerade bei L. Tieck war die Sache mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Sein Auge verkündet im Leben die in ihm wohnende geistige Kraft auf eine so imponirende Weise, daß man sich seine Gesichtszüge ohne dasselbe kaum denken kann; gleichwohl gebt der Sculptur die Fähigkeit zur Nachbildung des innern Lebens im Auge völlig ab. Aber der Künstler hat durch die vollkommen treue Auffassung aller übrigen Theile des Antlitzes jeden Beschauer, welcher den Dargestellten jemals sah, dahin gebracht, daß Erinnerung und Phantasie sich von selbst vermählen, um das Fehlende hinzuzuschaffen. — Ein Gegenstück zu dieser schönen Schöpfung bildet die Büste in carrarischem Marmor, welche der Bildhauer David aus Frankreich übersendete, nachdem er früher ausdrücklich zu dem Zwecke hier gewesen, Tiecks Porträt zu nehmen. Die Gediegenheit eines plastischen Kunstwerks erster Größe wird Jeder dieser Marmorbüste zugestehen. Der Künstler hat sich die Schwierigkeiten dadurch noch vermehrt, daß er dem Haupte eine kolossale Form ertheilte; aber er ist dieser, wie jeder andern Schwierigkeit Meister geworden, indem er ein Bildniß schuf, das, abgesehen sogar von dem Urbilde, durch die eigene Schönheit im Ganzen, wie in der Behandlung der einzelnen Theile Jedermann zum Preise auffordert. Für die Mehrheit der Beschauer bleibt indessen vielleicht eine nicht zu hebende Schwierigkeit übrig, die nämlich, in der kolossalen Nachbildung die Aehnlichkeit mit dem Originale vollständig wiederzufinden, welche bei der früher besprochenen Büste von J. Tiecks brüderlicher Hand ein wahrhaftes Wunder bewirkt, indem sie unter unsern Blicken, je länger diese darauf verweilen, desto lebendiger und seelenvoller erscheint.

Die frühere Kälte des Jahres hat einer im Ganzen sehr erfreulichen Witterung Platz gemacht. Alle mehr oder weniger kränkelnden Feldfrüchte erholen sich immer besser. Der Wein ist bereits im Abblühen, und gibt, wo Frost und Schloßen ihn ungeneckt ließen, angenehme Hoffnungen. Die Runkelrübe fängt auch in Sachsen an, ein Hauptgegenstand ökonomischer Betriebsamkeit zu werden. Mehrere auf sie begründete Zuckerfabriken tauchen zugleich auf, unter andern eine in dem nahe bei Dresden liegenden Dorfe Lockwitz. Ohne Zweifel wird sie ihren Nutzen bewähren, sogar nach dem, zufolge öffentlicher Blätter im Pflanzengarten zu Jena geschehenen Anbau des Zuckerrohrs, so günstig auch der Erfolg der Sache erzählt wird. — Eine andere vortheilhafte ökonomische Speculation scheint die Fabrikation guten baierischen Biers zu seyn. Seit dem Anschlusse Sachsens an die Zollverbandsstaaten hat die Einfuhr des echten baierischen Biers in beinahe unglaublicher Quantität zugenommen. Auch hier sieht man im Begriff, ähnliche Brauereien anzulegen, wie der industriöse Wollhändler von Speck in Leipzig, dessen Versuchen auf seinem Gute Lützschena das beste Gelingen fortdauernd nachgerühmt wird.

Auflösung des Räthsels in Nr. 181:
Scheiden und Meiden.

Beilage: Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 1. August 1836.

Grajis ingenium, Grajis dedit ore rotundo
Musa loqui.
Horat:

Bruchstücke einer neuen Ars poetica.

Von H. Pucha.

1.

Die Auferstehung des Antiken.

Steigt aus klassischer Gruft, und zeigt uns, göttliche Lieder,
Schwellende Form, Anmuth, grazienähnlichen Gang.
Ehmals sammelte man im Beinhaus euere Reste,
Doch um's nackte Gebein moderte gräßlicher Staub.
Klopstock deckte darüber den Mantel der christlichen Liebe;
Unbarmherzig, o Voß, rißest du wieder ihn ab.
Welches Geschick euch ferner bevorsteht? Wer zu entscheiden
Wagt dies? Ewiges Heil, oder der andere Tod.

2.

Die alten Maasse.

Den ich als Knabe zuvor vielmals durchforscht und gewogen,
Jezt erst sey mir, o sey, griechischer Rhythmus, gegrüßt.
Damals nahm ich zögernden Schritts nur Zeile für Zeile;
Jezt in umarmender Kraft fühl' ich den vollen Besitz.
Schüchtern und wortlos steht vor der Jungfrau liebend der Jüngling;
Aber es neigt sich des Manns tönender Lippe das Weib.

3.

Definition.

Willst du ein gutes Gedicht mit wenigen Worten beschreiben,
Nenn' es ein klingendes Bild, oder gemalte Musik.
Jenes erhabene Paar, die Gewalten des Tons und der Farben,
Schmelzt des Gedichts Anmuth freundlich zusammen in Eins.
Durch sich selber getrennt, sich selbst zweifach unerreichbar
Stehen sie; aber es steht still in der Mitte das Lied,
Das mit sicherer Hand Umrisse bestimmt und Färbung,
Dann in den steinernen Leib haucht den melodischen Ton.
O wie wandeln daher die belebten, bewegten Gestalten!
O wie rollen des Worts tönende Wogen daher!
Und kaum fühlet es mehr die elektrisch zuckende Lippe,
Daß sie es nimmer vermag, Pinsel und Flöte zu seyn.

4.

Lyrische Sclaverei.

Zwang und Gesetz, euch acht' ich hoch, doch höher die Freiheit,
Die den Poeten regiert besser als Zwang und Gesetz.
Schätze du immer der Sylben gemessne melodische Geltung,
Schätze des Reims Gleichform, aber vergöttere nicht.
Wenn mit gestümpertem Vers kein Schüler sich singet zum Meister,
Singt der gekünstelte Vers dich zum Gesellen herab.

Uns nicht forme das Lied, wir haben die Lieder zu formen;
Sein nachläſſiger Gang künde den Herrſcher uns an.

5.

Die Hexameter.

Welche die rechten Hexameter ſind und wie ſie zu machen,
Immer noch kaut Deutſchland an der verzweifelten Nuß.
Voß, ſchwerfälligen und hausbacknen zugleich Andenkens,
Spukt noch immer im Chor unſrer Elegiker um.
Zwar vor vierzig Jahren bereits gab treffliche Weiſung
Wilhelm Schlegel; ſie ſcheint wieder vergeſſen zu ſeyn.
Prüft ihr ſelber den neuſten Geſchmack! Pausbackiger Wortſchwall,
Rollend wie Feldrüſtzeug — gleicht er dem griechiſchen Gang?
Wahrlich, euere Claſſicität war leicht zu erkaufen;
Phöbus entfloh, und ließ gerne die Waaren im Stich.

6.

Lezte Inſtanz.

Niemals wird es dem Deutſchen mit griechiſchen Verſen gelingen;
Denn wen kümmert der Geiſt, wo es an Sprache gebricht?
Seine verleiht ihm nur einſylbiges, kleines Gebröckel,
Oder zuſammengeſezt rohes Cyclopengemäu'r.
Aber es fährt kein griechiſcher Vers, den Götter beſpannten,
Auf ſo häßlichem Weg ſinneverwirrend daher,
Wo bald langſam weichender Sand eintönig uns einwiegt,
Bald aufſchreckend umher Steinegeraſſel erſchallt,
Bald auf kurzem Gepflöck voll Mühe das Rad mehr ſpringt als
Läuft, bald mitten im Weg — ſtecken bleibt.

7.

Das Gedicht.

Unlängſt fragte beſorgt ein Freund den begeiſterten Dichter:
Dichter, wie machſt du es doch, daß ein Gedicht dir gelingt?
Leicht zwar dünkt es mir, im Geiſt die Gedanken zu ſammeln,
Aber der Form Herrſchaft übt unerträglichen Druck.
Unter des Reims Einfluß muß jeder Gedanke verkrüppeln,
Unter des Rhythmus Laſt ſeufzet die ſchöne Natur.
Drauf mit lächelndem Mund antwortete jenem der Dichter:
Freund, dein eignes Geſicht ſcheinet mir klüger als du.
Während du ſelber bethört des Gedichts Grundpfeiler erſchütterſt,
Spricht aus deinem Geſicht ſelbſt ein geheimes Gedicht.
Drinnen im Haupt träumt ahnenden Traum der belebte Gedanke;
Plözlich richtet er ſich ſtolz aus den Träumen empor.
Und er betritt tiefſinnig zuerſt die erhabene Zinne,
Welche ſo ſteil aufſteigt in der verſteinerten Stirn.
Doch dann ſchmilzt Wehmuth vom trozigen Felſen hernieder,
Und es zerfließt im Glanz unter der Stirne das Aug'.
Aber zulezt eint ſtehende Kraft und bewegliche Wellen,
Göttlicher Anmuth voll, töneverhauchend der Mund.
Sieh, auf dieſem verborgenen Pfad führt weiſe der Schöpfer
Alle Gedanken dahin, bis er ſie ſammelt im Wort.
Und ſo table du nicht des Gedichts tiefſchattige Pfade,
Könnten ſie auch oftmals glatter und ebener ſeyn.
Weiß doch Keiner zulezt auf ſeinem gewohnten Spaziergang,
Ob ihn führte der Weg, oder der eigene Schritt.
Selbſt am Ziel noch wird ſein grübelnder Sinn es bezweifeln,
Was er gewollt, das Geh'n lediglich, oder das Ziel.
Aber damit nicht ſtets im Trockenen bleibe die Rede,
Schweife ſie noch zum Schluß auf die erhabene Fluth.
Aufrecht ſteht mit glänzender Bruſt im Kahne der Jüngling,
Um den begeiſterten Blick wogt das unendliche Meer.
Weit in die ſchimmernde Fluth fällt drüben des felſigen Eilands
Schatten hinaus; dort klingt lieblicher Nymphengeſang.
Und es erhebt ſein Ruder der Jüngling, und es erheben
Rings ſich Wellen zugleich, und es erhebt ſich der Kahn.
Doch nicht fügt alsbald dem Verlangenden Wind und Meer ſich;
Seitwärts treibt oftmals ihn die beſtürmende Fluth.
Kräftiger ringt ſein Arm, die begonnene Bahn zu behalten,
Sehnlicher ſchaut ſein Blick nach dem erwarteten Ziel.
Trotziger rauſcht ſein Kahn durch finſterempörte Gewäſſer,
Mächtiger wirft ſein Kiel ſchäumende Wellen zurück.
Jeglichem Schlag antwortet ſogleich die entfliehende Woge;
Jeglicher Woge ſogleich folgt der gedoppelte Schlag.
Freundlich lächelt er dann, und ſieht nachſinnend des Ruders
Triefenden Schaum und ſieht tief in die leuchtende Spur.
Und ſo führen zulezt holdſelige Fluthen den Jüngling,
Welcher entzückt aufſchaut, an den ertönenden Strand.

8.

Guter Rath.

Wie du befrei'n dich kannſt aus jeglicher Feſſel der Sprache?
Mache mit künſtlicher Hand Blumengewinde daraus.

9.

Styl.

„Styl! ein ſchwieriges Wort; was iſt wohl drunter zu denken?“
Rede, ſo wie dir dein Schnabel gewachſen, o Freund.
Wahrheit iſt der gediegenſte Styl. Was aus dem Gemüthe
Wirklich entquoll, hat nie ſtörende Formen gewählt.
Doch wer ohne Gefühl halbreife, geborgte Gedanken
Spricht, dem freilich entſpringt nimmer ein Ganzes daraus.
Selbſt das erhabenſte Bild weckt Ekel, ſobald es herabhängt
Wie ein zerlumpter Talar über die Bettlergeſtalt.
Deßhalb ſollte ſich Mancher das Religiöſe verbieten;
Selber die Wahrheit wird Lüge bei ihm und Manier.

Ausflug nach Cintra und Mafra.

Zweiter Brief.

Lissabon, den 22sten April 1836.

Ich bin am Schluſſe meines vorigen Briefs auf der Roca da Peninha ſtehen geblieben, und gedenke heute meinen Reiſebericht zu Ende zu bringen. Von jener Felskuppe weg erſtiegen wir die mauriſche Königsburg, von der nur noch Thürme und Mauern übrig ſind, die aber einen ſehr großen Raum und mehrere Bergſpitzen einſchließen. Es war uns vorbehalten, in einem der Höfe eine Entdeckung zu machen, die einen traurigen Beleg zu dem innern Zuſtande des ſchönen Landes lieferte. Wir trafen nämlich eine überwölbte Ciſterne, in deren Mauerdecke oben ein großes Loch befindlich war, durch welches man in ihr Inneres hinabſehen konnte. Wir ſahen einen Stein aus dem Waſſer ragen, und unfern davon einen andern Körper, den wir nach vielfachem Hinſchauen für einen aufgeſchwollenen menſchlichen Leichnam erkannten, deſſen Bruſt und Hirnſchale aus dem Waſſer hervortauchten. Vermuthlich fand zwiſchen ihm und dem Stein eine Verbindung ſtatt, und es war ſehr wahrſcheinlich, daß er, daran befeſtigt, durch die Oeffnung in der Decke hinabgeſtürzt worden war. Dies konnte nur in Folge einer gewaltſamen That geſchehen ſeyn, und wir entnahmen daraus, daß es gefährlich ſey, allein durch die abgelegenen und romantiſchen Orte der Sierra zu wandeln. Vielleicht war der Unglückliche da unten ein deutſcher Schwärmer geweſen, welcher die Stille und Einſamkeit ſuchte, und in dieſer öden Burg ſich in eine der Ruinen ſeines Heimathlandes träumte, an deren Abhang vielleicht ſein Vaterhaus lag, als ihn Verrath und Mord ereilten. Ob wir unſere Entdeckung anzeigen ſollten oder nicht, darüber waren wir lange nicht einig, da eine ſolche Anzeige bei den Behörden für den, der ſie macht, immer allerlei Weitläuftigkeiten mit ſich führt; beſonders aber ſoll dies in Portugal der Fall ſeyn, und ſomit wird es wohl unterbleiben, wenigſtens iſt bis jezt kein Schritt dazu geſchehen.

Meine Gefährten ſuchten ihre Thiere wieder auf, die tief unten mit ihrem Führer an einer der Quellen warteten, an denen die Sierra ſo reich iſt; verſchiedene Hirten des Gebirges hatten ſich gleichfalls dort verſammelt, und alle bildeten, von oben herab geſehen, eine ſo maleriſche Gruppe mit den Umgebungen, daß ich zurückblieb, um ſie, ſo gut ich vermochte, zu zeichnen. Die Tracht des portugieſiſchen Landmanns, ſey er Hirt, Arriero oder Landbauer, iſt geſchmackvoll und wohlkleidend. Dieſe Hirten trugen Beinkleider und enge Jacken von ſchneeweißer Leinwand (es war Sonntag), leztere mit ſehr vielen kleinen, glänzenden Knöpfen beſezt, dazu einen bunten Gürtel um den Leib, deſſen Zipfel auf der linken Hüfte weit herabhingen, und über derſelben Schulter eine bunte Decke, auf dem Kopf einen breitkrempigen, hohen Hut. Ihre Heerden von braunen oder ſchwarzen Ziegen, oder von Rindern, welche hier durchaus trefflich ſind, weideten über und unter ihnen an den Bergwänden.

Ich habe vergeſſen, eines Zuges zu erwähnen, der mir charakteriſtiſch genug erſcheint, um ihn hier noch anzuführen. Als wir am geſtrigen Abend von Collares nach Cintra zurückkehrten, begegneten uns zwei Männer, deren einer ein blinder Greis war, den der andere führte. Unſer munterer, netter Arriero (dieſe Burſche ſind faſt alle gutmüthig, und bei einem mäßigen Trinkgeld immer von der beſten Laune) nahm im Vorbeigehen ſeine rothe Mütze ab, ergriff zuerſt die Hand des jüngern Mannes und küßte ſie, dann die des Greiſes, der er eben ſo that, worauf Beide die Hand leicht auf ſein Haupt legten und dann weiter gingen. Die ganze Scene war das Werk eines Augenblicks, ſezte aber uns Alle, die wir nicht Portugieſen waren, in Erſtaunen. „Era men pay e avò!“ erwiderte Franciſco ganz unbefangen auf unſere Frage, worauf er alsbald, da eben eine Strecke glatten Weges vor uns lag, Stimme und Stab erhob, und dadurch unſere Thiere plözlich in Feuer ſezte. „Noao! noao!“ riefen wir Alle; „Lentamente! Diable, arrête! Nous ne voulons pas — Non vogliano — Per Dios! Sacré —“ Aber das war vergebens: weithin ſchallte Franciſco's Stimme, und ihr gehorchten die Thiere mehr, als dem Zurückhalten des Zaums von Seiten ihrer Reiter; wir flogen, ſo müde wir waren, im Galopp davon, und hatten erſt ſpäterhin Zeit, über die Pietät der portugieſiſchen Söhne zu reden, welche ihre Väter ſtets mit der Ehrfurchtsbezeigung grüßen, wie Franciſco ſeinen Vater und Großvater gegrüßt hatte: jeder Sohn nennt den Vater Senhor, auch Moſſenhor. Ueberhaupt liegt viel Gutmüthiges, ſogar Schönes im Nationalcharakter dieſes Volkes, und es iſt nur Schuld des Mangels an Erziehung und des heißen Clima's, daß Mord und Dolch hier eine ſo traurige Rolle ſpielen.

Durch den Aufenthalt, den mein Zeichnen an der Maurenburg mir verurſachte, kam ich von meinen Gefährten ab, und verſäumte auf dieſe Art, den Felſen von Penha verde zu beſuchen, auf deſſen Gipfel die älteſte Quinta der Sierra gelegen iſt, erbaut von einem der berühmteſten Portugieſen, deſſen Name in der Geſchichte und in Liedern fortlebt, von Joao de Caſtro, jenem Vicekönig von Indien, der einſt für eine Anleihe von mehreren Millionen im Intereſſe ſeiner Regierung indiſchen Kaufleuten die Hälfte ſeines Schnurrbarts als

Pfand einsezte. Dieses kostbare, wieder eingelöste Pfand soll noch auf der Penda verde gezeigt werden; ich habe es jedoch, wie gesagt, nicht gesehen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Englische Gesezauslegung und Handhabung.

Wie ziemlich Alles in der Welt zwei Seiten hat, eine Licht- und eine Schattenseite, so auch die bekannte Thatsache, daß die englischen Richter, bei Anwendung ihrer Gesetze, streng an dem Buchstaben halten, ein Grund, warum die englischen Gesetze, um jeder Zweideutigkeit vorzubeugen und auf alle betreffenden Fälle zu passen, so merkwürdig verclausulirt und verpallisadirt sind, daß nicht bloß der Ausländer, der ihre Bestimmungen einigermaßen durchforschen will, mit Geduld, wie mit Kenntniß des Englischen gleich reichlich versehen seyn muß, sondern auch die Eingebornen oft die größte Mühe haben, die endlosen Einschachtelungen gehörig auseinander zu packen und auf deren eigentlichen Kern zu gelangen. Schon Archenholz hat in seinem, halb vergessenen, halb verdrängten England und Italien mehrere schlagende Beispiele jener zähen Anhänglichkeit gegeben, unter anderm, wie ein Mann, den das Gesez mit dem Strange bedrohte, weil er sich eine zweite Frau genommen, ehe der Himmel ihn von der ersten erlöst, dem Gesetze und dem Strange dadurch ein Schnippchen schlug, daß er sich in aller Eile eine dritte antrauen ließ, denn nur den Mann zweier, nicht den Mann dreier Ehefrauen strafte der Buchstabe des Gesezes, und es wäre zu verwundern, wenn in den seitdem schaarenweise über England erschienenen Werken dieser Gegenstand nicht mit möglichster Weitläufigkeit besprochen seyn sollte. Die Sache hat, wie gesagt, ihre Vorder- und ihre Kehrseite, und die bittern Tadler haben vielleicht eben so sehr unrecht, wie die süßen Lobredner. Möglich, daß auch hier, wie so oft, ein juste-milieu der beste Leitfaden zum wahren Rechte, zum hellen Lichte ist. Dies will ich indessen Jedem zu eigener Untersuchung überlassen und mich jezt auf die Mittheilung eines Curiosum beschränken, das dem Für wie dem Wider dienen, und dessen Wahrheit ich verbürgen kann. Im Laufe des verflossenen Monats Juni erschienen vor hiesigem Central-Criminal-Gerichtshofe — central criminal court — zwei jener liebenswürdigen Geschöpfe, die in gewissen Theilen Londons zu Tausenden die Menschheit schänden. Die Klägerin war eine Dirne von zwanzig Jahren, Namens Marie Anna Cosgrave, die Angeklagte eine Ditto, zwei Jahre jünger, Namens Anna Harris. Die Anklage lautete auf verbrecherischen und boshaften Angriff, mit der Absicht zu tödten und zu ermorden — for feloniously and maliciously assaulting Mary Anne Cosgrave, with intent to kill and murder her — und zugleich auf die Thatsache, daß die Angeklagte der Klägerin ein bedeutendes Stück ihrer Nase abgebissen habe, mit der Absicht, ihrem Körper einen empfindlichen Schaden zuzufügen — with intent to do her some grievous bodily harm. — Die Unterlage des Verbrechens bestand darin, daß die beiden zarten Gestalten sich in einem Branntweinladen überworfen, es von Worten zu Faustschlägen gekommen, der Wirth die Furien zur Thüre hinausgeworfen, sie auf der Straße das Gefecht erneuert, sich gegenseitig zu Boden gerungen, hier die Jüngere die Nase der Aeltern zwischen die Zähne genommen und ein Stück abgebissen und verschluckt hatte. Alles das lag bereits erwiesen vor, und ich war begierig zu erfahren, wie hart oder wie gelind ein englischer Gerichtshof einen Frevel bestrafen werde, dessen ganze Scheußlichkeit bei einem Blicke auf das Gesicht der Klägerin sich in furchtbarer Größe darstellte, als der vorsitzende Richter das Verhör mit der Bemerkung abbrach, das bereits Vernommene reiche aus, ihn zu überzeugen, daß das Vergehen nicht zur Kategorie der Parlamentsakte gehöre, auf welche die Anklage gestüzt sey. Die Worte der Akte, sagte er, seyen: if any person shall unlawfully and maliciously stab, cut, or wound another, then he or she shall be deemed guilty of felony, — würde irgend eine Person ungesezlicher und boshafterweise eine andere stechen, schneiden oder verwunden, der oder die soll eines Todesverbrechens schuldig erachtet werden. Erst vor Kurzem, bemerkte er weiter, sey vor demselben Gerichtshof ein Mann Namens Stevens deßhalb in Untersuchung gewesen, weil er einem Andern einen halben Finger abgebissen; es sey da die Frage entstanden, ob die Disposition jener Parlamentsakte Anwendung leiden könne; die Frage sey als streitig höherer Entscheidung unterworfen und dahin festgestellt worden, daß Beissen und Verwunden mittelst der Zähne kein von dem Gesetze bezeichnetes Vergehen sey, sondern das dort erwähnte Stechen, Schneiden oder Verwunden die Folge des Gebrauchs irgend eines Werkzeugs seyn müsse, und daß demgemäß die Verhaftete von der wider sie erhobenen Anklage frei zu sprechen sey. Und demgemäß gaben die Geschworenen das Verdict: nicht schuldig, und triumphirend verließ die achtzehnjährige Huldin den Gerichtshof. Daß sie auf der Straße ein beleidigendes Wort ihrer Gegnerin augenblicklich mit einer Ohrfeige erwiderte, welche jener zu dem frühern Verluste der Nasenhälfte den zweier Zähne brachte, daß sie deßhalb vor einen Friedensrichter geführt und von diesem einige Monate auf eine Tretmühle geschickt wurde, das hat mit jener Untersuchung und jener Gesezauslegung nichts zu schaffen. Ich müßte mich indessen sehr irren, wenn diejenigen, die zu solcher spitzfindigen Sylbenstecherei — was sie ist und bleibt, selbst wenn sie das ganz wäre, was sie gewiß nur bedingt ist, der Grundpfeiler des Rechts und die Schuzwehr gegen Willkühr — mißbilligend den Kopf schütteln, mehr Freude an einem gerichtlichen Vorfalle finden sollten, der in der ersten Hälfte des jezigen Juli sich zutrug. Seit einigen Wochen waren mehrere Hausbesitzer oder vielmehr Hausbewohner — denn in London besitzen verhältnißmäßig nur sehr wenige Menschen die Häuser, die sie, wenn auch ganz allein mit ihrer Familie bewohnen — besonders im sogenannten fashionabeln Theile, dem westlichen Ende, durch verschiedene Ungezogenheiten geärgert worden, namentlich durch Abreißen der Thürklopfer. Nun ist es allerdings wahr, daß die Londoner Straßen um Vieles weniger geräuschvoll und die Erschütterungen der Londoner Häuser in ihren untersten Grundfesten um Vieles geringer seyn würden, wenn diese gewaltigen Lärmmacher ganz verschwänden und die ohnedies, jedoch bloß für den Gebrauch der subalternsten Geister vorhandenen Klingelzüge die einzigen Verkünder blieben, daß Jemand vor dem Hause die Absicht hat, seine Person oder eine Botschaft in das Haus zu bringen. Allein ich bin fest überzeugt, daß die Lords eher eine Reform ihres Hauses, als die Abschaffung der Thürklopfer genehmigen würden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 184.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 2. August 1836.

Zu Mafra weilt er einen Augenblick;
Hier sah an Glanz man Hof und Kirche streiten,
Hier Mönch und Schranzen mißgepaaret schreiten.

Byron.

Ausflug nach Cintra und Mafra.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Cintra, in neuerer Zeit durch die Capitulation von Cintra im Jahr 1808, welche die Räumung Portugals durch die Franzosen zur Folge hatte, öfters genannt, mag etwa 4000 Einwohner haben, und ist ein kleiner, häßlicher, eng in einander gebauter Ort, dessen Straßen in der That nur schmale Durchgänge oder Spalten zwischen den Häusern zu nennen sind; jedoch hat es einen hübschen Platz, gebildet von dem Stadthaus, dem königlichen Schloß und einigen andern ansehnlichen Gebäuden. Der untere Theil des Stadthauses besteht aus einem einzigen großen Gefängniß mit bis zur Erde reichenden, stark vergitterten Fensteröffnungen, hinter denen die zerlumpten, schauerlichen Gestalten der Gefangenen sich drängen und mit kläglichen Tönen das Mitleid der Vorübergehenden anrufen. Es ist indessen gefährlich, in die eine oder andere der durch das Gitter gestreckten Hände ein Almosen zu legen; diejenigen, welche leer ausgehen, ballen sich sogleich und die Bitte verwandelt sich in Schimpfen und Schelten. Ueberhaupt gehört es, meiner Ansicht nach, unter die größten Schreckniſſe, hier zu Lande Gefangener zu seyn. Indessen, will ich gleich hinzusetzen, sollen die Straferkenntnisse für Verbrecher äußerst mild, ja zu mild seyn, wie man versichert; Todesurtheile kommen, außer in politisch bewegter Zeit, gar nicht vor, und die härteste Strafe ist Verbannung nach Afrika.

Wir besahen gegen Abend das Schloß von Cintra, die Residenz mehrerer Könige und einst das Gefängniß des unglücklichen Alphons VI., der übrigens fast in allen Schlössern Portugals Gefangener gewesen seyn soll. Es befindet sich hier das Gemach, in welchem König Sebastian zuerst den Entschluß faßte, eine Flotte zur weiteren Entdeckung der Küsten Afrika's auszurüsten, und Dom Manuel I. ließ hier einen Saal mit den Wappenschildern aller derjenigen edlen Familien des Landes ausmalen, deren Adel ihm echt und alt erschien, indem er zugleich Marschälle ernannte, beauftragt, über die Reinerhaltung dieses Adels zu wachen; noch heutzutage setzen daher die großen Familien einen besondern Werth darauf, ihre Wappenschilder im Rittersaal von Cintra zu wissen, und betrachten diejenigen als weniger adelig, die dieses beruhigende Bewußtseyn entbehren.

Das Schloß ist im gothischen, jedoch im maurisch-gothischen Styl aufgeführt, wie alle großen mittelalterlichen Gebäude Portugals. Die gewundenen Säulen, die Bekleidung der Fenster und Portale, die Terrassen, die Fontainen und Wasserbecken in den Sälen, die dünnen, minaretartigen Thürme, die Verzierung der Wände und

Decken, Alles erinnert an die Alhambra von Granada. Die Gemächer sind noch völlig bewohnbar und prächtig auf ihre Weise; jedoch wie weit ist ihre unbequeme Pracht von derjenigen entfernt, welche jezt königliche Gemächer im mittlern oder nördlichen Europa schmückt. Diese schweren, plumpen, hölzernen Lehnsessel, in welche ein Sammtkissen gelegt ward, wenn man sich hineinsetzen wollte, diese schlechten Tische, mit goldbordirten Sammtdecken behangen, der gepflasterte Fußboden, mit einem dünnen Teppich aus den Fäden der Aloestande belegt, die Flinsenbekleidung der Wände, die meist ganz weiß waren, alles dies würde einem deutschen Fürsten jetziger Zeit höchst ärmlich erscheinen. Reich dagegen sind die köstlichen Becken von Marmor oder Granit, welche man fast in jedem Gemach findet, und die stets mit dem klaren Quellwasser des Gebirges angefüllt waren, oder es in silbernen Strahlen emporsprudelten. Eine Eigenthümlichkeit findet sich noch im Schloß von Cintra: dies sind seine Küchen, dergleichen ich nie etwas nur entfernt Aehnliches sah. Zwei sehr weitläufige Räume, neben einander gelegen, enthalten Alles an Geräthschaften und Bequemlichkeiten, was eine königliche Küche nur erfordern mag; über jedem dieser Säle aber erhebt sich in ungeheurer Höhe ein Dom, der die Decke bildet, sich mehr und mehr verengt, je höher er emporsteigt, und zulezt in einer durchbrochenen Spitze endigt. Dies sind die beiden einzigen Rauchfänge des Schlosses, welche, von Außen gesehen, ein paar hohe, glatte, kegelförmig zulaufende Thürme sind. Uebrigens ist die Aussicht aus den Fenstern und von den Terrassen erquickend; die Menge der Gärten mit allen Arten von Bäumen, die es umgeben, die Gebüsche von Orangen und Citronen, welche einen so schönen Contrast mit der düstern Rauheit des über einander geworfenen Felsgebirges bilden, der Silberschimmer der Sturzbäche, die von demselben herabkommen, machen die Lage des Schlosses äußerst malerisch.

Am andern Morgen verließen wir Cintra, um nach Mafra zu reiten, vier Leguas von da. Welcher frische, göttliche Morgen, welche ambrosische Luft, welcher reine Himmel! Der Genuß dieser Naturschönheit ward aber durch den beispiellos abscheulichen Weg ein wenig gestört. Es war abermals eine breite, gepflasterte, d. h. mit großen Steinen regellos beworfene Straße, in welcher tiefe Löcher mit fast nicht zu ersteigenden Felsblöcken abwechselten. Die Maulthiere hatten alle ihre Geschicklichkeit von Nöthen, um sich hier durchzuwinden, und fielen doch zuweilen, trotz aller Vorsicht. Ich behaupte geradehin, und habe es auch hier in Lissabon ausgesprochen, daß es unmöglich ist, mit einem Wagen auf jenem Wege zu fahren, welcher königliche Chaussee und, Gott sey Dank! die einzige Kunststraße Portugals (mit Einschluß der von Cintra) ist. Ich möchte wissen, welches Mittel, das empörte Blut wieder zu beruhigen, die Könige angewandt haben, die in ihren schweren Karossen auf dieser Kunststraße nach Mafra fuhren. Wir ritten länger als vier Stunden, und kamen endlich in dem Städtchen an, das in einer ziemlich öden, unfreundlichen Gegend liegt, selbst traurig aussieht und früher eine Festung der Mauren war. Es hat jezt etwa 2000 Einwohner, ein einziges Wirthshaus, und zwar ein solches, wie kein Dorf in Franken mehr ein ähnliches aufzuweisen hat. Ehe wir dahin gelangten, führte jedoch unser Weg über den Platz des Städtchens, den von der einen Seite Hütten, und von der andern ein Gebäude von der höchsten Pracht und dem colossalsten Umfang begrenzen. — Es ist dies das berühmte Kloster, von Johann V. gegründet und erbaut, nach dem Escurial das größte und prächtigste auf der Halbinsel. Man erzählt, jener Monarch habe den Bau in Folge eines Gelübdes, die Geburt des Kronprinzen betreffend, begonnen und ausgeführt. — Er besteht aus einer herrlichen Basilica, einem gewölbten Dom, zwei Glockenthürmen, Pavillons und langgestreckten Palästen, welche viele innere Höfe bilden und zum Theil die Residenz des königlichen Hofes, zum Theil die der Mönche waren, die man Arabidas nannte.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke einer neuen Ars poetica.

10.

Subject und Prädicat.

Würde die Wahrheit Kunst, so fände sie einige Freunde,
Würde die Kunst Wahrheit, liefen sie alle zu ihr.

11.

Symmetrie.

Symmetrie, du mächtige Fee, unseliger List voll,
Hast Doctrin, Poesie, Kunst und Gewerbe bestrickt.
Die mit männlichem Gang einst wandelte durch die Gesetze,
Schaffende Kraft, Freiheit hast du in Fesseln gelegt.
Selbst den Verstand mißbildetest du zur dürren Scholastik;
Aus dem Geschmack, weh uns! machtest du Regeldetri.

12.

Dichterschicksale.

Ja, noch immer empfing mit unbarmherzigem Schweigen,
Fremd, ungläubig und kalt jeglichen Dichter die Welt.
Doch kein männlicher Geist wird Klage darüber erheben,
Fühlet er anders in sich göttlichen Seelenberuf.
Einsam müssen sie schlagen, die großen, gewaltigen Herzen;
Nur in der Einsamkeit fühlet die Liebe sich selbst.
Sollte die Zeit den unsterblichen Laut des Gesanges begreifen,
Müßte ja eben der Laut sterblicher seyn als die Zeit.

Sollt' in des Dichters geheimer Natur gleich Jeder zu Haus seyn,
Müßt' er verzichten darauf, mehr als die Andern zu seyn.

13.

Novalis.

Wäre Novalis nicht so frühe hinübergegangen,
Hätte die lyrische Kunst lange den Gipfel erreicht.
Er umspannte das All; ihm war es, wie keinem, gegeben,
Schlicht und erhaben zugleich, Mann zu erscheinen und Kind.

14.

An denselben.

Ach, wir nennten dich gerne der Dichtkunst frühen Urbiner,
Hätte nur Ein Werk dich endigen lassen der Tod.

15.

Die langen Ueberschriften.

Manch wohlklingendes Lied schon las ich, folgenden Inhalts:
„Laßt mich singen; ich will singen, ich will es, ich will.
Laßt mich singen den Schmerz; ich will euch singen die Liebe;
Laßt mich singen, ich will singen die Räthsel der Welt."
Aber es kam kein Schmerz, es verlautete nichts von der Liebe,
Und kein weiteres Wort lehrte die Räthsel der Welt.
Solcher beständige Ruf: Ich will! in verschiedener Wendung,
Gibt dann freilich zuletzt einen erträglichen Band.
Glückliche Dichter! (es seufzt und spricht ein fleißiger Maler)
Wahrlich, es wird euch leicht, Schätze zu finden wie Heu.
Wenn ein Maler in ähnlicher Art nur immer die Farben
Sammelte, völlig vergnügt über den schillernden Glanz,
Doch nie taucht' er den Pinsel darein, dann würd' er verhungern,
Denn kein Sterblicher kauft bloßes Palettengeschmier.

16.

Principia Poeseos.

Anfangs galt die Natur, dann wurde der Geist unentbehrlich;
Endlich erfand man gar reine, geläuterte Form.
Wird man ferner so gut und schnell fortfahren zu läutern,
Bleibt uns als Poesie wirklich am Ende das Nichts.

17.

Geschmack.

Guter Geschmack wird billig gerühmt; doch ist es verdrießlich,
Wenn ein Gedicht nach nichts schmeckt als lauter Geschmack.

18.

Zwei Lyriker.

Unter den Lyrikern heißt mir Rückert vor Allen der Maler,
So leibhaftig und voll führt er die Worte hervor,
Färbt mit perspectivischer Kunst die gegliederten Massen;
Kein fremdartiger Theil, aber der kleinste belebt.
Sanft wie Wellengeplätscher entrollen im Meer der Gesänge
Platen, die deinen, sie sind aller Gesänge Musik.
Heil'ge Laune der Kunst! willkührlich schenkte die Göttin
Jenem den schärferen Blick, diesem das feine Gehör.
Wären so herrliche Kräfte vereint, um Einem zu dienen,
Hätte die Welt niemals schönere Werke gesehn.

19.

Moderne Classicität.

Die sich an klassischen Rhythmen zerplagt, die Verehrlichen alle,
Voller Verdienst und Geschick, ach sie gemahnen mich nur
An den beharrlichen Staar, der ausrief: Freue dich, Cäsar!
Aber sogleich fortfuhr: Oel und Bemühen umsonst!

20.

Vertheidigung.

„Lasest du nie ein treffliches Lied in klassischen Rhythmen?"
Viele, du Guter, gewiß; alle mit Staunen und Lust.
„Und doch raubst du dem Deutschen die mühsam errungene Krone?"
Eben das ärgert mich stets, daß er sie mühsam errang.
Während der griechische Vers stets schöner ist, als er es selbst weiß,
Weiß es der deutsche genau, wie und warum er so schön.
„Lasest du nie ein treffliches Lied in klassischen Rhythmen?"
Treffliche waren es wohl, klassische waren es nicht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der Brand der Cathedrale von Chartres.

Von dem Brande der gothischen Cathedralkirche zu Chartres haben alle Zeitungen gesprochen; glücklicherweise hatten sie Anfangs das Unglück übertrieben, und es läßt noch Hülfe zu; denn nicht die Kirche selbst, sondern nur das Dach und das Innere der Glockenthürme ist zerstört. Freilich werden die Kosten ungeheuer seyn, um das Ganze wieder herzustellen, wie es war. Ganz Chartres nimmt an dem Schicksal seiner Domkirche einen so lebhaften Antheil, als ob sein Heil von der Erhaltung dieses Meisterwerks der mittelalterlichen Baukunst abhänge. Ungegründet ist dieses auch nicht. Diese alte Druidenstadt besitzt nämlich nichts, was die Aufmerksamkeit der Durchreisenden auf sich ziehen könnte, als ihre Cathedralkirche. Sie hat enge Straßen und die meisten Häuser sind unansehnlich. Desto mehr sticht die prachtvolle Kirche mit ihren stattlichen Thürmen hervor. Ein Reisender hat einen ganzen Tag nöthig und wohl noch mehr, um alle Merkwürdigkeiten derselben zu besehen; denn hier haben sich, wie bei allen großen Gebäuden jener Art und jener Zeit, Baukunst, Bildhauerei und Malerei vereinigt, um ein erhabenes Ganze hervorzubringen. Die Nachricht, daß ihre Hauptzierde in Brand stehe, hatte daher sogleich die ganze Stadt in Bestürzung versetzt; jeder Bewohner ist von Kindheit an gewohnt, die Cathedralkirche als das Palladium derselben zu betrachten. Aber noch ein anderer Umstand setzte die Bürger in Schrecken. Die Häuser stehen gedrängt um die Kirche her, wie es in den meisten Städten Frankreichs der Fall ist; diese Häuser sind nun aber meistentheils aus Holz gebaut und zum Theil alt. Aus einer Höhe von 2 bis 500 Fuß regnete es auf die Dächer Feuer und geschmolzenes Metall, und in der That brachen

schon an einigen Orten der Stadt Flammen hervor. Die Leute zitterten zu gleicher Zeit wegen ihrer Häuser und wegen ihres Doms. An diesem hatte das Feuer so schnell um sich gegriffen, daß an kein Retten zu denken war. Man hat berechnet, daß 6000 Stämme von Kastanienbäumen zu der Unterstützung des Bleidaches verwendet worden waren. Mit diesem schönen Kastanienholze, welches sehr lange der Verwesung trotzt, waren sonst die meisten großen Gebäude innerlich ausgebaut. Damals gab es große Kastanienwälder nicht allein in den Gebirgsgegenden Frankreichs, wo die Kastanienpflanzungen noch jezt ziemlich häufig vorhanden sind, sondern auch in den Ebenen längs der Seine und der Loire. Diese Wälder sind längst verschwunden, und sicher wird jezt kein Dach von Kastanienholz mehr gebaut. Das Blei des Daches ist ganz geschmolzen, und in und um die Kirche herum herabgetropft oder vielmehr geregnet. In den Thürmen ist ebenfalls kein einziges Stück Holz unversehrt geblieben, und bekanntlich hat die Gluth sogar die Glocken geschmolzen. Schon mehrmals ist durch die unverzeibliche Sorglosigkeit der Dachdecker Feuer in Kirchen ausgebrochen, und es ist wirklich auffallend, daß man diese Leute bei einer so bedenklichen Arbeit unter gar keine Aufsicht stellt, und gar keine Vorkehrungen trifft, um während des Bleischmelzens die Feuersgefahr abzuwenden.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Juli.

(Beschluß.)

Englische Gesetzauslegung und Handhabung.

Die Klagen über dergleichen Unarten wurden täglich lauter, und die Aufforderungen der Polizei, diesem Gegenstande ein wachsames Auge zu schenken, täglich dringender. Der Aerger war um so größer, da es sich deutlich herausstellte, daß Muthwille die Triebfeder des Frevels war, denn von zehn abgerissenen oder abgebrochenen Thürklopfern fanden sich in der Regel neun in irgend einem Straßenwinkel. Da gelang es vor Kurzem einem Polizeidiener, einen solchen Frevler auf frischer That zu ertappen. Auf seiner Runde durch die Albemarlestraße — eine keineswegs große, aber in literarischer Hinsicht deßhalb merkwürdige Straße, weil Murray, der Buchhändler, dort sein Geschäftslokal hat — vermißte er an zwei oder drei Thüren die üblichen Klopfer, und leise einherschreitend sah er gleich nachher Jemand emsig beschäftigt, einer andern Hausthüre eine ähnliche Erleichterung zu verschaffen. Im Nu hatte er den Ueberraschten beim Kragen, der, obschon außer Stand, sein Vorhaben zu leugnen, doch keinen Versuch machte, sich mit körperlicher Gewalt von dem festen Griffe zu befreien; eine andere Gewalt versuchte er allerdings, die mächtige Gewalt einiger Goldstücke; aber der Polizeidiener hielt in jeder Beziehung fest und transportirte den elegant gekleideten jungen Herrn zu nächtlicher Ruhe in's Wachthaus. Am folgenden Morgen wurde zugleich mit seiner Person dem betreffenden Distriktspolizeirichter das Instrument überbracht, mit welchem der Gefangene sich die unnöthige Arbeit an den Hausthüren erleichtert, ein eisernes Werkzeug, welches hier ein crow-bar, ein Krähenhebel, heißt, an dem einen Ende den gewöhnlichen Einschnitt einer Brechstange, a claw, und an dem andern einen künstlich geformten Drücker, im Englischen a jemmy oder jimmy, ein Jakobchen, hat und vorzugsweise zum Aufbrechen von Thüren gebraucht wird. Der Polizeirichter sah erst das verdächtige Instrument, dann den eleganten jungen Herrn an, und mit deutlicher Verwunderung, wie wohl das Eine zu dem Andern komme, sagte er: „Ihrer Angabe zufolge heißen Sie Lee; aber was sind Sie und womit erwerben Sie sich Ihren Unterhalt?“ — In unverkennbar vornehmer Haltung und mit wahrhaft fashionabler Nonchalance antwortete der Gefragte, er sey ein Gentleman, und als solcher arbeite er natürlich nicht, sondern lebe von seinem Vermögen. — „Aber das Abreißen von Thürklopfern und der Besiz und der Gebrauch von Hausbrechinstrumenten sind gewiß nur ausnahmweise Merkzeichen eines Gentleman,“ versezte der Richter. — „Mag seyn,“ erwiderte der Andere; „die Wahrheit aber ist, ich war etwas berauscht, fand das Jakobchen, hob es auf, amüsirte mich damit an einem oder zwei Thürklopfern, und bin bereit, den Eigenthümern vollen Schadenersaz zu leisten.“ — „Vermöchten Sie das nicht,“ entgegnete der Polizeirichter, „und sähen Sie aus wie ein armer Mann, so würden Sie des Diebstahls schuldig erachtet und demgemäß bestraft werden. Weil es indessen ein unerlaubtes Amüsement ist, anderer Leute Thürklopfer abzureißen, und derartigen Vergnügungen Einhalt gethan werden muß, so ersuche ich Sie, es sich drei Monate lang im Gefängnisse gefallen zu lassen.“ — Das war jedenfalls mehr oder etwas ganz Anderes, als was der junge Elegant erwartete. Sein Gesicht wurde länglich, sein Anstand bescheiden und seine Stimme weich, indem er dem gestrengen Magistratsmanne versicherte, sein Betragen in lezter Nacht thue ihm aufrichtig leid, und er sey zu jeder Entschädigung der Verlezten, wie zu Abtragung jeder ihm aufzulegenden Geldbuße erbötig. Er war mit seiner Rede noch nicht ganz fertig, da trat ein Offizier in der reichen Gardeuniform in den Gerichtssaal, nickte ihm freundlich zu und erhielt freundlichen Gegengruß, näherte sich dem Polizeirichter und erklärte, der vor Gericht stehende junge Mann sey ein Gardeoffizier und zwar der honorable Charles Dundas. Konnte das an der richterlichen Sentenz etwas ändern? in England, wo der Soldat im Civilrocke wegen unmilitärischen Vergehens keines befreiten Gerichtsstands genießt, sondern der gewöhnlichen Obrigkeit anheim fällt? Oder war die Trunkenheit eines vornehmen Herrn da eine Entschuldigung, wo das Gesez die Trunkenheit mit Geld straft? Oder war das Abreißen und Zerbrechen der Thürklopfer weniger eine Ungezogenheit und ein dummer Jungenstreich, weil ein reicher Herr sich dessen schuldig gemacht, als wenn ein Straßenbube der Thäter gewesen wäre? Meines Erachtens lassen diese Fragen sich nur verneinen. Gleichwohl, welche Wirkung hatte die Anzeige auf den Distriktspolizeirichter? Er verwandelte seine Sentenz in die unbedeutende Geldbuße von fünf Schillingen, die gesezliche Strafe der Trunkenheit, und in eine zierlich gesezte Warnung vor ähnlichem Ungebührnisse. Mit vielem Gleichmuth bezahlte der ehrenwerthe Sir Charles Dundas Buße und Kosten, dankte dem Richter mit einem gnädigen Lächeln, schlenderte am Arme seines Freundes und Kameraden zum Saale hinaus, und entzog sich dem Gezische des Publikums durch einen Sprung in den ihn erwartenden Wagen. „Aber das sollte nicht seyn.“ Freilich wohl; allein es ist und ist eins von den Dingen, die dem nach England übergesiedelten Ausländer nur so lange auffallen, als er hier noch nicht den jenseits des Canals eingesogenen Glauben abgelegt hat, daß auf der freien Insel Alles sey, wie es nicht in England bloß, sondern in jedem Lande seyn sollte. Doch muß von der Unrichtigkeit dieses Glaubens selbst der Unaufmerksamste sich schnell genug überzeugen.

W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 185.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 3. August 1836.

Auf! freies Volk, versammle dich,
Und tretet, Brüder, brüderlich
In's friedliche Getümmel!
Tumulte fern! O macht ein Kreutz
Vor Eifersucht und Stolz und Geiz!
Lavater.

Das Bundesschießen in Lausanne.

Zweiter Brief.

Das Fest begann den 3ten Juli. Auf dem Montbenon, diesem weltbekannten Spaziergang an der Südwestseite Lausannes, wo herrliche, großartige Baumgänge sich neben einander hinziehen und zauberische Ansichten des Landes, des Sees und seiner nahen und fernen Ufer gewähren, auf dieser reizenden Stelle wurden um Mittag die dreihundert, mit dem Dampfschiff Winkelried herübergekommenen Genfer Schützen, aus Deputationen von mehreren Gesellschaften und Vereinen bestehend, empfangen. Unter Kanonendonner und ihrer eigenen guten Militärmusik führte man sie durch die Stadt, wo das Gedränge in den engen, krummen, bergauf und bergab gehenden Straßen und an den Fenstern von Einheimischen und Fremden aller Gestaltung und Kleidung schon arg genug war, in den folgenden Tagen aber noch bedeutend zunahm. Die Genfer mußten durch diesen feierlich-brüderlichen Empfang, durch den grüßenden Zuruf von allen Seiten, durch das Winken der Tücher von schönen Händen sehr geschmeichelt seyn, zumal keine Schützendeputation hernach so feierlich und ausgezeichnet empfangen worden ist. Freilich kam auch keine so zahlreich und aus einem so vielfach befreundeten Nachbarland. Durch einen Theil der Stadt ging der Zug durch den schönen Garten Beaulieu, dessen Eigenthümer ihn für das Fest zum Durchgang eröffnet hatte, und wo auf schönen Rasenplätzen rechts und links von dem großen Baumgang später die Genfer und die Walliser ihre kleinen Zeltlager aufschlugen. Unmittelbar dabei lag der Fest- und Schützenplatz, den wir bereits kennen. Hier stellten sich Alle im Zirkel um den Pavillon.

Bereits stand da die Schützendeputation von Zürich, und ihr zur Seite ein als W. Tell gekleideter Schweizer mit seinem Knaben, der Armbrust und Apfel trug. Einer der würdigsten Männer der Schweiz, der Bürgermeister Heß von Zürich, sprach von den Stufen des Pavillons als Präsident des schweizerischen Central-Schützencomité's, und nach einer kurzen, passenden Rede übergab er die Bundesschützenfahne dem waadländischen Schützencomité, das sie zu verwahren hat bis zum nächsten Bundesschießen. Der Präsident Druey empfing sie und erwiderte die Anrede. An ihn wendeten sich nun die Genfer Deputationen, und ihre Fahnen flatterten bald darauf in den goldenen Ringen des Pavillons. Eine bezeichnende Stelle aus ihrer Rede war folgende: Nous n'avons point oublié que, il y a juste trois siècles, une compagnie de volontaires de Lausanne se joignit aux alliés qui aidèrent les Genevois à vaincre leur plus redoutable ennemi. Nous nous rappelons aussi que soixante ans auparavant

ce fut sur le sol vaudois à Payerne, que la Diète Helvétique rendit la fameuse sentence qui proclama notre affranchissement. Es iſt überhaupt lobenswerth, daß ſich die Genfer gern dankbar an alte Freundſchaft erinnern. So vereinigten ſich ihre Deputirten an demſelben Abend im Caſino zu einem Mahl mit den Deputirten Freiburgs, das auch bekanntlich Genf bei ſeiner Befreiung von ſavopiſchem Druck im ſechzehnten Jahrhundert ſehr hülfreich geweſen war. Nach den Genfer Deputationen ſind in den folgenden Tagen an gleicher Stelle und auf ähnliche Weiſe eine Menge anderer Schützendeputationen aus den Nachbarcantonen und Städten empfangen, ihnen der eidgenoſſiſche Gruß ertheilt und ihre Fahnen neben den andern aufgeſtellt worden. Am kälteſten wurde die Berner Deputation empfangen, und es kam darüber ſogar zu Streitigkeiten, die jedoch auf des Genfer Präſidenten dringendes Zureden gütlich beigelegt wurden.

Beim Mittagsmahl in dem großen Speiſehaus ſaßen gegen dreitauſend Perſonen bei trefflicher Militärmuſik und Kanonendonner. Hier brachte nach dem täglich herkömmlichen Toaſt auf die ſchweizer. Conföderation der Bürgermeiſter Heß von Zürich den ſchönen Toaſt aus: Der Freiheit, die auf Gerechtigkeit geſtützt iſt. Unſtreitig war dies das ſinnreichſte, inhaltſchwerſte und redlichſte Wort, das hier von der Tribüne geſprochen worden iſt. Später übergab der Präſident der Genfer Schützendeputation dem waadländiſchen Schützencomité einen großen ſilbernen Pokal als Geſchenk der Genfer Schützen. Deßhalb zierten ihn zwei trefflich gearbeitete Adler, welche die Schale trugen. Er ward auf die Rednerbühne geſtellt und die Redner tranken daraus. Sehr wahr ſagte bei der Ueberreichung des Pokals der Genfer Sprecher unter anderm: Pour nous surtout, qui sommes placés de manière à recevoir toujours et à rendre bien rarement, nous ne pouvions mieux faire etc. Dies kommt aber nicht bloß von der angeführten örtlichen Lage, ſondern vorzüglich von dem Umſtand, daß die Waadländer bei geringerem Vermögen ein unendlich gaſtfreies, heiteres und mittheilendes Völkchen ſind, während die bei andern guten Eigenſchaften etwas trockenen, verſchloſſenen, egoiſtiſchen und intereſſirten Genfer ſie unter allerhand lächerlichem Vorwand nur ſelten bei ſich empfangen. Wie dieſes erſte, konnten die folgenden Diners nicht angeführt werden wegen auserleſener Koſt — dies wäre auch zu viel verlangt — wohl aber wegen eines entſchieden ſchlechten und doch immer wiederkehrenden Gerichts, ich meine die Beredſamkeit in politiſchen Discours und Toaſts. Es wäre ſchwer, die Unkenntniß, Einſeitigkeit, Schiefheit und Leidenſchaftlichkeit zu beſchreiben, aus denen dieſe Reden zuſammengeknetet waren. Glücklicherweiſe wurden ſie nur von Leuten geſprochen, die wegen ihres Ultraradikalismus und verwandter Krankheiten ſchon hinlänglich in Ruf ſind, und deren öffentlicher Charakter nur bei ihrer Partei Werth hat. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in dieſen Reden nach der in der Schweiz üblichen Art auf ſchweizeriſches Heldenthum und Unüberwindlichkeit gepocht ward, daß ein Angriff der Schweiz von den Nachbarmächten als ganz ausgemacht angenommen und ihnen deßhalb zum vieltauſendſten Mal wiederholt wurde, ſie möchten ſich nur in Acht nehmen, denn die alte Schweiz mit den Heldentagen von Morgarten, Sempach, Murten, Grandſon u. ſ. w. lebe noch immer und erwarte nur einen Angriff, um ſich wüthend, ſiegreich oder ſterbend, auf die fremden Heere zu ſtürzen; beſonders würden die Schützen dabei Wunder thun und die Fremden gleich von ihren Grenzen zurücktreiben. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei dieſer Gelegenheit die Langmuth und Geduld der Nachbarmächte nicht anerkannt, ſondern tüchtig auf dieſe „Deſpoten“ geſchimpft wurde. Gerühmt muß aber werden, daß dieſe Reden durchaus nicht allgemeinen Beifall fanden, ſondern nur bei den Auserleſenen Waads, Berns, Neuchatels (Val de travers, le Locle, la Chaux de fond), Aargaus, Baſellandſchafts, Solothurns und Thurgaus Anklang fanden; dieſe aber machten doch nur ein Viertel der Geſellſchaft aus.

(Der Beſchluß folgt.)

Ausflug nach Cintra und Mafra.

(Beſchluß.)

Ein fremder Baumeiſter führte das große Werk aus, und italieniſche, franzöſiſche und holländiſche Künſtler ſchmückten es mit Gemälden, Statuen und Arbeiten in Silber und Bronze. Beſonders rückſichtlich der Statuen iſt es reich, indem ſich allein in der Vorhalle der Kirche, Gallilea genannt, und in den Seitenkapellen acht- und-fünfzig coloſſale Statuen der Apoſtel und Heiligen, von carrariſchem Marmor aufgeſtellt befinden, von denen einige Meiſterſtücke genannt werden können. Die Altargemälde wurden ſpäter mit Basreliefs in Marmor vertauſcht, welche portugieſiſche Bildhauer unter der Leitung des Römers Fuſti in der That ſehr brav ausgeführt haben. Prachtvolle Thürbekleidungen in ſchwarzem Marmor, zahlloſe Gefäße und Verzierungen von Bronze, beſonders Gitter, die ich noch nie ſo ſchön ſah, verdienen erwähnt zu werden; eben ſo die Glockenſpiele auf den Thürmen, und die wirklich reizenden Spaziergänge auf den Dächern der Paläſte, wo man ſich durch eine Ausſicht in die Ferne über die Kahlheit der nächſten Umgebungen tröſtet. Die Kirche hat, aller Pracht zum Trotze,

etwas Finſteres, Gedrücktes, was ich bis jezt noch in allen Kirchen Portugals fand. In dem Speiſeſaal der Mönche ſtanden noch die meiſten Geſchirre, deren ſie ſich bei ihren Mahlzeiten bedient hatten, ja es befand ſich noch Eſſig und Oel in einigen Flaſchen. Das Kloſter faßt übrigens 866 Gemächer in ſich und zählt 5200 Fenſter.

Es iſt ganz natürlich, daß kleine Orte, ſelbſt Städte in der Nähe ſo ungeheurer Inſtitute wie das Kloſter dos Arabidos von Mafra iſt, durchaus von denſelben abhängig ſind, mit ihnen blühen, leiden und verwelken, wie die Blätter des Epheu, der ſich um einen Baumſtamm rankt. Was Wunder, daß die Bewohner des Städtchens Mafra und der ganzen Umgegend mit unterdrücktem Schmerz und Zorn da leere Stätten, leere Seckel, Einöde und Armuth erblicken, wo früher die Opulenz der heiligen Väter auch für den Aermſten eine Quelle goldener Tropfen war. Sie haſſen daher die neue Ordnung der Dinge und ſind als Miguelliſten in Liſſabon bekannt. Unſer Cicerone durch das Kloſter konnte erſt durch die Nennung unſerer Namen, begleitet mit der Drohung, uns bei der Königin zu beſchweren, wenn man unſern Wunſch verweigerte, bewogen werden, uns herumzuführen, und betrachtete uns mit finſtern, haßſprühenden Augen. Es fanden ſich andere Leute zu ihm, und je mehr wir uns in dem unermeßlichen Gebäude vertieften, je mehr wuchs deren Zahl, ſo daß ſie bald der unſrigen bedeutend überlegen war. Alle ſchienen ehemalige Mönche oder früher im Kloſter Angeſtellte. Seltſam genug flüſterten wir uns in einem abgelegenen Corridor, von Einem Gedanken ſämmtlich ergriffen, zumal die Beſorgniß zu, ob dieſe Menſchen nicht über uns herfallen und uns ermorden könnten? Wir ſtiegen eine Treppe nieder, während der Führer hinter uns die Thüre des herrlichen Bibliothekſaals verſchloß; ich war zufällig der Lezte, und wollte ſo eben um den Treppenpfeiler biegen, als ein eigener, kurz ausgeſtoßener Laut, eine Art von Schnauben, mich bewog, noch einmal umzukehren und hinaufzuſchauen. Da ſtand der Führer oben mit vorwärts gebogenem Leib, den rechten Arm drohend erhoben, in der geballten Fauſt ſeinen gewaltigen Schlüſſelbund, ein Bild des Haſſes, der Drohung, der Rache. Seine Gefährten, die ihn umgaben, erfaßten, ſobald ſie mich erblickten, ſeinen Arm und drückten ihn nieder. Ich wandte mich raſch ab und erzählte den Gefährten, was ich geſehen; ſie wollten Lärm machen, aber gerade dies wäre vielleicht das Signal eines unangenehmen Auftritts geworden, weßhalb es unterblieb.

Gegen drei Uhr verließen wir Mafra wieder und ſchlugen den Weg nach Liſſabon ein, ſechs bis ſieben ſtarke Stunden, die wir auch erſt gegen zehn Uhr Abends, nach unendlicher Anſtrengung, zurückgelegt hatten. Es war dies der gefährlichſte Ritt, den ich vielleicht je machen werde. Wir wußten unzweifelhaft, daß wir verfolgt wurden, und daß man uns an mehreren Stellen auflauerte. Deßhalb ritten wir in dicht geſchloſſener Linie, die Bewaffneten auf beiden Flügeln, die Piſtole in der Hand. Bei den Aquädukten ſahen wir deutlich hinter einer Hecke Männer gelagert; ſpäter waren ſie bald vor, bald hinter uns, und ſuchten uns immer durch Einſchlagen näherer Wege abzuſchneiden. Wir waren auf Alles gefaßt; indeſſen ſind die portugieſiſchen Wegelagerer feige, und unſere Anzahl ſchüzte uns vor einem Angriff, der aber nach dem Urtheil Aller, die wir hier darum befragten, bei weniger Vorſicht und geringerer Zahl der Geſellſchaft unvermeidlich geweſen wäre. Ich war recht froh, als wir endlich die Stadt erreichten, die gute Porta da Bemfica, den Pallaſt der Kaiſerin, den Rocio und zulezt die Rua das Flores, wo meine Wohnung iſt.

Begnügung.

Ich darf es muthig wagen
Mit grünen Frühlingstagen:
Wenn Düft' und Töne fluten,
Hellſprühn die Roſengluten,
Und müßt' ich mich verbluten,
Das Blüh'n in Blüthentagen,
Wer will's verklagen?

Ich laſſe mir's behagen
In blauen Sommertagen,
In ſüßem Luſtermatten,
Umwebt von kühlen Schatten,
In ruhn auf Blumenmatten —
Da mag ſich Schmerz und Plagen
Nur weiter tragen.

Und gerne mag ich ſagen
Von goldnen Herbſtestagen:
Kommt mir des Jahres Segen
Auf allen meinen Wegen
Mit Sang und Klang entgegen,
Träum' ich auch ohne Zagen
Von Erntetagen.

So mag ich's auch ertragen
In grauen Wintertagen:
Ich ſize ſtill und ſinne
Bis in die Nacht und ſpinne,
Was ich an Liebgewinne
In gut und böſen Tagen
Mir eingetragen.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Der Brand der Cathedrale von Chartres.

Durch die Saumseligkeit von Seiten der Behörde ist eine schöne Domkirche und eine ganze Stadt der Verheerung ausgesezt worden, und das Land in die Nothwendigkeit gerathen, eine Beisteuer von einigen Millionen zu zahlen, um das Unglück so viel wie möglich wieder gut zu machen. Statt eines Daches aus Kastanienholz wird man sich mit minder dauerhaftem Holze begnügen müssen, wofern man nicht eiserne Sparren gebraucht, wie bereits vorgeschlagen worden ist. Das Gewölbe der Kirche ist jezt unter freiem Himmel, und die erste Maßregel wird darin bestehen müssen, dasselbe während des künftigen Winters gegen Regen und Schnee zu schüzen, da die Wiederherstellung frühestens im nächsten Jahre wird beginnen können. Wie man aus den Zeitungen weiß, haben die beiden gesezgebenden Kammern bereits die von der Regierung verlangte Summe zur Wiederherstellung des Gebäudes bewilligt, da hier nicht, wie zu Rouen, eine bloße Subscription hinreichend gewesen wäre. In Rouen ist man bereits seit beinahe zehn Jahren damit beschäftigt, die zerstörte Thurmspize durch eine eiserne zu ersezen, so langsam rückt das Gießen und Aufstellen voran. Zu Chartres werden hoffentlich die Arbeiten beschleunigt werden. Das Geld ist da, an Kunstverständigen und an Arbeitern fehlt es nicht. Die Stadt Chartres sehnt sich nach der Wiederherstellung ihres theuern Domes; somit läßt sich hoffen, daß die Kirche bald wieder Dach, Glocken und das übrige Fehlende erhalten wird. Vor der Hand will man das Gewölbe mit einem Ueberzuge von Erdharz bedecken, wodurch es den Winter hindurch den Regen abzuhalten im Stande seyn wird, zumal bereits, seit der ersten Anlage des Gewölbes, Rinnen vorhanden sind, um das Wasser abzuleiten. Das Erdharz, welches auf der Grenze der Schweiz, zu Seissel, gewonnen wird, hat sich seit zwei Jahren gleichsam in der öffentlichen Achtung emporgeschwungen. Bereits hat man in Paris die Fußwege einiger Brücken damit bedeckt, wo es vortreffliche Dienste leistet, und auf den Boulevards wird jezt ebenfalls der Fußweg mit dieser Substanz überzogen. Zur Bedeckung eines dem Regen ausgesezten Gewölbes wird es ganz vorzüglich tauglich seyn. Hätte man früher dieses Mittel zur Erhaltung von Gebäuden angewendet, so wäre vielleicht dem Verfall manches Denkmals der alten Baukunst vorgebeugt worden. Die Cathedralkirche zu Chartres ist übrigens schon in frühern Zeiten der Feuersgefahr ausgesezt gewesen, und hat daher stark ausgebessert werden müssen, so daß sie nicht mehr so dasteht, wie sie Anfangs errichtet worden. Sie ist im eilften und zwölften Jahrhundert entstanden, und es fehlt ihr daher schon ursprünglich an Einheit, da man weit über ein Jahrhundert mit dem Bau zugebracht hat. Man behauptet, sie sey auf einer Druidenhöhle angelegt, was auch gar nicht unwahrscheinlich ist, da die Geistlichkeit an manchen Orten Frankreichs kein anderes Mittel wußte, um dem heidnischen Götzendienste ein Ende zu machen, als daß sie solche allgemein verehrten Orte dem christlichen Gottesdienste weihte. Auch befindet sich unter der Cathedralkirche zu Chartres ein großes Gewölbe, das einer Kirche an Raum gleich kommt, und in welcher Jahrhunderte lang ein wunderthätiges Marienbild verehrt worden ist. Vermuthlich war dies ehemals an der Stelle irgend eines von den Druiden verehrten Götzen aufgerichtet worden. Es ist zu bedauern, daß sich nicht die geringste Kunde von dem hier ehemals gebräuchlich gewesenen und wahrscheinlich durch Menschenopfer befleckten Götzendienste erhalten hat. Man weiß bloß, daß in den Wäldern um Chartres und in der jezigen Stadt selbst Druiden ihren Versammlungsplaz hatten, lehrten und opferten. Also von der gallischen Vorzeit enthält der gothische Dom nichts mehr, als etwa eine der unterirdischen, in Kapellen verwandelten Höhlen. Die beiden Thürme des Doms gehören zu den höchsten und schönsten in Frankreich; der eine ist 542 und der andere 578 Fuß hoch; sie sind einander aber ganz ungleich und laufen oben spiz zu, was bei wenigen Thürmen der französischen Cathedralkirchen der Fall ist. Zum Glück bestehen diese hohen Spizen aus Stein; wären sie von Holz, so würden sie diesmal unfehlbar mit abgebrannt seyn, wie dies schon einmal dem sogenannten neuen Thurme begegnet ist. Vormals war nämlich die hohe Spize dieses Thurms von Holz und mit Blei bedeckt; im Jahr 1506 aber schlug der Blitz hinein, die Spize gerieth in Brand, so wie das gesammte Innere des Thurms, die Glocken und das Bleidach schmolzen, und auch das Dach der Kirche wäre abgebrannt, wenn man nicht in der Eile denjenigen Theil desselben, welcher dem Thurme nahe stand, abgebrochen hätte. Die Glocken dieser Thürme haben wirklich mit einem unglücklichen Schicksale zu kämpfen. Damals schmolzen sechs derselben zusammen. Während der französischen Revolution wurden diejenigen, welche die ersten ersezt hatten, zu Sous umgegossen, und jezt sind die erst zwanzig Jahre alten Glocken wieder zusammengeschmolzen. Die Einwohner von Chartres hatten beim lezten Brande ihr Augenmerk auf einen vergoldeten Engel gerichtet, welcher auf der Spize des Dachstuhls des Chors stand, und sich nach dem Winde drehte wie eine Windfahne. Dieser Engel blieb lange stehen, endlich aber fiel er in die Gluth und verschwand. An steinernen Bildsäulen ist dieser Dom überaus reich, und glücklicherweise sind diese während der Revolution verschont worden, wogegen man in Paris fast alle Bildsäulen in den Kirchen zerstört hat. In Chartres stellen sie theils Heilige, theils Könige und andere angesehene Personen dar; auch einige satirische Bilder sind zu sehen, unter andern ein spinnendes Schwein und ein die Harfe spielender Esel. Soll dies bloß ein launiger Einfall des Bildhauers seyn, oder ist es eine Anspielung auf eine der am Dome angestellt gewesenen Personen? Es fehlt darüber an Auskunft. Auf den Glasmalereien, welche Züge aus der Bibel und Legenden darstellen, sind ebenfalls manche historische Personen abgebildet und ihre Namen beigeschrieben. Wahrscheinlich haben sie die Kosten der Malerei getragen. Das Chor der Kirche ist leider im vorigen Jahrhundert, wie bei so vielen französischen Kirchen, neu eingerichtet und mithin ganz verunstaltet worden. Man hielt damals die Chorbühne, welche den Chor von dem übrigen Theil der Kirche abschloß, und an deren Verzierung die Künstler des Mittelalters alle ihre Kunst verwendeten, weil eine solche Absonderungsmauer ohne viele Bildhauerei wirklich sehr häßlich gewesen wäre, für etwas ganz Ueberflüssiges, ja sogar Hinderliches, und brach sie ohne Weiteres ab. Somit mußte denn auch das schöne Jubé in dem Dome zu Chartres verschwinden; da jedoch das Chor von der übrigen Kirche durch irgend etwas getrennt werden mußte, so errichtete man auf beiden Seiten dieses Mauerwerk zur Stüze von Altären, und ließ in der Mitte ein eisernes Gitter anbringen, das sich aber in dem großen Dome sehr kleinlich ausnahm.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 186.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 4. August 1836.

On se hait au Parnasse encore plus qu'à Versailles.
Voltaire.

Mein Aufenthalt in Berlin vor vier-und-dreißig Jahren.

Von Friedrich Laun.

Wir geben im Folgenden Bruchstücke des Werks: „Blätter aus dem Lebensbuche, von Friedrich Laun, manches Denkwürdige seiner Zeit enthaltend.“ Der Verfasser, eben mit Zusammenstellung des Ganzen beschäftigt, beabsichtigt nur dasjenige aus seinem Leben, und zwar im vollen Lichte der reinsten Wahrheit darzulegen, wofür er auf allgemeine Theilnahme der Gebildeten hoffen zu dürfen glaubt. Die eintönige Weitläufigkeit einer bloßen Selbstbiographie vermeidend, wird die Schrift memoirenartig, in Skizzirung merkwürdiger Mitlebender und Aufzeichnung manches kleinen, charakteristischen Zuges, einen treuen Spiegel vieler Eigenthümlichkeiten und Ereignisse seiner Zeit gewähren, um besonders auch hiedurch dem Vorwurfe der Ueberflüssigkeit, wo möglich mit Erfolg, entgegenzuarbeiten.

* * *

Das Sandersche Haus. — Kotzebues hyperboräischer Esel und Schlegels Ehrenpforte. — August Lafontaine. — Adam Müller. — Kotzebue und Merkel.

Mehrere, vom Buchhändler Sander mir geschriebene Briefe bewogen mich im Herbste des Jahrs 1802 zu einer Reise nach Berlin, wo ich eine Zeitlang mich aufzuhalten dachte. Ich hatte nicht Ursache, die Ausführung dieses Entschlusses zu bereuen. Abgesehen von dem hohen, vielfachen Interesse, welches die preußische Residenz darbietet, war schon das Sandersche Haus allein ein sehr anziehender Erholungspunkt. Wie in allen dortigen angesehenen Häusern, war der einmal darin Eingeführte jeden Tag zur gewöhnlichen Theezeit willkommen. An Aufwand kostenden Glanz kein Gedanke; desto angenehmer und heimischer fühlte sich aber auch Jeder in dem raumvollen, netten, heitern Zimmer am Theetisch, wo die reizende Hausfrau das Amt des Einschenkens und Darbietens mit freundlicher Zierlichkeit verwaltete. Die Reibung zwischen den zwei einander immer heftiger entgegentretenden literarischen Parteien war vielleicht nirgend so lebendig, als eben damals in Preußens Hauptstadt. Kotzebue, der Verfasser des hyperboräischen Esels, hatte sich mit seiner Familie dahin gewendet, wo Doktor Garlieb Merkel, sein immer kampfertiger Genosse, den Wohnsitz aufgeschlagen. Zu ihnen rechnete man mehrere ältere Notabilitäten, zum Beispiel den bei hohen Jahren noch ziemlich muntern Dichter Göckingk und den Buchhändler Nicolai, den ältern. Von der neuen Schule prangten dort einige Coryphäen: Fichte, der Vater,

durch den nicht lange zuvor in dem Buche: „Nicolai's Leben," ein äußerst bitterer Angriff auf diesen geschehen war, und August Wilhelm Schlegel, Verfasser der unter dem Titel: „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theaterpräsidenten von Kotzebue" erschienenen Erwiderung des hyperboräischen Esels, und des in der Zeitschrift Athenäum enthaltenen „literarischen Reichsanzeigers," welcher leztere besonders durch die witzigen Angriffe auf manche, seither über jeden Angriff erhaben gewesene Autoritäten, wie vorzüglich Wielands, die Zahl der Gegner der jüngern Reformatoren sehr vermehrt hatte. Bernhardi befand sich ebenfalls darunter; er hatte vorzüglich in einigen komischen Sonetten Leuchtkugeln auf Mehrere, besonders auch auf Iffland als dramatischen Dichter geworfen.

Obschon bei dem Thee im Sanderschen Hause einer parteilichen Anfeindung in beleidigenden Worten der Anstand keinen Zutritt vergönnte, und beiden Parteien dieser offen stand, so herrschte doch nicht nur im dortigen Cirkel, sondern in jedem der feineren Berlins die eine oder die andere Färbung vor. Um den Sanderschen Theetisch sammelte sich vorzüglich die neue Schule und deren Anhang. August Wilhelm Schlegel, Bernhardi und, wenn er in Berlin war, Tieck, fanden sich dort ein. Adam Müller, damals noch bei der kurmärkischen Kammer als Referendar angestellt, erschien mehrere Male in der Woche. So begegneten mir auch da zuweilen Friedrich Kramer, Körte und andere stille Verehrer der neuen Opposition. Trotz dem aber gefiel sich der alte, ehrliche August Lafontaine, obschon von unverkennbarem Unmuthe über die auch ihm widerfahrenen literarischen Verletzungen durch die Neuerer, in dem von der Anmuth der Hauswirthin auf das Erfreulichste beherrschten Kreise so wohl, daß er keinen Abend zu fehlen pflegte. Allerdings war sie viel zu fein und umsichtig, um dem Mann, dessen Schriften der Kasse ihres Ehegenossen den entschiedensten Vortheil brachten, nicht seinen Aufenthalt in ihrem Hause durch zuvorkommende Güte möglichst angenehm zu machen. Man darf aber hinzufügen, daß auch von Lafontaine's Seite Alles geschah, ihr solches zu erleichtern. Eine Schilderung der Person desjenigen, dessen Schriften sehr lange Zeit den wichtigsten Einfluß auf einen sehr großen Theil des gebildeten, halbgebildeten und beinahe ganz ungebildeten Publikums ausübten, den man zusammen unter dem seltsamen Namen der „Lesewelt" zu begreifen pflegt, dürfte hier wohl an ihrem Platze seyn.

Es kann vielleicht keinen Autor geben, dessen Werke in so schreiendem Contraste mit seiner Person und ganzen Art und Weise stehen, als es bei Lafontaine der Fall war. Wer hätte in dem mit einer Fülle der Gesundheit begabten, wie das Wohlbehagen selbst aussehenden, dicken, freundlichen alten Mann die Masse von weißen und blaßblauen Frauenkleidern, rosenfarbigen Busenschleifen, wespenschlanken Taillen, großen, blauen, schmachtenden Augen und goldenen Locken gesucht, die er alljährlich auf so viele Bogen Papier aus den Aermeln schüttelte? Wer hätte gemeint, daß ein wohlgenährter Körper, wie der seinige, ein solches unerschöpfliches Lager von zahmer und doch unbezwinglicher Sehnsucht, von leidenschaftlicher Tugend und tugendhafter Leidenschaft, von züchtigen Liebesseufzern, Thränenfluthen, mit einem Wort, von dem gesammten Apparat des damaligen sentimentalen Herkommens in sich beherbergen könne? Jede seiner zahllosen Verehrerinnen stellte sich ihn unfehlbar wie einen fast körperlosen, dünnen, zarten, transparenten Incroyable vor, und fiel sicher aus allen ihren Himmeln, wenn sie sah, daß er in seinem altväterischen Anzuge weit eher einem mit Fleisch und Blut reichlich versehenen Schafzüchter glich, der die eben aus seinem vollen Gesichte leuchtende Bonhommie dem Wollmarkte verdankt, wo er alle seine Waare zu unerwartet hohem Preise absezte. Dazu quoll, während seine Feder die weichsten, zartesten, süßesten Gefühle zu Papier brachte, dem gefeierten Schriftsteller fortdauernd eine Rauchtabakwolke aus dem Munde.

(Die Fortsezung folgt.)

Das Bundesschiessen in Lausanne.

(Beschluß.)

Im Allgemeinen und außer dem Essen und Trinken, wobei der gute Wein viel erklärt, war die politische Richtung durchaus nicht vorherrschend bei dem Fest, ja vielen Tischrednern wurde mit entschiedener Abneigung zugehört, in die sich manchmal derbe, aber sehr gesunde und bezeichnende Aeußerungen der Zuhörer mischten. Diese politische Besonnenheit, welche dem bei weitem größten Theil der hier versammelten Schweizer Ehre macht, würde aber gewiß nicht erhalten worden seyn, wenn die sogenannte Nationalassociation (die, um sich weiß zu brennen, so eben behauptet hat, es gebe noch eine zweite Nationalassociation mit ganz andern Zwecken) ihren feinen, langversteckten Plan, am 7ten eine Generalversammlung in Lausanne zu halten, hätte ausführen können. Glücklicherweise erklärte sich das waadländische Schützencomité, der eigentliche Festgeber, entschieden dagegen, und die Sache mußte unterbleiben und wieder abgesagt werden. Es handelte sich hier von nichts weniger, als die hier versammelten Schützen durch alle Mittel der Ueberredung und der dringenden Aufforderung zu bewegen, sich der Nationalassociation anzuschließen u. s. w. Es hätten sich wahrscheinlich zwei Parteien gebildet, die unter Mitwirkung des Weins, der Hitze und vielleicht

selbst der Kugelbüchsen Unheil hätten stiften können. Der an der Spitze des waadländischen Radikalismus stehende Staatsrath Druey hat bei dieser Gelegenheit eine sehr zweideutige und doppelzüngige Rolle gespielt und viel an politischer Achtung im Lande verloren.

Bei den Mittagsmahlen, wie überhaupt an dem Fest, war es gar hübsch und anziehend, wie der schlichte Landmann, Weinbauer oder Schütze neben schöngepuzten Damen, fashionable Herren mit schwarzen Röcken neben frischen oder alten Bäuerinnen saßen und sich freundlich mit dem Nachbar unterhielten. Dies war ein echt nationaler Anblick, um den das Ausland die Schweiz wohl beneiden kann. Besonders war in den ersten Tagen des Fests ein Zusammenleben, eine so durchaus herrschende Brüderlichkeit, daß man hätte glauben sollen, diese Tausende gehörten einer kleinen, recht vertrauten Familie an. Und doch waren sie in Sprache und Sitten so verschieden! Aber Sprache und Sitten sollen die Schweizer nicht abhalten, Ein Volk zu seyn. Möchten sie sich nur sonst in Allem verstehen und die Hände reichen, wie dies hier geschah. Ich sprach hier Engländer — Glieder des volksthümlichsten Volks in Europa — lebhaft ergriffen von diesem herzlichen Einklang, von diesem freundlichen Entgegenkommen, ich hörte sie oft mit Bedauern wiederholen, daß sich in England bei den Volksfesten und Meetings durchaus nichts Aehnliches finde, und das Volk dort kalt an einander vorübergehe. Man konnte sagen, es war hier kein Unbekannter und Fremder. Ja, es geschah noch mehr durch diesen Zauber: sogenannte vornehme Leute aus den Cantonen und Städten, wo das du haut noch zu Hause ist, wurden fortgerissen und redeten Andere aus ihrer Stadt mit freundlichem Händeschütteln an, die sie zu Haus gewiß kalt vermieden hätten. Auch in dieser Beziehung sind die großen Zusammenkünfte in der Schweiz von unendlichem Nutzen und haben echt menschlichen Werth.

Die Nachmittage war der Festplatz der Hitze wegen am wenigsten belebt, füllte sich aber gegen sieben Uhr Abends immer mehr, denn nun strömten von der Stadt her eine Menge Einwohner und Fremder mit Frauen und Töchtern, wodurch sich an Ort und Stelle die mannichfaltigsten und anmuthigsten Gruppen bildeten. Zu Zeiten waren gewiß über zehntausend gepuzte Gäste hier zusammengedrängt und wogten fröhlich und vertraulich, wie im eigenen Haus und Hof, auf und ab. Alles ging mit der größten Ordnung vor sich, kein Drücken, kein Stoßen, keine Pöbelgemeinheit, wie denn überhaupt Pöbel hier ganz fehlt. Das sittsamste junge Mädchen konnte hier ruhig allein herumgehen, oder sich selbst in dichte Haufen mischen; ihr ward gewiß nicht mit einem kecken Blick wehgethan, er wäre denn von einem Fremden gekommen; gegen Weiteres hätte sie aber der erste beste Schütze in Schutz genommen. In dem schönen Kaffee- und Eishaus aus grünen Tannenreisern wogte es beständig auf und ab. Es war ein fröhliches Summen, als wenn Bienenschwärme in einer blühenden Acacie zu thun haben, und sich freuen über den guten Geschäftsfortgang. Aber wie Bienen pflegen, hinderte Keiner den Andern; nur manchmal drängte man sich unwillkührlich näher an hübsche, schmuck gekleidete Bernerinnen oder Waadländerinnen, oder an Landleute aus der Ferne, die hier zum ersten Mal in ihrem Leben Früchteeis kosteten, nach ihrer Gewohnheit große Brocken davon in den Mund steckten, und gleich darauf nicht wußten, was sie mit dem Gletscher zwischen den Zähnen anfangen sollten, wobei es sehr komische Gesichter absezte, zumal sie die theure, feine Waare nicht wieder aus dem Mund thun und verlieren wollten. Anziehende Gruppen bildeten sich auch auf den Stufen des Pavillons, um die Silberpyramide zu beschauen. Gar manchem jungen Paar sah ich hier das Wasser in dem Mund zusammenlaufen über den vielen schönen Sachen, die eine herrliche Hauseinrichtung gegeben hätten. Der Buben Herz hing, wenn sie sich ja von den immer thätigen Kanonen einen Augenblick losmachen konnten, an den schönen Kugelbüchsen. Andere, sentimentaler Gesinnte hatten sich mit großen und kleinen Mädchen zusammengethan, um die schönen seidenen Fahnen zu zählen, zu mustern und zu entziffern, die wie große, prachtvolle tropische Sommervögel um den Pavillon flatterten.

Im Schießhaus fiel Schuß auf Schuß, und in der Regel wurden in der Minute fünfzig bis sechzig Schüsse gethan, was in den zehn Schießstunden des Tags dreißig bis sechs-und-dreißig tausend Schüsse machte. Kunstverständige Beobachter behaupteten, es werde hier im Ganzen weniger gut geschossen, als sonst. Mehrere Schützen, die ich darum fragte, haben mir dies bestätigt und als Ursache den getrunkenen vielen und guten Wein angeführt, der dem Auge und den Armmuskeln die nöthige Ruhe nehme. Am besten schossen die Waadländer und Genfer. Jene bekamen auch die ersten Preise und Lezere zwei der folgenden.

Diese Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung von zwei- bis dreitausend jungen, kräftigen Männern, die sich immer in ziemlich engem Raum bewegten, diese Erscheinung ist fast unerklärlich, wenn man bedenkt, daß die Hitze auf dem Platz immer zwischen 26 — 28° R. im Schatten war, und daß dabei eine entsezliche Menge Wein getrunken wurde. Das waadländische Schützencomité hatte, wie schon früher bemerkt, für's Erste vierzig Fuder (Fuder oder Char = 800 Bouteillen) angeschafft, und hoffte damit für das ganze achttägige Fest auszureichen. Diese zwei-und-dreißig tausend Flaschen waren aber schon am Dienstag Abend, also am zweiten

Tag des Festes, getrunken, und es mußte zur Reserve geschritten werden. Um dies erklärlich zu finden, muß man bedenken, daß die Waadländer die stärksten Trinker in der Schweiz sind, und daß ihr trefflicher Yorne- und la Côte-Wein sehr wohlfeil ausgeschenkt wurde, daß überdies bei jener Berechnung auf weniger Theilnahme am Fest und auf eine minder verzehrende und austrocknende Hitze gerechnet worden war. Durch dies Weinsupplement wurden die an sich schon bedeutenden Kosten des schönen Festes (man rechnet hunderttausend Schw. Franken) noch ansehnlich erhöht.

Das Fest, das wohl in Jedem, der ihm beiwohnte, die Politik ausgenommen, einen sehr angenehmen und fröhlichen Eindruck zurückgelassen hat, schloß Sonntags den 10ten Julius mit Vertheilung der Preise. Seine lezten Töne bei Zurückstellung der Fahnen waren Brüderlichkeit und Einklang, wie seine ersten. So lebt denn wohl, all ihr wackern Schweizer, die ich hier kennen und achten lernte; und wenn der Fremde Manches an diesem Fest tadelt, so trifft dies nicht euch, überhaupt nicht die Masse des verständigen Volks, sondern die unnützen und schädlichen Drohnen in eurem Bienenkorb.

Dr. M.

Korrespondenz-Nachrichten.

– Paris, Juli.

(Fortsezung.)

Die Cathedrale zu Chartres. Sizungen von Vereinen.

In Paris ist nur noch eine einzige Kirche, St. Etienne-du-Ment, welche ihre steinerne Chorbühne besizt; in allen andern hat man sie längst ohne Gnade niedergerissen. In dem Kirchenschaze zu Chartres befanden sich ehemals sonderbare und seltene Stücke, die aber bis auf wenige während der Revolutionszeit verschwunden sind, z. B. das Hemd der heiligen Jungfrau; ihr seidener Gürtel und ihr Schleier sind aber noch da; wenigstens zeigt sie der Sacristan, so wie einen andern Gürtel, den die von den französischen Missionarien bekehrten Huronen Nordamerika's eingeschickt haben, und der mit rothen Stachelschweinhaaren verbrämt ist. Er führt die sonderbare Aufschrift: Virgini pariturae votum Huronum. Ich glaube nicht, daß irgend eine Kirche in Europa etwas Aehnliches besizt. Als Seitenstück dazu haben die Missionarien einen andern, mit lauter Porzellanschnecken gezierten Gürtel eingeschickt, im Namen einer von ihnen bekehrten fanatischen Völkerschaft, der Abnaquis. Dieser Gürtel führt die Aufschrift: Virgini matri Abnaquini D. D. Sollte diese Inschrift der späten Nachwelt in die Hände fallen, und die Ueberlieferung hinsichtlich des Ursprungs derselben unterdessen verloren gegangen seyn, so werden sich die Gelehrten lange über die Bedeutung derselben den Kopf zerbrechen. Dem Domkapitel zu Chartres fehlte es ehemals nicht an Vorsicht; allein sie hat zu nichts geholfen. Man hatte in den unterirdischen Gewölben einen tauglichen Ort eingerichtet, um den Kirchenschaz und besonders die Reliquien bei feindlichem Ueberfalle zu verbergen. Die Revolutionsmänner haben dennoch den Schaz gefunden und verzehrt. Auf einem der Thürme unterhielt man zwei Wächter, um bei Feuersgefahr mit der Glocke ein Nothzeichen zu geben. Die Wächter sind noch da, haben jedoch den Brand nicht verhindern können. Man hat in den Pariser Zeitungen gerathen, Wasserbehälter auf den Kirchen anzulegen, wie man deren zu Paris auf den Speichern der Theater hat. Leider hat aber bisher noch kein Wasserbehälter ein Theater vom Brande gerettet, und auch eine große Kirche würde ein solcher Behälter schwerlich retten. Freilich könnte man zuweilen einen Brand verhüten, wenn man sogleich Wasser bei der Hand hätte; wo aber viel Holz beisammen ist, greift das Feuer zu schnell um sich, als daß ein kleiner Vorrath Wasser (denn beträchtlich kann der Vorrath doch nimmer seyn) die Gluth zu löschen im Stande wäre. Der Dom zu Chartres eignet sich durch seine Bauart zu bequemer Hülfsleistung. Mehrere Treppen führen oben zu den Gewölben hinauf; eine steinerne Galerie führt auswendig um das Dach herum; die Wächter können die Stadt sogleich benachrichtigen. Alles dieses konnte aber nicht verhindern, daß in Zeit von zwei Stunden das ganze Dach lichterloh brannte und das Blei stromweise herabfiel. Welche Hülfe könnte auch in einer solchen Höhe von Wirksamkeit seyn, und was für gewaltige Feuerspritzen müßte man erfinden, um von unten gegen einen solchen Brand mit Erfolg anzukämpfen!

In der lezten Zeit hielten viele Vereine ihre öffentlichen Sizungen, um dem Publikum Bericht von ihren Arbeiten abzustatten, so die asiatische Gesellschaft, welche ihre Thätigkeit durch die von ihr herausgegebene Zeitschrift und durch die auf ihre Kosten gedruckten Bücher in orientalischen Sprachen hinlänglich beurkundet, ferner die Gesellschaft für den Elementarunterricht, welche sich in ziemlich blühendem Zustande befindet, wenigstens viel Gutes stiftet; und obschon der Eifer in Errichtung von Schulen des wechselseitigen Unterrichts sehr nachgelassen hat, seitdem kein Widerstand mehr verhanden ist, so bestehen doch manche Schulen, in welchen nach der Methode Lancasters und Bells unterwiesen wird. In der Sizung der philotechnischen Gesellschaft wurden, wie gewöhnlich, prosaische Aufsäze und Gedichte vorgelesen. Bouilly las ein Bruchstück aus dem nächstens erscheinenden zweiten Bande seiner Recapitulations, die er eben so wohl Memoiren hätte nennen können; er schildert darin seine erste Zusammenkunft mit Napoleon, die freilich sehr sonderbar war. Bouilly erzählt, er sey mit der Kaiserin Josephine, welche damals nur noch die Frau des ersten Consuls war, verwandt gewesen. Dies berechtigte ihn, ihr zu Malmaison seine Aufwartung zu machen. Langlès, ein heftiger Republikaner, wie Bouilly behauptet, hatte ihm eine alte Ausgabe Virgils gezeigt, worin in einer Anmerkung zu den Worten: Vendidit imperium, stand, der hier gemeinte Verräther an seinem Vaterlande sey der Tribun Curius oder Curäus gewesen. Da nun so eben im Pariser Tribunat ein gewisser Curée den Vorschlag gemacht hatte, Napoleon zum Kaiser zu erheben, mithin die Republik abzuschaffen, so fand Bouilly die Anspielung äußerst spaßhaft, und wollte Josephinen die Stelle zeigen. Er begab sich also nach Malmaison, wurde von Josephinen freundlich eingeladen, mit ihr einen Spaziergang in den schönen Garten dieses Lustortes zu machen, und gab ihr den Arm auf dem Spaziergang. Unterdessen war Napoleon hereingetreten und bei dem Anblicke eines ihm unbekannten, ganz schlicht gekleideten Mannes an der Seite seiner Frau stuzig geworden; er fuhr Josephine hart an, daß sie allerlei Leuten den Zutritt zu ihr gestatte, und fragte Bouilly in barschem Tone, wer er sey und was er wolle. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 187.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 5. August 1836.

Noch einmal muß ich, eh in die Schattenwelt
Einsamds mein seliger Geist sich senkt,
Die Flur begrüßen, wo der Kindheit
Himmlische Träume mein Haupt umschwebten.

Matthisson.

Die Rückkehr in's Vaterland.

Von der Verfasserin der Erzählungen: das Landhaus der Großmutter, die Ehescheidung ꝛc. ꝛc.

Seltsam bildet sich oft das Geschick der Menschen; in sonderbarem, dem kurzsichtigen Beobachter unerforschlichem Zusammenhang bleiben Leute, die sich immer zu fliehen beschlossen, die ganze Welttheile zwischen sich gelegt hatten, und eine Ahnungskraft wohnt in dem Geiste, wenn er nicht nur an Irdischem klebt, die uns deutlich zeigt, wie unbeschränkt er walten werde, wenn einst die wunderbare, jedem guten und schlimmen Einflusse preisgegebene Hülle ihn nicht mehr umschließt. Möge die nachstehende kleine Erzählung aus meiner Vergangenheit diese Wahrheit bestätigen, und der Leser nicht ganz unbefriedigt die Blätter bei Seite legen.

Man sagt nicht umsonst, den Schweizer treibe früh oder spät das Heimweh seinen Bergen, seinen Thälern, seinen heitern Flüssen und Seen wieder zu, und ob auch Geld und Gut auf fremdem Boden sein Eigenthum werde, ob das Glück sich mächtig in der Ferne an ihn zu fesseln scheine, dennoch könne er die Sehnsucht nicht bezwingen, die in jedes Schweizers Herzen das Wiedersehen jener hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Firsten zur Bedingung des Glücks macht.

Auch ich bewies das Daseyn eines Gefühls, das Tausende in allen Welttheilen befällt, dem Viele genügen, das aber auch eine Unzahl meiner Mitbrüder an den Ufern des Erie und Ontario, in Virginiens Pflanzungen und in den Dünsten jener schönen, gifthauchenden Ströme des mittlern Amerikas gegen den errungenen Wohlstand gleichgültig macht und den Rest ihres Lebens trübt. Zehn Jahre lang hatte ich alle Zonen durchlaufen; die größern Stapelplätze dieser Erde waren mir nicht mehr fremd, und ich fühlte mich in Neupork wie in Neuorleans, in Rio Janeiro wie in Calcutta zu Hause. Zehn Jahre hatte ich mich geplagt, gehandelt, gerechnet und den Groschen so lange umgewendet, bis er zum Thaler ward. Jezt war ich, ohne eben ein Nabob zu seyn, ein gemachter Mann; das heißt, ich konnte überall leben, und meine Freunde hofften, ich werde nun mit dem Sammeln größerer Schätze die Genüsse einer reichen Existenz verbinden. Da erwachte mit einer unbeschreiblichen Gewalt jene Empfindung, welche Nothwendigkeit und Vernunft bis jezt zurückgedrängt, aber nicht ausgelöscht hatten, das Verlangen, die Heimath wieder zu sehen, die jezt mehr als je in dem Lichte eines heitern Jugendglücks durch das Dunkel eines schwülen Tages herein schaute. Ich träumte von Wiederfinden desselben, ich wollte die grünen Hügel noch einmal betreten, auf denen der Knabe einst spielte, wollte in dem Schatten

der Tannen liegen, unter welchen der feste Muth des Jünglings sich entfaltete, ich wollte — ja was dachte, was wünschte der Mann nicht Alles, der nun erst im Sommer seines Lebens schmerzlich fühlte, daß das wahre Glück desselben ihm nicht geworden sey.

Die Exaltation meiner Vaterlandsliebe, wie man meinen Entschluß nannte, brachte eine schnelle Aenderung in meiner Lage hervor. Trotz allen Vorstellungen beendigte ich meine Geschäfte, realisirte mein Vermögen und kehrte nach einer Reihe arbeitsvoller Monate nach Europa zurück. Hier sollte ich indessen das Ziel meiner Wünsche nicht so schnell erreichen. Auf einem genuesischen Schiffe nach dieser Küstenstadt gelangt, hoffte ich schnell die Handelsangelegenheiten abzuschließen, die ich häufig mit Italien gehabt hatte; allein ich fand manche Schwierigkeiten, die zum Theil aus dem listigen Charakter der Italiener hervorgingen; auch mochte ich gern die herrlichen Frühlingstage mit Muße genießen, die zum ersten Male seit langen Jahren, in denen ich nur Sommer und Regentage gekannt hatte, um mich her erwachten. In der Nähe des lieben Landes, in dessen Schoß mich Vereinzelten nur das unvertilgbare Gefühl der heimathlichen Sehnsucht und ein Etwas zog, das ich damals noch nicht zu nennen wußte, konnte ich mir übrigens eher eine kleine Zögerung gefallen lassen, und so gab ich mich nicht nur willig den Eindrücken dieses wundersamen Landes hin, sondern ich brachte auch eine ziemlich lange Zeit vergeblich mit der Lösung eines Räthsels zu, das ich später zu berühren mir vorbehalte.

Bei steigender Wärme jedoch hatte ich die Lombardei schon durchflogen, die Vormauer erstiegen, die mich noch von der Schweiz trennte, und mein Blick suchte von der Gotthardsstraße her die Ferne zu durchdringen, als an einer der untern Anhöhen bei kürzlich herabgestürzten Felstrümmern mein sonst sicheres Saumroß strauchelte, und, da ich mich eines Falles gar nicht versah, meine Hüfte stark gequetscht wurde. Kaum konnte man mich nach Flüelen bringen, wo mir eine bequeme Herberge und eine leidliche Pflege gewiß war, und statt, wie ich es gedacht hatte, schnell in meine heimischen Gebirge zu wandern und mich dort von den frohen Erinnerungen an eine längst versunkene Vergangenheit umspielen zu lassen, mußte ich an den Ufern des Vierwaldstätterseés eine langwierige Herstellung erwarten.

Nur kurze Zeit dauerte indessen der Unmuth, mit dem wir gewöhnlich liebe Plane scheitern sehen. Es ist nicht möglich, auf Erden eine Stelle zu finden, die heimlicher, ruhiger und zugleich erhabener sey, als die Thäler, die diesen reizenden Wasserspiegel umgeben, und hinwieder mit einer Reihe majestätischer, oft unersteiglicher Fels- und Schneekuppen verschlossen sind, und wie könnte irgend eine Leidenschaft der menschlichen Brust gegen solchen Zauber widerhalten? Als ich mich erst mit dem Schicksal versöhnt hatte, das etwas unsanft, aber immer noch milde genug, mich an dem schönsten Platze der schönen Gegend zur Erde gesezt, ließ ich mein Ruhebett, so oft die Witterung es erlaubte, auf die Zinne des Hauses tragen, wo das Auge die Wellen des Sees, die üppige Umgebung einer reichen Pflanzenwelt, das heitere Grün der Alpen und die Gebirge zugleich umfassen konnte, die, hoch über einander gethürmt, Lust und Schauer erregen. Da gewann die Seele, die, mit Ausnahme weniger, dem täglichen Treiben entrissener Augenblicke, seit einer langen Reihe von Jahren nur den Kampf um des Lebens Nothdurft gekannt hatte, zum ersten Mal wieder eine dauernd ruhige Haltung; das Gefühl, das mich in dieses Land zurückgetrieben, bildete sich mehr und mehr aus, und indem ich die unsichere Zukunft erwog und berechnete, streifte mein Blick zugleich nicht nur mit einer peinlich sehnsüchtigen Empfindung, sondern mit besonnener Klarheit an einer längst vergangenen Zeit hin, deren Ereignisse mich in die weite Welt getrieben hatten. Das Flüstern der Wellen, das Rauschen der Blätter, die sonnige Stille, die mich oft der Wirklichkeit entrückte, um mich in wehmüthige Träume zu versenken, kann ich leider meinen Lesern auf dem Papier nicht wiedergeben, aber was mich in jenen Stunden beschäftigte, müssen sie dennoch erfahren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mein Aufenthalt in Berlin vor vier-und-dreißig Jahren.

(Fortsetzung.)

Die Bonhommie war bei Lafontaine eine wahrhafte Tugend, weil sie unmittelbar aus seinem Herzen, einem Herzen voll inniger Liebe und Güte kam. Ich bin überzeugt, daß sogar diejenigen Frauen, die, in seine Schöpfungen verliebt, von seiner Persönlichkeit, die sie sich ganz anders gedacht hatten, im eigentlichen Verstande zurückgeschreckt worden, diese Persönlichkeit bei näherer Bekanntschaft gewiß besonders liebgewonnen hätten. Und das war denn auch bei Madame Sauder der Fall; sie wurde durch die stete Heiterkeit, durch das auf wirklich liebenswürdige Weise sich darlegende Wohlwollen des geraden, aufrichtigen, drolligen Mannes gewiß so sehr zu ihm hingezogen, als durch die früher bemerkten finanziellen Rücksichten. Dankbar für ihre nicht zu verkennende Aufmerksamkeit auf seine Wünsche, unterließ dafür auch Lafontaine nicht, ihr, vermöge seines Einflusses auf ihren Gatten, in manchen Fällen, wo ein Vermittler

in wirthschaftlichen Angelegenheiten zwischen ihm und ihr nöthig war, sich diesem Geschäft zu unterziehen, und gewöhnlich mit dem besten Erfolg. Wenn übrigens der Buchhändler Sander wirklich große Ursache hatte, die einträgliche Verbindung mit Lafontaine möglichst zu cultiviren, so gereichte solche auch Lezterem zu besonderem Vortheile. Lafontaine sagte: wenn ich einmal etwas niedergeschrieben habe, so mag ich's nicht wieder lesen. Dieser Maxime gemäß sendete er seine Handschrift gewöhnlich ohne alle Revision der Verlagshandlung zu. Sander, selbst ein guter Stylist, konnte sich nicht enthalten, ihm wegen der ungemeinen Sorglosigkeit und Nachlässigkeit eine Bemerkung zu machen und dabei um die Freiheit anzusuchen, in ähnlichen Fällen das Nöthige abändern zu dürfen. Lafontaine, herzlich froh über ein Erbieten, das ihn auch für die Zukunft der Durchsicht seiner Manuscripte überhebt, gibt ihm auf der Stelle volle Macht und Gewalt dazu. Und Sander hat diese Concession bei Lafontaine's Manuscripten nicht nur im Nothfalle benuzt, sondern hier und da recht wesentliche Veränderungen am Texte gemacht. Lafontaine verkannte keineswegs den Nutzen dieser Mühe seines Verlegers. Es ist auch nicht zu leugnen, daß alle in Sanders Verlage erschienenen Werke des beliebten Schriftstellers sich wirklich in Ansehung der Correctheit und Rundung des Styls vor denjenigen vortheilhaft auszeichnen, die aus andern Buchhandlungen hervorgegangen sind.

Als ein Beleg übrigens zu Lafontaine's oben erwähnter Verstimmung über manche ihm geschehene literarische Neckerei kann Folgendes dienen. Zu Leipzig im Mahlmannschen Hause, wo man sie kannte, hatte eines Abends in der Ostermesse, ich weiß nicht mehr, ob der Zufall oder eine vorhergegangene Einladung eine große Anzahl Gäste versammelt. Bei Tische fragt Lafontaine seinen Nachbar, den Hauswirth, nach dem Namen des ihm gerade gegenüber Sitzenden. Es ist Friedrich Schlegel, der mit Adolph Wagner sich eben in ein Gespräch vertieft hat. Mahlmann, um Lafontaine mit einem diesem unangenehmen Namen zu verschonen, stellt sich, als glaube er, sein Nachbar habe des Andern Namen zu wissen verlangt, und Lafontaine ist auch für den Augenblick mit dem Namen Wagner zu seiner Zufriedenheit abgefunden. Allein in der Folge verräth sich die Wahrheit doch, und der davon Betroffene ergreift die erste beste Gelegenheit zum Hinweggehen. Die Bedienung, noch am Tische zu sehr beschäftigt, um ihn zu begleiten, überläßt den die Treppe hinunter eilenden Lafontaine seinem Schicksale. Allein die Hausthüre verschlossen findend, kehrt er in die Versammlung zurück. Zufällig steht der Wirth gerade bei Friedrich Schlegel, als Lafontaine ihn anredet: „Lieber Mahlmann, ich möchte gerne fort, kann mich aber nicht aus dem Hause finden.“ — „Ei, Herr Lafontaine,“ ergreift lachend Schlegel das Wort, „das ist ein eigenthümliches Verhängniß. Gerade so geht es Ihnen ja in Ihren Romanen. Aus denen können Sie sich auch immer nicht wieder herausfinden.“ — Diese Bemerkung mochte nun freilich Oel in's Feuer gießen.

Doch ich komme zum Sanderschen Hause zurück. Einer der interessantesten Theilnehmer der dortigen angenehmen Abende war der schon erwähnte Adam Müller, später zu Dresden in Gemeinschaft mit Heinrich von Kleist Herausgeber der Zeitschrift Phöbus und seiner in Dresden gehaltenen Vorlesungen über Literatur; und noch später eine ziemliche Reihe von Jahren k. k. österreichischer Generalconsul in Leipzig. Der damals bei seinem Vater, welcher, wenn ich nicht irre, ein Rentmeisteramt bekleidete, in Berlin wohnende, noch sehr junge Mann, in der Politik ein Schüler des zu jener Zeit in England sich aufhaltenden Herrn von Genz, mit dem er auch fortdauernd in dem freundschaftlichsten Vernehmen stand, deutete durch seine ganze Art und Weise bereits die Stellung an, die er künftig einzunehmen strebte, wozu er auch nachher wirklich gelangt ist, und in der er sich zuerst in Wien und sodann während seiner consularischen Funktion, mehrmals zu wichtigen diplomatischen Geschäften abberufen und, wenn ich nicht irre, zulezt auf einen sehr ansehnlichen Posten in Oesterreichs Hauptstadt erhoben, mit größter Auszeichnung behauptet hat. Bei einem etwas Anspruch ausdrückenden, aber nicht unangenehmen Aeußern, war er im Anzuge immer äußerst sauber und fein, elegant und modern, ohne jedoch im Mindesten an das Geckenhafte zu streifen. Die Jugend seines Ansehens widersprach einer dreißigjährigen Praxis, von der sein glattes, hofmännisches Benehmen zu zeugen schien. Mitten aus seiner Verschlossenheit schoß indessen überall das Leuchten eines tiefen, lebendigen Geistes hervor. Recht mannichfache Kenntnisse blizten auf in dem kurzen, rhapsodischen, oft epigrammatischen Tone seiner Rede. Wo sie aber einmal nicht ausreichen wollten, da verstand er doch, dieses durch eine geschickte Wendung so glücklich zu maskiren, daß Niemand leicht dahinterkam. Ein scharfer Verstand half ihm auch gewöhnlich in Durchführung und Vertheidigung zuweilen gar seltsamer Sophismen und Paradoxen, einer großen Liebhaberei Adam Müllers. In der Politik war Edmund Burke das von ihm angebetete Idol. Uebrigens fehlte es ihm keineswegs an Gefühl und Gemüth. Wer sein Vertrauen gewonnen hatte, gegen den bewies er sich als ein Freund voll Treue und zu den größten Aufopferungen fähig. Unstreitig gehörte die ganze Kraft der Haltung von Madame Sander dazu, daß seine leidenschaftliche Verehrung dieser liebenswürdigen, ihn besonders schätzenden Frau nicht in ein zu mißbilligendes Verhältniß ausartete; denn eine ziemlich lange Zeit

waren offenbar ihre Augen die einzigen Sonnen seines Lebens. Aber diese Sonnen zeichneten ihm auch sichtbar die Linie vor, auf der er sich zu halten hatte, und auf der er sich so geschickt hielt, daß fremde Blicke keinen Verdacht irgend eines Bestrebens nach ihrer besondern Gunst ihm abzumerken vermochten. Ein einziges Mal, weiß ich, führte seine leidenschaftliche Verstimmung ihn nicht nur über diese Linie weit hinaus, sondern sie machte ihn überhaupt der gewöhnlichen, strengen Gemessenheit seines Betragens völlig treulos. Der Thee war gerade an diesem Abend wenig besucht, Niemand da, außer Müller, ich und noch zwei Herren. Leztere, ebenfalls Anhänger der neuen Schule, und ich glaube sogar als Schriftsteller vortheilhaft bekannt, befanden sich gerade auf einem kurzen Durchfluge in Berlin. Natürlich ließ sich die, Sitte und Anstand nie aus den Augen setzende Hauswirthin angelegen seyn, das von ihnen mit ihr angeknüpfte laute, von einem Gegenstande zum andern forthüpfende Gespräch durch Erwiderung aufrecht zu erhalten. Nachdem nun Müller schon einige Mal mir seine Verwunderung über die Engelsgeduld der Dame bezeugt hatte, verlor sein Mißmuth zulezt alles Gleichgewicht und brach in die Worte aus: „Wie nur eine solche Frau sich mit solchen — — so lange abzugeben im Stande ist!“ Die Worte waren nicht leise genug gewesen, wenigstens für das feine Gehör der Hauswirthin. Sie beschwerte sich am folgenden Abende gegen mich über diese große Uebereilung des Erzürnten, und meinte, daß, so ungern sie auch auf seine Gesellschaft Verzicht thun würde, sie sich solches doch schuldig sey, wenn er's jemals wieder zu einem ähnlichen Ausbruche kommen lassen sollte.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Ebene.

Sieh, wie sich unendlich dehnend,
Abendlich die Fläche schweigt,
Immer nur in's Ferne sehnend,
Wie sie mählich höher steigt,
Wie an Dörfer, Seitenhügel
Sie, enteilend, sich nicht kehrt,
Bis sie breitend ihre Flügel
Berghinan gen Himmel fährt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Sizungen von Vereinen.

Bouilly ließ sich nicht irre machen, und antwortete, er sey ein Geizhrter, der nichts verlange. Napoleon wurde über die Antwort des Mannes so stuzig, als vorhin bei seinem Anblick. Josephine erklärte ihm ihr Verhältniß zu Bouilly; der erste Consul wurde freundlich, und als Josephine ihm die Stelle zeigte, in welcher, wie Bouilly meint, das Ende des Verses imposuique: dominum potentem ihn besänftigte, lachte er und versicherte Bouilly, Niemand habe den Staat verkauft, noch verrathen. — Vor Bouilly war ein Herr Berville aufgetreten, und hatte die Versammlung mit einer scherzhaften Erzählung unterhalten, nämlich über die Leiden und Widerwärtigkeiten, die einem Manne aufstoßen, der sich irgendwo in Frankreich ruhig ansiedeln will, aber überall durch die neuen Industriespeculationen verdrängt wird. Er kauft sich ein Gut an; allein in der Nachbarschaft werden Hochöfen und Eisengießereien angelegt. Der Ruhe liebende Nachbar konnte fortan weder mehr schlafen, noch frei athmen, verkaufte sein Gut mit Verlust, begab sich nach Paris und kaufte hier ein Haus in einer Vorstadt. Man ging eben damit um, die Gasbeleuchtung einzuführen; die ganze Gasse wurde umgewühlt, der Mann konnte weder aus, noch ein. Im folgenden Jahr wurde eine Wasserleitung angelegt; nun wurde die ganze Straße wieder umgewühlt, der Mann war wiederum das ganze Jahr hindurch in seinem Hause wie belagert. Dieses Umwühlens müde, verkaufte er sein Haus und suchte wiederum ein Gut auf dem Lande; er fand ein recht angenehmes, aber kaum hatte er sich dort eingerichtet, als das Generalconseil des Departements eine schöne Landstraße anzulegen beschloß. Nach dem Plane sollte der Weg den Park des Gutsherrn durchschneiden; man kaufte ihm das Gut ab, er gewann etwas dabei, und Jedermann wünschte ihm Glück zu dem schönen Geschäfte, das er gemacht. Er aber begab sich seufzend wieder nach Paris zurück, und beschloß, sich diesmal in der Vorstadt St. Honoré niederzulassen, wo, weil sie neu und mit allen Verbesserungen und Verschönerungen nach dem jezigen Geschmack versehen ist, der arme Mann endlich Ruhe hoffte. Aber ach! hier ebenfalls verfolgte ihn die Verbesserungslust des jezigen Zeitalters. Glücklicherweise hatte der Mann sich bloß eingemiethet, als er zu seinem Schrecken vernahm, die Eisenbahn nach Versailles solle über seiner Wohnung weg geführt werden. Er verzweifelt nun an seiner Ruhe, und wünscht in diesem bewegten, verbesserungssüchtigen Zeitalter doch wenigstens Einen Punkt zu finden, wo er ruhig die Natur genießen könnte, ohne durch die Industrie in diesem Genusse gestört zu werden. Das Publikum lachte, und fand den Einfall drollig. In eben dieser Sizung wurde auch der dichtende Tischler von Fontainebleau, Durand, von dem ich bereits ausführlich gesprochen habe, dem Publikum vorgestellt. Ich hörte, er habe für diese Sizung ein Gedicht verfertigt, es sey aber zu mittelmäßig gewesen, als daß die Gesellschaft es dem Publikum hätte vortragen können. Vermuthlich gelingen diesem Naturdichter nur die Verse, zu denen er während seiner einsamen Spaziergänge im Fontainebleauer Walde die Eingebung erhält. Er wird also wohl thun, nur dann zu dichten, wenn der Wald ihn begeistert, und die andern Dichtungen den Städtern zu lassen, welche deren schon zu viel zu Tage fördern. Paris wimmelt von Dichtern, seufzenden und lachenden, melancholischen und komischen. Almanache, Zeitschriften und öffentliche Sizungen der literarischen Vereine werden mit ihren Produkten angefüllt, und der Mann, den Berville in seiner oben erwähnten Erzählung aufgeführt hat, würde eben so viele Mühe haben, in Paris dem Lesen oder Anhören eines Gedichtes auszuweichen, als einer Eisenbahn, einer Dampfmaschine oder einer geräuschvollen Manufaktur. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 188.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 6. August 1836.

Vadius. — Ma plume t'apprendra quel homme je puis être.
Trissotin. — Et la mienne saura te faire voir ton maître.
Molière.

Mein Aufenthalt in Berlin vor vier-und-dreißig Jahren.

(Fortsetzung.)

Auch der Hauswirth kam, doch gewöhnlich erst zwischen acht und neun Uhr, von seinem Comptoir, um dem Thee beizuwohnen. Kein Wunder, daß er selten anders, als etwas lakonisch dem Gespräche über literarische Gegenstände beitrat. Sein Comptoir war ein eigentlicher Herd der Gegenrevolution wider die neuen Ansichten in Kunst und Literatur. Kotzebue und Merkel fanden sich dort, nebst beinahe lauter solchen Gelehrten ein, die für die herkömmlichen Grundsätze und Autoritäten leben und sterben zu müssen meinten. Besonders wurde auf diesem Comptoir die Errichtung der furchtbaren Hauptbatterie besprochen und vorbereitet, wodurch Alles, was auch nur mit dem Schein einer Waffe für die neuen Stürmer des alten literarischen Olymps sich blicken ließe, zu Grund geschossen werden sollte. Eine neue Zeitung, der für die „elegante Welt“ ähnlich, sollte das werden, die Kotzebue, wie Falk in seinem Buche über Goethe erzählt, zunächst durch eine von diesem erlittene Beleidigung veranlaßt, unter dem Titel: „Der Freimüthige“ herauszugeben unternommen hatte. Zwar betheuerte ihr künftiger Verleger, der Buchhändler Sander, daß es diese Veranlassung, die, obschon bekanntlich Falks Werk erst viel später erschien, bereits damals im Publikum genannt wurde, gewiß nicht sey, und schon darum nicht seyn könne, weil er sich von dem Verlage des Freimüthigen lossagen würde, sobald es einer bloßen Parteischrift gegen irgend Jemand, zumal gegen den, auch von ihm hochverehrten Goethe gälte. Die neue Zeitung solle bloß der freimüthige Ausspruch reiner Wahrheit seyn und beiden literarischen Parteien ihr Recht widerfahren lassen. Der ehrliche Mann glaubte ohnstreitig das, was er hiemit sagte. Er war zu befangen, um einzusehen, daß von dem leidenschaftlichen Herausgeber des Freimüthigen dergleichen nicht zu erwarten sey. Uebrigens gestand er mir ein ander Mal selbst, es sey eine besondere Maxime Kotzebue's, mit Strenge über die Gesinnung eines jeden Mitarbeiters am Freimüthigen zu wachen, und ihn aufzugeben, sobald sich irgend ein Hang zu der neuen Kunstschule in ihm darthue, damit nicht allmählig in dem neuen Blatte giftiges Unkraut der guten Saat nachtheilig werde. Je häufiger sich übrigens Kotzebue und Merkel im Sanderschen Comptoir einstellten, desto sorgfältiger vermieden sie die Thee des Hauses. Bei einem Mittagessen erinnere ich mich jedoch, zugleich mit Kotzebue und Adam Müller dort gewesen zu seyn. Was Merkeln anlangt,

so war überhaupt, als ich nach Berlin kam, einige Spannung zwischen ihm und dem Hauswirth eingetreten. Als hauptsächliche Veranlassung dazu gab man folgenden Vorfall an.

Sander, ein sehr friedlich gesinnter und gutmüthiger Mann, hatte einige Zeit zuvor die Absicht gehabt, eine Annäherung beider Parteien zu versuchen, und daher gewagt, den Verfasser des hyperboräischen Esels mit dem der Ehrenpforte an seinem Mittagstische zu vereinigen, auch mehrere andere Gäste beider Parteien, unter denen Merkel sich befand, dazu zu ziehen. Natürlich war jedoch durch die beiden Schriften alles Fundament zu einer Ausgleichung unmöglich geworden. Merkel, äußerst erbizt und erbittert vor dem Schlusse des Mahles hinweggeeilt, trifft in der Straße einen Bekannten. Auf die Frage, woher? soll er das Haus und die eben verlassene Gesellschaft genannt und hinzugefügt haben, er stehe eben im Begriff, in die erste beste Kneipe zu gehen, um nur unter vernünftigen Menschen sich wieder etwas zu erholen. Sander, behauptet man, habe das wieder erfahren und sich mit Merkeln hierüber sehr verunreinigt. Uebrigens ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Vorfall, wenn er überhaupt Statt gefunden, durch die Trompete der Fama einen viel zu rauhen Klang erhalten hat. Als Ursache zur Vermehrung der Spaltung zwischen Merkel und Sander nimmt man noch folgenden Umstand an: Ersterer gab damals eine Monatschrift unter dem Titel: Briefe an ein Frauenzimmer über die neueste Literatur heraus. In ganz Berlin verbreitete sich immer mehr die Rede, daß dieses Frauenzimmer kein anderer Mensch sey, als Madame Sander. Bei dem damaligen Meinungskampfe konnte es nicht fehlen, daß hierüber Viele an der Quelle Gewißheit zu erlangen suchten. So wurde denn die Dame bald von den Anhängern der conservativen Partei gefragt, ob sie wirklich diese Briefempfängerin in ihrer Person zu verehren hätten, bald von der destructiven Partei geneckt, daß sie, dem allgemeinen Gerüchte nach, es sey. Vielleicht fühlte sie sich hiedurch veranlaßt zu einer Beschwerde gegen ihren Gatten. So viel ist gewiß, daß er jenem Gerüchte, als sey Merkels literarisches Frauenzimmer seine Frau, öffentlich widersprach, und daß Merkel den Widerspruch sehr übel soll genommen haben.

(Schluß des ersten Artikels.)

Rückkehr in's Vaterland.

(Fortsetzung.)

Auf den Alpen der westlichen Schweiz, am Fuße jener Hochgebirge geboren, die, immer gleich ernst und groß, manches Streben nach Freiheit in längst vergangenen, und in den jüngsten Tagen das Ringen des menschlichen Geistes nach zeitgemäßer Aufklärung betrachtet, ward der verwaiste Knabe in einem kleinen Flecken von des Oheims Liebe erzogen und durch den kenntnißreichen Mann gebildet. Der Haupterwerb jenes Landes ist Industrie und Handelschaft, und kaum war ich den Knabenjahren entwachsen, als auch mich der Wunsch nach dieser Beschäftigung erfaßte. Aber nicht so, wie das Geschäft dort betrieben wird, wollte ich das meinige beginnen. Mich gelüstete es, die Welt zu sehen, eine Menge Dinge kennen zu lernen, die nur Bücher mir beschrieben hatten, und ich wollte einst im Großen leisten, was ich um mich her im Kleinen thun sah. Die Nachbarn stellten dem kecken Jüngling, der die Schranken zu zerbrechen gedachte, die ihn an die Heimath binden sollten, kein gutes Omen; Viele, die ebenfalls in der Ferne ihr Glück gesucht hatten, waren um eigener Schuld willen untergegangen, und die trübseligsten Geschichten dieser Art wurden zu meinem Nutz und Frommen aufgewärmt. Anderer Meinung hingegen war mein Oheim, der viel mit der Außenwelt verkehrt hatte und ein weiser Mann im vollen Sinne des Wortes war. Still und geräuschlos führte er sein Vorhaben aus, das ihm durch die genaue Bekanntschaft mit mehreren Deutschen, die er in einer unserer Kuranstalten gemacht hatte, sehr erleichtert ward. Durch diesen Canal erhielt ich bald die Anstellung in einem der bedeutendsten Häuser in St. Empfehlungsbriefe eben dahin hatte mein Oheim besorgt; ohne mein kleines Erbtheil anzugreifen, wußte seine Güte Alles, was ich bedurfte, durch die Ersparnisse zu bestreiten, die seine eigene Beschränkung ihm in vielen Jahren zu machen erlaubt hatte, und ehe ich es dachte, ehe meine Umgebungen sich dessen versahen, waren meine Effekten versandt, und ich selbst erhielt an der Stelle, wo das schöne Rheinthal und ein Theil des herrlichen Bodensees sichtbar wird, den lezten Segen des guten Greises. Guter Oheim! schon lange schlummert seine Hülle im Schoß der Erde, schon lange schaut das Auge seines Geistes her auf das Kind seines Herzens, aber der Dank desselben, seine anerkennende Liebe sind nicht verschwunden, nicht schwächer geworden in den Stürmen des Lebens.

Ich fand mich in der fremden Welt bald eingewohnt. Wer den heißesten Wunsch seiner Seele erfüllt sieht, muß ein Schwächling seyn, um nicht alle, durch Erziehung oder Ansicht sich ihm entgegenthürmenden Schwierigkeiten zu überwinden. Was von beschränkter Lebensweise, von Mangel eines ungehemmten Verkehrs mit allen Menschen, von unbehülflicher Schüchternheit mir noch anhing, wurde durch die Lebendigkeit meines Charakters bald beseitigt; ich arbeitete gern und leicht, lernte mich schnell in jeden Zweig meines Geschäfts fügen, und wurde

deßhalb der Liebling meines Prinzipals. Meine Empfehlungsbriefe hatte ich abgegeben und war faſt überall gut aufgenommen worden; doch nirgend fand ich mich ſo heimiſch, als in dem Hauſe des Herrn Heilmann, den mein Oheim mir als einen ſeiner beſten Freunde bezeichnet hatte. Dort genoß ich, was einem jungen, von dem Vaterlande entfernten Menſchen immer ſo wohl thut, der mütterlichen Zuneigung der Hausfrau, die gar bald, die ſchwachen wie die guten Seiten des Pfleglings erkennend, manche freundliche Warnung, manche wohlthätige Rüge anzubringen wußte, und mir dabei die Ueberzeugung gab, hier nicht allein zu ſtehen, wo außerdem Jeder nur für ſeinen eigenen Vortheil ſorgte. Heilmann ſelbſt war zwar ein ernſter Geſchäftsmann, der mit jeder Viertelſtunde ſeiner Zeit kargen mußte, aber ſeine Unterhaltung, wenn er ſie uns einmal zuwenden konnte, war lehrreich und angenehm, und die zuvorkommende Güte, die er mir zeigte, machte mir jeden Beſuch feſtlich, bei welchem ich ſeiner Gegenwart genoß. Mehr aber als alles Uebrige zog mich ein penſionirter Onkel des Hausherrn an, der hier ſeinen halben Sold verzehrte und mich von Anbeginn mit wahrer Freundſchaft umfing. Die immer gleiche, immer heitere Laune, die gemüthliche Jovialität, die Reinheit und Milde der Grundſätze, die er aus dem Taumel eines vielbewegten Lebens gerettet hatte, und die mannichfaltigſte Erfahrung hatten ihm die faſt anbetende Liebe ſeiner Hausgenoſſen erworben. Nicht viel älter als ſein Neffe, aber ſeines einen Beines beraubt, brachte, trotz dieſem körperlichen Mangel, Kapitän Heilmann alle Tage in der größten Geſchäftigkeit mit tauſend Dingen zu; denn Arbeit, meinte er, ſey dem Menſchen ſo nothwendig, als eſſen und trinken. Aber ſeine Abende gehörten dem Hauſe, dann lebte er mit Allen, die da waren, wie mit jedem Einzelnen, als habe er auf Erden nichts anderes zu thun, und die Spiele der kleinen, fünfjährigen Hildegard (die ältere Tochter des Hauſes hielt ſich bei einer Tante auf) ſchienen ihm eben ſo wichtig, als die politiſchen Geſpräche, die er mit ihrem Vater führte. Ich war, wenn auch jugendlich leichter Muth die Oberhand zuweilen bei mir behauptete, ein unverdorbener, mit liebevollem Herzen ausgeſtatteter Menſch, der nur zu oft die einfache Sitte, die Aufrichtigeit des Heimathlandes vermißte in der hochgebildeten und jeder Täuſchung fähigen Welt; wie hätte ich mich in dieſem Hauſe nicht wohl fühlen und die volle Anziehungskraft empfinden ſollen, die der Kreis redlicher und wohlwollender Gemüther über mich ausübte? So ließ ich mich denn von Frau Heilmann zurechtweiſen, von ihrem Mann in ſeinen Mußeſtunden belehren und durch des Oheims oft ſatiriſches, oft wehmüthiges, immer aber echt verſtändiges Weſen mit Allem bekannt machen, was einem Manne meiner Art an anſpruchsloſer Lebensweisheit zu wiſſen Noth thut. Auch die kleine Hildegard war gar kein unnützes Glied in der Kette, die uns umſchlang. In argloſer Kinderunſchuld, ſchön und liebenswerth, umhüpfte und umſpielte ſie uns in fröhlichem Muthwillen, und wenn die zarte Kindergeſtalt an meinen Knien lehnte, oder die kleinen Arme zum Dank für einen geleiſteten Dienſt meinen Hals umſchlangen, wenn die Mutter uns lächelnd zuſchaute und der Kapitän, an einem Pfeifenkopf beſſernd, uns zurief: „Ja, ja, er iſt ein wackerer Burſche!“ dann fühlte ich mich ſo zufrieden, als der Menſch nur ſeyn kann. Wie oft gedachte ich in ſpätern Tagen, als die Wellen des Lebensmeeres mich umtobten, jener freudigen Zeit eines harmloſen Jugendglückes, das alle Menſchen erſt erkennen, wenn ſie die rauhe Bahn ihres Lebens zum Theil durchlaufen haben, und das doch leicht das Einzige ſeyn mag, was uns die Seligkeit der Geiſterwelt verſinnlichen kann.

Zwei Jahre liefen ſo dahin. Es waren die glücklichſten meines Lebens, und dem Umgange mit der Familie Heilmann iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß ich rein blieb von allen Irrthümern meines Alters und Standes. Als Sohn vom Hauſe behandelt und in alle Verhältniſſe deſſelben eingeweiht, hatte ich oft der ältern Tochter Margarethe erwähnen hören, die, bei einer Tante lebend, nichtsdeſtoweniger in die kleine Haushaltung mit gezählt wurde, und deren Liebenswürdigkeit ſo groß und entſchieden ſeyn mußte, daß ihre Entfernung ihr kein liebendes Herz entfremden konnte. Die Tante erkrankte und ſtarb nach langem Siechbette. Was damals in dem verwandtſchaftlichen Hauſe vorfiel, wurde bei Heilmann vielfach beſprochen, die Leiden der Sterbenden beklagt und Margarethe herzlich bedauert, deren Name jezt mehr als je in unſerm ſtillen Kreiſe genannt wurde. Noch mehr beklagte man ſie, als die Tante nun wirklich geſtorben war, denn ſie hatte in ihr eine mütterliche, mit jeder weiblichen Tugend begabte Freundin verloren; aber zugleich ſteigerte ſich auch die Freude, das geliebte Kind bald wieder zu beſitzen, zu ihrer vollen Lebendigkeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Nauplia, Juni.

Trümmer von Tiryns und Mykenä. Die Griechen.

Wenn man in den großen Meerbuſen von Nauplia einläuft, ſo erblickt man ſchon in weiter Ferne die Feſtungen; die Stadt ſelbſt iſt vom Buſen abgewendet und wird erſt ſichtbar, wenn man um den mächtigen, mit der indiſchen

Feige schön geschmückten Felsen herumgefahren ist, der sich in das Meer hinausstreckt, und worauf die Festung Itschkale erbaut ist. Aus der Rhede erhebt sich ein zweites, kleineres Schloß, Namens Burdschi. Die Häuser der Stadt dehnen sich vom Hafen bis hoch hinauf an die Festungswerke aus, und haben die Aussicht über jenen in die große Ebene, wo sich links der hohe Schloßberg von Argos und an seinem Fuße dieser einst so berühmte Ort zeigt, und die von einer nackten, nordöstlich ziehenden Höhenkette begrenzt ist. Vor dem Thore, welches auf das Land führt, thürmt sich rechts ein hoher Fels auf, genannt Palamidi, auf dem die stärkste Festung von Morea liegt. Zwischen ihm und dem tief in's Land tretenden Meere dehnt sich eine Ebene aus, die weiterhin in eine Anhöhe übergeht, und hier liegt die Vorstadt Pronia, die erst seit wenigen Jahren angelegt ist.

Die Gegend, in der sich einzelne Berge gleich Inseln im Meere erheben, ist sehr wenig angebaut; nur hie und da findet man einige armselige Ortschaften. Will man sich einmal der südlichen Vegetation erfreuen, so darf man einen langen Spaziergang nicht scheuen. Allenthalben begegnen dem Blicke Ruinen von Häusern und Kirchen, und wenn nicht die Hirten mit ihren Schaf- und Ziegenheerden zum Vorschein kämen, so würde man sich oft in eine Einöde versetzt glauben. Wie ergiebig der Boden sey, kann man daraus abnehmen, daß im Alterthume hier mehrere Städte neben einander bestehen konnten. Groß mögen sie freilich, selbst Argos dazumal, nicht gewesen seyn. Die Ruinen von Tiryos liegen $^3/_4$ Stunden von hier rechts an der Straße nach Argos, und nehmen einen Hügel von mäßigem Umfang ein. Die noch gut erhaltenen Mauern sind aus ungeheuern Polygonen in rohem Styl erbaut, so daß Pausanias Recht hat, wenn er in seinem Reiseberichte sagt, es könne auch nicht der kleinste Steinblock von einem Maulthiergespanne fortgeschafft werden. An den Seiten sind viereckige Thürme; merkwürdig ist ein oben spitz zugehender bedeckter Gang. Von ähnlicher Bauart sind die Ueberreste von Mykenä, die etwa $2^1/_2$ Stunden von dort auf einer Höhe liegen, und in Theilen der Ringmauer und dem Thore mit zwei Löwen ohne Köpfe bestehen. Unterhalb dieser Mauern befinden sich neben andern zerstörten kreisförmigen Gemächern zwei unterirdische Bauten, die bei den Griechen unter dem Namen „Grabmal des Agamemnon" bekannt sind, weil einige Reisende dieser Ansicht waren. Es scheint mir aber kein Zweifel, daß sie dieselben sind, die Pausanias gesehen, und die er als Schatzkammern des Atreus und seiner Kinder bezeichnet. Wäre das Grab des Agamemnon von so auffallender Form gewesen, so hätte der alte Reisebeschreiber gewiß länger dabei verweilt. Die erste große Kammer ist ein rundes Gewölbe von bedeutender Höhe, aus regelmäßigen Lagen von Quadern errichtet und oben wie ein Bienenkorb endigend. Aus ihm kommt man durch eine Thüre in ein kleineres, viereckiges Gemach. Die genauesten Untersuchungen über dieses merkwürdige Gebäude hat der Engländer Dodwell angestellt. Diese uralten Ruinen von Tiryos und Mykenä erfüllen den, der unter ihnen wandelt, mit ehrfurchtsvollem Staunen, und ich wandere oft gegen Abend zu den erstern, um mich an der alten Größe von den Geschäften des Tages aufzurichten. Die in Felsen gehauenen Stufen des Theaters von Argos bestehen noch größtentheils wohlerhalten, und noch entzückt uns heute die Aussicht von diesem Platze auf das Panorama, das uns die Natur hier zeigt, und in welchem sich nach dem Meere hin den Blick in das Unendliche öffnet.

Bei aller Armseligkeit des heutigen Orts zieht die Regsamkeit und Oeffentlichkeit des Lebens die Aufmerksamkeit des Europäers auf sich; er staunt in dieser fremden Welt der verschiedensten Physiognomien und Trachten, und läßt sich gerne von den hin und herwogenden Menschenfluthen fortreiben. Es ist wie ein Jahrmarkt ohne Ende, ein treues Bild orientalischer Seestädte. Hier sind fast alle Weltgegenden vertreten, selbst Neger und Negerin und das Schiff der Wüste, das Kameel, fehlen nicht. Aber gerade in diesem bunten Gemisch sucht man umsonst die Nationalität der Griechen, und man würde sehr irren, wollte man ihren Charakter nach hier beurtheilen. Doch mag so viel allgemein gültig seyn: der Grieche ist leutselig und schließt sich eben so gerne an Andere an, als er die Annäherung Anderer an ihn liebt. Man kann ohne Umstände in seine Wohnung gehen und seine Bekanntschaft machen, und es wird gern gesehen, ja gefordert, daß sich der Besuch häufig wiederhole. Er ist dienstfertig und gefällig, versäumt aber nicht, Gegendienste zu begehren. Er ist von Natur beredt, sein liebstes Gespräch Politik. Gleich bei der ersten Bekanntschaft erfährt der Fremde von ihm seine Schicksale, seine Stellung in den Parteien, seine Fähigkeiten. Spricht er mehrere Sprachen, auch nur zur höchsten Nothdurft, so liebt er damit zu wechseln. Mit ungemeiner Schlauheit weiß er sich in das beste Licht zu stellen, das freilich nicht selten von andern Seiten wieder verdunkelt wird. Dabei ist er voll vom Gefühle seiner Freiheit, wie von Haß gegen Despotie beseelt, und zieht Unterordnung unter Fremde der unter Landsleute vor. Er ist stolz, ein Grieche zu seyn, und erträgt es nicht, in diesem Punkte angegriffen zu werden. Im Aeußern ist das männliche Geschlecht von edlem Wuchse und zieht durch Geist und Ausdruck des Gesichts an; Putz und Glanz verschmäht es nicht. Es spielt die erste Rolle, wie bei uns das schöne Geschlecht. Die Weiber dagegen, wiewohl sichtbar von der Natur herrlich begabt, sind ganz verwahrlost. Trotz des Namens „Herrin," der ihr beigelegt wird, tritt die Frau überall in den Hintergrund und lebt in Dunkelheit, während der Mann der Oeffentlichkeit angehört. Uebrigens besteht unter den Gliedern einer griechischen Familie eine Liebe und Eintracht, wie sie nicht leicht anderswo angetroffen wird.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Nach dem Englischen.

In dieser Welt, aus der die Götter flohn,
Sitzt nur noch Eine Göttin auf dem Thron,
Und führt die blinde, willenlose Menge
Allwaltend mit des alten Fatums Strenge.
Wenn einst Cytherens und der Grazien Chor
Mit süßem Rath die Geister überwunden,
Wirft sie, was sie gedankenlos erfunden,
Der Welt als Schellenkappe über's Ohr.
Streng ist ihr Dienst, die Opfer schwer, die Gaben,
Die sie ausschüttet, haben Zaubertraft:
Zum Narren wird, wer sie sich angeschafft,
Wie wer es Narrheit achtet, sie zu haben.
Als ihr noch blühet, Eros und Apoll,
Da war der Opferer des Gottes voll;
Zu unsrer Gottheit senden ihre Frommen
Nur Ein Gebet: einmal in sie zu kommen.

D.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 189.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 8. August 1836.

Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.

Schiller.

St. Etienne, Givors und Rive-de-Gier.

Wer hieher käme, um ein reizendes Land, ja nur die lachenden und fruchtbaren Umgebungen Lyons zu finden, der ginge irre und würde sich sehr getäuscht finden, denn das Thal von St. Etienne ist entsetzlich traurig und einförmig. An Spaziergänge ist gar nicht zu denken, nicht an Gehölz, nicht einmal an Bäume; der Himmel ist nicht blau, sondern von dunklem, dickem, cyklopischem Dampf umzogen. Außerdem aber ist hier Alles zwar schwarz und rußig gefärbt, aber doch anziehend und wohl für Alle neu, die bloß aus Frankreich und den Nachbarländern kommen.

Das Neue beginnt schon mit der Art, wie man hieher gelangt, denn dies geschieht auf einer Eisenbahn, deren heutzutage auf dem Continent noch nicht viele sind. Zahlreiche Omnibus bringen uns von einem schönen Lyoner Platz auf die Stelle, wo Rhone und Saone zusammenfließen. Hier besteigen wir zwischen mehreren Hunderten drängender Reisenden die Wagen. Bald wird wie in einem Schlitten auf guter russischer Schneebahn fortgeglitten, ohne allen Stoß, auf ganz ebener Straße; schnell geht es über eine Brücke und dann in eine Felsengalerie. Nach dem Vielen, was wir darüber lasen, denken wir an die vielen Unglücksfälle, die uns hier zustoßen können; vor uns ein Wagen, hinter uns ein anderer, sitzen wir ganz unbeweglich und wagen es nicht einmal, uns mit dem Kopf hinüber oder herüber zu bewegen; immer fürchten wir, aus der uns streng angewiesenen Linie zu kommen. Nach und nach aber werden wir muthiger, und endlich lächeln wir über unsere Angst, denn die ängstlichste und vorsichtigste Mutter kann ihre Kinder ohne Besorgniß die Fahrt machen lassen. Die Vorstellungen, die man sich über die Eisenbahn von Liverpool und Manchester macht, muß man für diese Bahn von Lyon nach St. Etienne freilich aufgeben; denn wiewohl ihre Anlegung fast achtzehn Millionen Franken kostet, wiewohl für sie unermeßliche Vorarbeiten gemacht werden mußten, erst sehr bedeutende Terrassen zur Erhebung des Bodens, hierauf Durchbrechung und Aushöhlung der Felsen, so hat doch diese, durch lange und dunkle Galerien gehende Straße bei weitem nicht das Verdienst so großer Schnelligkeit, wie die Liverpooler, ja sie hat sogar Mühe, mit den Diligencen zu concurriren, die noch immer hin und her gehen. Aus Klugheit und Vorsicht hat man es bisher nicht gewagt, Dampfkraft zur Fortschaffung der Lasten und Wagen anzuwenden. Zwei oder drei oft wechselnde Pferde ziehen die Equipagen in mäßigem Trab, und die Administration verweigert die Aufnahme mehrerer Reisenden, weil, wenn sie einen Wagen mehr gebrauchte, sie auch mehrere Pferde anwenden

müßte. Die Fahrt von Lyon nach St. Etienne geht aufwärts, und daher langſamer als umgekehrt, wo auf vielen Stellen die Neigung der Bahn hinreicht, um die Wagen ſchnell laufen zu laſſen. Es iſt gar artig und unterhaltend, von weitem eine ſchwarze, lange Maſſe wie einen ungeheuern Lindwurm ſchnell herbeikommen und mit ihren Gliedern — acht bis zehn Wagons — ohne ſichtlich treibende Macht immer forteilen und ſich endlich wie in ſeine Höhle verlieren zu ſehen. Bergunter ſteht ein Mann auf dem Wagen, um mit einer eiſernen Stange einzuhemmen, wenn der Lauf zu geſchwind werden ſollte.

In Givors beginnt die ganz eigenthümliche Anſicht der Gegend, welche gewiß jedem Reiſenden auffällt; von hier zieht ſich die Kohlenatmoſphäre über Rive-de-Gier nach St. Etienne hin. Ein induſtrielles, ſchwarzes, koboltartiges, rübezahliges Volk treibt ſich in Givors umher; hier iſt das Vaterland der Schmieden, Hochöfen und Glasfabriken. Das Straßenpflaſter beſteht aus Eiſenreſten und Schlacken; alle Augenblicke kommt man an einem Zug von Wagen vorüber, die mit Steinkohlen beladen ſind, überall fliegt ſchwarzer Staub umher; hier ſchmelzt und gießt man Eiſen, dort brennen die ſchwarzen Gnomen Steinkohlen zu Cooke. Vor dem hellſten Tageslicht erbleicht doch nicht das Feuer der Hochöfen, und verſchwindet nur auf Augenblicke hinter den rußigen Arbeitern, die wie Teufel davor hin und her fahren. Dicker Rauch ſteigt überall qualmend in die Höhe. Rechts und links von der Straße, am Fuß der Hügel und ziemlich weit von dieſer traurigen, armen, eintönigen Landſchaft erheben ſich röthliche Obelisken. In einem claſſiſchen Land würde man ſie für Monumente und bedeutende Kunſtdenkmäler halten, ja man würde fragen, ob ſie von Egyptern, Griechen, Etruskern, Römern oder aus dem Mittelalter herrühren. Dieſe Obelisken ſtehen über Kohlenminen und decken die Maſchine, die unaufhörlich aus dem Erdenſchoß das Brennmaterial heraufwindet, worin des öden Landes unerſchöpflicher Reichthum beſteht. Die Einwohner leben nicht alle auf der Oberfläche, im heitern Sonnenlicht, denn fünf- bis ſechshundert Fuß tief in der Erde lebt ein anderes Geſchlecht mit ſeinen Pferden, und bringt den größten Theil ſeines Daſeyns arbeitend in den nächtlichen Höhlen zu.

St. Etienne ſieht wie eine Stadt aus, die eben angelegt wird. In der Mitte iſt ein ſchöner Platz, der noch ſchöner gemacht wird, darum her ſtehen große Gebäude mit den für das Leben und Treiben der Franzoſen ſo unentbehrlichen Kaffeehäuſern. Entfernt man ſich aber und geht den langen Straßen nach, ſo verlängern ſie ſich unbeſtimmt und ziehen ſich in das öde Land hinaus, wo nur hie und da einige Hochöfen rauchen. Ueberall ſieht man in dieſen Straßen die Unordnung neuer Bauten. Die große Fahrſtraße iſt mit Steinkohlen- und Schlackentrümmern macadamiſirt, damit iſt auch die Luft erfüllt, denn auch ſie iſt ſchwärzlich und ſtaubig, wie die Häuſer. Hier ſteht ein neues Haus, hat aber noch keine Straße, man wollte denn einen Graben mit ſchwarzem Koth ſo nennen, der ſich wie eine Befeſtigung darum herzieht; anderwärts iſt ein Trottoir begonnen worden, es fehlt aber noch an Häuſern. In den Vorſtädten reiht ſich eine Werkſtatt an die andere, wo die ſo bekannten Flintenläufe aus übereinandergelegten, in einander gewundenen und in einander geſchmiedeten Stahl- und Eiſenklingen verfertigt werden. Wer ſollte es aber glauben? dieſer entſetzliche Staub und dieſer Rauch ſchadet keineswegs dem Glanz der Bänder, deren Fabrikation mit der Bearbeitung des Eiſens und der Steinkohlen den Reichthum St. Etienne's und der Nachbarorte bildet. Gerade über den Schmieden oder gegenüber hört man den Jaquardſchen Seidewebſtuhl, auf dem ein einziger Arbeiter auf einmal mehrere Bänder von verſchiedenen Farben und Zeichnungen weben kann, und zwar immer glänzend und friſch.

(Der Beſchluß folgt.)

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortſetzung.)

Ich war damals noch ein junger Menſch im vollen Sinne des Worts, ſo leicht, ſo luftig, als es ſich mit den Grundſätzen des Rechts nur immer vertragen wollte, und wenig an eine dauernde Verbindung denkend; dennoch überraſchte mich Margarethens erſtes Erſcheinen. Hier blieb, was ſo ſelten im Leben geſchieht, die Phantaſie weit hinter der Wirklichkeit zurück, und noch jetzt wäre es vermeſſen von mir, ſie ſo zeichnen zu wollen, wie ſie zu jener Zeit war. Eigentliche Schönheit beſaß ſie nicht; denn dieſe geht dem Kenner nur aus der Vollkommenheit jedes einzelnen Zuges hervor. Aber die innige Uebereinſtimmung in der äußern Perſönlichkeit des Menſchen, der gefällige Uebergang des einen Theils zu dem andern, der Ausdruck eines liebenswerthen Geiſtes, eines holden Gemüths auf dem lebenvollen Geſicht, iſt mehr als Schönheit. Innerer Friede und offene Klarheit ruhte auf der heitern, von fein geſcheiteltem Haar umgebenen Stirn, reine Verſtändigkeit glänzte aus dem braunen, weit geöffneten Auge, während die ſüßeſte Freundlichkeit von den zarten Lippen lächelte. Die ganze Geſtalt in all ihren Bewegungen athmete jene Unbewußtheit eigener Anmuth, jenes anſpruchloſe Weſen, das nicht aus Einfalt, ſondern aus der Ueberzeugung

hervorgeht, wie viel man leiſten müſſe, wolle man die Bedingungen des menſchlichen Daſeyns erfüllen. Ruhig erhob ſie ſich über alle gemeinen Verhältniſſe, und wurzelte nur da feſt, wo Pflicht, oder die auf edle Grundlagen geſtützte Freude ihr winkte, und nie ſah ich ein Gemüth, das, durch eine Art Inſtinkt geleitet, richtiger und ſchneller dasjenige erkannt hätte, was dem Leben wahren Werth und dauerndes Glück gibt.

So war, ſo dachte, ſo handelte Margaretha. Kein Wunder, daß alle Genoſſen ihres Hauſes ſie liebten, daß die Mutter in den dunkeln Stunden, die überall entſtehen, bei der Tochter nebſt der kindlichen Zärtlichkeit auch wahren Troſt fand, daß der Oheim, als er erſt ſich überzeugt hatte, daß kein Schein, kein Blendwerk ihn äffe, die Nichte ſeiner Freundſchaft, ſeiner Achtung werth hielt, daß der Vater, zuweilen aus ſeinem ernſten Geſchäftsleben heraustretend, mit freundlicher Liebe den guten Engel ſeines Hauſes behandelte, kein Wunder, daß auch ich mit dem jugendlich raſchen Herzen den vollen Werth des lieben Mädchens empfand. An ein Verhältniß aber, wie ſo leicht unter jungen Leuten ſich bilden, dachten wir gar nicht. Wäre ich auch zu einer ſogenannten Liebelei aufgelegt geweſen, ſo hätte Margarethens Reinheit, die keinem unrechten Gedanken Raum gab, jedem Verſuche dieſer Art widerſtanden; und wie hätte meine noch ganz unſichere Lage die Idee einer dauernden Verbindung aufkeimen laſſen? Heimliche Wünſche indeſſen ſind zollfrei. Das beweiſt die Unzahl derer, die täglich, allen Mauthſyſtemen der Erde zum Trotz, ungeſtraft ein und aus paſſiren. Wenn aber auch ein Gefühl ſich in meinem Herzen regte, das, nie ausgeſprochen, mir ſelbſt kaum bekannt war, ſo entfaltete es dennoch, wie eine edle Liebe immer thut, alles Gute und Schöne, jede Tugend, die in mir ſchlummerte, zu freudigem Einklang.

Eine lange und ſchöne Zeit war dahin geſchwunden, denn ſchön iſt Alles, was mit Recht den Namen der unentweihten Jugend und Liebe führt, da brach auch über uns das Loos der Menſchheit, der Wechſel des Lebens aus. Meine mütterliche Freundin, die treue Verſorgerin und Beratherin des ganzen Hauſes ward von langwieriger Krankheit befallen, deren Ziel der Tod war. Nichts von dieſer Schreckenszeit, die ſchwer und langſam über uns dahin rollte, und ewig wechſelnde Furcht und Hoffnung in ihrem Schoße trug. Erſt als die Hülle der Vollendeten in ihrer Ruheſtätte lag, faßten wir uns allmählig wieder und gewannen einen ſichern Ueberblick der Vergangenheit. Kindlich wie ein Sohn hatte ich die Verſtorbene geliebt und geehrt, hatte in ihrer lezten Lebenszeit ſo manchen Beweis ihrer zärtlichen Zuneigung empfangen, wie hätte ich nicht um ihren Verluſt herzlich trauern und mich doppelt zu ihren Hinterlaſſenen gezogen fühlen ſollen? Es war Keiner unter ihnen, der nicht in ihrem ganzen Umfang die Leere gefühlt hätte, die der Tod eines geliebten Menſchen verurſacht, doch äußerte ſich der Schmerz ſo verſchieden, als die Charaktere es waren. Den Umſtänden gemäß mußte ich mich mit dem Kapitän am vertrauteſten und freieſten finden, und ich gab mich dieſem Eindrucke um ſo eher hin, als ſein Gemüth ſich in dieſem einzelnen Falle bewährt hatte, wie ich es lange ſchon gekannt. Bei ſeinem häuslichen und an jeder Gewöhnung feſt hängenden Sinn mußte ihn allerdings der Tod ſeiner Schwägerin ungemein ſchmerzlich berühren; dennoch hatte Keiner von uns Allen mit ſolchem Scharfblick ihre Krankheit durchſchaut, und von dieſer Minute an der täuſchenden Hoffnung ſo gar keinen Raum mehr gegeben. Eben dieſe Hoffnungsloſigkeit aber ſchien ſeinen Muth zu ſtärken, und ſtatt einen nutzloſen Gram Herr über ſich werden zu laſſen, zeigte er von da an der Kranken immer ein ruhiges, freudiges Geſicht, das ſie am beſten jeder ängſtlichen Sorge entheben konnte, und ſuchte ſie mit Allem zu umringen, was ihr das Leben noch an Genuß zu bieten hatte. Margarethe! wie hätte das liebe Geſchöpf, das in Folge ſeiner ſchönen Eigenthümlichkeit überall an der rechten Stelle ſtand, ſich hier nicht in ſeinem ganzen Werthe zeigen ſollen? Sobald die Mutter ſich außer Stande ſah, ihren Pflichten als Hausfrau Genüge zu leiſten, trat ſie nicht nur an ihren Platz, was wohl kein großes Verdienſt geweſen wäre, aber ſie that es mit einer Umſicht, Liebe und Holdſeligkeit, die Alles, was geſchah, mit einem eigenen Zauber ſchmückte. Von der Stunde an, wo ſie ſich zu etwas Beſſerem berufen ſah, hatte ſie jugendliche Zerſtreuung und geſellſchaftliches Vergnügen verlaſſen, ohne daß ſie auch nur einmal zu der Vermuthung Anlaß gegeben hätte, ſie fühle irgend eine Entbehrung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Juli.

Kunſt- und Gewerbfleiß. Kleinkinderſchulen.

Die Geſellſchaft patriotiſcher Kunſtfreunde hat, nach dem Vorbild von Wien, Dresden und andern Städten, auch hier eine Actienverloosung von Kunſtwerken vaterländiſcher Künſtler veranſtaltet. Es wurden 524 Actien abgeſetzt, und dafür 39 Gemälde und 4 Basreliefs von heimiſchen Künſtlern angekauft und unter den Theilnehmern verloost. Diejenigen Actionärs, welche kein Gewinn traf, erhielten zwei große lithographiſche Blätter: Erzherzog Albert II. von Oeſterreich und eine heilige Roſalia nach Rubens und Screta. Die heurige, mit der Preisvertheilung an der Akademie und der Actienverloosung verbundene Gemäldeausſtellung bot nur wenig Ausgezeichnetes dar. — Wir haben ſo eben ein lithographiſches Bild erhalten, das nicht allein für unſer Vaterland.

sondern für die gesammte deutsche Kunstwelt von dem höchsten Interesse seyn dürfte. Das Prämonstratenserstift Strahof ist nämlich im Besitz eines Oelgemäldes mit lebensgroßen Figuren, das Rosenkranzfest, von Albrecht Dürer 1506 zu Venedig für die dortige deutsche Landsmannschaft gemalt, welche es Kaiser Maximilian schenkte, worauf es unter Rudolph nach Prag kam, und in der berühmten (oder besser berüchtigten) Versteigerung der Rudolphinischen Kunstkammer * von dem Abte des Stiftes Strahof erstanden wurde. Dieses Gemälde ist in den gedruckten Verzeichnissen von Dürers Werken übergangen, und auch hier erst mehr bekannt worden, seit man eine kleine Copie desselben zu einer Entschuldigungskarte des Jahrs 1835 benützte. Gegenwärtig ist eine größere, recht gelungene Copie desselben in Steindruck von Arkoles erschienen. — In der leztern Zeit war hier ein sehr anziehendes Gemälde von dem königlich sächsischen Hofmaler Vogel von Vogelstein ausgestellt. In einer Breite von 2½ Fuß und etwa gleicher Höhe sind darauf eilf in Vogels Atelier versammelte Personen abgebildet; darunter Tieck und seine Tochter Dorothea, der Bildhauer David (Bruder des berühmten Malers), Graf Baudissin, die Freiherrn von Stakelberg und Ungarn-Sternberg, Dr. Carus, der verstorbene Hofrath Böttiger, Professor Förster und der Maler selbst; die Anordnung ist äußerst sinnig, die Gruppirung vortrefflich, das Colorit lebhaft, die Zeichnung sehr richtig und das Ganze eine sehr interessante Erinnerung an unsere Zeit. — Die hier bestehende Gesellschaft zur Ermunterung des Gewerbfleißes in Böhmen, welche für den Septembr wieder eine allgemeine Gewerbeausstellung vorbereitet, hat den Beschluß gefaßt, jungen talentvollen Männern des Gewerbstandes unsers Vaterlandes, so wie den absolvirten Zöglingen der technischen Anstalt die Mittel zum Besuch der größern Fabrikörter des Auslandes zu verschaffen oder zu erleichtern, und fordert mittelst einer Bekanntmachung für den Fabrik- und Gewerbestand Böhmens nicht allein Reiselustige, sondern auch die Fabrikanten auf, welche die Absendung von Reisenden zu ganz speciellen Zwecken wünschen, sich an sie zu wenden, und wird mit Vergnügen auch zur Beförderung solcher Reisen nach Kräften ihren Beistand leisten.

Die Kleinkinder-Bewahranstalten nehmen fortwährend an Zahl und Ausdehnung zu, und lassen die schönsten Wirkungen auf die Sittlichkeit des Volkes hoffen. Nebst der Haupt- und Musteranstalt im Hrabek, welche 280 Zöglinge zählt, und in welcher sich unter der Leitung des Institutslehrers Swoboda schon tüchtige Lehrer für die Hradschiner, Pilsner und Troppauer Anstalt gebildet haben, sind in Prag bereits drei andere, in der Vorstadt Carolinenthal, am Hradschin und in der Judenstadt, begründet worden, und nächstens wird auch die vierte bei den Karmelitern auf der Kleinseite in's Leben treten.

(Der Beschluß folgt.)

---

* In derselben Auction wurde der Sohn der Niobe ohne Kopf, welcher gegenwärtig eine der schönsten Zierden der Kunstsammlungen Sr. M. des Königs von Bayern ausmacht, an einen Steinmez um 51 kr. überlassen, der Kopf aber einzeln an einen Geistlichen verkauft, und zu einer Kugel für eine Kegelbahn abgedreht.

Nauplia, Juni.

(Beschluß.)

Die Argolis. Aegina.

Ich machte vor Kurzem eine kleine Reise in die Argolis. Wir haben durchaus Gebirgsland gefunden; die Berge, oft von beträchtlicher Höhe, sind meist kahl. Schluchten und Abhänge mit dichtem Gebüsche besezt, das dem Botaniker vielfache Beschäftigung gäbe; sehr häufig wächst der Oelbaum wild; Bäche genug, aber mit wenig Wasser oder ganz vertrocknet. Dabei gibt es herrliche Thalebenen, die so angenehm überraschend seyn müßten, wenn sie cultivirt wären, als sie in ihrer jetzigen Beschaffenheit einen schmerzlichen Eindruck auf den Wanderer machen. Die verwilderte Natur findet keine menschliche Hand, die sie zähmte und leitete. Bevölkerung und Anbau beschränken sich größtentheils auf die Küstenstriche. Und sonderbar, gerade solche werden nicht selten bewohnt, die ihre Einwohner nur kümmerlich nähren, und sogar von diesen als ungesund beschrieben werden. Unter den bessern aber zeichnet sich besonders der gegen die nahe Insel Poros liegende aus, auf welchem in der Ebene Wein- und Obstgärten das Auge erfreuen, während auf den Bergabhängen ein Citronenwald prangt, wie er sich nirgends in Griechenland finden soll; bis an die Höhe hinauf erstreckt sich die Vegetation, ein seltener Anblick, der noch durch den schönen Hafen und die ziemlich wohlgebauten, am Berge liegenden Häuser der Stadt Poros erhöht wird.

Spuren der untergegangenen hellenischen Welt finden sich an vielen Orten des von uns bereisten Gebietes, aber keineswegs von solcher Bedeutung, als man durch Gells Reisebericht von Morea zu glauben verführt wird. Die Neugierde, die Alles zu sehen treibt, muß sich am Ende mit einigen alten Trümmern begnügen. Die Oberfläche zeigt nur Weniges, Vieles aber mag in der Erde verborgen seyn. An der Stelle des alten Trözene, jezt Damala, und von dem ehemaligen Hermione, heutiges Tages Kastri, sind nur wenige Mauerreste sichtbar. Reichliche Ausbeute läßt aber der ehedem so berühmte Hain des Äskulapios in der Landschaft Epidauros, der noch heute τὸ ἱερὸ (das Heiligthum) heißt, für künftige Ausgrabungen hoffen. Zahllose Trümmer bedecken hier den Boden. Gut erhalten ist das Theater, dessen Baumeister Polykleitos war, aber ganz mit Gesträuch überwachsen. — Von Epidauros, das jezt ein armseliger, aus zerstreuten Wohnungen bestehender Ort in dem Winkel einer zwischen Bergen und Schlupfen eingeengten Ebene ist, und einige alte Ueberreste auf einer Anhöhe am Hafen bewahrt, sezten wir nach der nahen Insel Aegina über. Auf dem Wege zur Stadt erfreuten wir uns an den schönen Saaten, die trotz des felsigen Bodens gedeihen, und an dem frischen, mannichfaltigen Grün der Bäume, die uns aus der Ferne anlachten. Die Insel ist sehr heiter und freundlich, aber sie, die in der Vorzeit so bevölkert war, daß sie Colonisten ausschickte, bedarf jezt deren. Die wenigen Einwohner sind meist Eingewanderte, unter ihnen besonders Pfarianer. Die Stadt hat neue, aber schlechte Häuser; viele liegen in Ruinen. Auf einem Spaziergang um dieselbe bemerkten wir viele geöffnete alte Felsengräber. Auf einer Anhöhe am Meere ist der Unterbau vom Tempel der Aphrodite, und eine Säule steht noch. Viele Punkte gewähren eine unvergleichliche Aussicht über den saronischen Busen, nach dem Isthmus und Akrokorinth, auf die Gebirgskette, die sich durch Megara zieht, nach dem Piräus und der Akropolis von Athen. Eine solch ausgezeichnete Lage hat vorzüglich der alte dorische Tempel, der dem Zeus Panhellenios geweiht war, wo die äginetischen Bildwerke aufgefunden wurden. Seine beträchtlichen Reste stehen auf einem Berge im Angesichte von Attika. Du kannst dir denken, welchen Eindruck der erste Anblick dieses Landes auf mich machte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 190.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 9. August 1836.

Mir ward der Liebe Glück in himmlisch-schönen Stunden;
Doch jetzt — nein, nicht umsonst ist mir das Herz so schwer:
Ich fühl's, mir droht ein Schlag, nur weiß ich nicht woher.

Molière.

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortsetzung.)

Mit sanfter Klugheit ergriff Margarethe die Zügel des Hauswesens, begegnete dem Besserwissen alter Dienstboten mit freundlicher Festigkeit, wartete die Kranke in liebevoller Sorgfalt Tag und Nacht, leistete dem bekümmerten, oft mißmuthigen Vater heitere Gesellschaft, war mit dem Oheim, der bald ihr vertrauter Freund wurde, ein Herz und eine Seele, und die kleine Schwester erfreute sich einer so herzlichen Zuneigung und Hülfe bei all ihren Bedürfnissen, daß bei dem kindlich leichten Geschöpfe die kranke Mutter bald in den Hintergrund zu stehen kam. Erst dann aber, als die Gefahr dringender wurde, als Sorge und Angst die Familie heimsuchte, erst da bewährte sich Margarethens starker, milder und hoher Geist. Daß sie mit ihrer Mutter den Schutzengel ihres Herzens und Lebens verlor, wußte sie; eine Andere an ihrer Stelle hätte sich wohl der unnützen Klage über ihr Mißgeschick mit kindischer Muthlosigkeit hingegeben, auf diese Weise die lezten Tage der Kranken getrübt und Allen, die um sie waren, den eigenen Jammer erschwert. Aber längst schon mit den ernsten Anforderungen dieses Lebens und mit dem Tode bekannt, verlor ihre Seele auch bei dem höchsten innern Schmerze jene Energie nicht, die, wo sie mit einem warmen Gemüthe gepaart wird, sich selbst und den Umgebungen einen festen Haltpunkt bietet. Schuldlos, heilig und liebevoll, in dem edelsten Sinne der Weiblichkeit sprach und handelte Margarethe in jenen Tagen der Trauer, die mir unvergeßlich sind. Wer in den Stunden des Kummers, wer an dem Sterbelager eines theuern Menschen das befreundete Wesen erkannt hat, der fühlt sich mit den mächtigen Banden des Geistes auf immer an dasselbe gefesselt. Die Gemüther, welche in den Tagen des Glücks sich ferne standen, eint und verbindet die Zeit eines gemeinsamen Leidens in dem Bewußtseyn, daß nur gegenseitige Theilnahme dasselbe zu lindern vermöge; um wie viel eher geschieht das bei Menschen, die vorher schon sich geliebt hatten! Margarethe und ich waren uns viel näher getreten, ohne daß deßhalb ein erklärendes Wort zwischen uns gewechselt worden war. Sie hatte sich gewöhnt, manche ihrer Ideen, Vieles von dem, was täglich ihr Leben berührte, mir mit süßer Traulichkeit mitzutheilen, und wie sollte nicht dies zarte Freundschaftsverhältniß mir schnell zum Bedürfniß geworden seyn? Des Vaters Trübsinn ward mit jedem Tage stärker, der Oheim, so große Gewalt er über sich selbst haben mochte, konnte nicht immer den Schmerz verhehlen, den er empfand, und die muntere Hildegard durfte ihrer heitern Laune in dem Trauerhause auch nicht

freien Lauf laſſen; wie war es da ſo natürlich, daß wir durch den Austauſch einer herzlichen Anhänglichkeit unſer düſteres Leben zu erhellen ſuchten!

Mit einem Male — da war kein Uebergang, keine allmählige Veränderung — wurde Margarethe ernſter, einſylbiger; unſer Beiſammenſeyn verlor ſeinen wohlthuenden Reiz, es lag etwas zwiſchen uns, das ich nicht zu benennen wußte. Umſonſt ſann ich hin und her, den Grund dieſer — Unfreundlichkeit kann ich nicht ſagen — aber dieſer wehmüthigen Zurückhaltung aufzufinden, vergeblich ſuchte ich in meinem eigenen Betragen die Urſache davon, der gewünſchte Aufſchluß ward mir nirgends zu Theil. Des Vaters erhöhte Grämlichkeit konnte ſie nicht veranlaßt haben; dieſe hatte ſich lange ſchon gemehrt, wir hatten auch wohl bedauernd darüber geſprochen, ſo wie jede entſtehende Sorge mir bekannt geworden war. Sonſt hatte ſich in dem ganzen Hausſtande nichts geändert, außer daß der Geheimerath Soltig die ſtille Wohnung, die er ehedem nur ſelten betrat, jezt häufiger beſuchte, ohne Zweifel, weil er den Vater, deſſen Freund er war, durch ſeine Gegenwart erfreuen wollte. Er war ein gutmüthiger, harmloſer Mann, ohne ausgezeichnete geſellſchaftliche Eigenſchaften, aber auch ohne Anſprüche, zufrieden, wenn man überall ſein ehrliches Geſicht zuvorkommend aufnahm und ſeine Herzensgüte etwas gelten ließ. Seit vielen Jahren Wittwer und reich, hatte er lange in dem Rufe geſtanden, als wolle er ſich aus Bequemlichkeit nicht mehr verheirathen; jezt aber ſah man ihn ganz ſo an, als ſey er der alten Zunft der Hageſtolzen einverleibt, und kein Menſch ſprach mehr davon. Wie hätte mir unbedachtem Burſchen, bei dem jugendliche Raſchheit und gewandtes Weſen damals noch in hohem Preiſe ſtand, einfallen ſollen, daß der gute Geheimerath mit ſeiner unbehülflichen Figur und ſeinen außer Modekurs gekommenen Manieren die Verſtimmung in Margarethens Seele hervorgebracht haben könnte? Und dennoch war dem ſo.

An einem jener Februarabende, wo der hartnäckige Winter den hereinbrechenden Frühling mit Sturm und Schneegeſtöber zu verjagen ſtrebt, hatten wir uns in Heilmanns Wohnzimmer um den dampfenden Theekeſſel verſammelt. Man war zahlreicher als ſonſt; außer der Familie und mir waren auch der Geheimerath nebſt ein paar Freundinnen Margarethens zugegen. Die Leztere ſchien mir anders als in der jüngſten Zeit; das befangene und unſichere Weſen, das zwiſchen uns getreten war, hatte der weichen Stimmung Platz gemacht, welche ein ſchwerer, aber unwiderruflich gefaßter Entſchluß in uns hervorbringt. Wie war ſie in ihrer, von dem Zuge eines milden Ernſtes erhöhten Holdſeligkeit ſo reizend! Wie unbeſchreiblich anmuthig war ſie für die Gemächlichkeit, die Freude eines Jeden beſorgt, wie wachte der hausmütterlich thätige Sinn, mit welchem ſie ſich der Bewirthung ihrer Gäſte widmete, ſie ſo liebenswerth! Noch nie hatte ich ſo klar, ſo deutlich wie dieſen Abend das Gefühl gedacht, das mich faſt unwiderſtehlich an Margarethen knüpfte, das mich nur in der engſten Vereinigung mit ihr mein höchſtes Erdenglück hoffen ließ. Meine Augen, die ihren Bewegungen folgten, mein ganzes Benehmen mußte, was in meiner Seele vorging, zu Tage bringen, denn noch hatte ich das Verhüllen meines größten Intereſſes nicht gelernt.

(Die Fortſezung folgt.)

St. Etienne, Givors und Rive-de-Gier.

(Beſchluß.)

Nicht weit davon iſt die Fabrik, wo Flintenläufe gebohrt werden, einer der wenigen Zweige des Gewerbfleißes, die ſich über den Frieden und die Ruhe der Welt beklagen und allerdings auch dadurch zurückkommen. Eine Dampfmaſchine von ſechzig Pferdekraft ſezt ſo viel Räder, Mühlen, Schleifſteine, Streckwalzwerke u. ſ. w. in Bewegung, und dieſe machen einen ſo entſezlichen Lärm, daß man ganz betäubt wird. Ein Arbeiter treibt in einen dicken, ſich ſchnell umdrehenden Eiſenſtab einen Stahl, um die Mündung des Laufs zu bilden und immer weiter zu treiben, auf den erſten Stab folgt ein dickerer u. ſ. w.; ein anderer Arbeiter macht und polirt Ladſtöcke, wieder ein Anderer ſpizt und ſchärft Bajonette, wobei Millionen Funken aus dem Stein fahren und ihn in eine Feuerſphäre einhüllen.

Nach der Erforſchung der Oberwelt ſteigen wir auch in die untere. Dahin gelangt man auf zwei Arten: entweder auf einem abſchüſſigen, feuchten und ſchlüpfrigen Weg mit unregelmäßigen und überdies ausgetretenen Stufen, ein Weg, der lang, beſchwerlich und nicht ohne Gefahr iſt; oder in den Körben, womit die gewonnenen Steinkohlen aus der Tiefe gezogen werden. Die Fahrt ging ſchnell in einem großen Schacht; neben uns, unter uns, über uns Steinkohlen, nichts als ſchwarze Steinkohlen. Die Luft iſt dick, heiß und ſchwer zu athmen; man möchte anhalten, um Luft zu ſchöpfen, und erfreulich iſt der Gedanke an den Augenblick, wenn man aus dieſem traurigen, engen Gange wieder oben am Tageslicht ſeyn wird. Aber der Führer leitet den Fremden mit ſeiner Fackel an vielen, jezt verlaſſenen Seitengängen vorüber. Endlich, in der Tiefe von fünf- bis ſechshundert Fuß, gewahrt man Lichter, der Lärm nimmt immer zu und man gelangt in den Mittelpunkt der Arbeit. Da ſtreicht etwas an einem vorüber, es war der

Kopf eines Pferds, das einen Korb zieht; das fleißige, in ewiger Nacht wandelnde Thier berührt einen, ohne daß man es sieht; man will ihm ausweichen und beugt sich auf die andere Seite: wieder ein Pferdekopf, es war ein Pferd, das seine Last zur Stelle gezogen hat und nun leer zurückkehrt. Wohin sich flüchten vor dieser unterirdischen, unsichtbaren Reiterei? Wir hätten gern den Gang, wo die Leute arbeiten, und das schwarze Holzgestein bis an's Ende untersucht, man ließ uns aber nicht dahin, denn da war entzündbares Gas; eine Stunde vorher hatte ein Arbeiter die nöthige Vorsicht versäumt, das Gas um ihn hatte sich entzündet und ihn schwer verwundet. Wir besuchten auch den Pferdestall, der noch viel dunkler und tiefer ist, als Gil-Blas Räuberstall. Er ist geräumig und bequem, aber zum Ersticken dumpfig. Unter allen Bewohnern dieses unterirdischen Arbeitsreichs sind die Pferde am meisten zu beklagen. Die Menschen kommen doch zu gewissen Stunden wieder an's Tageslicht und in die freie Luft, diese armen Thiere aber bleiben ohne Licht, ohne reine Luft, ohne Grün, so lange sie arbeiten können. Dies ist freilich nicht lang, denn schnell werden sie kränklich und schwächlich.

St. Etienne ist in einem Zustand außerordentlichen Gedeihens. Man zählt jezt über vierzigtausend Einwohner. Noch vor einigen Jahren war es ein unbedeutender Flecken, der so schnell zur ansehnlichen Stadt herangewachsen ist; bald wird sie eine der reichsten und bedeutendsten des Reichs seyn. Zwischen St. Etienne, Givors, Rive-de-Gier und Lyon ist ein auffallender Unterschied, denn jene drei Orte liegen in einer Wüste, Lyon in einem reichen Garten. An die Weinreben und Maulbeerbäume des Südens ist vollends gar nicht zu denken. Auf den Boden wird hier gar kein Werth gelegt, auch ist er nur mittelmäßig, aber bisweilen wird er sehr kostbar, und die Besitzer gelangen zu Reichthum, sie wissen selbst nicht wie. Dies geschieht, wenn die Steinkohlengrube eines andern Besitzers über die Grenzen seines Grundstücks geht, denn dann muß er nach dem Gesetz einen guten Theil seines aus dem Steinkohlenlager gezogenen Gewinns dem benachbarten Grundeigenthümer abgeben, der auf diese Art ohne Arbeit, Mühe, Ausgabe und Wagniß reich wird und dabei doch fortfährt, sein Getreide oder sein Gras auf dem Acker zu schneiden, der so in verschiedenen Etagen ausgebeutet wird. Manchmal zeigt sich aber auch der Bau eines Steinkohlenlagers an dem Einsinken der Oberfläche, in den Sprüngen und Rissen der darauf gebauten Häuser, weil ihr Grund weicht, weßhalb sie oft von den Bewohnern verlassen werden müssen. Wie in Ackerbauländern der gesund und kräftig aussehende Arbeiter mit Hacke und Schaufel auf sein an der Sonne und unter dem blauen Himmel liegendes Feld geht, so sieht man hier den bleichen Bergmann mit seiner Lampe zum unterirdischen Hacken und Schaufeln gehen, ein Geschäft, das unendlich weniger angenehm und unpoetischer als jenes ist.

Wie gesagt, St. Etienne und die zwei andern Orte liegen in einer armseligen, einförmigen, alles Reizes entkleideten Gegend, und was darin gebaut ist, kann auch nicht anmuthig genannt werden. Alle diese Hochöfen und Schmieden, diese ewige Steinkohle und ihr qualmiger Dampf haben etwas entsetzlich Einförmiges und Unländliches. So hat auch der Charakter, das Leben, der Geschmack der Einwohner durchaus nichts, was zur Einbildungskraft spricht. Diese reichen Industrieleute, die reichsten Kapitalisten Frankreichs, haben nur Einen Gedanken, Eine fixe Idee, so schnell und so viel als möglich in dieser geräuschvollen Einöde zu gewinnen. Darum ist auch gar keine Gesellschaft in St. Etienne, keinerlei Vergnügungen; nur manchmal kommt ein mittelmäßiges Schauspiel hieher, wird aber natürlich nur wenig besucht. Es gibt hier nichts Geschmackvolles, nicht einmal in Equipagen; nur Diligencen und Omnibus sieht man. Als ich den traurigen Ort verließ, fühlte ich keinen Wunsch, an seinem reichen Erwerb Theil zu nehmen, denn in dieser Luft könnte ich nicht leben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juli.

Moderne Bildhauer. Bartolini.

Während die ältern Bildhauer in Italien, namentlich Ricci in Florenz, immer noch in der Weise Canova's fortarbeiteten, hin und wieder in kleinen Grabmonumenten, einzelnen Basreliefs, Verzierungen u. dergl. nicht ohne Glück sich bethätigten, in größern Unternehmungen aber, z. B. in dem Monument des Dante, die ganze Armuth ihres Strebens verewigten, hatten jüngere Künstler dieses Landes die Fesseln dieser Richtung schon abgestreift, und sich entweder, wie Tenerani in Rom, dem Einfluß Thorwaldsens ergeben, und vorzüglich auf die Behandlung des Basreliefs im Styl der Antike verlegt, oder wie Pampeloni zu Florenz, in den zwei kolossalen Statuen des Brunelleschi und Arnolfo, mittelalterliche Vorbilder zur Nachahmung sich vorgesezt. Ließen diese Arbeiten Pampeloni's, der ziemlich vulgären Ausführung wegen, immer noch zu wünschen übrig, so waren sie doch als erste Versuche dieser Art zu bedeutend, als daß sie ohne nachhaltigen Einfluß bleiben konnten. Später hat dieser Künstler, vielleicht weil größere Bestellungen ihm fehlten, in kleinern Gegenständen, namentlich in betenden Kindern, eine andere Seite seines Talents entfaltet, während Bartolini in seinen lezten Werken den Styl des Alterthums mit dem neu erworbenen, in Italien bis auf diesen Tag verkannten Reichthum des Mittelalters auszugleichen, und eine organische Verschmelzung beider, als Bedürfniß des 19ten Jahrhunderts geltend zu machen suchte. Da er, und gewiß mit vollem Recht, für den ersten Bildner des jezigen Italiens gehalten wird, da man im Ausland immer noch alle italienischen Künstler in der antikisirenden Richtung

befangen glaubt, und deßhalb wenig beachtet, wird eine kurze Erwähnung seiner neuesten Schöpfungen hier nicht am unrechten Orte stehen. Bartolini war unter der französischen Herrschaft vielfach beschäftigt, und zeigte auch schon damals in einer großen Menge von Büsten, die aus seiner Werkstätte hervorgingen, wie ihm vor allen Dingen um die sorgfältigste Auffassung der Natur, dann aber auch um die genaueste Ausführung im Marmor zu thun sey. Die toskanische Regierung bestellte vor geraumer Zeit bei ihm eine Caritä, die endlich im vergangenen Jahr, nach einer Arbeit von elf Jahren, vollendet ward. Vom Besteller war eine für diesen Gegenstand gewöhnliche Größe aufgegeben, Bartolini aber hat die Hauptfigur kolossal halten wollen. In der einfachsten Gebahrung steht die Mutter da, voll und kräftig in ihren Formen, die von denen einer Jungfrau eben so sehr, als von denen einer eigentlichen Matrone entfernt sind; ihr Gewand, das ohne alle Ziererei umgenommen ist und die eine Brust fast frei läßt, hält zwischen dem hergebrachten Typus antiker Falten und einem modernen Schnitt jene glückliche Mitte, welche die Künstler des 15ten und 16ten Jahrhunderts dafür erfanden. Auf dem rechten Arm ruht ihr jüngstes Kind, während ein älterer Knabe auf der linken Seite steht und mit Lesen beschäftigt ist. Der herabgelassene linke Arm der Hauptfigur, die vorgestreckten Finger derselben deuten an, daß sie es ist, die den Sohn in dieser Weise zum Menschen heranzubilden sucht. Als vor einigen Jahren diese Composition bekannt wurde, war es vorzüglich diese Auffassung, welche in ganz Italien als die glücklichste gepriesen ward. Der Italiener, der zu fühlen anfängt, wo ihn der Schuh eigentlich drückt, behauptet nämlich, nicht darin zeige und bethätige sich das Leben einer Mutter, daß sie die Amme ihres Kindes sey und es durch ihre Milch physisch ernähre, sondern weit mehr noch dadurch, daß sie dasselbe durch Unterricht und Bildung zu erziehen suche. Wendet man ihnen dagegen ein, daß die Kunst hier etwas lokalen, d. h. italienischen Bedürfnissen zu dienen, und von der symbolischen Auffassung einer Caritä aus dem 14ten Jahrhundert keine Spur mehr zu tragen scheine, so geben sie durch ihre Antwort zu verstehen, daß das 19te Jahrhundert von der Poesie früherer Zeiten für immer durch die große Kluft der Prosa getrennt sey, welche das 16te Jahrhundert vorbereitete, die folgenden aber eigenthümlich ausbildeten und als ein neues Element zur Reife brachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, Juli.

(Beschluß.)

Zunahme der Bevölkerung. Theater.

Nach der neuesten Volkszählung beträgt die Bevölkerung von Böhmen gegenwärtig 4.059.546 Seelen (1.929.470 männlichen und 2.130.076 weiblichen Geschlechts), wovon auf die Hauptstadt 102.918 (47.665 M. und 55.255 W.) kommen. Wenn man ein halbes Jahrhundert zurückgeht, so zeigt sich dem aufmerksamen Beobachter nicht allein, trotz verheerender Kriege und Krankheiten, eine sehr bedeutende Progression der Bevölkerung, sondern insbesondere einige sehr auffallende Veränderungen in den Verhältnissen der einzelnen Volksklassen zu einander. Prag zählte 1786. 72.874 Einwohner, und darunter 589 Adelige, welche sich jetzt nur auf 808, also in keinem Verhältnisse mit dem allgemeinen Zuwachse, vermehrt haben. Dagegen stieg die Zahl der Beamten und sogenannten Honoratioren von 756 auf 1847 und die der Bürger und Gewerbleute von 3521 auf 4501, während die Geistlichkeit sich von 1141 auf 414 verminderte. Ausländer waren 1786. 503, jetzt sind 732 hier anwesend. Am Auffallendsten ist aber die Vermehrung der Fremden aus andern Theilen des Kaiserthums, deren Zahl von 1257 auf 39.552 gestiegen ist. Wenn man einen Durchschnitt annimmt, so kam damals ein Adeliger auf 123, jetzt auf 126, ein Geistlicher auf 56, jetzt auf 248, und ein Beamter oder Honoratior auf 96, jetzt auf 59 Einwohner, woraus natürlich ein ganz verändertes Verhältniß der Stände zu einander hervorgeht.

Wenn manche der Bühnenneuigkeiten, welche ich Ihnen heute mittheile, durchaus nicht mehr neu sind, so kann ich mich über die zufällige Verspätung durch nichts trösten, als einzig durch den übrigens für uns Referenten so trostlosen Ausspruch Jean Pauls: „es sey bei solchen Sachen nichts versäumt, wenn sie auch sammt und sonders bis zur Meßfuhr aufgehoben bleiben.“ Zum Vortheile des Schauspielers Bayer sahen wir: „Die Tochter des Geizigen.“ Schauspiel in drei Aufzügen, nach dem Französischen von J. A. Kurländer, und: „Zwei Worte oder die Nacht im Walde.“ Operette in einem Aufzuge nach Marsolier, Musik von Dalayrac. Das erste ist eine der fadesten und ungenießbarsten Früchte von den Ufern der Seine, welche uns Herr von Kurländer in gehöriger Länge und Breite einzumachen pflegt; denn wenn andere Uebersetzer aus drei französischen Akten zwei deutsche machen, so macht er gewöhnlich drei aus zwei. Das Stück mißfiel, wie die darauf folgende Oper, welche seit Jahren ruhte, und besser ungestört in ihrer Ruhe gelassen worden wäre. Raupachs „König Konradin“ hatte kein viel besseres Schicksal. Man kann diesem sogenannten historischen Drama das Verdienst einzelner interessanter Momente und Situationen nicht absprechen; doch scheint es, Raupach habe sich bei dem Cyclus der Hohenstaufen-Dramen ein Ziel gesteckt, das für sein bedeutendes Talent zu hoch ist. Hätte er die Zahl derselben auf die Hälfte reducirt, so würde er nicht gezwungen gewesen seyn, Momente und Personen zu wählen, die für ein Drama zu arm an dramatischem und tragischem Interesse sind. Dieser Konradin ist durchaus kein Tragödienheld, die eigentliche Heldin dieser Epoche ist seine Mutter, die der Dichter (unbegreiflicherweise) nur im Vorspiele als episodische Gestalt benutzt. Wie das Stück jetzt dasteht, ist es noch weit weniger eine Tragödie, als selbst „König Enzio.“ Das Trauerspiel „Griseldis“ — das erste Werk eines jungen Mannes aus einer hochgestellten Familie, der seinen eigentlichen Namen unter dem angenommenen Friedrich Halm verbirgt — welches auf unserer Bühne zum Benefiz der Schauspielerin Herbst gegeben wurde, rechtfertigt das Aufsehen, welches dasselbe in Wien gemacht, und enthält ein so tüchtiges dramatisches Leben, daß wir hoffen, dieser neue Theaterdichter werde nicht, wie die meisten Tragödien unserer Zeit, im ersten Werk auch das beste bieten. Zu überbieten braucht er sich nicht, wir sind zufrieden, wenn sein nächstes Trauerspiel nur wieder eine Griseldis ist. In dieser ist Auffassung, Durchführung und Charakteristik vortrefflich, die Sprache blühend und schön, das Costüm der Zeit und Sitte sehr gut eingehalten, mit Ausnahme des ersten Aktes, in welchem sich — Percival ausgenommen — die Königin und ihre Umgebungen mehr wie ein Hofstaat des 16ten, als des 5ten Jahrhunderts benehmen. Die Aufführung war höchst mangelhaft, und dennoch — ein Prüfstein des innern Werthes der Dichtung — die Aufnahme allgemein günstig, etwa den hohen Adel ausgenommen, welcher den Sieg der Königin über die Königin, wie die Rohheit des edlen Ritters übel aufzunehmen schien, und keine Wiederholung des Stückes besuchte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 191.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 10. August 1836.

Schönheit fielen und Reiz wenigen Frau'n anheim,
Auch Reichthümer verschenkt selten ein günstig Loos;
Doch weit seltener gibt es
Ein theilnehmendes, großes Herz.

Platen.

Kapitän Basil Hall in Steiermark.

Der durch mehrere Reisebeschreibungen bekannte englische Kapitän Basil Hall hat vor Kurzem ein Buch herausgegeben, das den Titel führt: Schloss Hainfeld or a Winter in lower Styria. Edinburgh, 1836. Es beschreibt den Aufenthalt der Familie des Kapitäns in Steiermark bei einer alten Gräfin von Burgstall, der lezten ihres Hauses, einer geborenen Schottländerin. In Italien reisend, hatte Hall von der ihm kaum dem Namen nach als alte Freundin seines Vaters bekannten Dame die dringendsten Einladungen erhalten, sie, die Kinderlose, Alleinstehende zu besuchen, welche sich sehne, nach vierzigjähriger Abwesenheit vom Vaterlande einmal wieder die Laute der Muttersprache zu hören. Er kam und fand eine körperlich der Auflösung nahe, aber noch äußerst geisteskräftige, hochgebildete Frau. Ihr einziger Gedanke, als sie eine englische Familie an sich zu ziehen suchte, war im Vorgefühl des Todes der, nicht unter Fremden zu sterben, und sie verschied auch im Frühjahr 1833 in den Armen ihrer Landsleute. Der Charakter der Gräfin ist äußerst anziehend geschildert und wird durch ihr jugendliches Verhältniß zu Walter Scott, wie wir sehen werden, auch allgemein interessant. In seinen Urtheilen über deutsche Dinge ist Hall, wie es einem weitgereisten Manne ziemt, vorsichtiger und bescheidener, als man es von seinen Landsleuten gewöhnt ist. Nur Eines verzeiht er uns Deutschen nicht, weil er so oft darunter litt, den Mangel am englischen sechsten Sinn, dem Sinn für Comfort, und mit den deutschen Wirthen grollt er, weil sie zu glauben scheinen, reisende Engländer könnten neben ihrem Brod, Thee und Zucker auch heißes Wasser mit sich führen. Wir theilen Einiges aus dem Buche mit, im Ernst und zum Spaß: das Verhältniß der Gräfin zu Walter Scott, Halls Besuche bei Erzherzog Johann, sein Studium der deutschen Sprache und seine Strafpredigt wider deutsche Betten.

* * *

Diana Vernon.

Zum Interessantesten, was zwischen uns und der Gräfin zur Sprache kam, gehörten die Erinnerungen aus der Zeit, da sie und Walter Scott noch jung waren und, obgleich sie bedeutend älter war, auf sehr vertrautem Fuß mit einander standen. Zu jener Zeit, nämlich gegen den Schluß des lezten Jahrhunderts, war Scott auf's Freundlichste im Hause des berühmten Dugald Stewart aufgenommen, dessen Familie die Gräfin Burgstall, damals Miß Cranstoun, als ältere Schwester der Mistreß Stewart angehörte. Diese Bekanntschaft gab Anlaß, daß der noch sehr junge Scott Miß Cranstoun zu seiner literarischen Rathgeberin machte; denn wie Genie

und ungeübte Kraft sich leicht mißtrauen, so mochte auch er von seinen Produktionen nicht gar zu viel halten. Zum Glück fand er nicht nur Theilnahme und Aufmunterung, sondern auch verständigen Rath bei einem verwandten Geiste, der weit früher als die übrige Welt durch den Schleier blickte, welcher bescheiden Talente verhüllte, die bald allgemeine Aufmerksamkeit erregen sollten.

Von einem zärtlicheren Verhältnisse war indessen bei ihnen keine Rede, und während ihr Interesse an ihm nur seine großen Fähigkeiten und die unvergleichliche Anmuth seines Wesens, die sie bald schätzen lernte, zur Grundlage hatte, waren bei ihm Gedanken und Gefühle nach einer ganz andern Seite gerichtet, was sie wußte und billigte. Leider schenkte die Dame, der sein Herz gehörte, oder doch ihre Familie seiner Werbung kein Gehör; in seiner Noth machte er natürlich Miß Cranstoun zur Vertrauten und fand bei ihr Theilnahme und Beistand. Ihre thätige Verwendung führte, was den unmittelbaren Gegenstand betrifft, am Ende allerdings zu nichts, gab aber gelegentlich zu einem interessanten, vielleicht einflußreichen Vorfall im Geistesleben des bescheidenen Jünglings Anlaß, der, während seine edelmüthige Freundin sich kurz darauf aus dem Vaterlande verbannte und eigentlich verscholl, rasch sich zum legitimen Oberhaupt der neuern englischen Literatur aufschwang.

Um das Jahr 1793 verlor sich Bürgers merkwürdige Dichtung Lenore auch nach Schottland, und eine Uebersetzung davon wurde in Dugald Stewarts Hause vorgelesen. Miß Cranstoun beschrieb ihrem Freunde dieses seltsame Werk; des jungen Dichters Einbildungskraft entzündete sich an der Fülle wilder Bilder und neuer Situationen in diesem merkwürdigen Produkt, und er ruhte nicht, bis er es mit Hülfe von Grammatik und Wörterbuch im Original durchstudirt hatte; sie, nach ihrer Gewohnheit, ermunterte ihn zur Ausdauer, und nach wenigen Wochen ernster Beschäftigung mit der deutschen Sprache, hatte er den Sinn herausgebracht und eine poetische Uebertragung des Gedichts vollendet.

Eines Morgens sehr früh ward Miß Cranstoun durch die Meldung geweckt, Scott wünsche sie sogleich zu sprechen. Sie kleidete sich eilends an, sich nicht wenig wundernd, was er ihr so früh mitzutheilen haben möchte. An der Thüre des Zimmers trat er ihr, sein Manuscript in der Hand, entgegen, und bat sie dringend, sein Gedicht anzuhören. Sie hörte es aufmerksam an, pries es nach Gebühr und entließ ihn überglücklich, bat sich aber zuvor das Gedicht auf ein paar Tage aus, um es noch genauer anzusehen; sie wolle es, sagte sie, behalten, bis er von dem Besuche zurück sey, den er über Land in dem Hause der Dame seines Herzens abzustatten vorhatte. Sie hatte dabei einen Plan, zu dessen Ausführung sie sogleich schritt. Sie zog einen gemeinschaftlichen Freund, William Erskine, später Lord Kinneder, in's Geheimniß; man sprach mit einem Buchdrucker, ließ ein paar Abzüge von der neuen Uebersetzung der Lenore machen, einen auf dem feinsten Papier, und diesen prachtvoll binden. In wenigen Tagen war das Buch fertig; es wurde an Scott addressirt, und man wußte es so einzurichten, daß das Paket just im günstigsten Moment, als die Familie nach dem Essen um den Theetisch versammelt war, in des Dichters Hände gelangte. Die Gesellschaft — die Schöne mit eingeschlossen — war äußerst neugierig, als der glänzende kleine Band sich allmählig enthüllte und sich endlich vor den erstaunten Blicken des Poeten aufthat, der sich zum ersten Male gedruckt sah, und nicht ahnend, welche Glorie seiner in der Zukunft harrte, schwerlich von solchem Gewande für seine Geisteskinder geträumt hatte.

Von Leugnen konnte keine Rede mehr seyn, und er ward von der Gesellschaft, die das Gedicht nicht einmal dem Namen nach kannte, einstimmig und stürmisch aufgefordert, es vorzulesen. Wem der große Genuß zu Theil geworden, Walter Scott Gedichte vorlesen zu hören, der ermißt leicht, welchen Eindruck der Vortrag seines ersten gedruckten Werks in der Aufregung des Augenblicks gemacht haben mag. In der That, es ist nur zu verwundern, wie ein schlichtes Mädchenherz dem ersten Streiche der gewaltigen Zauberruthe, welche bald die Welt sich unterthan machen sollte, widerstehen konnte. Dem war aber so, und die einzige bleibende Folge des kleinen Anschlags war, daß das Verhältniß zwischen dem jungen Dichter und seiner kritischen Freundin noch inniger wurde, und sie mehr als je über die Schöpfungen aus seinem überreichen Vorrath poetischer Ideen ihr Urtheil abzugeben hatte.

Die Gräfin wußte eine Menge Anekdoten aus jener Zeit zu erzählen, und ich bereute es zu spät, daß ich mir nichts aufgeschrieben. So viel wurde uns zur Gewißheit, daß diese hochbegabte Frau es war, die den Dichter zuerst nicht allein aufgemuntert, sondern in seinen ersten Versuchen wirklich geleitet und zurechtgewiesen hatte. Doch noch eines interessanten Umstands habe ich zu erwähnen, den ich historisch vollkommen ermittelt zu haben glaube.

Die Schilderungen, die uns die Gräfin von ihrem eigenen Charakter entworfen, wie unabhängig sie von jeher in ihrem Betragen gewesen, wie sie immer ihren aparten Weg gegangen, namentlich wie sie beständig zu Pferde gewesen und ihre Meinung gerade herausgesagt, nebst Manchem andern, was an das Excentrische streifte, und worüber sie, wie sie sagte, sich in ihrem Alter gerne auslachen lasse, hatten uns bald auf den Gedanken gebracht, sie könnte die Person seyn, nach welcher Scott den

kräftigen, wahrhaft originellen Charakter der Diana Vernon gezeichnet, und als wir einmal diese Idee gefaßt, fanden wir sie hundertfach bestätigt. Es war höchst auffallend und sonderbar, daß sie von allen Werken Walter Scotts den einzigen Rob Roy nicht gesehen hatte, und als wir sie fragten, wie dies komme, äußerte sie: dies sey der einzige Roman, den er ihr nicht geschickt. Durch die Annahme nun, daß die Heldin nach ihr gezeichnet ist, erklärt sich dies leicht, anders aber schwerlich.

Wir beeilten uns natürlich, sie mit dem Roman bekannt zu machen, und beobachteten, während er vorgelesen wurde, sorgfältig den Eindruck, den er auf sie machte. Die Geschichte interessirte sie noch weit mehr, als die Fabel irgend eines der andern Romane. Besonders zogen sie die landschaftlichen Schilderungen an; so weit das Stück in Cumberland spielt, schien ihr Alles ganz geläufig, und sie rief unter dem Lesen öfters: „O dies Bild kenne ich; ich erinnere mich, wie ich es selbst Walter Scott beschrieben. — Diese Anekdote hat er von mir, — ich kenne den Mann, nach dem der Charakter entworfen ist," und so fort durch den größten Theil des Buchs. Aber merkwürdigerweise machte sie über den Charakter und das Betragen der Diana Vernon auch nicht Eine Bemerkung. So überzeugt waren wir nach allen Umständen, sie selbst müsse ihr Ebenbild erkennen, daß wir es nicht wagten, von der Sache geradezu zu sprechen. Oefters ließen wir indessen Winke fallen, aber so mittheilsam sie auch über alles Andere war, über diesen Punkt beobachtete sie das strengste Stillschweigen. Und diese Zurückhaltung war desto auffallender, da sie, wenn ein anderer Roman von Scott gelesen wurde, jeden einzelnen Charakter weitläufig besprach und häufig Anekdoten aus ihrer Zeit daran anknüpfte.

Nur soviel noch: denkt man sich, was Diana Vernon im Alter geworden seyn mag, so erhält man ein Bild, das unserer trefflichen Freundin, der Gräfin Burgstall, in ihrem acht-und-siebzigsten Jahr auf ein Haar gleicht. Fast vierzig Jahre, fern vom Vaterland, in Krieg, Pest und Hungersnoth zugebracht, hatten nicht vermocht, den edeln Geist merklich zu beugen, den männlichen Verstand zu verdunkeln, der schon frühe des großen Unbekannten Vertrauen und Achtung erworben, und den er später, auf dem Höhenpunkte seines Genius und seines Ruhms, in einem der originellsten Charaktere ausgeprägt.

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortsetzung.)

Als man während des Abends geplaudert, gelacht und mancherlei Zeitvertreib vorgenommen hatte, kam die Rede zuletzt auf Musik, und man bat Margarethen, zu singen. Ich wußte, daß sie eine schöne Stimme hatte, aber sich nicht gern oft, und besonders nicht vor Fremden hören ließ. Um so mehr erstaunte ich, als sie auf die Bitte des Geheimeraths sogleich aufstand und den Flügel bereitete. Eine ihrer jungen Freundinnen spielte die Begleitung; himmlisch sanft, rein und mächtig zugleich schwebten Margarethens Laute durch das Zimmer. Hatte ich mich ohnedin zu dem holden Geschöpfe mit Gewalt gezogen gefühlt, so geschah dies jezt auf eine Weise, die zu lebhaft war, als daß ich mir meine Hoffnungen und mein heißes Verlangen länger hätte verhehlen können. Die Jugend ist wenig geeignet, auch wenn sie sich dessen fähig glaubt, dasjenige zu verbergen, was sie heftig erregt, und so verrieth die Innigkeit, mit welcher ich Margarethen anschaute, die Bewegungen, mit welchen ich jeder ihrer Geberden folgte, nicht nur dem lauschenden Oheim mein Geheimniß, sondern es mochte ihm auch klar vor Augen liegen, daß die erste Veranlassung benuzt werden dürfte, um wo möglich die auflodernde Liebe in ein anderes Herz überzutragen.

Ein leiser Schlag auf die Schulter weckte mich unsanft aus den süßesten Träumereien. Es war der Kapitän, der dicht neben mir stand und dessen Nähe ich bei dem Drang meiner Gefühle gar nicht beachtet hatte. Fest schlang sich sein Arm um den meinen, und er führte mit ruhigem Gleichmuth den Sträubenden in die Ecke eines entfernten Fensters. „Wenn man jung ist," sagte er, indem er mich lächelnd ansah, „so läuft doch unversehens der Kopf mit dem Herzen davon." Ganz mit den Empfindungen beschäftigt, die mich so gewaltig zu Margarethen zurückzogen, verstand ich seine Worte nur halb, den Sinn derselben aber gar nicht, und blickte ihn theils zerstreut, theils fragend an. „Freund, Freund!" sagte er und faßte meine Hand, „glaubt Ihr denn, es sehe Niemand durch diese begeisterten Augen tief in die flammende Brust? Ihr seyd auf dem Punkte, einen Rechnungsfehler zu begehen, der nicht nur in einigen Jahren den gänzlichen Bankerott Eures Glückes nach sich ziehen wird, sondern auch die Lebensruhe eines zweiten Wesens gefährden dürfte. Ihr kennt den Antheil, den ich an Euch nahm, seit Ihr als ein ganz junger Bursche hier angekommen seyd. Ich liebe Euch wie einen Sohn, und hätte ich des Fortunatus Wünschhütlein, oder wäre ich einer der reichen Oheime in den Romanen, die immer zu rechter Zeit mit den vollen Geldsäcken dreinschlagen, wenn die Noth den Menschen über die Köpfe wachsen will, so dürften Eure feurigen schwarzen Augen die sanften blauen da drüben ohne Hinderniß die Liebessprache lehren. So prosaisch aber, wie die Sache wirklich steht, muß ich als feindliches Schicksal zwischen die Träume treten, die sich in diesem Herzen entspinnen

wollen. Lieber Freund! laßt einmal den kalten Verstand an die Stelle des warmen Gefühls treten. Sagt mir, ob Ihr es Euch als möglich denken könnt, in Eurer ungewissen Lage das Glück eines Weibes zu machen, die Bedürfnisse einer anwachsenden Familie zu befriedigen? Ob Ihr ein Mittel seht, Eure eigenen Verhältnisse so festzustellen, daß nicht Schmalhans Küchenmeister sey? Und könnt Ihr das nicht, so bedenkt, ob Euer Gewissen es Euch erlaubt, um die Liebe eines Geschöpfes zu werben, dessen Unglück, wäre es unauflöslich an Euch gebunden, aus den gegebenen Umständen hervorgehen müßte. — Nein, Jüngling!“ sezte er ernster hinzu, „wende dich nicht unwillig ab, und laß dies einzige Mal die Weisheit der Erfahrung nicht nuzlos für dich seyn. Ein Moment nur birgt oft, je nachdem der Entschluß des Sterblichen sich bestimmt, ein ruhiges Glück oder den bittersten Jammer der Erde in seinem Schooß. Laß den jetzigen gesegnet seyn! Blicke auf Margarethen: noch schlägt ihr Herz, wenn es sich dir auch freundlich zugeneigt hat, ohne banges Leid; sie vermag, ohne zu verzweifeln, ohne ihre ganze Zukunft zu vernichten, den Rücksichten für den unglücklichen Vater, für die unerzogene Schwester ein Opfer zu bringen. Jener Mann, der wenig frohe Tage gesehen hat, dessen Daseyn unter geisttödtender Arbeit dahingeschwunden ist, hat den Rest seiner Wohlfahrt unter dem Einfluß eines bösen Sterns schwinden sehen. Während der Krankheit seiner Frau hat ein treuloser Freund seine wenigen Kapitalien verwahrlost, der Rest seines Vermögens wurde für die Pflege der Kranken verbraucht, und eine zwar kleine, aber drückende Schuldenlast liegt auf ihm. Seiner Tochter eine Aussteuer zu geben vermag er nicht, sein Kind zu erziehen hat er wenig Hoffnung, denn Gram und Sorge führen ihn dem Grabe zu. In Margarethens kindlicher Liebe sieht er die einzige Hoffnung, dem heranschreitenden Jammer zu entgehen. Der Geheimerath, im Bewußtseyn von des Mädchens Trefflichkeit, hat um sie geworben; er verlangt keine Ausstattung, will Hildegard zu sich nehmen, für sie sorgen und Margarethen zur Erbin einsetzen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Juli.

(Fortsetzung.)

Bartolini.

Der Entgegnung, daß hier keine rechte Einheit der Composition sey, wollen die Italiener ebenfalls kein Gehör schenken; sie sagen, die Mutter theile sich nicht zwischen ihre Kinder, sondern das Schlafen des Säuglings deute ja hinlänglich an, daß er eigentlich nur eine schöne Zugabe, eine süße Last, der Knabe aber eigentlich der sey, welcher ihre Aufmerksamkeit, ihr Wesen in Anspruch nehme. Ihr Deutschen aber, pflegen sie dann erbizter fortzufahren, sollten am wenigsten gegen ein Werk reden, das euch in jeder Beziehung willkommen seyn muß. Wenn ihr die Ersten waret, vor Jahren schon jenen trockenen Styl des Mittelalters wieder hervorzuziehen, so heißt doch einen Mann willkommen, der vielleicht mit etwas mehr Glück ähnliche Bestrebungen verräth. Konnte auch Canova, kann auch Bartolini vielleicht kein Basrelief machen, das mit andern eurer Künstler den Vergleich aushalten dürfte, so schuf doch jener einzelne, in sich ruhende Figuren, dieser jezt eine Gruppe, die noch etwas Anderes bedeuten, als alle Monumente, welche aus den Händen eurer und Europa's gefeiertster Künstler hervorgegangen sind. Und was wollt ihr (so schließen sie mit dem kurz abgebissenen che volete)! habt ihr Einen, der so modellirt, so den Meißel zu führen versteht, wie Canova, oder gar wie Bartolini? — Was hierin übertrieben seyn mag, wird jeder Billige den Italienern zu Gute halten, und ihnen am wenigsten verargen, daß sie an solche Namen Hoffnungen für die Zukunft knüpfen. Bartolini hat ganz andere Schwierigkeiten als ultramontane Künstler zu überwinden. Leben und Gewohnheit hängen in Italien noch überall in ihren Wurzeln mit dem Antiken zusammen, und als im vorigen Jahrhundert die Kunst anderer Länder sich abmühte, in's Klassische hineinzukommen, nahmen die Italiener am Ende nur eine Lieblingsneigung wieder auf, um so viel wärmer wieder auf, als sie eine Zeit lang geruht hatte. Daß diese sich seitdem wieder in ihren vollen Besiz gesezt hat, weiß Jeder wenigstens aus der Indifferenz, mit welcher bisher das ganze Mittelalter behandelt ward. Diesem fehlt in Italien das, was Napoleon einst als seinen Mangel bezeichnete, dies „nicht sein Enkel zu seyn.“ Wäre es dem Italiener schon Vergangenheit geworden, erschiene es ihm überzogen mit dem Rost des Alterthums, Bartolini würde weniger Schwierigkeit finden, den Geist desselben in die Gegenwart heraufzubeschwören. — Das lezte, vor wenigen Monaten vollendete Werk desselben Künstlers ist eine weibliche Figur, welche das „Vertrauen auf Gott“ darstellt. Es ist ein Grabmonument für den Marchese Trivulzio von Mailand, das dem Verstorbenen seine Gattin Rosa Trivulzio sezt. Um diesen, wahrscheinlich gegebenen, Gegenstand auszudrücken, stellt er ein nacktes, kaum zur Jungfrau herangereiftes Mädchen auf einer eleganten Basis kniend vor. Der Oberntheil des Körpers ruht mit einer leisen Biegung nach vorne auf den untergeschlagenen Beinen, namentlich auf den Fersen. Die Hände sind nach vorne zu auf den Schenkeln nachlässig in einander geschlungen, das Haar ist schlicht gehalten und bloß hinten im Nacken aufgebunden, der Hals ein wenig auf die rechte Seite geneigt. Kopf und Blick sind natürlich, wie der Gegenstand es verlangt, gen Himmel gerichtet. Auch dieses Werk hat hier großen Beifall gefunden, und die Italiener von Neuem überzeugt, daß es sich bei solcher Ausführung noch um etwas ganz Anderes handle, als um Canova'sche Politur. Bartolini verwendet unendlichen Fleiß auf alle Details seiner Arbeiten, ohne sich irgend eine Mühe verdrießen zu lassen. Es rührt eben daher, daß seine Werke langsam vorwärts schreiten, häufig vorgeschrittene wieder verändert werden, über Maß und Wunsch des Bestellers sich vergrößern, unerwartete Kosten verursachen, und in Folge dessen häufig in's Stocken gerathen. Hätte die Napoleonsche Zeit so viel Geschmack als Mittel gehabt, sie wäre die rechte gewesen, ein Talent dieser Art zu fördern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 192.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 11. August 1836.

Den echten Saft,
Die wahre Kraft
Gibt Turnerei,
Macht frisch und frei.
Turnlied.

Lied zu einem gymnastischen Feste.

Von einem Zuge von Knaben und Jünglingen im Marsche mit Musikbegleitung gesungen.

Woran, woran, weit auf das Thor!
Der ganze Chor,
Die Kleinen, die Großen rüstig hervor!
Die Glieder zu schwingen
Und die blitzenden Klingen
Und hoch über dem Roß auf den Nacken zu springen.

Laßt flattern die Fahnen im lustigen Spiel,
Und sendet zum Ziel
Die leichten Geschosse mit Treffergefühl!
Gleicht selber dem Pfeile,
Wettlaufend in Eile;
Der winkende Kranz dort, wem wird er zu Theile?

Woran sollt ihr uns erkennen? — Daran,
Daß der künftige Mann
Euch schaut aus dem Knaben und Jünglinge an;
Daß Jugend und Leben
Und Hochsinn und Streben
Um Gang und Geberd' und im Antlitz uns schweben;

Daß wir grünen wie Cedern, und Jeglicher steh',
So frisch wie ein Reh,
Auf blumigem Rasen, im blitzenden Schnee;
Daß die Herzen uns tanzen,
Wir Rosen uns pflanzen
Auf die Wangen, uns nicht hinterm Ofen verschanzen;

Daß nimmer die Seel', auch kein Glied ist gepreßt,
Und sicher und fest
Der Schritt wie der Muth, der nicht bannen sich läßt;
Daß wir tapfer entglühen,
Beharrlich uns mühen,
Und die Funken des Geist's aus den Augen uns sprühen.

Doch Jeder hab' Acht, ob in Scham und in Scheu
Er der Sitte getreu
Und nimmer ein Bär sey, nur immer ein Leu.
Seht die eisernen Ritter,
Die in Sturm und Gewitter
Bald schlugen die Schlacht und bald lieblich die Zither!

Wenn Aurora, die schöne, am Himmel aufzieht,
Lacht Alles und glüht:
So hold sey auch Jünglingsgestalt und Gemüth!
Die Anmuth, die Milde
Bezaubern im Bilde
Des Starken; ein Graus ist der Rohe, der Wilde.

Jezt, Meiſter, der nimmer gönnt Raſt ſich und Ruh',
Befehlige du,
Und es regen ſich Alle wie Einer im Nu;
Wir horchen dir, übe
Die fröhlichen Triebe,
Wir ringen dir nach in Begeiſt'rung und Liebe!

Adolf Peters.

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortſezung.)

„Daß Margarethe den Geheimerath nicht liebt," fuhr der Kapitän fort, „brauche ich wohl nicht zu ſagen, auch mag leicht eine zarte Neigung für einen andern Mann in ihrem Herzen entſtanden ſeyn; aber des Vaters trüber Blick, die Ueberzeugung, daß ſie einer unbeſonnenen Liebe nicht nachgeben darf, der Wunſch, ihre Schweſter glücklich zu machen, mit einem Worte, die entſchiedenſte Pflicht gebietet, und die Achtung, die ſie für des Geheimeraths Charakter haben kann, erleichtert ihr den ſchweren Schritt. Und du, Moriz, du wollteſt durch deine Leidenſchaft dem frommen Vorhaben feindlich in den Weg treten, wollteſt dich und Margarethen unglücklich machen, den Vater jammervoll in die frühe Gruft ſtürzen und der armen Hildegard Ausſicht in die Zukunft vernichten? Möchteſt du durch einen unbedachten Schritt das heimliche Weh ſchärfen, mit dem Gretchen ſich dem ungeliebten Freier hingibt?"

Die Worte des Oheims und ihre ſchwere Bedeutung drangen mir wohl in Ohr und Gemüth, aber es iſt nicht leicht, daß der Menſch, von einem leidenſchaftlichen Wunſche befangen, ihn den Vorſtellungen der Vernunft aufopfere. Margarethe in die Arme eines Andern übergehen zu ſehen, war mir bitterer als der Tod. Alles rang in meiner Seele kämpfend durcheinander, und vermochte ich auch die Wahrheit in des Kapitäns Rede nicht zu verkennen, ſo brach mir gleichwohl das Herz dabei. Mein Kopf war im Sturme meiner Gedanken auf ſeine Schulter geſunken, er hatte mich ſanft umfaßt und mich unmerklich in das Nebenzimmer geleitet. „Junger Menſch," ſagte er hier, indem er mein Geſicht emporhob und mir feierlich in die naſſen Augen blickte, „bedenke, daß du nicht immer fühlen, nicht immer leiden wirſt, wie heute, daß Tage kommen werden, wo die Ueberwindung, die du jezt ausübſt, dich glücklich machen, und jedes Unheil, das dir widerfahren könnte, erleichtern wird. Bedenke, daß der große Geiſt, nach deſſen Beifall wir ringen ſollen, uns das Leben auf Erden nicht darum geſchenkt hat, damit wir unſern vergänglichen Begierden und Wünſchen fröhnen." — „Ich gebe ſie auf für dieſe Welt," flüſterte ich leiſe, überwältigt von dem Bewußtſeyn, das klar in mir lebte; möge ſie, mögt ihr Alle glücklich ſeyn!" Schluchzend hüllte ich mein Geſicht in das Tuch, damit Niemand den Schrei verzweifelnder Liebe höre, der ſich aus meiner Bruſt hervorwand, ſtürzte aus dem Zimmer, aus dem Hauſe, das ſo lange für mich der Mittelpunkt jedes Glücks geweſen war, und gelangte in einer ſo furchtbaren Aufregung in mein Zimmer, daß mein ſtarker Körper erliegend, mir nicht erlaubte, es am folgenden Morgen zu verlaſſen.

Im Laufe deſſelben, während die verzweifeltſten Entſchlüſſe in meinem Herzen hin und her wogten, beſuchte mich mein alter Freund. Sein erſter Anblick ſchärfte zwar die Stacheln einer ſchmerzlichen Erinnerung, aber ſeine väterliche Güte, die Milde, mit welcher er mein Unglück beklagte, die Ueberzeugung, die er mir beizubringen wußte: er hätte bei veränderten Umſtänden keinen Menſchen lieber an der Seite ſeiner Nichte geſehen, als mich, ließen mich bald in jenen Zuſtand übergehen, wo wehmüthige Klage und Mittheilung jedes Leid mindert. Sobald der Kapitän die Wirkung ſah, welche ſein Zuſpruch auf mich hatte, drückte er theilnehmend meine Hand. „Freund," ſprach er, „verzagt mir nicht über einen Vorfall, wie ſie das Geſchick den Menſchen zu Dutzenden als Stein des Anſtoßes in den Weg wirft. Ihr ſeyd kräftigen Körpers und unbelaſteter Seele, Eurem unternehmenden Geiſte ſteht die ganze Welt offen; da vernarbt jede Wunde, ſey ſie noch ſo tief; aber weg müßt Ihr von hier, denn in Eurem gewöhnlichen Lebenskreiſe würdet Ihr nicht geneſen. Glaubt mir, Freund, legt das Weltmeer zwiſchen Euch und Eure vergeblichen Wünſche, treibt mit Eifer Euren Beruf, lernt Erde und Menſchen kennen, darüber werdet Ihr die ſchwarzen Grillen verlieren, und Margarethe," ſezte er mit ſchwankender Stimme und feuchten Augen hinzu, „wird dann ihre Pflicht leichter thun."

Mitten in dem Sturme der Ideen, die undeutlich ſeit dem lezten Abend in mir entſtanden waren, hatte ich öfters, obwohl flüchtig, der Nothwendigkeit gedacht, in welcher mein Prinzipal ſich befand, einen vertrauten Handlungsdiener nach Amerika zu ſenden; Heilmanns Aeußerung lockte mir das Geheimniß ab, und nun war mein Schickſal beſtimmt. Er ſprach mit meinem Herrn, ermuthigte meinen froſtigen Willen, ſuchte mich mit dem Unabänderlichen zu verſöhnen, beſchleunigte die Cataſtrophe, und vier Tage ſpäter verließ ich Deutſchland, ohne Margarethen wieder geſehen zu haben.

(Die Fortſezung folgt.)

Der Sekretär.

Anekdote.

Bei einem spanischen Biographen des vorigen Jahrhunderts findet sich folgendes memento mori für Literatoren.

Lope de Vega hatte durch die neue Gattung von Schauspielen, die er einführte, die ganze Nation gewonnen; gegen den Reichthum seiner phantastischen Erfindungen erschienen die Comödien, an denen man sich bisher erfreut hatte, die von gelehrten Poeten den Terenzischen und Plautinischen nachgebildet wurden, so trocken und langweilig, daß sie nimmer auf den Brettern erscheinen durften. Die alten Dramatiker sahen sich in kurzer Zeit vernachlässigt, ja vergessen, und wenn sie auch durch scharfe und gelehrte Sportgedichte dem jüngern Dichter und seinen Freunden die Freude des Siegs in etwas verkümmerten und bei den Gelehrten als Märtyrer des guten Geschmacks galten — die Dukaten, mit denen man ihre Kunst bezahlt hatte, waren für sie verloren, und gar Manche, wie selbst unser großer Cervantes, geriethen durch den Verlust dieses Erwerbszweigs in bittere Armuth.

Desto besser ging es dem trefflichen Lope de Vega: kurz zuvor ein armer Student in Salamanca, hatte er nun die Mittel, in Madrid eine schöne Wohnung zu beziehen, die täglich von Schauspieldirektoren wimmelte, welche sich gegen gute Bezahlung neue Stücke von ihm erbaten. Es ist bekannt, daß er oft in einem Tage ein Schauspiel ausfertigte; er pflegte sich dabei eines armen Schreibers zu bedienen, dem er seine Comödien in die Feder dictirte, und der ihm bald unentbehrlich wurde, da er nicht nur Alles getreu nachschrieb, wie es ihm vorgesagt wurde, sondern auch in Mythologie, Geschichte, Geographie so bewandert war, daß ihm Lope dahin einschlagende Namen nicht vorzubuchstabiren brauchte. Da er so den armen gelehrten Teufel den halben Tag um sich haben mußte, wäre er gerne in ein freundschaftliches Verhältniß mit ihm getreten, aber mit aller Zutraulichkeit konnte er ihm kein freundliches Gesicht abgewinnen; der Schreiber war im höchsten Grade demüthig, devot, aber seine Mienen verriethen stets einen verbissenen Grimm.

Nachdem das Verhältniß auf diese Art mehrere Jahre gedauert hatte, trat der Schreiber eines Tags in das Zimmer des Dichters, um ihn um einen kleinen Geldvorschuß zu bitten. „Ihr könnt das Geld dann gleich haben," sagte Lope; „aber thut mir den Gefallen, Freund Solis, und bleibt eine halbe Stunde zu meinen Diensten hier; ich bin im Augenblick in der besten Stimmung, eine Vorrede zu der Sammlung meiner Schauspiele zu schreiben, die ich jezt etwas verbessert dem Druck übergeben will." Der Schreiber sezte sich, Lope dictirte. „Vorrede. Ich übergebe dem Publikum hier mit einem von Dank und freudigem Stolz erfüllten Herzen die erste Sammlung meiner bessern Comödien, die, von dem Verfasser in der Absicht geschrieben, Freunde erlaubter Ergötzlichkeit für einen Abend zu unterhalten, um dann in die Vergessenheit zurückzusinken, von meinen geliebten Landsleuten über Verdienst geschäzt, beinahe den Meisterwerken des erhabenen Seneca, des feinen Terenz, des so ergötzlichen Plautus gleichgesezt und der Aufbewahrung für die Nachwelt würdig erachtet werden. Es ist eine gute Reihe von Jahren, seit mir die Freunde des Theaters ihre Gunst fortwährend bewahrt haben. Wie schmählich sind die Prophezeiungen meiner Feinde —" — „Sagt doch auch immer das lezte Wort, wenn Ihr fertig seyd," bemerkte Lope zwischen hinein. „Feinde," sagte der Schreiber; „zu Lügen geworden," dictirte der Dichter weiter. „Was sie mir geweissagt hatten, den gemeinen, neidischen Rueda an ihrer Spitze," — „Spitze" — „daß ich nach kurzer Zeit, von allen Bessern verachtet, der Vergessenheit anheimfallen werde," — „werde" — „ist an ihnen selbst in Erfüllung gegangen; kaum kennt man ihre Namen noch, geschweige ihre Werke; der ruhmredige Lope de Rueda ist verschollen," — „verschollen" — „in wohlverdienter Armuth, heißt es, büße dieser bündische, niederträchtige" — „niederträchtige," wiederholte der Schreiber mit so sonderbarer Stimme, daß Lope erschrocken nach ihm hinsah. Die Feder war ihm plötzlich entfallen, mit entstelltem Angesicht lag er sprachlos im Stuhle. Der Dichter brachte den Erstarrten mit großer Mühe auf ein Ruhebett, der Arzt wurde herbeigerufen, aber der vom Schlag heftig gerührte Schreiber war nimmer zum Leben zu bringen.

Erst nach einigen Tagen ergab sich, daß der Schreiber Solis Lope de Rueda gewesen war. Lopen war der Vorfall unvergeßlich, seine Rührung und Erschütterung wurde aber, wenn er sich die Situation wieder vergegenwärtigte, wie der arme Autor in der Noth seine eigenen Schimpfnamen nachgeschrieben hatte, immer von einem so tollen Lachen unterbrochen, daß manche seiner Freunde an seinem guten Herzen zweifeln wollten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juli.

Abbestellung des Gutenbergfestes. Beethovens und Schillers Denkmale.

In unserer Erwartung eines in diesem Jahre zu feiernden Doppelfestes sind wir arg getäuscht worden. Es ist bekannt, daß für 1836 das Fest der Enthüllung der Statue Gutenbergs festgesezt war, und um diesem Feste größere Ausdehnung und Weihe zu geben, wollte man auch das Säcularfest der Erfindung zugleich mitfeiern, wenn man auch wohl wußte, daß mit diesem Jahre die vier Jahrhunderte, von dem Datum der eigentlichen Erfindung an gerechnet, noch nicht vollzählig sind. Indessen abstrahirte man von dem Säcularfest für dieses Jahr, weil man von allen Seiten

darauf aufmerksam gemacht wurde, daß wir damit die Aussprüche der Stadt Straßburg bestätigen würden, weil allerdings um's Jahr 1456 Gutenberg in Straßburg sich aufhielt. Also blieb uns bloß das Fest der Enthüllung. Siehe, da wird uns plötzlich eine Bekanntmachung der Fabrikdirection zu Eberbach im Herzogthum Nassau, woselbst das Piedestal verfertigt wird, mitgetheilt, worin dieselbe berichtet, wie es ihr unmöglich sey, vor März 1837 das Piedestal abzuliefern, aus Gründen, die nicht vorauszusehen waren, die aber wohl darin bestehen, daß der erste für das Piedestal bestimmte Marmorblock Schaden genommen hat, und man sich erst nach einem andern umsehen muß, der in dieser kolossalen Größe eben nicht leicht zu finden ist. Somit hat sich die Gutenbergscommission genöthigt gesehen, das große Nationalfest auf den Juni 1837 festzusetzen. — Für Beethovens und Schillers Monumente werden im nächsten Monat dahier ein großes Concert und eine Vorstellung von der Liedertafel und der Theaterdirection gegeben. Für das Concert ist nur Beethovensche Musik gewählt worden, und nach allen Veranstaltungen zu schließen, wird das Concert eines der brillantesten und erfolgreichsten seyn, die man seit lange hier gehört hat; denn der Name Beethoven ist das Idol der Liedertafel sowohl, wie aller hiesigen Musikfreunde. Für die theatralische Vorstellung zu Gunsten des Schillerschen Denkmals soll „Wallensteins Tod" ausersehen seyn. Wir danken beiden Instituten schon für die Anregung; später werden wir gewiß unserer kunstsinnigen Bevölkerung für die warme Theilnahme zu danken haben. Auch die Musikcorps der hier garnisonirenden Regimenter wollen ein Concert zu Gunsten des Beethovenschen Monumentes veranstalten, und den Manen des großen Meisters sich dankbar zeigen.

Die Ernte wird, nach dem Ausspruche aller verständigen Landleute, günstig seyn, und heizt nur der August tüchtig ein, so werden wir auch ein erträgliches Weinjahr haben. Vieles ist allerdings durch die Kälte im Mai und Anfangs Juni zu Grunde gegangen und die Blüthe des Weinstocks in den Ebenen hat sehr durch Frost gelitten; allein wo die Blüthe ungehindert vor sich ging, wie in den Weinbergen, und besonders wo die Blüthe gleichzeitig war, sehen wir den Weinstock voll hängen und die Beeren schon ziemlich groß, so daß, wenn kein Unheil eintritt, man mit Sicherheit annehmen kann, daß die seitherigen günstigen Weinjahre noch nicht zu Ende sind. Die Speculanten und reichen Gutsbesitzer, die auf ein mageres Jahr warten, damit sie ihre Vorräthe um gute Preise loswerden, hören dies nicht gerne. Für den armen Pflanzer aber, der vom Ertrag des Herbstes ein ganzes Jahr leben muß und eine so mühselige Arbeit hat, ist diese Aussicht tröstend.

(Der Beschluß folgt.)

Florenz, Juli.

(Fortsetzung.)

Maler. Kupferstiche der Galerie Pitti.

Stellt man mit diesen Werken das zusammen, was andere Künstler, namentlich Maler, hier in diesem Augenblick leisten, so dürfte ein solcher Vergleich sehr zu Gunsten der Bildhauer ausfallen. Zwar hat hier vor ein paar Monaten ein Bild des zweiundzwanzigjährigen Joseph Sabatelli außerordentliches Aufsehen gemacht und, eine Zeit lang im Liceo ausgestellt, eine ungeheure Menge von Leuten aus allen Ständen herbeigezogen. Zu dem Palladium der St. Annunziata, zu der in diesem Augenblick besonders verehrten h. Filomela kann nicht in größerer Menge gewallfahrtet werden. In lebensgroßen Figuren stellt dies Bild eines der frühern Wunder des h. Antonius vor, dessen Vater in Portugal des Meuchelmords beschuldigt wurde, weil man den Leichnam eines Ermordeten in seinem Garten fand. Der Heilige ließ nun den Todten aus dem Grabe erstehen und selbst die Unschuld des schon Verurtheilten verkünden. Der Moment ist hier so gewählt, daß rechts von dem in der Mitte des Bildes stehenden Jüngling der Todtgeglaubte auf dem Rand des Grabes sitzt, dessen Schlußstein so eben die Diener weggewälzt haben. Das Ganze dreht sich nun um die gläubige Sicherheit des Heiligen, der in ruhigster Stellung dasteht, um den mehr oder weniger heftigen Eindruck, welchen das Vorgehende auf die Umstehenden macht, und um die Dankbarkeit, Hingebung und ängstliche Ueberraschung, welche sich in den Mienen des Wiedererweckten abspiegeln. Zusammengehalten wird das Bild durch einen architektonischen Hintergrund, der in den Stufen einer offenen Halle und durch die Ansicht von einigen südlichen Häusern das Ganze eben so bequem, als gewöhnlich abschließt. Zeichnung, Colorit und Effekt des Bildes erregen für ein so junges Alter allerdings Bewunderung; der geistige Gehalt desselben aber geht in den jüngern Köpfen über die Modeköpfe, in den heftig forcirten Bewegungen über das Theatralische wenig oder gar nicht hinaus. Daß J. Sabatelli (Sohn des in Italien sehr berühmten, jetzigen Directors der Akademie in Mailand, Bruder eines ältern, vor Kurzem in Venedig verstorbenen, geistreichen Malers) Talent, und nicht ungewöhnliches Talent besitzt, wird man gerne einräumen; ob er aber, wie die Italiener es meinen, berufen sey, die Morgenröthe einer neuen italienischen Malerschule heraufzuführen, wird immer noch mit einem bescheidenen Fragezeichen geglaubt werden müssen. — Benvenuti hat endlich seine Kuppel in St. Lorenzo vollendet. Die Form derselben zwang ihn, in acht verschiedenen Abtheilungen eben so viele Darstellungen aus der Bibel ohne innern Zusammenhang unter sich an einander zu reihen. Einige Reinigungen, welche noch vorzunehmen waren, und das Abtragen des schönen Gerüstes verhinderten bis dahin dies Werk zu enthüllen. Der Lohn der Arbeit, 40,000 Scudi, ist so ungeheuer, daß Mediceer selbst dadurch hätten abgeschreckt werden können. Eine Beschreibung des Werks vom bekannten Missirini ist unterdessen schon erschienen. — In dem Pallast Pitti vollendet Bezuoli noch in diesem Monat die Decke, an welcher er die Thaten Cäsars darzustellen hatte. Man verspricht sich viel von der Arbeit, weil sein Einzug Karls des Achten in Florenz als eines der besten Oelbilder dieser Schule geschätzt wird. Auf jeden Fall wird sich nun herausstellen, ob er außer technischem Geschick denn wirklich poetischen Geist besitzt, oder ob, was von Poesie bei den toskanischen Malern zu spüren ist, höchstens noch in den Werken Benci's (jetzigen Directors in Siena) hin und wieder sich verkündet. — Endlich ist bei Bardi das erste Heft von den Kupferstichen der Gallerie Pitti erschienen. Das Werk verspricht alle Schätze dieser Sammlung, und gibt in diesem Fascikel zunächst Folgendes: das Porträt des Inghirami von Raphael, nach einer Zeichnung von Garavaglia von Ferreri gestochen, erklärt oder beschrieben von Inghirami; die Jäger, von Giovanni da St. Giovanni, gestochen von Gatti, beschrieben von Centofanti; Christus in Emaus, von dem ältern Palma, Stich von Rossi, beschrieben von Maselli; Disputa von Andrea del Sarto, gestochen von Marri, beschrieben von Maselli; Christus im Schooß der Frauen, von Fra Bartolomeo, Stich von Steinla, beschrieben von Centofanti.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 193.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 12. August 1836.

Royal cheer, I warrant you!
Shakespeare.

— Da, si grave non est,
Quae prima iratum ventrem placaverit esca.
Horat.

Kapitän Basil Hall in Steiermark.

Besuch bei Erzherzog Johann.

Seit unserer Ankunft in Hainfeld war viel davon die Rede gewesen, daß wir den Erzherzog Johann, des Kaisers Bruder, besuchen müßten. Er residirte eben auf seiner Nebenvilla bei Marburg, hart am Fuß des Bacher Gebirgs, eines der östlichen Ausläufer der julischen Alpen, am rechten Ufer des großen Drauflusses. Da unsere Freundin, die Gräfin, in den lezten dreißig Jahren auf sehr freundschaftlichem Fuß mit Sr. kaiserlichen Hoheit gestanden, so brachte sie die Angelegenheit unserer Aufwartung leicht in's Reine: der mit einem Schreiben von ihr an den Erzherzog abgesandte Bote brachte eine sehr verbindliche Antwort zurück, und so brachen wir denn am 16ten Oktober um vier Uhr Morgens aus unserem stillen Quartier zu Hainfeld auf. In des Erzherzogs Billet stand nichts vom Diner, und wir waren hinsichtlich der Speisestunde im Zweifel. Es hieß darin nur, er hoffe uns bald nach Mittag zu sehen, und wir meinten nicht anders, als wir sollten unser Diner oder „Mittagsbrod", wie die Deutschen sagen, bei Sr. Hoheit einnehmen. Manche behaupteten, er speise um zwölf Uhr, wie Jedermann hier zu Lande, nach Andern sollte er um zwei Uhr speisen, wie gewöhnlich in Wien, und am Ende beschlossen wir, unbedachtsamerweise, als wären wir junge Leute auf Reisen, es so einzurichten, daß wir zur spätern der genannten Stunden in der Villa anlangten, und unser Glück zu versuchen.

In einem Orte mit Namen Knaß hielten wir an, um zu frühstücken und frische Pferde vorzuspannen, welche die Gräfin vorausgeschickt. Da wir Milch, Brod, Eier und Thee bei uns hatten und der Kutscher, der mit dem Relai vorausgegangen war, auf meine Weisung für heißes Wasser gesorgt hatte — nichts verschafft man sich hier zu Lande schwerer, als dieses — so hielten wir ein treffliches „Frühstück," das heißt auf englisch an early bit. Gestärkt fuhren wir in Staubwolken weiter; wären diese aber auch noch einmal so dick gewesen, die Pracht des Thals, durch das unser Weg führte, hätten sie uns nicht verhüllen können. Die seit dreizehn Monaten anhaltende, nur durch vorübergehende Gewitterregen unterbrochene Dürre hatte die Tinten der Landschaft, welche im Schmuck des frischen Laubes wirklich entzückend seyn muß, kaum merklich gebleicht. Die Forsten hatten trotz der vorgerückten Jahreszeit fast durchgängig noch ihren vollen Laubmantel, und ihr glänzendes Farbenspiel erinnerte uns an den prächtigen Herbst in den östlichen Staaten von Nordamerika.

Um Mittag kamen wir in der Stadt Marburg an; aber wegen der Weinlese, welche, einen ganzen Monat

früher als gewöhnlich, in vollem Gang war, konnten wir nur sehr schwer frische Pferde bekommen, so daß es ein Uhr wurde, bis wir auf dem Wege zu des Erzherzogs Villa waren. Am Ende wurde die Straße so steil, daß der Postillon erklärte, die Pferde können mit dem Wagen nicht weiter, und er wies uns einen nähern Weg durch die Weinberge, der uns an das Haus führen sollte. Es war vielmehr eine steile Treppe als ein Weg; keuchend schleppten wir uns hinauf, und wurden oben vom Erzherzog selbst empfangen, der in bloßem Kopfe herausgelaufen war, uns willkommen zu heißen. Aus seinem ganzen Wesen spricht so viel natürliche Freundlichkeit, daß wir uns im Augenblick heimisch bei ihm fühlten.

Se. kaiserliche Hoheit ist ein Mann von etwa fünf-und-fünfzig Jahren, von sehr gefälligem Aeußern, mit schöner, hoher, kahler Stirne, und aus seinen Zügen spricht äußerst einnehmend Ruhe und Beschaulichkeit, an's Melancholische streifend. Dabei ist der Ton seiner Rede und sein ganzes Wesen so völlig frei von aller Affektation, so durchaus herzlich, daß sich Jedermann in seiner Gegenwart wohl fühlen muß.

Wir merkten bald, daß wir uns hinsichtlich des Diners leider gewaltig verrechnet hatten, denn es zeigte sich, daß der Erzherzog um zwölf Uhr gespeist hatte, wie immer, wenn er sich in seiner Villa aufhält. Als wir aber in das Hauptzimmer des ganz ländlichen Gebäudes traten, sahen wir zu unserer nicht geringen Ueberraschung auf einer langen Tafel eine kalte Collation aufgetragen und zum wenigsten zwölf Couverts: aufgeschnittenes kaltes Wildpret, kalter Truthahn, Schinken, Backwerk aller Art, nebst Früchten und Wein im Ueberfluß. Wir sezten natürlich solche Zurüstung in Zusammenhang mit unserm Besuch, und als der Erzherzog uns fragte, ob wir nicht etwas essen wollten, erwiderten wir, wir könnten allerdings etwas zu uns nehmen, da wir seit dem Frühstück vor acht Stunden, vierzig Meilen von da, nichts über den Mund gebracht. Aber kaltes Fleisch und trocken Brod oder süßes Backwerk ist ein schlimmes Mittagessen, zumal nach einer solchen Fahrt durch die steierischen Gebirge, und lange ehe unser Hunger halb gestillt war, that uns der Kiefer weh und der Hals wurde uns so trocken, wie die Straßen, auf denen wir gefahren. Wir kamen in gewaltige Versuchung, zu Sr. kaiserlichen Hoheit zu sagen: „Wie wäre es, wenn Sie uns eine Schüssel voll Suppe verschafften?“ Aber die furchtbare Etikette, der Popanz für Jedermann, schreckte uns ab, und wir schoben fort und fort Schinken und Truthahn hinein, wie man Dinge in einen Koffer zwängt, der bereits schon zu voll ist. Wir wunderten uns nicht wenig über Beschaffenheit und Umfang der Collation, zumal sie mit allem Uebrigen im Hause, dessen ganze Einrichtung durchaus einfach und ländlich war, in gar keinem Verhältniß stand. Erst als wir gegen das Ende unseres Besuchs einen Gang durch den Weinberg und die Kelter machten, ward uns die Sache klar. Um eine Ecke biegend, stießen wir auf ein Dutzend Wagen und mehrere Haufen von Besuchenden; denn es war der Wochentag, an dem der Erzherzog Besuche empfängt, und jezt begriffen wir, daß die Collation, in die wir so furchtbar eingehauen, nicht uns gegolten hatte, sondern den Nachbarn vom Lande, welche Sr. Hoheit ihre Aufwartung machten. Er sagte übrigens kein Wort über die Sache, weder zur Erklärung, noch zur Entschuldigung; die Wahrheit ist, er hatte uns nicht zum Essen geladen, da er aber sah, daß wir Hunger hatten, gab er uns, was er konnte, und wir ließen es uns nach Kräften behagen.

Er gab uns aber etwas, was von größerem Belang war, nämlich eine Menge Notizen über das Reisen in Obersteiermark, ein Land, mit dem er ganz genau bekannt ist, weil er einen großen Theil des Jahrs dort zubringt. Er wies uns den Ort, wo er residirt, auf der Karte; er heißt Vordernberg. Der Erzherzog leitet dort in Person mehrere bedeutende Eisenwerke; er lud uns ein, sie zu besehen, und versprach, unser Führer zu seyn. Bei Gelegenheit unseres vorhabenden Ausflugs nach Obersteiermark fiel das Gespräch auf manche verwandte Gegenstände, und selten habe ich einen Mann getroffen, der in Allem, was er zu seiner Sphäre rechnet, so ganz zu Hause war, und überhaupt ausgebreitetere und genauere Kenntnisse hatte. Allerdings ist er ein Prinz, und unbewußt, vielleicht instinktmäßig schlagen wir geistige Vorzüge in solcher Region höher an, als wenn uns ähnliche Eigenschaften und Talente in niedrigerer Sphäre begegnen. Andernseits sezt ihn gerade der Umstand, daß er so eigenthümlich, Manche möchten wohl sagen so ungünstig gestellt ist, desto schärferer und argwöhnischerer Beobachtung von Seiten derjenigen aus, mit denen er verkehrt. Doch Erzherzog Johann von Oesterreich hat solche Prüfung nicht zu scheuen: was er wirklich weiß oder was er denkt, äußert er mit solcher Offenheit, daß Jedermann von der Aufrichtigkeit seiner Worte überzeugt ist und seinen faktischen Angaben Glauben schenkt. Wer ihn kennt, muß sagen, daß er, ohne alle Ansprüche, ohne eine Spur von Gepränge, der höflichste, freundlichste Mann ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortsezung.)

Die erste Zeit verging mir in bangem Schmerz und fruchtlosem Heimweh. Als ich aber die Nachricht von meiner Freundin Vermählung und dem stillen, harmlosen Glück

der Familie erhielt, begann ich einzusehen, daß der Kapitän Recht gehabt hatte, daß ich ohne seine Einmischung das große Vergehen begangen haben würde, ein theures Wesen meinem ungewissen Loose beizugesellen und dadurch auf das Haupt, dem ich das beste Glück gegönnt hätte, eine Masse von Enttäuschungen, banger Erwartung und unendlichem Weh zu häufen. Jezt fühlte ich mich schuldlos an fremdem Elend, und darum gebrach es mir nicht an Muth, Alles zu unternehmen und jedem nöthigen Wagniß die Stirne zu bieten. Hundertmal, wenn ich mich dessen so recht deutlich bewußt wurde, segnete ich des wackern Oheims Andenken; aber dennoch blieb das Bild meiner ersten und einzigen Liebe, die Erinnerung an die glücklich verlebten Tage meiner Jugend vorherrschend in meiner Seele; sie geleitete mich freundlich unter andere Zonen und tauchte heller in mir auf, als die heimische Luft mich wieder umwehte und die Wogen des Vierwaldstättersees sanft rauschend vor meinen Augen das stille Ufer umspielten.

Schnell und fast unmerklich vergeht die Zeit, wenn das vielbewegte Leben in einen gleichförmigen Gang und zu ruhigem Nachdenken gelangt ist. Die Ungeduld, mit welcher ich das langersehnte Land betreten hatte, war abgekühlt, es zog mich nicht mehr mit solcher Gewalt vorwärts, wie früher, und ich war zufrieden, die lieben Schweizerberge überhaupt erreicht zu haben. So flogen drei Wochen dahin; wo waren sie geblieben? Ich fühlte mich genesend und konnte vor mir selbst einen längern Aufenthalt an dem liebgewordenen Orte bei meinen freundlichen Wirthen nicht entschuldigen. Doch hatte die einmalige Vereitelung meines Vorsatzes, den Fleck Erde, der meinen Oheim deckte und mich selbst werden sah, in aller Eile aufzusuchen, eine Art Gleichgültigkeit gegen denselben erzeugt, ja mir graute ordentlich vor dem Alleinstehen, vor dem Fremdseyn in jener Gegend, wo Niemand meiner wartete. Leugne doch keiner den Zusammenhang unseres eigenen Ichs mit jener geheimnißvollen Welt, deren Daseyn selbst der Kühnste von uns nicht gründlich zu bestreiten vermag, was man gemeinhin mit dem Namen „Ahnung“ bezeichnet. Selten und nur in einzelnen Fällen wird uns zwar dieses Ahnungsvermögen deutlich, aber dennoch reicht es oft hin, uns warnend vor ferner Gefahr zu schützen; noch öfter leitet es uns unbewußt auf die Bahn, wo das eigene Vorhaben gleichsam den Schicksalsknoten anderer Menschen zu lösen bestimmt ist.

Ich hatte in meiner frühern Lebensepoche von den Herrlichkeiten der Schweiz wenig mehr gesehen, als die nächste Umgebung meines Cantons. Die frühern Plane abändernd, beschloß ich nun, mich dem Ziel meiner Reise durch Umwege zu nähern und der unerklärlichen Sehnsucht nachzugeben, die mich zu einer Wanderung nach den Oberländer Gebirgen zog, welche in ihrem Schooße eine große Mannichfaltigkeit der erhabensten und lieblichsten Naturscenen bergen. An einem schönen Morgen in der Mitte des Juli schwamm ich in still-wehmüthiger Regung auf den Wellen, die so lange meine liebste Aussicht gewesen waren, ließ mich den ganzen See entlang nach dem schönen Luzern führen, das mit seiner reizenden Gegend ein für sich abgeschlossenes Paradies zu seyn scheint, und genoß dort Alles, was Gottes Erde dem Menschen an ruhiger Freudigkeit zu bieten hat. Von einem Führer geleitet, verließ ich mit meinem treuen Georg, dem einzigen lebendigen Andenken, das ich aus Westindien mit mir gebracht hatte, nach mehreren Tagen die Stadt, wanderte längs des Pilatus nach dem heimlichsten Winkel (Winkel heißt ein Dorf unweit Luzern) der Erde, schiffte nach Alpnach, miethete dort ein Pferd und zog über Sarnen und Sarein dem Brünig zu, über welchen ich nach Meiringen und dann nach Interlachen zu gehen gedachte.

Das schönste Wetter schien meine Reise zu begünstigen; mit Entzücken überschaute ich die ewig sich erneuernde Fernsicht, begrüßte die Firsten und Alpenhörner, die im wechselvollen Spiel um mich her auftauchten, und meine Seele schien mir von allen drückenden Banden des Lebens frei zu seyn. Etwas gedämpfter wurde meine Freude, als wir am späten Nachmittage vom Lungernsee her, dessen schattige Umgebung der Himmel mit gelblichem Licht färbte, hinanzusteigen begannen. Nebliche Dünste schwebten überall in den seltsamsten Formen an den Bergen hinauf und herab, der Horizont verhüllte sich, eine drückende Hitze lag über dem Thale und ließ Menschen und Vieh nur die Fähigkeit, mechanisch ihre Verrichtungen zu erfüllen. Der Regen ist kein angenehmer Begleiter auf Bergreisen, darum sah ich nicht ohne Aerger, wie die Atmosphäre dicker und feuchter wurde, wie die Nebel sich zusammenballten, tiefer zu sinken anfingen und endlich sich immer stärker entleerten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, Juli.

(Beschluß.)

Reisende. Pelvorama des Rheins.

In diesem Sommer ist unsere Stadt stärker als je von Fremden besucht. So lange die Reise- und Badelust nicht abnimmt, werden unsere Gasthöfe im Sommer übervölkert seyn, und auf unsern Straßen und öffentlichen Plätzen reges Leben herrschen, was uns gar nicht unwillkommen ist. Die Stadt und die Gegend sind aber auch lockend genug in der schönen Jahreszeit. Da sind ganz in unserer Nähe die Taunusbäder, besonders das anmuthige Wiesbaden; man kann

recht gut hier wohnen und sich dieser Bäder bedienen, gerade wie in dem Kurorte selbst; ferner die herrlichen Rheinpartien; nichts Angenehmeres, als auf Dampfböten, kleinern und größern Fahrzeugen bald diesen, bald jenen schönen Punkt des Rheingaus zu besuchen, und wer gar Fußpartien liebt, wird hier ein Paradies finden, würdig, daß jeder Berg, jeder Hügel besonders gesehen und bewundert werde. Da sind endlich unsere hiesigen lokalen Merkwürdigkeiten, reiche Kunstschätze, alte und neue architektonische Sehenswürdigkeiten, herrliche Promenaden u. s. w. Dabei lebt man hier billig und angenehm; man kommt den Fremden zuvorkommend entgegen, und bietet Alles auf, ihnen den hiesigen Aufenthalt lieb zu machen.

So eben ist hier das erste Heft des Polyorama's des Rheins von dem Landschaftmaler v. Klein erschienen, welches der Künstler schon längst versprochen hat, und mit welchem er uns alle malerischen Ansichten des Distrikts zwischen Mainz und Bacharach, deren etwa vierzig seyn werden, zu geben gedenkt. Die Idee, von welcher er bei diesem Unternehmen ausging, und bei deren Realisirung wir allerdings naturgetreuere Zeichnung und Coloritung erhalten würden, als bisher der Fall war, ist eigenthümlich, dürfte aber so leicht nicht Eingang finden. Klein schlägt nämlich jedem Landschaftmaler vor, er solle sich begnügen mit den Umgebungen seiner Heimath in einem Umkreise von höchstens 16 — 20 Stunden, vorausgesetzt, daß dieselbe malerischen Werth habe. In diesem kleinen Raum, dessen Einzelnheiten ihm durch öftere Beobachtung alle schon bekannt sind, soll er die schönsten Punkte nach allen Richtungen aufsuchen, sie zu Papier bringen und als Polyorama ordnen, wie das der Verfasser mit den Rheinansichten gethan. Dabei sey nun folgende Regel zu beachten: alle in einem oder dem andern Bilde vorkommenden und besonders in's Auge fallenden Hauptpunkte sollen jedesmal benannt werden, und später als Vordergründe anderer Ansichten wieder erscheinen, so daß der Beschauer des Werks, neugierig, wie wohl von jenem auffallenden Berge, Hügel u. s. w. die Gegend sich ausnehmen mag, seinen Wunsch sogleich befriedigen und sich an die gewählte Stelle versetzen kann, insofern die gewünschte Aussicht der Aufnahme würdig war, und der Standpunkt sich nicht außer dem Revier des Malers befand. Auf diese Weise lerne man den Charakter des Landes und seines Himmels genau kennen, besonders wenn der Maler sich auch an Geologen und Mineralogen wende, um die verschiedenen Gebirgsformationen kennen zu lernen, aus welchen die größern Massen bestehen, und sich bemühe, deren Colorit in allen Abstufungen des Lichts und bei allen Tagesbeleuchtungen zu studiren und richtig wiederzugeben. Wahr ist allerdings, daß oft fremde Künstler, die entlegene Landschaften malen, wohl den Himmel ihres Landes recht gut kennen, allein nicht den der Gegenden, wo sie coloriren sollen, wodurch oft der schlimme Fehler entsteht, daß z. B. deutsche Ansichten in einem Schweizercolorite prangen, oder bei italienischen unser vaterländischer Himmel angewendet wird. Da das erste Heft des Kleinschen Polyorama's, aus sechs Blättern bestehend, schon auf 30 fl. kommt, und der Künstler wenigstens sechs solcher Hefte zu liefern gesonnen ist, bis das Polyorama seiner Strecke vollendet ist, so sieht man, daß es sich um ein großartiges Unternehmen handelt. — Auch eine Ansicht der Stadt Mainz, von der Terrasse der Anlage (in einer Entfernung von etwa 4800 rheinischen Fußen vom Mittelpunkte des Domes) aufgenommen, ist dieser Tage ebenfalls von Klein erschienen. Von der Terrasse der neuen Anlage aus präsentirt sich die Stadt unstreitig am herrlichsten, und die panoramaartige Umgebung gibt ihr hier ein imposantes Ansehen. Dieses nach der Kleinschen Meßmethode entworfene Blatt zeichnet sich vor frühern Aufnahmen der Stadt von diesem Punkte vorzüglich durch eine unstreitig weit genauere Proportion in allen Höhen und Breiten aus. Seine neue, allerdings sehr erleichterte Meßmethode hat Klein in einem besondern Schriftchen bei Wirth dahier erscheinen lassen.

Florenz, Juli.

(Beschluß.)

Ueber Torquato Tasso.

Bei den Italienern, welche deutsche Literatur mit Aufmerksamkeit verfolgen, erregte vor einiger Zeit ein Aufsatz in einer der Beilagen zur Allgemeinen Zeitung Aufsehen, welcher Resultate aus einer Vorlesung mittheilte, die Professor Ranke in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten hatte. Darnach nämlich sollte der Wahnsinn Tasso's durch Gewissensscrupel motivirt werden, die ihm sein Gedicht in spätern Jahren verursacht. Daß das überreizte Gemüth dieses Dichters auch auf diese Weise sich plagte, ist den Italienern im Allgemeinen ganz wohl bekannt, und als eine mitwirkende Ursache jetzt vielleicht von Keinem in Abrede gestellt. Das aber sein Verhältniß zur Leonore, die Behandlung, welche er vom Herzog von Este erlitt, seine wunderliche, unpraktische Weise, dies aufzufassen (so beklagt er sich z. B. in einem seiner Briefe nicht, daß Tasso, der gefeierte Dichter des Jahrhunderts, sondern daß der Gentiluomo in ihm beleidigt sey), und plötzlich eintretende Enthaltsamkeit in Bezug auf das weibliche Geschlecht nicht minder dazu beitrugen, eine an sich zarte, schon zerrüttete Gesundheit gänzlich zu untergraben, macht der Italiener vorzüglich deßwegen geltend, weil er bei einer historischen Untersuchung einen vielleicht bis dahin weniger beachteten Theil nicht besonders hervorzuheben, und als ein Ganzes für sich herauszustellen liebt. Dann fragt er aber ferner, ob bei jener Behauptung auch die in Rom, Florenz und sonst in Italien bekannten Handschriften des Tasso benützt werden konnten, die sich im Besitz des römischen Grafen Mariano Alberti befinden, und über das Verhältniß Tasso's zur Leonore und zum Herzog so viel Licht verbreiten. Ueber Ersteres hat sich in Italien die öffentliche Meinung dahin festgestellt, daß man jetzt wohl allgemein dafür hält, die Liebe des Dichters sey von Seite der Prinzessin nicht bloß in geistiger Beziehung erwiedert worden. Wenn dabei der Schleier, den Goethe's Dichterhand über diese Freundschaft ausgebreitet hatte, vielleicht durch kein zu poetisches Resultat gelüftet seyn sollte, so dürfte es doch im Wesen des italienischen Lebens überhaupt und insbesondere in der Eigenthümlichkeit italienischer Künstlernaturen des 16ten Jahrhunderts seine Bestätigung finden. Als die eben genannten Handschriften des Grafen Alberti vor einiger Zeit der großherzoglichen Regierung von Toskana zum Verkauf angetragen wurden, konnten eigens dazu ernannte Schriftkenner (periti) die Handschrift des Tasso in ihnen nicht wiederfinden, obwohl die florentinischen Gelehrten fast einstimmig für Echtheit und Originalität der meisten dieser Werke entschieden. Der Handel zerschlug sich; der Graf Alberti kehrte nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Florenz und mit einer angemessenen Entschädigung nach Rom zurück, und kündigte darauf im December vorigen Jahrs die Herausgabe dieser wichtigen Werke mit Facsimile u. s. w. an. Bis jetzt ist noch kein einziges Heft erschienen; das Unternehmen soll höhern Orts, wie man hört, auf Schwierigkeiten gestoßen seyn.

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 13. August 1836.

— O, the cry did knock
Against my very heart.

Shakespeare.
The tempest.

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortsetzung.)

Die Sennhütte, welche auf dem Gipfel des Brünig lag und die mein Führer zu unserm Nachtquartier bestimmt hatte, war noch ein paar Stunden entfernt, den steinigten Weg hatte der Regen schlüpfrig gemacht, die Dunkelheit war um des düstern Himmels willen früher eingebrochen; kurz, wie es dem Menschen oft geschieht, hatte auch bei mir die verdrießlichste Gegenwart sich an die genußreichste Vergangenheit gereiht. Von der Stelle, wo wir waren, bis zu der Wohnung, die uns herbergen sollte, fand sich kein Haus mehr, und doch hätte ich so gerne für ein Dach, unter dem ich hätte bleiben und mich trocknen können, eine große Belohnung geboten. So warf ich denn meine Augen ungeduldig forschend rechts und links, und suchte Finsterniß und Regen zu durchdringen, in der ungewissen Hoffnung, irgend eine Freistätte zu erspähen. „Halt!“ rief ich plötzlich dem ehrlichen Peter zu, der mir rasch voranschritt, „schimmert nicht aus jener Schlucht ein Licht herüber? Wenn Menschen da wohnen, so könnten auch wir vielleicht die Nacht dort zubringen.“ — „Lieber Herr,“ erwiderte der Führer, „da würdet Ihr ein schlechtes Unterkommen finden. Es wohnen in jener Hütte Leute, die selbst nicht mehr haben, als Kummer und Mangel, ihre täglichen Gäste; auch ist der Mann ein grober Mensch, der wohl in manchem unerlaubten Handel seine Hände gehabt haben mag, und dem ich nicht über den Weg traue. Ein Strohdach, ein Stück altes schwarzes Brod, höchstens ein Tropfen Ziegenmilch und den Boden zum Lager, das ist Alles, was Ihr dort hoffen könnt.“ — „Gleichviel,“ sagte ich nach einigem Bedenken; „ich vermag die Station nicht mehr zu erreichen, und lieber will ich unter einem unwirthlichen Dache liegen, als allen Unbilden des Wetters preisgegeben seyn. Darum geht voran, Peter, und macht mir Quartier, so gut die Umstände es gestatten.“

Durch wildes Gestrüpp mich drängend, das Georg, so gut es gehen wollte, auseinander bog, folgte ich dem Führer und hörte plötzlich, wie eine unbekannte Stimme in dem gröbsten Schweizeridiom Verwünschungen und Schimpfworte ausstieß, welche die gemachte Anmeldung beantworten sollten; näher getreten, erblickte ich bei dem schwachen Schein eines ärmlichen Küchenfeuers, das aus der offenen Thüre leuchtete, einen großen, übel aussehenden Mann, der bereit schien, seine Schmähungen in Thätlichkeiten übergehen zu lassen. Sobald er indessen mich und meinen wohlbewaffneten, dunkelbraunen Diener sah, mäßigte er seine Ausdrücke, und noch mehr veränderte sich sein Betragen, als ich einen Thaler mit der

Bitte in seine Hand gleiten ließ, uns diejenigen Bequemlichkeiten zu verschaffen, die ihm zu Gebote ständen. Zwar fanden sich diese in der That so gering, daß es mir manchmal vorkam, als möchte ich lieber auf freiem Feld bivouakiren; zwar kamen uns Rauch, Unreinlichkeit, übelriechender Dunst und ein Heer von Fliegen entgegen, als wir durch die kleine Küche in die Stube traten; aber wenn ich meine nassen Kleider und mein schmerzendes Bein bedachte, so mußte ich doch gestehen, daß es hier immer noch besser sey, als unter dem strömenden Himmel. Auch hatte mein gewandter Georg bald das Gemach nach Möglichkeit bewohnbar gemacht, seinen Herrn mit trockenen Kleidern versehen, und auf einem Lager von Stroh zwei wollene Decken, einen Ueberrest meiner Nomadenlebensart, ausgebreitet. Der Hauseigenthümer rief gleich nach unserm Eintritt seiner Frau, die in der Kammer neben der Stube war, und befahl ihr, Suppe und Kartoffeln zu kochen. Bald nachher hörte ich das Weinen eines Kindes, und das Weib, dessen Aussehen mir weit besser gefiel, als das ihres Mannes, sprang eilfertig vom Herde in die Kammer zurück. „In's Teufels Namen!“ rief der Leztere, „laß doch den Balg und geh an deine Arbeit! er wird sich nicht zu Tode schreien, und der Herr wartet auf sein Nachtessen. Nun, soll ich ihm zum Schweigen helfen?“ brüllte er, als ihm nicht sogleich Folge geleistet wurde, und erschrocken flog die zögernde Frau in die Küche zurück. So oft nun die wimmernde Kinderstimme sich wieder hören ließ, pochte der Wütherich mit dem Schuh gegen die Kammerthüre, worauf zwar jedesmal das Weinen momentan nachließ, aber zugleich ein zorniges Murren folgte, ähnlich dem eines großen Hundes.

„Freund,“ sprach ich, „spart jede Ungelegenheit, ich warte gerne, und will nicht, daß Euer Kind um meinetwillen nicht besorgt sey.“ — „Es ist nicht mein Kind,“ war die brummende Antwort; „die Range schreit den ganzen Tag, will essen und trinken, und meine Frau vertändelt die Zeit mit ihr, während sie einen Groschen gewinnen könnte, und das Alles um Gotteswillen. Das ist mir zu bunt, und ich leide es nicht mehr.“ — „Sag doch nicht so, Kaspar!“ rief die Frau aus der offenen Küche; „du weißt ja, daß wir es nicht umsonst thun.“ — „Halt's Maul!“ war die sanfte Erwiderung, „du brauchst dich nicht in unser Gespräch zu mischen.“ Daß mir bei diesen Reden, bei dem bösen Geist, der über diesem Hause zu schweben schien, unheimlich wurde, wird wohl Niemand bezweifeln. Die aufgetragene Mahlzeit, welcher Georg und der Führer tüchtig zusprachen, reizte meinen Appetit weit weniger, als das kleine, mißhandelte Geschöpf da drinnen meine Theilnahme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kapitän Basil Hall in Steiermark.

(Fortsetzung.)

Der Erzherzog lebt als einfacher Staatsbürger, als Landedelmann, und hat als solcher unendlich viel für Steiermark gethan, wohl so viel, als unter den obwaltenden Umständen überhaupt möglich war. Er hat zahlreiche landwirthschaftliche Vereine in Gang gebracht, wodurch die Landescultur in der ganzen Provinz wesentlich verbessert worden ist. Am segensreichsten aber, wie ich von gut unterrichteten Steiermärkern höre, wirkt er dadurch, daß er sich fast mit jedem Individuum im Lande persönlich bekannt macht und alle Classen ermuntert, jede in ihrem Fache mit Liebe und Fleiß fortzuwirken. Kurz, er gleicht einem guten Herrn mit unermeßlichen Besitzungen, dessen höchster Stolz, dessen größte Freude es ist, das Wohl seiner Untergebenen zu fördern. Die Bemühungen des Erzherzogs erscheinen desto uneigennütziger, da nur ein kleiner Theil des Ganzen sein Privateigenthum ist.

Einige Monate später, im Frühjahr 1835, fanden wir Gelegenheit, der gütigen Einladung des Erzherzogs Folge zu leisten und ihm einen Besuch auf seinen Eisenwerken in Vordernberg, tief in den Gebirgen Obersteiermarks, abzustatten. Da wir uns bei unserm Besuch im vorigen Herbst übel verrechnet hatten, so ließen wir es uns diesmal angelegen seyn, hinsichtlich der Lebensweise Sr. Hoheit genaue Erkundigung einzuziehen; wir glaubten jezt auf die Minute zu wissen, wann er speiste, und fuhren, in der bestimmten Voraussetzung, eingeladen zu werden, wenigstens eine halbe Stunde früher vor dem Thore an. Wir hatten uns gewaltig geirrt; denn nachdem wir zu wiederholten Malen an der Glocke gezogen, öffnete ein ehrwürdiger, wie ein Kellermeister aussehender Diener, und schien nicht wenig betroffen, daß ihm eine Kutsche voll Besuchen zu dieser Stunde über den Hals kam. Er sagte, der Erzherzog sey nicht zu Hause, ich gab ihm meine Karte und wollte eben wegfahren, da kam eine Art Secretär mit der Brille auf der Nase und der Feder in der Hand, durch den Regen, der ihm über seinen kahlen Schädel lief, herangeschritten. Er schien ganz gut zu wissen, wer und was wir waren, und bedauerte, daß Se. kaiserliche Hoheit nicht zu Hause sey. „Ich denke wohl,“ setzte er in halb fragendem, halb empfehlendem Tone hinzu, „ich denke wohl, Sie speisen im Gasthofe; allermittelst kommt der Erzherzog nach Hause und hat dann Zeit, Sie vorzulassen.“ So waren denn alle unsere schönen Hoffnungen auf ein Diner beim Erzherzog abermals zu Wasser geworden, und wir fuhren in der trübseligsten Stimmung in das trübseligste aller Wirthshäuser. Der Tag war abscheulich, der Regen fiel in Strömen, die Berge waren dicht mit Nebel umzogen, auf dem

Boden lag Koth und schmelzender Schnee schuhtief. Im Hause war nichts zum Essen aufzutreiben, als elende, dünne Suppe, dergestalt mit Safran gefärbt, daß Keines von uns mehr als den ersten Löffelvoll hinunterbrachte, und wir saßen in einem kalten, uncomfortabeln, finstern, kahlen Zimmer und warteten, bis die Pferde gehörig geruht hatten, um wieder in die civilisirte Welt hinabzutrotten.

Endlich verfiel ich auf einen Zeitvertreib; ich ließ den Wirth rufen und fragte, was es in Vordernberg zu sehen gebe. „O," rief er, „da können Sie unsere Schmelzwerke sehen, und wie unser schönes Eisen gemacht wird, das in alle Welt geht; dergleichen sieht man nirgends." Und ehe wir eine Bemerkung machen konnten, lief er davon und rief: „Ich will sogleich auf das nächste Werk schicken und fragen lassen, wann das Metall losgelassen wird." In zehn Minuten waren wir unterwegs; es war aber wahrlich keine Lustpartie. Der Regen strömte, daß das Herz des durstigsten steierschen Bauern nach der langen Dürre befriedigt seyn konnte, und wir patschten durch den schuhtiefen Koth unter der Führung des gefälligen Wirths, der unter einem gewaltigen rothen Regenschirm eine der Damen geleitete, während ein derbes Weibsbild, das im Wirthshaus als Kellnerin diente, meine Tochter auf den Armen trug, so leicht, als wäre sie eine junge Katze. Die Leute im Eisenwerk hatten nur auf uns gewartet: sie stießen ihre Stangen gegen die verschlossene Mündung des Ofens, und bahnten dem geschmolzenen Eisen den Weg. Auf einmal brach der Glutstrom heraus, im Kleinen überraschend ähnlich den Ausbrüchen des Vesuvs, welche wir das Jahr zuvor beobachtet. Während wir uns daran ergötzten, kam des Erzherzogs Secretär, der Mann mit der Brille, der uns so deutlich zu verstehen gegeben, wir sollten im Wirthshaus speisen, athemlos herbeigerannt; er sagte, er habe das halbe Dorf nach uns durchstöbert, und richtete aus, es werde Sr. kaiserlichen Hoheit angenehm seyn, uns auf Ihrem Schmelzwerk zu sehen; der Erzherzog hoffe ferner, wir werden ihm das Vergnügen schenken, um vier Uhr mit ihm zu speisen.

Damit erheiterten sich unsere Aussichten wieder, und da des Prinzen Schmelzwerk ganz in der Nähe war, so ging es wieder hinaus durch Koth und Regen, und der Erzherzog empfing uns selbst an der Thüre seines Werks. Wir sahen hier eine zweite Eruption und erhielten eine klarere, wissenschaftlichere Erklärung des Processes, als unser Wirth vom Hosenband uns hatte geben können. Wir kamen auch dahinter, daß genannter Wirth privatim längst gewußt hatte, daß wir mit dem Herzog speisen sollten — kein Herzog Humphry, wie wir nachgerade mit Recht befürchtet, sondern mit Herzog Johann, und dieser setzte uns endlich, als wollte er uns für die kalte Kost auf dem Weinberg im vorigen Herbst schadlos halten, ein treffliches Mahl vor. Man hält mir wohl zu gut, wenn ich namhaft mache, was wir in diesem entlegenen, so wenig versprechenden Winkel der Erde zu essen bekamen. Wir hatten Fische; sie nennen sie Forellen, sie waren aber eher wie Salm; superb, denn sie kamen frisch aus dem Strom und waren eben erst zubereitet; ferner Wildpret aus den benachbarten Bergen, eines Aldermans würdig, und endlich ein Soufflet, das einem Very oder Beauvilliers Ehre gemacht hätte: Alles köstlich, warm und recht gut servirt, ohne Gepränge, wie es einem edlen Fürsten, der sich aus eigener Wahl von der Welt zurückgezogen, wohl ansteht. Es war indessen vom Schicksal beschlossen, daß wir zwar mit Sr. Hoheit speisen sollten, aber Hochdieselben nicht mit uns; denn der Erzherzog hatte nach der Landessitte bereits um zwölf Uhr gespeist. Er setzte sich aber zu uns an den Tisch, unterhielt sich mit uns auf's Freundlichste, und bestärkte uns dadurch in der gleich Anfangs gewonnenen Ueberzeugung, daß ein einfacherer, angenehmerer und unterrichteterer Mann selten in irgend einer Classe oder in irgend einem Lande zu finden ist.

Seinem segensreichen Wirken ist es zu danken, daß es in der Welt kein glücklicheres Völkchen gibt, als die hiesigen Bergleute. Es war schön, wie überall, wo der liebenswürdige Fürst sich zeigte, die Leute herbeikamen und ihm die Hand küßten, nicht mit sklavischer Demuth, sondern mit dem Ausdruck herzlicher Achtung und Anhänglichkeit. Wahrhaftig, hinter dem schlichten Wesen und der groben Tracht des Bergmanns hätte Niemand den Mann gesucht, der einst in den blutigen Kämpfen seines Vaterlandes gegen Napoleon große Heere führte, den Mann, der noch jetzt so hoch gestellt ist, und in dessen Adern das edelste Königsblut in Europa fließt.

Die Haupterholung des Erzherzogs besteht in der schwierigen und gar nicht ungefährlichen Gemsjagd; diese Jagd vertritt hier zu Lande die Stelle unserer Fuchsjagd, und, wie ich aus guter Quelle weiß, vollkommen würdig; nur soll sie weit beschwerlicher seyn, und es gehört auch ein großer Liebhaber dazu — und Erzherzog Johann ist einer der leidenschaftlichsten Gemsjäger — um ganze Tage auf den Gletschern und dem ewigen Schnee der Alpen zuzubringen.

Während des Essens in Vordernberg sprach der Erzherzog mit uns von der besondern Beschaffenheit der Eisenwerke in dieser Gegend. Wir wußten bereits, daß das treffliche steiersche Eisen in großer Menge sogar nach Amerika geht. Er setzte uns auseinander, wie das hiesige Eisen durch natürliche chemische Eigenschaften vor fast allem Eisen in Europa, das schwedische und englische nicht ausgenommen, Vorzüge habe, und erzählte uns folgende alte Bergmannssage: „Als die Barbaren aus den Ländern nordwärts der Donau die Römer aus Steiermark, dem

damaligen Noricum, jagten, erschien der Berggeist den Eroberern und sprach zu ihnen: „Ihr habt die Wahl: wollt ihr Goldminen auf ein Jahr, Silber auf zwanzig Jahre, oder Eisen auf ewig?“ Unsere weisen Vorfahren hatten eben angefangen, den relativen Werth der edlen Metalle kennen zu lernen, indem sie praktisch erprobt, wie ihre rohen Schwerter alle Schätze Roms aufwögen, und so besannen sie sich nicht lange und wählten Eisen auf ewig.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Nauplia, Juli.

Ausflug an die Ostküste von Morea.

Trotz der großen Hitze machte ich in den letzten Tagen einen kleinen Ausflug in die Gegend um Astros an der Ostküste von Morea. Am 26sten Juni Abends, sobald sich der Landwind erhob, fuhr ich mit meinem Freunde O., einem der wackersten Griechen, die ich kenne, über den Meerbusen. Die Fahrt war sehr ruhig; um Mitternacht war sie zurückgelegt. Wir erwarteten auf dem Schiffchen den Morgen; als es kühl ward, stiegen wir an's Land. Hier steht nahe am Ufer eine Anzahl Hütten, die in dieser Jahreszeit nicht bewohnt werden. Indessen halten sich hier einige Handelsleute auf; auch fehlt nicht als Versammlungsort ein Laden, wo Branntwein und Kaffee verkauft wird. Die Ungesundheit des Ortes und die Menge kleiner, heftig stechender Mücken vertreiben die Menschen im Sommer auf die Berge, welche die Ebene von Astros einschließen. Diese Gegend machte einst das Gebiet der Stadt Thyrea aus, den Zankapfel zwischen Sparta und Argos, und Zeugen häufigen Blutvergießens der beiderseitigen Bürger. Besonders hat die Geschichte einen Sechshundertkampf in der Mitte des sechsten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung aufbewahrt. Dreihundert Spartaner und eben so viele Argiver sollten den Streit um den Besitz entscheiden; der Kampf dauerte bis in die Nacht; von den letztern blieben zwei, von jenen einer übrig. Beide Theile schrieben sich den Sieg zu, die Spartaner, weil der Ihrige auf dem Wahlplatze ausgehalten und die Waffen der erschlagenen Feinde genommen hatte, die Argiver, sich auf die Mehrzahl der Ueberlebenden von ihrer Seite stützend. Der Wortstreit führte sie zu einem neuen allgemeinen Kampfe, worin die Spartaner Sieger und in Folge davon Herren der Gegend wurden. Im zweiten Jahrhundert nach Christus gehörte sie wieder den Argivern. — Unsere Absicht war, uns in das Gebirg zu begeben. Nur mit Mühe konnten wir Maulthiere erhalten; einen Hügel, worauf eine zerstörte Festung liegt, zur Rechten lassend, ritten wir sodann durch die Ebene, die mit Oel- und andern Fruchtbäumen und mit Reben bepflanzt ist. Bedeutende Strecken sind unangebaut. Aufwärts steigend gelangten wir zuvörderst an die Winterhütten der Einwohner des Fleckens St. Johann. Daselbst sahen wir den Garten, wo im Jahr 1825 die Nationalversammlung statt fand. In der Nähe fiel mir ein Gerüste an einem Baume auf; ich erfuhr, daß da Menschen übernachten. Auch in Nauplia kann man jetzt jeden Abend Viele vom Volke, in ein Kapoto (Wollenmantel) gehüllt, vor den Häusern liegen sehen. Daraus mag man ersehen, wie falsch die Vorstellung ist, daß die Nächte in diesem Lande kalt seyen. Wir setzten darauf über mehrere Bäche; zur Rechten hatten wir in einem Grunde ein großes Flußbett, worin etwas Wasser war. Nachdem wir über Steine und Gebüsch geklettert waren, stiegen wir die Höhe zum Kloster Luku hinan. Ein Mönch, den wir auf einem wohlgenährten Maulthiere hatten vorauseilen sehen, empfing uns und führte uns alsbald in einen Saal hinauf, in dem nichts als ein Sopha war. Der Abt war nicht zu Hause. Indessen man ein kleines Frühstück, so gut es ging, für uns bereitete, ergötzten wir uns an der Aussicht auf die Landschaft, die vom Meere begrenzt wird. Im Garten, der wenig Pflege zu erhalten scheint, sah ich Lorbeers, Mandel- und Feigenbäume. Die ganze Umgebung des Klosters ist eine nicht unangenehme Wildniß; von Gebüsch überwachsen, verbergen sich antike Mauerreste, Säulentrümmer liegen auf der Erde. Im Klosterhofe befinden sich Säulenknäufe korinthischen Styls und verschiedene andere Bruchstücke von schöner Arbeit. Auf meine Frage nach der Bibliothek brachte man den ganzen Schatz, der in sechs bis acht werthlosen Büchern bestand. Mit Studien scheinen die griechischen Mönche von jeher nicht sonderlich sich beschäftigt zu haben. Als ich auf der Reise, von der ich im vorigen Briefe erzählt habe, den Abt eines Klosters in der Argolis um seine Büchersammlung fragte, führte er mich in seine Weinniederlage und sagte mit wohlgefälligem Lächeln, indem er auf die großen Fässer zeigte: das sind meine Bücher! Von dem Kloster führt ein außerordentlich steiler Weg über starre Berge und an tiefen Abgründen zu dem Flecken St. Johann. Es zeigt sich keine Abwechselung, kein anmuthiges Thal öffnet sich, kahle Berge ragen von allen Seiten empor. Keine Quelle erquickte uns, die Hitze war sehr groß; kaum vermochten die armen Maulthiere uns weiter zu schleppen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 188:

Die Mode.

Räthsel.

Wenn ich euch ein wenig kenne
Und mich eure Göttin nenne,
Seufzt ihr, oder leugnet gar,
Mädchen, daß ich spreche wahr.

Tröstet euch, ihr lieben Schwestern,
Meine Macht ist nicht von gestern;
Schon der König Salomo
War an mir, jung, herzlich froh.

Unter heidnischen Göttinnen
Sah ich früh mein Reich beginnen,
Alle, von der Juno an,
Waren sie mir unterthan.

In dem Chor der Herrn Autoren
Wird mein Thron stets neu geboren,
Selbst der Recensenten Mund
Thut euch meine Macht oft kund.

Doch besonders euch, ihr Schönen,
Seh ich meiner Herrschaft fröhnen,
Selbst die Mode, der Tyrann,
Ist mir pflichtlich unterthan.

Allen weiß ich vorzulügen,
Alle freundlich zu betrügen,
Und wer von mir frei zu seyn
Wähnt, ist nur gewisser mein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 195.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 15. August 1836.

Die Tyrannei der Nacht ist viel zu rauh,
Als daß Natur sie trüge.

Shakespeare.
König Lear.

Kapitän Basil Hall in Steiermark.

Das deutsche Bett.

Die Deutschen, wie überhaupt die Bewohner des Continents, wissen gar nicht, was Comfort ist, wenigstens nicht in unserm Sinne, und haben daher auch kein Wort dafür in ihrer wunderbar reichen Sprache. So findet man oft in den besten Häusern nicht einen einzigen Fußteppich. In den Hauptzimmern ist der Fußboden sauber eingelegt und blank wie der Arbeitstisch einer Dame. Geschmackvoll mag dies seyn, was hat man aber von der kostbaren Eleganz? nichts, als daß es einen unleidlich in die Füße friert, während man für das Geld, das solche Fußböden gekostet, sie dreifach mit comfortabeln Teppichen hätte belegen können. Ferner ist im ganzen Hause keine offene Feuerstelle, außer in der Küche: statt der angenehmen Feuerroste, wie in England, statt der Kamine mit loderndem Holz, wie in der Schweiz und in Frankreich, haben sie nur ihre erbärmlichen, schwerfälligen Ofen, welche allerdings die Zimmer heizen, aber mit so gespannter, drückender Luft, daß, zum wenigsten nach unserm Gefühl, von Comfort keine Rede seyn kann. Wird ferner die Thüre aufgemacht, so sizt man buchstäblich im Freien, denn alle Zimmer gehen auf den unverwahrten Hausgang. Im Sommer liegt nicht viel daran, aber Winters bringt die Kälte ein, wenn auch die Thüren noch so dicht sind. Aber auch abgesehen hievon, sezt man sich bei jeder Ortsveränderung, wie man in Amerika sagt, auf dem Corridor dem Wind und Wetter aus. In andern Landstrichen, wenn es sehr kalt ist und man sich an den Feuern, wie man sie in schlechten Wirthshäusern findet, nicht erwärmen kann, bleibt einem doch immer noch das Bett als Zuflucht. So weiß ich, daß eine englische Familie, welche im strengen Winter von 1829 auf 1830 von Paris nach London reiste, in Calais nach dem Frühstück sich heldenmüthig wieder zu Bett legte und darin blieb, bis das Dampfboot abging. In Deutschland läßt sich dies leider nicht thun: im ganze Striche, den ich kenne, und ich habe einen großen Theil des Landes bereist, ist nicht Ein erträgliches Bett zu finden, oder wenn auch, so ist es an Orten, wie Hainfeld, wo Ausländer wohnen oder Leute, die in Ländern gereist sind, wo der Comfort im Schlafzimmer für so wesentlich gilt, als die Eleganz im Besuchzimmer.

Die Deutschen sind ein reinliches, mäßiges, höfliches, gastfreundliches, redliches Volk, aber wie man die Nacht zubringen soll, davon haben sie auch gar keinen Begriff. Haben sie nur den Tag in Redlichkeit gegen ihre Nachbarn in Achtung vor dem König und in Anhänglichkeit an ihre Pfeifen und Priester hingebracht, so scheint es ihnen

gleichgültig, wie die andere Hälfte der vier-und-zwanzig Stunden, als ein unwesentlicher Theil ihrer Zeit, verfließt. Wie dem sey, ich habe selten in Deutschland ein Bett getroffen, in welches ein englischer Gentleman nach einem Jagen seinen müden Hühnerhund legen möchte, ohne sich zu schämen. Ich spreche gar nicht von der geringeren Unbequemlichkeit, daß sie keine Vorhänge haben, an die man anderswo gewöhnt ist; ich beklage mich besonders darüber, daß sie in allen Dimensionen so entsetzlich klein sind. Ist man es satt, daß sich die Füße an den Brettern unten reiben, und wirft sich herauf, so stößt man unvermeidlich oben den Kopf an; wenn man, weil es einmal der Länge nach an Raum gebricht, sich zusammenkauert und, wie man in der Kriegskunst sagt, seine Operationsbasis vergrößert, so stechen die Knien auf der einen Seite hinaus und das andere Körperende hängt über den Rand gegenüber. Doch das ist nicht Alles. Unter sich hat man eine wogende See von elend gestopften Matratzen, oder einen schlecht gemachten Strohsack von gemeinem oder Maisstroh; und Beides ist noch ein wahrer Hochgenuß gegen jenen schrecklichsten der Schrecken — ein Federbett, und unter zehnmal wird es einem neunmal zu Theil, auf einem solchen zu liegen, aber nicht zu schlafen; und was noch über allen Vergleich gräßlicher ist, statt einer oder zwei ehrlicher Wolldecken, hat man ein zweites abscheuliches Federbett auf sich liegen. Zwischen diesen zwei häßlichen Dingen stecken zwei feuchte Stücke Linnen, genannt Betttücher; sie hießen aber, was die Größe anlangt, besser Taschentücher. Zur Vervollständigung des Ganzen gehört bei Tag ein Ueberwurf von, nicht selten geblümter Mousseline mit hübschen Fransen, eine lachende Decke über dem Greuel darunter, „gleich Rosen über einem Grabe.“

Ich frage jeden Gentleman, jede Lady, wie man menschenmöglicher Weise die ewig lange Nacht — denn dies muß sie in einem deutschen Bette im deutschen Winter seyn — unter solchen Umständen comfortabel zubringen kann? „The thing is unpossible,“ sagte Hoby, der berühmte Schuster, zu einem Kunden, der ein paar hübsche und bequeme Stiefeln für ein paar Beine in Gestalt eines deutschen ß haben wollte. So erkläre auch ich es für unpossible, in einem deutschen Bett comfortabel zu schlafen; und es ist fast nicht anders, als ob in diesem Lande ein physisches, moralisches oder politisches Gesetz es verböte, die Betten weiter zu machen, als drei Viertel Ellen.

Wie dem sey, dergleichen Spekulationen helfen einem nicht die Nacht in Deutschland durchbringen, und ich nahm mir auf der Reise, oder wenn ich Bekannte der Gräfin in der Umgegend von Hainfeld besuchte, die Freiheit, mir in solch wichtigem Falle als Seemann zu helfen, und ich bin überzeugt, die deutschen Kammermädchen waren von meinen Kunstgriffen nicht wenig erbaut; sie verwunderten sich wenigstens genug darüber. Mein Erstes war, daß ich zwei der Dinger, Betten geheißen, zusammenrollte oder, da Rollen in diesem fernen Erdwinkel unbekannt sind, zusammenschob; dadurch bekam ich die doppelte Bettfläche, und nun ließ ich die Leute die Betttücher zusammennähen. Für die schwere Federdecke gab es indessen kein Surrogat: hatte man sie auf sich, so war einem zu warm, war sie weg, so fror man. So mußten wir die Nacht gleichsam in einem intermittirenden Fieber zubringen: bald Frost, bald Hitze, je nachdem die Decke weggeworfen oder wieder aufgenommen wurde. Doch einige Male verschafften wir uns nach langem Fragen, freilich keine Wolldecken, von denen kein Mensch etwas weiß, aber doch schwere baumwollene; diese nähten wir gleichfalls zusammen, und so ward endlich mit bedeutendem Aufwand von Zeit und Geduld, und mit nicht geringer Mühe ein erträglich bequemes, oder zum wenigsten nicht so schauerlich unbequemes Bett hergerichtet.

Da jedem Reisenden die moralische Vervollkommnung seiner Mitmenschen am Herzen liegen sollte, so machte ich es mir zum Gesetz, wenn ich ein Haus verließ, die probate Rätherei nicht wieder aufzutrennen und überhaupt den ganzen nächtlichen Apperat zu lassen, wie er war, als Muster der Nachahmung für das ganze deutsche Reich. Ich kenne einen Engländer, der auf einer Reise durch Spanien in jeder Posada, wo er die Nacht zugebracht, unbemerkt eine Bibel liegen ließ. Nicht viel fehlte indessen, so hätte ihn die Inquisition für seine ketzerischen Versuche, die religiösen Grundsätze der Spanier zu reformiren, beim Kopf genommen, und ich war hie und da nicht ganz ohne Besorgniß, ob nicht die Censur oder die Polizei von meinen Bemühungen, das Hauswesen der Deutschen zu verbessern, Notiz nehmen, und ich für die übergroße Naseweisheit, ein Doppelbett empfehlen zu wollen, auf dem Schub über die Grenze gebracht werden dürfte.

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortsetzung.)

Zufällig war durch den ersten Fußtritt, mit dem der Hausherr das Stillschweigen des Kindes hatte erzwingen wollen, die Kammerthüre aufgegangen, und als er die Stube verlassen und das Gewimmer wieder hörbar ward, vergrößerte ich die Oeffnung so weit, daß ein Strahl unseres Lichts die Scene beleuchten konnte. In einem ärmlichen Raume, wo ein zerrissenes Bett über einem Strohsack lag, stand in der Ecke ein kleines, von groben Brettern zusammengeschlagenes Lager, auf dem ein nacktes Geschöpf sich unruhig hin und her wälzte,

Arme und Beine in die Luft ſtreckte und mit dieſen bald gaukelte, bald wieder in jenen Ton des Weinens ausbrach, der allerdings von einem unbefriedigten Bedürfniſſe herrühren mochte. An dem Bette ſtand aufrecht eine ſchwarze, zottige Geſtalt, in der ich bei näherem Hinſchauen alsbald einen Pudel erkannte. Er war augenſcheinlich über das Stöhnen des kleinen Weſens unruhig, und in der Unmöglichkeit, ihm zu helfen, begleitete er zuweilen ſeine Klage mit unterdrücktem Geheul, oder beleckte die ausgeſtreckten Händchen mit ſeiner großen Zunge, was dann wieder dem Kinde ein leiſes Lachen entriß. Mir ward bei dem Schauſpiel in Wahrheit weh um's Herz; dieſe menſchenfreundliche Liebe des Thiers und die thieriſche Rohheit, die dem hülfebedürftigen Geſchöpfe die nöthige Wartung verſagen wollte, waren zu ſprechend. — „Das Kind iſt alſo nicht Euer?“ fragte ich die Frau, die, ihres Geſchäfts ledig, eben wieder zu ihrem Pflegling eilte und ihm mit einer Art Brei den Mund zu ſtopfen ſuchte. „Nein, Herr,“ antwortete ſie, „es ward mir anvertraut.“

Das Weib ſchien nicht geneigt, viel zu ſagen, und ich hätte doch ſo gerne mehr gewußt. Ein unſägliches Mitleid mit dem armen Weſen trieb mich in die Kammer und der Gruppe zu, wo der Hund, nachdem er den kleinen Schreier beſchwichtigt ſah, ſich wieder neben das Bett gelegt hatte, ohne ſeine klugen Augen von demſelben abzuwenden. Bei meinem Näherkommen fing er an, von dem Fremdling Notiz zu nehmen, ſtand auf, beſchnupperte mich, ohne zu bellen, und ſezte ſich zulezt, aufwartend und ſeine beiden Vorderpfoten auf eine ganz eigene Weiſe bewegend, vor mich zu. „Guter Gott!“ rief ich mit unendlicher Ueberraſchung, „Ami, mein guter Ami! wie kommſt du hieher?“ Ich hatte mich unter einem Gewirre unklarer Ideen auf einer alten Kiſte neben dem Hunde niedergeſezt, ſein gelbes Halsband unterſucht und richtig ſeinen Namen darauf geleſen, und als ſehe er nun jeden Zweifel an ſeiner Identität beſeitigt, lehnte er ſich auf meine Knie, leckte meine Hände, und ich konnte mich nicht enthalten, die Arme um den Hals des guten Thiers zu ſchlingen, das gewiß, wie auch die Sache ſich verhalten mochte, eben jezt die Treue gegen ſeine Gebieterin auf's Neue bewies. „Ihr ſeht,“ ſprach ich zu der Frau, die ganz erſtaunt der Scene des Wiederſehens zugeſchaut hatte, „daß ich und der Hund einander genau kennen, und könnt Euch alſo wohl vorſtellen, daß Ihr mir kein Geheimniß aus demjenigen machen dürft, was ihn und das Kind angeht, das Ihr bei Euch habt. Daß Beide zuſammengehören, iſt bei mir außer Zweifel, und ich glaube die ehemalige Herrſchaft des Thiers ebenfalls dabei intereſſirt; alſo ſagt mir aufrichtig, wie dieſe beiden Geſchöpfe zu Euch gekommen ſind, es ſoll Euer Schade nicht ſeyn.“

„Was ich weiß, will ich Euch recht gerne ſagen, lieber Herr,“ erwiderte Frau Eliſabeth; „ich habe das arme Kind gepflegt, ſeit es auf die Welt kam, und es iſt mir herzlich lieb. Daß es nicht lange mehr hier bleiben kann, ſehe ich leider nur zu gut, denn mein Mann iſt oft unwirrſch (verdrießlich), mag die kleine Marie nicht leiden, und da wir ſehr arm ſind, ſo thut ihm auch Alles weh, was ich dem Kinde mit Abbruch meiner ſonſtigen Arbeit thun muß. Das Kind dem Gericht überliefern, wie mein Mann es meint, das konnte ich bis jezt nicht über's Herz bringen; denn Gott weiß, in welche rauhe Hände es dann kommen, und ob die böſen Menſchen den treuen Hund bei ihm laſſen würden. Gewiß, Herr, der Gedanke an Alles, was kommen wird, wenn ſich Niemand des verlaſſenen Geſchöpfes erbarmt, hat mir ſchon manchmal Thränen entriſſen.“ Hier faltete die Frau ihre Hände, die Furchen des Grams, der wohl in allen Geſtaltungen an ihrem Leben vorübergezogen ſeyn mochte, ſchatteten ſich tiefer in ihrem Geſichte, und ſie ſchaute eine Weile nachdenklich in ihren Schooß.

„Die erſten Blumen hatten ſich im Thal kaum hervorgewagt,“ fuhr ſie jezt fort, „und hier oben ſtarrte noch Alles von Froſt und Schnee, als in den erſten Tagen des März an einem dunkeln Abend ein Herr und eine Frau ein Nachtlager in unſerer Hütte ſuchten. Die Frau war unwohl, und ihr zunehmendes Uebelbefinden die Urſache, warum ſie eine beſſere Herberge nicht mehr hatten erreichen können. Mein erſter Blick auf ſie zeigte mir, daß ſie ihrer Niederkunft nahe ſey, und bald überzeugte mich die Art ihrer Krankheit, wie die Antworten, die ſie auf meine Fragen gab, daß dieſelbe in den nächſten Stunden bevorſtehe. Ich ſagte es ihrem Mann, und wollte den meinigen in das Dorf da unten nach Hülfe ſenden; allein er meinte, mein Beiſtand ſey dazu einſtweilen hinreichend, und wenn weiterer nothwendig werden ſollte, ſo ſey ja bald Jemand an Ort und Stelle. Die arme junge Frau, ja, ſie war jung und ſchön wie ein Engel, ſagte gar nichts. Sie ſaß wie die Mutter Gottes in unſerer Kirche, der die ſieben Schwerter in die Seele dringen, litt Alles, was ſie leiden mußte, und dies war nicht wenig, in Geduld, ohne zu klagen, und als am folgenden Abend die Dämmerung einbrach, lag die kleine Marie in meinen Armen. Wenn man mit einem Menſchen Schmerzens- und Todesnoth durchlebt hat, weiß man ſicherlich, wie es um ſeine Seele ſteht, und ſo wußte ich auch, daß die Fremde ein Engel ſey, was ihr Betragen ſeitdem immer beſtätigt hat. In den Herrn aber konnte ich mich nicht recht finden. Der war, ſo lange er ſeine Frau in Gefahr ſah, faſt verzweifelt, und doch merkte ich recht gut, daß die Hülfe eines Arztes ihm nicht

angenehm gewesen wäre; so wie aber das Kindlein geboren war und ich gute Hoffnung geben konnte, hatte er sich nur zuweilen um die Frau, niemals aber um die Kleine bekümmert, deren Daseyn ihm unbequem zu seyn schien. Tage lang strich er im Gebirge umher, während die Kindbetterin daheim mit ihrem Kummer allein blieb. Der kleine Säugling war ihre einzige Freude; Stunden lang hielt sie ihn auf dem Schooß, blickte ihn an und Thräne an Thräne schlich über die blassen Wangen hinunter. Gewiß, Herr, ich bin in jener Zeit, wo ich die einzige Gesellschafterin der armen Leidenden war, besser geworden; die Ungeduld, mit der ich meine Armuth und so manche Mißhandlung meines rohen Mannes trug, verwandelte sich in stille Ergebenheit, und wenn ich das Bild der weinenden Frau, ihres schuldlosen Kindes und des treuen Pudels sah, der, seine Schnauze freundlich neben die Kleine legend, diese vom ersten Tage an beschützt hat — dann, seht Ihr, fühlte ich, wie mein Sinn frömmer wurde und ich beten lernte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Nauplia, Juli.

(Beschluß.)

* Ausflug in die Argolis. St. Johann. Platanos.

Nachdem wir wieder bergab geritten waren, erblickten wir auf einer Höhe links unter Bäumen versteckt das Dorf Meligu, rechts davon auf einem höhern Berge den größern Flecken (κωμόπολις) St. Johann. Wir stiegen zu ihm hinan und trafen viele Einwohner, auch den Abt des Klosters Luku, auf dem Boden beisammen sitzend, im Gespräche über das willkührliche Verfahren des über die Zehnten gesetzten Beamten (es war nämlich die Zeit der Ernte). Bald waren wir mit ihnen bekannt, und man lud uns ein, in dem bestgebauten Hause, worin der Schullehrer wohnt, im obern Theile des Fleckens unser Quartier zu nehmen. Die Lage ist sehr gesund; der frische Wind, der hier beständig weht, mildert die Hitze des Sommers. Wasser ist jedoch nicht in Ueberfluß vorhanden. Ein Brunnen, behaupten die Eingebornen, hat die Eigenthümlichkeit, daß, wer aus ihm trinkt, gewisse Hoffnung auf männliche Nachkommenschaft hegen darf. Er hätte also die entgegengesetzte Natur von der im Alterthum berühmten Quelle Salmakis in Karien. Im Winter bezieht man die Wohnungen, die ich oben erwähnt habe. Die Einfachheit der häuslichen Einrichtung mag den Umzug weniger beschwerlich machen, als man glauben könnte. Der Flecken hat unter Ibrahim zwar nicht so viel gelitten, als andere; doch wurden die Kirchen durch Feuer zerstört. Auch liegt seit jener Zeit das Schulhaus, das durch die fromme Stiftung eines Kaufmanns in großem Umfang erbaut war, ganz in Ruinen.

Am andern Tage machten wir in Gesellschaft mehrerer Einwohner eine Lustpartie nach dem Dorfe Platanos, das von St. Johann südöstlich gelegen ist. Wir gingen zu Fuß. Der Weg ist schlecht, die Gegend öde. Um so überraschender war der Anblick der mit Bäumen reich besetzten Höhe, an der Platanos erbaut ist. Nachdem wir auf einer Brücke über den klaren Bach, der in der Thalschlucht fließt, gegangen waren, fanden wir viele Eingeborne, Junge und Alte, mit einem Priester unter einer Platane versammelt. Zum Willkomm reichten uns die guten Leute duftende Nelken. In vermehrter Gesellschaft zogen wir in's Dorf und stiegen, von rieselnden Quellen und üppigen Gräsern rings umgeben, zu einem alten Kloster hinan. Dort wurde im Freien ein wohlbereitetes Lamm verzehrt; der Harzwein erhöhte die natürliche Lebhaftigkeit der Schmauser. Bald kam es zum Tanze, und die eintönige Laute durfte nicht ruhen, bis der hereinbrechende Abend uns zur Rückkehr mahnte. Selbst beim Herabsteigen ging die Musik voran, und unten auf einem ebenen Platze, der Volksbelustigungen gewidmet schien, fing die Gesellschaft gleichsam zum Abschiede nochmals zu tanzen an. Jetzt konnten sich auch zwei Priester nicht mehr enthalten, am Reigen Theil zu nehmen, wobei sie mit ihrem fliegenden Talar eine seltsame Figur machten, die den Zuschauern viel zu lachen gab. Unbeschadet ihres Ansehens mischen sich die niedern Geistlichen unter das Volk, leben mit ihm, theilen seine Vergnügungen und seine Entbehrungen, sitzen zur Erholung mit ihm an Quellen, unter Bäumen, und stehen zur Arbeit hinter dem Pfluge; größtentheils so unwissend als das Volk (ich habe sogar Bischöfe kennen gelernt, die selbst ihren Namen nicht zu schreiben wissen), sind sie eben so natürlich und frei; ich habe aus ihrem Munde Ausdrücke gehört, die bei uns für sehr unanständig gelten, die aber nicht die geringste Verwunderung bei den griechischen Zuhörern erregten.

Gern hätten wir von St. Johann aus noch einige andere Punkte auf diesen Höhen besucht; allein wegen der Feldarbeiten waren keine Maulthiere zu finden. Wir konnten also auch nicht einmal nach Nauplia zurückkehren, und warteten bis zum folgenden Tage, der ein Sonntag war, wo wir über Helleniko, von den Ruinen eines alten Ortes so benannt, nach Astros herabritten. Unglücklicherweise war hier kein Fahrzeug, das uns nach Nauplia gebracht hätte, und wir waren genöthigt, in einer Hütte zu übernachten. Ich schaudre, so oft ich an dieses Nachtlager denke. Der Hitze und den Stechmücken mußte bald auch die festeste Natur erliegen. Am andern Morgen, da uns nur der weite Landweg längs der Küste übrig blieb, ritten wir zuerst durch eine öde Ebene, dann auf steilen und schmalen Pfaden hart am Meere (Pausanias kennt diesen Weg unter dem Namen Anigräa) in brennender Hitze. Nicht weit vom Ufer bemerkte ich im Meere eine große, runde Fläche, an deren Rand sich das umgebende Wasser zu erheben und doch nicht mit ihr zu vermischen schien. Ich erfuhr zu meiner Verwunderung, daß hier eine süße Quelle aufsprudle. Es ist ohne Zweifel dieselbe, welche bei Pausanias (VIII, 7) erwähnt wird, deren Ursprung die Alten in dem unweit Mantinea sich verlierenden Bergwasser zu finden glaubten, und an die sich ein heiliger Gebrauch der Argiver knüpfte, indem diese hier dem Poseidon zu Ehren schöngezäumte Pferde versenkten. Bald darauf entdeckten wir ein Boot, das Sand lud, der nach Nauplia bestimmt war. Froh, den ermüdenden Landweg vermeiden zu können, ergriffen wir diese Gelegenheit. Bis der Wind günstig ward, entzogen wir uns in einer aus Sand und Conchylien leichtgebildeten Grotte den Sonnenstrahlen, und stillten unsern Hunger einigermaßen durch Seeigel, die uns die biedern Schiffer anboten. Gegen Abend stiegen wir am Fuße des Palamidi aus, da uns der heftige Wind nicht in den Hafen ließ.

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 196.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 16. August 1836.

Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreiben
Kränzten ahnende Völker.
Goethe.

Besteigung des Brockens.

Von E. v. Bülow.

Brockenhaus, am 8ten Juni. Mittags.

Hier wären wir denn also auf dem schneegekrönten Scheitel dieses alten, berühmten Bergfürsten Norddeutschlands, von dem jezt auch so wenig mehr wie von allen guten Fürsten gesprochen wird. Der alte Brocken ist aber doch, da ich ihn einmal einen Fürsten genannt habe, ein recht absoluter Fürst, der keine andere Größe neben sich in seinem Staate duldet. Das Brockengebirge lagert um ihn herum wie ein Hof, und weiterhin tief unter ihm liegt das übrige Land, Berg, Thal und Wald, das er beherrscht, ohne daß irgend eine Höhe in eine unehrerbietige Nähe zu ihm emporrgte. Das Brockengebirge umgibt ihn wie ein Nimbus, und scheidet sich wieder auf das Bestimmteste streng von dem ganzen Harze ab.

Etwa gegen eilf Uhr erreichten wir die Höhe, erquickten uns bald durch Ruhe und einen Eierkuchen, und jezt habe ich mich zum Schreiben zurecht gesezt, nachdem ich vorerst gleich einen einsamen Abstecher nach dem Schneeloche gemacht. Es umgibt mich die äußerste Stille, denn es ist gegenwärtig noch kein Mensch hier oben, außer dem Brockenwirthe und den Seinigen, und nur das Rauschen des Luftzugs draußen oder das Brüllen einer der auf der Brockenwiese weidenden Kühe wird hörbar.

Hinter Hüttenroda, indem man den lezten Schritt die Höhe hinauf thut, tritt plötzlich wie mit einem Zauberschlag der Brocken, von seinen Nebenbergen umgeben, wie dunkelblaue Wolkenmassen am Horizonte hervor. Er überrascht höchlich, und man glaubt anfänglich wohl gar nicht, daß es ein Gebirge ist, was man erblickt, sondern hält es für ein im Sonnenglanze aufsteigendes fernes, schweres Wetter. Von nun an kommt man an niedern, breiten, baumlosen Hügeln vorüber, und bald auch zu einer Schildwacht des Brockenhofs, einem Fichtenwäldchen, dem nach und nach mehrere folgen. In den nächstgelegenen breiten Thalgründen sieht man viele Torfstechereien. Die ganze Natur nimmt nun einen völlig eigenthümlichen Charakter an. Sie tritt einem großartig, größere Erscheinungen verkündigend, entgegen.

Von der Baumannshöhle hatte ich, des Aufhebens wegen, das man davon macht, keine große Vorstellung; indessen ist sie doch merkwürdig, nur darf man sie, glaube ich, nicht zweimal befahren, oder gar etwa die Bielshöhle dazu, die dasselbe im verkleinerten Maßstabe ist. Die Naturspiele in den Tropfsteinbildungen sind abenteuerlich genug; man könnte aber leicht noch viele andere dazu ausforschen, die die Führer nicht nennen, und zwar treffendere Aehnlichkeiten. Glücklicherweise haben solche

Führer keine Phantaſie, ſonſt würden ſie die Reiſenden noch länger, als ſie es thun, aufhalten. Der unſrige, ein poſſierlicher, dicker Mann, befuhr an dieſem Abende mit uns die Höhle zum fünften Male, deßhalb war er ſehr müde und ließ uns bald wieder frei. Ein ſehr löblicher Gebrauch iſt das Absagen des Spruchs beim Ausgange, den man dem Führer vorgeſchrieben hat. Man ſoll ſolche Dinge ja nicht abkommen laſſen! Auch erfreut es, daß man für den Reiſenden die Aufmerkſamkeit hat, ihm durch ein reinliches kleines Mädchen Waſchwaſſer reichen zu laſſen, wenn er aus der Höhle tritt. Das Intereſſanteſte für mich war in der Baumannshöhle ein ſehr lauterer, aus dem Felſen ſpringender Quell, der eben ſo wohlſchmeckend als wohlthuend kalt iſt; ich ließ mir einige Flaſchen damit füllen und trank beim Abendeſſen davon. So wie manche Engländer auf Waſſerfälle reiſen, möchte ich Deutſchland auf gute Quellen durchwandern. — Ich ſollte meinen, daß es außer der Baumanns- und Bielshöhle noch mehrere Höhlen hier geben müßte, die man vielleicht ſpäter entdeckt. — Wir blieben die Nacht in Rübeland, dicht bei welchem Orte die Baumannshöhle gelegen iſt. Der Gaſthof iſt ganz gut, und die Frau Wirthin dachte billig genug, mir von meinem mitgebrachten guten Thee, durchaus nach meiner Anordnung, einige Taſſen aufgießen zu laſſen, ſo daß mir das ſtarke braune Getränk, unmittelbar durch ſeinen Wohlgeruch und Wohlgeſchmack, und mittelbar durch die Erinnerung an ein größeres Wohlleben, als man im Harze führt, nach dem Abendeſſen Herz und Magen wahrhaft erquickte. Eine Taſſe guten ſchwarzen Kaffee's, eine Taſſe ſtarken Thee's, ein Goethe'ſches Gedicht, eine Tieckſche Novelle vermögen mehr als alle andern Dinge auf Erden, den Menſchen in der größten Erſchöpfung und Niedergeſchlagenheit emporzurichten, man ſollte ſie deßhalb durchaus immer auf Reiſen bei ſich führen. Ich kenne nichts Gemüthlicheres für Körper und Geiſt, ſie ſind einem in jeder Stimmung willkommen. Was unſere Diät auf dieſer Reiſe anlangt, ſo iſt dies eine ſehr einfache. Man mag im Harze kommen, wohin man will, ich nehme einige der größern Städte aus, ſo iſt die feſtſtehende Antwort auf die Frage: was man zu eſſen und zu trinken haben kann: Alles! und verlautet auf nähere Erkundigungen, daß dies Alles in Schinken und Schlackwurſt beſteht. Die Wurſt iſt gewöhnlich ſchlecht, und ſo bleibt immer nur Schinken übrig, zu dem man nur Salat mit ſchlechtem Oel, und höchſtens gekochtes Obſt, oder Preiſſelbeeren mit ſaurem Weine angemacht, erlangen kann. Zu trinken gibt es nichts, als allerwärts ſchlechtes Bier und Wein, dem ſie hochtrabende ausländiſche Namen geben, und der nach den wenigen Proben, die ich davon gekoſtet habe, ſelten zu trinken und unbändig theuer iſt. Unter ſolchen Umſtänden haben wir zu unſerer täglichen Nahrung nichts als Milch und Eier in den verſchiedenſten Zubereitungen und Vermiſchungen genoſſen, und ich erſtaune, wie ſchnell ſich unſere Natur dermaßen an dieſe Koſt gewöhnt hat, daß wir faſt keine andere mehr vertragen, wenn ſie uns einmal zufällig hier zu Theil wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortſetzung.)

„So hatte ſich denn Woche an Woche gereiht; uns war Beiſtand und einfache Nahrung reichlich vergolten worden, da merkte ich, daß Unfrieden unter dem Ehepaar herrſchte, und erfuhr auch bald die Urſache davon. Der Herr, welcher mancherlei Grund haben mochte, ohne viel Aufſehen im Lande umher zu ziehen, und dem daher der Transport des Kindes beſchwerlich fiel, wollte daſſelbe unter meiner Obhut hier laſſen und, von ſeiner Frau begleitet, wegreiſen. Dieſe aber weigerte ſich, in die Trennung von der Kleinen zu willigen, und verlangte durchaus, das Schickſal derſelben zu theilen. Lange wurde hin und her geſtritten; ich ſah wohl, daß die Liebe, wenn ſie das Paar früher zuſammengebracht hatte, jetzt nicht mehr ſehr heftig war, und daß Frau Kurtmann, ſo hieß ſie, ihren Eheherrn ziemlich genau kannte. Darum und weil die Mutterliebe die einzige Empfindung war, die ſich lebhaft in ihrem Herzen regte, blieb ſie ihrem Entſchluß getreu; nicht Vorſtellungen, nicht Drohungen vermochten ſie umzuſtimmen, und ihr Mann reiste endlich mit dem Verſprechen ab, in einem halben Jahre ſie und das Kind nachholen zu wollen.“

„Wer ſollte glauben, daß eine zarte, an die Bequemlichkeiten feiner Menſchen gewöhnte Frau ſich in dieſer armſeligen Hütte hätte glücklich finden ſollen? Und dennoch geſchah es. Tauſendmal ſagte ſie mir, ſie habe ſich lange nicht mehr ſo zufrieden und ruhig gefühlt, als hier, wo ſie Alles entbehren müßte, was, wie man wohl vermuthen konnte, einmal ihr Theil geweſen war. Ihr Mann hatte ihr einige Baarſchaft zurückgelaſſen, davon mußte ich Zeug und Garn kaufen, ſie arbeitete emſig, machte dem Kinde Vieles, und auch für mich hat ſie genäht und geſtrickt. Spinnen mußte ich ſie lehren, und war die Witterung gut, ſo nahm ſie die kleine Marie, ließ ſich von dem Pudel begleiten und ſezte ſich irgendwo an einem einſamen, wilden Fleck, wo ſie dann oft traurige Lieder ſang und auch leiſe Geſpräche, vielleicht mit Engeln führte, die ihr erſcheinen mochten. Dabei wirkte aber die ſtille Lebensweiſe ſichtlich auf ihre Geſundheit; ihr Geſicht röthete ſich, ihre Augen glänzten, und zuweilen

zeigte ſie wieder eine Spur der lebhaften Fröhlichkeit, die ſie ehmals gewiß beſeſſen hatte.“

„Geſtern vor vierzehn Tagen kehrte ganz unerwartet Herr Kurtmann zurück; ich ſah ſie an, als ſie ihm entgegen ging und ihm die Hand bot, ſie war ſehr bleich und wurde es noch mehr, als er ihr ganz unverholen ſagte, er komme, ſie mitzunehmen, müſſe nach Italien, und könne die Schweiz nicht verlaſſen ohne ihre Geſellſchaft, allein das Kind auf der weiten Reiſe nachzuſchleppen, davon dürfe nicht die Rede ſeyn. Das ſolle hier bleiben bei mir, wo es ſehr wohl beſorgt ſey; er werde voraus ein Koſtgeld bezahlen, und im Herbſt oder im nächſten Frühling gewiß würden ſie es abholen können. In meinem Leben vergeſſe ich den Eindruck nicht, den dieſe Zumuthung auf die arme Frau hervorbrachte. Sie konnte ſonſt wohl ihrem Mann vielerlei vorhalten, wenn ſie böſe gemacht wurde; diesmal aber ſank ſie ganz erſchrocken auf einen Stuhl, faltete ihre Hände bittend und verſicherte immer, ſie könne nicht ohne das Kind weg, und keine Macht der Erde ſolle ſie von ihm trennen. Herr Kurtmann möchte ſie doch hier laſſen, ſie fürchte weder Winter noch Einſamkeit, und werde ſich in alle nöthigen Beſchränkungen fügen. Sie ſey hier ſehr glücklich geweſen, und wünſche nichts mehr, als noch länger da zu bleiben. Bei dieſen Worten ſah ich, wie der Zorn dem Manne in's Geſicht ſtieg, aber er wußte ſich zu bemeiſtern, wendete das Geſpräch hin und her und ſagte endlich der armen Dulderin: wenn ſie gerne bei mir bleibe, ſo wolle er ſie nicht zwingen, ſondern morgen allein wieder von hier abreiſen.“

„Vor Tage ausgegangen, kam er ſehr erhizt zurück und fragte ſeine Frau, ob ſie ihn nicht noch eine kleine Strecke weit begleiten wolle? Sie willigte ein, aber eine ſeltſame Unruhe bemächtigte ſich ihrer; lange bog ſie ſich über das ſchlafende Kind, das der Vater, ſichtlich, um ſie zu beſchwichtigen, geküßt hatte, reichte mir mehrere Male die Hand, kehrte zweimal zu dem Bett zurück, hieß den Hund, der ihr folgen wollte, neben der Kleinen niederliegen, und ging endlich mit einem Widerwillen, der für die kurze Abweſenheit unbegreiflich war. — Lieber Herr,“ fügte Eliſabeth nach einer Pauſe mit tiefem Seufzer hinzu, „ſeit ſich jene Thüre hinter ihr ſchloß, habe ich ſie nicht wieder geſehen.“ — „Wie!“ rief ich erſtaunt, „nicht wieder geſehen und nichts von ihr gehört?“ — „Ein paar Stunden lang dachte ich nichts Arges, obwohl die ängſtliche Befangenheit der Verſchwundenen mich nicht ohne Beſorgniß gelaſſen hatte. Als ich aber Marie aufnehmen wollte, fiel mir ein Geldpäckchen aus ihrer Decke entgegen, das von Herrn Kurtmann überſchrieben war, und, wie mir ein Reiſender ſagte, denn wir können nicht leſen, die Aufſchrift trug: Mariens Koſtgeld. Wenn ich ſchon dazumal dieſes nicht wußte, ſo fiel mir dennoch das Geld ſonderbar auf; ich fing an, um die Hütte her zu ſtreifen, ſo weit ich konnte, und mahnte auch meinen Mann, längere Wanderungen zu unternehmen; doch der that das nur läſſig, kurz, es wurde nichts entdeckt, und als mein Mann das Geld ſah, das er gleich zu ſich nahm, wollte er auch in dem Dorfe unten nichts anzeigen. Ihr könnt Euch leicht vorſtellen, warum. Ach! und ich that es nicht, weil ich mich nicht von dem armen Kinde trennen wollte; ich fühle aber wohl, daß es hätte geſchehen ſollen.“

Der Erzählung folgte ein tiefes Schweigen; die Geſchichte hatte mich unſäglich ergriffen, und das Nachdenken, in das ich verſank, wurde nur zuweilen von Eliſabeths bitterem Schluchzen unterbrochen. „Habt Ihr in der Verlaſſenſchaft nichts gefunden, das uns Licht geben könnte?“ fragte ich endlich; „nichts Schriftliches, keine Papiere?“ — „Nichts,“ war die Antwort, „als ein kleines, mit Faden zuſammengeheftetes Büchlein, auf dem gleich Anfangs einige Zeilen ſtehen. — Hier iſt es,“ ſezte Eliſabeth hinzu, indem ſie mir ein paar klein gefaltete Bogen überreichte; „kein Auge hat es noch erblickt, als das meinige.“

(Die Fortſezung folgt.)

Morgens.

Gibſt du ganz dich mir zu eigen,
Willſt mir alle Huld erzeigen,
Schöner, blauer Sommermorgen?
Wie ſich Wellen heben, neigen,
Flutbend, ebbend auf und nieder
Klänge durch die Lüfte ſteigen!
Nieder tanzt der Bach vom Berge
Mit dem Buſch von grünen Zweigen;
Lerchen ſchießt das Thal wie Blize
In des höchſten Aethers Schweigen.
Rauſchend all dem Summen, Tönen,
Muß ich jubeln in das Geigen,
Schwärmen der beſchwingten Kinder,
Die ſich drehn im Ringelreigen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Reform in der Muſik. Fremde Virtuoſen.

Schon ſeit länger als zehn Jahren hat man in Genf getrachtet, durch verſchiedene Mittel die Muſik emporzubringen und zu cultiviren. Zuerſt wurde in dem neuen Caſino eine Liebhabergeſellſchaft gebildet, die durch ihre Vereine

und Concerte anziehen sollte. So lange die Sache neu war, wurde sie auch, Anfangs sogar mit Hast, später aber mit immer lauer werdendem Eifer betrieben. Das erste hier ausgeführte helvetische Concert (1826) hob die schon etwas sinkende Lust wieder für einige Zeit; der Kapellmeister Fränzl, der zwei Winter hindurch hier war, erhielt sie durch Ernst und Eifer, aber dies sollte nach seinem Weggang nicht dauern; die Leute hatten sich's alle viel leichter vorgestellt, es in der Musik zu einer gewissen Vollkommenheit zu bringen, sie wollten spielend neben anderm Geschäfte und Verkehr dazu gelangen, und wie das nicht ging, so verlor Einer nach dem Andern die Lust. Da kam auf einmal wie ein Deus ex machina ein Wandermann, der versprach, in ganz kurzer Zeit und unentgeltlich Jedermänniglich singen zu lehren. Wir haben seiner Zeit von diesem Charlatanismus, von dem Zuströmen der Tausende singlustiger Männer, Frauen, Mädchen, jungen Leute und Kinder in unsere zu engen Kirchen, von den unvermeidlichen Damen- und Herrencomité's, von den Fähnlein und Aufzügen der Kinder, von den gewaltigen, halb politischen Anreden und Anrufen, von der hierauf folgenden goldenen Medaille und dem Silberwerk gesprochen, und können also hier darauf verweisen. Was wurde nun da gelehrt? Der Chant national, d. h. der vierstimmige Gesang, wurde nicht etwa nach Ordnung und Kunstregel, sondern nur durch vieles Ueben und Wiederholen für ein Dutzend Lieder auswendig gelernt. Ehe der Enthusiasmus für die neue Sache verraucht war, ehe die Singschüler einsahen, daß sie von der eigentlichen Gesangkunst gar nichts, sondern nur jene Lieder singen gelernt, und daß sie außer diesen durchaus nichts singen konnten, ehe ihnen diese Lieder durch ewige, vielhundertfache Wiederholung zum Ekel geworden waren, kurz, ehe man sich die Mühe geben wollte, recht zu überlegen, gingen einige Monate hin, dann aber schlief die Sache schnell ein, und es lag nun am Tage, was Vernünftige schon früher gesagt hatten, darum aber höchlich getadelt worden waren, es lag am Tage, daß die eigentliche Musik, die eigentliche Gesangkunst gar nichts dabei gewonnen, ja in gar mancher Hinsicht dadurch verloren hatte; denn man hatte durch den sogenannten Chant national den Sinn für ernstes, mühsames und eifriges Studium der Kunst verloren. Letzteres zeigte sich auch bald in den Concerten, wo nicht besser, sondern entschieden mittelmäßiger gesungen wurde. Die Concerte des letzten Winters, selbst die Auswahl der für unsere Leute genehmen Musik hat hinreichend bewiesen, wie tief wir in dieser Hinsicht stehen. Verständige Männer sagten nun endlich laut und wiederholt, das Uebel müsse an der Wurzel angegriffen werden, d. h., man könne nicht eher dauernd auf gute Musik in Genf rechnen, als bis man sich nicht mit Dilettanterei, sondern mit dem ganzen Ernst der Kunst Zöglinge heranziehe und bilde; dazu aber gehöre eine Schule, eine musikalische Lehranstalt. Ich habe es schon oft gesagt und muß es hier wiederholen, wenn es sich davon handelt, größere Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten zu gründen und sie mit Munificenz auszustatten, da zeigt sich nichts von dem engen, rechnenden, interessirten Wesen der Genfer; dieselben Leute handeln im großartigsten Styl, ich möchte sagen, mit echt fürstlichem Sinn. So auch hier. Die Banquiers Bartholony gründeten und dotirten mit einer großen Summe ein Conservatorium, worin die Grundsätze der Tonkunst, die Noten, der Gesang in seinem ganzen Umfang, Piano, Violine, Violoncell und die Blasinstrumente bereits seit einem halben Jahr von ausgezeichneten Lehrern, z. B. von Saben, Liszt und Andern mit entschiedenem Erfolg gelehrt werden. Es ist keinem Zweifel unterworfen, wenn wir auf diesem Wege fortfahren, werden wir in einigen Jahren eine andere und bessere Musik haben, als bisher. Schon jetzt zeigen sich viel versprechende Schüler und Schülerinnen.

Wir hatten in den vergangenen Monaten manchen Genuß von fremden Tonkünstlern, größtentheils Deutschen. Zuerst kam Liszt, der als großer Klavierspieler hinlänglich in Deutschland bekannt ist, wiewohl er es schon in seiner Knabenzeit verließ, um sich in Paris weiter auszubilden. Dies hat auf seine technische und materielle Fertigkeit gewiß keinen nachtheiligen Einfluß gehabt, wohl aber auf seine Composition, die sich bald der Mode und der Pariser Effektenjagd hingab, und daher einseitig und mittelmäßig blieb. Bei sich hat er den fünfzehnjährigen Hermann aus Hamburg, seinen Schüler, der auch schon ein ausgezeichneter Klavierspieler ist, mir aber eine Treibhauspflanze scheint, die das Köpfchen neigen wird, ehe sie reif ist. Liszt gab sein erstes Concert zusammen mit dem Fürsten Belgioso, einem trefflichen, herzergreifenden Sänger, der auch mit sodnem Ausdruck einige deutsche Lieder sang. Hierauf haben sich Liszt und Hermann in den gewöhnlichen Casinoconcerten und in Privatcirkeln noch oft hören lassen. Daher mag es kommen, daß, als Liszt im April sein eigenes Concert gab — das von ihm und dem Fürsten Belgioso früher gegebene Concert war für die politischen Proscribirten gewesen — und den gewöhnlichen Preis von drei Franken auf fünf erhöhte, der Saal ziemlich leer blieb. Es leben hier nur wenig Leute, die für das Pianoconcert eines schon oft gehörten Künstlers fast das Doppelte ausgeben wollen, wie früher für Concerte anderer, gleich hochstehender Musiker, und durch das Nichtkommen glaubte man diese Innovation und eigenmächtige Höhertaxirung für die Zukunft zu verhindern. Liszt war schlecht berathen, als er in ein hiesiges radikales Blatt einen langen, in dramatischer Form abgefaßten Aufsatz einrücken ließ, aus dem weniger Geist, Bescheidenheit und Takt, als beleidigte Eitelkeit hervorging, eine Proklamation, die seines ausgezeichneten Talentes nicht würdig ist, zumal er durch seinen Pianounterricht am Musikconservatorium entschiedene Ansprüche auf den Dank und die Anerkennung Genfs hat. Nach Lisztz erstem Auftreten hörten wir nacheinander den trefflichen Violinspieler Lafond aus Paris, das bezaubernde chromatische Wunderhorn Levy's, Oswald und seine Schwester aus München, deren ausgezeichnetes, festes und doch zartes Violinspiel besonders unsere Damen in Erstaunen setzte, da sie sich nicht vorstellen konnten, daß ein Frauenzimmer mit Leichtigkeit und Anmuth dieses Instrument handhaben, und dabei doch eine sehr graziöse Mädchengestalt bleiben könne.

In naher Verbindung mit der Musik steht der Choralgesang in den Kirchen, der hier sehr vernachlässigt ist, obgleich man hoffte, die Theilnahme von Tausenden an dem Chant national werde wenigstens hierauf einen günstigen Einfluß haben. Eine gute Aufregung und ein bedeutender Schritt zum Bessern ist hingegen die Preisaufgabe zur Dichtung guter Kirchengesänge und Choräle, die an die Stelle der bisher üblichen Psalmen treten könnten, und mit denen dann auch andere, den deutschen ähnliche Kirchenmelodien in Gang kommen würden. Dazu bildete sich ein Verein, eine Commission du chant sacré, die für die besten neuen Kirchengesänge bedeutende Preise aussetzte, und es sind nun auch dreihundert und siebzehn Hymnen eingegangen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 197.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 17. August 1836.

Daß dein Herz nicht übel wähle,
Wach dein Auge wohl erlor!

Bürger.

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortsetzung.)

„So lange ich athme," war auf der ersten Seite mit feiner weiblicher Schrift geschrieben, „darf ich euch sichtbar nicht mehr nahen, o ihr meine Geliebten, die ihr vergebens die unbedachte Thörin von dem Abgrunde zurückzuziehen strebtet, in den sie sich stürzen wollte, die ihr umsonst Warnung und Bitte an sie verschwendetet! Aber dieses Papier darf euch Kunde bringen von der Unglücklichen, um die ihr weint, und von dem Daseyn des einzigen Wesens, an welches das meinige gebunden ist. In diesem fernen, unbekannten Winkel der Erde, in ärmlicher Hütte, ruht, auf Stroh gebettet, das Kind, das eure Liebe so gerne mit allen Bequemlichkeiten des Lebens umringt haben würde, und seine beklagenswerthe Mutter sitzt neben ihm, zum tausendsten Male den schweren Irrthum bedenkend, der ihm das Leben gab, und sie zugleich von euch, ihr Theuren, von allem Glück, jedem Frohsinn ihrer Jahre geschieden hat. Friedlich schläft sie, meine arme, kleine Marie, verwaist und unglücklich, lange ehe sie es begreifen kann; sie schlummert den ruhigen Schlaf der Kindheit, während ihr Vater, während der Mann, dem ich das ganze Heil meiner Zukunft hingab, uns verläßt, und, statt mit redlichem Fleiß uns zu nähren, in Geschäften umherzieht, die ich nur ahne und nicht zu nennen wage. Damit ihr einst vernehmt, wie euer Kind sein trauriges Loos ertragen, wie furchtbar sein Leichtsinn, sein Undank gegen so unendliche Liebe sich bestraft hat, will ich die Geschichte meiner jüngsten Vergangenheit in diese Blätter niederlegen, die meine ehrliche Wirthin, sey ich nun todt, oder auf's Neue weggerissen aus dieser Einsamkeit, zu besorgen angewiesen werden soll. Erlöst mich jener Engel des Friedens, auf den ich allein noch hoffe, dann soll nebst der Erzählung meines Jammers euch mein Kind übergeben werden, dessen Schicksal in diesem Fall beneidenswerth wird, und muß ich meinen friedlichen Aufenthalt verlassen, dann möge der Schrei meines wunden Herzens in den eurigen widerhallen."

Mit immer steigendem Interesse hatte ich gelesen und wieder gelesen, und meine Seele fühlte sich von banger Sorge um die unglückliche Frau befangen, die in der That allem Anschein nach gegen ihren Willen ihrem Geschick entgegengeführt wurde. Daß hier mancherlei zu thun mir obliege, war mir klar, denn meine Reise, mein Aufenthalt in der Hütte konnte mir, meinen Grundsätzen gemäß, nicht bloßer Zufall scheinen; aber ich war gewohnt, ehe ich handelte, Alles wohl bei mir selbst zu überlegen, und einsame Ruhe war mir in meiner jetzigen Stimmung Bedürfniß. Das Kind war lange

eingeschlafen, ich näherte mich dem Bettchen: der schlummernde Engel lag so hold und freundlich da, ich konnte mich nicht enthalten, einen Kuß auf seine Stirne zu drücken; schien es mir doch, als gehöre mir das verlassene Wesen an. Daß ich seine Mutter gekannt habe, war mir schon bei dem Anblick des Hundes unzweifelhaft gewesen, und die Schilderung der Persönlichkeit beider Eltern hätte übrigens jede Ungewißheit beseitigt.

Als ich jüngsthin die Wintermonate in Italien zubrachte, hielt ich mich öfters in Florenz auf. Das Zimmer, das ich in einem Privathause gemiethet, öffnete sich auf einen Vorsaal, der mehrere Thüren zu anstoßenden Gemächern in sich faßte. In einem derselben wohnte ein Ehepaar, das von dem ersten Tage an meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Beide jung, Beide schön, trug der Mann, seiner äußern Bildung ungeachtet, den Stempel innerer Zerwürfniß, während die Frau in dem schönen Glanze einer harmlosen Unschuld erschien. Unser Beisammenleben gab Anlaß zu näherer Bekanntschaft. Ohne wie ein junger Bursche verliebt zu werden, fühlte ich eine freundliche, beinahe väterliche Neigung zu dem reizenden Weibe bei mir entstehen, und Madame Gontari, so hieß sie damals, theilte diese schuldlose Anhänglichkeit; das bewies mir die Freude, mit der sie sich meiner Gesellschaft hingab, die Lichtblitze heiterer Fröhlichkeit, die mir in einzelnen Momenten den Grundzug ihres Charakters verriethen, ehe Kummer und getäuschte Hoffnung dieses schöne Leben geknickt hatten. Vor Allem zeigte sich mir ihre Anhänglichkeit in dem Vertrauen, das mir dann und wann einzelne Seiten ihrer Lage fast unwillkührlich enthüllte; ja, sie schien oft im Begriff, darüber ganz offen zu seyn, wenn nicht augenscheinlich Rücksicht und Pflicht jeder bedeutenden Mittheilung entgegengetreten wären.

Je höher mein Interesse für meine liebenswerthe Freundin stieg, je genauer suchte ich denjenigen kennen zu lernen, von dem ihr Glück abhing. Leider überzeugte ich mich bald, daß der Eindruck, den sein erster Anblick auf mich gemacht, mich nicht getäuscht hatte. Jeder bürgerlichen Beschäftigung abhold, jeder neu entstehenden Leidenschaft fröhnend, trug er zwar in seiner äußern Erscheinung noch jenen Schimmer von Anmuth und Gutmüthigkeit, der so oft die Kurzsichtigen bethört; aber sein Inneres war ein Gemisch von Leichtsinn, Gemeinheit, verdorbenem Gefühl und Verleugnung alles Bessern, das nothwendig einer gänzlichen Verworfenheit zuführen mußte. Aus mancher Aeußerung seiner Gattin war mir klar geworden, daß der Glanz seiner Erscheinung sie geblendet und gegen den Willen ihrer Familie zu einer Verbindung mit ihm hingerissen hatte. Eben so deutlich erkannte ich, daß sie den Charakter ihres Mannes und die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage bald genug in ihrer ganzen Schrecklichkeit hatte einsehen müssen. Jammervoll ist ein solches Erwachen nach kurzem Rausch, und Keine hat sich noch durch die Erfahrungen ihrer Vorgängerinnen belehren lassen. Jede meint den Stein der Weisen gefunden zu haben und streckt in leichtsinnigem Uebermuthe die Hand aus nach dem unächten Glimmer; glücklich, wenn seine scharfen Ecken sie nicht zum Tode verwunden. Daß dies hier nicht geschehen würde, durfte ich kaum hoffen, da jene Liebe, die Alles thut und Alles duldet, mit dem täuschenden Schleier auf immer gewichen war. Dennoch blieb Vieles zurück, was die schweren Ketten wieder in leichtere Bande umwandeln konnte, wenn Gontari nur ein schwacher und verkehrter, aber kein eigentlich böser Mann war. Daß die junge Frau ihn durch ihre Gegenwart vor größern Vergehen zu bewahren vermochte, mußte ihrer Seele eine Energie des Leidens geben, die sie außerdem schwerlich gehabt haben würde, und manche ihrer flüchtigen Aeußerungen gab mir Gelegenheit, dieses Bewußtseyn bei ihr zu bemerken und zu befestigen; auch deutete ihre Gestalt eine baldige Vermehrung ihrer Erdensorgen an, die zu wichtig war, als daß ich nicht an sie meine Hoffnung auf eine glückliche Wendung ihres äußern und innern Geschicks hätte knüpfen sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Besteigung des Brockens.

(Fortsetzung.)

Vor Schierke hebt das eigentliche Brockengebirge an. Die Tannen haben hier viel erstorbene Aeste, gewissermaßen gespenstige Todte unter den Lebenden, an denen, so wie an todten Menschen die Haare noch wachsen, die weißen Moose wie Ziegenbärte herabhängen. Die Aeste sind vom Alter und von der Schneelast gekrümmt. In Schierke, wie auf dem Brocken, überdeckt der Schnee die Häuser die längste Zeit des Jahrs. In Schierke reifen die Kirschen im Oktober, und werden dann zuweilen als Seltenheit versendet; anderes Obst gibt es nicht. Die Wiesen sind einschürig; zum Einstreuen in die Ställe werden Sägespähne verwendet. Es gibt im Harze überhaupt wenig Heu, aber gutes, und weniger Gras, als vielmehr die besten Kräuter. Von Schierke an geht es ernstlich bergan, und man hat den Hornberg im Auge, der auch noch voll Schnee liegt. Wir gingen an ausgekohlten Meilern und an leeren Meilerstätten vorüber und verirrten uns einmal. Ein schönes junges Weib, das von Elend herüber zu

kommen ſchien, und deren Weg ſich mit dem unſern kreuzte, wies uns zurecht. Was doch, in ſo einer halben Wildniß, wie hier, die Einſamkeit, die allerdings die meiſten Menſchen in einem vegetirenden Zuſtande gefangen hält, einzelne dagegen edler und ſchöner ausbildet, als alle Geſelligkeit! Das Weib war niedern Standes, aber ſie imponirte. Neben uns weidet ein Hirt ſeine Heerde Kühe und Ziegen zwiſchen den Heerden von Felsblöcken, die, ſo weit das Auge reicht, die Anhöhen bedecken. Man ſieht ihn ſelbſt nicht, aber man hört die Glocken der Kühe, von denen zuweilen eine dumm-neugierig hinter einem Felsbrocken hervor mit lang ausgeſtrecktem Halſe auf die Wanderer glozt. Der Hirt, der wahrſcheinlich beim preußiſchen Militär Signaliſt geweſen iſt, bläst dazu ein Signalhorn. Die Tannen rauſchen immer ernſter, die Landſchaft mit ihren Wäldern und Ebenen tritt immer tiefer unter uns zurück, ihre Berge färben ſich immer blauer. Sonnenblicke ſtreifen über Vor- und Ferngrund und wechſeln mit flüchtigen Wolkenſchatten ab. Der Wald mit ſeinem jungen Maiwuchſe duftet ſtärker und ſtärkender als in der Ebene. Wir überſchritten einigemal die ſogenannte Brockenfahrſtraße, die von Schierke und Elend heraufführt, und erſtaunten, daß man eine ſolche Anſtalt, Hals und Beine zu brechen, in irgend einem Theile der Welt eine Straße nennen kann. Die Granitbrocken lagern ſo groß wie die dicken Mühlſteine im Gleiſe, und müſſen überfahren werden. Gott ſtehe den Armen bei, die hier herauf nicht gehen oder etwa reiten! Der andere gebahnte Weg von Ilſenburg herauf iſt fahrbar.

Endlich erreichten wir die obere Brockenhöhe und machten hier die Erfahrung, wie ſcharf das Moorwaſſer da oben iſt, das ſchon bei der leiſeſten Berührung die waſſerdichteſten Schuhe durchdringt. Ungefähr eine halbe Stunde unter'm Wirthshauſe beginnt die eigentliche Brockenregion, und die Tannen verkrüppeln. Auf dem Brockenkopfe ſelbſt aber wachſen die ſogenannten Zwergtannen, die nicht höher als einige Fuß hoch ſind, und gegen Abend oder die Windſeite keine oder doch früher abſterbende Zweige haben. Man glaubt, daß dieſe Tannen Jahrhunderte alt werden, da eben die harte Witterung und der lange Winter, die ihr Wachsthum zurückhalten, ſie zugleich abhärteten und ſie eines ſo hohen Alters fähig machten. Man will in ältern Zeiten beobachtet haben, daß an gewiſſen Tannen dieſer Art binnen fünfzig Jahren keine Veränderung zu ſpüren geweſen ſey. Wenn ſie endlich abſterben, ſo ſieht ihr feſtes, maſerigtes, der Fäulniß widerſtehendes Holz ſo weiß wie Knochen aus, und ſie ſtehen abgeſchält und zweigelos da, wie Stöcke, die man in die Erde geſteckt hat. Meiſtens wachſen dieſe Tannen wie Geſtrüpp oder Heidekraut am Boden hin, und von den größern ſtehen ſtellenweiſe ſo viele nebeneinander, daß es von weitem ausſieht wie ein Kabinet von Skeletten; oder man möchte auch wohl annehmen, wenn man ſie ſo gewiſſermaßen familienweiſe, geſpenſtiſch und über und über mit Moos wie mit Lappen behangen, bei einander kauern ſieht, ſie kröchen zuſammen, um ſich gegenſeitig zu erwärmen. Bis zum Brockenkopfe wachſen Wieſenblumen und viele Kräuter, auf dieſem verſchwinden ſie jedoch alle, und es fängt unmittelbar neben ihnen, da, wo ſie aufhören, die ſonſt nirgends vorkommende, ungemein ſchöne Brockenblume zu blühen an. Außer ihr und den Zwergtannen und kriechendem Heidekraute, oder dürrem Graſe, wächst auf der höchſten Brockenhöhe nichts. Dieſe Brockenanemone iſt von einem lieblichen Weiß, unter den großen Blättern bläulich geſtreift, und trägt, wenn ſie verblüht iſt, einen rauhen, papeſcirenden Samenkopf, der wie graue, fliegende oder berganſtehende Haare, nach der Vorſtellung, einer Hexe ausſieht, weßhalb man ſie auch Hexenblume nennt. Man hat zwar bemerken wollen, daß dieſes etwa eine Spanne hoch wachſende Kraut von Jahr zu Jahr ſeltener werde, weil die vielen Brockenbeſucher ſo viele ſeiner Blüthen als Angedenken abpflücken; ich habe aber jezt in dieſem Frühling die ganze Fläche damit bedeckt geſehen. Die Brockenblume ſoll etwas giftig ſeyn.

Auf dem Wege zum Wirthshauſe, das auf der höchſten Höhe des Brockenſcheitels liegt, fanden wir die meiſten Granitblöcke nicht mit Moos, ſondern mit einer ſchwefelgelben Flechte überzogen. Eine wahre Faſelei iſt es aber, wenn Manche behaupten, auch bei gutem Wetter ſey es auf dem Brocken außer Verhältniß kälter, wie anderwärts. Wir haben heute hier oben die ärgſte Hitze ausgeſtanden. Etwas zugig iſt es natürlicherweiſe, doch dies iſt nicht ſchlimmer, als etwa auf der Rollendorfer Höhe bei Teplitz Jahr aus Jahr ein. Das Brockenhaus und ſeine zwei Nebengebäude, überdachte Erdgeſchoſſe, haben ſo dicke Steinwände, wie eine alte Burg, weßhalb denn die Fenſter in drei Ellen langen Brüſtungen drinnen liegen. Draußen vor den Fenſtern vor mir hat man eine ziemlich geräumige Fläche von den Granitbrocken geſäubert und wahrſcheinlich durch allmähliges Düngen zu einer für ihre Lage zur Genüge fruchtbaren Wieſe ausgebildet. Sie iſt umzäunt, und es weiden darauf Pferde und Kühe, welche leztere mit ihrem weithinſchallenden Glockengeläute ſich auf eine anmuthige Weiſe bemerkbar machen. Mittags, als wir ankamen, war ſehr ſtarker Höherauch oder Nebel, und wir konnten nichts ſehen; vielleicht wird es gegen Abend heller. Der kahle, runde Kopf des Brockens iſt übrigens wie geſchaffen für die Sage vom Blocksberge und ſeine Fabeln, die einem hier, durch die Oertlichkeit bedingt, ſo natürlich vorkommen, daß ich behaupten möchte,

wenn der Brocken erſt heute aufgefunden würde, ſo würde auch die Sage mit ihm bekannt werden und ſich verbreiten und geltend machen, daß unheimliche Weſen darauf hauſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

Altaud. Die Chaine.

Im vorigen Monat hat es nicht an Begebenheiten gefehlt, die freilich wenig Erfreuliches haben, und nur die Einförmigkeit des in dieſer Jahrszeit ſtillen Lebens brechen. Wenn die geſetzgebenden Kammern ihre Seſſion beendigt, und die Mitglieder derſelben die Rückreiſe in die Departements oder auf ihre Güter angetreten haben, wenn der Hof ſich zu Neuilly aufhält, wenn die reiche Welt ſich in den Bädern, auf Reiſen oder auf dem Lande beluſtigt, wenn ſogar die Hauptſchauſpieler einer nach dem andern Urlaub nehmen, um in den Provinzialſtädten zu gaſtiren, ſo wird es ſtiller in Paris, als während der Wintermonate. Allerdings gehen die gewöhnlichen Vergnügungen ihren Gang fort; allein die ſo beliebten Soirée's hören auf, es raſſeln weniger Wagen auf den Gaſſen, in den Logen der Theater ſieht es leer aus, und am Sonntag vollends ſind beinahe mehr Pariſer außerhalb der Stadt, als darin. Deßhalb pflegt der Juli zu den ſtillſten Monaten des Jahres zu gehören, und nur die letzten Tage deſſelben bekommen wegen der politiſchen Volksfeſte ein lebhaftes Anſehen. Diesmal war Alles ganz anders. Schon der Anfang des Monats ward durch den Criminalproceß und die Hinrichtung Altaud's getrübt, was mit einer außerordentlichen Schnelle betrieben wurde. Man hatte es der Regierung vorgeworfen, daß ſie im vorigen Jahr Fieſchi zu einem wichtigen Manne gemacht, da er doch nur ein gemeiner Böſewicht geweſen ſey. Dadurch, meinte man, habe man unvermerkt den politiſchen Fanatismus anderer Böſewichter angefacht. Von dieſem Vorwurf konnte jedoch nur ein Theil auf die Regierung fallen; denn die Preſſe, die ſich täglich mit Fieſchi beſchäftigte, und eine Menge von wahren und falſchen Anekdoten von ihm anzuführen wußte, trug mehr dazu bei, als ſie, den Mann zu einem beſtändigen Gegenſtand des Tagesgeſprächs zu machen, und die Preſſe wurde ihrerſeits durch die allgemeine Neugierde angetrieben, ſtets von dem Böſewichte zu ſprechen. Nur hätte die Regierung, oder eigentlich die Pairskammer etwas mehr Betriebſamkeit in der Einleitung des Criminalproceſſes zeigen, und denſelben nicht acht Monate lang hinziehen ſollen. Dieſen Fehler ſuchte man nun diesmal zu vermeiden, und wäre dadurch beinahe in den entgegengeſetzten verfallen und hätte die Sache übereilt. Die Herren Pairs hatten eine lange geſetzgebende Seſſion überſtanden, und da ihnen nun am Ende derſelben der Criminalproceß Altaud's übergeben wurde, ſuchten ſie denſelben ſo ſehr als möglich zu beſchleunigen, um nicht länger von ihrer Abreiſe und vom Einathmen der Landluft abgehalten zu werden. Der Regierung lag ebenfalls ſehr daran, zu verhindern, daß ſich die allgemeine Aufmerkſamkeit lange mit dem neuen Königsmörder beſchäftige; denn ſo wie Fieſchi den Altaud erzeugt, fürchtete man, könne dieſer wieder andere Mörder erzeugen; deßhalb war in weniger als drei Wochen Alles abgethan. In ihrer Aengſtlichkeit hintertrieb die Polizei ſogar den Verkauf des Porträts Altaud's; in Frankreich geht aber ſelten etwas verloren, beſonders wenn die Polizei es unterdrücken will. Dieſes Porträt, ſey es nun treu oder falſch, wird alſo ſicher einmal zum Vorſchein kommen; auch ſieht man nicht, was durch das Unterdrücken deſſelben gewonnen werden ſoll; denn ein bloßes Porträt kann doch Niemand zu einer böſen That antreiben. Ich glaube nicht, daß Cartouche's Porträt aus irgend Jemand einen Dieb und Gauner gemacht hat. Uebrigens hat der Altaud'ſche Mordanſchlag böſe Nachwehen im Verlaufe des Juli's gehabt, wie weiterhin geſagt werden ſoll. Als nun Alles hinſichtlich dieſes Menſchen zu Ende war, hatte man es mit andern Böſewichten zu thun; denn es rückte die Zeit heran, da die im Verlauf des letzten Halbjahrs von den verſchiedenen Criminalgerichten zu harter Arbeit verurtheilten Verbrecher vom Bicêtre nach dem Bagno zu Breſt abgeführt werden ſollten. Es iſt dies immer eine wichtige Begebenheit, und in Ermangelung anderer und wichtigerer beſchäftigen ſich die Pariſer mit derſelben vielleicht mehr, als ſie ſollten. Der Abgang der ſogenannten Chaine de forçats wird mehrere Tage zuvor in den Zeitungen angekündigt, und es iſt mit einem Unternehmer ein beſonderer Vertrag geſchloſſen, nach welchem er alle dieſe Verbrecher an Ort und Stelle zu bringen hat, was denn freilich keine Kleinigkeit iſt; denn erſtlich kommt es darauf an, ſie am Entwiſchen zu verhindern, was manchen geſchickten Gaunern ein Spiel iſt, und zweitens muß man ſie außer Stand ſetzen, neuen Unfug zu ſtiften, ohne jedoch grauſam gegen ſie zu verfahren. Bekanntlich werden ihnen vor der Abreiſe Ketten angelegt, welche auf dem Amboß zuſammengeſchmiedet werden. Dazu gehört beſonders ein eiſernes Halsband, welches aber eigentlich ein dreieckiges Eiſen iſt, das mit der Kette zuſammenhängt; es ſoll furchtbar ausſehen, wenn ihnen dieſes Halsband feſtgenietet wird, obſchon im Grunde keine Gefahr für ſie bei dieſem anſcheinend ſo fürchterlichen Verfahren iſt. Noch vor nicht gar langer Zeit gab es Neugierige genug in Paris, welche Einlaß begehrten, wenn zu Bicêtre dies vorging, und die Polizei trug auch kein Bedenken, den Leuten ihre Bitte zu gewähren. Das Anſchmieden geſchieht im Hofraume des Gefängniſſes, und dauert einen ganzen Tag, und ſogar zwei Tage, wenn viele Verbrecher zum Bagno abgeführt werden ſollen, wie es diesmal der Fall war. Endlich hat ſich jedoch die Polizei geſchämt, aus dieſem ſchauerlichen Akt ein Schauſpiel zu machen, und alle Bitten um Einlaß verweigert, nicht ſowohl aus Mitleiden gegen die Verurtheilten, als weil man bemerkt hat, daß der Anblick ſo vieler Menſchen, beſonders Damen, die Verbrecher zur Verzweiflung reizt, und dieſelben alsdann ſehr ſchwer im Zaum zu halten ſind. Diesmal ſcheinen ſich der Neugierigen mehr als ſonſt gemeldet zu haben, und die Polizei ließ wieder in den Zeitungen ankündigen, ſie müſſe alle dieſe Bitten zurückweiſen. Dafür nun ſuchte man ſich bei der Abfahrt der Verbrecher ſchadlos zu halten, und nie hat es auf der Landſtraße zwiſchen Bicêtre und Paris ſo lebhaft ausgeſehen, als am Montag Morgen, da die Chaine de forçats vorüberziehen ſollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 198.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 18. August 1836.

Herauf hier! mein Gebirg ist alt,
Steht in ursprünglicher Gestalt;
Verehre schroffe Felsensteige!
Goethe.

Besteigung des Brockens.

(Fortsezung.)

Das Schneeloch, wohin ich vorhin, wie ich schon sagte, einen Spaziergang machte, ist eine Art von Gletscher, der erst im späten Sommer schmilzt. Er liegt in der Gegend, die man am Brocken nennt, etwa eine kleine Viertelstunde weit vom Wirthshause abwärts, und ist eine Kluft oder ein Thaleinschnitt in die nordöstliche Seite des Brockenkopfs, der nur den Nordostwinden ausgesezt ist. Die Morgen- und Abendwinde streichen über dieses breite Loch hinweg, und gegen Mittag ist es durch den darüber emporragenden Kopf des Brockens geschüzt. Eben so senkt die Sonnenscheibe nur in den längsten Tagen Morgens und Abends einige schiefe Strahlen hinein, und die Strahlen der Mittagssonne fallen deßgleichen so schief auf den Schnee nieder, daß sie nicht wirken. Nur öftere warme Regen schmelzen den Schnee, wiewohl er an den tiefsten Stellen gewiß öfters oder überhaupt gar nicht schmilzt. Ich sah ihn gegenwärtig noch hie und da zwei Ellen hoch liegen. Langes Schilfgras, von dem der Schnee erst vor wenigen Tagen hinweggeschmolzen, liegt daneben wie ein Matte über den Boden hingestreckt und klebt fest an den Steinen. Durch dieses, von der Nässe gebleichte Gras oder Stroh hindurch dringen frische, grüne, lange Keime. Der Vogelbeer- oder Ebereschenbaum wächst in dem Loche und beginnt eben erst zu grünen. In einer Entfernung von wenigen Schritten sind in dieser Gegend oft alle Jahreszeiten bei einander anzutreffen. Nahe am Schnee treibt das Heidelbeer- oder Kronsbeergesträuch wohl erst Blätterknöspen, und es sitzen noch vorjährige reife schwarze und rothe Beeren daran, die sich an den Stauden unter dem Schnee wie im Salze erhalten haben. Wenige Fuß davon sieht man Blätter, dann Blumen, und gewiß im Sommer weiterhin unter denselben Verhältnissen auch reife Beeren. Der Schnee trägt noch, ich sank aber doch einige Mal bis an den Leib hinein, als ich mich darauf wagte. Vom Brockenhause einige hundert Schritte abwärts nach Morgen zu befindet sich eine lebendige, nie versiegende Quelle, die man den Hexen- oder Zauberbrunnen nennt, er soll sonst besonders gut und schmackhaft gewesen seyn, jezt ist sein Wasser kaum noch trinkbar, denn es hat einen sehr scharfen, wahrscheinlich torfigen Nachgeschmack. Schräg über diesem Quell, der unter dem Namen der Kellbeck in die Ilse fällt, liegt eine der wildesten Klippenstellen des Brockens, die sich bis zum Schneeloche hinunter zieht und den Anfang der Vertiefung desselben bildet. Es sind hier die ungeheuersten losen Granitblöcke über und neben einander hingestreut, und die Zwischenräume sind gefährliche Klüfte. Dieser

vielen, gegen die rauhen Winde ſicheren Löcher und Klüfte wegen iſt dieſe Gegend, trotz ihrer Schrecken, ein wahres Treibhaus oder ein botaniſcher Garten des Brockens, ſo üppig wächst hier Alles empor. Ich verſtieg mich ein wenig weit hinein und wollte gern nach dem Schneeloche hinunter mitten durchdringen; aber es war unmöglich, ich mußte nicht ohne einige Gefahr den Rückzug antreten. Die meiſten dieſer Granitblöcke ſind mit unförmlichem, wohl eine Viertelelle dickem, ſchmutzfarbigem Mooſe überzogen, das ſo feſt wie Pelzwerk iſt und wie Schwamm ausſieht. Gelbe Flechten und Tannengeſtrüpp, das vom Schnee feſt niedergedrückt iſt und ſich dem Boden entlang zieht, wie vom Hagel getroffenes Getreide, wechſeln mit dem Mooſe ab. Für mich war dieſe Klippenwildniß das Tollſte, was ich bisher noch in der Natur geſehen habe, in großen Gebirgen mag es freilich viel rieſenhaftere Erſcheinungen geben. Jezt iſt auf dem Brocken Alles möglichſt trocken; aber wenn der Torf von Regen oder Nebel durchweicht, anſtatt von der Sonnenwärme ausgetrocknet iſt, muß es ſtellenweiſe nicht fortzukommen ſeyn. Man ſieht auch an mehreren Orten angelegte Steindämme oder Stege durch den Bruch führen. Seltſam nimmt ſich hoch oben der blendend weiße Granitſand unmittelbar neben dem kohlſchwarzen Torfe aus. Uebrigens ſingen auf der Scheitelfläche des Brockenkopfs, die groß genug iſt, daß man ſich im Nebel darauf verlieren kann, die Lerchen und Waldvögel ſo ſüß und laut wie allerwärts, der Kukuk ruft und die Nachtigallen ſchlagen neben dem Schnee wie unten in der Ebene.

Es gibt ein altes, treffliches, ſehr gut geſchriebenes und nur leider nicht vollendetes Buch über den Brocken, das noch jezt von den Reiſenden geleſen zu werden verdiente, es heißt: Abhandlung vom Brocken und den übrigen alpiniſchen Gebirgen des Harzes u. ſ. w., von C. F. Schröder, Deſſau, 1785. Der Verfaſſer ſagt ſehr viel Wahres und Intereſſantes über die Natur ſeines Gegenſtandes, und ich theile hier zu vollſtändigerer Schilderung deſſelben Einiges auszüglich mit.

„In dem Harzgebirge bildet das Brockengebirge gleichſam ein Gebirge auf dem Gebirge, wo viele einzelne Berge mit ihren Thälern aus dem Fuße des Brockens ausgehen. Die Natur des Brockengebirgs iſt den Alpen verwandt, alpiniſch. Die Geſtalt des Brockens iſt jezt rund, und Alles, was dazu gehört, hat die Anlage, aus ſpitz rund zu werden. Der Urſtoff des Brockens iſt Granit, womit die ganze Oberfläche des Brockengebirgs in unförmigen großen Stücken beſät iſt, die mit ſeinem Sande verſchüttet ſind. Zwiſchen dieſen grauen, ſchreckend und ungewohnt in's Auge fallenden Klippen oder Felſenruinen hat ſich aber nach und nach eine feine, fette und fruchtbare, dünne Erde geſezt, welche aus verfaulten Vegetabilien, Bäumen, Kräutern und Mooſen entſtanden und zu Torf geworden iſt. Der Brocken hat den Torf mit den niedern Gegenden an der See gemein, und zwar auf ſeinem höchſten Gipfel, alſo nicht in Folge von Ueberſchwemmungen. Der Granit zieht das Waſſer an ſich und nimmt einen Theil in ſeine obere Rinde auf. Dieſe ſeine Natur und die vielen Räume zwiſchen den einzelnen Steinen und dem loſen, groben Granitſande ſind alſo ſehr bequem dazu, das Waſſer der Atmoſphäre an ſich zu ziehen, zu verſchlucken und nach und nach wieder von ſich zu geben. Hiezu kommt, daß die Oberfläche des Brockens mit dem dicken, fetten Mooſe überzogen iſt, in welches ſich das Waſſer wie in einen Schwamm zieht und das Austrocknen der Erde verhindert. Es ſind der ſteinleeren Plätze des Brockengebirgs wenige, und dabei auch wenig trockene. Ueberall, wo der Granit und mit ihm das Brockengebirge anfängt, iſt Bruch, als ob eines ohne das andere nicht ſeyn könnte. Je höher hinauf, je beſchwerlicher iſt dieſer Bruch, und man glaubt oft darin zu verſinken, was jedoch bei der Elaſticität der Moosdecke nicht zu befürchten ſteht.“

(Die Fortſezung folgt.)

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortſezung.)

Die frohen Erwartungen fanden jedoch bald ihr Ende, als ich Gontari und ſeine täglichen Gänge genau zu beobachten anfing und ihm auch von andern Seiten her nachforſchen ließ. Seine einzige Beſchäftigung war das Spiel, ja Alle, die ihn kannten, waren überzeugt, daß er falſch ſpiele, und leider mußte auch ich erkennen lernen, wie das Glück, das ihm in großen Summen das einzige Mittel ſeiner Erhaltung zuzuwenden ſchien, ein erzwungenes ſey. Ich vermöchte nicht zu ſagen, wie dieſe Entdeckung auf mich wirkte. Mein ganzes Leben hindurch hatte ich das Spiel gehaßt, das ſo oft und leicht das edelſte Familienglück zertrümmert, und hier wurde nun ein beſonnener Diebſtahl von einem Menſchen damit verknüpft, deſſen Exiſtenz an das Daſeyn einer liebenswürdigen Frau gebunden war, die Jammer und Schande mit ihm zu theilen hatte. Ich konnte meine arme Freundin nicht mehr ohne das tiefſte Mitleid betrachten, wenn ſie mit der Ahnung unabwendbaren künftigen Unheils in wehmüthigen Erinnerungen ſich verlor und dabei den Kopf des ſchönen Hundes ſtreichelte, der, wie ich wohl vermuthen konnte, ihr von der Heimath her gefolgt und ſeiner Gebieterin mit ſeltener Verſtändigkeit und Treue ergeben war. Was mich allein noch tröſten mochte, war der feſte Entſchluß, die Arme ihrer Lage zu entreißen, die vertrauliche Mittheilung, die ſchon oft auf ihre Lippen

getreten war, zu befördern, durch die freundſchaftlichſte Sorge mich in Beſitz des Geheimniſſes ihrer Geburt und ihres Namens zu bringen, und dann ihre Familie von ihrer bedauerlichen Lage und dem Schmerz in Kenntniß zu ſetzen, der ſie zu verzehren drohte. Unglückliches Zartgefühl, das mich abhielt, nach dem Umfang ihres Jammers zu forſchen, mich einzudrängen in ein fremdes Leid! unſelige Zögerung in einer Sache, wo jede Stunde wichtig werden konnte! ſo ließ ich mich durch die Begebenheit überraſchen, welche das Schickſal der armen Frau ſchrecklich entſcheiden ſollte.

Ich war von Madame Gontari eines Abends mit dem feſten Entſchluſſe geſchieden, nun keinen Tag mehr hingehen zu laſſen, ohne ſie zu nähern Mittheilungen über ihre Vergangenheit zu vermögen. Zwar hatte ich heute den nämlichen Vorſatz gehabt, aber ſie war diesmal heiterer geweſen, als ſeit langer Zeit, wußte mir mehr als ſonſt Gutes von ihrem Manne zu ſagen, der ſie mit größerer Liebe behandelt zu haben ſchien, ſtützte auf ſein wiedererwachendes Gefühl und die baldige Ankunft eines kleinen, lieben Geſchöpfs ſo frohe Hoffnungen, daß es mir wehe that, ſie in eine Zeit zurückzuführen, wo ſie mit Recht von der Zukunft das höchſte Glück des Lebens erwarten durfte. Die ganze Nacht beſchäftigte ich mich mit dem Gang des Geſprächs, das ich zu führen gedachte, ordnete alle Gründe, die ſie beſtimmen mußten, ihrer Familie Nachricht von ſich zu geben und ihr zukünftiges Geſchick in ihre Hände zu legen. Als Georg mir am Morgen das Frühſtück brachte, ſah ich Thränen in ſeinen Augen; der gute Burſche hatte die hübſche, freundliche Nachbarin liebgewonnen, und das Waſſer ſchoß ihm über die Wangen, ſobald ich ihn fragend anſah. „Ach, lieber Herr, ſie ſind letzte Nacht verreist,“ ſagte er, „und Niemand weiß wohin.“ — „Wer?“ fragte ich, noch immer nicht begreifend. — „Madame Gontari und ihr Mann,“ verſetzte er; „dieſe Nacht um zwölf Uhr ſind ſie, nachdem man in ihrem Zimmer lange Hin- und Widerreden, Schluchzen und Verwünſchungen gehört hat, mit einem fremden Vetturin abgefahren. Die Frau, ſagte mir der Aufwärter, habe ganz verweint und traurig ausgeſehen, und indem ſie nahe an ihm vorüber ging, einen Gruß an Sie beſtellt.“ Georg ergoß ſich nun in dem Lobe der Entſchwundenen und im Tadel über ihren Mann, den er einen Tyrannen, einen Spieler, einen Wüſtling nannte, und während er ſeinem Groll Luft machte, ſtand ich faſſungslos ihm gegenüber und warf mir ſelbſt auf das Bitterſte mein einfältiges Zögern vor. Wie gerne hätte ich jetzt den geſtrigen Tag zurück erkauft. Aber Unwille und Betrübniß halfen wenig, und nur ſchnelles und entſchiedenes Handeln konnte vielleicht der armen Verlorenen noch fruchten. Was ich zu thun vermochte, geſchah, und zwar in Gemeinſchaft mit der Polizei, welche Gontari's Schritten folgen mußte. Die Theilnahme aber, wie die Juſtiz mühten ſich vergeblich, denn die Maßregeln des ſchuldbelaſteten Flüchtlings waren gut und vorſichtig getroffen. Die Vereitlung meiner Bemühungen that mir um ſo weher, da ich leider überall die Beweiſe fand, wie ſchlecht und tiefgeſunken Gontari geweſen, und mich überzeugen mußte, daß ſeine ſchutzloſe Frau, bei den Vorzügen und Anforderungen ihres Geiſtes und Herzens, unmöglich dieſe Verdorbenheit in ihrem ganzen Umfang erkennen könne, ohne unter dem Druck ihres Unglücks zu erliegen. Tag und Nacht beſchäftigte mich das Bild des armen Weibes; hundertmal hatte mir meine Phantaſie Alles vorgemalt, was mir in ihrem Schickſal dunkel geblieben war, und als ich längſt nicht mehr hoffen durfte, jemals Kunde von ihr zu erhalten, als ich in mein Vaterland zurückkehrte, da begleitete mich ihr Bild fortwährend, und ſtand oft in wehmüthiger Trauer vor meiner Erinnerung. Man denke nun ſelbſt, was ich empfinden mußte, als ich hier, in der wildeſten Gegend des Brünig, an einem Ort, wohin ich nur durch einen ſeltſamen Zufall verſchlagen worden war, Alles finden mußte, was ſie gewiß nur unter Todesſchmerz zurückgelaſſen hatte, als ihr Kind, als der treue Gefährte ihrer Leidenstage, als zum größten Beweiſe der Identität ihre Handſchrift vor meine Augen kam.

Unfähig, meine Rührung länger zu bemeiſtern, zog ich mich nach dem äußern Zimmer zurück, nachdem ich Frau Eliſabeth bedeutet hatte, ich werde morgen das Weitere wegen der Sache mit ihr beſprechen. Gerne hätte ich den Hund mit mir genommen, allein mein Rufen und Locken hatte jedesmal nur ein Wedeln ſeines Schweifes und ein freundliches Emporhalten des Kopfes zur Folge. Den Poſten unter des Kindes Lager verließ er nicht, und die treue Anhänglichkeit des Hundes, die ſo ſelten von der menſchlichen erreicht wird, das klare Bewußtſeyn, mit dem er den Willen ſeiner Gebieterin zu erfüllen ſtrebte, ward mir zum Problem, deſſen Löſung mich, nebſt den neuen Pflichten, die mir gleichſam vom Schickſal geboten waren, die nächtlichen Stunden hindurch beſchäftigte. Daß ich das Kind der Unglücklichen, vom Himmel ſelbſt mir an's Herz gelegt, als mein Eigenthum betrachten müſſe, bis es wieder in ſeine natürlichen Verhältniſſe zurücktreten könne, das war mir vom erſten Augenblick an entſchieden, aber ehe der Morgen anbrach, fühlte ich auch, daß ich Marien nicht einmal auf beſchränkte Zeit zu verlaſſen vermöge. Wie ich mich einrichten, wie ich mit dem kleinen Mädchen weiter reiſen wolle, konnte ich freilich jetzt noch nicht denken; aber Alles macht ſich zu leicht, wo man einen feſten Entſchluß und den beſten Willen herrſchen läßt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Getäuscht.

Die Hoffnung lud mich jüngst zu Gast.
Ich dachte: warum spröde seyn?
Lang ist's, daß du gefastet hast;
Zur Stunde traf ich pünktlich ein.

Doch ach! sie hat mich schlimm geneckt,
Wie sie's schon oft mir angethan:
Verdruß, der hat den Tisch gedeckt,
Und Trauer, die saß obenan.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die Chaine.

Der Abgang der Verbrecher aus dem Bicêtre soll eigentlich früh Morgens geschehen, besonders im Sommer; es war aber so viel zu thun gewesen, daß die Abfahrt erst gegen acht Uhr stattfinden konnte, und nun war die Landstraße voll von Neugierigen zu Fuß, zu Pferde, und sogar in eleganten Kutschen. Was kann doch Leute aus der gebildeten Welt, Leute, die Alles im Ueberflusse besitzen, und im Genusse aller Bequemlichkeiten des Lebens schwelgen, dazu bewegen, aus der Stadt zu ziehen, um die elendesten aller Menschen anzugaffen, welche die bürgerliche Gesellschaft ausstößt, damit sie keine Uebelthat mehr begehen können! Und nun vollends zartnervige Damen, denen sonst der Anblick alles Scheußlichen Ekel erregt! Erklärt es sich etwa, wie, nach Lukrez, die Behaglichkeit, womit ein am Ufer sicher Stehender dem Sturme auf dem Meere zuschaut? oder kitzelt sie der Contrast zwischen ihrem Glück und dem Elend der Verbrecher? oder hat ihnen die neuere Litteratur heftige Gemüthsbewegungen zum Bedürfniß gemacht? Es wäre interessant, hierüber psychologische Untersuchungen anzustellen. Ihre Neugierde wurde endlich völlig befriedigt; denn sie sahen gegen achtzig Verbrecher auf langen Karren vorüberziehen. Das Weitere ist aus den Zeitungen bekannt, welche sogar die von den Verbrechern gedichteten und gesungenen Lieder eingerückt haben; denn in Frankreich ist das Dichten etwas so Gemeines, daß sogar in den Gefängnissen und Zuchthäusern gedichtet wird, und eine Bagnoliteratur vorhanden ist, die freilich auf keinen hohen ästhetischen Werth Anspruch machen kann. Bekanntlich hatte der im vorigen Winter hingerichtete Mörder Lacenaire ein langes Gedicht verfertigt. Daß die Neugierde der sich zu dem Zuge der Verbrecher Hinzudrängenden zum Theil bestraft worden ist, indem die Verbrecher voll Wuth ihre hölzernen Näpfe, worin ihnen auf der Reise und in dem Bagno ihre Speise gereicht wird, gegen die Volksmenge schleuderten, wodurch eine so große Verwirrung entstand, daß manche Leute um ihre Kleidungsstücke kamen, und noch dazu in ein schreckliches Gedränge geriethen, ist ebenfalls in den Zeitungen erwähnt worden. Dem Volke war es hauptsächlich darum zu thun gewesen, den ehemaligen Pfarrer Delacelouge zu sehen, welcher wegen einer schrecklichen, an einer jungen Frau verübten Mordthat zu lebenslänglicher harter Arbeit verurtheilt ist. Gegen einen schlechten Geistlichen ist das französische Volk unerbittlich strenge. Diesmal hatte es auch wohl die Ueberzeugung, daß dieser verruchte Mensch eigentlich die Todesstrafe verdient, und bloß seinem Stande die Milderung der Strafe zu danken hatte. Die Jury hatte hier mildernde Umstände anerkannt, obschon keine Mordthat mit mehr Ueberlegung und Kaltblütigkeit begangen werden kann, als von jenem abscheulichen Mörder. Das Volk fiel den Verbrecher mit harten Schimpfworten an, verfolgte ihn mit Steinen, und wenn die Wache den Mann nicht beschützt hätte, so wäre er vielleicht nicht lebendig davon gekommen. Man hat dem Volk dies Verfahren in den Tageblättern als eine Grausamkeit vorgeworfen; allein die Volkswuth war wohl mehr eine Protestation gegen das nachgiebige Urtheil der Jury, als Rache an dem Pfarrer. Um ihn derselben zu entziehen, hatte die Polizei ihn verkleiden lassen. Dies half aber nicht viel, indem die andern Verbrecher auf ihn wiesen, da das Volk Anfangs nicht wußte, an wen es sich zu wenden hatte, und einer der frechsten Verbrecher, François, der Mitschuldige Lacenaire's, zu seiner Belustigung sich anstellte, als ob er der Geistliche sey, bis ihm der Steinregen zuletzt doch beschwerlich fiel, und er nun das Volk wegen seines Irrthums ausschalt und auf den wahren Abbé Delacelonge wies, der auf einem andern Wagen saß. Die Regierung hat nun endlich die Nachtheile des öffentlichen und so zu sagen feierlichen Abzugs der Verbrecher eingesehen und beschlossen, wie es heißt, sie nicht mehr zusammen und auf offenen Wagen nach dem Bagno bringen zu lassen. Die Oeffentlichkeit hatte wenigstens das Gute, daß die Verbrecher keine ungebührlichen Mißhandlungen von Seiten ihrer Wächter auszustehen hatten; denn diese wären sogleich bemerkt, und wahrscheinlich auch öffentlich gerügt worden. Andererseits konnte ein Unfug, wie der diesmalige, nicht länger geduldet werden; denn aus der Abfahrt der Verbrecher ein Schauspiel für die Pariser zu machen, kann doch sicher nicht im Geiste der Strafgesetzgebung liegen, und wenn nun vollends das Volk noch seine Rache zu der von der Justiz zuerkannten Strafe fügen will, so ist es Zeit, die Gefangenen gegen solche Gewaltthätigkeit zu schützen. Bei dieser Gelegenheit war auch ein Mann wieder thätig, über welchen verschiedene Urtheile, günstige sowohl, als ungünstige, gefällt werden, und aus dem man nicht recht klug werden kann. Er heißt Champion; man bezeichnet ihn aber in Paris unter dem Namen des „Mannes mit dem blauen Mäntelchen," weil er im Winter sich mit einem solchen ganz kurzen Mäntelchen zu zeigen pflegt. Er ist ein durch Juwelenhandel reich gewordener Mann, der als ein armer Geselle nach Paris gekommen ist, und stets eine sehr einfache und nüchterne Lebensart beibehalten hat. Dieser Mann begibt sich im Winter auf die Märkte von Paris und theilt den Nothdürftigen Nahrung, Kleidung und Brennmaterialien aus. Auch geht er in die Gefängnisse und schenkt den Gefangenen allerlei Kleinigkeiten, um ihre Lage zu verbessern. So hatte er sich denn auch bei dem Abzuge der Verbrecher zum Bagno eingefunden, und ihnen Tabak und das in Paris auf den Straßen feil gebotene Getränk, Coco genannt, ausgetheilt. Ueber letzteres mochten sich die Verbrecher, denen Wein und Branntwein lieber gewesen wäre, wohl etwas lustig gemacht haben, wenigstens behaupteten dies einige Tageblätter; Champion aber versicherte in einem Schreiben an ein Journal, sie haben es mit Dank angenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 19. August 1836.

What joy to watch in lower creature
Such dawning of a moral nature.
H. Hallam.

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortsetzung.)

Der Leser wird vielleicht lächeln, wenn er hört, daß ich mit dem Bewußtseyn meiner neuen Würde und mit einem echt väterlichen Gefühl mich von meiner schlaflosen Ruhestätte erhob; aber dennoch kann ich meine damalige Stimmung nicht verleugnen. Noch nie hatte ein Mensch mir angehört, ungeachtet vielleicht selten ein Männerherz so zärtlicher Zuneigung fähig gewesen war; jezt sollte zum ersten Male ein liebes Wesen von meiner Ansicht, von meinen Wünschen abhängen, sollte mir in jeder Beziehung nahe stehen, mir Alles zu danken haben, was den heranwachsenden Menschen beglücken kann, sollte mich lieben lernen — o gewiß! es gibt hin und wieder ein Gemüth, das mir die Thränen nicht als Schwäche deutet, mit denen ich an dem Bettchen des Kindes stand, das mich heute fröhlich mit den Zügen seiner Mutter anlächelte.

Noch war der Mittag nicht herangekommen, als schon die nächste Zukunft bestimmt und alle Anstalten getroffen waren, meinen neuen Schützling mit mir zu nehmen und ihm alle die Bequemlichkeit zu verschaffen, deren er bedurfte. Der Mann hatte Recht, der einst sagte: mit Geld kann man Alles bezwingen, nur den Tod nicht. Frau Elisabeth hätte zwar auch ohne Geld darein gewilligt, Marien zu begleiten, bis ich eine andere Anordnung für sie getroffen, allein ich bedurfte des edlen Metalls, um mit ihm die nöthige Einwilligung ihres unfreundlichen Mannes zu erhalten, der einem leichtern Ueberzeugungsmittel schwerlich nachgegeben hätte.

So war denn mit dem Anbruch des nächsten Tags Alles in geschäftig froher Aufregung. Zwei Pferde standen vor dem einsamen Hause, von denen das eine die kleine Marie nebst ihrer guten Wärterin tragen sollte. Diese war in ihrem besten Putze, auf ihrem Arm das jubelnde Mädchen, das sie mit dem Schönsten geschmückt hatte, was ihre Mutter zu ihrem Gebrauche gefertigt. Ami, dem nicht entgehen konnte, daß ich seine Schutzbefohlene herzlich liebte, hatte sich schon am ersten Tage in Liebkosungen erschöpft, so oft ich mir mit dem Kinde zu thun machte. Heute merkte das kluge Thier aus den Anstalten, daß wir mit einander von dannen ziehen wollten, und sein Instinkt mochte ihm sagen, daß es Marien und ihm selbst in Zukunft besser als bis dahin ergehen würde, denn es wäre kaum möglich, die Freude zu beschreiben, die er bezeugte. Als er erst aufmerksam dem Einpacken der von Madame Gontari zurückgelassenen Sachen zugeschaut hatte, und nun die Pferde, der ungewöhnliche Putz der Kleinen, das Fertighalten zum

Abmarsch ihm bewiesen, daß die Katastrophe sich nähere, rannte er wie närrisch unter uns herum, lief bald wedelnd zu dem Kinde hin, sprang dann wieder bellend an mir empor, so daß ich Mühe hatte, mich seines unmäßigen Eifers zu erwehren, und trieb es so arg, daß selbst mein ernsthafter Georg sich des lauten Lachens nicht enthalten konnte.

Endlich hatte sich der Zug in Bewegung gesezt; vorn in der Reihe ritt Frau Elisabeth, deren Pferd sorgsam am Zügel geführt wurde, in ihren Armen das Kind, das bei der schaukelnden Bewegung bald in einen sanften Schlummer fiel. Hinter ihr kam ich selbst auf meinem Thiere, und neben diesem ging Georg, der überall sein wachsames Auge umherstreifen ließ. Der Pudel hatte von dem Augenblicke an, wo die Cavalcade weiter schritt, seinen Platz neben dem vordern Pferde genommen, auf welchem Marie war, und diesen standhaft behauptet, ohne, wie sonst Hunde zu thun pflegen, von hinten nach vorne und wieder zur Seite zu schweifen, auf diese Weise hundertfältig ihren Weg messend. Um desto mehr wunderte ich mich, als Ami plötzlich seine Nase erst in die Luft, dann an den Boden hielt, einige Schritte schnuppernd weiter lief und zulezt, nachdem er einen kurz abgestoßenen Ton, zwischen Bellen und Geheul mitten inne stehend, hatte hören lassen, auf einem Fußpfade, mit niedrig gehaltenem Kopf, sichtlich einer Fährte folgend, dahin rannte, und endlich zwischen dichtem Gebüsch und Schlingkraut verschwand.

Meine Begleiter hatten auf des Hundes Beginnen nicht Acht gehabt, mir aber, der ich mir ein eigentliches Studium aus seinem Charakter gemacht hatte, fiel es auf, und ich rief mehrere Male seinen Namen, pfiff und lockte ihm, aber Alles vergebens. Man lachte über die Besorgniß, daß der Hund sich verlieren könnte, da er gewiß irgend einem Thiere nachgelaufen sey, und wollte mich mit der Versicherung beruhigen, er werde weiter oben schon wieder zu uns kommen. Die Ueberzeugung, daß ihn etwas Ungewöhnliches von uns weggezogen haben müsse, ließ sich nun zwar dadurch nicht aus dem Wege räumen; aber ich schämte mich meiner Besorgniß und ritt schweigend weiter, nicht ohne beständig in die Gegend zu schauen, wo der Hund verschwunden war. Immer schroffer und wilder, immer einsamer und öder wurde die Gegend, und keine anziehende Aussicht lohnte für die traurige Umgebung. Schon waren wir ein paar tausend Schritte weiter gekommen, und noch hatte der Verlorene sich nicht gezeigt, da erscholl endlich das nämliche dumpfheulende Gebell; ich sah Ami mit lechzender Zunge durch das Strauchwerk dringen und mit einer Hast auf uns zulaufen, die ich des Hundes Bewußtseyn, uns unnöthigerweise verlassen zu haben, zuschrieb. Statt aber seinen frühern Platz an Mariens Seite einzunehmen, folgte er uns einige Schritte mit fortgesextem Gebell, wobei seine Bewegungen deutlich die Absicht verriethen, unser Weitergehen zu hemmen. Als Niemand seiner achten wollte, wurden seine Sprünge und sein Bellen heftiger, dann sprang er an mir empor, zupfte mich an meinem Kleide, eilte wieder, immer nach mir zurückschauend, eine Strecke weit auf dem Wege zurück, den er gekommen war, sprang wieder auf mich zu und wiederholte dies Alles so oft, daß meine Aufmerksamkeit sich meinen anfänglich lachenden Gefährten mittheilte, und Keiner weiter den Entschluß bestritt, dem Hunde augenblicklich zu folgen.

(Die Fortsezung folgt.)

Besteigung des Brockens.

(Fortsezung.)

„Diese Mischung von Bruch und Granit ist die Mutter der vielen Quellen und Flüsse des Gebirgs. Sonst stieg der Brocken gewiß als eine gerade Alpe zum Himmel empor. Er brach ein, er hörte auf, Fels zu seyn, er wurde Berg. Mir ist, als sähe ich ein erschrockenes, altes deutsches Volk bei den Trümmern ihres hohen Felsen stehen und sagen: er ist gebrochen, in der Landessprache (die desto härter wird, je mehr man sich dem Brocken nähert) brocken! Es mögen nun aber wirklich Menschen seinem Falle zugesehen haben, oder er mag eher eingestürzt seyn, als Deutsche um seinen Fuß wohnten, so ist doch die Hauptgeschichte des Brockens in seinem Namen der Nachwelt hinterlassen, und entweder hat der, der den Namen Brocken zum ersten Male aussprach, die Geschichte seines Bruchs gewußt, oder er hat sie in den noch davon vorhandenen Urkunden der Natur gefunden. Alles am Brocken läuft auf seinen Namen hinaus und deutet auf ihn. Das Ganze ist brocken, oder gebrochen, oder Broc, Bruch; die Theile, selbst die kleinsten, sind Brocken, denn, wie schon gesagt, wird auch der Granit bröcklicht.“

„Die Nebenberge lagern wie eine Heerde um den Brocken herum. In seiner größten Pracht erscheint er, wenn er mit Schnee bedeckt ist und alle seine Ungleichheiten damit ausgefüllt sind. Dies ist gewöhnlich vom Oktober bis in den Juni der Fall. Man kann ihn dann vom Lande aus nicht wohl ohne Verletzung der Augen betrachten. Wenn der Brocken seine Nachtmüze auf hat und schwizt, wie man zu sagen pflegt, wenn er in Wolken gehüllt ist, so fühlt man, wenn man nur eine Stunde oben ist, wie die Kleider vom Dufte der Wolken getränkt werden. Wenn man daselbst im Sande ein Loch etwa

einen Fuß tief gräbt, so findet man, daß sich sogleich Wasser darin zusammenzieht. Der Brocken hat also große Aehnlichkeit mit einem Schwamm. Er wird im Gegensatze zu den Schweizeralpen, die sich wechselseitig schützen, wahrscheinlich dadurch zerstört, weil er der Sonne ausgesezt ist. Die Gletscher bilden sich eine eigene, zu ihrer Erhaltung dienende, kalte Atmosphäre, worin sie gleichsam einbalsamirt ruhen und einen ewigen Schlaf der Natur verursachen."

Sonst stand das Brockenhaus auf der Heinrichshöhe, und auf dem höchsten Theile des Brockens nur das kleine sogenannte Wolkenhäuschen, neben welches jezt das Wirthshaus gebaut ist. Schröder erlebte darin die folgende Scene, die ich mittheile, weil seine Beschreibung derselben wirklich schön ist.

„Ich bin einmal," sagt er, „im August drei Stunden lang ein Wettergefangener darin gewesen. Es war vorher das beste Brockenwetter, hell, mäßig kalt, und der Wind ging nach Brockenart leidlich, und nur so stark, als wie im Lande, wenn es heißt, es ist stürmisch Wetter. Ich betrachtete mit meiner Gesellschaft ein kleines, weißes Fleckchen in Nordwest, so auf dem Lande, in der Gegend der Nordsee zu liegen schien und einem weißen Tuch ähnlich war. Es schien anfänglich zuzunehmen, dies Scheinen wurde aber bald sehr merklich, so daß wir es gar für ein aus dem Meer aufsteigendes Wölkchen hielten. Binnen einer Stunde veränderte es sich aber dergestalt, daß wir es nun als eine dicke, schwarze Wolke erkannten, die mit mehr als vogelschneller Eile gegen den Berg andrang. Wir glaubten noch immer, davor sicher zu seyn, ob sie gleich schon das ganze Land und den Oberharz bedeckte, bis sie sich unten an den Fuß des eigentlichen Brockens anlehnte. Hier machte sie erst tausenderlei Veränderungen und Figuren. Sie thürmte Wellen auf, bildete Schiffe mit Masten und Segeln, hohe, wunderbare Felsen, Städte, Ruinen, Bäume, streckte Fühlhörner aus, wie der norwegische Kraak. Endlich kam ein stärkerer Windstoß, der ihr neue Kraft gab. Nun kam sie, als wollte sie uns und den Brocken bestürmen, sich wälzend den Berg herauf gelaufen. Diese Catastrophe der Witterung war plözlich und schrecklich. Der Wind erlaubte kaum, auf den Füßen zu stehen, der Sturm brauste, wie ein erregtes Meer, und die Kleider sogen wie ein Schwamm die Näße der Wolken an sich, aus denen auch einzelne Tropfen fielen. Wir segneten mit Recht das Wolkenhäuschen. Zulezt aber konnten wir uns kaum des Frostes mehr erwehren, denn es glatteiste und der Duft der Wolken legte sich, wenn man aus der Thür ging, als Glatteis an und candirte die Haare. Wir mußten uns wie Belagerte durchschlagen und kamen naß und starr wieder zur Heinrichshöhe hinab."

Der Begünstigten, welche so einen Sturm oder ein Gewitter unter sich auf der Brockenhöhe erleben, oder etwa den Schatten des Brockens, das sogenannte Brockengespenst da oben erblicken, sind allerdings wenige.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, August.

Waddingtons Besteigung des Montblanc.

In unserer Faucignyschen Gletscherwelt bringt die große und anhaltende Sonnenhize ohne Regen eine Menge wunderbarer Erscheinungen hervor. Während hier ein Gletscher mit seinen krystallenen Riesenarmen um sich greift (der Argentière-Gletscher im Chamounithal), zieht sich ein anderer zurück (der Bossen-Gletscher ebendaselbst). Die brennende Sonne schmelzt zwar viel Schnee am Montblanc und seiner Familie, die Felsen treten in der Höhe immer mehr heraus, dies würde aber noch mehr geschehen, wenn zuweilen ein warmer Regen fallen wollte. Die gleichförmige bedeutende Wärme, wodurch die Gefahr der Lawinen geringer wurde, erleichterte diesen Sommer sehr die Ascensionen des Col du Géant, des Jardin, der Charmoz-Gletscher, der Grands-Mulets und selbst des Montblanc. Jene Höhen (bis 10.680') wurden sogar von Damen erstiegen, an denen unsere Guides immer mehr Muth und Geistesgegenwart rühmen, als an den Männern. Indessen ist doch noch keine Dame auf die Spize des Montblanc gelangt, wiewohl eine schon durch ihren Gang über den Col du Géant bekannte Engländerin auch diesen Sommer wieder in Chamouni war und viel davon sprach, daß sie nicht ruhig sterben könne, wenn sie nicht die Stirne des Montblanc geküßt hätte: Wer diese geistreiche Frau mit männlichem Geiste kennt, ist fest überzeugt, sie hätte vor einigen Wochen mit ihrem Landsmann Waddington ihren höchsten Lebenswunsch erreichen können, denn noch nie war ein Montblancbesteiger so vom Wetter und andern Umständen begünstigt, niemals machte auch einer die Reise in so kurzer Zeit; denn er ging am 7ten Juli erst nach sechs Uhr früh mit fünf Guiden und den nöthigen Trägern von Chamouni ab, und kam ohne alle Schwierigkeit nach ein Uhr Mittags auf dem obeliskenartigen Felsen der Grands-Mulets an. Hier hatte er volle Zeit, auf dieser bedeutenden Höhe (10.040') physische Versuche mit seinen glücklich heraufgebrachten Instrumenten anzustellen und die hier schon sehr weite Aussicht zu genießen. Um vier Uhr wurde er auf andere Weise begünstigt, denn es kam ein dichter Nebel und dicke Wolken, bald darauf gerade unter seinen Füßen ein heftiges Gewitter mit herrlichen Blizen und gewaltigen Donnerschlägen, die eine Menge Lawinen von den benachbarten Aiguilles und Domen abrissen. Ohne alle Gefahr konnte er diese von seinem 400' hohen Felsen rechts und links dicht an sich niedergehen sehen, ein seltenes Glück! Durch dies Gewitter und seinen Hagel war die Temperatur sehr abgekühlt worden, und die Nacht herrschte empfindliche Kälte und heftiger Wind, zwischen dessen Stößen man nur manchmal das Krachen der Gletscher und das donnernde Niedergehen der Lawinen hören konnte. Um drei Uhr des folgenden Morgens wurde wieder aufgebrochen. Die seit

eilf Stunden unaufhörlich niedergehenden, nun aber erschöpften und ruhenden Lawinen hatten Waddington einen bessern Weg bereitet, als er außerdem gefunden haben würde, denn sie hatten eine Menge Schlünde ausgefüllt, die sonst mit Mühe und Zeitverlust hätten umgangen oder durchstiegen werden müssen, über die man aber jetzt mit einiger Vorsicht leicht hinwegkommen konnte. Bisher war die Gegend mit Nebel bedeckt gewesen, einem weiten Schneemeer vergleichbar, aus dem die höchsten Spitzen wie Klippen und Inseln hervorragten. Als die Sonne aufging, zeichnete der Schatten des Montblanc nach Westen hin eine ungeheure Pyramide, die sich wohl zwanzig Lieues weit ausdehnte. Um halb sechs kamen sie auf das Petit-Plateau (11,500'), und nach sechs auf das Grand-Plateau (11,970'). Hier zeigte der Barometer 16°, in Chamonix zu gleicher Zeit 28°. Nun begannen die größten Unannehmlichkeiten dieser Bergreise: schweres Athmen, Brustschmerzen, Stiche im Kopf, Augenweh, Ohrenbrausen, Uebelseyn, Schwindel, außerordentliche Schwäche und daher Niedergeschlagenheit. Und in diesem Zustand mußte an mehreren Eiswänden auf eingehauenen Stufen hinauf- und hinuntergeklettert werden. Endlich erreichten sie um 10¼ Uhr den Gipfel des Montblanc (14,770'). Waddington war müde, aber nicht erschöpft, drei seiner Führer konnten es aber hier oben nicht aushalten, und mußten die Spitze gleich wieder verlassen. Allerdings hatte auch der Engländer ein heftiges Fieber mit 100 bis 102 Pulsschlägen in der Minute. Ganz frei und rein war die Aussicht, 60 Lieues im Durchmesser, auf die Gipfel des St. Gotthard, das Finsteraarhorn, die Jungfrau, die Gemmi, die Ravins, Sanetsch, Diablerets, Dents de Morcles und du Midi, auf den Ruet, den Jura, den Genfersee, die Seealpen, die Apenninen, den Montcenis, Viso, Iseran, den kleinen und großen St. Bernhard, den Montcombin, die Dent de Herins, den Montcervin, den Monterosa, den Simplon ꝛc. Am Fuß zeigten sich die Thäler von Chamonix, der Arve, von Montjoie, der Allée blanche, von Ferrer, Courmayeur, Aosta, Beaufort, St. Maurice, das ganze Wallis bis zum Ursprung der Rhone, die piemontesischen Ebenen u. s. w. Sie konnten fünf Viertelstunden lang oben bleiben, was auch sehr selten möglich ist. Dann stiegen sie über den von der Sonne weich gewordenen Schnee mühsam wieder hinab, kamen aber doch Abends neun Uhr wohlbehalten in Chamonix an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Champion. Carrel und E. de Girardin.

Manche Leute meinen, Champion könnte seine Wohlthaten besser anbringen, als bei Verbrechern, und überhaupt könnte er Gutes thun, ohne seine Person dabei beständig zur Schau zu tragen. Es ist allerdings wahr, daß der Mann mit dem blauen Mäntelchen etwas mehr Umsicht bei der Vertheilung seiner Gaben beweisen könnte, und er gar nicht nöthig hätte, sich dabei selbst voran zu stellen. Allein man muß es jedem Menschenfreunde Dank wissen, wenn er den Muth hat, das Elend selbst aufzusuchen und zu dessen Linderung etwas beizutragen. Der Mann mit dem Mäntelchen verdient um so mehr Dank, da er zuweilen mit Spott und Bosheit für seine Wohlthätigkeit belohnt wird, und dennoch in derselben beharrt. So hat er seinem Geburtsorte manche Wohlthat erwiesen, und dennoch haben die Einwohner, oder wenigstens einige boshafte Menschen in der Gegend mehrmals seine Waldungen daselbst in Brand zu stecken gesucht. Ein Mann, welcher sich durch solche Vorgänge nicht abschrecken läßt, sogar den Böswichten Gutes zu erweisen, besitzt sicher eine unverwüstliche Zuneigung zu dem Menschengeschlechte, und besonders zu dem unglücklichen Theil desselben.

Carrels Duell- und Tod nahm eine bedeutende Stelle in der Geschichte des Juli ein. Schon in einem frühern Berichte habe ich der neuen Zeitungen erwähnt, welche in diesem Sommer hier entstanden sind, und deren unvorhergesehenes Erscheinen viel Aufsehen erregt hat; denn die Unternehmung eines großen Tageblattes erfordert so bedeutende Kapitalien, daß Niemand so thöricht seyn kann, die schon vorhandene Anzahl von Tageblättern zu vermehren, wenn er nicht einige Aussicht auf Erfolg hat. Nun kamen aber auf einmal vier solcher neuen großen Blätter zum Vorschein, la Renommée, la Presse, le Siècle, le Journal général de France. Wie konnten doch die Unternehmer hoffen, Abonnenten genug zu bekommen und den bereits Jahre lang bestehenden und allgemein bekannten Blättern den Rang abzulaufen! Am rührigsten von allen Vieren benahm sich E. de Girardin, der Herausgeber der Presse. Nicht allein sandte er Circularschreiben zur Empfehlung des neuen Tageblattes umher und ließ ungeheuer große Anschlagzettel in Paris und in den Städten und Dörfern umher vertheilen, sondern suchte auch in mehreren Artikeln seines neuen Blattes den Leuten den Vorzug desselben vor den andern Tageblättern zu demonstriren. Sein Blatt nämlich kostet nur halb so viel, als die andern Tageblätter, und dazu sollte es gehaltreicher, unparteiischer, gemeinnütziger seyn. Dies konnten die angegriffenen Blätter nicht ruhig hingehen lassen. Mehrere Journalisten hielten sich um so mehr für verbunden, der Presse zu antworten, da diese sie als geldgierige, das Publikum betrügende Speculanten dargestellt hatte. Sie kehrten den Vorwurf um und behaupteten, E. de Girardin sey ein solcher Speculant, der, um das Publikum durch einen wohlfeilen Kauf herbeizulocken, seine Concurrenten verleumde. E. de Girardin ward nun böse; den Bon sens verklagte er vor Gericht und den National forderte er zum Zweikampf heraus. Der Injurienproceß des Bon sens ist noch nicht geschlichtet, aber der Zweikampf hat leider stattgehabt, und ist bekanntlich für beide Streitende, aber für Carrel besonders übel ausgefallen. Der National hat dadurch seinen besten Schriftsteller, und die Oppositionspartei eines ihrer geachtetsten, thätigsten und unerschrockensten Mitglieder verloren. Carrel ist kein Opfer seiner politischen Meinungen geworden, sondern wegen eines Geldstreites gefallen; nicht für die Partei des National hat er zu kämpfen gehabt, sondern für das 80 Frankenabonnement, und er, der sich glücklich aus Kriegen und Verschwörungen gezogen und schon mehrere Duelle ausgefochten hatte, mußte zuletzt von der Hand eines Mannes fallen, dessen politische Meinungen sehr unbestimmt zu seyn scheinen, und dem es hauptsächlich darum zu thun ist, seine Speculationen gut anzulegen. Leider ist dies häufig das Loos der zum Duell stets fertig stehenden jungen Männer. Anfangs bestehen sie solche Kämpfe glücklich, aber zuletzt trifft auch sie die Kugel. E. de Girardin ist einer dieser kampflustigen Helden. Die Wunde, die er erhalten hat, mag ihn zum Nachdenken über die Folgen des raschen Duellirens führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 200.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 20. August 1836.

— Siehst du im Wüstenland
Den Fuß des Thiers geprägt, so weißt du auch,
Es kam am Ort vorüber, so gewiß
Als daß die Sonne wärmt, das Wasser näßt.
Beaumont und Fletcher.

Fussstapfen urweltlicher Vögel.

Je mehr sich in der unserer Zeit recht eigentlich angehörenden Wissenschaft, in der Geologie, die Zahl und der Eifer der Beobachter mehrt, desto überraschender werden die Aufschlüsse, die man dem über den Tiefen der Erde liegenden Zauber abringt, desto mächtiger wird die Einbildungskraft in Anspruch genommen. Es gilt dies besonders von den zahllosen Resten ehemaliger Bewohner der Erde, welche fortwährend zu Tage gefördert werden, und nicht selten durch ihre Formen, welche wir in Gedanken ergänzen, unser mächtiges Erstaunen erregen. Daß die riesenhaften, derben Knochen der Mastodonten und Mammouths, daß die fast steinharten Gehäuse der Schaalthiere sich in den Umwälzungen der Erdrinde erhalten haben, war nicht sehr zu verwundern; aber das ist bei Weitem nicht Alles: hier findet man, durchaus kenntlich und charakteristisch, auf dem Gestein den zarten Abdruck eines Insekts, ähnlich den schillernden Libellen unserer Sümpfe, dort in Höhlen den gehäuften Unrath von Raubthieren, welche lang vor aller Geschichte gelebt. In neuester Zeit entdeckt man aber vollends die charakteristischsten Spuren, welche ein lebendes Wesen hinter sich lassen kann, das einzige Siegel, womit ein Geschöpf, dem mit der Vernunft das allzeitfertige Werkzeug derselben, die Hand, fehlt, sein Daseyn zu beurkunden vermag: man findet Fußstapfen, in den Schlamm der Urwelt geprägt. Schon früher war dergleichen hin und wieder bemerkt worden, aber die Skepsis der Naturforscher hatte diese Fälle, als zweideutig, ad acta gelegt, bis im vorigen Jahre der merkwürdige Fund an der Werra bei Hildburghausen, der überall, und auch in diesen Blättern besprochen worden ist, den versteinerten Fußspuren definitiv eine Stelle im Signalement der vorweltlichen Thiere anzuweisen schien. Die in Thüringen entdeckten Fußstapfen gehörten Allem nach einem Säugethiere an; aber noch weit merkwürdiger ist nun die neuerlich in Nordamerika gemachte Entdeckung von zahlreichen Vogelspuren. Denn während schon in den tiefern Schichten des Flötzgebirges Ueberbleibsel von Säugethieren auftreten, hatte man bis zu den sogenannten tertiären Bildungen herauf, wozu z. B. der Gyps des Montmartre gehört, durchaus keine Vogelreste gefunden, und auch in diesen nichts weniger als häufig.

Die Ufer des Flusses Connecticut im Staate Massachusetts bestehen aus einem Sandstein, der das ganze Thal auf hundert Meilen in die Länge und etwa zwanzig in die Breite bedeckt. Er bricht in Lagern von rother Farbe mit dazwischen liegenden Schichten von Mergel und grauem Conglomerat. Die untern Schichten rechnet man zum alten rothen Sandstein, die obern, nach den

darin vorkommenden, den Mansfeldschen ganz ähnlichen Fischabdrücken, zum bunten Sandstein. In diesen obern Schichten nun, nicht weit von den Steinbrüchen, wo die Fische vorkommen, entdeckte man die Fußstapfen, von denen hier die Rede ist. Professor Hitchcock erhielt zwei Steintafeln, die, wenn man sie auseinander nahm, einerseits vier Vertiefungen, andernseits vier entsprechende Erhöhungen zeigten, Spuren, in welchen man auf den ersten Blick Eindrücke großer Vogelfüße im Schlamm erkennen mußte. Er untersuchte sofort die Sache an Ort und Stelle näher. Auf dem stehenden Gestein bemerkte man die Spuren, sobald man die obern Schichten abnahm, in großer Anzahl. Gewöhnlich zeigten sich drei Zehen, nach vorne gerichtet, in seltenen Fällen ein vierter nach hinten, nur ein einziges Mal vier Zehen nach vorne. Am Eindruck der hintern Zehe bemerkte man zuweilen einen merkwürdigen Anhängsel, offenbar von daran sitzenden rauhen Haaren herrührend; bei großen Spuren breiteten sich diese Haare bis auf mehrere Zolle aus. Wo drei Zehen nach vorne gerichtet sind, ist die mittlere immer die längste. In den meisten Fällen werden sie nach vorne allmählich schmäler, in einigen sind sie dick, etwas gewölbt und brechen schnell ab; in jenen sind die Krallen nur selten sichtbar, in leztern sind sie meist sehr deutlich. Zerbricht man ein Stück Gestein, worauf sich Abdrücke finden, so daß der Bruch durch die Zehen geht, so sieht man die aufeinanderliegenden Schichten des Steins auf zwei bis drei Zoll tief niedergebogen.

Man überzeugte sich auch, daß die Spuren gerade und regelmäßig wechselnd fortlaufen; so deckte man einmal zehn Spuren in fast ganz gleichen Intervallen auf, welche augenfällig auf den regelmäßigen Schritt eines Thiers hinwiesen. Auch können alle diese Fußstapfen nur von einem zweifüßigen Thier herrühren, denn niemals findet man eine parallele Reihe entsprechender Spuren. Sie liegen nicht genau in gerader Linie, sondern weichen naturgemäß wechselsweise ein wenig nach rechts und nach links aus, die Zehen immer nach vorne gerichtet. Sehr leicht erkennt man sogar an einer einzelnen Spur, ob sie vom rechten oder vom linken Fuße herrührt, und die Spuren des rechten und des linken Fußes wechseln in den fortlaufenden Reihen regelmäßig.

Die Neigung der Schichten in den verschiedenen Steinbrüchen wechselt von fünf bis dreißig Grad; nichts weist aber darauf hin, daß die Thiere hätten auf- oder abwärts steigen müssen. Offenbar wurden die Fußstapfen eingedrückt, als die Schichten noch wagerecht lagen und ehe das Gestein zu seiner jetzigen Richtung emporgehoben wurde. In manchen Fällen läßt sich die Schrittlinie verfolgen, in vielen andern aber durchaus nicht; die Spuren verschiedener Vogelarten laufen bunt durcheinander, wie wir es sehen, wenn sich eine Heerde Gänse oder Enten auf weichem Boden umgetrieben hat. Nach Alle dem kann wohl kein Zweifel obwalten, daß diese Eindrücke von Vögeln herrühren, welche über den Sand und Thon liefen, als sie noch feucht und weich waren. Die Aehnlichkeit dieser fossilen Fußstapfen mit denen lebender Vögel ist augenfällig; in einem der Steinbrüche an einem Bache, dessen Ufer der Tummelplatz von Schnepfen und andern Stelzenläufern sind, konnte man recht sehen, wie die Spuren der heutigen Vögel im Sande den wenige Schritte davon begrabenen versteinerten Spuren in allem Charakteristischen auf ein Haar gleichen.

Der amerikanische Naturforscher theilt die entdeckten Spuren nach Arten ab und gibt ihnen den Gesammtnamen Ornithichniten (ὄρνις Vogel, ἴχνος Sohle, Grundriß). Die meisten dieser Vögel scheinen nach dem Mangel einer hintern Zehe und der charakteristischen Weite des Schritts Stelzenläufer gewesen zu seyn. Die merkwürdigste Spur ist die, welche der Amerikaner Ornithichnites giganteus nennt: der dreizehige Fuß ist fünfzehn Zoll, die Klaue ein bis zwei lang; leztere scheint meist abgebrochen; der Fuß mißt also im Ganzen sechzehn bis siebzehn Zoll. Die Schritte sind im Allgemeinen vier Fuß weit, man findet aber auch welche zu sechs. Die häufigen Spuren der Art scheinen anzudeuten, daß der Vogel in Gesellschaft lebte. Ein anderer, Ornithichnites ingens, unterscheidet sich vom eben genannten durch die Bildung der Zehen, muß aber eben so groß gewesen seyn; wie groß, dazu kann uns der größte der Stelzenläufer, und der Vögel überhaupt, der afrikanische Strauß, den Maßstab liefern. Dieser wird 7 — 9 Fuß hoch, 80 bis 100 Pfund schwer und legt drei Pfund schwere Eier; aber sein Fuß mißt nur zehn Zoll; die Weite seines Schritts kennt man nicht, und dies allein fehlt zum Vergleich. Schließt man aber nur nach dem Fuß, so müssen die Vögel, welche ihre Spuren auf dem rothen Sandstein zurückgelassen, fast zweimal so groß und schwer als der Strauß, das heißt zwölf bis fünfzehn Fuß hoch gewesen seyn.

Es ist nur auffallend, daß auf einmal so ungeheure Vögel zum Vorschein kommen sollen, während man bisher in den ältern Gebirgsarten umsonst nach Resten von Vögeln überhaupt gesucht hat. Lezteres erklärte man sich aus der geringen Festigkeit ihrer Knochen; aber Knochen von Vögeln, doppelt so groß als der Strauß, müssen so derb gewesen seyn, daß ihre völlige Zerstörung kaum glaublich ist. Indessen kann die genannte Entdeckung, da einmal die Aufmerksamkeit auf den Gegenstand gerichtet ist, weiter führen. Ueber die Fußstapfen, als solche, mag man allerdings im Reinen seyn, vielleicht aber stößt man fernerhin auf Merkzeichen, welche zum Schlusse führen, daß sie nicht Vögeln, sondern zweifüßigen,

eidechsenähnlichen Thieren angehörten; und solche wären am Ende nicht viel außerordentlicher, als die Pterodactylen und Iguanadons.

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortsetzung.)

Man ließ Frau Elisabeth mit dem schlafenden Kinde absteigen und sich auf einem Felsstück niedersetzen, band die beiden Pferde an eine vom Sturm niedergewehte Tanne, und wir drei Männer gingen nun dem Thiere nach, das während unserer Anstalten eifrig beobachtend still gestanden und einen um den andern aufmerksam angeschaut hatte, jetzt aber, die Nase auf der Erde, vor mir herlief, alle Augenblicke umkehrte und gleichsam für die gewährte Hülfe durch seine Liebkosungen zu danken schien. Es war gut, daß ich des festen Glaubens lebte, der Hund könne nicht umsonst unsere Gegenwart verlangen, denn die Schwierigkeiten, mit denen wir auf unserm unwegsamen Pfade zu kämpfen hatten, möchten leicht eine schwankende Ueberzeugung abgeschreckt haben. Ueber schroffes Gestein, durch hindernde Gesträuche und Ranken mußten wir uns durchwinden, die ungebahnteste Wildniß lag vor uns, und wirklich hätte vielleicht die Mühseligkeit der Reise das Vertrauen in die Klugheit meines vierbeinigten Freundes überwogen, wenn diesem nicht die ängstlichste Besorgniß deßhalb aus den Augen geblickt hätte. Eine Viertelstunde waren wir so unserm Führer über Dorn und Felsen nachgefolgt; jetzt standen wir unversehens an dem Rande eines Abhangs, der steil und verwachsen sich zu einer fast unergründlichen Tiefe senkte. Den Hund hatten wir aus den Augen verloren und blickten einander in schweigender Verlegenheit an. Da erscholl von unten herauf Ami's bellende Stimme, und als Niemand dieser Folge leistete, kam er selbst zurück, und alle seine Bewegungen waren eine so sprechende Bitte, ihm nachzukommen, daß Georg erklärte, er würde mit dem Pudel überall hingehen. Da er mit dieser Versicherung nur meinen eigenen Willen aussprach, so begannen wir einer hinter dem andern vorsichtig hinunter zu klimmen, und bald gelangten wir auf einen Vorsprung, der, nur mit spärlichem Heidekraut bewachsen, uns eine ungehemmte Aussicht über den ganzen Einschnitt darbot. Zu unserm Erstaunen machte auch der Hund hier Halt, lief an das Ende des ebenen Platzes, und indem er sich durch Disteln und Dornen drängte, fing er auf einmal an, mit beiden Vorderpfoten emsig zu scharren. Als er sah, daß wir nur aus der Ferne neugierig seinem Treiben zuschauten, kam er wieder zu mir, und kaum hätte er verständlicher als durch seine Zeichen mich zur Nachfolge aufmuntern können. Mit einiger Beschwerde an Ort und Stelle gelangt, erblickten wir frisch aufgeworfene, von dem wuchernden Unkraut ganz entblößte Erde, und in dieser Minute entstand die Ueberzeugung in mir, daß der Hund uns irgend ein schauderhaftes Ereigniß aufzudecken im Begriffe stehe.

Mit den unvollkommenen Werkzeugen versehen, welche die Noth uns in die Hand gab, begannen wir die Arbeit des Aufgrabens in dem lockern Boden, wobei der Hund uns unter fortdauerndem Gewinsel behülflich war, und schon waren wir ziemlich tief gekommen, als wir einige Fragmente weiblicher Kleidung und endlich einen Leichnam entdeckten, dessen Züge schon unkenntlich geworden waren. Trotz dem aber konnte ich mich allen Umständen gemäß überzeugt halten, daß ich die Ueberreste der Frau erblickte, die mir eine so lebhafte Theilnahme eingeflößt, die ich so gerne gerettet hätte.

Das Entsetzen über die Gewaltthat, die hier geschehen seyn mußte, raubte mir die Fähigkeit der Ueberlegung, lähmte alle meine Kräfte, und ich war fassungslos neben dem Grabe niedergesunken, während Ami an meine Seite kroch und dumpf winselnd bald mit seinen Pfoten an der halb verblichenen Kleidung zerrte, bald wieder mich ansah. Meine Gefährten erholten sich zuerst von ihrem Schreck und machten mir bemerklich, daß hier durchaus etwas gethan werden müsse, daß man den muthmaßlichen Mord der nächsten Ortsbehörde anzuzeigen und den Leichnam besichtigen zu lassen verpflichtet sey. Diese Nothwendigkeit war schon dunkel an meinem Sinne vorübergezogen, aber bisher noch keines deutlichen Gedankens fähig, kam ich erst durch ihre Bemerkung zu klarem Bewußtseyn, und da ich die Leiche durchaus nicht unbewacht zurücklassen, und eben so wenig das Kind mit seiner Wärterin oben auf dem Berge allein wissen wollte, so begannen wir eben zu berathen, wie man am leichtesten Alles einrichten könne, als sich über uns rufende und pfeifende Männerstimmen hören ließen, und wir durch diese Vermehrung unserer Gesellschaft aus aller Verlegenheit gerissen wurden.

Frau Elisabeth, durch unser langes Ausbleiben bekümmert, hatte zwei Bauern, die ihren Weg über den Brünig zogen und mit Erstaunen die einsame Frau mit dem Kinde dasitzen sahen, erzählt, auf welche Weise ihre Begleiter abhanden gekommen seyen, und sie gebeten, uns aufzusuchen, worauf sie denn unserer Spur folgten, und in dem Augenblicke der Noth uns zu Hülfe kommend, den unerhörten Vorfall mit Verwunderung vernahmen. Georg, mit einem der neu hinzugekommenen Männer, blieb bei der Todten, die wir wieder mit Erde bedeckt hatten; ich mit den Uebrigen klomm mit großer Anstrengung den Berg hinan, um unverzüglich

die Reise fortzusetzen, in Meyringen das Geschehene anzuzeigen und die Ortsbehörde zum Beistand aufzufordern. Einen großen Kampf hatte der arme Ami noch zu bestehen. Als ich mich zur Rückkehr anschickte, und der Hund sich einbilden konnte, ich werde Marien aufsuchen, sah man augenscheinlich, wie sein Gemüth sich zwischen dem todten und dem lebendigen Gegenstand seiner Liebe theilte. Er war unschlüssig, lief ängstlich bald zu mir, bald zum Grabe, faßte mich an, als wolle er mich nicht gehen lassen, und als er endlich sah, daß ich dazu entschlossen sey, als ich ihm mehrere Male rief, da folgte er mir zuerst, schaute aber aus einiger Entfernung nach dem verlassenen Erdhügel hinab, stand still, wedelte mit dem Schwanze nach mir hin und ging langsam zurück, sich neben der Gruft hinzulegen, von welcher kein liebkosendes Locken ihn mehr wegzubringen vermochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Savoyen, August.

(Fortsetzung.)

Gefahren des Jardins.

Manchmal sind weit geringere Excursionen gefährlicher, als die Ascension des Montblanc durch den Engländer Wadington. Davon hatten wir vor einigen Tagen wieder ein merkwürdiges Beispiel. Ein Reisender ging am 29sten Juli mit dem Guiden Michel Devouassoz, einem der unerschrockensten Männer des Thals, der schon ein halbdutzendmal auf dem Montblanc gewesen war, nach dem sogenannten Jardin, bekanntlich einer kleinen, blumigen, grünen Oase mitten zwischen ewigem Schnee und Eis, hinter den Aiguilles du Dru und Verte, am Rande des südöstlichen Arms des Mer de glace, einer kleinen Zauberinsel, die wahrscheinlich von einer unterirdischen warmen Quelle unterhalten wird. Diese Excursion wird von vielen Reisenden, selbst von Damen unternommen, und bei einiger Vorsicht hat es damit keine Gefahr, aber gerade diese Vorsicht darf keinen Augenblick unterlassen werden, besonders nach frischgefallenem Schnee, der, leicht und dünn aufgelegt, die Eisschlünde verbirgt. Jene zwei Reisenden hatten, wie man es zu machen pflegt, in dem Pavillon des Montanvert übernachtet, hatten dann ihre Wanderung am folgenden Morgen über das Mer de glace fortgesetzt, und waren ungefähr noch eine Stunde vom Jardin entfernt, als auf einmal der vorausgehende Führer schnell versank und verschwand, denn er hatte unterlassen, vor dem Aufsetzen des Fußes die Schneestelle mit seinem langen eisenbeschlagenen Stab zu untersuchen; so war er denn auf einen Eisschlund getreten, der nur mit einigen Zollen frischgefallenen Schnees bedeckt war. Diese dünne Schneeschichte war unter der Last gewichen, und so fiel der Guide in den Abgrund. Denken Sie sich nun die bedenkliche Lage des Reisenden, der seinen Führer in diesem gefährlichen Eismeer nicht mehr sah, denn über ihm war der Schnee zusammengefallen. Auf wiederholtes Rufen gab der Versunkene keine Antwort; vielleicht war er zu tief gesunken, um den Ruf des Fremden zu hören, vielleicht lag er da unten betäubt, vielleicht gar todt. Der Reisende sah ein, hier sey nur Eins zu thun, nämlich allein so gut und so schnell wie möglich seinen Rückweg nach der nächsten Wohnung, nämlich nach dem Pavillon des Montanvert, zu suchen und dort die stündlich von Chamonix ankommenden Guides aufzufordern, ihrem Kameraden schnell Hülfe zu leisten. Aber wie dahin gelangen, auf unbekannten, unsichtbaren, gefährlichen Pfaden zwischen Eispfeilern, Blöcken und Abgründen! Unglücklicherweise geleitete er auch einmal in der Eile und Bewegung aus, und sein langer Stock fiel dabei in einen tiefen Schlund, wo es unmöglich war, ihn wieder zu bekommen. Von nun an wurde sein Gang noch viel schwankender. So irrte er drei volle Stunden umher, und verzweifelte fast, den Montanvert allein zu erreichen, als er von fern einen Mann auf dem Schnee auf sich zu kommen sah. Er stand erstaunt still, und bald hörte er die Worte: „Monsieur, Monsieur, vous avez perdu la bonne direction; vous n'êtes pas dans le chemin.“ Hierauf rief ihm der Reisende zu, er habe seinen Führer verloren und eile, ihm jetzt Hülfe zu schaffen, aber er kenne den Weg nicht allein. Indessen war der Mann näher gekommen und sagte: „E, Monsieur, je suis votre guide, vous ne me reconnaissez donc plus?“ Dies wäre auch schwer gewesen, denn Michel war ganz blutig am Kopf und im Gesicht.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 194:

Die Eitelkeit.

Räthsel.

Ein thöricht Weib, wer kann sie gleich mir nennen?
An ihren Gaben ist sie leicht zu kennen;
Sie reißt sie bald noch grün vom Stamme los,
Wirft bald sie halbverfault euch in den Schooß.

Ihr werdet euch die Zähne dran verschlagen,
Ihr werdet euch verderben dran den Magen,
Selbst wenn sie stammen von gesundem Baum:
Grün oder faul erkennt man sie ja kaum.

Vom Strauche, gleich des wilden Sturmes Tosen,
Eh sich die Knospen öffnen, reißt sie Rosen;
Oft beut sie sie, wenn jedes Blatt abfiel,
Und hält auf solche zarte Gabe viel.

Steht unangreifbar euch ein Heer entgegen,
So gibt sie gern zum Angriff ihren Segen;
Sie trieb zu seinem und viel Tapfrer Weh
Napoleon hinein in Moskau's Schnee.

Sie heißt dich um ein edles Mädchen werben,
Wenn ihr Geliebter grade liegt im Sterben;
Und wo dir Muth und wo dir Eile frommt,
Heißt sie dich warten, bis ein Andrer kommt.

Doch schwer nur wird es Klugen selbst gelingen,
In jedem Fall zu meiden ihre Schlingen;
Wer käme wohl nicht, ohne große Müh',
Einmal zu spät, ein andermal zu früh?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 22. August 1836.

Den Zufall gibt die Vorsehung, zum Zwecke
Muß ihn der Mensch gestalten.
Schiller.

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortsetzung.)

Kein Wort davon, mit welchen Gefühlen ich das arme, verwaiste Kind wieder sah, und nun in gedrängter Kürze die Geschichte jener trüben Tage. Ich hatte mit Marien und ihrer Wärterin so schnell als möglich den Weg nach Meyringen verfolgt, wo ich, kaum angelangt, alle nöthigen Schritte that, um die Vorgesetzten von dem Ereigniß zu unterrichten, die Zurückgebliebenen mit der Leiche abholen zu lassen und zugleich Elisabeths Mann zu benachrichtigen, damit er sich als Zeuge der Identität der Gemordeten nach Meyringen verfüge. In einem Sarge verschlossen, langten am folgenden Tage die Ueberreste der unglücklichen jungen Frau an, und obschon über ihre Person kaum mehr mit Gewißheit entschieden werden konnte, so erkannten dennoch Elisabeth sowohl als Kaspar ungesäumt zwei Ringe, die sie an den Fingern trug, ihre Kleidung, obwohl diese durch feuchten Moder gelitten hatte, und wenn bei diesen Kennzeichen und des Hundes feinem Organismus noch irgend ein Zweifel hätte walten können, so würde er durch das zierliche Haargeflecht beseitigt worden seyn, das wir noch nie in solcher Vollkommenheit hatten tragen sehen. Uebrigens hatte die Verstorbene an der Stirne eine tiefe Wunde, die von irgend einem spitzen, nach hinten breitern Instrument herrührte, und diese einzige Verletzung, die man finden konnte, mußte freilich nach des Arztes Aussage schnell tödlich seyn.

Nach jeder möglichen Berichtigung der Thatsache, trugen wir noch am nämlichen Tage das arme Wesen zu Grabe, das nach seinem eigenen Geständnisse jugendlicher Leichtsinn mitten aus seiner Laufbahn so gräßlich gerissen hatte. Dicht hinter dem Sarge folgte ich mit der Waise auf meinen Armen, den Pudel an der Seite; der weinenden Elisabeth, die hinter mir ging, hatten sich alle Dorfbewohner beiderlei Geschlechts angeschlossen, die der ungewöhnliche Vorfall mit Theilnahme und Mitleid erfüllte. Als der Erdhügel sich nun erhoben, das Gebet über ihn ausgesprochen war, und ich mich zur Heimkehr anschickte, war der Hund noch immer ungewiß, ob er sich der versenkten Gebieterin oder dem lebenden Kinde beigesellen sollte, und starrte bald traurig auf das Grab, bald schaute er zweifelnd auf Marien und mich. Als aber bei meinem freundlichen Rufe die Kleine den Ton hören ließ, den sie jedesmal von sich zu geben pflegte, wenn sie ihren Gespielen bei sich haben wollte, als sie diesem Laut jene unnachahmliche Bewegung des winkenden Händchens beifügte, das der Kinderwelt so reizend steht, da zögerte er nicht länger, blickte noch einmal rückwärts und zog dann langsam neben uns hin.

Meine übrigen Geschäfte in Meyringen waren bald abgethan. Bei den Vermuthungen, die ich über den Mörder des armen Opfers hegte, konnte ich um seines Kindes willen nicht wünschen, daß er entdeckt würde; also waren meine Maßregeln deßhalb nichts weniger als eifrig, und wenn ich auch nach Rache geschnaubt hätte, so würde ich von den ruhigen Magistraten jener Gebirgsgegend schwerlich nachdrücklich unterstützt worden seyn. Uebrigens war man froh, daß ich alle Kosten des Verbalprocesses wie des Begräbnisses bestritt und das Kind förmlich adoptirte, denn so kam man leicht und schnell über alle Verantwortlichkeit weg.

Am schönsten Morgen, der je über der Erde aufgegangen war, zog ich mit dem kleinen Mädchen von Meyringen fort, glücklich in dem Gefühle, daß nun endlich ein Mensch mein, ganz mein gehöre; denn für Mariens Vater mußte, gleichviel, aus welcher Ursache er sein Verbrechen begangen, das Wiedererscheinen allzu gefährlich seyn, als daß ich einen Einspruch von ihm hätte befürchten dürfen, und des Kindes übrige Verwandte zu entdecken, hatte ich wenig Hoffnung. Es ist eine Lüge, daß die innigsten Bande des Herzens nur von der Natur hervorgebracht werden können; bei guten Menschen bedarf es dazu nur des Eigenthumsrechts und gegenseitiger Verlassenheit, die dann schnell sich in Liebe und Dank umwandelt, und ich versichere den Leser, daß kein Vater zärtlicher auf sein Kind blicken, daß keine Mutter sich ausschließlicher mit ihrem Säugling beschäftigen kann, als ich es mit Marien that. Mariens Zukunft, meine Wünsche für sie glitten in anmuthigen Bildern an meiner Seele vorüber; ich dachte mir sie um mich her schäkernd und spielend, dann bei ernsterer Arbeit als heranwachsendes Mädchen, dann als Jungfrau, und später als glückliche Gattin und Mutter, durch meine Vorsorge zu einer der Edelsten ihres Geschlechts erzogen. Was früher nur unbestimmt in meiner Brust gelegen hatte, ward jezt zum klaren Gedanken: ich wollte nie heirathen, um dem verlassenen Geschöpfe ganz Vater zu seyn. Was denkt und empfindet die täuschbare Phantasie nicht Alles, wenn sie sich erst den schönen Träumen eines vollkommenern Daseyns übergeben hat, und die Welt sich ausschmückt, wie sie seyn sollte!

Ich legte den Weg nach Brienz und von da über den See gleichen Namens nach Interlachen zurück, ohne recht zu wissen, wie. Die himmlischschöne Gegend, die stürzenden Wellen des Reichen- und Gießbachs, die gleich ätherischen Thautropfen aus der Luft zu fallen schienen, die romantischen, durch ihre unbewohnte Einsamkeit anziehenden Ufer, der majestätische Niesen, der sein hohes Haupt in die Wolken emporstreckte, Alles ging jezt ohne jenen mächtigen Eindruck an mir vorüber, mit dem sonst die Schönheiten der Natur mich bezauberten, und wenn Vorwürfe über meine Zerstreuung sich in mir regen wollten, so beschwichtigte ich sie mit dem Vorsatze, während meines Aufenthalts in Interlachen zurückzukommen und alle einzelnen Partien zu besichtigen, deren Schönheit diesmal nur oberflächlich an mir hinstreifte. War ich doch jezt ein glücklicher Mensch, hatte eine Familie erworben und fühlte mich dadurch enger und stärker an das Leben und die Erde gebunden.

Da ich meine sonderbare Begebenheit nicht zum Mährchen aller Müßigen werden lassen mochte, so hatte ich mir sogleich in Interlachen ein Haus bezeichnen lassen, wo ich das Kind mit Elisabeth bei stillen Leuten bequem und schicklich unterbringen konnte. Die Wohnung befand sich etwa eine Viertelstunde außerhalb des Dorfs, von der anmuthigsten Ländlichkeit umgeben. In Interlachen selbst hatte ich bald ein angenehmes Zimmer in einem der Gasthöfe gefunden, und nachdem ich Georg angewiesen, mir auch die Gelegenheit ein Bischen besehen hatte, eilte ich auf die Promenade längs dem See, deren Lieblichkeit sich besser fühlen, als beschreiben läßt. Die ganze große Welt wandelte in bunter Mannichfaltigkeit auf und nieder, oder saß in einzelne Gruppen vertheilt; ich aber fand keinen Beruf, mich mit dieser in Rapport zu setzen, denn das milde Zauberlicht des Abends, das sich über die ganze Gegend ergoß, erinnerte mich allzulebhaft an die Vergangenheit und an die Abende, wo ich ebenfalls still und einsam die Erde an den Ufern des Ganges unter Palm- und Magnoliabäumen betrachtet hatte. Ich näherte mich deßhalb einem Theil des Spaziergangs, wo nur ein einziges Paar Menschen, gleich mir, die magische Ruhe der Natur zu genießen schienen. Die Dame war schwarz gekleidet und schwebte mit leichtem Schritte vor mir her, während der Herr ziemlich schwerfällig, auf einen Krückenstock gelehnt, neben ihr ging. Jezt wechselten sie einige Worte, das Frauenzimmer schritt langsam vorwärts, und ihr Gefährte sezte sich auf eine nahestehende Bank, in den Anblick der Landschaft und des schönen Sees versunken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kapitän Basil Hall in Steiermark.

Die deutsche Sprache.

Unser hauptsächlichstes, ja fast einziges eigentliches Geschäft zu Hainfeld war, Deutsch zu lernen. Auf dem Wege hieher waren wir zu unserer nicht geringen Demüthigung buchstäblich taubstumm gewesen; denn Französisch und jede andere Sprache, von der wir einen Hieb hatten, half rein zu nichts, und ich erinnere mich, wie ich zu Idria, wo die großen Quecksilberwerke sind, nachdem wir den Leuten im Wirthshaus vergeblich begreiflich

zu machen geſucht, daß wir etwas zu eſſen wünſchten, am Ende ein Ei zeichnen und die Pantomime des Aufſchlagens und Eſſens dazu machen mußte. Nach dieſem Abenteuer mit dem Ei that ich das Gelübde, Deutſch zu lernen, welche Mühe es auch koſten möge: ein raſches Gelübde, wie Jeder finden wird, der das Ding verſuchen will. Man erinnert ſich der Geſchichte von dem Miniſter, wie er, der ſein Leben lang nach der Stelle gerungen, ſich entſezte, als er zum erſten Mal den Sekretär mit einem ungeheuern Aktenbündel vor ſich treten ſah; ich zweifle aber, ob ſein Schreck größer war als der meinige, da ich kaum eine Stunde nach jenem hochherzigen Entſchluſſe in einer Zeitung auf folgende ſchreckliche Worte ſtieß:

PRIVILEGIUMSVERZICHTLEISTUNG.
SUBARRENDIRUNGSVERHANDLUNG.

Ich tröſtete mich indeſſen mit dem Gedanken, daß am Ende nichts ſo ſchwer iſt, als es ausſieht, daß zwar die Mühe groß iſt, aber auch der Lohn, und ſo fort. Neben dieſen Gemeinplätzen ward mir lebhafte Aufmunterung von Seiten der Gräfin: ſie war entzückt über meinen Entſchluß und erbot ſich, ſelbſt meine Lehrerin zu ſeyn, ein Anerbieten, wobei die anweſenden Eingebornen die Geſichter verzogen; denn die gute Dame ſprach ſelbſt einen höchſt ſeltſamen Dialekt, den man zwar, wie ſie ſagten, vollkommen verſtand, der aber nichts weniger als reines Deutſch war. In andern Ländern lernt man mit Talent, ja ohne daſſelbe, nach wenigen Jahren, ja nach Monaten, die Landesſprache fließend und correct ſprechen; nicht ſo in Deutſchland, ſelbſt mit den beſten Anlagen. Frau von Staël ſpricht ſich hierüber ſtark aus: „Une étude très-legère suffit pour apprendre l'Italien et l'Anglais, mais c'est une science que l'Allemand.“

Ich ſtand jeden Morgen um ſechs Uhr auf und ſaß bis zum Frühſtück emſig über meinen Grammatiken und Wörterbüchern, und hernach arbeitete ich wieder mehrere Stunden für mich, und jedesmal wenigſtens eine Stunde mit unſerer trefflichen deutſchen Gouvernante. Um Mittag begab ich mich in das Zimmer der Gräfin; unter ihrer Leitung und mit ihrem Beiſtand las ich da Kotzebues Stücke oder ein anderes leichtes Werk. Ich lernte ferner zahlloſe Fabeln auswendig, ſprach mit jedem Eingebornen, den ich zum Stehen und Sprechen bringen konnte, kurz, ich gab mir unſägliche Mühe, aber mit wenig oder gar keinem Erfolg, außer daß mir das Leſen deutſcher Schriftſteller, namentlich der Schillerſchen Theaterſtücke, großes Vergnügen machte. Es iſt wirklich auffallend, daß im Deutſchen Verſe leichter zu verſtehen ſind, als Proſa, und dahinter war ich lange gekommen, bevor ich in der Staël Buch folgenden merkwürdigen Satz las: „L' Allemand est peut-être la seule langue dans laquelle les vers soient plus faciles à comprendre que la prose;“ und es kommt dies, nach ihrer Erklärung, daher, daß die Phraſen abgekürzt werden müſſen, um ſie dem Versmaß anzupaſſen; in der Proſa dagegen, wo dieſer Zwang wegfällt, läuft ein einziger Satz oft eine ganze Seite lang fort, bevor das Schlüſſelwort kommt, ohne welches der verſteckte Sinn nicht zu entziffern iſt.

Ich hatte faſt ein Jahr in Deutſchland zugebracht, hatte ſehr fleißig deutſch geleſen, geſchrieben, geſprochen, hatte fortwährend Gelegenheit gehabt, es im Lande ſprechen zu hören, da erſt merkte ich zu meinem nicht geringen Verdruß, daß ich die ganze Zeit in einem falſchen Syſtem befangen geweſen, daß die Methoden, welche ich vollkommen ausreichend gefunden, um mich mit dem Franzöſiſchen und Spaniſchen, im Orient mit dem Hindoſtaniſchen und Malaviſchen einigermaßen vertraut zu machen, bei dem furchtbaren Deutſch lediglich nicht anſchlagen wollten. Zum Glück traf ich aber in Paris einen echt philoſophiſchen Profeſſor der deutſchen Sprache, einen Herrn Ollendorf, Erfinder einer neuen, höchſt lichtvollen Methode des deutſchen Unterrichts. Er überzeugte mich — und ich hatte dies wirklich ſelbſt ſchon geahnt — daß man das Deutſche, wenn man es recht erfaſſen will, angreifen muß gerade wie die Mathematik, und daß weder zur einen, noch zur andern Erkenntniß eine Poſtſtraße führt. Ich beſeufzte meine zehnmonatliche verlorene Mühe, und fing von vorne an nach der Methode Ollendorfs, dieſes Euklids des Deutſchen. Nach halbjährigem Fleiße kann ich jezt verſichern, daß, ſo weit meine Einſicht in die Sache reicht, die äußerſt ſchwierige, aber herrliche Sprache einem nur auf dieſe Weiſe ohne Verwirrung beizubringen iſt. Ich wollte, dieſe Methode wäre in England bekannt, denn nirgends in der Welt als dort kann das Deutſche nach ſeinem vollen Werthe geſchäzt werden. Die unvergleichlichen Schönheiten dieſer Sprache müſſen nicht nur an ſich, ſondern auch durch ihre Analogie mit den Blüthen unſerer Literatur und die zwiſchen beiden Völkern herrſchende Charakterähnlichkeit, bei uns weit ſtärkern Eindruck machen, als irgendwo. Das Studium des Deutſchen kann in England viel Gutes wirken, nicht allein durch Bildung des Geſchmacks der Nation und durch Geiſtesgymnaſtik, ſondern auch dadurch, daß wir uns damit eine ungeheure Maſſe von geiſtigem Gut zueignen, das man wahrhaftig nicht wohlfeiler erkaufen kann, als mit halbjährigem Studium.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Auguſt.

(Fortſetzung.)

Duellſucht. E. de Girardin.

Solche Duelle fallen hier ſo häufig vor, daß keine Woche ohne dieſelben vergeht. Man erkennt, daß Geſetze

wenig gegen sie ausrichten können, und sieht sich daher vergebens nach Mitteln um, dem Unfuge zu steuern. Das Einzige wäre vielleicht, daß bei Streitigkeiten, wo das Point d'honneur betheiligt ist, beide Theile gezwungen wären, sich dem Urtheil einer frei gewählten Jury zu unterwerfen. Leider läßt die Hitze des Streites selten das langsame Zusammentreten eines Geschwornengerichtes zu. Daß sich „die Presse“ durch den Tod Carrels nicht in Gunst bei andern Journalen gesetzt hat, läßt sich denken. Sie sprechen daher von derselben so wenig als möglich. Als Organ irgend einer Partei kann sie auch nicht angesehen werden; übrigens hat sie zuweilen interessante Aufsätze, und ist auch gar nicht übel redigirt, was sie einigen angesehenen Schriftstellern, die der Herausgeber zu Beiträgen vermocht, zu verdanken hat. Eine bedeutende Stelle unter den Tagblättern wird sie wohl nicht einnehmen, so lange sie nicht eine entschiedene politische Tendenz ausspricht; denn heutzutage will der Abonnent wissen, wes Glaubens das Tagblatt ist, das er hält; Duelle werden auch nicht zum guten Erfolg des Journals beitragen. Ueberhaupt sind Duelle ein schlechtes Mittel, die Behauptungen der Tagblätter zu widerlegen, und vielleicht hat die Duellsucht in Paris zur Aufhebung der literarischen Kritik das Ihrige gethan. Unter so vielen Tages- und Wochenblättern und Monatsschriften, welche hier erscheinen, befindet sich keine einzige rein kritische Uebersicht der neuesten literarischen Erscheinungen mehr; zwar kritisiren die Tagblätter wohl hie und da irgend eine neue Schrift, aber sie loben noch weit mehr, und bekanntlich rücken fast alle Tagblätter für Geld und gute Worte kurzgefaßte Lobhudeleien der neuesten Schriften ein; diese befinden sich meistens am Ende der Tagesnachrichten, und ich glaube desto mehr davor warnen zu müssen, da dieselben im Auslande zuweilen für das Urtheil der Journalisten gehalten und als solche in fremde Blätter übertragen werden. Buchhändleranzeigen machen jetzt einen bedeutenden Zweig des Erwerbs der Journalunternehmungen aus, und da dieselben außerordentlich kostspielig sind, so pflegen die Verleger sich einen kurzgefaßten Artikel im Journal auszubedingen und denselben selbst zu liefern. Natürlich ist dieser denn immer ein mehr oder minder übertriebenes Lob des angezeigten Werkes, und man würde sehr irren, wenn man darin mehr als ein kaufmännisches Anpreisen erkennen wollte. Dem erwähnten Emile de Girardin kann man übrigens das Verdienst nicht absprechen, daß er manches Nützliche versucht und glücklich in's Werk gesetzt hat, und wenn er auch zunächst seinen Privatvortheil dabei bedacht, so ist doch auch das Publikum nicht zu kurz gekommen. Ich nehme davon jedoch seine Buchhändlerlotterie aus, die auf eine wahre Prellerei abzielte, und die unglücklichsten Speculationen zur Folge gehabt haben würde, wenn die Regierung sich nicht beeilt hätte, den vielen Nachahmungen des Girardinschen Einfalls durch ein Gesetz gegen alle Lotterien ein Ende zu machen. Er hat das Journal des connaissances utiles in Umlauf gesetzt, das, wenn es auch keine großen neuen Aufschlüsse und Entdeckungen enthält, doch manche nützliche Kenntnisse in Frankreich verbreitet hat. Er hat sich gegen den Mißbrauch der theuern Bücher mit so vielem weißem Papier öffentlich aufgelehnt, und durch den Abdruck des leider abgeschmackt betitelten Panthéon littéraire gezeigt, daß man Bücher compendiös und doch gut drucken könne. Das Musée des familles, in welchem manche gute Aufsätze vorkommen, ist ebenfalls eine Unternehmung von ihm, wiewohl sie keine Erfindung genannt werden kann, denn sie ist dem Magazin pittoresque nachgebildet. Von seiner Musterwirthschaft zu Coetbo will ich nicht sprechen, da ich nicht weiß, wie es damit steht. Es ist schlimm, daß dieser so vielseitig thätige Mann nöthig zu haben glaubt, seinen Ruf mit der Pistole in der Hand zu vertheidigen, und die Leute, die es wagen, ihm zu widersprechen, vor Gericht zieht oder herausfordert; denn da er öffentlich handelt, und auch zuweilen über andere Leute sich frei ausspricht, so sieht man nicht ein, warum es diesen nicht verstattet seyn sollte, sich auch über ihn frei auszusprechen, und wenn sie etwas Charlatanerie in seinen Ankündigungen und Versprechungen bemerken, es unumwunden zu sagen. Uebrigens muß man mit den Industriespeculationen etwas nachsichtig seyn; denn es kommt doch manchmal etwas Gutes dabei heraus, wenn sie nicht geradezu beabsichtigen, das Publikum zu betrügen, wie dies leider mit den vielen Actienanerbietungen hier der Fall war.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Savoyen, August.

(Beschluß.)

Gefahren des Jardins.

Der Reisende umarmte Michel voll Freude, und erfuhr nun Folgendes von ihm: „Als ich den Boden unter mir weichen fühlte, dachte ich gleich daran, bei meinem Fall mit dem Kopf wo möglich oben zu bleiben; bald darauf aber verlor ich das Bewußtseyn, denn ich war mit der Stirne heftig gegen eine Eiswand gestürzt. Erst nach einiger Zeit kam ich wieder zur Besinnung und fühlte, daß ich kopfüber gestürzt war und die Beine oben hielt. Mein erstes Bemühen war, aus dieser fatalen Lage zu kommen; aber lange schien dies unmöglich, denn ich war wie eingekeilt. Endlich und nach mehrfacher Anstrengung gelang es mir zwar zum Theil, aber durch meine heftige Bewegung fiel ich von Neuem und wohl sechzig Fuß tief; jedoch war dies mehr ein Versinken, als ein Sturz zu nennen, auch that ich mir nicht mehr weh. Jezt fühlte ich, daß mir viel Eiswasser auf den verwundeten Kopf floß, was sehr unangenehm und peinlich war, aber mich vielleicht bei Kräften erhalten hat. Ich war zwischen zwei Eiswänden eingeklemmt. Gleich kam ich auf den Gedanken, mein großes Messer aus der Hosentasche zu ziehen und mir damit zu helfen. Beim Knie, denn so weit konnte ich reichen, schnitt ich also eine Vertiefung in's Eis, und an der gegenüberstehenden Eiswand ungefähr einen Fuß höher. Auch oben machte ich zwei Einschnitte, um die Hände einzusetzen, mir daran hinaufzuhelfen und mich vor tieferem Einsinken zu bewahren. Als die Einschnitte fertig waren, setzte ich einen Fuß und die Hände ein, sah mir nach Leibeskräften einen Schwung, und es gelang, mit dem andern Fuß kam ich glücklich in den Einschnitt. Mit dieser Operation fuhr ich nun muthig fort, bis nach und nach das Tageslicht zu mir eindrang. Noch einige Anstrengung, und ich war oben. So mag ich wohl einige achtzig Fuß hoch gestiegen seyn, gerade wie die Schornsteinfeger. Aber nun ist es die höchste Zeit, uns wieder nach dem Jardin aufzumachen und die verlorene Zeit einzubringen.“ Der Reisende hatte aber alle Lust zur Expedition verloren, zumal als er Michels tiefe Kopfwunden sah. Er war entschieden für den Rückweg. Ohne Anstoß kamen sie auch auf den Montanvert, wiewohl der Guide jeden Augenblick mehr von der Sonnenhitze litt, die seinen Kopfwunden nicht so wohl that, als das Eiswasser. Nur mit Mühe konnte er sich vom Montanvert bis Chamonix schleppen, wo er in heftigem Fieber anlam. Schnell wurden ihm starke Aderlässe gemacht, und schon nach einigen Tagen war er außer aller Gefahr.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 202.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 23. August 1836.

Imogen. — Warum verstießest du dein Ehweib?
Denk' nun, du ständ'st auf einem Feld, und stoße
Mich noch einmal!
Posthumus. — Hang' hier wie Frucht, mein Herz,
Bis stirbt der Baum!

Shakespeare.
Cymbelin.

Sagen aus dem Talmud.

Die Ehescheidung.

Zehn Jahre schon mit seiner Jugend Weib
Verbunden lebt' ein Mann in Israel,
Und immer noch verschlossen war ihr Leib.
Darob betrübt, wiewohl sie ohne Fehl,
Beschloß er, sich von seinem Weib zu scheiden,
Und ging mit ihr zum Rabbi Samuel.
Der sprach: „Ihr Kinder, war ein Tag der Freuden
In eurem Hause nicht, da ihr gefreit?
Ließt ihr am Mahl die Freunde nicht sich weiden?
Nun jetzt, da ihr euch scheidet, laßt auch heut
Ein festlich Mahl zurichten, wie vor Jahren,
Und habt ihr euch zum letzten Mal erfreut,
Kommt morgen dann, so will ich euch willfahren!“
Sie gingen heim und rüsteten das Mahl;
Und als sie froh und guter Dinge waren,
Sprach, voll des süßen Weines, der Gemahl:
„Warst manches Jahr doch meiner Seele Lust,
Und reuen konnte nimmer mich die Wahl,
Wo nur ein Kind mir säugte deine Brust.
Aus meinem Hause nimm denn unverzagt,
Was dir das Liebste, daß dir sey bewußt,
Wie gegen dich kein Groll mir innen nagt.“
„„So sey's gethan!““ spricht sie mit süßem Bangen.
Die Becher aber kreisen, bis es tagt,
Und Taumel hat die Zechenden umfangen.
Der Hausherr selber war in Schlaf gesunken,
Wie Lust und Töne mehr und mehr verklangen.
Kaum sah's die Kluge, hat sie leis gewunken
Den Knechten, ihn sein sanft hinwegzutragen
In ihres Vaters Haus. Dort schlummertrunken
Erhebt er sich, die Augen aufzuschlagen:
„Wo bin ich? wie geschieht mir?“ Lächelnd tritt
Sie näher, ungeschreckt von seinen Fragen.
„„Du bist in meines Vaters Haus,““ entglitt
Es ihrem Mund. „In deines Vaters Haus?
Wie kam ich hieher? Weib, was hab' ich mit
Dem Vater dein zu schaffen? sprich es aus!“
Doch schmeichelnd wagt ihr Wort ihn zu gewinnen:
„„Mein Herr, du wolltest deß, was du beim Schmaus
Befohlen mir, in Güte dich entsinnen.
Was mir das Liebste, hießt du ohne Scheu
In deinem Hause nehmen mich von hinnen.
Du bist das Liebste mir, dich nahm ich frei:
So that ich, wie du deiner Magd befohlen.““
Und aufgethan dem Manne ward auf's Neu
Das Herz, ihm auf dem Haupte brannten Kohlen,

Und weinend zog er ſie an ſeine Bruſt,
Vom kurzen Wahn ſich wenig zu erholen,
Und wieder war ſie ſeiner Seele Luſt.

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortſetzung.)

Die Bewegung des Mannes war ſo gehemmt, daß ich unwillkührlich ſchärfer nach ihm hinſah; er hatte ſeinen Hut abgezogen, einzelne graue Locken fielen über ſeinen Scheitel und wehten im leichten Abendwinde, ſeine Züge, nun ſie mir beim Näherkommen deutlicher wurden, hatte das Alter gefurcht. Ich ſtand ſtill, es regten ſich in meinem Herzen Erinnerungen, die mit ihrer ſüßen Gewalt all mein Blut zurückdrängten. Nun wandte er ſich mir zu und ſah mich gleichgültig an, wie man gewöhnlich einen Fremden betrachtet. Es war ſichtlich, er kannte mich nicht; ich aber ging zu ihm hin, ſtand ſtill vor ihm, und als ich ihm in ſprachloſer Rührung ein paar Sekunden in das alternde Antlitz geſchaut hatte, vermochte ich kaum den Athem zu einem leiſen: „Herr Kapitän!“ in meiner Bruſt zu finden. Langſam ſtand er auf und blickte mit verlegenem Lächeln auf mich, wie derjenige zu thun pflegt, der ſich von Jemand erkannt ſieht, ohne ihn den Reminiscenzen der vergangenen Zeit anreihen zu können, und doch dies aus Höflichkeit und Rückſicht nicht geſtehen mag. Da drückte ich mit meinen beiden Händen die ſeinen, die ich an meine Bruſt zog. „Kennen Sie wirklich Moriz nicht mehr?“ ſagte ich leiſe. „Moriz, Moriz!“ rief der gute Greis, indem er raſch ſeine Hände zurückzog und mich mit beiden Armen umfaßte; „Herzensfreund! iſt es möglich! ſehe ich dich noch einmal wieder? Guter Gott! nun will ich gerne ſterben.“

Ohne Worte hielten wir uns umſchlungen, unſere Thränen miſchten ſich, und wenn Heilmann zuweilen ſein ehrwürdiges Geſicht zurückbog, um das von Jahren und Clima, von Mühſeligkeit und Lebensſorgen gebräunte und veränderte Antlitz ſeines jungen Freundes zu betrachten, ſo zogen wir einander in der Wonne des Wiederfindens gleich nachher um ſo inniger an's Herz. „Komm, komm Moriz!“ ſprach endlich Heilmann und faßte mich unter dem Arm, „es iſt noch Jemand hier, dem ich das Vergnügen, dich zu ſehen, um ſo weniger vorenthalten darf, da du in andern Hemiſphären die alten Freunde nicht vergeſſen zu haben ſcheinſt.“ Damit eilte er ſo haſtig, als ſein hölzernes Bein es geſtattete, die Promenade entlang, der ſchwarzen Geſtalt nach, die ſich ſo eben unter einigen Bäumen verlor.

„Haben Sie noch Jemanden bei ſich?“ fragte ich mit zitternder Stimme, obſchon eine innere Ahnung mir voraus die Antwort ſagte. Der Kapitän ſah mich forſchend an. „Ei freilich,“ ſagte er jezt ruhiger, „meine Nichte, die Geheimeräthin Soltig iſt hier, und ihre ſchwankende Geſundheit iſt es hauptſächlich, um deren willen wir nach Interlachen gekommen ſind.“ Unverſehens trat uns jezt aus einem Nebenwege eine ſchlanke weibliche Geſtalt entgegen, und auf den erſten Blick erkannte ich Margarethen, die durch die Zeit nur wenig, für mein Herz nichts verloren hatte. Etwas hagerer und blaſſer, etwas ernſter war ſie geworden; ein Zug von Kummer lag auf dem lieben Geſicht, aber die reinſte Verſtändigkeit ruhte noch immer auf der weißen Stirne, die edelſte Güte und Unſchuld leuchtete aus dem ſchönen Auge, und überall, wo ich ſie auch getroffen, hätte ich meine Margarethe, den Engel meines Lebens, in ihr wiedergefunden. Auch ſie, was immer die Urſache ſeyn mochte, ob der feinere Inſtinkt des Weibes, oder das freundliche Andenken an das entſchwundene Jugendleben, hatte mich erkannt; trotz meiner bräunlichen Farbe und der Falten, die Arbeit und Erfahrung auf meine Wangen gelegt hatten, mußte Niemand ihr meinen Namen nennen, ſtieg kein Zweifel über mich in ihr auf. Ein flüchtiges Erröthen glitt über ihr Geſicht, und ihre Züge drückten eine tiefe Bewegung aus, als ich auf ſie zuging und mich ſchweigend über die Hand beugte, die ſie mir zum Willkomm entgegen geſtreckt hatte.

Das ſchönſte Glück des Menſchen wird von ihm ſtumm und wortlos genoſſen; höchſtens erlaubt ihm das mächtig aufwallende Gefühl ein leiſes Flüſtern, und ſo ging auch an mir der ſeligſte Augenblick des Daſeyns, der mich mit den beiden theuerſten Weſen meiner Vergangenheit ſo unerwartet zuſammengebracht hatte, ohne ſtörende Reden dahin. Erſt auf dem Heimweg, als der Sturm der überraſchenden Freude ſich in eine ſtille, aber ungemein wohlthätige Empfindung verloren hatte, geriethen wir in ein ruhigeres Geſpräch. Heilmann hatte die Kunſt noch nicht verlernt, ohne zudringlich zu fragen, Andere von ſich erzählen zu laſſen; denn ehe wir den Gaſthof erreichten, der uns zu unſerer Freude gemeinſam beherbergen ſollte, wußten meine Freunde im Allgemeinen ſchon Alles, was ich von meinen Reiſen und meiner Lage zu berichten hatte. Auch der Adoption eines verlaſſenen Kindes hatte ich oberflächlich gedacht, ohne die näheren Einzelnheiten dabei zu berühren, und gewiß, ich hatte mich nicht geirrt, als ich bei dieſer Erzählung einen faſt unmerklichen Druck von Margarethens Arm zu fühlen glaubte, der auf dem meinen geruht hatte.

Als ſeyen die zehn Jahre, die ſeit unſerm Beiſammenſeyn dahin gefloſſen, gar nicht geweſen, ſo traulich und herzlich hatte ſich ſogleich unſer Verhältniß geſtaltet.

Das Abendeſſen ward in des Kapitäns Zimmer gemeinſam genoſſen, und nach demſelben plauderten wir, wie ehemals in der Wohnſtube des Heilmannſchen Hauſes, das in dieſer Minute mit den ſchönſten Farben einer lieben Erinnerung vor mir ſtand. Eine ſeltſame Scheu hatte mich bis jezt abgehalten, der häuslichen Beziehungen Margarethens zu gedenken. Daß ſie um den vor einigen Monaten verſtorbenen Vater die Trauer trage, war mir nur in halb verhüllten Aeußerungen bekannt geworden, denn meine beiden Freunde vermieden ſichtlich, in nähere Erörterungen einzugehen. Indeſſen fühlte ich mich, je länger mir das Glück von Margarethens Gegenwart zu Theil wurde, immer feſter und inniger zu der Geliebten meines Herzens hingezogen, an die ich mich jezt nicht nur durch jugendlich aufflammende Leidenſchaft, ſondern durch Alles, was auf Erden den Menſchen an den Menſchen unauflöslich heftet, gebunden fand, und es war wohl natürlich, daß mein Verlangen, etwas mehr von Margarethens Lage zu erfahren, ſich mit jeder Minute verſtärkte. Lebte Soltig noch oder nicht? Das war die große Frage meines Herzens, das der Punkt, um den ſich die ſteigende oder ſinkende Hoffnung meiner Zukunft drehte. Zuweilen ſchien es mir wohl, als könnte Margarethe nicht ſo freundlich milde gegen mich ſeyn und ſo Manches aus unſerer Vergangenheit zurückrufen, wüßte ſie ſich noch durch ernſte Pflichten gebunden, und dem Freunde ihrer Jugend dadurch entfremdet; aber dann warf ich mir wieder die anmaßende Eitelkeit vor, mit der ich ein Benehmen deutete, das ſo leicht nur von der argloſen Freundſchaft geboten ſeyn konnte. Ungewiß hatte ich das Geſpräch ſchon hin und her geworfen, ohne dem gewünſchten Aufſchluß näher gekommen zu ſeyn, denn ich durfte ja unmöglich mit der Thür in's Haus fallen, und das leiſere Ausforſchen wollte mir Unbeholfenen nicht glücken. Endlich gedachte ich Hildegards, die ich bei dem heftigen Affekt meiner Seele aus den Augen verloren, und mit ihrem Namen fand ich auch das ſicherſte Mittel, über die waltenden Verhältniſſe in's Reine zu kommen. „Was macht denn unſer kleines Mädchen? unſere Hildegard?“ flog alsbald raſch über meine Lippen. — Es ward mir keine Antwort zu Theil. Der Kapitän ſchaute verlegen vor ſich nieder, auf ſeinem Geſicht kämpften Rührung und Mißmuth, und ſchweigend drehte er mit ſeiner Gabel ein Krümmchen Brod hin und her; Margarethe aber ſuchte den Schmerz, der in ihren Zügen lag, erſt ſichtlich zu bezwingen, und als ihr dies nicht gelang, verließ ſie, ohne ein Wort zu ſprechen, den Tiſch und verſchwand in ihrem Schlafzimmer, deſſen Thüre ſie hinter ſich ſchloß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beſteigung des Brockens.

(Fortſetzung.)

Am ſpäten Abend.

Gegen fünf Uhr machte ich mit M. einen abermaligen Spaziergang nach dem Schneeloch hinunter, wo wir einen Zwerg von Schnee kneteten und, mit einem Stock in der drohend erhobenen Hand verſehen, quer in den Weg ſtellten, wie den Geiſt dieſer Oede. Die Hände erſtarrten uns mittlerweile vor Kälte und die Gluth der Sonnenſtrahlen verſengte uns die Stirne.

Man kann ſich keine beſſere Vorſtellung von der Ausſicht vom Brocken machen, als wenn man ſich das ganze Land umher, ſo weit man es überſchaut, als ein Meer von Nebel denkt, in deſſen weißer Maſſe die Berge und Hügel wie blaue Inſeln oben aufſchwimmen. Die Grenzlinie zwiſchen dieſem Nebelmeere des Landes und den Wolken oder dem Horizonte iſt nicht gut zu beſtimmen, Alles ſchwimmt in einander. Dagegen iſt der Brockenkopf ſelbſt ein großer Gottesacker. Die bemoosten, meiſt länglichen Felsblöcke ſehen ganz aus wie mit Raſen überzogene Gräber, die bemoosten Steine wie Denkmäler. Einer liegt dicht beim andern, kaum ein ſchmaler Raum befindet ſich dazwiſchen, wie bei Gräbern, und neben jedem Grabe blühen einige Brockenblumen. Auf dieſem Gottesacker liegt denn der alte deutſche Teufelsſpuk, ja, wenn man es recht beſieht, am Ende auch der Glaube mit dem Aberglauben begraben, und nur der Unglaube in allen Dingen beherrſcht die Erde. Gebe doch Gott, daß die beiden Geſchwiſter mit der Zeit einmal wieder aufleben, ſey es in welcher Geſtalt es wolle, um ihren unpoetiſchen Gegner zu Grunde zu richten! Einer ohne den andern iſt nun einmal der Natur der Dinge nach undenkbar.

Der Brocken zeigt ſeiner Umgegend alle Tage das Wetter an; denn wenn er des Morgens früh, wie ſie ſagen, braut, das iſt, mit dickem Nebel bedeckt liegt, ſo regnet es den Tag über gewiß, ſo wie auch, wenn er hell iſt, ein ſchöner Tag erfolgt. Der alte Behrens in ſeiner Hercynia curioſa ſtellt, was die Heren auf dem Brocken anlangt, die Frage: ob ſie wohl in der That und Wahrheit leiblicherweiſe zu ihren Gaſtereien und Teufelstänzen fahren möchten, oder ob ſie es ſich am Ende hier wie anderwärts nur einbildeten, maßen Etliche dafür hielten, daß es ein Traumwerk ſey, und daß der Teufel als ein Tauſendkünſtler den Heren und Zauberern im Schlaf einbilde, als ob ſie bei Gaſtereien wären und tanzten, da ſie doch zu Hauſe im Bett, auf der Bank oder ſonſt wo ſich befänden. — Iſt ſo etwas nun Ernſt oder Scherz? Solchen alten ehrbaren Herren ſizt manchmal dennoch der Schalk in der Perrücke, und ſteht

ihnen ganz anmuthig. Nach ihm soll es auf dem Brocken eine Gattung Heidelbeeren geben, welche Trunkelbeeren heißen, weil sie, wenn gegessen, ein starkes Kopfweh mit Schwindel verursachten und gleichsam trunken machten. Nächstdem soll sich auch daselbst eine kleine Beere vorfinden, die der Heidelbeere ziemlich ähnlich sehe und von den Umwohnern Apenbeere, das ist Affenbeere, genannt werde, weil diejenigen, so davon essen, sich wie Affen anstellen und allerhand tolle Geberden machen, weßwegen sich die Nascher wohl in Acht zu nehmen hätten, wenn sie zu der Zeit auf dem Berge sich befänden, da solche Beeren reiften.

Neustadt-Harzburg, den 8ten Juni, Mittags.

Ich wende unsere heutige Mittagsrast wie gewöhnlich wieder dazu an, zu schreiben, und beschließe meinen Brockenbericht. Was den berühmten Sonnen-Auf- und Untergang betrifft, so haben wir denselben, wie es sich erwarten ließ, eben nicht schöner gefunden, als auf ebener Erde. Die Sonne geht eigentlich gar nicht am äußersten Gesichtskreise unter und auf, sondern verliert sich in einem hohen Dunstkreise, der den Himmel wie eine riesige, schwärzlichgraue Wand rings umzogen hält. Allerdings mag es seyn, daß es ganz helle Tage gibt, an denen dieser Dunstkreis wegfällt; welche Wirkung aber dann stattfindet, muß ich dahingestellt seyn lassen, und so viel ist wohl gewiß, daß solcher Tage nur wenige im ganzen Jahre vorkommen. Auch der Mondschein ist hier wirkungslos, denn die Gegend, welche er beleuchtet, ist zu tief unter dem Standpunkte des Zuschauers, und es gehen deßwegen alle die feinen poetischen Lichter und Schatten, die der Mondschein in eine Landschaft webt, auf dem Brocken verloren.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Speculationen.

Zuweilen verfallen die Speculanten auf sonderbare Dinge. So wird der Prospectus einer Unternehmung ausgetheilt, die sich mit dem Kleidermachen abgeben will, ferner einer Gesellschaft, welche sich Société médicale des embaumemens nennt, also eine Gesellschaft von Leuten, die sich ein Geschäft daraus machen wollen, die Todten einzubalsamiren und nach Art der Egypter in Mumien zu verwandeln. Damit die Leute auch sogleich wissen, was ihnen dieses Mumienwesen kosten wird, so heißt es im Prospectus, um auch der Mittelklasse das Einbalsamiren möglich zu machen, habe die Gesellschaft den Preis auf 600 Franken herabgesezt, für Kinder unter acht Jahren soll es nur die Hälfte kosten. Wer nur ein Herz, ein Gehirn oder einen andern Körpertheil will einbalsamiren lassen, zahlt pro rata. Der Prospectus erzählt viel von den gelehrten Forschungen und wichtigen Entdeckungen, welche die bei jener Gesellschaft angestellten Aerzte gemacht haben, um zu dem Punkte der Vervollkommnung zu gelangen, auf den sie die Einbalsamirungskunst gebracht haben. Eine andere Gesellschaft, oder Jemand, der eine Gesellschaft zu seyn vorgibt, hat ein Büreau eröffnet, worin man verlorene Sachen wiederfinden soll. Wenn dieser Mann Wort hält, so wird er sicher viele Kunden bekommen. Er sagt aber nicht, wie er es macht, um das Verlorene wiederzufinden, und vielleicht haben die Leute, welche etwas vermissen, den Nachtheil, daß sie außer ihrem Verlust auch noch das Honorar einbüßen, welches der Mann für seine Mühe verlangt; denn diese Mühe wird auch zu den verlorenen Sachen gerechnet werden können. Andere Speculanten bieten Actien zu Papierfabriken, Theatern u. s. w. feil. Es sind sogar eigene Büreaux entstanden, welche den Handel mit den vielen Actien betreiben, die in Umlauf gesezt werden, und deren manche nur für Leichtgläubige einen Werth haben. Es scheint, auch die Wucherer haben auf die Actien ihr Augenmerk gerichtet; denn in einem Wucherprocesse, welcher neulich öffentlich geführt wurde, und wobei mehrere betrogene junge Leute aus angesehenen Familien Klage gegen die Wucherer führten, unter andern gegen den berüchtigten Noël Jeannin, der schon so oft vor Gericht erschienen ist, hieß es, die Wucherer haben statt Geld Actien der Unternehmung des mechanischen Brodknetens den Geldbedürftigen gegen ihre Wechsel gegeben, worauf diese denn die Actien um ein Spottgeld abgesezt hatten. Wahrscheinlich hat es mit dem Kneten vermittelst einer Maschine nicht gehen wollen, entweder weil die Maschine unvollkommen war, oder weil die Bäcker lieber der alten Gewohnheit treu bleiben, mit Händen und Füßen zu kneten, ohne sich darum zu bekümmern, ob dieses unsauber ist oder nicht. Mancher andern Speculation geht es nicht besser. Ich sah neulich außerhalb der Stadt vor einem Gebäude mit großen Buchstaben angeschrieben: Four aérotherme; vielleicht soll in diesem so arlebrt benannten und wahrscheinlich recht künstlich eingerichteten Backofen das Brod gebacken werden, welches der Pétrin mécanique zubereitet. Auch die Bauunternehmungen beginnen wieder, und es wird um Paris herum nicht weniger gebaut, als in der Stadt selbst. Ich weiß nicht, wo die eigentlichen Bauern hinkommen, denn unmittelbar um Paris herum werden sie ganz von den Bürgern verdrängt, oder von Schenkwirthen und dergleichen Leuten, welche auf den sonntäglichen Zuspruch speculiren, und die Bauern werden bald zu einer Seltenheit für die Pariser werden. Die wohlhabenden Bürger, sogar die reichen Krämer aus der St. Denis- oder St. Martinsstraße wollen alle ihre Landhäuschen haben, wenn sie kein bedeutendes Landgut anzukaufen im Stande sind; daher sind Flecken und Dörfer entstanden, worin beinahe außer einigen Krämern nichts zu finden ist, als kleine Landsize für den Sonntagsbesuch der Pariser. Speculanten legen solche Häuschen an, in der Aussicht, dieselben den Sommer hindurch gut zu vermiethen. So ist ein ziemlich angenehmes Gehölz auf der Anhöhe von Belville, wo im Jahr 1814 zwischen den Alliirten und dem Napoleonschen Heere ein harter Kampf vorfiel, beinahe ganz verschwunden, und der alte Krieger, welcher hier seine Erinnerungen wieder auffrischen wollte, würde unter den vielen hier aufgebauten Häusern den Ort gar nicht mehr wiederkennen.

Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 24. August 1836.

— What fool is not so wise,
To lose an oath to win a paradise?
Shakespeare.

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortsetzung.)

In stummer Bestürzung hatte ich Margarethen nachgesehen, da legte Heilmann sanft seine Hand auf die meine. „Sprich diesen Namen vorerst nicht mehr aus, Moriz," sagte er leise. „Du siehst, wie er sie angreift. Margarethe hat viel verloren im Lauf der letzten Jahre; zuerst den Gatten, mit dem sie freundlich und friedlich lebte, dann ward die Schwester unserm Kreise entrissen, die, von ihr erzogen und gebildet, dem reinsten und schönsten Glück entgegen gehen sollte. Hildegards Verlust, an der sie, die Kinderlose, mit aller Innigkeit der treuesten Schwester- und Mutterliebe hing, raubte ihr jede Hoffnung einer bessern Zukunft, und brach dem Vater das Herz, dessen Tod vor wenigen Monden ihm die Genesung von jedem Erdenübel, uns aber eine Verlassenheit brachte, deren Eindrücken wir nicht zu widerstehen vermochten. Margarethens zerstörte Gesundheit machte uns den Aufenthalt an einem Kurorte, wie die möglichste Zerstreuung zur Pflicht. Schon hat in der That ein Theil des Trübsinns sich verloren, der dem Leben meiner Nichte gefährlich war, aber dennoch müssen wir fortdauernd Alles meiden, was den alten Schmerz wecken oder nähren kann. Darum Freund," fügte er hinzu, und sein Gesicht gewann allmählig die gewohnte heitere Ruhe wieder, „rede von deinen Abenteuern, von der schönen Jugendzeit, von zukünftigen Tagen, von Allem, was du willst, nur hüte dich, den wunden Fleck in Margarethens Seele ferner zu berühren."

Dieser Warnung Folge leistend, unterließ ich von nun an jede Anregung, welche mittelbar oder unmittelbar das Gespräch in jene Vergangenheit führen konnte, die aus meiner Freundin Daseyn so manche Lebensblume weggerissen hatte. Daß ich die theure Frau frei wußte, daß ich mir schmeicheln durfte, nicht ungern von ihr gesehen zu werden, daß ihre holde Stimme noch weicher, ihr liebes Auge noch milder wurde, wenn sie mit mir sprach, daß sie meine Gesellschaft zu wünschen schien und mich augenscheinlich vermißte, wenn meine Besuche bei Marien mich täglich eine Stunde wegführten, ja daß es mir sogar vorkam, als rege sich über meine geheimnißvollen Gänge in ihrem Herzen ein kleiner Aerger — das weckte in meiner Seele eine Unzahl von Empfindungen, von Ideen und Wünschen, und in meiner Brust eine so hohe, nie gefühlte Seligkeit, daß die Gegenwart mich ohnehin genugsam beschäftigte und jede Minute meines Daseyns ausgefüllt war.

Vor einigen Tagen erst hatte ich beschlossen, mich nie zu verheirathen — wo war dieser Entschluß geblieben? Ein paar klare Augen, der holdselige Laut einer

freundlichen Stimme, das wieder erwachte Gefühl der ersten Jugendliebe hatten genügt, dasjenige spurlos zu verweben, was ich mit so inniger Ueberzeugung bestimmt, und diese Umänderung hatte noch überdies nicht die geringste Reue in mir erregt. Arme Menschen! arme, wandelbare Geschöpfe des Augenblicks, die ihr jedem Einfluß der Umstände preisgegeben seyd, deren entschiedenstes Wollen ein Hauch, ein Blick, eine Sylbe umgestalten kann, wie seyd ihr so weit vom Gipfel der Vollkommenheit entfernt, den die Weisen und Gelehrten unsers Geschlechts in ihrer Ueberhebung träumend schon erreicht zu haben glauben! Und dennoch waltet auch hier die mächtige Hand des Geistes, der Alles auf das Beste eingerichtet hat, und selbst das Böse um des Guten willen geschehen läßt, dennoch ist die leichte Umstimmung unseres Wesens heilsam; wie wollten wir außerdem das wechselvolle Leben ertragen, wenn wir mit fester Bestimmtheit, allen Wirkungen der Zeit und veränderten Ansichten zum Trotz, den einmal eingeschlagenen Weg verfolgen müßten?

Es war ein schöner Abend, als auf einem einsamen Spaziergange, im Angesicht der Hochgebirge, die, sanft von der sinkenden Sonne geröthet, in das stille Gelände niederblickten, ich mit den süßesten Empfindungen, die jemals meine Seele erhoben hatten, nur mit einzelnen, meine tiefe Bewegung verrathenden Worten, Margarethen den Bund antrug, der uns für dieses Leben vereinigen sollte. Und heiliger noch ward mir diese abendliche Feierstunde, als meine Freundin in weiblicher Zurückhaltung erst zu Boden blickte, dann, meine Hand leise drückend, das schöne Auge zu dem meinigen emporhob und mit freundlicher Rührung meine Bitte gewährte. Als wir aber in stummer Freude zu unserm väterlichen Oheim zurückkehrten, ihm gestanden, was er längst errathen hatte, den Segen des edeln Greises empfingen, dessen höchste Wünsche durch unsere Verbindung erfüllt wurden, da erreichte unser Glück jenen Punkt, der dem sterblichen Menschen als Bürgschaft künftiger, überirdischer Wonne dienen soll, den er aber nicht überschreiten darf, weil die Hülle von Staub die Seligkeit reiner Geister noch nicht zu fühlen vermöchte.

„Aber jezt sollte doch wohl Moriz Alles erfahren, was die Vergangenheit so schwer auf mich gelegt hat,“ sprach Margarethe, als wir traulich schwatzend nach dem Abendessen in des Kapitäns Zimmer versammelt saßen. „Er wird unser Leid, unsere Bemühungen theilen, und wer weiß, ob ihm nicht gelingen dürfte, was uns bis jezt versagt worden ist?“ Der wehmüthige Ausdruck, den ich schon so oft auf den lieben Zügen hatte schweben sehen, und der in jüngster Zeit von dem Entzücken der Liebe verdrängt worden, wurde bei diesen Worten wieder sichtbar, und da ich jede schmerzliche Rückerinnerung jezt meiden wollte, faßte ich des Oheims und Margarethens Hände, indem ich lächelnd sprach: „Wir Alle haben, wie es scheint, mancherlei zu erzählen, und wir werden vielleicht mit unsern Geständnissen einander nicht wenig überraschen. So zum Beispiel muß meine Braut sich bequemen, Mutter zu heißen, ehe sie Gattin wird, und zwar von dem schönsten Kind verborgener Liebe, das ihr wahrscheinlich jemals zu Gesicht gekommen ist. Heute aber soll nur Freude und Glück unsere Seelen berühren und unsere Träume füllen, und damit diese Gefühle nicht nutzlos verklingen mögen, lade ich Sie Beide auf morgen zum Frühstück an einen Ort, wo Ihr Mitleid und Ihre thätige Theilnahme in Anspruch genommen werden soll.“

(Die Fortsezung folgt.)

Besteigung des Brockens.

(Beschluß.)

Die Sonne ging wie eine strahlenlose rothe Scheibe unter, und es war derweil nur wenige Viertelstunden sonderlich kühl. Trotz dem liefen die Menschen unnützerweise mit Mänteln einher, weil sie einmal hatten sagen hören, auf dem Brocken sey es kalt. Ich habe gefunden, daß es sehr rathsam, eine Brockenreise so einzurichten, daß man schon in den ersten Nachmittagsstunden oben ist. Man hat dann erstens den Vortheil, daß man eines der wenigen Zimmer für sich gewinnt, wogegen die später Ankommenden, sobald diese Zimmer in Beschlag genommen sind, zu Dutzenden zusammen auf einer Streu die Nacht zubringen müssen. Außerdem aber lernt man nur so die hauptsächlichste, ja einzige Schönheit des Brockens kennen, ich meine die unbeschreiblich schöne Einsamkeit, Naturstille und Abgeschlossenheit von der Welt, deren man sich auf seinem Gipfel erfreuen kann. Ich finde es ganz natürlich, daß die meisten Menschen, die den Brocken besteigen, unbefriedigt wieder herunterkommen; denn um was sonst ist es ihnen zu thun, da auf jene genannten selteneren Naturscenen nicht gerechnet werden kann, als um einen Sonnenauf- und Untergang, von dem sie die abenteuerlichsten Vorstellungen und Erwartungen mitbringen, die ihnen nun so schmählich getäuscht werden, und um eine ungemessene Fernsicht und die magere Freude, hier und da einige schwarze Punkte etwa für Magdeburg, Halle, Braunschweig u. s. w. zu halten, oder sich sogar einzubilden, Hamburg selbst am Horizonte zu erkennen. Eben von jener Einsamkeit aber, für die ja auch so Viele gar keinen Sinn haben würden, merkt Niemand etwas, da Alles erst gegen Abend oder Morgen ankommt, wo zuweilen Hunderte von Menschen sich auf diesem kleinen Raume drängen mögen. Bereise ich das Harzgebirge

jemals wieder, so möchte ich wohl mehrere Tage lang auf der Brockenhöhe allein der Einsamkeit wegen verweilen. Es war in der That bemerkenswerth, was für ein Aufruhr in dem Hause entstand, als es am Abende hieß: nun geht es los! das heißt, die Sonne sinkt. Ein lautes Brüllen und Johlen, durch welches die Studenten, Gymnasiasten und Handwerksgesellen, die in Schaaren oben waren, sich und Andern ihre Freude und ihr Entzücken über das Nahen des Moments zu verstehen geben wollten, verkündigte ihn. Ich bin überzeugt, die meisten Menschen dieser Art machen es sich bloß weiß, daß sie an so etwas Freude empfinden, gesezt nämlich, daß sie es sich nicht lieber gleich selbst eingestehen, sie machen bloß um der Gelegenheit willen, zügellos zu seyn, die Brockenreise, und suchen nun durch solch Geschrei die Stimme ihrer gesunden Vernunft zu übertäuben, die ihnen sagt, daß die Natur doch eigentlich nicht für sie da sey. Es muß auf ein wirkliches Gemüth einen melancholischen Eindruck machen, solcher Menschen Daseyn vor sich zu haben. Der Sonnenaufgang bot ganz dieselbe Erscheinung wie der Sonnenuntergang dar. Einige Engländer kamen wenige Minuten vor der Sonne auf der Brockenhöhe an, begucken den Aufgang einige Sekunden lang, und traten dann auf ihren Eseln stillschweigend und unverzüglich wieder den Rückweg an. Auch wir machten uns gleich darauf von dannen nach dem Ilsethale hinab, um nicht etwa durch längeres Verweilen in die Foule hineinzukommen.

Der jetzige Brockenwirth ist ein stiller, gebildeter Mann, an dem der Graf von Stollberg eine glückliche Wahl getroffen zu haben scheint. Seine kolossale Ehehälfte dagegen scheint aus dem Geschlechte der Frauen zu stammen, die man ehedem insonderheit in der ersten Mainacht auf dem Blocksberge gesehen haben will, und mag wohl in ihrer Häuslichkeit der eigentliche Herr seyn. Von dem Grundsatze, daß man mit dem einen Menschen grob, mit dem andern höflich umgehen muß, um gut mit ihnen auszukommen, weiß sie nichts. Sie beträgt sich gegen Alle insgesammt gleich bärenhaft, und findet freilich gerade mit der Mehrzahl der Gäste, die sie beherbergt, ihre Rechnung dabei; es steht inzwischen zu hoffen, daß ihr einmal auf begreifliche Weise dargethan wird, wie gebildete Menschen eben ein gutes Recht haben, von ihres Gleichen Höflichkeit zu fordern. Der Brockenwirth führt ein seltenes Leben. Er wohnt auch den Winter über da oben, und ist alsdann Monate lang von aller menschlichen Gemeinschaft ausgeschieden und abgeschlossen, indem das Haus zuweilen lange Zeit ganz unter'm Schnee vergraben ruht.

Der Brockenkopf hat zwei mächtige Schultern, zwischen denen er steckt, die Heinrichshöhe und der nordwestliche Bergrücken ihr gegenüber, ich weiß nicht, wie er genannt wird. Diese Schultern tragen ihn, und vom Ilsethale aus zeigt sich sein Scheitel wie umkränzt von dem blendenden Schnee im Schneeloche. Ich nahm mit Goethe's Worten von dem Brocken Abschied:

— — — Des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker,
Du stehst mit unerforschtem Busen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erstaunten Welt,
Und schaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wässerst.

Das Ilsethal, das uns nach Ilseburg führte, ist außerordentlich schön, und die Ilse stürzt in malerischen Wasserfällen durch dasselbe hin vom Brocken in die Ebene nieder. Wir begegneten im Ilsethale unzähligen Menschen aus Ilseburg, die in die Hochebene auf Feldarbeit gingen. Es ist hier Brauch, Brockenreisende um eines Trinkgeldes willen anzubinden. Doch geben sich nur Kinder, besonders Mädchen damit ab, denn der Aeltere hält so etwas als echter Bewohner des Nordens unter seiner Würde. In dieser Thalschlucht wachsen sehr schöne Lerchenbäume. Von den vielen Meilern darin wird die ganze Gegend, wiewohl nicht unangenehm auffallend, mit einem feinen Kohlendampfe erfüllt. Es gibt hier besonders unter den Frauen so viel freundliche Gesichter, wie überall, wo Bergbau stattfindet. Die Männer im ganzen Harze, namentlich im Preußischen, einem großen Theil des Braunschweigschen und dem Anhaltschen, haben dagegen durchaus nichts Angenehmes in ihrem Wesen, und ich nehme nur diejenigen im Hannöverschen und Braunschweigschen aus, die platt sprechen, denn dieser ganze Volksstamm hat etwas äußerst Treuherziges und Biederes, ja sogar viele Naivetät. Die Erscheinung, daß von den Bewohnern eines ganzen Landes das männliche und weibliche Geschlecht selbst nicht die leisesten Grundzüge eines und desselben Nationalcharakters äußern, ist mir indessen noch nirgends so auffallend entgegengetreten, als in Böhmen, wo es unter den Frauen der Czechen so viele und so höchst bedeutende Schönheiten gibt, ja sogar die Häßlichkeit in ihrer Art als charakteristisch schön wird, das männliche Geschlecht jedoch das äußerlich verkümmerste ist, was ich jemals gesehen habe. Die uralte Sage von der Weiberherrschaft in Böhmen hat ihren tiefen Grund.

Den Ilsenstein, von dem man eine so herrliche Aussicht haben soll, bestiegen wir aus Gedankenlosigkeit nicht, und ich habe es dann bereut. Unter ihm wähnte ich das Gespenst, die schöne Ilse, auf einer feuchten, bemoosten Felsenplatte zwischen zwei schäumenden Wasserfällen inmitten des Baches sitzen zu sehen. Ihre glänzenden

Glieder troſen noch vom Bade und wetteiferten mit dem rings um ſie aufziſchenden, ſchneeigen Waſſerſchaum an Weiße. Die maigrünen Laubbüſche, mit dem Perlenſchmucke des Morgenthaus, in dem ſich die luſtigen Frühſtrahlen der Sonne ſpiegelten und die ſie ſpielend durchglitzerten, nickten und neigten ſich vom Rande des Bächleins zu ihr nieder, gleichwie, um ſie dem Auge des Späthers zu verbergen. Ihr Hand kämmte das lange, aus goldnen Sonnenſtrahlen geſponnene Haar, das ihren marmornen Schultern naß anlag, und ihr verführeriſches, ſchilfgrünes Auge ſah lockend, wie die Fluth des Gießbaches, den ſie behütet, zu uns auf. Aber mich wenigſtens gewann es nicht, wenn es mich auch bewegte, denn mein Herz war im Harzgebirge ſchon vergeben, und zwar an die ſchöne Waldnymphe des Selkethals. Die Sage geht von der ſchönen Ilſe allerdings, ſie ſchlöſſe allmorgentlich beim erſten Sonnenſtrahl den Ilſenſtein auf und ginge in's Thal hinunter, wo ſie ſich in ihrem kühlen Bache bade und ihr Haar kämme. Was ſie indeſſen von dem ſündfluthlichen Urſprunge dieſer Fei ſonſt noch wiſſen will, halte ich für einen modernen Zuſatz, wenigſtens dürfte es um die Erzählung, wofern ſie ja ältern Urſprungs wäre, doch anders beſchaffen ſeyn, als ſie ſich in Ottmars Volksſagen vorfindet.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

Theaterſchau. Herabſetzung der Eintrittspreiſe in Coventgarden.

Noch wenige Abende, und die Pforten der italieniſchen Oper ſchließen ſich, und acht lange Monate muß das Haus um ſeine Künſtler trauern. Noch wenige Abende, und aus dem St. Jamestheater ziehen die franzöſiſchen Mimen, um die Bretter, vor denen der Kern der engliſchen Ariſtokratie oft ſcheinbar gelacht und noch öfter ſichtbar gegähnt hat, dem unſterblichen Braham zurückzugeben. Doch weder von dem melodienreichen Zauber der italieniſchen, noch von dem converſirenden Geklingel der franzöſiſchen Kunſt ſey hier die Rede. Jene habe ich bereits beſprochen und dieſen beſpricht um Vieles beſſer mein Pariſer Collège. Es kann die Neugier reizen, zu erfahren, wie eine in aller Herren Landen zuſammengeworbene italieniſche Oper ſich für London geſtaltet hat; allein wie franzöſiſche Dramen in London von franzöſiſchen Schauſpielern aufgeführt werden, das kann Niemand zu wiſſen verlangen, der die Franzoſen kennt und weiß, daß die Franzoſen Franzoſen ſind, ob ſie auf der Rednerbühne oder auf der Schaubühne ſtehen, ob ſie im Norden oder im Süden ihre Schauſpielkunſt treiben. Demnach auf die eingeborene engliſche Kunſt beſchränkt — wo anfangen? Unſtreitig da, wo die Gefahr des Vergeſſens die drohendſte iſt, und das iſt ſie bei Coventgarden, einem der zwei ſogenannten großen Theater, wo ſchon ſeit einigen Wochen Tragödie und Comödie ruhen und Maurer und Zimmerleute arbeiten. Der Director von Coventgarden eröffnete ſeine diesjährige Seaſon mit dem gewagten Unternehmen einer Preisverminderung. Sonderbar, man geht in London nicht zwei Schritte, ohne von den hunderttauſend zum Verkauf ausgeſtellten Dingen Wohlfeilheit als eine ihrer größten Vorzüge genannt, und auf tauſend verſchiedene Arten dem Auge die Verſicherung gegeben zu ſehen: wohlfeilſter Schuhladen in London, wohlfeilſter Linnenverkauf in England, wohlfeilſte Hüte in Europa, wohlfeilſte Blücher- und Wellingtonſtiefeln in der ganzen Welt. Und dennoch herrſcht ein unbeſchränktes Mißtrauen gegen alles Wohlfeile; nur das Theure wird für gut gehalten, und wer irgend etwas wirklich wohlfeil gekauft hat, fürchtet ſo ſehr den Verdacht, durch die Beſchränktheit ſeiner Mittel zu der Wahl veranlaßt worden zu ſeyn, daß er entweder ganz ſchweigt oder, wenn er reden muß, eine Unwahrheit aus dem Beutel nimmt. Dieſer Widerſpruch, durchaus nicht der einzige im engliſchen Charakter, hatte in vorliegendem Falle zur Folge, daß die übrigen Theaterpächter ſchrien, weil ſie beſorgten, das Publikum werde ihnen Nachfolge gebieten, und daß die Journaliſten die Köpfe ſchüttelten, weil ſie meinten, die Leiſtungen der Coventgardenbühne müßten im Verhältniſſe zu den ziemlich auf die Hälfte herabgeſetzten Preiſen fallen. Aber keines von beiden hat ſich beſtätigt. Drurylane, Coventgardens alleiniger ebenbürtiger Rival und daher der lauteſte Schreier, hat ſeine hohen Preiſe beibehalten, und von den ſogenannten kleinern und wohlfeilern Theatern hat nur das engliſche Opernhaus ſich zur Nachahmung bewogen gefunden. Und die Leiſtungen — nun, das Reſultat liegt ſeit dem Schluſſe des Hauſes abgeſchloſſen vor und lautet einfach dahin, daß ſolche weder beſſer, noch ſchlechter geweſen ſind, als der geſunkene Zuſtand und die Armuth der engliſchen Bühne erwarten ließen. Welchen Erfolg das Wagniß für die Kaſſe des Unternehmers gehabt hat, dürfte ihm allein genau bekannt ſeyn. Das Publikum weiß bloß, daß er nach der lezten Vorſtellung, anſtatt mit der Erklärung ſeines Bankerotts, mit der ſeiner vollſten Zufriedenheit und des Entſchluſſes hervortrat, dem angenommenen Wohlfeilheitsprincipe treu zu bleiben. In jedem andern Lande wäre hiemit die Sache abgethan; nicht ſo in England. „Very well," ſagt der Engländer, den ich meine; „aber wie ſteht es um die Hauptſache? war kein Ausfall an guter Geſellſchaft zu bemerken?" — Allerdings, die Logen wurden pünktlicher und daher mit weniger Störung gefüllt, als ſonſt, aber die Damen des dress circle waren minder geputzt, als ſonſt, und die Herren zeigten weniger gelbe und mehr ſchwarze Handſchuhe, als ſonſt. Parterre und Galerie — „waren ſo ungezogen, wie ſonſt," fällt mein Engländer ein; aber Parterre und Galerie haben auch mit der guten Geſellſchaft nichts zu thun. Demnach iſt die bemerkte Veränderung in den Logen eigentlich das Einzige, was durch das eingeführte Wohlfeilheitsſyſtem verändert worden iſt. Da es indeſſen jenſeits des Canals, und Gottlob! auch dieſſeits des Canals, in den höhern Ständen Einzelne, im Mittelſtande Viele gibt, denen nicht, gleich meinem Engländer, die gute Geſellſchaft vor, ſondern die gute Geſellſchaft auf den Brettern die Hauptſache im Theater dünkt, ſo gebührt es ſich, einige Belege für die Behauptung zu geben, daß die Leiſtungen in Coventgarden weder beſſer, noch ſchlechter geweſen ſeyen, als der geſunkene Zuſtand und die Armuth der engliſchen Bühne ſie erwarten laſſen. Iſt aber die Wahl der Belege frei von Parteilichkeit? Ich glaube, ja; denn bei einem Theater, das ein und daſſelbe Stück viele Nächte hinter einander aufführt — und das iſt bei allen Londonern Theatern der Fall — muß die Auswahl an und für ſich eine beſchränkte ſeyn; und die Auswahl von bloß neuen Stücken — und auf dieſe beſchränkt ſich mein Bericht — zieht den Kreis noch enger.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 204.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 25. August 1836.

— Istuc mens animusque
Fert, et amat spatiis obstantia rumpere claustra.
Horat.

Die Pariser Barrièren.

Paris hat gegen sieben Lieues im Umfang und wird von 55 Barrièren eingeschlossen. Diese Barrièren sind nicht sowohl vom Ingenieur zur nähern Bezeichnung der Stadtgrenze angegeben, als vielmehr wegen der Erhebung des städtischen Oktroi vorhanden, welches für die Einfuhr und den Verbrauch aller unentbehrlichen Lebensmittel über alle Thore der Hauptstadt die Inschrift gesetzt hat: Bis hieher und nicht weiter! Die Summe, welche die Eingangszölle an den Barrièren der Stadt Paris jährlich eintragen, ist unermeßlich. Wein, Branntwein, rohes Fleisch und Oel sind die wichtigsten Gegenstände jener indirekten Auflage, welche besonders die unbemittelten Volksclassen drückt. Weil wir jedoch keineswegs deabsichtigen, einen statistischen oder nationalökonomischen Beitrag für diese Blätter zu liefern, so verweisen wir diejenigen, welche die Masse dieser Auflage kennen zu lernen wünschen, an's Budget der Stadt Paris.

Da die nothwendigen täglichen Lebensbedürfnisse vor den Barrièren von Paris weit wohlfeiler sind, als in der Stadt selbst, so haben manche Familien, deren häusliche Einrichtung beschränkt ist und von mäßigen Einnahmen bestritten werden muß, ihre Penaten in der Banlieue angesiedelt. Wir verstehen aber darunter nicht jene Leute, welche eine Viertelmeile von den Barrièren ein kleines Haus besitzen; dort ist keine Barrière mehr, und sie wohnen schon auf dem Lande. Die eigentliche Barrière dehnt sich im strengsten Sinne des Worts nicht weiter als 400 Schritt vom Thore aus, und in diesem kleinen, engen Raume tritt sie in ihrer charakteristischen Art und Weise hervor, und bietet dem Beobachter ein Bild von Sitten und Gewohnheiten, welche erstaunlich von denen der Hauptstadt abweichen.

Dem Leser wird es sonderbar dünken, daß eine so einfache Scheidewand, wie die Stadtmauer, in derselben Gesellschaft so bemerkenswerthe und auffallende Verschiedenheiten bewirken kann; und doch ist es so. Die Pariser Barrièren gehören ausschließlich dem Volke an; die Arbeiter aller Stände bringen ihre Rast- und Feiertage vor der Barrière des Stadttheils zu, den sie bewohnen; denn dort sind sie sicher, immer wohlfeilen Wein und ungestörtes Vergnügen zu finden. Indessen hat sich auch hier vor den Barrièren, wie überall anderswo, die Aristokratie und ihr Gefolge eingeschlichen; einige dieser Barrièren haben von den Stadtvierteln, vor denen sie gelegen sind, gewisse Manieren und Sitten entlehnt, von denen man an andern Orten derselben Gattung nichts findet; so z. B. ist es unbestreitbar, daß es vor den Barrièren des Faubourg Saint-Germain ruhiger, anständiger und feiner hergeht, als vor den Barrièren

auf der andern Wasserseite. Dies kommt wahrscheinlich daher, weil die vielen Bedienten und Lakaien aus den in der Nähe befindlichen Hotels ihre Sonntag- und Montagabende daselbst zubringen und die Parodie von den Salonsmanieren ihrer Herrschaften dorthin verpflanzt haben.

Zweimal des Tags, nämlich am Morgen und am Abend, haben die Pariser Barrièren ein entschieden verändertes Aussehen. Jeden Morgen, im Sommer um sechs Uhr und im Winter sobald der Tag graut, versäumen nämlich die Standgäste der Marchands de vins nie, ihren halben Schoppen weißen Wein zu trinken, den sie stehend am Comptoir zu sich nehmen. Um diese Stunde sieht man vor jeder Barrière stets dieselben Leute: Bewohner der umliegenden Häuser, Arbeiter, welche sich an ihr Geschäft begeben, kleine Gartenbesitzer, die sogenannten maraichers, welche alle Traiteurs vor den Barrièren mit Salat und Gemüse versehen. Mitunter ereignet es sich, daß mehrere Standgäste einer und derselben Weinschenke sich zufällig zu gleicher Zeit am Comptoir treffen, um ihren halben Schoppen zu trinken; wenn es dann Einem unter ihnen in den Sinn kommt, die Andern zu regaliren, so läßt sich Keiner die Ehre nehmen, solches zu erwidern, was in der Volkssprache payer la tournée heißt. Niemanden würde es beifallen, sich dieser Höflichkeit zu entziehen, welche der Brauch geheiligt und zur Pflicht gemacht hat; Jeder muß trinken und bezahlen, wenn die Reihe an ihn kommt. Im Falle nun acht oder zehn solcher habituellen Kunden zusammentreffen, so macht das etwa zwei Flaschen weißen Wein auf den Mann, welche, vor dem Frühstück genossen, eine solide, anständige Unterlage bilden. Wenn dann neun Uhr herankommt, so werden die Comptoirs abgewaschen; dienstfertige Hände besetzen die Tische von schwarzem, fetten, wurmstichigen Tannenholz mit fayencenen kleinen Suppenterrinen, wovon jede einen großen Suppenteller zur Unterschale hat; der Koch füllt die im Fleischtopf entstandene Leere mit Wasser wieder aus, und die Arbeiter nehmen ihre erste Mahlzeit ein. Die Consumenten bestehen großentheils aus Maurern und Zimmerleuten. Da nämlich Paris unablässig dahin strebt, sich zu vergrößern und zu erweitern, und am äußersten Ende der Faubourgs immer noch zahlreiche freie, unbesetzte Bauplätze vorhanden sind, so finden dieselben immer auch Abnehmer, und die bei diesen Neubauten beschäftigten Arbeiter sind es, welche jeden Morgen die Garköche der Barrière in Nahrung setzen.

Es gibt indessen Barrièren, wo jede Weinschenke ihre besondere Art von Standgästen hat, so daß die Kunden des einen Hauses sich niemals in das andere eindrängen. Ich nenne z. B. die Barrière Rochechouart, welche wegen der Nachbarschaft der Schlachthäuser und Steinbrüche von Montmartre ausschließlich nur von Mezgern und Steinbrechern besucht wird. Leztere finden sich in den Weinkneipen ein, welche näher bei Clingnancourt, wo sie arbeiten, gelegen sind; Erstere haben ihre Kundschaft einem einzigen Manne zugewendet, und zwar aus folgendem Grunde: sie bekommen nämlich von den Ochsen, welche sie schlachten und ausweiden, den Theil des Thiers, welcher hier sonst gewöhnlich weggeworfen wird, weil er zu nichts nütze seyn soll, ich meine die Backen. Dieser Theil, voll von Nerven und Knorpeln, der in manchen Gegenden Deutschlands abgesotten oder gebraten auf den Tisch kommt, hat die Eigenschaft, kräftige Suppe zu machen. Die Mezgerknechte treffen daher mit einem Marchand de vins die Uebereinkunft, daß sie ihm diesen Fleischabfall für eine Tasse Bouillon liefern. So ist es Sitte vor allen Barrièren, welche in der Nähe der großen Schlachthäuser liegen, vor den Barrièren von Grenelle, Villejuif, Roule, Menilmontant und Montmartre. Man kann sich leicht eine Vorstellung machen, was die Kundschaft der Mezger den Weinwirthen vor den Barrièren einbringen mag, wenn man bedenkt, welch ungeheure Masse von Vieh wöchentlich in den Pariser Abattoirs geschlachtet wird. Ich weiß in dieser Hinsicht nur von zwei Schlachthäusern etwas Bestimmtes anzugeben, nämlich von den Abattoirs vor den Barrièren Montmartre und Menilmontant, wo Dienstags und Freitags über 400 Ochsen, eben so viele Kälber und ungefähr 2000 Hämmel geschlachtet werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortsetzung.)

Noch hingen die Thautropfen des hellen Morgens in den Kelchen der Blumen und beugten die vollen Grashalme nieder, als wir schon dem Hause zuschritten, wo Marie wohnte. Ich war ungewöhnlich feierlich und weich gestimmt, denn ich wollte dem Kind meiner Sorge nicht nur dem Namen, sondern der Wirklichkeit nach eine Mutter geben, und obschon ich Margarethens liebender Güte in jeder Beziehung Gerechtigkeit widerfahren ließ, so kannte ich doch auch das menschliche Herz, das sich oft in seiner Verkehrtheit von den allzu leicht gewonnenen Gütern dieses Lebens wegwendet. Ich hatte ihr gesagt, daß ich Marien in der trostlosesten Lage, ihrer Eltern beraubt, gefunden, und mich in der ersten Minute verpflichtet geglaubt habe, im vollsten Sinne des Worts ihr Vater zu werden,

ja daß ich auf immer jeder ehelicher Verbindung entsagt haben würde, hätte ich nicht so unvermuthet die Geliebte meiner Jugend wieder gefunden. Alle näheren, theils schaurigen, theils rührenden Umstände aber hatte ich verschwiegen, und wollte sie meiner Freundin erst dann eröffnen, wenn der Anblick des Kindes selbst ihr weiches Herz bewegt und es gleichsam vorbereitet hätte, durch meine Erzählung einen unvergänglichen Eindruck zu empfangen. Jezt näherten wir uns der Wohnung, wo ich unsere Ankunft hatte melden lassen, und schon blinkte uns von jener Höhe unter den Bäumen der weiß gedeckte Tisch, mit dem ländlichen Frühstück besezt, entgegen. Margarethe hatte meine steigende Befangenheit wohl bemerkt, und mit dem feinen Scharfsinn der Frauen den Gang meiner Ideen wie meine Besorgniß errathend, strebte sie in der eigenen Holdseligkeit ihres Wesens und in der Milde ihres Gemüths mir die Bürgen für meines Pflegekinds Zukunft aufzustellen.

Ein lauter Ausruf unterbrach ihre Bemühungen. „O sieh doch, Moriz, das liebliche Geschöpf!“ rief sie, indem sie ihre Hand auf die meine legte, und mit der andern nach der Thüre des Hauses wies, wo eben Elisabeth mit Marien auf dem Arme erschien. Man hatte das Kind herausgeputzt, und es war in der That das lieblichste Bild jugendlicher Unschuld und Anmuth, das sich denken läßt. „Das ist meine, unsere Marie,“ sagte ich, und Margarethe warf ihr aus der Ferne Küsse zu, während sie den hinter ihr schreitenden Oheim aufmerksam machte. Da brach murrend und bellend ein Hund durch die Hecke, neben welcher wir eben hingingen, allein seinen Irrthum schnell bemerkend, wandelte er seine Feindseligkeit plözlich in liebevolles Begrüßen. Statt aber, wie gewöhnlich, mir zuzuspringen, sah ich zu meinem Erstaunen, wie er sich auf den Boden niederduckte, auf allen Vieren Margarethen zukroch, sich zu ihren Füßen legte, dann auf die nämliche Weise sich dem Kapitän näherte und, sich noch einmal zu Margarethen wendend, mit sanftem Brummen eine Erwiderung zu erbitten schien. „Wem gehört der schöne Hund?“ fragte sie verwundert, und ich äußerte, meine Ueberraschung gleiche der ihrigen, indem das Thier noch nie etwas Aehnliches gethan. Ich wollte noch etwas zufügen, als Margarethe, die sich gebückt hatte, um den Krauskopf zu streicheln, plözlich mit der höchsten Leidenschaft des Schrecks und der Freude ausrief: „Heiliger, gütiger Gott! es ist Ami!“

Sie war halb ohnmächtig neben dem Hunde niedergesunken: außer dem Freudengebelle des Hundes ließ sich kein lauter Ton hören, Schmerz, Ueberraschung und banges Erwarten hatten Alle stumm gemacht. Aber dieses Schweigens ungeachtet hatte ein einziger Moment des Zusammenstellens aller Ereignisse hingereicht, meine Ideen völlig zu berichtigen. Mariens Mutter war Hildegard! Darum hatte ich mich so seltsam, so herzlich zu der unglücklichen Frau gezogen gefühlt; darum klang mir oft in ihrer Stimme ein Ton aus längst vergangener Zeit, und sprach aus ihrem ganzen Wesen die Erinnerung an die frühere Welt meiner Träume; darum war und blieb ihr armes Kind meinem Herzen so nahe!

Eben so überrascht, als Margarethe, hatte sich der Oheim dicht neben ihr auf einen abgehauenen Baumstamm gesezt, und Beide wetteiferten in Liebkosungen gegen den Hund, der seine Aufmerksamkeit zwischen ihnen theilte. „Ami!“ rief endlich meine Braut, als sie ihre Fassung einigermaßen wieder gewonnen hatte, „sage, wo kommst du her? warum bist du allein hier? warum hast du deine Gebieterin verlassen? Ach! ich weiß es! nur der Tod oder Gewalt hat dich von ihr trennen können!“ — „Er hat Hildegards Kind beschüzt und seiner gewartet!“ sprach ich, indem ich Marie, mit welcher Elisabeth indessen herzugekommen war, zwischen die Gruppe schob, wo denn das Kind und der Pudel sich sogleich freundschaftlich umfingen, und so am besten die gegenseitige Innigkeit ihres Vernehmens bewiesen. Möchte ich doch dem Gemälde Farben leihen können, das jezt vor meinen entzückten Blicken stand! Die Sprache, selbst die reichste, ist zu arm, um solche Momente darzustellen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsezung.)

Theaterschau. Covent-garden.

Gehorsam dem heutigen Theatergeschmacke, der von Allem, was über die Bühne wandelt, der Oper den Vorrang anweist, erwähne ich zuerst eine neue große Oper in drei Acten, Musik von de Pinna, und Titel: die Rose von Alhambra. „Alha, nach Washington Irving!“ Ganz recht, doch bitte, schweigen wir davon. Washingtons Erzählung ist so hübsch, und de Pinna's Oper — wenn nur das Parlament den gesunden Einfall hätte, alle Opern zu verbieten! Ein Dämchen niederer Geburt verliebt sich in einen hochgeborenen Hofpagen, ein maurisch aussehender Geist verleiht ihr eine magische Laute, von einem Anfalle von Trübsinn befreit sie den König Philipp V. von Spanien, und ihr Lohn ist die Hand des Geliebten. Es müßte ein geschmackloser Dramatiker seyn, der mit diesen Ingredienzien nicht zwei Stunden lang zu unterhalten verstände; aber mindestens drei sollten ausgefüllt werden, und so erscheint als selbst erfundene Zugabe ein dicker Bösewicht mit einer noch dickern Baßstimme, eine Räuberbande mit grimmigen Gesichtern und ein Tournier, das mit dem Uebrigen zusammenhängt, wie der Kronleuchter mit dem Parterre. Die ganze Intrigue bewegte sich so langsam und pomphaft, als dünte es ihr durchaus verächtlich, aufzuregen und zu überraschen.

Zwei oder drei Passagen ausgenommen, schien auch der Componist das Einschläfern aller Theilnahme sich zum Ziel gesetzt zu haben, und das Ziel hat er wacker erreicht. Von den Sängerinnen werde nur Miß Römer genannt. Ein guter Wein bedarf keines Kranzes; das Sprichwort kennt man auch in England; daher bedarf Miß Römer keiner Lobrede. Gleiches läßt sich nicht unter den Sängern von einem Herrn Barker sagen. Gewohnt, in Bradams Theater eine subordinirte Rolle zu spielen, war er selbst über sein plötzliches Avancement zum ersten Tenor sichtbar erstaunt. Er vergaß in der Zerstreuung, was freilich ein, allen englischen Sängern zugestandenes Vorrecht ist, den Anwesenden zu zeigen, daß sein Gesicht keine Maske und die Substanz seiner Arme kein Holz sey, und wenn er demnächst noch etwas sich abzugewöhnen hat, so ist es seine schmerzlich affektirte Aussprache. Das wird er aber nicht, denn es gehört zum guten Tone, anders als andere Leute zu reden, und wer heute weiß, wie der gute Ton dies oder jenes Wort gestern aussprach, kann gewaltig irren, wenn er diese Pronunciation noch heute in der Mode glaubt. Bulwer hat recht, James von gestern ist Jimes von heute. Alles das hält jedoch das installirte Londoner Theaterpublikum für Kleinigkeiten, dafern seine Hauptansprüche befriedigt werden, ein kurz geschürztes, lebhaft getanztes Ballet und schöne Decorationen. Für Beides hatte die Regie gesorgt; demnach wurde ein Entrechats schlagendes Pärchen beträchtlich, eine Mondscheinansicht des Klosters zum Pilgerfelsen wüthend und das Sinken des Vorhangs laut genug applaudirt, um eine Wiederholung des Ganzen am nächsten Abend und, da der Geschmack der Versammlung hier ein gleiches Urtheil sprach, für die folgenden zwanzig bis dreißig Abende zu veranlassen.

Die Schwierigkeit, von der Oper einen schicklichen Uebergang zur Tragödie zu finden, erleichtert mir der zufällige Umstand, daß die Scene des anzuführenden Trauerspiels ebenfalls in Spanien liegt. Es ist the Separation, die Trennung, von der in England gefeierten Dichterin Joanna Baillie, und obgleich keine funkelnagelneue Dichtung, doch zum ersten Male in Coventgarden aufgeführt. Während Garcio, ein edler Degen, im Kampfe mit den Mauren von seiner Burg entfernt ist, wird sein greiser Diener Balduin auf das Krankenlager gebettet, und enthüllt, dem Tode nahe, das furchtbare Geheimniß, daß Garcio den Bruder seiner Gemahlin Margarethe, Ulrico, erschlagen hat. Sobald diese Nachricht zu Margarethens Kenntniß gelangt, füllen Schmerz und Zweifel ihren Busen, und ihr verändertes, zerstreutes Wesen ist ihrem Gatten bei seiner Heimkehr ein Räthsel, um dessen Lösung er sich vergebens mühr. Unter dem Vorwande von Krankheit geht sie von ihm und verschließt sich in ihre Gemächer. Aber Garcio besitzt einen Nachschlüssel, belauscht die Einsame und bricht aus seinem Versteck in dem Augenblicke hervor, wo sie ein kleines Gemälde ihres Bruders in Händen hat, ihn mit süßen Namen nennt und das Bild mit Küssen und Thränen bedeckt. Fest überzeugt, daß sein schlimmster Verdacht, der Verdacht der Untreue, nur zu gegründet sey, reißt Garcio ihr das Bild aus der Hand, betrachtet es und steht regungslos, vor Schauder bebend und von Neue gefoltert. Seine Aufregung und die leidenschaftlichen Bitten seiner Gemahlin bringen ihm das Geständniß seiner Schuld ab. Ulrico hatte seiner Verbindung mit Margarethen sich widersetzt, hatte seine Bewerbung zurückgewiesen, hatte ihn persönlich verhöhnt. Gelegenheit, sich zu rächen, und das Hinderniß, das einzige seiner Liebe, aus dem Wege zu räumen, hatte sich Garcio geboten, und Garcio den Schlummernden erschlagen. Bis jezt war das Verbrechen Geheimniß geblieben. Des Gatten eigenes Geständniß nimmt Margarethen den lezten Zweifel, und ohne Verzug faßt und erklärt sie den Entschluß, von dem Urheber so schwarzer That sich zu trennen. Nach langem, schwerem Kampfe mit sich selbst erkennt Garcio die Nothwendigkeit und Gerechtigkeit des Entschlusses, und verläßt seine Burg, um den Rest seines Lebens den Uebungen der Frömmigkeit und Selbstentsagung zu widmen und so, wo möglich, sein ungeheures Verbrechen zu sühnen. Während seiner Entfernung wird Margarethe von den Liebesbewerbungen eines Marquis von Tortona geplagt. Sie weist ihn mit Verachtung zurück, und er beschließt, durch Gewalt zu erlangen, was der freie Wille der Dame ihm verweigert. Er umringt das Schloß, führt die Seinen zum Sturme, und ist im Begriff, den Sieg zu gewinnen, als ein Mann in bescheidener Einsiedlerkutte erscheint, die entmuthigten Vertheidiger des Schlosses um sich schaart, die Stürmenden zurücktreibt und den Marquis erschlägt, aber selbst zum Tode verwundet niedersinkt. Blutend und sterbend wird er auf einer Bahre vor die Gräfin gebracht. Sie kniet zu den Häupten ihres Retters, ihm zu danken, seine Kappe fällt, der sterbende Einsiedler ist Garcio, seine Augen schließen sich zum lezten Schlummer, die Gräfin stürzt leblos zu seinen Füßen und — aus ist das Stück, ein veritables Frauenzimmerstück. Damit soll Miß Joanna Baillie keineswegs getadelt seyn. In ihren Grundzügen ist die Fabel jedenfalls interessant, und die Poesie, wie Miß Baillie's sämmtliche tragische Dichtungen, beredt, rührend, bisweilen sogar kraftvoll. Wenn aber das Stück dessenungeachtet als Tragödie eine merkwürdig schwächliche Geburt ist, kann Miß Baillie dafür, daß sie ein Frauenzimmer geboren? Und Frauenzimmer können nun einmal nicht dichten ohne Entsagung aus Liebe, ohne gräßliche Verbrechen, ohne unbändige Thaten männlicher Kraft, ohne Unwahrscheinlichkeitssünden. Uebrigens enthält das Stück wenigstens Eine Scene, die mit Recht eine wahrhaft dramatische heißen darf, die Scene zwischen Garcio und Margarethe, wo Ersterer sein Verbrechen gesteht. Sie ist trefflich geschrieben und in der Darstellung von außerordentlicher Wirkung. Alles Uebrige, aufrichtig gestanden, hat mich kummervoll gelangweilt. Die eingeführten Persönlichkeiten sind zu unbedeutend, und die Charaktere zu flüchtige Skizzen, als daß sie der Aufmerksamkeit des Zuschauers sich bemeistern könnten. Charles Kemble machte aus Garcio, was sich nur immer daraus machen ließ, und wenn das Gemachte seinen Ruhm nicht erhöht, so trifft nicht ihn die Schuld. Bennett, in der Rolle des Rovani, eines Waffengefährten Garcio's, hatte offenbar keinen Begriff von dem, was die Dichterin unter ihm gemeint. Sie hat ihn zu einem schlichten Geradezu bestimmt, der allerdings bisweilen sich um ungelegte Eier bekümmert, im Ganzen aber so brav ist, wie sein Degen; und Bennett arbeitete sich ab, ihn in ein Compositum von Jago und Cautwell zu verwandeln. Dabei ist seine Sprache gerade das Gegentheil von der erwähnten des affektirten Barker. Wie dieser von den Solben zehren könnte, die er verschluckt, so betont jener jedes Wort und jede Solbe mit ganz unnöthigem Kraftaufwande, und jeder Consonant, der seinen Lippen in den Weg länft, muß doppelte Buße thun. Aber das Zuviel ist nur um ein Kleines besser, als das Zuwenig, und diese beiden, ungesucht sich darbietenden Beispiele mögen ein Fingerzeig seyn, welche Mühe die englischen Künstler auf das wenden, was in ihrer Kunst wohl das Wichtigste ist, die Kunst zu reden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 205.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 26. August 1836.

Es iſt das alte Lied von reuevollem Schmerz
Des leicht berörten Weibs und vom gebrochnen Herz.
Raynouard.

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Fortſetzung.)

Es bedurfte mehrere Tage, meine Lieben, und beſonders Margarethen mit den Vorfällen der jüngſten Zeit und den Ereigniſſen bekannt zu machen, die jene veranlaßt hatten. Daß Hildegard Mariens Mutter geweſen ſey, wurde nicht mehr bezweifelt, ſeit ihre Handſchrift, die beiden von den Fingern der Todten gezogenen Ringe und ſo manche Kleinigkeit unter ihrem Beſitzthum dafür ein untrügliches Zeugniß abgelegt hatten. Die Geſchichte der Irrthümer und der Verbindung der unglücklichen jungen Frau gehörte übrigens zu den gewöhnlichen dieſer Art, wie ſie ſchon ſo manch unerfahrenes Geſchöpf aus einer ſichern Lage weg an den Rand eines unüberſehbaren Elends geführt haben. Vom Spiel wahrſcheinlich eben begünſtigt, war Herr von Salm, ſo nannte Gontari ſich in St., mit dem größten Glanze aufgetreten, und hatte ſich durch Wohlgeſtalt, angenehmes Weſen und großen Aufwand bald zum Liebling aller Geſellſchaften, und beſonders der jungen Damenwelt gemacht. Unter dieſen zeichnete er Hildegard auffallend aus, machte ſie zur Königin aller Beluſtigungen, zur beneideten Schönheit des Tags, und verrückte dadurch, wie durch ſeine wahrhaft einſchmeichelnde Perſönlichkeit dem armen Mädchen dergeſtalt den Kopf, daß es weder auf Vorſtellung noch Bitte mehr hörte. Es hatte ſich früher ein ſehr annehmlicher, mit Glücksgütern begabter Freier für Hildegard gefunden, der alle Eigenſchaften eines guten Gatten und Hausvaters beſaß, aber freilich mit ſeiner Anſpruchloſigkeit, ſeinem ſtillen Weſen ſich in des lebhaften, lebensluſtigen Mädchens Sinn nicht mit jenem glänzenden Geſtirne meſſen durfte, das der eleganten Geſellſchaft von St. aufgegangen war, und wenn auch ein guter Genius eine Stunde ernſtern Nachdenkens an ihr vorüberführte, ſo ward ihr Herz bald auf's Neue von dem gefährlichen Rauſche der Eitelkeit und Leidenſchaft bethört. Die Leztere war es denn auch, die, als Hildegard ſich von ihren Angehörigen laut mißbilligt, von dem Vater ſtreng und finſter behandelt ſah und fürchten mußte, von dem Geliebten auf immer getrennt zu werden, ſie zur ſchlimmen Stunde in ihres Liebhabers Arme und mit dieſem fern von der Heimath trieb, in welche ſie ſpäter vergeblich ſich zurück wünſchte.

Von ganzem Herzen ward Hildegards Unglück und ihr trauriges Ende durch ihre Lieben beweint und beklagt; aber die Ueberzeugung, daß die Verſtorbene ſchwerlich in dieſem Leben mehr Frieden und Ruhe gefunden haben würde, nahm den Thränen der Hinterlaſſenen den herbſten Schmerz. Mehr noch milderte Mariens holdes Lachen und ihre ſtündlich ſich ſteigernde Anhänglichkeit an

die mütterliche Tante ihr bitteres Leid. Sobald der erste Eindruck des überraschenden Ereignisses sich in etwas verloren hatte, war unser nächstes Geschäft, Hildegards Grab, die Stelle, wo sie gefunden wurde, und die Hütte, in der sie ihre lezte Lebenszeit zugebracht hatte, als eben so viele heilige Orte zu besuchen und gerichtlich ihre und des Kindes Anerkennung niederzulegen. In dem innigen Gefühl, die Blüthe der Liebe, das höchste Vertrauen durch die jüngsten Vorfälle noch verschönert, und Marien zu dem heiligen Bande geworden zu sehen, das unsere Seelen mit unzerreißbaren Ketten umschlingen sollte, zogen wir sodann erst nach meiner Heimath, wo ich dem Andenken meines väterlichen Freundes Thränen des Dankes weinte und endlich nach St. Während unseres dortigen Aufenthalts war es, daß wir eine Nachricht von Mariens Vater erhielten, die uns zwar tief erschütterte, aber auch alle Beruhigung gab, welche wir über diese unglückliche Geschichte noch erhalten konnten.

Albert Rose, so hieß er eigentlich, war zwar von Leichtsinn und Arbeitsscheu zu völliger Verdorbenheit übergegangen, aber so schlecht er immer seyn mochte, ein freiwilliger Mörder war er nicht. Da er seine glänzende Außenseite nur dem unerlaubten Gewinne zu danken hatte, so benuzte er jede Gelegenheit zu Ausübung seiner Kunst, und zwar manchmal so unvorsichtig, daß er nothgedrungen von einem Ort zum andern unter immerwährender Namensveränderung flüchten mußte. So ging damals die schnelle Reise in die Schweiz vor sich, und er war froh, als seine Frau in der verborgenen Hütte des Brünig ihr Wochenbett aufzuschlagen genöthigt war, weil er auf diese Art jeder Nachforschung zu entgehen hoffen konnte. Der stillen Einsamkeit jedoch nur zu bald müde, schweifte er erst in den nahen Städten umher, und als seine Frau ihm so entschieden abschlug, ihn zu begleiten, beschloß er, in der Ferne sein Glück auf's Neue zu versuchen. Sey es nun eine Wirkung des gewöhnlichen Unsterns, der allen Menschen zuweilen fühlbar wird, oder in der That das Heranrücken seines bösen Verhängnisses und einer rächenden Vergeltung, er fand da, wo er sich hinwandte, wenig Beschäftigung, kein Vertrauen und nur eine geringe Ausbeute. Da gedachte er zum ersten Mal in dieser Hinsicht seiner schönen, liebenswerthen Frau, die er, vielleicht ohne daß sie es ahnete, zum Lockvogel gebrauchen konnte. Er kam zu ihr zurück, und als er sie entschlossen fand, das Kind, mit dem er sich nicht beladen wollte, nicht zu verlassen, beredete er sich selbst, es sey kein Vergehen, sie zu einem angenehmen und reichen Leben zu zwingen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Pariser Barrièren.

(Fortsezung.)

Fast alle Arbeiter, welche ihre Mahlzeiten vor der Barrière halten, kommen mit ihrem Brod unterm Arm zum Essen; sie lassen sich am ersten besten Tische nieder, brechen ein gutes Stück von ihrem Laib Brod herunter, brocken es in die Suppe, und ohne daß sie ein Wort zu sagen brauchen, kommt der Garçon oder die Kellnerin, nimmt die leeren Schüsseln weg und bringt sie nach Verlauf von einigen Augenblicken, mit einer frischen Portion Suppe gefüllt, zurück. Dieser Bouillon kostet den Consumenten drei Sous. Die meisten lassen sich ein Stück Rindfleisch dazu geben, wofür vier Sous gerechnet werden. Suppe und Rindfleisch kommen demnach auf sieben Sous und machen das aus, was der Arbeiter sein Ordinaire nennt. Die Reichsten unter den Ouvriers fügen zu ihrem Ordinaire wohl noch einen halben Schoppen rothen Wein hinzu, und wenn sie sich vergessen, auch einen ganzen. Zwischen zwei und drei Uhr kommen dieselben Arbeiter zum Mittagessen zurück; aber alsdann essen sie weder Suppe noch Rindfleisch, denn wenn zehn Uhr Vormittags vorbei ist, findet man vor allen Barrièren keine Suppe mehr: ein Kalbs- oder Hammelsragout macht gewöhnlich diese zweite Mahlzeit aus, welche, ein Canon rothen Wein mit inbegriffen, auf sechs oder acht Sous zu stehen kommt und womit der Arbeiter sich bis auf den Abend begnügt, wo er nach Hause geht und, wenn er Familie hat, noch ein frugales Abendbrod einnimmt, oder je nach Umständen auch fastet und sich mit hungrigem Magen zu Bette begibt. Auch sieht man des Morgens eine große Anzahl von Frauen, welche nicht weit von der Barrière in den Faubourgs wohnen und alle den arbeitenden Volksclassen anzugehören scheinen, sich außerhalb der Stadtmauern die Quantität Wein holen, welche zollfrei hereingelassen wird. Dies ist gewöhnlich die Hälfte von einem Schoppen, une choppine; denn mehr könnte man unmöglich passiren lassen. Sie erneuern diesen Vorrath um die Essenszeit, und ersparen dadurch täglich vier bis fünf Sous, was in einer armen, unglücklichen Wirthschaft schon ein Bedeutendes jährlich ausmacht. Viele Leute aus den niedern Ständen kaufen auch ihr Fleisch vor den Barrièren, und schmuggeln es in die Stadt, wenn sie Abends nach Hause gehen, sey es nun, daß sie es ganz in ihren Hüten verbergen oder es in einzelne kleine Stücke zerschneiden und diese in ihre Taschen und andere Schlupfwinkel an ihrem Körper vertheilen. Da der Eingangszoll für ein Pfund rohes Fleisch zwei Sous beträgt, so ersparen die armen Leute ein Bedeutendes, indem sie so die Mauth um die Abgabe für eines der nothwendigsten Lebensbedürfnisse prellen.

So geräuſchvoll und lebendig die Barrièren am Morgen ſind, ſo ſtill und ruhig ſind ſie am Abend nach eingetretener Feierſtunde; die Weinſchenken und Garküchen ſtehen leer und verlaſſen da; nur hie und da ſieht man einzelne Gruppen von Nachbarsleuten, welche weniger an dieſe Orte gehen, um zu trinken, als um dort zu plaudern, die Zeit hinzubringen und den Herrn des Hauſes nach allerlei Neuigkeiten zu fragen, welche er im Verlauf des Tages erſchnappt haben mag. Der Sonntag und Montag machen jedoch davon eine Ausnahme. Wer an einem dieſer Tage nicht ſelbſt vor einer der 55 Pariſer Barrièren geweſen iſt und das Schauſpiel mit eigenen Augen geſehen hat, kann ſich nicht leicht eine Vorſtellung machen von all dem Lärm und Tumult, der zwölf ganze Stunden lang, von Mittag bis nach Mitternacht, vor der Barrière herrſcht. Hier findet das Pariſer Volk Alles, was es wünſcht: Freude, Zerſtreuung, Erholung, luſtige Geſellſchaft und Wohlleben. Viele legen ſich die ganze Woche harte Entbehrungen auf, um Sonntags vor die Barrière hinausgehen zu können. Dort wandern ſofort alle Erſparniſſe des Wochenlohns in die Taſche des Schenkwirths; alles baare Geld, welches, ſorgſam bei Seite gelegt oder in die Sparkaſſe gegeben, dem armen Handwerker für ſeine alten Tage ein kleines Kapital zuſammenbringen könnte, wird unter jubelnder, taumelnder Freude durch die Gurgel gejagt. Was kümmert ſich der Arme um die Zukunft! die Gegenwart würde ihm unerquicklich, unerträglich ſeyn, wenn er ſich nicht jede Woche wenigſtens einmal in ſeiner Kneipe vor der Barrière der ausgelaſſenſten, muthwilligſten Luſt hingeben dürfte. Man findet hier ſogar faule Arbeiter genug, welche vier Tage in der Woche wenig oder gar nichts thun, und bloß die zwei lezten Tage fleißig ſind, um mit dem Gewinnſte dieſes 48ſtündigen Schweißes ihr Sonntagsvergnügen zu beſtreiten. Eine Guingette und Gargotte vor der Barrière ſind für den franzöſiſchen Arbeiter das, was eine Loge in der Oper und das Café de Paris für den franzöſiſchen Stutzer ſind.

Vor die Barrièren hinaus ſollte man die ewigen politiſchen Lärmſchlager führen, welche, um ihre Behauptungen zu rechtfertigen, immer von Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit des Volks ſprechen. Welches politiſche Syſtem auch die Regierung befolgen, wie demüthig oder drohend die Stellung des franzöſiſchen Kabinets dem Ausland gegenüber ſeyn mag, die Barrièren erhalten nichtsdeſtoweniger jeden Sonntag und Montag ihren gewöhnlichen Zulauf, eine ſchwirrende, tobende Volksmaſſe, welche ſtets dieſelbe Eile, dieſelbe Haſtigkeit, denſelben leichtfertigen, vergeßlichen Charakter und denſelben unauslöſchlichen Durſt nach Wein und Tanzvergnügen offenbart. Man begebe ſich einmal an dieſe Orte und knüpfe mit dieſer rein um der Freude und Sorgloſigkeit willen verſammelten Menge ein Geſpräch an über Politik, über die Doctrinärs, über den Tiersparti, über die Linke u. ſ. w.; ſie werden Einen ſogleich ernſtlich bitten, ſie in Ruhe zu laſſen, und dann einen neuen Litre Wein beſtellen, wovon ſie Einem ein Glas anbieten, um den politiſch-redſeligen Lippen eine andere Beſchäftigung zu geben. Eine vom Volke ausgehende Revolution, ohne verborgene Triebfedern und im Geheimen wirkende Rädelsführer, iſt für Paris nie zu fürchten, ſo lange die Barrièren noch offen ſtehen.

Es iſt ſchwer, nach einem im Kopfe gemachten Ueberſchlage die Summe zu beſtimmen, welche der vor den Pariſer Barrièren getrunkene Wein dem ſtädtiſchen Oktroi entzieht; um in dieſem Punkte einigermaßen ſicher zu ſeyn, müßte man die Regiſter der indirekten Auflagen nachſchlagen dürfen. Wenn aber in Paris täglich 1200 Stückfaß Wein getrunken werden, und, wie bewieſen iſt, der größte Theil dieſes unermeßlichen Abſatzes auf die Marchands de vins fällt, bei welchen man den Wein Schoppenweiſe ausſchenkt, ſo darf man ohne Furcht, einen großen Rechnungsfehler zu begehen, dreiſt annehmen, daß der Weinverkauf im Detail vor den Barrièren zehnmal ſtärker iſt, als in der Stadt. Will man einen vergleichenden Anhaltspunkt haben, ſo findet man denſelben in dem ungeheuren Abſatze, welchen einige Schenk- und Speiſewirthe der Banlieue haben: es gibt Schenken, wo Sonntags in der ſchönen Jahreszeit gegen 12 Stückfaß Wein, d. h. 3600 Litres oder 4800 Flaſchen verkauft werden. Der feſte Theil ſteht ganz im Verhältniß mit dem flüſſigen Theil; man verzehrt daſelbſt im Sommer an einem einzigen Tage zehn bis zwölf Kälber, eben ſo viele Hämmel und Gott weiß wie viel Geflügel, Fiſche, Salat und Gemüſe.

Dieſe Weinkneipen bieten an ſtark beſuchten Tagen einen wunderlichen Anblick dar. In dem ſogenannten Garten, welches gewöhnlich nichts anderes als ein weiter, freier, mit einigen verdorrten Bäumen bepflanzter Hofraum iſt, ſtehen eingerammte Tiſche mit gleichfalls feſten Bänken, und um dieſe Tiſche ſitzen dicht gedrängt Männer, Weiber und Kinder, ſchwatzend, ſchreiend, ſich mit dem Ellenbogen ſtoßend; nicht ſelten brechen Tiſche und Bänke zuſammen, daß die Bratenſauce und der Wein ſich in Strömen über ihre Kleider ergießen. Unaufhörlich rufen ſie nach den Garçons, welche nicht mehr wiſſen, wo ihnen der Kopf ſteht, auf wen ſie hören und wen ſie zuerſt bedienen ſollen, und die in irdenen Töpfen Litres Wein herbeiſchleppen, woran gewöhnlich ein Achtel fehlt, welches, wie man allgemein annimmt, unterwegs verſchüttet worden iſt, von dem Kellermeiſter aber höchſt geſchickt in einen Behälter geleitet wird, der zu dem Ende unterhalb des Schenktiſches angebracht iſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Belauschten.

Den stillen Garten rührt des Morgens Hauch,
Erröthend trinkt der Teich Aurorens Küsse.
Zwei Liebesleute, hinter'm duft'gen Strauch
Geborgen, flüstern sich vielholde Grüße.

Den Finger hebt in goldner Fischlein Sprung
Der See, stößt leis den Morgenschimmer an:
Der kriecht durch grüne Blumendämmerung
Und Birkenhaar, zu lauschen, sacht heran.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Theaterschau. Talfourds Ion. Macready.

Viele hiesige Freunde der dramatischen Literatur haben einer neuen Erscheinung auf den Brettern selten mit so viel Neugier und Spannung, die Einen einen glänzenden Triumph, Andere eine verhältnißmäßig glänzende Niederlage erwartend, entgegengesehen, als der Tragödie Ion, von einem der geachtetsten Sachwalter Englands, dem Serjeant Talfourd. Der Grund lag theils darin, daß, obgleich das Stück seit ungefähr Jahresfrist, als Manuscript für Freunde gedruckt, nur in wenigen Exemplaren cirkulirt hatte, die öffentliche Presse sich dennoch außerordentlich dafür interessirt, und jedes literarische Journal es sich hatte angelegen seyn lassen, den zum glühenden Dichter metamorphosirten kalten Rechtsmann entweder auf den Gipfel des Parnaß zu stellen, oder am Fuße des Bergs zu begraben. Dazu kam, daß der Verfasser wiederholt erklärte, seine Dichtung sey bloß für Leser, nicht für Zuschauer geschrieben, und nun auf einmal durch die angekündigte Vorstellung das Bedenken als gelöst erschien. Ferner hieß es, der Dichter habe durch die Bitten des Schauspielers Macready sich vermögen lassen, ihm zu seinem Benefiz die Darstellung des Trauerspiels Ion zu erlauben, jedoch nur für eine einzige Vorstellung. Alle diese Umstände mußten ein volles Haus machen. Die geschichtliche Intrigue des Stückes ist dem Deutschen von der Schule her bekannt, und wer später einen Blick in die dramatische Literatur seines Vaterlandes geworfen hat, weiß, daß die Geschichte des Ion von Schlegel in einem meisterhaften Drama auf die Bühne gebracht worden ist; also keine Sylbe von der Intrigue. Ob Talfourd von Schlegels Arbeit Kenntniß gehabt und sie benützt hat, kann ich nicht sagen, denn Schlegels Drama ist mir nicht zur Hand. Dürfte ich einigen Erinnerungen trauen, so möchte ich Beides glauben; die deutschen Kritiker werden dies schnell ausfindig machen. Die Talfourdsche Tragödie selbst anlangend, scheinen die gewichtigsten Stimmen sich dahin zu vereinigen, daß sie mit höchster Eleganz geschrieben sey, daß sie eine Masse, eine vielleicht übergroße Masse herrlicher Bilder enthalte, daß die den Handlungen der Hauptcharaktere und namentlich dem Helden Ion untergelegten Motive erhaben, edel und patriotisch, und die wenigen eingeflochtenen Incidenzpunkte und Situationen von schlagender dramatischer Wirkung seyen. Wie aber nimmt das schöne Gedicht sich auf den Brettern aus? Da erklären die Kritiker schon den Mangel an aufregenden Scenen für ein wesentliches Defizit, und dürften auch darin nicht unrecht haben, daß von den Scenen, welchen die Phantasie des Lesers Kraft und Wirklichkeit verleiht, mehrere dem Zuschauer kalt und langweilig erscheinen. Den Darstellenden konnte in diesem Bezuge keine Schuld beigemessen werden. Das ganze Coventgardenpersonal strengte sich nach Möglichkeit an, und Macready in der Rolle des jungen, sich patriotisch aufopfernden Ion rief einen eben so vollständig abgerundeten, als natürlichen und kraftvollen Charakter in's Daseyn. Er wurde gerufen. Ich erwähne dies nicht als eine Auszeichnung, denn jeden Abend wird in den hiesigen Theatern weniger oft der Beste unter den Guten, als der am mindesten Schlechte unter den Schlechten von einem halben oder ganzen Dutzend Stimmen citirt. Ich erwähne es als Einleitung zu einer Scandalgeschichte, die besonders in der theatralischen Welt Londons zu viel Aufsehen erregt hat, um von mir unberührt bleiben zu dürfen. Macready also wurde gerufen, er verbeugte sich, und nachdem die Damen mit ihren Taschentüchern von glänzend weißem Batist und die Männer mit ihren donnernden Stimmen ihn sattsam begrüßt, trat er an die Lampen vor und sprach: „Meine Damen und Herren! es würde die größte Ziererei seyn, wollte ich Ihnen die innige Freude zu verbergen suchen, welche Ihr beutiger Beifall mir gewährt. Wenn aber irgend etwas diese Freude zu mindern vermag, so ist es der Gedanke, daß es mir wahrscheinlich zum letzten Male beschieden war, in einem neuen Stücke vor Ihnen aufzutreten ꝛc.“ Diese Worte mußten um so mehr überraschen, da Macready erst seit ungefähr vierzehn Tagen bei Coventgarden engagirt war, und die Ursache seines Abgangs von Drurylane, wo er bis dahin gespielt, ihm die Rückkehr verschloß und ihn daher, wenn er überhaupt bei einem der zwei Haupttheater Englands zu bleiben wünschte, fest an Coventgarden band. Von Drurylane aber war er unter scandalösen Umständen weggekommen, welche noch immer einen bedeutenden Gegenstand des Gesprächs bilden, weil selbst die gerichtliche Verhandlung, durch welche die Sache inzwischen gegangen ist, das dabei waltende Mysterium nicht aufgehellt hat. Es steht nämlich nur so viel fest, daß, nachdem Macready eines Abends Richard III. gespielt, er in das Zimmer des Directors Bunn gegangen ist, und diesem daselbst ohne vorherigen Streit, ja ohne ein weiteres vorhergegangenes Wort, als: nehmen Sie das dafür! eine bedeutende Ohrfeige gegeben hat; denn bedeutend muß die Ohrfeige gewesen seyn, die den Director vom Stuhle warf, ihn beinahe das linke Auge kostete und längere Zeit für jede Arbeit untüchtig machte. Wodurch Macready zu solch derber Handbewegung veranlaßt worden, ist ein Geheimniß. Bei Gelegenheit der von Bunn erhobenen Schadenklage erklärte Macready's Sachwalter, es thue ihm leid, nicht namhaft machen zu dürfen, wodurch sein Client provocirt worden, und dasselbe erkläre ich. In der Voraussetzung jedoch, daß es den Einen oder den Andern interessirt, zu erfahren, was eine solche, juristisch nunmehr virte Ohrfeige in England kostet, bemerke ich, daß die Jury den Thäter zu einer Buße von 150 Pfund Sterling verurtheilte. Bunn hatte die runde Summe von 2000 Pfund gefordert. Zu seinem Weggange von Coventgarden aber hat Macready keinen andern Grund, als den Wunsch, sich in Amerika anzusiedeln, und ob jene rasche That, oder was sonst diesen Wunsch in ihm geweckt habe, kann der englischen Bühne gleich gelten. Sie verliert jedenfalls an ihm einen ihrer besten Künstler, und je weniger sie in dieser Art zu verlieren hat, desto fühlbarer der Verlust.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 206.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 27. August 1836.

Ich höre schon des Dorfs Getümmel,
Hier ist des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein.

Goethe.

Die Pariser Barrièren.

(Fortsetzung.)

Dieselben Auftritte wiederholen sich im Saale des ersten Stockwerks, welcher sich von dem eben beschriebenen Garten nur dadurch unterscheidet, als hier grobleinene Tischtücher über die Tische gedeckt sind, was aber im Grunde wegen der blauen Farbe, die der darauf verschüttete Wein zurückläßt, noch unappetitlicher aussieht. Die Zahl der im Garten und den Gemächern eines solchen Hauses versammelten Gäste beläuft sich manchmal auf mehrere Tausende. Wenn man Wein bestellt, wendet man sich nur an die Garçons und Kellnermädchen; derselbe hat ein für alle Mal seinen bestimmten Preis, und man kann davon nichts herunterhandeln. Was aber das Essen anlangt, so begibt sich jeder Gast selbst in die Küche und an's Comptoir, um sich seine Gerichte auszuwählen. Da beginnen denn zwischen dem Käufer und dem Speisewirth oft sehr drollige Verhandlungen über den Preis dieses oder jenes Stücks. An den Tagen, wo die Zahl der Gäste nicht allzu bedeutend ist, würdigt der Küchenmeister den Unterhändler einer Antwort und hört ihn oft fünf Minuten geduldig an, um einen Sou von dem Anfangs geforderten Preise abzulassen; an den Tagen aber, wo man sich um ein Stück Braten und ein halbes Huhn schlägt, nimmt der Speisewirth seine Revanche. Da er sicher ist, daß er alle seine Vorräthe an den Mann bringt, geht er auf keinen Vorschlag zur Güte ein und läßt sich auch nicht einen einzigen Sou abdingen; entweder oder, man zahlt den geforderten Preis oder läßt es bleiben, ein Anderer gibt ihn mit Freuden. An solchen Tagen gleicht eine Restauration vor der Barrière einem Lande, welches den Soldaten zur Plünderung preisgegeben ist. Die Garçons, welche den Dienst bei jenen Marchands de vins vor der Barrière versehen, können mit Fug und Recht den Galeerensklaven gleichgestellt werden. Um sechs Uhr Morgens stehen sie auf, um sich erst nach Mitternacht schlafen zu legen, haben aber während des Tags keinen Augenblick Ruhe, und erhalten für diese mühselige, drückende Arbeit, je nach der Generosität ihrer Herrn, einen monatlichen Lohn von fünfzehn bis zwanzig Franken. Und dort haben sie nicht, wie bei den Restaurans und in den Kaffeehäusern von Paris, eine Büchse, welche, auf dem Zahltische stehend, beinahe ihren Lohn verdoppelt; niemals gibt man ihnen auch nur das kleinste Geldstück, und ihr ganzer Vortheil besteht in der Kupfermünze, welche sie beim Auskehren der Zimmer finden, und in den Knochen, welche sie den Hebräern verkaufen, die damit Handel treiben. Die gefundenen Sous können wegen ihres problematischen Charakters nicht füglich in Anschlag gebracht werden,

und die Knochen, der einzige poſitive Vortheil, mögen jedem Garçon eines beträchtlichen Hauſes etwa fünfzehn bis zwanzig Sous monatlich eintragen.

Die Weinwirthe der Banlieue machen im Allgemeinen ſehr gute Geſchäfte; ein Bankerot kömmt ſelten bei ihnen vor. Es gibt ſogar Viele, die ſich am Ende mit zehn, zwanzigtauſend Franken jährlicher Renten von der Wirthſchaft zurückziehen. Der erſte Adjunkt vom Maire des Dorfes Montmartre, welcher jährlich wenigſtens ſeine 30,000 Franken zu verzehren hat und in einem prächtigen Landhauſe an der Chauſſée von Clignancourt wohnt, iſt ein ehemaliger Marchand de vins, deſſen beſcheidene Boutike der Barrière von Rochechouart gegenüber an einer Ecke des äußern Boulevard lag. Und man hat mir noch mehrere Andere genannt, welche damit, daß ſie ſchlechten Wein dem Publikum verkauften, ſo viel zuſammengerafft haben, daß ſie ſich ſelbſt vortreffliche Weine im Keller halten können. Auch gibt es viele Marchands de vins, welche, nicht zufrieden mit der Wirthſchaft, die ſie in ihrem Hauſe treiben, auch noch hier und da kleine Pintenſchenken einrichten. Sie miethen nämlich die erſte beſte Boutike, welche leer ſteht, verſehen dieſelbe mit den nothwendigen Geräthſchaften und Möbeln, mit Tiſchen, Tabourets, Meſſern, Gabeln, Gläſern und Tellern, und überlaſſen ſie einem zuverläſſigen Manne, welchem ſie den Wein etwas unter dem Preiſe, den er im Detail koſtet, liefern. Dieſem Rechnungsführer, welcher einen mit der Maſſe des abgeſezten Weins im Verhältniß ſtehenden Vortheil hat, liegt nun vor allen Dingen daran, die kleine Wirthſchaft ſo blühend als möglich zu machen. Und außerdem kann er, wenn er will und Beruf dazu fühlt, auch zu eſſen geben, und der Profit, den er aus der Küche zieht, gehört ihm ganz und ungetheilt. Da man nun vor den Barrièren niemals ißt, ohne zu trinken, obſchon man daſelbſt, gleich wie bei uns überm Rhein, oft trinkt, ohne gerade zu eſſen, ſo findet der Commiſſionär bei dieſer Vergrößerung ſeines Kleinhandels ſtets ſeine Rechnung. Der Marchand de vins, welcher in der Pariſer Banlieue die meiſten ſolcher Filialkeller beſizt, iſt ein Deutſcher, Namens Küſtner, der eine der beſuchteſten Weinſchenken vor der Courtille hält und eine beträchtliche Anzahl ſolcher kleiner Wirthſchaften, die von Andern für ſeine Rechnung beſorgt werden, in der Villette, vor den Barrièren Poiſſonnière, Rochechouart und noch an einigen andern Orten eingerichtet hat. Dieſer Mann, obſchon ſo außerordentlich reich, daß man ihn den Marquis de Carabas der Banlieue nennt, iſt von dem Augenblick an, wo er aufſteht, bis zu dem Augenblick, wo er ſich ſchlafen legt, in ſeiner Wirthſchaft thätig, und ich habe ihn oft ſelbſt den Schoppen weißen Wein ſerviren ſehen, welchen die Arbeiter des Morgens früh zu trinken pflegen.

Aber man geht nicht bloß vor die Barrière, um zu eſſen und zu trinken; was beſonders die Menge hinauslockt, ſind die öffentlichen Bälle. Es gibt keine Barrière, wo nicht wenigſtens fünf oder ſechs Tanzplätze eingerichtet ſind; man hält Bälle unter freiem Himmel, im Garten und im Hofe, oder bei offenen Thüren in den Sälen und ſelbſt in den Boutiken. Jeder von dieſen Bällen hat eine beſondere Phyſiognomie, je nach der Art und Weiſe ſeiner habituellen Beſucher. Die einen gehören ausſchließlich den Soldaten, die andern den Arbeitern aus allen Ständen an, dieſe den Kleinbürgern, Boutikiers und Gerichtsſchreibern, jene den Kohlen- und Waſſerträgern, wie überhaupt allen jenen Kindern der Auvergne, welche in Paris leben und die Tänze ihrer Heimath vor die Barrière verpflanzen. Alle dieſe Beluſtigungsorte ſtehen unter der unmittelbaren Aufſicht von Gensdarmen, jenen patentirten Wächtern und Beſchützern des öffentlichen Anſtands und der guten Sitten; die Beſuchenden, welche ſich nicht an's Reglement kehren wollen, werden aufgegriffen, hinausgeworfen, und wenn ſie Widerſtand leiſten, in's Loch geſteckt. Das amtliche Reglement iſt gewöhnlich ſchwach ſtyliſtiſch abgefaßt, und an mehrere von allen Seiten ſichtbare Balken jedes Tanzſaals angeſchlagen; in den meiſten Fällen habe ich darauf folgende Inſchrift geleſen: „Il est expressement défendu de danser des danses indécentes, telles que le chahut, le cancan, le Robert Macaire et autres de même nature, sous peine d'être expulsés de la société.“ Es vergeht aber ſo leicht kein Sonntag und Montag, wo die ſtrenge Handhabung dieſes Geſetzes nicht Veranlaſſung zu Streitigkeiten gibt, welche ſich zwiſchen den Beſtris der Faubourgs und den Wächtern der moraliſchen Ordnung entſpinnen. Dieſe Händel und Zänkereien, welche in der Regel mit groben Flüchen und Schimpfreden ihren Anfang nehmen, endigen ſich meiſtens mit derben Fauſtſchlägen und Fußtritten. Aber die Gensdarmen ſind gute Leute und friedfertig, wie die päbſtlichen Dragoner, denen die Gewohnheit eine über jede Probe erhabene Geduld und Langmuth eingepflanzt hat.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Rückkehr in's Vaterland.

(Beſchluß.)

Die Maßregeln Albert Roſe's waren bald getroffen, er hatte ſich ſeit Kurzem einen Menſchen zu eigen gemacht, dem er die untergeordneten Rollen bei ſeinem Geſchäft übertragen konnte. Dieſen beorderte er mit zwei Pferden auf den nächſten Morgen an jene einſame

Stelle, wo wir über den ſchroffen Abhang hatten hinunter klimmen müſſen, brachte dann die arme Hildegard unter dem Vorwande der Begleitung auf einem Umweg dorthin, ſagte ihr, als ſie angelangt waren, es ſey Alles zu ihrer Abreiſe bereit, er könne unmöglich von ihr laſſen, und als ſie ſich mit Thränen weigerte, ihm zu folgen, hob er ſie mit dem Beiſtand ſeines Gefährten auf das für ſie beſtimmte Pferd. Der heftige Widerſtand, den ſie dabei leiſtete, ihr Rufen und Schreien machte Menſchen und Thiere beſtürzt und ſcheu; Roſe hielt ihr den Mund zu, ſein Gehülfe ſuchte ſie, trotz ihres Sträubens, auf dem Sattel feſt zu binden; während dieſer verſchiedenen Anſtrengungen ging das Pferd nach hinten, und eine raſche Bewegung deſſelben ſchleuderte die Unglückliche unaufhaltſam in den Abgrund. Vor Entſetzen halb erſtarrt, ſtiegen die beiden Männer ihr nach und fanden ſie auf dem ſchon beſchriebenen Vorſprung, die Stirne von einem ſpitzen Steine hart verletzt, blutend und ohne Bewußtſeyn. Jammernd warf Roſe ſich über die Verblichene, rief ihren Namen, holte mit Lebensgefahr von dem Waſſer, das weiter unten aus einer Felſenritze quoll, um ſie damit zu waſchen und ihre Lippen zu benetzen; aber jede Bemühung blieb umſonſt, und nach einer halben Stunde athmete Hildegard zum lezten Mal, ohne auch nur eine Minute ihre Beſinnung wieder erhalten zu haben.

Die Verlegenheit der beiden unfreiwilligen Mörder war groß. Der gewaltſame Tod des unglücklichen Opfers, die abgelegene Stelle, wo er ſtatt hatte, das Zeugniß, welches Frau Eliſabeth nicht ermangeln würde gegen ihn abzulegen, und vor Allem das Bewußtſeyn deſſen, was er zu thun Willens geweſen war, wie ſeiner eigenen gefahrvollen Lage, die ihn jedes Zuſammentreffen mit Gerichtsperſonen fürchten ließ — Alles mußte ihn hindern, eine Hülfe zu ſuchen, die ohnehin zu ſpät gekommen wäre, oder das traurige Ende ſeiner Frau anzuzeigen. Aus Mangel an einem beſſern Auskunftsmittel ward endlich an dem nämlichen Orte, wo Hildegard ihren Tod gefunden hatte, ihr Leichnam nothdürftig beſtattet, und nach der Vollendung dieſer traurigen Arbeit trennten ſich die beiden Gefährten, damit ihr Beiſammenbleiben zu keiner Entdeckung führe, und Roſe durcheilte, von den Rachegöttinnen getrieben, die Schweiz, um durch das Tyrol nach Trieſt und von dort nach Griechenland zu gelangen, wo ſo eben der mörderiſche Befreiungskrieg geführt wurde. In einem einſamen Thale zwiſchen den Tyroler Alpen erkrankte er ſchwer, und blieb in einem kleinen, verſteckt liegenden Wirthshauſe mehrere Wochen liegen. Was Schreck, Angſt und auch Schmerz über ſeine Theilnahme an Hildegards Tod begonnen hatten, vollendete hier ſeine eigene Hülfloſigkeit und die ihn umgebende Stille, die dem trüben Nachdenken ſo günſtig war. Sein Gewiſſen erwachte, er täuſchte ſich nicht länger mit Sophismen über ſein vergangenes Leben, das er in dem wahren Geſichtspunkte zu ſehen begann, und obſchon allerdings ſeine Reue weniger zart und vielforderend ſeyn mochte, als dies bei einem anders organiſirten Gemüthe der Fall geweſen wäre, ſo reichte ſie doch hin, ſein Gefühl für das verlaſſene Kind der Frau zu wecken, die durch ſeine Schuld Alles, ſelbſt das Leben verloren hatte. Um etwas von Mariens Schickſal zu vernehmen, entſchloß er ſich, jeder Gefahr zum Trotz, ſich verkleidet in die Nähe jener Gegend zu wagen und dort nachzuforſchen, was aus ihr geworden ſey. Sein Vorhaben gelang ihm, und er erfuhr, freilich mit mancherlei wunderbaren Zuſätzen, ziemlich richtig das Vorgegangene und den jetzigen Aufenthalt ſeines Kindes. Jeder Sorge dieſer Art enthoben, eilte er wieder den Weg zurück, den er gekommen war, reiste dann nach Trieſt, und im Begriffe, ſich nach dem Peloponnes einzuſchiffen, ſchrieb er an Margarethen, erzählte das Vorhergehende, und nachdem er reuig ſeine Schuld gegen Frau und Kind anerkannt hatte, empfahl er das Leztere ihrer Güte, da er entſchloſſen ſey, nie mehr heimzukehren, ſondern fern von dem Vaterlande ſein Vergehen zu büßen.

Dieſe Nachricht, in die wir kein Mißtrauen zu ſetzen Urſache fanden, erleichterte uns mehr, als es zu ſagen möglich wäre. Mariens Vater als den Mörder ihrer Mutter anzuſehen, das liebe Mädchen nie erblicken zu können, ohne an ſeine nahe Verwandtſchaft mit einem Nichtswürdigen erinnert zu werden, war für uns eine Pein, die ſich nicht beſchreiben läßt. Kummerlos und freudig durften wir nun das Glück empfinden, dem theuren Geſchöpfe ganz an der Eltern Statt zu dienen, und als wir nach zwei Jahren von einem Kampfgenoſſen Roſe's die Nachricht erhielten, daß dieſer auf dem Platz der Ehre geblieben ſey, da erneuerten wir froh unſer Gelübde, das verwaiſte Kind als das unſere anzuſehen.

Ermunterung.

Schon zucken die rothen Höhen,
Goldgrün liebäugelt das Land,
Die Vögel übergoldet
Schwimmen in Schmelz und Brand.

Sie flattern um einer düſtern,
Schlafenden Wolke Saum:
„Schlag auf in den blitzenden Morgen
Die Augen aus dämmerndem Traum!“

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Theaterschau. Etiquette, or a wife for a blunder.

Die Vorliebe der Engländer für das Lustspiel ist bekannt. Gleichwohl sind sie an guten Lustspielen in neuerer Zeit um nichts reicher, als unter andern die Deutschen, und man wird von der Güte der neuesten Comödien sich ungefähr einen Begriff machen können, wenn man hört, wie die beste beschaffen war, die während der lezten Season des Coventgardentheaters über die dortigen Bretter ging. Sie führt den Titel: Etiquette, or a wife for a blunder, (eine Frau für einen Pudel) hat drei Acte und einen Komiker, Namens Power, zum Verfasser, der sie zu seinem Benefiz geschrieben hat und selbst in der Hauptrolle aufgetreten ist. Einer ihrer Vorzüge ist ein negativer: sie hat durchaus nichts Weinerliches, weder ein thränenreiches Fräulein, noch einen Liebe girrenden Baron, der die Menschen mit seinen kränklichen Alltagssentiments foltert. Dann hat sie auch einen positiven Vorzug: die Hauptfrage, ob der Held zum Lohn für alle seine Anstrengungen eine Pistolenkugel oder eine Frau erhalten soll, bleibt bis zur lezten Scene ungelöst. Uebrigens ist in Folge der unter den englischen Bühnendichtern herrschenden Gewohnheit, einen Irländer das seyn zu lassen, was ein Engländer nicht seyn mag, ein Irländer, der Hauptmann Dennis O'More, die Seele des Ganzen. Ein wackerer, aber unbesonnener Soldat, ist er stets bereit und geschäftig, seinen Freunden zu dienen. Unglücklicherweise werden jedoch die wohlgemeinten Absichten seines Herzens immerwährend von den pudelnden Verstöben seines Kopfes vereitelt. In dem Glauben, daß er Talent zum Intriguiren besize, bietet er seinem Waffengefährten, dem Hauptmann Langley, seine Dienste an. Langley acceptirt sie, und O'More läßt es sich ernstlich angelegen seyn, das Liebesverhältniß seines Freundes zu Louise Forrester, der Tochter eines Stabsoffiziers in Indien, und von diesem unter den Schuz von Sir Peregrine Langley gestellt, bei Lezterem zu unterstüzen. Aber Sir Peregrine ist ein strenger Anhänger der Lord Chesterfieldschen Etikettenschule, und anstatt daher seinem Freunde zu Erreichung seiner Wünsche behülflich zu seyn, tragen O'More's unglückliche Pudel immer nur dazu bei, die Plane der Liebenden zu hintertreiben. Sein lezter Pudel bringt ihn indessen zum General Forrester, der so eben mit seiner jüngern Tochter Emma aus Indien angekommen ist. Der General erkennt in ihm den tapfern Offizier, der einst in blutiger Feldschlacht ihm das Leben gerettet, und ist natürlich über das Begegnen entzückt. Sie begeben sich insgesammt zu Sir Peregrine; hier werden die Pudel des irländischen Dragonerhauptmanns, die ihn sowohl dem Militär Langley, als dem Etikettenmanne Langley feindlich gegenüber gestellt, sattsam verständigt; eine allgemeine Aussöhnung findet statt; der junge Langley erhält Louisens Hand, und Emma's Hand legt der dankbare General in die seines Retters, der somit für einen Pudel eine Frau erhält. Niemand wird weder in den Charakteren, noch in der Intrigue etwas sehen, was nicht schon in den verschiedensten Schattirungen hundertmal auf die Bühne gebracht worden ist. Was also dem Stücke an Reiz der Neuheit fehlt, sollten Witz und Laune ersezen. Das ist jedoch in höchst bescheidenem Maße der Fall, und mehrere Späße in der Rolle des Irländers waren so anstößig, daß selbst die leichte, sorglose Manier, in welcher Power sie gab, ihnen kaum ein Mäntelchen umzuhängen vermochte. Dem Allen ungeachtet gefiel das Stück und mußte gefallen, so lange Vergleichung der Maßstab des Urtheils bleibt. Ich weiß nicht, wie viele Nächte nacheinander es bei vollem Hause wiederholt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 200:

Die Unzeitigkeit.

Räthsel.

Frei nach dem Englischen.

Kennst du das Wesen,
Das vielgeschäftige,
Das ewig neue,
Das wunderkräftige?
Es ist das Hohe,
Es ist das Tiefe;
Starr kann es kauern,
Als ob es schliefe.
Es läuft, es bäumt sich,
Es rennt, es fliegt,
Ist ewig rege,
Selbst wenn es liegt.
Es kommt, unsichtbar
Emporgezogen,
Ein luft'ger Wagen
Dahergeflogen.
Hier fährt es sehnend
Zur Tiefe nieder,
Dort schleicht es leise
Zur Höhe wieder.
Es drängt sich ruhig
In kleinsten Raum;
Da schwillt's: da faßt es
Der größte kaum.
Es lockt Blumen
Aus jedem Flecke;
Es legt sich auf sie
Als Leichendecke.
Es raubt und schenket,
Trägt und reißt um,
Gebiert, verschlinget,
Ist laut und stumm.
Es brüllet schrecklich
In seinem Grimme,
Singt Schlummerlieder
Mit weicher Stimme.
Es ist das große
Triebrad der Welt,
Am Schluß der Tage
Nur eingestellt.

D.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 207.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 29. August 1836.

Während einer Sonnenfinsterniß soll es ganz anders Nacht seyn, als wenn die Sonne unter dem Horizont ist. Es kommt darauf an, ob das überhaupt wahr ist.

Lichtenberg.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.*

Von

Dr. Nürnberger.

Die große Sonnenfinsterniß vom 15ten Mai, in deren Erwartung wir unsern lezten Bericht beschlossen und mit welcher wir versprochenermaßen unsere heutigen Mittheilungen wieder beginnen, hat, wegen Ungunst der Witterung, leider an vielen Orten gar nicht, und an andern nur unvollkommen beobachtet werden können. Auf dem Punkte, wo Referent lebt, hinderte ein dicht bewölkter Himmel jede Beobachtung des Vorgangs selbst; nur die, durch Verdeckung der Sonnenscheibe vermittelst des Mondes bewirkte Verdunklung in den ganz eigenthümlichen Modifikationen des Farbentons, welche schlechterdings mit nichts Anderm verglichen werden können, war deutlich wahrzunehmen. Anfangs hatte dieser Farbenton eine, wiewohl sehr entfernte Aehnlichkeit mit der Trübe eines heraufziehenden Gewitters; später zeigte sich eine winterliche Färbung der Landschaft, und um die Mitte der Finsterniß war eine fast schauerliche, schwarzfarbige Dunkelheit verbreitet. Man sieht, wie viel wir dem Gestirne des Tags verdanken, wenn es sich auch hinter Wolken versteckt, und wir seines Anblicks nicht durch einen davor tretenden, an und für sich ganz dunkeln Körper, wie hier der Mond, völlig beraubt werden. — In Berlin, wo ebenfalls Wolken, jedoch nur bis zur Mitte der Dauer der Finsterniß, jede regelmäßige Reihe von Beobachtungen erschwerten, hat man die Bemerkung gemacht, daß ein kleines Brennglas, welches noch bei halb bedeckter Sonne mit Leichtigkeit ein Stück Schwamm anzündete, in der Mitte der Finsterniß seinen Dienst versagte. Gleichwohl war diese Finsterniß nicht total, sondern für unsere Gegenden nur meistens ringförmig, so daß also um den, ganz in die Sonnenscheibe eingetretenen Mond noch ein Ring der ersteren frei blieb, dessen Licht aber demnach nicht mächtig genug war, um vom Brennglase bis zum Zünden verdichtet zu werden. Demselben Beobachter zufolge sank das Thermometer, welches vor Anfang der Finsterniß nahe an 12 Grad zeigte, um die Mitte derselben auf 10½ Grad, und stieg gegen das Ende wieder auf den erstern Stand. In Paris sind ähnliche Beobachtungen über Temperaturveränderung während des Verlaufs dieser Sonnenfinsterniß angestellt worden, deren Resultat den Akademikern Bouvart und Mathieu zur Prüfung und Berichterstattung vorliegt. Nach Bekanntmachung dieses Berichts werden wir auf

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 144 u. ff. unserer Blätter.

die interessante Frage: „ob die planetarische Temperatur während einer Sonnenfinsterniß und bloß in Folge davon sinke?“ zurückkommen. Der französische Astronom Lalande, bei Beschreibung der totalen Sonnenfinsterniß vom 22sten Mai 1724, bei welcher die gänzliche Verfinsterung zu Paris über zwei Minuten dauerte, läßt die Frage unentschieden.* Auf die Thiere hatte, andern Beobachtungen zufolge, der Vorgang nicht ganz den erwarteten Einfluß anbrechender Nacht. Dies mag daher gekommen seyn, weil die Finsterniß nicht total war. Der Jesuit Clarius erzählt (Kepleri astr. pars optica. p. 296), daß bei der von ihm am 21sten August 1560 zu Coimbra beobachteten totalen Sonnenfinsterniß die Vögel vom Himmel zur Erde gefallen seyen. Bei dieser Verfinsterung war aber, wie er hinzusetzt, „die Finsterniß auch so dicht, daß man im eigentlichen Sinne nicht wußte, wohin den Fuß setzen.“

Für das Daseyn einer Mondatmosphäre scheinen mehrere Beobachtungen bei dieser Sonnenfinsterniß neuerdings Zeugniß abzulegen. Einzelne Sonnenflecke verloren die volle Deutlichkeit ihres Ansehens noch ehe sie vom dunkeln Mondkörper selbst erreicht wurden, was sich nur durch eine, lezteren umgehende Lufthülle erklären läßt. — Die sehr in die Augen fallenden Zacken am Mondrande beim völligen Ein- und Austritte zeigten, wie wir dies schon in unserm vorigen Berichte vorausgesagt haben, die bergigen Unebenheiten des Mondrandes auf die unzweifelhafteste Weise,** und besonders traten die Erhöhungen am Rande der südlichen Mondhemisphäre nach der Mitte der Verfinsterung sehr scharf hervor. — Endlich aber ist, auf Veranlassung dieser Sonnenfinsterniß, in öffentlichen Blättern auch gefragt worden: „wie es denn zugehe, daß das Sonnenbild immer rund erscheint, welche Gestalt die Oeffnung auch haben möge, durch die das Sonnenlicht nach dem dunkeln Orte einfällt, wo man gedachtes Sonnenbild betrachten will?“ Diese Frage hat in der That etwas Verfängliches. Wenn man in einem verfinsterten Zimmer auf der, dem verschlossenen Laden gegenüberliegenden weißen Wand die Sonne im Bilde betrachten will, so findet man dazu vorgeschrieben, eine kleine runde Oeffnung in den Laden zu bohren, damit die Sonnenstrahlen dadurch einfallen und das Bild der Sonne auf der gegenüberstehenden Wand entwerfen können. Nur so, scheint es auf den ersten Blick, könne das Bild der runden Sonne auch wieder rund ausfallen. Es fällt aber, wie man eben auf Veranlassung unserer Sonnenfinsterniß wiederholt beobachtet hat, auch rund aus, welche andere Gestalt die kleine* Oeffnung auch haben mag, z. B. wenn sie selbst dreieckig ist. Wie mag es damit zugehen? Als wir diese Frage aufgeworfen fanden, ist uns das: nichts Neues unter der Sonne! recht lebhaft eingefallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Astronomie II. 445. „Le baromètre ne varia point; le thermomètre baissa un peu, mais il serait difficile de dire se l'éclipse en était cause.“

** Diese Bemerkung gründet sich namentlich auf eine, durch bessere Witterung begünstigte Beobachtung zu Schneidemühl (Regierungsbezirk Bromberg), 53° 8′ 48″ nördlicher Breite, 54° 24′ 46″ östlicher Länge von Ferro. Die Finsterniß zeigte sich daselbst ringförmig und central, oder doch fast so.

* Klein darf die Oeffnung immer nur ausfallen, weil die Deutlichkeit des Bildes davon abhängt.

Die Pariser Barrièren.

(Fortsetzung.)

Indem wir sogleich verschiedene der Barrièren beschreiben wollen, werden wir Gelegenheit haben, auf die bemerkenswerthesten Bälle zurückzukommen, und so am besten den Unterschied hervorheben, welcher sich zwischen diesen einem und demselben Vergnügen geweihten Orten kund gibt. Für den Einheimischen und Fremden, welcher die Barrièren nur durch Zufall oder im Vorbeigehen sieht, haben sie alle dasselbe Aussehen: lauter Schenken, Garküchen, Weinwirthschaften, Traiteurs und Restaurans mit Salons von 200, 300, 500 Couverts und mit Aushängeschildern, die allen Zeiten der Geschichte, allen Regierungen und allen Reichen der Natur mit mehr oder weniger origineller Orthographie entlehnt sind; ich erwähne nur jenes Wirthshausschild, welches man etwa hundert Schritte von der Barrière d'Italie auf der Straße nach dem Dorfe Ivry bemerkt; es stellt Zwiebeln so groß wie Kürbisse dar und trägt die Inschrift: à la botte d'hoillegnions; — zum Zwiebelbund. Die Maler solcher Wirthshausschilder vor der Barrière werden nach den einzelnen Buchstaben bezahlt, und man muß wenigstens dem Urheber der obigen Inschrift zuerkennen, daß er sein Handwerk sehr gut verstand. Wenn man aber, wie wir, Zeit zu verlieren hat, wofern man anders die Zeit, welche man mit Spazierengehen in und um Paris hinbringt, verlorene Zeit nennen kann, und wenn man als Beobachter und mit den Augen eines Menschenkenners einen Gang vor die Stadtthore zu machen versteht, wird man sich bald überzeugen, daß die Pariser Barrièren merkliche Verschiedenheiten unter einander darbieten und fast eben so viele kleine Städte sind, welche allerwenigstens zwanzig Meilen aus einander liegen.

Ich bitte den Leser, sich gefälligst meiner Führung anzuvertrauen und mit mir eine kleine Tour zu Fuße um die große Stadt herum über die äußern Boulevards zu versuchen. Verweilen wir dabei einige Augenblicke an den Barrièren, welche eine entschieden ausgesprochene Physiognomie haben.

Wir sind an der Barrière du Maine; dort begegnen wir einem Namen, dessen Ruf weithin erschallt durch ganz Europa, ein Name, den hier Alle im Munde führen und der zum Vortheil des Hauses, welches er ziert, alle Liebhaber der Freude, der guten Mahlzeit und der guten Gesellschaft anlockt. Der Name Desnoyers ist in Paris beim Volke eben so beliebt und populär, als der Name Napoleon. Consumenten ohne Lokalitätskenntnisse oder ohne Geschmack können allein ihr Geld den stümperhaften Nebenbuhlern hintragen, welche außer dem Vater Desnoyers ihre ärmlichen Tanzsäle und ihre erbärmliche Küche vor der Barrière du Maine eröffnet haben. Die Gäste, welche sich in dem sehr geräumigen Lokal bei Desnoyers vereinigen, sind äußerst gemischter Art; was einem besonders auffällt, ist eine Gesellschaft von gewissen Damen, welche nur dort den unumschränkten Herrn spielen, und vor die Barrière du Maine hinausgehen, um den einzigen Feiertag, den sie in der Woche haben, in lustigem Zusammenseyn mit ihren Cicisbeen hinzubringen. Eine Schenke vor der Barrière du Maine, welche noch angeführt zu werden verdient und welche in der hiesigen Künstlerwelt ehemals großen Ruf hatte, ist das Haus der Mutter Saguet, welches schon auf dem Lande, nämlich am Ende der auf das Haus Desnoyers zuführenden Straße liegt. Einer der beliebtesten, geistreichsten französischen Zeichner, Charlet, entdeckte eines Tags während der Restauration auf einem seiner Spaziergänge und Entdeckungsfahrten außerhalb der Stadtmauern von Paris, die er zu machen pflegte, weil er dort jene ausdrucksvollen Gestalten und pittoresken Gespräche traf, welche er mit so viel Geist und Wahrheit wiedergegeben hat — Charlet, sage ich, entdeckte eines Tags die Schenke der Mutter Saguet. Er gewann dieselbe, nämlich die Schenke, bald sehr lieb, führte seine Freunde mit hinaus, gab dort häufig Rendezvous und vermachte so einen Theil seiner Popularität dem glücklichen Hause der Mutter Saguet. Noch jetzt kommen bekannte Maler und Literaten aus der Hauptstadt dahin, lassen sich behaglich an den groben Tischen der Mutter Saguet nieder, und kehren entzückt von der guten Küche und den freimüthigen Manieren der Wirthin nach Hause zurück.

Die Barrière de Vaugirard, obgleich in der Nachbarschaft der Barrière du Maine, sticht doch von derselben so ab, als wenn sie fünfzehn Meilen davon entfernt wäre. Auch dort findet man Schenken und Kneipen, wo man trinkt und tanzt; aber es herrscht darin ein anständiger, decenter Ton, welchen man den jungen Mädchen beimessen muß, die aus den nabeliegenden Ortschaften dahin kommen. Die Wäscherinnen von Vanvres — dieser Ort ist von lauter Waschfrauen und Waschmädchen bevölkert — versammeln sich jeden Sonntag Abend auf den Tanzplätzen vor der Barrière von Vaugirard, und ihr einfacher, bescheidener Anstand, ihre sorgfältige, reinliche Toilette hat die jungen Leute, welche diese Bälle besuchen, zu einer gewissen Haltung gezwungen, die man an andern öffentlichen Orten dieser Art vergebens suchen würde. — Die Barrière de l'Ecole militaire ist im Vergleich mit der Barrière von Vaugirard die wahre Kehrseite der Medaille. Auf den dortigen Bällen machen die Unteroffiziere der großen Kaserne ausschließlich die Honneurs. Wehe dem unerfahrenen Bürgersmanne, dem pékin, wie jene Herren sich auszudrücken pflegen, der sich unter diese Zunftgenossen wagen wollte; er müßte nothgedrungen die Rolle der alten Damen übernehmen, welche ihre jungen Nichten und Enkelinnen auf den Ball begleiten und die Tapisserie eines Balles bilden, oder er darf sich gefaßt machen, das Kreuzfeuer aller schlechten Späße, aller Quodlibets und aller Epigramme erdulden zu müssen, womit der Etat-Major der Unteroffiziere jede Civilperson zu begrüßen pflegt. Für die meisten Gäste der Ecole militaire ist der Ballsaal ein Filial des Pferdestalls; sie verpflanzen dorthin ihre lärmende Freude, ihr Vergnügen mit dem Satyrslächeln und den Bocksfüßen, ihr martialisches Rothwelsch und andere ihrer liebenswürdigen Eigenschaften, woran sich der weibliche Theil der Gesellschaft, die Köchinnen und Stubenmägde, höchlichst erbauen, welche einen solchen Abend vor der Barrière der Ecole militaire nicht um den Lohn eines halben Jahres hingeben würden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

Reisende. Die Kunstausstellung.

Sinnverwirrende Gerüchte von der menschenfeindlichen Cholera schienen mit dem Beginne der eigentlichen Sommerwärme auf einige Tage dem in der schönen Jahreszeit hier gewöhnlich so bunt und üppig hervortretenden Wanderleben einige Stockung beibringen zu wollen. Aber Gutenbergs, der Finsterniß und ihren nächsten Verwandten, den Gespenstern, abholde Kunst bewies bald, daß diese Gerüchte nur aus Unwissenheit oder Uebelwollen entstanden seyen, und die mordlustige Asiatin sich in dem benachbarten Böhmen nirgends eine Aufenthaltskarte erschlichen habe. Da strömten denn die Ausländer, wie gewöhnlich während schöner Sommer, in gewaltigen Massen wieder durch Dresden nach den böhmischen Gesundbrunnen. Ein großer Theil nimmt auch den hiesigen Ort selbst zum Zielpunkt, um von ihm aus in den umliegenden reizenden Bergen und Thälern herumzuschwärmen, und die hiezu wegen der Witterung ungünstig erscheinenden Tage den Kunst- und Naturschätzen Dresdens zu widmen. Seitdem der Zutritt zu ihnen so ungemein erleichtert und Alles aufgeboten worden, um durch passende Anordnung ihren Werth verdientermaßen hervorzuheben, ist eine starke Zunahme der Besuchenden in den mit vielem Geschmack eingerichteten Räumen derselben wahrzunehmen. Unsere vorzüglichern Gasthöfe sind mit Fremden überfüllt. –

Am ersten dieses Monats wurde die hiesige Kunstausstellung eröffnet. Obschon aus dem in Allem 455 Nummern enthaltenden, gedruckten Verzeichnisse die Anzahl der Beiträge nicht zu übersehen ist, weil vermuthlich auch in diesem Jahre noch ein Nachtragskatalog nothwendig werden wird, so scheint doch diesmal einige Beschränkung der gewöhnlichen Quantität stattfinden zu wollen. Wenigstens enthält dieses Verzeichniß 122 Nummern weniger als das erste Verzeichniß der Beiträge im vorigen Jahre. Besonders werden auch bis jetzt, im Verhältniß zu letzterm, hauptsächlich viele aus dem Auslande gekommene Einsendungen vermißt. Als Grund dieser Verminderung nehmen Mehrere den Umstand an, daß ein Theil der ausländischen Einsender ihre Hoffnung auf den Verkauf der eingesendeten Werke nicht habe in Erfüllung gehen sehen, und daher in der Meinung stehe, die von Inländern dargebotenen Werke werden von den Käufern, und namentlich von dem hiesigen Kunstvereine, der sich in der That, in Folge der fortdauernden Vermehrung seiner Mitglieder, immer mehr als der bereitwilligste Käufer herausstellt, zunächst und beinahe allein berücksichtigt. Hier liegt aber gewiß ein Irrthum zum Grunde, da schon seit einiger Zeit der Kunstverein seine Blicke nicht mehr, wie es früher die sehr beschränkten Mittel verlangten, bloß auf inländische Werke richtet. Bei zwei Werken, einem inländischen und einem ausländischen Ursprungs, die an Kunstwerth (so weit dies zu ermitteln steht) einander völlig gleich sind, dürfte freilich das inländische auf den Vorzug Anspruch machen können. In solchen Fällen hingegen, wo die Zunge der Wage sich nur im Mindesten zum Werke des Ausländers neigt, soll, dem Vernehmen nach, diesem immer vom Kunstverein, wie billig, der verdiente Vorzug zuerkannt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, August.

(Beschluß.)

Theaterschau. „Das stählerne Grab.

Man wird vielleicht glauben, daß, nachdem ich von Oper, Tragödie und Komödie in Coventgarden gesprochen, ich mit den Coventgardenschen Leistungen fertig sey. Aber nein, ich habe noch eine besondere Art des Drama zu erwähnen, die auf der englischen Bühne sich einzunisten anfängt, und allein im Stande wäre, den tiefen Verfall derselben zu bezeugen: eine dramatische Mißgeburt, halb romantisch, halb pantomimisch. Ich gebe den Inhalt eines Stücks der Art, so weit dies möglich ist. Als Deutscher und für deutsche Leser wähle ich ein deutsches Sujet, d. h. ein solches, das dem Titel und den übrigen Ingredienzien nach ein deutsches seyn soll. Das Stück heißt das stählerne Grab oder die Kohlenbrenner vom Harze. Die Brüder Leopold, Philipp und Max sind die sogetauften Kohlenbrenner, und alle drei in Compagnie. Leopold hat den Auftrag erhalten, zu einer bestimmten Zeit eine bestimmte Quantität Holzkohlen auf die Burg des Barons Rabenwald zu liefern, der im Geruche des Schwarzkünstlers steht. Aber Leopold ist in Enrika, ein schönes Bauermädchen — hat wohl je ein Harzer Bauermädchen Enrika geheißen? — so verliebt, daß er über dem Courmachen seinen Ofen vergißt; auch das dürfte den Harzer Köhlern neu seyn, daß sie ihre Kohlen in Oefen brennen. Er findet daher bei der Heimkehr in seine Hütte das Feuer erloschen, und wie sehr er nun auch mit Stahl und Stein sich abmüht, Licht zu schlagen, vergebens, der Stahl schlägt keinen Funken. Während er mit sich zu Rathe geht, was jetzt anfangen, vernimmt er den nächtlichen Unfug des Gefolges eines Monarchen, welchen der Theaterzettel „den König der Wüste und der Grube" nennt, und dessen Begleiter allerdings einen höllischen Spektakel verführen. Leopold eilt herbei, überrascht den König und dessen Hof inmitten ihrer Späßchen, und fordert Licht, und fordert es von Seiner Majestät dem Könige mit ungebührlicher Köhlerarroganz. Der König verweigert es zwar nicht, allein zweimal verlöscht das brennende Holzscheit, welches Leopold ergriffen hat, um den mitgebrachten Spahn anzuzünden, und er ist eben im Begriff, darüber höchst unwillig zu werden, als Bruder Max ihm zu Hülfe kommt, und er mit dessen Beistand nicht bloß seinen Spahn anzündet, sondern auch die beiden verlöschten Holzscheite davon trägt. Kaum hat er diese nebst dem Brande in seinen Ofen gesteckt, so verwandeln erstere sich in reines Gold, und Leopold, der, wie der Dichter den Zuhörern sagt, nicht ohne Eigennutz ist, ladet sofort eine der beiden ungeheuren Goldbarren auf, eilt damit zum Baron Rabenwald und vermag ihn — und damit der Baron das könne, hat der Dichter ihn zum Schwarzkünstler gestempelt — den niedrig geborenen Kohlenbrenner zum altadeligen Ritter zu schlagen. Der adelnde Degen des Freiherrn ruht noch auf der Schulter des im Uebergangsprocesse knienden Köhlers, als eine junge Dame auf Rabenwalds Burg anlangt, die reizende Hermione, Tochter eines weltberühmten Zauberers ohne Namen. Sobald sie den geadelten Leopold erblickt, lodert in ihrem Busen eine so mächtig glühende Leidenschaft für ihn empor, daß sie gar nicht abwartet, ob etwa Aehnliches in seinem Innern geschehe, sondern ihm ihre Flamme bekennt. Aber treu dem Vaterland und seiner Liebe weist der deutsche Leopold die zudringliche Liebeserklärerin zurück, die nun, Weib und Zauberin, auf schwere Rache sinnt. An Leopold übt sie solche dadurch, daß sie ihn in ein stählernes Grab verschließt — woher der Titel — und was sie mit der schönen, ihr natürlich verhaßten Enrika anfangen soll, ist ihr selbst noch nicht ganz klar, als ein emancipirter Salamander, Namens Funkenverbreiter, erscheint, das goldene regardes moi, in welchem der magische Opal gefaßt ist, ihr von der Stirne reißt und sie so ihrer Zauberkraft beraubt. Leopold wird nun aus seinem Grabe erlöst und stürzt mit möglichster Hast in die Arme seiner Geliebten, während Hermione und der Freiherr — warum Letzterer, bleibt unerwähnt, ich vermuthe also, aus altdeutsch-ritterlicher Galanterie — unter sprühendem Feuerregen in die Tiefe hinabfahren, wo das ganze Stück am besten aufgehoben wäre. Bemerke ich endlich noch, daß diese Masse gräulicher Dummheit weder durch die Geschicklichkeit der Darstellenden, noch durch den Pinsel des Decorateurs, noch durch die Sorgfalt des Maschinendirectors einigermaßen erträglich gemacht wurde, sondern daß Alles sich verschworen zu haben schien, dieses mühselige Ding mit seinen schalen, abgedroschenen Späßen jedem Zuschauer zur Folter zu machen, so muß es wirklich überraschen, daß eine Stunde nach Mitternacht, wo der Vorhang fiel, folglich nach sechs Stunden, außer Berichterstattern und Korrespondenten noch ein Mensch vor der Bühne saß. Ist es aber vollends zu glauben, daß das Theaterpublikum die Kohlenbrenner vom Harze mehrere Male erscheinen ließ, daß sie auf den Brettern geduldet wurden, die einer Nationalbühne angehören und den Zustand des Nationalgeschmacks bekunden sollen? Dem ist aber einmal so. Sehen wir demnach das nächste Mal, ob etwa Drurylane das Haupt höher trägt und die Ansprüche besser rechtfertigt, welche selbst der bescheidenste Freund der dramatischen Kunst an die zwei ersten Theater Englands macht. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 30. August 1836.

Fornix atque uncta popina.
Horat.

Die Pariser Barrièren.

(Beschluß.)

Vor der Barrière de Belleville, bekannter unter dem Namen der Courtille, finden wir ein Gemisch von allen Barrièren zusammen; hier treffen wir auch den Vater Desnoyers wieder, aber nicht mehr als Napoleon und unumschränkten Herrn, als primus inter pares; in unserm vorhin erwähnten Landsmanne, dem reichen Küstner, ist ihm mehr als ein bloßer Nebenbuhler auferstanden. Diese beiden Herrn theilen das Reich, und leben als ganz gute, verträgliche Nachbarn in dem besten Einverständniß von der Welt, aus dem einfachen, schlagenden Grunde, weil Einer allein nicht im Stande wäre, die Menge zu befriedigen, welche kaum bei Beiden hinreichend Platz findet. Die habituellen Gäste und Besucher der Courtille lassen sich in Beziehung auf Haltung und Sprache etwas geben; sie begleiten ihren ausdrucksvollen Tanz mit etwas schlüpfriger, kühner Mimik und mit einem schwerverständlichen Kauderwelsch, womit sie dem Musikdirektor die Mühe ersparen, die Touren anzugeben. Da hört man bei jeder Runde schreien: „secouez les abattis! changez de viande!“ (in die Sprache des Orchesterdirektors übertragen heißt dies: balancez! changez de dame!) und tausend Artigkeiten dieser Art. Diese Ausdrucksweise ist hier dermaßen eingebürgert, daß sie Niemanden beleidigt, noch weniger auffallend erscheint.

Wenn man die Courtille nach der Seite der Prés-Saint-Gervais zu hinaufgeht, und etwa 200 Schritte über die Barrière hinaus ist, glaubt man sich in ein anderes, fremdes Land versezt; da gibt es keine lärmenden Kneipen mehr mit fluchendem Volksgedränge und mit Tischtüchern voll blauer Weinflecke; man sieht nichts als anständige Restaurants, deren Schenktische mit delikaten Gerichten besezt, deren Speisesäle mit eleganten Verzierungen ausgeschmückt und deren Cabinets particuliers mit schönen Vorhängen und wohlverschlossenen Thüren versehen sind; und dringen wir bis in den Garten hinter dem Hause, so treffen wir zahlreiche Liebespaare, welche in einer schattigen Acacien- oder Geisblattlaube bei einem frugalen Mittagsmahle ihr Sonntagsvergnügen feiern, und in Erwartung des Tanzes beim Dessert ein Philippchen zusammen essen. Es gibt unter diesen Häusern eines, dessen Vorzüglichkeit bei einer gewissen Classe von Leuten sprichwörtlich geworden ist. Die Ladenmädchen, Putzmacherinnen, Blonden- und andere Wäscherinnen haben das Günstigste zum Lobe ihres Liebhabers, ihres „Freundes“ vorgebracht, wenn sie Montag Morgens ihren Mitarbeiterinnen erzählen können: „Theuerste, er hat mich gestern zum Tanz und Mittagessen in die Ile d'amour geführt.“

Es gibt eine Barrière, welche nur von wenigen bemerkt und besucht wird: das ist die Barrière Pigale; ich erwähne derselben, weil sie eine Eigenthümlichkeit hat. Vor dieser Barrière befinden sich viele Kohlenniederlagen; über jede derselben führt ein sogenannter Aufschipper, pelleur, die Oberaufsicht, welcher mit einer Schippe bewaffnet und dazu angestellt ist, die Säcke zu füllen, welche die Kohlenträger alsdann an den Ort ihrer Bestimmung hinschaffen. Außer seinem gewöhnlichen Lohne hat dieser Aufschipper noch einen sonderbaren Nebenverdienst, den der Brauch geheiligt und zum Recht erhoben hat. Für jeden Sack, den der Kohlenträger aus dem Magazin holt, ist er dem Aufschipper einen Schoppen Wein schuldig; da es nun aber diesem unmöglich ist, sich alle Augenblicke von seinem Posten zu entfernen und den Schoppen zu trinken, gleichwie es auch eine höchst schwierige Aufgabe für ihn wäre, alle die Schoppen zu trinken, welche er an einem Tage verdient, und die sich auf fünfzig bis sechzig belaufen mögen, so begibt sich jeder Kohlenträger, sobald er seinen Sack auf dem Rücken hat, zum nächsten Marchand de vins, welcher die Kundschaft des Hauses hat, und läßt auf einer zu diesem Gebrauch bestimmten Tafel einen Strich machen, welcher den dem Aufschipper schuldigen Schoppen bedeutet. So oft nun dieser ein Glas trinkt, wird ein Strich ausgelöscht, und am Ende des Tags bringt er mit dem Wirthe seine Rechnung in's Reine, trinkt entweder den übrigen Wein noch völlig ab, oder nimmt ihn, auf Flaschen gezogen, mit nach Hause. Die größte Rechtschaffenheit führt hier die Kreide, und niemals findet ein Irrthum statt.

Jezt weiß ich nur noch eine Barrière, von der zu sprechen ist, und zwar wegen einer ziemlich sonderbaren Eigenheit, nämlich die Barrière de Rochechouart. Zur Rechten beim Eingang dieser Barrière, dem kleinen Ramponneau, einer rühmlichst bekannten Schenke, gegenüber ist eine große, geräumige Guinguette, deren Aushängeschild au lion d'or lautet, und wo die größte Masse von Wein, Kalbsfüßen und Entrechats in der ganzen Umgegend consumirt wird. Außer dem Hauptsaale, wo Winters gewöhnlich getanzt wird, sind noch zwei andere, kleinere Salons eingerichtet, welche etwa ein Dutzend Tische fassen mögen. Der Wirth des Hauses, ein sehr verständiger Mann, hat nun gedacht, es möchte passend seyn, einen dieser Salons speciell für seine ruhigen Standgäste zu bestimmen, welche den Tanz und die lärmende Freude nicht lieben, sondern die Schenke nur in der einfachen, ursprünglichen Bedeutung des Worts, als einen Ort kennen, wo man zu essen und zu trinken gibt. Um nun eine unübersteigliche Grenze zwischen beiden Sälen zu ziehen, hat der gute Mann folgendes Mittel ersonnen: in einem der Säle hat er mit großen Buchstaben an die Wand schreiben lassen: Chambre des Pairs, und in dem andern: Chambre des Députés, und von Stunde an hat sich die Absonderung von selbst bewerkstelligt; alle alten, stillen, soliden Schoppengäste, welche gerne an einem Orte festsitzen, haben sich in der Pairskammer niedergelassen, und alle jungen, stürmenden, zänkischen Consumenten haben in der Deputirtenkammer Platz genommen, und die Demarkationslinie wird so streng geachtet, daß die Mitglieder der einen Kammer nicht einmal eine Tribüne in der andern haben.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Ganz dieselbe Frage hat schon den sicilianischen Mathematiker Maurolykus († 1575) beschäftigt, und er beantwortete dieselbe in seinem Werke: de lumine et umbra, auf eine vollkommen befriedigende Weise. Wenn man sich nämlich die, durch die kleine Oeffnung des Ladens in das verfinsterte Zimmer dringenden, sämmtlichen in dieser Oeffnung zusammengedrängten, sich durchkreuzenden und sonach wieder auseinander fahrenden Sonnenstrahlen recht versinnlicht, so kann man sich mit Maurolykus leicht vorstellen, daß jeder Punkt der gedachten Oeffnung die gemeinschaftliche Spitze zweier entgegengesezter Kegel ist, deren einer seine Grundfläche auf der Sonne, der andere aber auf der auffangenden Ebene, der Wand, hat. Also bilden sich auf lezterer eine Menge von Kreisen (Grundflächen solcher Kegel), welche zum Theil über und an einander, und deren Mittelpunkte sich sämmtlich sehr nahe liegen. Maurolykus zeigt aber ferner, daß sich mehrere, solchergestalt neben einander entworfene Kreise der Gestalt eines Kreises um so mehr nähern, je dichter ihre Mittelpunkte liegen. Hat also die Ladenöffnung, wie wir hier annehmen, wirklich die Gestalt eines Dreiecks, so entsteht zwar nicht ein kreisförmiges Sonnenbild auf der gegenüberliegenden Wand, aber es entstehen so viele, sich vermischende kreisförmige Sonnenbilder, daß aus dieser Vermischung unzähliger Kreise doch nur wieder eine Kreisgestalt hervorgeht. Man kann sich hievon auch leicht durch Zeichnung überführen, wenn man ein kleines Dreieck auf dem Papier entwirft, und auf jedem Umfangspunkte* desselben Kreise mit demselben Halbmesser, wie diese den entsprechenden Kegeln als Grundflächen angehören, beschreibt; man wird alsdann finden, daß

* Auf den Umfang kann man sich augenscheinlich deßwegen beschränken, weil es sich nur vom Contour des Sonnenbildes handelt. Daß dieses Bild übrigens, wie jedes Bild der Camera obscura, ein verkehrtes ist, versteht sich von selbst.

sich diese sämmtlichen Kreise in ihrer Vereinigung der Gestalt eines einzigen Kreises um so mehr nähern, je kleiner das Dreieck selbst ist, und je größer die Kreise im Verhältnisse zur Oeffnung ausfallen, d. h. je weiter die Wand, oder überhaupt die auffangende Ebene von dieser Oeffnung absteht.

Die oben aufgeworfene Frage wegen Sinkens der planetarischen Temperatur zur Zeit einer Sonnenfinsterniß steht in einer entfernten Verbindung mit dem Einfluß der Sonnenflecke auf die planetarische Temperatur, und da kürzlich viel darüber gestritten worden ist, so müssen wir versuchen, das Urtheil unserer Leser in dieser Sache festzustellen. Da sich nämlich Sonnenflecke auf den ersten Blick auch als Lichtberaubungen der Sonne darstellen, so scheint es allerdings, als wenn eine Wärmeabnahme damit vergesellschaftet seyn müsse. Allein schon der ältere Herschel zeigte, wie paradox dies auch klingen mag, daß im Gegentheile neue, viele und schnell regenerirte Sonnenflecke unserer (oder überhaupt jeder planetarischen) Atmosphäre vielmehr eine erhöhte Wärme mittheilen; und diese Annahme, welche auch wir in unsern mehrfachen Mittheilungen über diesen Gegenstand in diesem Blatt immer vertheidigt haben, wird jezt durch die Bekanntmachung der langjährigen Sonnenbeobachtungen des Professors Gruithuisen zu München vollkommen bestätigt. Diesen seit mehr als zwanzig Jahren ununterbrochen fortgesezten Beobachtungen eines so fleißigen Astronomen zufolge, steht fest, daß, wenn auf der sichtbaren Oberfläche der Sonne alle Veränderungen: Flecken- und Fackelerzeugungen, Corrugationen und feinere Risse der Photosphäre, mit Lebhaftigkeit vor sich gehen, auch auf der ganzen Erde die Temperatur steigt; und man wird diesem Resultate so langer Beobachtung auch a priori gern beipflichten, wenn man bedenkt, daß lebendige Thätigkeit in der den Sonnenkörper umgebenden Lichthülle, für welche Thätigkeit eben die Entstehung und schnelle Veränderung der Sonnenflecke am augenfälligsten zeugt, nothwendig eine stärkere Emanation von Licht- und Wärmestrahlen zur Folge haben muß. Verräth dagegen das Ansehen der Sonnenoberfläche eine auffallende Ruhe der Lichtsphäre, oder zeigt die Sonne, wie sich Herschel ausdrückt, ein „ärmliches“ Ansehen, so ist dieser Zustand, nach den bestätigenden Beobachtungen von Gruithuisen, auch immer mit einer auffallenden Erkältung unserer und gewiß also auch jeder andern planetarischen Atmosphäre verbunden. Genaue Beobachtungen des täglichen Ansehens der Sonne, oder vielmehr der sie umhüllenden Lichtsphäre — denn größtentheils * sehen wir von ihr nichts als diese — würden also eine schöne Grundlage nicht bloß für die Meteorologie unserer Erde, sondern selbst für alle übrigen Planeten unsers Systems abgeben; und in der That bringt Gruithuisen mehrfache Beobachtungen bei, welche einen solchen Einfluß der Sonne auf die übrigen Planeten unsers Systems anzukündigen scheinen.

Derselbe Astronom äußert, auf diese Veranlassung, zu merkwürdige Vermuthungen über die physische Beschaffenheit Jupiters, als daß wir dieselben mit Stillschweigen übergehen dürften. Um diesen Vermuthungen aber noch mehr Wahrscheinlichkeit zu geben, rufen wir zuvörderst den ebenfalls schon mehrmals erwähnten Umstand in das Gedächtniß der Leser, daß unser System gleichsam in zwei große Gruppen zerfällt, deren erstere mit Mars schließt, und deren zweite, mit der wir es hier eben zu thun haben, mit Jupiter beginnt. Ein viel bedeutenderes Volumen bei viel geringerer Dichtigkeit, ein großes Satellitengefolge und eine viel schnellere Umwälzungsgeschwindigkeit um die Axe zeichnen die drei Weltkörper dieser Gruppe, Jupiter, Saturn und Uranus, von den der Sonne nähern, übrigen Planeten unsers Systems aus, und bei der gleichzeitigen Unermeßlichkeit ihrer Entfernungen von der Sonne, wodurch der Einfluß von Licht und Wärme für sie sehr gering wird, hat man sich, mit Berücksichtigung jener so ganz verschiedenen Beschaffenheit, schon oft gefragt, welche Einrichtungen die Vorsehung zum Ersatze eines solchen Mangels getroffen haben möchte? Diese Frage nun beantwortet Gruithuisen gegenwärtig dahin, daß Jupiter, und analog also höchst wahrscheinlich auch Saturn und Uranus, selbst etwas von der Natur der Sonne an sich sich habe, Licht und Wärme, ähnlich der leztern, in einer eigenen umhüllenden Lichtsphäre erzeuge, und Flecken und Fackeln, gleich der Sonne, und aus den nämlichen Gründen, zeige. * Rücksichtlich des Daseyns solcher Flecken und Fackeln auf der Oberfläche des Jupiter beruft sich Gruithuisen auf bestimmte Beobachtungen, und er stellt das Verhältniß dieses Planeten zur Sonne daher unter dem Gesichtspunkte eines Doppelsterns dar, von denen, wie wir dies kürzlich in diesen Blättern genauer auseinander gesezt haben, der kleinere den größern umkreist. Es wird nun darauf ankommen, diese neue Ansicht von der physischen Beschaffenheit des Jupiter mit demjenigen zu vereinigen, was

* „Größtentheils,“ indem nämlich, nach der von uns in diesen Blättern mehrfach erwähnten Herschelschen Ansicht von der physischen Beschaffenheit der Sonne, die Flecken Enthüllungen des eigentlichen Sonnenkörpers sind, verursacht durch Risse in der umgebenden Lichthülle.

* Der große Himmelsbeobachter Schröter hat schon vor langen Jahren ähnliche Gedanken gehabt, und es spricht für die Sache, daß ihm Gruithuisen jezt darin begegnet.

man bisher über die Natur der Streifen und Bänder behauptet hat, mit denen dieser Planet bekanntlich bedeckt ist, und die meistens für atmosphärische Niederschläge erklärt worden sind. Wahrscheinlich participirt Jupiter nur am Wesen einer Sonne, ohne seinen planetarischen Charakter deßhalb ganz aufzugeben. So will der Münchner Astronom seine neue Jupiterhypothese auch wohl nur verstanden wissen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung.

Nur in Einem Falle geht der Ausschuß des Kunstvereins, welchem die Entscheidung obliegt, von andern Ansichten aus. Er macht nämlich darin einen Unterschied, ob das fragliche Werk noch das Eigenthum des Künstlers selbst, oder bereits durch Verkauf an Andere, z. B. an eine Kunsthandlung, übergegangen sey. Da nämlich hiedurch der Hauptzweck, die Unterstützung des gewöhnlich mit Glücksgütern nicht sonderlich überhäuften Künstlers, bereits bewirkt worden, so hat das Werk, und wäre es auch noch so trefflich, ganz aufgehört, Gegenstand der Berücksichtigung des Kunstvereins zu seyn. Eine bedeutende Anzahl wahrhaft schöner Kunstwerke, welche zum Schmucke der vorjährigen Ausstellung beitrugen, gehörten aber in diese Kategorie. Muß man daher auch beklagen, daß sie die wohlverdiente Anerkennung durch Ankauf nicht erhielten, so scheint doch wenigstens der Kunstverein durch den vorerwähnten, von ihm mit Recht angenommenen Grundsatz hinreichend entschuldigt. Ein anderer Grund der vielleicht künftig immer mehr zu bemerkenden Abnahme der Anzahl an Kunstwerken bei hiesiger Ausstellung liegt unstreitig in der Vermehrung ähnlicher Institute an vielen Orten des Auslandes. Meines Erachtens aber ist diese Vermehrung der Kunstausstellungen im Allgemeinen ein gutes und erfreuliches Zeichen der Zeit. Es läßt sich doch daraus mit ziemlicher Sicherheit auf eine Zunahme des Antheils an der Kunst schließen, die vor Kurzem noch, wie so vieles Andere, in einer allmähligen, allgemeinen Verwilderung unterzugehen drohte. Nicht nur bleiben daher viele ausländische Kunstleistungen von der hiesigen Ausstellung zurück, sondern auch einheimische Kunstwerke entziehen sich ihr, indem sie bei ähnlichen Instituten des Auslandes Bekanntwerdung und wo möglich Verkauf suchen. Wenn nun aber auch einzelne Ausstellungen hiebei natürlich, besonders hinsichtlich der Zahl der Kunstwerke, Verluste erleiden müssen, so gewährt doch diese Concurrenz der Kunst einen, diesen Verlust weit überwiegenden Gewinn. Der wechselseitige Austausch der Kunstwerke der verschiedenen Gegenden durch Absendung nach entfernten Ausstellungen muß von nicht zu berechnendem Nutzen seyn. Darum hat auch der überhaupt mit sehr lobenswerther Umsicht verfahrende Ausschuß des hiesigen Kunstvereins bereits glückliche Einleitung getroffen, um im bevorstehenden Herbste eine besondere Ausstellung von Gemälden der Düsseldorfer Schule hier zu Stande zu bringen.

Doch nun zur Ausstellung selbst. Vor Allem verdienen vielleicht die vom Professor Rietschel erfundenen und gezeichneten Entwürfe zu einem für das Universitätsgebäude zu Leipzig bestimmten Fries, „die Culturgeschichte des Menschen“ darstellend, als höhere Kunstschöpfungen die allgemeinste Aufmerksamkeit. Obschon nur mit dem Stifte in leichten Umrissen angedeutet, quillen doch aus ihnen, wie aus des Künstlers im vorigen Jahre gegebener sinnvollen Darstellung des goldenen Zeitalters, Geist und Talent auf das Mächtigste hervor. Auf zwölf Tafeln hat sein Genius folgende gewichtvolle Gegenstände bildlich zusammenzufassen gewußt: 1) Die vorgeschichtliche Zeit. Sternkunde, Ackerbau, Viehzucht. 2) Egypten und dessen uralte, grandiose Gestaltungen. 3) Die Periode Griechenlands. Poesie und Philosophie, hauptsächlich durch Homer und Plato ausgedrückt, so wie die bildenden Künste. 4) Das römische Zeitalter. Staat. Gehorsam dem Gesetz. 5) Das Christenthum in Deutschland. Bonifaz. 6) Baukunst. Minnesänger. Rittertum. 7) Dante. Universitäten. Buchdruckerkunst. 8) Welthandel. 9) Reformation. Reichstag zu Worms. 10) Kunst in Italien: Rafael, Michel-Angelo. Kunst in Deutschland: Peter Fischer, Albrecht Dürer. 11) Poesie: Shakespeare, Goethe, Schiller. Philosophie: Spinoza, Kant, Schelling. Naturwissenschaft: Humboldt. Mechanik. 12) Wiedererwachen der Künste: Thorwaldsen, Rauch, Schinkel, Cornelius. Verfassung: Toleranz, Ausgleichung der Rechte. Wie schon bemerkt, ist dieser durch Gestalten und Handlung mit überraschender Klarheit ausgesprochene Cyclus erst in den leisesten Umrissen hingeworfen. Gleichwohl sind viele der genannten Repräsentanten auch in ihrem gleichsam nur hingehauchten Bildnisse wiederzuerkennen. So gleicht besonders auch der tiefsinnigste der Dichter, Dante, dem von ihm bekannten Porträt völlig. Rietschels Kunst verdanken wir auch unter andern die durch große Aehnlichkeit und Eleganz empfohlenen Gypsbüsten von dem Könige Anton, dem Prinzen Maximilian und dem Prinzen Johann. In dem für die Sculptur so vorzüglich geeigneten Gesichte des Letztern ist der Ausdruck mit besonderm Glücke wiedergegeben. — Die colossale Marmorbüste Ludwig Tiecks vom Bildhauer David zu Paris ist bereits neuerlich im Morgenblatt besprochen worden. Noch erfreut sich die Ausstellung sechs anderer Beiträge dieses großen Bildhauers, Medaillons in Bronze, von denen er fünf hier nach dem Leben modellirte. Eines davon ist auch eine sehr gelungene Nachbildung Tiecks. Die andern enthalten die Porträts des Staatsministers von Lindenau, des verstorbenen Böttiger, des Professors Rietschel und des Hofraths Dr. Carus. Die sprechendste Aehnlichkeit ist besonders den beiden letztern eigen. Und mit welcher Sicherheit, Leichtigkeit und Anmuth sind diese Bildnisse ausgeführt! Im sechsten Medaillon begrüßt uns das Antlitz des Sängers Beranger, dessen echt nationales Gepräge und Virtuosität in der französischen Poesie sich dadurch am besten darthut, daß, so tief er auch in einseitigen politischen Ansichten befangen seyn mag, doch alle politischen Parteien in Frankreich ihn als geliebten Landsmann willkommen hießen, sobald seine Kunst und sein Frohsinn ein neues Couplet darbrachte, auch wenn es ihrem eigenen politischen Glauben gar nicht zusagte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 209.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 31. August 1836.

Schüchtern war die Seele, war erschrocken sonst,
Sie, die nun im Aether ihre Schwingen wiegt.
Platen.

Gedichte von Ludwig Seeger.

Neues Leben.

Ich saß, wie lange schon! in Einsamkeit verkrochen,
Unangefochten von der Welt, unangesprochen,
Im selbstgewählten, engen, jahrelangen Bann;
Nicht menschenscheu-verfehmt, als hätt' ich was verbrochen,
Nicht wie ein Büßer in der Wüste ödem Graus;
Ein Siedler, dem das Herz des Lebens Schwert zerstochen,
Der edle Kräuter dort für seine Wunden sucht.
Hier ward ich mehr und mehr geheilt von trübem Sochen.
Der aus der Hütte kaum, wenn schlug die Nachtigall,
Zuvor hinausgehorcht, gesehn, hat nun, entkrochen
Der alten Haut, in's lichte Grün sich neu gewagt.
Der Düfte reichen Strom, so lange nicht gerochen,
Saugt er, ein gierig Kind, wie Milch der Mutter ein.
Nicht fühlt bedrückt er mehr sich von der Berge Jochen,
Sie nicken grüßend ihm, dem Neuerstandnen, zu.
Und wie die Traube, die dort mild die Strahlen kochen,
Erweicht das Herbe, schmilzt in Liebe bittrer Groll.
Ein andres Leben blüht, ein schönres, ausgebrochen
In grünen Sprossen, wie der junge Frühlinghain,
Der, öde, dürr und stumm nur noch vor wenig Wochen,
Belaubter, üppiger nun jedem Morgenroth
Thauhell entgegenrauscht mit jugendlichem Pochen.

Im Herbst.

Gedehnte Seufzer durch die Lüfte schallen,
Und lange, düstre Schleier überwallen
Des Himmels trübgeweintes Angesicht:
Wem sollt' es auch nicht schwer auf's Herze fallen,
Zu schaun, wie fromm Natur ihr Haus bestellt!
Nicht wie ein störrisch Kind, dem's nicht gefallen,
So früh vom lust'gen Spiel zu Bett zu gehn,
Gehorsam, still, entblößt sie sich von allen
Gewändern, legt zur Seite Schmuck um Schmuck,
Nimmt hin die Grüße ihrer Nachtigallen,
Die lezten; bricht dann ohne Murren ab
Des Lenzgesanges grüne Blätterhallen. —
Wer seinem Sommerabend doch so still
Gefaßt, wie sie entgegen könnte wallen,
Selbst seine Blüthenkron' abnehmen, eh'
Vom Haupt sie reißen ihm des Schicksals Krallen!

Der Bach.

Hoch oben, wo der Morgen
Aus grünen Schatten blizt,
Im dunkeln Laub verborgen
Manch lust'ger Vogel sizt,

Wo in granitner Kette
Der Fels den Felsen faßt,
Liegt in krystallnem Bette
Der Quell in kühler Rast.

In bunten Träumen schwamm er,
Ein Kind im Mutterschooß;
Da lacht in seine Kammer
Die Sonn', er ringt sich los,
Reibt sich die Augen munter,
Hüpft raschen Sprungs hervor,
Die Stiegen all hinunter,
In's Grün hinaus vor's Thor.

Und froh der lang entbehrten,
Der fesselosen Lust,
Jagt er durch Au'n und Gärten,
Und lüftet sich die Brust;
Die Blumen winken schüchtern
Warnung dem Wilden zu:
Da nimmt der See ihn nüchtern
In seine glatte Ruh.

Die beiden Schiffer.

Der Donner sprach zum Blitze, seinem Bruder:
Komm, laß uns draußen schiffen gehn!
Der Alte setzt sich munter an das Ruder,
Vorn muß der Andre mit der Leuchte stehn.

In kohlenschwarzer Nacht dahinzusteuern,
Ist dem Gesellen schlechter Spaß,
Er peitscht die Nacht mit zischend grellen Feuern,
Und schwingt den rothen Brand ohn' Unterlaß.

Und wie so hell die lust'gen Funken springen,
Wacht auf des Alten Jugendmuth:
Das Ruder fällt, er greift die Harfe, singen
Muß er in diesen Kampf von Nacht und Gluth.

Ueberraschung.

An dem Berge steht ein Hüttchen,
Hinter'm Hüttchen blüht ein Garten,
Ueber'm Garten stehen Saaten,
Oben rauschen dunkle Wälder.

Näher rücken sich die Berge,
Wechseln über'm mondbeglänzten
Strom des Thals verstohlne Grüße;
Nur im Hüttchen glimmt noch Feuer.

Und das Mägdlein sitzt am Heerde,
Hält das müde Haupt in Händen,
Blickt mit süß verschlafnen, feuchten
Augen in des Feuers Kuistern.

Schreckhaft springt sie auf vom Sitze,
Steht mit allen Sinnen lauschend,
Eilet zu dem kleinen Fenster,
Neigt hinaus sich in das Dunkel.

Sehnsucht hebt die Wimpern höher,
Und der milde Strahl des Mondes,
Alles Glückes sie versichernd,
Glänzt ihr in den nassen Blicken.

Rauscht es nicht? — Mit süßen Schauern
Brennt ein Kuß ihr auf dem Auge:
Mondenlicht und Mund des Lieben
Küssen ihr das Auge trocken.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

In dasselbe Gebiet interessanter astronomischer Discussion hat die Bayersche Nationalzeitung vom 11ten v. M. die Frage gezogen: welche von den sich widersprechenden astronomischen Ephemeriden in Beziehung auf den größten Glanz der Venus Recht habe, das Berliner Jahrbuch, welches dafür den 5ten Juni, der Nautical Almanac, der den 18ten Juni, oder die Connaissance des temps, die „vers la fin de ce mais“ angibt? Guter Gott! es herrschen auf dem Felde der Wissenschaft so viele Widersprüche, daß der Zweifel den höchsten Grad erreichen müßte, wenn nun gar auch noch in der Astronomie, als der Wissenschaft par excellence, so abweichende Rechnungsangaben vorkommen dürften. Glücklicherweise haben indeß alle drei astronomischen Autoritäten Recht; es kommt nur auf eine genauere Bestimmung deßjenigen an, was man hiebei unter „größtem Glanz der Venus“ versteht, und wofür sich allerdings ein mehrfacher Gesichtspunkt aufstellen läßt. Um diesen Gegenstand aber genauer zu übersehen, muß man sich zuvörderst daran erinnern, daß die Bahn der Venus um die Sonne von der Erdbahn eingeschlossen wird. Venus kann demnach für uns so zu stehen kommen, daß die Sonne zwischen ihr und uns liegt, in welchem Falle sie ihr volles Licht hat, aber auch am weitesten von uns entfernt ist und überdies von der Sonne überstrahlt wird. Sodann kommt sie östlich hinter der lezteren herum, wird Abendstern und nähert sich uns täglich mehr, nimmt aber auch täglich an Lichtgestalt ab. Nun springt aber in die Augen, daß die Intensität des Glanzes eines theilweise beleuchteten Körpers gleich sehr durch seine Entfernung vom Beobachter, als durch den größeren oder geringeren Theil der beleuchteten

Seite bedingt wird, den er diesem Beobachter zuwendet, und daß man bei der Frage darnach, wie eben unsere drei obigen Astronomen gethan haben, also auch verschiedene Antworten ertheilen kann, nachdem man den einen oder den andern Umstand besonders hervorhebt. Indeß finden wir doch schon von dem bekannten englischen Astronomen Halley eine schöne analytische Berechnung, bei welcher die angeführten beiden Umstände dergestalt gegen einander abgewogen sind, daß einer den andern so wenig als möglich beeinträchtigt, und welcher zufolge Venus ihren größten Glanz als Abendstern 69 Tage vor, und als Morgenstern wiederum 69 Tage nach ihrer untern Conjunction erreicht. Nach des deutschen Geometers Lambert photometrischen Berechnungen ist der Glanz der Venus alsdann nur etwa 5900 Mal schwächer, als das Licht des Vollmonds, und kommt dem Scheine einer gewöhnlichen Wachskerze, aus einer Entfernung von etwa 250 Fuß gesehen, alsdann ziemlich gleich.

Wir haben in unserm vorigen Berichte der wichtigen Barometerbeobachtungen des jüngern Herschel Erwähnung gethan, als deren Resultat sich ergab, daß das Barometer an der Nord- und Südgrenze der Region der sogenannten Passatwinde einen erhöhten, und dagegen unter dem Aequator einen verminderten Luftdruck andeute, und wornach zugleich die bisherige Annahme, als wenn die Barometerhöhe auf dem Meeresniveau, unter übrigens gleichen Einflüssen, überall dieselbe sey, Modifikationen erleiden würde. Jezt nimmt aber ein deutscher Gelehrter, unser verehrungswürdiger Humboldt, die Priorität dieser wichtigen Bereicherung der Theorie des Luftdrucks für sich in Anspruch, indem er nachweist, daß er der Erste gewesen ist,* welcher sich gegen die frühere Annahme, daß, wie gesagt, die Barometerhöhe auf dem Meeresniveau unter übrigens gleichen Umständen auch überall die nämliche sey, erklärt hat. Unter der Linie ward, in Folge des oben angegebenen Umstands minderen Luftdrucks, der mittlere Barometerstand, schon nach seinen Beobachtungen, stets niedriger als jenseits der Wendekreise befunden, und er schlägt diesen Unterschied auf zwei Millimetres an, was mit Herschels Beobachtungen übereinstimmt. Humboldt schrieb diese merkwürdige Erscheinung besonderen Luftströmungen zu, und Alles scheint anzudeuten, daß dieser statische Zustand der Atmosphäre allerdings wenigstens hauptsächlich durch dergleichen eigenthümliche, im Luftkreise stattfindende Strömungen bedingt sey. Indeß muß bei dieser Depression des Quecksilbers im Barometer unter dem Aequator auch noch die Veränderung in Betracht gezogen werden, welche die Schwerkraft in den verschiedenen Breiten erfährt. Da sich die Erdkugel nämlich nicht im ruhenden Zustande befindet, sondern einer Axendrehung unterworfen ist, so kann die, unter dieser Schwungbewegung leidende Schwerkraft natürlich auch nicht auf allen Punkten der Erdoberfläche gleich energisch wirken, sondern muß an Intensität nach Maßgabe des größern oder geringern, ihr entgegen wirkenden Schwungs verlieren. Dieser Schwung ist aber unter dem Aequator, als dem größten aller Breitenkreise der Erde, offenbar auch am größten, und nimmt von da an, nach den Polen hin, immer ab, was man sich durch den Anblick einer drehenden Kugel leicht versinnlichen kann; und es leuchtet also ein, daß, wie wir angedeutet haben, dadurch auch die Erscheinungen am Barometer, welche von der Schwere der Quecksilbersäule und dem Drucke der darauf wirkenden Luftsäule abhängen, in den verschiedenen Breiten der Erde verschiedentlich afficirt werden müssen. Man sieht aber an diesem Falle abermals deutlich, wie sehr sich oft die verschiedenen Naturkräfte bei Hervorbringung der einzelnen Phänomene verwickeln, und welcher Umsicht es von Seiten des Naturforschers bedarf, um so verschiedene Einflüsse scharf von einander zu trennen. Er muß z. B. eben in dem hier erwähnten Falle mehrfache Betrachtungen anstellen, um darzuthun, daß, wenn das Barometer in Berlin und unter dem Aequator bei gleicher Temperatur einen gleich hohen Stand — nehmen wir 338 Pariser Linien an — hätte, daraus noch gar nicht folgen würde, daß der Luftdruck an beiden Orten derselbe, sondern daß er vielmehr unter dem Aequator um 1,1 Pariser Linie geringer sey, indem dort nur ein so viel minderer Luftdruck erfordert wird, um die wegen der geringeren Intensität der Schwerkraft eben daselbst diesem Luftdrucke auch weniger kräftig entgegenwirkende Quecksilbersäule auf derselben Höhe zu erhalten.

Der Stoff ist diesmal so reichhaltig, daß ich mich genöthig sehe, den Bericht in mehrere Abschnitte zu theilen; ich breche demnach hier ab und lasse die Fortsetzung in Kurzem folgen.

* Man vergleiche, um Humboldts Ansprüche zu würdigen, seinen Essai sur la géographie des plantes (1807), p. 90, und die bekannte Relation historique (1815) III. 513. — Außerdem mag aber bemerkt werden, daß Muncke im Art. Barometer (in der neuen Ausgabe von Gehlers physikalischem Lexicon) den Gegenstand auch schon sehr umfassend erörtert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, August.

(Beschluß.)

Kunstausstellung.

Originalgemälde und Zeichnungen, deren Motive der allgemeinen oder heiligen Geschichte, oder Dichterwerken u. s. w. entlehnt worden, gehören auch diesmal wieder zu den

Seltenheiten. Um so mehr begrüßte ein allgemeines Willkommen die wenigen Werke dieser Art, namentlich den großen Carton von Professor Vogel, die „Verweisung des ersten Elternpaares aus dem Paradiese“ vorstellend. Der Engel ist eine sehr erhabene Gestalt; weit entfernt von Zorn und Rache, erscheint er bloß als ernster Vollzieher einer Strafe, welche als unmittelbare Folge der begangenen Schuld sich darstellt. Unverkennbar erschüttert, gehorchen sie, im drückenden Bewußtseyn der letztern, seiner Weisung. Man wollte bemerken, daß diese Zeichnung nichts Neues, daß sie vielmehr schon vor einer Reihe von Jahren auf der hiesigen Ausstellung gewesen sey. Dergleichen würde allerdings mit dem Hauptcharakter des Instituts im Widerspruche stehen. Eine jährlich wiederholte Kunstausstellung soll den jedesmaligen neuesten Zustand der Kunst andeuten und belegen. Insofern würden also sogar die besten frühern Leistungen an sich selbst dann nicht in ihren Kreis gehören, wenn sie auch noch nie zuvor darin erschienen wären. Erschienen aber darin oder nicht, würden solche Leistungen, in anderer Hinsicht, immer willkommen in ihr zu heißen seyn und ihr zu besonderer Zierde gereichen, wenn sie eine recht bedeutende Kunststufe darthäten, wie das bei dem Vogelschen Carton wirklich der Fall ist. Dergleichen Werken sollte, wenn kein Mangel an Raum dagegen sich auflehnt, der Ehrenplatz niemals verweigert werden. Um jedoch den erwähnten Hauptcharakter nicht zu verletzen, würde allemal die Zeit des Entstehens des Kunstwerks dabei im Katalog anzugeben seyn, was diesmal allerdings unterblieben ist. — Goethe's König in Thule ist der Gegenstand eines Cartons von Peschel. Der alte, sterbende Herrscher scheint eben das ihm heilige Andenken der zum Tod erkrankten Geliebten, den goldenen Becher, in's Meer geworfen zu haben, und steht dort in seinem Tiefsinne und seiner Kraftlosigkeit, von den Seinigen unterstützt. Unten erblickt man die Scene, wo die Sterbende dem Tiefbetrübten den Becher reicht, im Bilde angebracht. Die Zeichnung spricht überaus rührend an das Herz. Ohne Zweifel gehört sie zu einem Cyclus anderer, von demselben Künstler componirten, die früher im Hause des Herrn von Quandt aufgestellt waren und bestimmt sind, von dem talentvollen Verfertiger auf dem Quandtschen Landsitze in bunten Farben ausgeführt zu werden. Ein zweiter Carton von Peschel sollte Goethe's köstliches Gedicht, Geistesgruß, bildlich versinnlichen. Allein so kunstsinnig die Ausführung auch sich erweist, schien dabei der Künstler doch von den Schranken seiner Kunst verhindert, die tiefe Bedeutung der Worte des Dichters mit Klarheit darzulegen. Das Gemälde vom Director Hartmann: Bileam und dessen Eselin, ist schon früher im Morgenblatte als das neueste Werk seines Ateliers erwähnt worden, und nur beizufügen, daß die jetzige Vollendung dieses Bildes den bei dessen Anlegung gehegten Erwartungen vollkommen entspricht. Eben so war bereits von dem Ritter und der Nonne des Fräuleins Seidler unter mehreren andern vom Kunstvereine angekauften Stücken die Rede.

Zweimal schon gewährte diese Ausstellung Anlaß, von Tiecks für die bildende Kunst besonders geeigneten, sehr bedeutsamen Gesichtszügen zu sprechen. Eine dritte Gelegenheit gibt Vogels Porträt desselben: ganze Figur in Lebensgröße, im Lehnstuhl sitzend. Wer das Urbild jemals in dem Stuhle sitzen sah, der muß bewundern, wie genau der ausgezeichnete Künstler die ganze Individualität des Darzustellenden bis in die geringsten Kleinigkeiten mit dem Pinsel wiederzugeben verstanden hat. Besonders läßt das Antlitz vielleicht keinen einzigen Zug vermissen. Gleichwohl ist es, als ob irgend etwas noch fehle, als ob ein recht wesentlicher Unterschied stattfinde zwischen der Natur des Nachgebildeten und ihrer Nachbildung durch die Kunst. Meines Erachtens liegt Alles darin, daß der Künstler dem Blicke des dargestellten Auges nicht die Richtung nach dem Beschauer ertheilte. Wenn die Malerei und Zeichnenkunst überhaupt durch ein Unterlassen dieser Richtung sich in der Regel eines außerordentlichen Vortheils begibt, so muß dies bei einem Auge von so ungemein tiefer Bedeutung, wie das Tieckische, ganz besonders der Fall seyn. Ist es doch, als ob Tiecks Gesichtszüge durch seinen auf uns gerichteten Blick erst das ganze volle, innere Leben gewännen, der schönen Landschaft gleich, welche gerade ihres frischesten, höchsten Reizes so lange entbehren muß, als der Strahl der Sonne sich nicht über sie ausgießt. Unbegreiflich, daß ein Künstler von solchem Range, wie Vogel, die Unmöglichkeit übersehen konnte, Tiecks Bildniß, sich und Andere befriedigend, zu malen, ohne von der ganzen Schönheit seines Auges unbeschränkten Gebrauch zu machen. Daß er es vermag, die volle Magie des menschlichen Blickes seinen Kunstschöpfungen einzuhauchen, davon zeugt bereits manches treffliche Werk dieser Künstlerhand. Ja, überzeugender kann sein Genius diese Wahrheit kaum bestätigen, als durch ein anderes, ebenfalls zur jetzigen Ausstellung von ihm beigetragenes Kunstwerk, ein Kniestück, dessen hohe Vollendung vielleicht noch nach vielen Menschenaltern als ein Ehrendenkmal unserer Zeit in diesem Kunstzweige genannt und herausgehoben werden wird. Es ist das Bild des Prälaten vom Kloster Osseck in Böhmen. Vor der innern Naturwahrheit dieses Kunsterzeugnisses verschwindet jedes Andenken an Zeichnung und Färbung. In dem befahrten, ausdrucksvollen Gesichte liegt uns die ganze innige Verschmelzung von Fleisch und Geist, von Seele und Körper vor. Eine besondere Macht übt vorzüglich der Blick des uns zugekehrten geistvollen Auges über uns aus. Unser eigener Blick glaubt durch dasselbe bis hinunter in die geheime Werkstatt der Seele des Dargestellten dringen zu können. Dazu ist's, als ob die Lippen sich so eben zu einer von seinem Auge bereits eingeleiteten Anrede öffnen müßten.

Das Landschaftfach ist abermals gut bedacht worden, besonders auch mit vielen Darstellungen nordischer Natur. Die Namen Dahl, Wagner, Oehme, Zimmermann, Friedrich, Goldstein, Spaarmann, Faber, Hammer u. s. w. werden von Neuem durch ihre Werke empfohlen. Von der einen zweier ungewöhnlich großen Landschaften des Professors Dahl wird ebenfalls, wie von Vogels Carton, behauptet, sie sey schon auf einer frühern Ausstellung erschienen. Vielleicht ist es aber doch nur eine ähnliche gewesen. Wie sich dies indessen auch verhalten möge, so verdient der Künstler unbedingten Dank, denn gerade diese Landschaft mit ihrem Wasserfalle und der oben durch die Bäume blitzenden Lichtlinie bietet eine besonders anmuthige Composition. — Für das Genre hat die Ausstellung in Hinsicht auf die Zahl der Stücke bis jetzt weniger gethan, als gewöhnlich. Doch dürfen die Namen von Hanzsch, Most, Georgi und Anderer für vorzügliche Leistungen. Wir finden vielleicht das nächste Mal Gelegenheit, einige derselben ausführlicher zu besprechen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 206:

Das Wasser.

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 88 und Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 210.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 1. September 1836.

Von Frau'n und Männern eine schöne Gilde.

Platen.
An Schelling.

Graf Platen in Erlangen.

Graf August von Platen Hallermünde wurde am 25. October 1819 in Erlangen immatriculirt. Von diesem Tage an hat er fast sieben Jahre dort gelebt; der größere Theil seiner Poesien ist da entstanden; mit der Publication des in Erlangen erschienenen ersten Heftchens seiner Ghaselen begann er seine schriftstellerische Laufbahn. Er kam von Würzburg, wo Johann Jakob Wagner, der überhaupt als anregender Lehrer außerordentlich wirkte, auch auf ihn Eindruck gemacht hatte. In den Würzburger Aufenthalt fiel die erste träumerische, phantastische Periode seines poetischen Lebens. Man erzählte sich, wie diese Stimmung dort bei ihm auch äußerlich in Tracht und Betragen, z. B. an dem Epheukranze der Mütze ꝛc. sichtbar geworden sey. Spuren davon hatten sich noch erhalten, da er bei uns ankam; es war einiges Sonderliche in seiner Erscheinung. Sein feines, dunkelblondes Haar hatte er lange wachsen lassen, es war ihm aber nicht in Locken auf Schultern und Nacken gefallen, sondern stand ihm sträubend vom Kopfe ab. Eine schmächtige Gestalt unter Mittelgröße erschien noch kleiner durch den kurzen, grünen Sommerüberrock, der sich ihm enge anschloß. Der obere Theil seines Kopfes war bedeutend. Stien und Nase erinnerten etwas an Goethe's Gesicht, doch lag in dem reinen hellblauen Auge eine leichte Neigung zu einem schiefen Blick. Er ging leicht und meist schnell; in seinem Benehmen lag etwas Edles, Selbstbewußtes; mit Freunden war er vertraut, herzlich. Seine Anhänglichkeit war unbeschreiblich, sein Gespräch immer bedeutend, im Streite oft von überwallender Heftigkeit.

Er war nach Erlangen gegangen, weil einige bedeutende Männer, die damals dort lebten, ihn anzogen. Unter diesen Männern stand Schelling oben an, der nach einem mehrjährigen Aufenthalte in München das Bedürfniß gefühlt hatte, in ruhiger Zurückgezogenheit sein philosophisches Werk zu vollenden. Auf einer Durchreise hatte er Erlangen gesehen, Schuberts Nähe war ihm erwünscht, Pfaff war sein academischer Freund. So kam er nach Erlangen und hat eine Reihe von Jahren da verlebt. Er bildete einen Anziehungspunkt für Fremde. Einige von denen, welche Platen besonders interessirten, waren durch Schelling nach Erlangen gezogen worden. In Schellings Hause mußte den Dichter Alles anziehen: die Frau, als Pauline Gotter bereits von Goethe ausgezeichnet, eine treffliche Hausfrau, von großem Verstande und dem entschiedensten Charakter, geistreich, auf jede ästhetische Unterhaltung eingehend, mit mütterlicher Würde eine angeborene Anmuth vereinigend; die Kinder noch in der Entwicklung, liebliche Mädchen in strenger,

edler Zucht, lebhafte Knaben; der Vater in der colossalen Arbeit für die Vollendung seines Systems, Abends und auf den Spaziergängen dem Gespräche über die verschiedensten Gegenstände der Wissenschaft, der Kunst, der Politik, des täglichen Lebens sich gerne hingebend, immer bedeutend, scharf, anregend und gegen aufrichtige, ernstgesinnte, strebende Menschen von bezaubernder Herzlichkeit. Hier fand sich Platen wie der Sohn vom Hause, anerkannt, gefördert, aufgemuntert, und wenn es Noth war, gescholten.

Schellings Hause fast gegenüber wohnte Schubert, und auch in dessen Hause lebte Platen als ein Glied der Familie. Schubert arbeitete von frühester Tageszeit an den ganzen Morgen, und widmete Studirenden und andern Besuchen einen bedeutenden Theil des Tags. Seine Heiterkeit, seine köstliche Erzählungsgabe, sein Humor, sein Witz, ein unvergleichliches Talent des Vorlesens, außerordentliche Kenntnisse in der Naturwissenschaft und ein angelegentliches Streben zur Förderung des echten Christenthums gaben seinem Umgange ein erheiterndes, erhebendes Interesse. In ihm war nichts Finsteres, Zelotisches, sondern bei glühendem Eifer eine überströmende Liebe, und bei schärfem Blicke in die Fehler und Blößen der Menschen eine mächtige Neigung nach der Ergründung der nächtigen Tiefen in der Menschenseele. Eine heitere, kluge Frau, die unermüdliche Reisegefährtin des Gatten, leitete mit fester Hand den Haushalt; in ihr erschien die freundlichste Gastlichkeit personificirt. Eine liebliche Tochter, eine lebendige Pflegetochter vollendeten, Beide auf der Grenze des Kindesalters, diesen anziehenden Kreis.

Schubert bewohnte ein Haus für sich. In dem Garten versammelten sich an bestimmten Abenden die Studirenden, die er besonders mochte; da saßen sie an dem langen Tische in einer Art von Laube, plauderten, sangen, rauchten, tranken. Bei diesen Versammlungen fand sich denn auch Platen regelmäßig ein, Pfaff immer. Dieser höchst eigenthümliche Mann, ein Humorist im schönsten Sinne des Worts, und von einer seltenen Frische und Jugendlichkeit des Geistes, hatte den empfänglichsten Sinn für alles Große und Aechte. Indem er nur von den Bestrebungen der Meister in Wissenschaft und Kunst eigentlich theilnehmende Kunde genommen, war es ihm geläufig geworden, in beiden die höchsten Leistungen zu fordern; in der Geschichte hatte ihn das Leben der Völker in großem Sinne angezogen, und er verfolgte mit glühender Theilnahme alle Schritte der Gegenwart. Er hatte sich mit weitgreifenden Sprachstudien viel beschäftigt, war ein ausgezeichneter Mathematiker und mit Leidenschaft physischen und astronomischen Forschungen und Combinationen ergeben. Er hatte der Hieroglyphik die gründlichsten Studien gewidmet, und die Astrologie in großem Sinne aufgefaßt. Eine solche Individualität mußte einem Dichter zusagen, der mit Ernst nach dem Höchsten strebte, und von ihr erkannt und geliebt werden. Pfaff fand man immer lebendig, witzig, jeder Wendung des Gesprächs mit Lebhaftigkeit folgend, ein ungemeiner Spürsinn war bei ihm mit unendlicher Gutmüthigkeit und Schüchternheit verbunden. Platen fand sich bei ihm im Elemente des Dichters um so mehr, da die Hausfrau für einen solchen Mann geschaffen erschien. An sinniger Empfänglichkeit, an treffender Beobachtung, an lebendiger Darstellung, an Reichthum köstlich vorgetragener, meist würtembergischer Anekdoten, an Toleranz und Theilnahme wüßte ich ihr nicht leicht Jemand zu vergleichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Türkei.

Die eben erschienene Reisebeschreibung des englischen Majors Temple: Excursions in the Mediterraneans Greece and Turkey, gehört zu den in neuerer Zeit auffallend häufigen Werken, in welchen von englischer und französischer Seite die türkischen Verhältnisse in jeder Beziehung ungleich günstiger dargestellt werden, als von frühern Beobachtern. Es ist dies in politischer Beziehung nicht ohne Bedeutung. Wir theilen Einiges aus dem Buche mit. Die Leser, welchen die Organisation des türkischen Heeres gleichgültig seyn möchte, bitten wir um Nachsicht im Interesse des Militärs, der Onkel Tobys und militärischen Dilettanten, deren Zahl nicht gering ist, und die sich just an Details ergötzen.

* * *

Constantinopel. Straßen und Buden.

Um zehn Uhr Morgens fuhren wir gewöhnlich von Pera nach Constantinopel hinüber und wanderten durch die Bazars und Bezesteens; denn Morgens sind sie sehr voll und bieten Manches dar, was für den Fremden Interesse hat. Um drei Uhr werden sie geschlossen, leeren sich aber schon eine gute Weile vorher. Um diese Zeit gingen wir dann gewöhnlich in ein Kabab oder Speisehaus, deren es viele, sehr gute und reinliche gibt, und aßen köstliches Hammelfleisch, das in kleine Würfel zerschnitten, an feinen Spießen gebraten und mit Schnitten von Artischoken und dergleichen vermischt wird; dazu kam eine kleine Schüssel mit Salade, die aus einer Menge klein geschnittener Kräuter bestand. Das Getränke war reines Wasser oder Sorbet; jenes zog ich vor. Wein ist in diesen

Häusern nicht zu haben, wohl aber in eigentlichen Weinschenken, wo es in der Regel interessante Auftritte zu beobachten gibt; namentlich sieht man da den würdevollen, scheinbar so scrupulosen Muselmann gemüthlich gewaltige Becher Wein, noch öfter aber Gläser mit gebrannten Wassern leeren. Andere Male stillten wir unsern Appetit in den Buden der Kuchenbäcker. Ich bin durchaus kein Freund von süßen Speisen, aber die Türken verstehen sich so vortrefflich auf ihre Zubereitung, sie wissen ihnen solche Mannichfaltigkeit zu geben, und sind dabei so ausnehmend reinlich, noch weit mehr als Engländer oder Holländer, daß ich mich oft verführen ließ, in die vollen Krystallgefäße tüchtige Lücken zu machen.

Auf unsern häufigen Gängen durch die Stadt, und nicht selten waren wir ohne alles Gefolge, widerfuhr uns nie die geringste Unannehmlichkeit; im Gegentheil war das Volk im Allgemeinen auffallend höflich, und oft wich man in die Mitte der Straße aus, um der christlichen Dame auf dem Fußpfad Platz zu machen. Allerdings kam es ein paar Mal vor, daß Weiber, welche ungewöhnlich neugierig seyn mochten, Lady Temple den Schleier aufhoben, um ihr Gesicht zu betrachten. Außerdem erlebten wir aber auch nichts, was nur entfernt an Grobheit grenzte, und selbst jene Weiber gingen, wenn sie einmal wußten, wie ein fränkisches Weib eigentlich aussieht, grüßend und mit höflichen Worten ihres Wegs.

Der Sultan.

Wir fuhren von Therapia nach Stambul zurück, und da es Freitag war, hielten wir bei Yenikeui an, um den Sultan zu sehen, der die Kirche des Dorfes besuchen wollte. Die ganze Küste von Therapia bis an das Dorf war mit Truppen besetzt, und überall flatterte die einfache, aber schöne Flagge der Osmanlis lustig im Wind. Wir legten vor dem Quai an, wo Sultan Mahmud landen sollte. Bald verkündete das erst ferne, allmählich näher kommende Freudengeschrei der Truppen, daß Se. Majestät nahe, und nicht lange, so kam die kaiserliche Barke auf uns zugeflogen. Ihre Geschwindigkeit erschien wirklich erstaunlich; sie war in größerem Maßstab, aber in denselben Verhältnissen gebaut wie die gewöhnlichen Kaiks, wurde aber von vierzehn athletischen, gewandten Ruderern geführt. Die Leute trugen weite, weißgestreifte seidene Hemden, weiße baumwollene Shelwars oder Pumphosen bis an's Knie, und die kleine rothe Kappe. Das Boot war einfach schwarz bemalt, am Spiegel und am scharfen, lang ausgezogenen Vordertheil je ein vergoldeter Adler mit ausgebreiteten Schwingen. Am Steuer saß ein alter Türke mit einem großen, wallenden grauen Bart und einem prachtvollen asiatischen Turban. Dieser Steuermann ist der einzige Beamte in des Sultans Dienst, der, trotz der neuen Reformen in der Kleidung, diesen trefflich kleidenden Kopfschmuck behalten darf. Das Boot fuhr nur drei Ellen von dem unsrigen vorbei, und so konnten wir den großen Padishah ganz genau sehen. Er trug einen dunkelgrünen Rock, Kragen, Aufschläge und Taschenklappen scharlachroth und reich mit Gold gestickt, und goldene Achselschnüre; die Beinkleider von derselben Farbe, mit goldenen Streifen an der Seite; an den schwarzen europäischen Stiefeln hatte er messingene Sporen und an einer goldgestickten Reiterkuppel einen Säbel mit einem Korb. Den Kopf bedeckte ein reiches rothsammtenes Fez mit einer ungeheuern goldenen Troddel. Diese Beschreibung mag wohl allzu sehr einer Militärschneidersrechnung gleich sehen; allein die neuerlich angenommene fränkische Uniform ist kein unwichtiger Punkt im neuen türkischen System, und so mögen diese Einzelnheiten nicht ganz ohne Interesse seyn, besonders wenn wir in Gedanken die Zeiten Selims I. oder seines Sohnes Suleiman I., zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, mit den jetzigen Verhältnissen unter Mahmud vergleichen. — Obgleich drei, vier Offiziere, jedes Winks gewärtig, neben dem Sultan saßen, so hielt er doch mit eigenen kaiserlichen Händen einen Sonnenschirm von rosenfarbiger Seide über seinem Haupte.

Sultan Mahmud ist ohne Widerspruch ein sehr hübscher Mann: schöne, verständige schwarze Augen, glückliche, männliche Züge, die ihre Farbe vielmehr vom Bivouac, als von der schwelgerischen Weichlichkeit des Harems zu haben scheinen, breite Brust und Schultern. Die Beine stehen aber zu dem obern Körpertheil in keinem guten Verhältniß, und dies rührt, wie bei den meisten Türken, von der Art zu sitzen her. Sein Bart ist einer der schönsten, schwärzesten, die ich je sah. Als er an's Land stieg, ward er von einem zahlreichen Stab empfangen, die Musik spielte den Sultansmarsch, die Kanonen der benachbarten Forts, wie die auf der asiatischen Seite donnerten, die Offiziere riefen, sich verneigend, seine Ehrentitel, und die Truppen präsentirten das Gewehr, und zwar auf eine Manier, die mir großen Spaß machte; denn während der Mann mit der linken Hand das Gewehr präsentirt, legt er, auf französische Weise salutirend, die rechte an die Stirne. Ein reich geschirrtes Pferd stand bereit, er saß aber nicht auf, sondern ging zu Fuß nach der Moschee, wobei Priester vor ihm her Weihrauch verbrannten. — Von der Moschee weg stieg er zu Pferde und ritt in das Wiesenthal von Unkhiar-iskelleh, und hier galoppirte er herum und zeigte seine Reiterkünste. Er sitzt sehr gefällig und fest im Sattel, und hat sichtbar eine gute, leichte Führung. Er ritt mit langen Steigbügeln, wie wir. Er soll sich ganz gut auf Reitereimanövers verstehen, und macht

sich oft das Vergnügen, seine Schwadronen manövriren zu lassen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Der Triumphbogen de l'Etoile.

Die berühmte Feier der Julitage hatte diesmal ein eigenthümliches Gepräge. Im vorigen Jahre ward sie bekanntlich auf die fürchterlichste Art unterbrochen und gestört, und in ein Trauerfest verwandelt. Diesmal konnte weder Regierung, noch Volk zu einem reinen Genusse kommen, und auch das jezige Fest war mit den der vier ersten Jahre nach der Revolution nicht zu vergleichen. Alibands Mordversuch schwebte der Regierung noch lebhaft vor dem Gedächtnisse. Die liberalen Tageblätter beklagten sich bitter, daß das diesjährige Fest nur geringe historische Bedeutung habe; denn die Haupttodtenfeier wurde in der Invalidenkirche nicht für die im Juli 1830 im Freiheitskampfe Umgekommenen, sondern für die im vorigen Jahre durch Fieschi's Höllenmaschine Getödteten gehalten. In den übrigen Kirchen fand nur ein gewöhnliches Seelenamt statt; alles Gepränge war für den Gottesdienst in der Invalidenkirche aufgespart. Dort war ein prächtiges Castrum doloris errichtet, dort war Alles schwarz behangen, dort war die Beleuchtung, Musik, der Kirchenornat glänzend, dort waren die öffentlichen Behörden eingeladen. Das Volk besuchte an diesem Tage, wie in den vorigen Jahren, die Gräber, worin die an den Julitagen 1830 gefallenen Kämpfer ruhen; diese Gräber waren denn auch reichlich geschmückt, aber an einem Denkmale für diese Gefallenen fehlt es noch immer. Es heißt, das eiserne Monument, das ihnen auf dem Bastilleplatze errichtet werden soll, könne erst in einem Jahr vollendet werden. Die Eisengießerei hat, wie es scheint, bedeutende Fortschritte in Frankreich gemacht, und jenes Denkmal wird ein Meisterstück derselben werden. Thiers versicherte einmal in einer Versammlung von Deputirten, man sey auch im Auslande so aufmerksam auf diesen Guß geworden, daß bereits mehrere wichtige Bestellungen an den Unternehmer gelangt seyen. Wenn dies Denkmal fertig ist, so kann die Regierung die Inauguration desselben zu einem Hauptmomente der Jahresfeier der Julitage machen. Am zweiten Tage hatte die Regierung ein vortreffliches Mittel gefunden, dem Volksgeiste eine andere Richtung zu geben; an diesem Tage wurde nämlich der im Jahr 1806 von Napoleon angefangene Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile aufgedeckt; denn eine feierliche Weihe fand dabei nicht statt, und es bedurfte derselben auch nicht; das Volk war vergnügt, den 30jährigen Bau dieses riesenhaften Bogens endlich vollendet, und das prachtvolle Denkmal in seiner Schönheit sich erheben zu sehen. Große Bauten pflegen hier wie überall langsam vorzurücken, und durch Kriege und andere unglücklichen Begebenheiten unterbrochen zu werden. So ist es auch diesem Triumphbogen ergangen. Sogleich nach der Schlacht bei Austerlitz wurde mit dem Bau angefangen, und in den ersten Jahren ging es rasch vorwärts; aber seit dem Jahr 1812, da man das Geld zu Feldzügen brauchte, geriethen die Arbeiten in's Stocken. Die Restauration sah die Napoleonschen Siegesdenkmäler mit scheelen Augen an, und that wenig, sie zu vollenden. Nach dem Jahr 1825 kam derselben der Gedanke, aus dem angefangenen Triumphbogen ein Siegesdenkmal des heillosen Feldzugs in Spanien zu Gunsten der uneingeschränkten Herrschaft zu machen. Es ist gut, daß dieser Einfall nicht zur Ausführung gekommen ist; denn hätten die Künstler den Bogen mit Anspielungen auf den Umsturz der Verfassung in Spanien bekleidet, so würde im Jahr 1830 nach der Vertreibung Karls X. das Volk das Denkmal vermuthlich niedergerissen oder doch verstümmelt haben. Aber nach dem Sturz dieser Regierung wurden die unter Napoleon bereits ziemlich weit vorgerückten Arbeiten rasch fortgesezt, und der Bogen im Ganzen nach dem ursprünglichen Plane vollendet; einzelne Theile haben allerdings, da Chalgrin, der erste Baumeister und Verfertiger des Planes, bereits todt war, unter den folgenden Baumeistern Veränderungen erlitten, die nicht allgemein gebilligt werden. So hat man an dem Gesimse kleinliche Verzierungen angebracht, welche zu sehr die jezt herrschende Vorliebe für den Styl der sogenannten Renaissance verrathen, und sich mit dem einfach strengen und antiken Style des Ganzen nicht wohl vertragen. Auch ist der Triumphbogen minder großartig ausgefallen, als er Anfangs errichtet werden sollte. Die Grundlage dazu ist ungeheuer, und nun leider unnüz verschwendet; denn nur auf einem Theil derselben ruht das vorhandene Gebäude, das nur einen einzigen Bogen in der Mitte hat; wahrscheinlich sollten ursprünglich noch zwei Seitenbogen angebaut werden, das Ganze sich also weit mehr ausbreiten, als jezt geschehen ist. In der That ist es dem Beschauer sogleich auffallend, daß ein so kolossaler, mit Bildhauerarbeit so reich verzierter und in architektonischer Hinsicht so kunstreich erbauter Triumphbogen dadurch von den meisten Denkmälern dieser Art abweicht, daß er nur einen einzigen Bogen hat. Man fühlt eine gewisse Unvollkommenheit, obschon sich für dies dunkle Gefühl kein anderer Grund angeben läßt, als daß man gewohnt ist, bei großen Triumphbogen einen hohen Eingang in der Mitte und zwei Seitengänge mit niedrigeren Bogen zu sehen; aber freilich erreicht dieser einzige Bogen bei dem neuen Denkmale an der Barrière de l'Etoile eine Höhe, wie kein anderer. Schon wenn man eine halbe Meile auf der Neuillyer Landstraße vom Triumphbogen entfernt ist, kann man darunter weg sehen. Sehr schön nimmt es sich aus, wenn man aus dem Tuileriengarten, ½ Meile von der Barrière, durch die Bogenöffnung hindurch jezt im Sommer die Sonne untergehen sieht. Ueberhaupt hätte sich kein Ort besser zur Errichtung eines Triumphbogens auffinden lassen, als der, welchen man gewählt hat. Eine schnurgerade Linie führt eine Meile lang zwischen breiten Alleen, durch den Tuileriengarten, den Concordeplatz und die Champs élysées bis zur Barrière de l'Etoile, und von da die Landstraße hinauf bis zur Seinebrücke bei Neuilly. Zwei Personen, von denen eine unter dem mittlern Eingang des Tuilerienschlosses, und die andere auf der Neuillyer Brücke stände, würden also den 158 Schuh breiten und 152 Schuh hohen Triumphbogen gerade vor sich haben, und sich durch die Bogenöffnung allenfalls vermittelst eines Fernrohres beschauen können. In den Champs élysées ist die Landstraße so breit, daß der Triumphbogen ganz bequem gesehen werden kann, und seiner kolossalen Größe halber scheint er viel näher zu stehen, als er wirklich steht; und da in den Champs élysées der Boden nach der Barrière de l'Etoile hin sich immer mehr erhebt, so befindet sich der Triumphbogen auf dem höchsten Punkte dieses Stadttheils. Dazu kommt, daß er mit dem ohnehin arandiosen Eingange der Stadt von dieser Seite her völlig übereinstimmt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 211.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 2. September 1836.

Come, manage me your caliver! So: — very well! — go to!
very good, exceeding good!

Shakespeare.
Henry IV.

Aus der Türkei.

(Fortsetzung.)

Die türkischen Truppen.

Als wir den Atmeidan oder Hippodrom besuchten, exercirte eben ein Bataillon der Nizam-Jedeed oder neuen Truppen. Ich sah sie zum ersten Mal unter dem Gewehr, und bedachte man die Sprödigkeit des Materials, und wie kurz erst die Leute ausgehoben waren, so erschien, was geleistet wurde, recht erträglich. Die Linie, drei Glieder hoch, war, wenn Halt gemacht wurde, nichts weniger als gerade; aber im Marschiren richtete sie sich zu meiner Verwunderung ganz ordentlich; das Formiren der Colonnen, die Abstände, die Schwenkungen waren recht gut, jedenfalls weit besser, als ich es erwartet. Lange nicht so befriedigend war indessen das Aussehen der Leute selbst, meistens junge, milchbärtige Bursche, und man schien lediglich nicht daran gedacht zu haben, sie nach der Größe zu stellen: oft sah man einen Burschen von fünf Fuß zwischen sechs Fuß hohen Männern, und umgekehrt. Die Kleidung besteht aus einer blauen Jacke mit rothem Kragen und Aufschlägen ohne Schöße, blauen Kosakenhosen und schwarzem Lederwerk; die Unteroffiziere tragen Seitengewehre. Viele Bajonette waren mit Gold eingelegt. Kommandirt wurde mit französischer Betonung.

Später hatte ich vielfache Gelegenheit, die verschiedenen Truppencorps kennen zu lernen; die Behörden verschafften mir mit der größten Bereitwilligkeit überall Zutritt, unter andern in's Serail, wo ein Theil der Gardereiterei im Quartier liegt. Sie wird zwei Mal wöchentlich exercirt, und ich begleitete dahin den Obersten Calosso, einen Piemonteser, den Exerciermeister des Sultans selbst und seiner Reiterei, in der Armee Rustam Bei genannt.

Die Garde bilden drei Regimenter Reiterei und drei Regimenter Fußvolk; dieses Corps hat den alten Namen „Bostanjis“ beibehalten. Die Linie besteht aus neun Regimentern zu Pferd und sechzehn zu Fuß. Die Reiterregimenter haben sechs Schwadronen zu sechs-und-neunzig Pferden. Die Flügelschwadronen sind als Lanciers organisirt. Die Mannschaft ist mit Säbeln, einem in keinem Schuh steckenden, sondern frei am Tragriemen hängenden Karabiner und zwei Pistolen bewaffnet. Die Pferde sind klein, aber rasch; sie kommen meistens aus der Moldau und aus Bosnien, und haben bis jetzt den Sultan sehr wenig gekostet, denn er bekommt sie meistens von den Paschas und reichen Privaten zum Geschenk. Sie werden eben nicht sehr sorgfältig gehalten, aber die angewiesene Fourage ist zureichend. Sattel und

Zeug sind englisch, und zwar nach Husarenordonnanz; aber statt unserer zusammengelegten Decke brauchen sie Filz in mehreren Lagen, was nach ihrer Erfahrung das Pferd am besten vor dem Gedrücktwerden schützen soll. In der Haltung der Mannschaft zu Pferde war keine große Uebereinstimmung zu bemerken, und dies kann bis jezt auch nicht wohl seyn, wenn man bedenkt, wie sehr die neue Weise von der alten nationellen abweicht. Die Offiziere und Viele von der Mannschaft geben sich indessen alle Mühe, sich den neuen Sitz anzugewöhnen, und paradiren gewaltig damit, wenn es ihnen gelungen. Den Leuten scheint dabei vorzüglich der Umstand zuwider, daß sie Stege an den Beinkleidern tragen müssen; denn ich bemerkte, wie die Meisten, wenn sie es gelegentlich unbemerkt thun konnten, sich bückten und sie aufknöpften, so daß in kurzer Zeit gar manches nackte Bein sichtbar wurde, indem die Beinkleider aufstrupften.

Die Uniform der Gardeoffiziere besteht in blauen Jacken und Beinkleidern, jene nach Husarenweise mit Goldschnüren bedeckt. Die Mannschaft hat neben den rothen Aufschlägen drei rothe Sterne oder Sonnen zu jeder Seite der mittlern Knopfreihe, und an den Beinkleidern doppelte rothe Streifen. Offiziere und Mannschaft tragen das einfache rothe Fez.

Der Exercierplatz im Serail liegt zwischen dem Hirschpark und der Theodosiussäule. Der Sultan verwendet gegenwärtig nicht mehr so viel Zeit auf das Exercitium seiner Reiterei als früher; seine Freistunden sind vornehmlich literarischen Gegenständen, namentlich dem Studium der arabischen Poesie gewidmet; er selbst soll recht gut schreiben, und die Hatticherifs, die sich größtentheils durch kräftigen, eleganten Styl auszeichnen, sind von ihm selbst verfaßt.

Rustam Bei ließ die Truppen im Serail zwei Stunden täglich sehr viele, zum Theil sehr verwickelte Manövers ausführen, meist im kurzen Galopp oder scharfen Trab. Ich war ganz erstaunt, wie präcis im Ganzen Alles ging; bei den Chargen vermißte man, in Folge der sehr verschiedenen Qualität der Pferde, allerdings das gehörige Ensemble, aber der Schritt war gut. Für die Zuschauer war das Ding ziemlich ängstlich; denn wir hielten mit der Pferdekrupe dicht an der Mauer, und es ward nicht eher Halt gemacht, als bis die Mizraklus (Lanciers) diese Mauer mit den Lanzenspitzen berührten. Nicht selten beschlich mich die Besorgniß, eine Lanzenspitze könnte mir durch den Leib fahren, statt rechts oder links vorbei. So ein wilder, ungestümer Bursche hätte Lust bekommen können, einen Ungläubigen zu durchbohren, und er durfte nachher nur sagen, er habe vor Staub nicht sehen können; ich bekam indessen nie mehr zu spüren, als daß mir die Fahnen den Staub aus dem Schnurrbart schlugen. — Das Reglement ist einem vor einigen Jahren in Frankreich eingeführten entlehnt. Im Ganzen macht die Mannszucht und die Dressur der Leute dem Obristen Calosso die größte Ehre, besonders wenn man bedenkt, mit wie vielen und mächtigen Vorurtheilen er Anfangs zu kämpfen hatte. Mehrere dieser Regimenter haben sich im lezten Krieg sehr ausgezeichnet und bei verschiedenen Gelegenheiten ganze russische Corps aufgerieben. Einmal marschirte eines der Reiterregimenter auf einem hohen, sehr langen Straßendamm, da stieß es auf drei russische Bataillons; es griff unverzüglich an, hieb das erste in Stücken, durchbrach das zweite und trieb das dritte vor sich her; eine Waffenthat, die jeder Reiterei Ehre machte. Die Löhnung der Offiziere und Soldaten ist für die Landesverhältnisse hoch; so z. B. hat der Obrist 1200 Piaster (192 fl.) monatlich; außerdem erhält er von der Regierung Pferde, Kleidung, Rüstung, Rationen, kurz Alles geliefert.

(Die Fortsezung folgt.)

Platen in Erlangen.

(Fortsezung.)

Platen hatte, da er nach Erlangen kam, eine heitere Wohnung am großen Markte genommen, und hat sie nie verändert. Sie bestand aus zwei in einander gehenden Zimmern. In dem äußeren fand sich der größere Theil seiner Bücher, unter diesen besonders eine sehr gewählte Sammlung von Dichtern aus den verschiedensten Sprachen, da er griechisch, lateinisch, portugiesisch, spanisch, italienisch, englisch, französisch, holländisch, schwedisch und dänisch mit gleicher Leichtigkeit las. Von den slavischen Sprachen hatte er angefangen böhmisch zu treiben, es aber wieder fallen lassen. Welche feste, entschiedene Richtung er hatte, sah man auch aus seinen Büchern. Sie waren das erste Bedürfniß, das er berücksichtigte. Er konnte Monate lang sparen, um ein Hauptwerk anzuschaffen. Dann hatte er die Maxime, sich immer nur mit Einem Gegenstande mit ganzer Kraft zu beschäftigen. So hat er z. B. mit unglaublicher Anhaltsamkeit die große griechische Grammatik von Matthiae durchgearbeitet, was ihm bei seinen Studien der griechischen Dramatiker sehr zu Statten kam. Er betrieb seine Arbeiten von den frühesten Morgenstunden an. Einen Theil des Tags verbrachte er dann auf einsamen Spaziergängen, im Kreise seiner Freunde oder in den Häusern der Bekannten. Das Bad im Sommer, der Eislauf im Winter waren ihm Lieblingserholungen. Einen Sommer hat er in einem Gartenhause in der Nähe der Stadt, auf einsamer, baumreicher Höhe, in Studien und Composition

verlebt, und war da nur einmal durch die Entwendung eines Theils seiner Mobilien verstimmt worden.

Platen hatte, als er in Erlangen ankam, noch nichts drucken lassen. Was er bis dahin gedichtet, hatte er in ein Heft zusammengeschrieben, und so wie er einen ihm zusagenden Bekannten gefunden hatte, konnte man darauf rechnen, daß er beim nächsten Besuche dieses Heft mitbringen und zum lesen dalassen werde. Der Entschluß, dem Publikum eine Probe seiner Poesien vorzulegen, wurde durch eigene Verhältnisse veranlaßt, die zugleich die Wahl desjenigen, was er zuerst öffentlich gab, bestimmten. Rückerts Uebersetzungen der Mesnewi von Dschalaleddin Rumi im Frauentaschenbuche sagten Platen außerordentlich zu. Er sprach, wie er dies bei allen Gegenständen, die ihn besonders anregten, zu thun gewohnt war, gegen Freunde und Bekannte sein Entzücken aus. Je mehr er sich damit beschäftigte, um desto mehr fühlte er sich zur eigenen Produktion, zur Nachbildung aufgeregt. Es konnte aber bei einem Jünglinge von Platens Sinn und Streben von keiner oberflächlichen Nachahmung die Rede seyn. Er fühlte sich aufgefordert, dieser neuen Erscheinung, die ihn so sehr in Anspruch nahm, auf den Grund zu gehen. Er war schnell entschlossen, persisch zu lernen, und dem Entschluß folgte die Ausführung auf der Stelle. Nun begann das lebendigste Treiben, vorerst nach Büchern. Grammatik, Wörterbuch, Texte mußten herbeigeschafft werden. Es fanden sich die Grammatiken von Wilken und Dombay, die von Rzewusky herausgegebenen Ghaselen von Hafis kamen auch bald zur Hand. Man wandte sich an die Bibliotheken in Nürnberg und Bamberg mit Anfragen. Es wurde schon an ein Verhältniß mit v. Hammer gedacht, vor Allem aber richteten sich die Blicke auf Rückert, der als Sprachgewaltiger bereits bekannt, dessen metrische Ueberlegenheit erprobt war, und an dem Platen, obwohl eben in jener Zeit die Theilnahme des Publikums von Rückerts Produktionen sich abgewendet hatte, in der Ueberzeugung von der poetischen Vollendung des von ihm Geleisteten fortwährend im Stillen festhielt. Mit großer Unbequemlichkeit bediente man sich eine Zeit lang des Castellischen Lexicon heptaglotton zur Londoner Polyglotte. Da das Studium aber tiefer ging, eine Handschrift von Hafis aus Wien, von Rückert ein Stück seiner Abschrift des Schahnameh erwartet wurde, mußten Mittel geschafft werden, das große arabisch-persisch-englische Wörterbuch von Richardson zu kaufen. Es war ein Festtag, da es ankam. Das Studium ging nun eifrig weiter. Daneben versuchte sich der Dichter in Nachbildungen. Es entstanden die ersten Ghaselen. Sobald eine fertig war, wurde sie auf ein Blatt, das, mit einem rothen Striche eingefaßt, die persischen Manuscripte nachahmte, abgeschrieben und den Freunden gebracht, die sie noch verwahren. Als eine Anzahl von Ghaselen, so viele etwa zu einem Hefte erforderlich schienen, beisammen waren, meldete sich die Lust, sie gedruckt, sie in den Händen des Publikums zu sehen. Es mochte hiebei der Gedanke mitwirken, daß ein Fremdartiges, auf welches das Publikum indessen durch den Divan und durch Rückert schon vorbereitet war, einen lebhaftern Eindruck machen würde. Wenn Platen, wie ich glaube, so dachte, so hatte er richtig gesehen und nur in den Nebenumständen sich geirrt. Das Publikum wußte nicht recht, was es mit diesen Ghaselen machen sollte, bei denen es immer an Gazellen dachte, und die barsche Rede des Dichters in seinem Motto, daß, wer nicht wie er in den Orient zu fliegen gewagt habe, sein Büchlein liegen lassen solle, weil es ihm Geheimniß sey, verdroß Viele. Sie glaubten am glimpflichsten sich zu äußern, wenn sie sagten, daß ein Sonderling in der Literatur aufgestanden sey.

Von der Aufregung aber, in der Platen während des Drucks dieser ersten Ghaselen sich befand, ist schwer eine genügende Schilderung zu geben. Der ganze Strom seiner Wünsche und Erwartungen floß nach dieser Seite hin; es war, als ob sein Leben hier erst angehe, als ob er vom Bergesgipfel die weite, ruhmbesonnte Ebene seiner Zukunft übersehe. Da er den Druck selbst übernommen hatte, so waren nun bei gänzlicher Ungeübtheit in dergleichen Dingen Fragen die Fülle zu beantworten. Wie viele Papierproben wurden besichtigt, bis man sich endlich für das schöne Velin entschied; wie ernsthafte Betrachtungen wurden angestellt, ob Quart oder Octav gewählt werden sollte, bis man sich endlich damit beruhigte, daß das Octav, welches das Velin geben werde, groß genug sey, um mit dem Quart verwandt zu erscheinen. Fast unüberwindliche Schwierigkeiten bot das persische Motto dar, das auf die Rückseite des Titels sollte. Es wurde in Holz geschnitten, und die ersten Proben fielen so aus, daß unmöglich zu erkennen war, was diese Gestalten eigentlich bedeuten sollten; ein Stoff unerschöpflichen Lachens bot sich bei der Besichtigung jeder neuen Probe, bis man sich endlich bei der Eleganz beruhigte, wie sie gegenwärtig noch auf diesem Erstlinge Platenscher Werke, der sich aber selten gemacht hat, zu schauen ist.

Das Heftchen war endlich gedruckt, in Umschlag geheftet, versandt. Man wartete mit gespannter Begierde auf die ersten Laute der fernen Freunde und Freundinnen und des Publikums.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Der Triumphbogen de l'Etoile.

Die Landstraße nach Neuilly ist breit und schnurgerade, zu beiden Seiten der aus einem großen Eisengitter bestehenden Barrière erheben sich die beiden großen Octroigebäude, und dann gelangt man in die Champs élysées, wo wiederum Alles großartig ist, und das Kleinliche, z. B. die Kaffeeschenken, durch die Bäume versteckt wird; am Ende der breiten Straße durch die Champs élysées langt man auf dem Concordeplatz an, dem noch Vieles zur Verschönerung fehlt, auf dem aber jezt auch Hand an's Werk gelegt wird, um ihn einerseits mit dem prächtigen Marinegebäude und der Magdalenenkirche, oder eigentlich dem großen griechischen Tempel, und anderseits mit der statuenreichen Brücke und dem Palaste der Deputirtenkammer in Uebereinstimmung zu bringen. Was nun wieder den Triumphbogen betrifft, so ist derselbe in allen Pariser Tageblättern von Kunstverständigen so umständlich beschrieben worden, und auch bereits durch Abbildungen so bekannt, daß ich mich hier in die genaue Beschreibung desselben nicht einzulassen brauche. Ich will mir nur einige Bemerkungen erlauben, die sich mir beim Betrachten desselben aufgedrängt haben. Erstlich ist es erfreulich, daß diesmal der Bildhauerei, welche sonst bei den Pariser Denkmälern stets zu kurz zu kommen pflegt, und die man nur als unbedeutende Zubehör betrachtet, ihr völliges Recht widerfahren ist. Obschon nun das Denkmal reichlich mit Bildhauerei verziert ist, so ist doch keineswegs Ueberladung da; Baukunst und Bildhauerei haben sich schwesterlich die Hand geboten, und ein harmonisches Ganze, ein wahres Meisterwerk beider Künste hervorgebracht. Wenn man vor dem Denkmale steht, so scheint es freilich etwas schwerfällig, ungeachtet der Höhe des Bogens; aber in der Ferne erhebt es sich mit Leichtigkeit, und sogar mit einer gewissen Eleganz. Die Bildhauer haben sich der hohen Aufgabe würdig zu zeigen gesucht, und kräftiger gearbeitet, als sie sonst zu thun pflegen. Zwar läßt sich an einigen Gruppen noch etwas von dem hergebrachten klassischen Style, das heißt von der steifen Nachahmung antiker Stellungen bemerken, aber im Ganzen haben die Künstler sich doch an die Natur gehalten. Die Hauptsache waren die vier allegorischen Gruppen auf den vier Postamenten, nämlich zwei auf der Vorderseite und zwei auf der Hinterseite des Denkmals; denn hier stehen die Figuren großentheils ganz frei. Leider ist das Allegorische, besonders Genien und Göttinnen mit Fittigen, ziemlich abgenuzt. Wenn man sieht, wie hier Napoleon von der Siegesgöttin gekrönt wird, und wie er auch anderswo noch als gekrönter Held dastebt, so muß man über das sonderbare Schicksal des Mannes nachdenken, welcher auf den Denkmälern von Paris gekrönt wird, indessen seine Familie aus Frankreich verbannt ist. Die Figuren der vier allegorischen Gruppen sind von kolossaler Größe; dagegen haben die Figuren auf dem Basrelief, welches oben an den vier Seiten des Triumphbogens umherläuft, nur natürliche Größe; von unten gesehen, scheinen sie nur ein Viertel dieser Größe zu haben. Daß hier nichts als Schlachtgetümmel, Siegeszeichen und dergleichen zu sehen ist, versteht sich von selbst. Einige Zeitungen haben den Wunsch geäußert, man möchte doch etwas auf die Julirevolution Bezügliches anbringen; dann wäre es aber nicht mehr ein napoleonisch-militärisches Denkmal. Unter dem quer durchgehenden, den Façadebogen durchschneidenden Bogen befindet sich wiederum ein Gesimse mit historischen Basreliefs, und unter diesen sind an den Wänden die Namen der Generale und Obersten, welche sich in den Schlachten ausgezeichnet haben, columnenweise angeschrieben oder vielmehr ausgehauen, aber nicht mit goldenen Buchstaben. Die Leute, welche den Triumphbogen besuchen, lesen emsig diesen Kriegskatalog durch, der wahrscheinlich in irgend einem Ministerium nach langem Hin- und Hersinnen verfertigt worden ist. Es erfolgten aber bald so viele Reklamationen in den Zeitungen über mangelhafte Citirung und besonders über vergessene Namen, daß die Regierung sich bereits zur Anfertigung von Errata geneigt erklärt hat. Es soll also ein Supplement zu der steinernen Liste der Unsterblichen verfertigt werden; dennoch wird die Regierung Mühe haben, Jedermann zu befriedigen, und nach den ersten Errata wird wahrscheinlich Stoff zu andern geliefert werden. Es sind der Generale und Obersten, welche an den vielen Feldzügen der Franzosen Theil genommen haben, so viele, daß die großen Mauern des Triumphbogens, so breit und hoch sie auch seyn mögen, nicht hinreichen würden, die Namen alle zu fassen. Uebrigens bedeutet dieses Einschreiben wenig; denn nicht ein Ministerialschreiber ertheilt die Unsterblichkeit, und mancher der eingeschriebenen Namen ist längst schon vergessen. Diese Namen werden auch wohl nicht lange sichtbar bleiben. Der Staub, welcher in Paris bald alle Denkmäler schwärzt und der geschriebenen Unsterblichkeit unhold ist, wird nicht lange ausbleiben und den Kriegskatalog unleserlich machen. — Nun hat die Phantasie der Künstler noch etwas zu thun, um das Denkmal ganz zu vollenden. Der Triumphbogen steht nämlich zwar ganz ausgebaut da; aber man will etwas darauf haben, und so überlassen sich mittelmäßige Künstler den ausschweifendsten Gedanken, die, wenn sie wirklich zur Ausführung kämen, das Denkmal unstreitig verderben würden. Ein Vorschlag, der, wie es scheint, ziemlich viel Eingang beim Ministerium gefunden hat, besteht darin, daß oben ein ehrener Adler mit ausgespreizten Flügeln, 70 Schuh in der Länge, auf einer Kugel aufgestellt werden soll, und dieser ungeheure Adler soll aus Einem Stücke gegossen werden. Am klügsten wäre es, man ließe das Gebäude wie es ist und setze nichts darauf. Aber das Klügste wird nicht immer für's Beste gehalten, und hat der Künstler mit dem Riesenadler viel Ansehen, so sezt er die Sache durch und bekommt einige Jahre lang Beschäftigung. Es müssen dann wieder kostspielige Gerüste angefertigt werden, das Publikum wird des Anblicks des schönen Denkmals beraubt, und bei irgend einem Feste bekommt die Regierung wieder Gelegenheit, den Triumphbogen bloß des Adlers wegen zu inauguriren und lange Reden zu halten und anzuhören. Die hohen Beamten werden dann die hochtrabendsten Flosteln aus Napoleons Bulletins de la grande armée ausheben, um sich populär zu machen; denn so einen ungeheuern Verbrauch man auch in Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren von den Siegesflosteln gemacht hat, so klingen sie doch in den Ohren des Volks noch immer gut, und erinnern es an Zeiten, da ein großer Theil desselben an jenen Thaten, die jezt in Marmor und Erz verherrlicht werden, Theil nahm. Es ist daher auch ein Kunstgriff der jetzigen Regierung, daß sie dem Volke oft die Thaten des Kaiserthums vor Auge und Gemüth führt; darüber klagen bereits die liberalen Zeitungen und verlangen, man solle ihm seltener Napoleons despotische Regierung, und dagegen häufiger diejenigen Thaten vor Augen stellen, wodurch die Nation ihre Freiheit begründet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 212.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 3. September 1836.

Die frühsten Klänge meiner jungen Tage,
Da noch ich sang des Stolzes muth'ge Triebe,
Und jenen brennenden nach Ruhm und Liebe.
Platen.

Platen in Erlangen.

(Fortsezung.)

In jenen lebendigen Tagen fand man den Dichter täglich in der heitern, büchervollen Studirstube des Theologen Engelhardt, der, um wenige Jahre älter als Platen, durch ein lebendiges Interesse für die gleichen Studien mit ihm verbunden war, und dem er bis an's Ende mit treuer Anhänglichkeit zugethan geblieben ist. Da wurden dann alle nöthigen Besorgungen des Tags besprochen, Vermuthungen für die Zukunft gewagt. Die Welt lag noch in der Knospe, und es war gar nicht abzusehen, welchen Reichthum sie entfalten würde. In den Gedanken des Dichters war dieser Reichthum überschwenglich. Mit dem ersten Schritt in die Welt war seine Stellung zu ihr entschieden. Ein großer Dichter zu werden, dem Höchsten in der Poesie nachzustreben, wurde sein Lebensberuf; die Ueberzeugung, daß ihm ein ausgezeichnetes Talent geworden sey, daß ihm Ruhm gebühre, wurzelte fest in ihm. Die gewöhnlichen Urtheile über seine Produktionen wies er schneidend und stolz ab. Er hatte mehr als die größere Zahl derer, die ihn beurtheilen wollten, gedacht. Lob nahm er von allen Seiten her gern auf; das billigende Urtheil von Männern, die er im Denken sich gleich oder höher stellen mußte, machte ihn glücklich. Goethe, Rückert, Jean Paul Richter, Jakob Grimm, Niebuhr haben ihm früher oder später dieses Glück gegeben. Aber der Friede seiner Seele war eigentlich mit diesem ersten Schritte vor das Publikum gewichen. Seine Ansprüche steigerten sich immer mehr; sie gingen endlich über Alles hinaus, was die größten Dichter bei ihren Lebzeiten erreicht hatten; und da wandte er denn wohl von Zeit zu Zeit den sehnsüchtigen Blick auf jene Tage zurück, die er so unvergleichlich in den Worten geschildert hat:

Noch ungewiß, ob mich der Gott beseele,
Zu seinem Priester ob er mich geweiht,
Malt' ich die stillen Bilder meiner Seele
In glücklicher Verborgenheit.

Mit Rückert sah er sich bald in regem Verkehr. Eigentlich war es der Wunsch, über persische Metrik etwas Genügendes zu erfahren, was ihn zuerst zu Rückert trieb. Dieser Wunsch veranlaßte ihn, sich auf den Weg zu machen und mit einem Jugendfreunde, von Gruben, Rückert in Ebern zu besuchen. Von da an begann eine Korrespondenz mit Mittheilungen über die beiderseitigen Studien und Arbeiten der Dichter. In Ebern hatte ihm Rückert die Principien der persischen Metrik mitgetheilt, die einen empfänglichen Boden in diesem gebornen Metriker, in diesem für den Wohllaut ganz und durchaus organisirten Dichter fanden. Platen blieb

fortwährend in der raſchen Thätigkeit des Producirens. Die Proben wurden auch an Rückert geſandt, der aufmunterte, das Licht nicht unter den Scheffel zu ſtellen. Wie viel ein freudig anerkennender, aber durchaus ſtrenger, das Höchſte fordernder Cenſor für ein Talent wie Platen ſeyn mußte, läßt ſich denken.

Vor den Herbſtferien des Jahrs 1824, welche Platen bei ſeinen Eltern in Ansbach zubringen wollte, war er mit Schelling auf die außerordentliche Fruchtbarkeit der griechiſchen Dramatiker zu reden gekommen. Schelling hatte geäußert, daß Platen gut thun würde, ſich nach dieſen Muſtern zu verſuchen. Dieſe Aeußerung machte einen großen Eindruck auf Platen. Bereits lag der Stoff eines Schauſpiels in ihm; er hatte das Sujet von Cendrillon mit der Sage von der Verwünſchung zu hundertjährigem Schlafe verbunden und dadurch den Stoff ſeines gläſernen Pantoffels erhalten. Den Erlanger Freunden hatte er nichts davon vertraut. Dieſe erhielten die erſte Kunde von dem neuen Werke durch den Schweden Kernell, der von einer Reiſe nach Erlangen zurückkehrend, über Ansbach gegangen war, um Platens Eltern kennen zu lernen. Da hatte ihm der Dichter das in ſieben Tagen fertig geſchriebene Stück vorgeleſen. Der Schwede redete davon mit Begeiſterung bei ſeiner Rückkehr nach Erlangen. Bald folgte Platen ſelbſt, und Schelling geſtattete, daß es einer gewählten Geſellſchaft in ſeinem Hauſe vorgeleſen wurde. — Da trat aber die Eigenthümlichkeit der Declamation Platens ſtörend ein. Weil ihm das Metrum, der Klang der Verſe beſonders am Herzen lag, weil er den Wohllaut, den er hervorgezaubert hatte, nicht wollte verloren gehen laſſen, ſo wurde ſein Leſen, im Beſtreben, dies zu bewirken, ein fortwährendes Singen. Wir haben ſpäter Rhampſinit und Treue um Treue ihn in ähnlicher Weiſe vor größeren Geſellſchaften vorleſen hören. Schellings Billigung und Aufmunterung, vom Guten zum Beſſern fortzuſchreiten, und von dramatiſchen Produktionen nun nicht abzulaſſen, fanden dankbares, begeiſtertes Anerkennen. Der erſte deutſche Dramatiker zu werden, wurde ſein Lieblingsgedanke; er erkannte dies als ſeinen Beruf. Von der Nation anerkannt zu ſeyn, von der Bühne herab ſie zu belehren, war ihm eine begeiſternde Hoffnung. Indem er ſich aber in Deutſchland umſah, fand er den Beifall und die Theilnahme vorweg genommen durch Dichter, die er tief unter ſich ſah. Er fühlte, daß er den Boden erſt reinigen müſſe, ehe er mit voller Wirkung mit vollendeten Dramen in der heiligen Einfachheit Sophokleiſcher Tragödien auftreten könne. Es ſchien ihm unumgänglich, vorerſt die irrthümliche Verehrung vor den dramatiſchen Erzeugniſſen Müllners und der andern Geſeierten des Tags aus dem Herzen der Deutſchen zu nehmen. Den Beweis aber, daß dieſe Dichter keine Idee von dramatiſcher Kunſt und von Poeſie überhaupt hätten, mußte er der Dichter als Dichter führen. Dazu bot ſich ihm die Ariſtophaniſche Form dar. Er ergab ſich mit Leidenſchaft dem Studium des Ariſtophanes, und ſein Talent der Anſchmiegung an fremde Formen fand hier ein reiches Feld. Die wohllautſtrömenden Verſe des Ariſtophanes, ſeinen derben Witz, ſeine Ironie, ſeine Polemik, Alles eignete ſich der deutſche Dichter an, und wir haben dieſer Aneignung die in der Form vollendetſten Werke Platens zu verdanken, die „verhängnißvolle Gabel,“ die er noch in Erlangen ſchrieb, und den „romantiſchen Oedipus,“ den er uns aus Italien ſandte. Er erkannte übrigens ſelbſt, in wie weit er den Deutſchen ein Spiegelbild des Ariſtophanes geben konnte, und ſeine Freunde haben den Schmerz wohl verſtanden, den er darüber äußerte, daß es ihm, ſtatt das Weltenbild zu geben, nur vergönnt geweſen ſey, ein Bild des Theaters, des Bilds der Welt, aufzuſtellen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus der Türkei.

(Fortſetzung.)

Jedes der neunzehn Infanterieregimenter beſteht aus fünf Taburs oder Bataillons, vier im Dienſt, eines als Depot. Das Bataillon hat acht Compagnien oder Ortaluks zu hundert Mann jede; die Compagnie iſt in zwölf Behluks oder Pelotons getheilt. Die achte Ortaluk iſt jedesmal als Voltigeurscompagnie organiſirt, und das vierte Bataillon jedes Regiments zum Schützendienſt dreſſirt. Dies ergibt, ohne Offiziere, Unteroffiziere und Depots, im Frieden einen Effektivſtand von 60,800 Bajonetten. Auf den Kriegsfuß ſind die Compagnien 170 Mann ſtark. Das Regiment wird commandirt von einem Miralai, das Bataillon von einem Bimbaſhi, die Compagnie von einem Yuzbaſhi, der zwei Melazems oder Lieutenants unter ſich hat. Jedes Bataillon hat einen Sagh-agaſhi und Sol-agaſhi, was die Franzoſen adjudans de la droite et de la gauche nennen.

Die Leute ſtehen feſt unter dem Gewehr und manövriren erträglich; die Waffen ſind ſauber und ordentlich gehalten und die Flintenläufe blank. In Kleidung und Ausrüſtung aber erſcheinen ſie ſchmutzig und unordentlich, und da ſie keine Halsbinde tragen, ſo ſieht es aus, als ob ſie nur halb angezogen wären. Die Gemeinen ſind ſämmtlich ſehr junge Leute, zum Theil zwölfjährige Buben, welche kaum ihre Gewehre ſchleppen können; nicht als ob es an erwachſener Mannſchaft fehlte, man nimmt die Jungen abſichtlich und mit guter Ueberlegung.

Da die Macht und Bedeutung der Janitscharen ihnen fremd ist, und sie nie ein anderes System der Manns-zucht und des Exercitiums gekannt haben, als das gegenwärtige, so wird aus ihnen in wenigen Jahren ein tüchtiges Heer, auf das der Sultan sich verlassen kann, was nicht der Fall wäre, wenn es ganz oder zum Theil aus den unruhigen Geistern der alten Schule bestände. — Die Musikbanden spielen recht gut. Sie stehen unter der Leitung Donizetti's, eines Bruders des bekannten neapolitanischen Tonsetzers. Die jungen Türken zeigen viele Anlage für Musik. Die Löhnung in der Linie beträgt monatlich 500 Piaster für einen Bimbashi, 300 für einen Yuzbashi, und 150 für einen Mefazem.

Ich war öfters Zeuge der Geschützübungen und fand sie ganz erträglich. Die Kanoniere (Topjis), Bombardiere (Khumbarajis), Sappeurs (Baltajis) und Minirer (Lagbumjis) sind in Regimenter getheilt. Jede Batterie besteht aus vier Feldstücken und zwei Haubitzen; vier Batterien bilden ein Regiment zu 24 Feuerschlünden. Nicht selten wohnt der Sultan den Uebungen bei; er richtet öfters die Geschütze und schießt keineswegs am schlechtesten.

Sollte im Lauf der nächsten Jahre ein neuer Krieg zwischen Osmanlis und Russen ausbrechen, so wird, meiner Ueberzeugung nach, der Ausgang ein ganz anderer seyn, als das lezte Mal, und sehr schwerlich möchten dann Marschälle oder Generale auf den Titel Sabalkanski Ansprüche zu machen haben.

Bazars und Khans.

Die Orte, wo sich der Fremde in Constantinopel am besten unterhält, sind ohne Zweifel die Bazars und Khans. Wenn man zum ersten Mal einen Bazar betritt, so glaubt man sich in ein finsteres, endloses Labyrinth versezt, vollgepfropft mit Menschen aller Nationen, wobei die einen sich dem Getümmel zu entwinden streben, während die andern einwärts drängen; dazwischen gehen Verkäufer auf und ab, welche ihre Waare ausschreien, ringsum hört man das Gesumme der Feilschenden, hier schreit ein Budeninhaber Jemanden nach, er nehme sein Gebot an, dort machen mit gewaltigem Lärm Wachen und Diener Platz vor einem türkischen Großen, der in raschem Schritte auf feurigem Rosse einherzieht. Geht man an den Buden vorüber, wird einem überall zugerufen: „Gel, Efendim, bir shi lazem mi? Kommt her, Effendi, was wünschet Ihr? Soilnix neh estersiz, ja Agha! Sagt mir, was Ihr bedürft, o Aga!“ Der Einkauf ist indessen nicht so leicht, als man glaubt, und wenn man den verlangten Preis nicht sogleich bezahlen will, so geht mit Markten viel Zeit darauf. Da aber alle Gewerbe ihren bestimmten Standort haben und die Buden mit gleichartigen Waaren dicht beisammen liegen, so braucht man nur von einer zur andern zu gehen, bis man befriedigt ist. Ist man Handels eins, so versichert einen der Kaufmann gewöhnlich, er gewinne nur ein paar Paras oder gar nichts, und sezt hinzu: „Ai, ai! neh coiteh pek adem siz — Amer Allabeen! Ei, ei, mit Euch ist nicht gut handeln — doch Gottes Wille geschehe!“ — Es ist Jedermann dringend zu empfehlen, daß man sich im Handel und Wandel wo möglich nur an Türken hält, die leicht an ihren weißen Turbans kenntlich sind; sie haben bessere Waare, sind außer allem Vergleich ehrlicher und nicht zudringlich. Auch Lord Byron gibt den Türken das Zeugniß der strengsten Rechtlichkeit und Uneigennüzigkeit. Nach ihnen wende man sich an die Armenier und lasse sich, wenn man es irgend vermeiden kann, mit Griechen und Juden in keiner Beziehung ein. — Die Kaufleute wohnen nicht in den Bazars, und gehen um drei Uhr, zu welcher Stunde die Bazars geschlossen werden, nach Hause. Um diese Zeit zerrinnt das Gewühl von Türken, Syriern, Egyptern, Abyssiniern, Negern, Maugrabeens, Armeniern, Bulgaren, Juden, Griechen, Krimmern, Turkomanen und Franken; Alles ist leer, nur hin und wieder eine einsame Schildwache oder ein magerer Hund, der nach Futter sucht; allermittelst wimmelt der Hafen von Franken, Armeniern und Griechen, die sich auf Kaiks nach Galata einschiffen.

Die Khans sind große, von verschiedenen Sultans oder reichen Privaten zur Aufnahme reisender Kaufleute und ihrer Waaren errichtete Gebäude. Da sie fast durchgängig Stiftungen sind, so bezahlt man nur eine Kleinigkeit als Lagergeld. Sie sind drei, vier Stockwerke hoch, und der Handelsmann findet darin für sich und seine Ballen vollen Schuz vor Feuer und Aufruhr. Wer bedeutende Einkäufe machen und die vorzüglichsten Artikel besehen will, muß diese Orte besuchen; er findet hier in der reichsten Auswahl die feinen indischen Mousseline, die weichsten, feinsten Shawls von Tabreez und Kashmire, die bunten persischen Teppiche, die geblümten orientalischen Seidenstoffe, die trefflichen Felle des Samoors und des schwarzen Fuchses, Perlen, Brillanten und andere kostbare Steine in Menge. Gelegentlich trifft man hier auch das kostbare Geräthe verbannter oder enthaupteter Pascha's.

Noch ist eines, von den übrigen sehr verschiedenen, aber nichtsdestoweniger sehr interessanten Bazars zu erwähnen, nämlich des Sklavenmarkts (Asir-Khan). Das Lokal in der Nähe der sogenannten verbrannten Säule ist unscheinbar: ein offener Platz, ringsumher und in der Mitte kleine Häuser, vorne mit bedeckten Galerien. In lezteru oder im Freien sitzen in Gruppen, deren jede ihren eigenen Herrn hat, schwarze Männer, Weiber und Kinder, und Weiße von der gemeinern Sorte. Nach dem lauten Lachen, dem freundlichen Grinsen, wobei

die derben Reihen perlweißer Zähne zum Vorschein kommen, sind diese Sklaven ganz guter Dinge, und es ist ja bekannt, daß die Sklaven beiderlei Geschlechts in der Türkei im Allgemeinen sehr gut gehalten werden. — Die weit kostbarern, für den Sultan und seine Pascha's bestimmten, zarten Blumen aus Georgien, Cirkassien und Griechenland werden profanen Blicken nicht ausgesezt, und sind unter Schloß und Riegel. Den Türken war nach dem Friedensschluß eine Zeit lang sehr bange für diesen Handelszweig, da die Häfen des schwarzen Meeres, aus denen die liebenswürdige Waare ausgeführt wird, in den Händen der Russen sind. Aber die Gewinnsucht überwog die Grundsäze des Christenthums, und die christlichen Russen haben bereits verschiedene Ladungen des kostbaren Artikels auf die Bazars von Stambul geschickt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsezung.)

Die Julisfeier.

Ich vergaß zu erwähnen, daß zur Verherrlichung der Inauguration des Triumphbogens am 28sten Juli mehrere Rostralsäulen mit Trophäen rund um den Platz, auf welchem der Triumphbogen frei dasteht, errichtet worden waren; hier sah man denn wiederum auf Schildern die Siege angeschrieben. Einige Zeitungen haben den Wunsch geäußert, man möchte diese Säulen dauerhaft, etwa aus Erz errichten; ich glaube aber, daß der Triumphbogen dabei gewinnt, wenn alle fremde Zier von ihm fern bleibt. Ein kolossales Monument, wie dieses, bedarf der Ausschmückung keineswegs; die rund um dasselbe errichteten, mit Ketten an einander gereihten Grenzsteine reichen hin. Die Trophäensucht war bei dem Feste so stark gewesen, daß man auch die unter den Baumalleen, nach der Barrière zu, errichteten und schon verzierten Kramläden mit Siegeszeichen geschmückt und jeden nach einem Siege benannt hatte. Quand on prend du galon, ou ne saurait trop en prendre, sagt ein französisches Sprichwort; so war es auch den Leuten ergangen, welche die festliche Ausschmückung der Champs élysées für die Julifeier zu besorgen hatten. Sie hatten in allem Ernste geglaubt, je mehr Siegeszeichen, desto besser; aber von Anspielungen auf den Volkssieg im Jahr 1830 war nichts zu sehen, noch zu hören, und eben dies werfen die unabhängigen Blätter ziemlich bitter der Regierung vor. Da also das diesmalige Fest seines eigenthümlichen Charakters beraubt war, so unterschied es sich durch nichts von den andern hier üblichen Festen, die man dem Volke zu geben pflegt: Tanz, Kletterstangen, mimische Darstellungen auf zwei Theatern unter freiem Himmel, Abends Illumination und ein schönes Feuerwerk auf der Brücke Ludwigs XVI., das von allen Seinekays aus betrachtet werden konnte, und ungeachtet des Regens doch ziemlich gut abbrannte; denn diesmal verdarb der Regen wieder, wie am Philippsfeste, die Lustbarkeiten, was das Pariser Volk als ein übles Vorzeichen betrachtet. Hier soll der Himmel stets heiter seyn, wenn politische Feste gegeben werden; so sey es, sagt man, unter Napoleons Regierung der Fall gewesen. Aber bei all dem schönen Wetter ist Napoleon dennoch nun seinen Thron gekommen, und an den Tagen der Jahre 1814 und 1815, als die Verbündeten in Paris einrückten und die Napoleonsche Herrschaft ein Ende nahm, schien die Sonne so heiter, als sie je bei den Volksfesten geschienen hatte. Freie Darstellungen in den Theatern von Paris wurden diesmal nicht gegeben; vermuthlich war der Regierung vor dem Absingen der Marseillaise und des Chant du Départ bange, was bei solchen Darstellungen selten ausbleibt. Eben so wenig fand das Concert im Tuileriengarten statt, wohl aus derselben Ursache, welche gerathen hatte, auf die Revue der Nationalgarde Verzicht zu leisten. Das Lebhafteste an dem ganzen Feste war gerade dasjenige, was sich unabhängig von der Obrigkeit so gestaltet hatte, nämlich der Markt in den Champs élysées. Die Krämer, welche wissen, daß eine große Menge Volks in jenen Champs élysées zusammenkommen wird, finden sich immer zu Hunderten ein, schlagen ihre Zelte und Buden auf, und bieten den Spaziergängern allerlei unter den lockendsten Gestalten dar. Diese Volksmenge ist wohl eine halbe, ja eine ganze Meile weit hergekommen, hat Hunger und noch mehr Durst, daher denn auch ein großer Absaz von Victualien stattfindet; für die Aermern sind elende Zelte aufgeschlagen, die Wohlhabendern werden in elegant verzierten Kaffeehäusern, die man in der Eile errichtet hat, aufgenommen. Die Regierung hatte sich diesmal bloß in so fern in diesen Handel gemischt, als sie eine Reihe von eleganten Buden, großen und kleinen, hatte aufschlagen lassen, wenigstens nach der großen Landstraße zu, welche die Champs élysées mitten durchschneidet. Hinter diese glänzenden Buden versteckten sich dann die ärmern, ganz unabhängigen Buden und Zelte, die weder Trophäen, noch Siegesnamen aufzuweisen hatten, sondern ganz prosaisch Brod-, Wein- oder Schinkenzelte hießen, wogegen vor einer Conditorbude in vergoldetem Rahmen der Name Wagram, vor einem Porzellanladen der Name Austerlitz prangte.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Gegenstück zum Räthsel in Nr. 200.

Er ist ein feiner Genius
Und immer unsichtbar,
Verschafft euch mancherlei Genuß,
Führt Mädchen zum Altar.

Bedürft ihr Worte, braucht ihr Schrift,
Er weiß zu Beiden Rath,
Und in der rechten Stunde trifft
Er auch die rechte That.

Er führt es aus mit feiner Kunst,
Was Andre freut, was kränkt,
Und es erwirbt ihm große Gunst,
Daß er an Alles denkt.

Er wohnt bei edlen Frauen gern
Und leitet ihren Gang,
Gibt ihnen vor dem weisen Herrn
Der Schöpfung oft den Rang.

Er findet auch zu rechter Zeit
Dem Liede seinen Schluß,
Drum sey ihm dieser Vers geweiht,
Dem feinen Genius.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 213.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 5. September 1836.

— Wandeln ſie fern nun
Drüben am Lethestrom, und bringt kein Sehnen ſie wieder?
Sieht mein Auge ſie nie? ach! findet über den tausend
Pfaden der grünenden Erd', ihr göttergleichen Gestalten,
Euch das ſuchende nie?

Hölderlin.

Das neue Griechenland.

Eine Hymne.

An Fallmerayer.

Schon wallt der Nacht weitſchattendes Kleid, die mir
Den ſchönen Tag hinrafft in geheimnißvolles Dunkel,
Der dich zuerſt dem Auge gezeigt, dem begeiſterten Ohr
Zuführte deines Worts rauſchenden Strom. Du ſtandſt
Mit gehobener Hand, wie am lauſchenden Markt der Rhetor,
Dem von der linken Schulter hinab der Mantel fällt.
So prägteſt du dich in's Auge mir, ſo trittſt du
Aus feuchtem Nachthauch jezt vor mich; gefügelte Worte,
Griechiſchen Wohllauts voll, ruf' ich entgegen dir.
Hand in Hand betreten wir Griechenland.

Unſichern Schritts noch wändelt das Lied. Mir mag
Der Schatten Klopſtocks liebend ſich nahn. Die ſtillen Geiſter
Der frühen Welt ſind ferne von uns. Labyrinthiſcher Pfad
Lockt meinen ſcheuen Fuß tiefer hinab. Zeigt dort
Die helleniſche Welt aufgedeckt das verſtörte Antlitz?
Und waſcht ſich ihrer Jünglinge Schaar das dunkle Blut
Vom lockigen Haupt ſchwerſeufzend ab? Wo weilſt du?
Am ſchmalen Strandweg, oder tief im rauſchenden Haine,
Wo du ſo bang aufhorchſt beim Pendelſchlag der Zeit?
Komm hervor, die Stunde der Welt iſt dein!

Laut ſpricht der Gott ſein eiſernes Nein! du ſtarbſt;
Die Todten gehn nie wieder hervor; die heitre Fülle
Der Jugend kehret nimmer zurück. Der entfeſſelte Strom
Sieht wohl das Meer, er ſieht nimmer den Fels, wo einſt
Der gewaltige Gott Bahn gemacht mit dem kühnen Dreizack,
Wo ſeine Jugend jauchzend entſprang. Und ſollt' er im
Barbariſchen Sand hinſchleichen dort, hinſterben
In langer Schmach, der ſo gewälzt die ſchäumenden Wogen?
Zürnend umarmt Neptun ſein Kind, es ſtirbt im Kuß,
Sanft umwogt das Grab der verſöhnte Gott.

Hoch geht des Schickſals mächtiger Weg. Graunvoll
Iſt ſeines Arms hinſchmetternde Wucht den armen Menſchen,
Und dennoch winkt er Liebe zugleich. Den verweſenden Leib
Umſpielt noch einmal hold lächelnde Gluth. Ihn ſoll
Die entehrende Hand roher Fremdlinge nicht hervorziehn.
Epaminondas ſchlafe getroſt. Es durfte nicht
Sein zürnender Blick auf Enkeln ruhn, ſein Schatten
Umwandeln Schmach auf Schmach. Es durften heilige Züge
Ueber dem Knechtsantlitz anklagen nicht die Hand,
Die Gedanken ſchrieb in den todten Stein.

Wo iſt der Schönheit leuchtender Tag, der klar
Vom edlen Haupt abwärts den erhabenen Leib vergoldet
Mit reinen Strahlen ewiger Huld? des entfalteten Keims
Anmuth und Kraft herausbildender Schooß? Wo gießt
Des entrollenden Haars weiche, ſtrömende Fluth dem Antlitz

Schwermüthig ſanfte Schatten umher? Die breite Bruſt
Schwillt unter dem Marmor ſeufzend auf, und wieget
Klangvoll des Daſeyns ſüße Laſt; die denkende Stirne
Wölbet der Andacht Heiligthum; den Mund berührt
Friedevoll der lächelnde Gott des Traums.

Und ſuchſt du noch dies göttliche Bild? Umſonſt!
Er hat verhaucht ſein Leben am lezten Strahl der Sonne,
Der in des Weſtens Fluthen erloſch. Die beherrſchende ſtieg
Aus Morgenland empor, trunken von Gold. Da kam
Der cimmeriſchen Nacht bleicher, dunkelumwölkter Anhauch;
Der ſcheuchte fort den ſüdlichen Tag, ein ſchleichend Gift
Hinträufend in Hellas grüne Flur. Rings bebet
Zahllos Gewächs ſein Haupt empor; du ſammelſt vergeblich
Blumen der Vorzeit aus wildwuchernd geilem Kraut.
Dreimal fegte nordiſcher Sturm die Flur.

Ruhmvolles Eiland, heiliger Fels, du ſahſt
Des Perſerſchiffbruchs Trümmer in's freie Meer entfliehen,
Den König trug ein Nachen dahin. Salamaniſcher Strand
Scholl Siegsgeſang, Gebirg ſcholl ihn zurück. Hoch ſchwang
Sophokleiſcher Tanz unvergänglichen Ruhmes Fittig
Zum erſten Mal im blühenden Chor. Die Zeit entrollt,
Jahrhunderte ziehn dort ernſt vorbei. Da hallen
Auf's Neu die Berghöhn, hallt der Strand; es drängt ſich die Jugend
Zitternd im Kreis; hohlwangig führt der Tod den Chor.
Ferne ſchaut herüber die Burg Athens.

Was wälzt ſich durch theſſaliſche Flur? was füllt
Der alten Thermopylen geſpaltne Felſenpforte?
Hat Alpheus neue Bahnen geſucht? Macedoniſche Hand
Mit alten Ketten ſchmachdrohend gerauſcht? Fernher
Von der ſcythiſchen Nacht kommt der häßliche Sohn der Wildniß,
Und füllt das heiter tönende Land; den reinen Quell
Parnaſſiſcher Fluth im rauhen Mund durchmiſchend
Mit trägem, farblos-zähem Schlamm barbariſcher Wüſte,
Lagert er ſich auf Pindus Höh'n, und weit umher
Trägt er Schmach und Noth in das offne Land.

Damals hat Delphi's lauſchendes Thal, damals
Des Heſiod tiefſchattender Berg zuerſt des Nordens
Gebrochne Laute ſtaunend gehört. Es erfüllte der Strom
Unſchöner Klänge rings Thal und Gebirg. Nie hat
Helikoniſche Fluth abgewaſchen den fremden Mißlaut,
Seitdem beſiegt Taygetus ſelbſt dem ſchnöden Joch
Spartaniſcher Urkraft Nacken bog. Nie wieder
Scholl auf Cithäron Hirtenſang und lydiſche Flöten;
Auf dem Gebirg ſtarb Hellas Mark zuerſt dahin.
Säumend ſchritt das Ufer entlang der Tod.

Schon winkt des Raubvolks Blicken die Stadt. Leer ſtand
Der Götter Wohnſitz; Alles entfloh; die öden Mauern
Erwecken nimmer heilige Furcht. Der entſetzliche Sturm
Bricht aus den Bergen wild donnernd hervor. Ein Tag,
Und die göttliche Stadt ſtreut mit eigener Aſche gramvoll
Ihr edles Haupt, es röthet der Brand ihr Angeſicht,
Rings ſchlagen des Oelwalds Flammen auf. Hoch thürmt ſie
Mit eigner Hand des Scheiterhaufens feurigen Thron ſich,
Rufet der Vorwelt ſchickſalvolle Helden an,
Steigt empor, und ſinket, und hat gelebt.

Still bricht des Grams auslöſchender Blick. Wild mengt
Des langen Zeitlaufs wechſelnde Hand die dunkeln Looſe;
Es ſteigt, es ſinkt das wälzende Rad. Die verwilderte Flur
Brandſchatzt Bozanz mit frech ſichelndem Stahl. Schlau miſcht
Florentiniſche Kunſt halbgereiftes Gewächs und Unkraut.
Doch Alles fällt dem türkiſchen Schwert. Zum dritten Mal
Umhüllet der Vorzeit Widerſchein unechte
Baſtardgeburt. Kühn heiſcht die albaneſiſche Stirne
Griechiſcher Lorbeern Schmuck für griechenwerthe That.
Neu entwölkt der alte Olymp das Haupt.

Noch ſteht des Cecrops heilige Burg, noch ſchaut
Der ernſten Jungfrau Tempel herab zur alten Ebne,
Die einſt mit Stolz die herrliche trug. Die verſchüttete Stadt
Ruht tief und ſtill; ſich ſelbſt ward ſie ein Grab. Hoch ragt
Mit bedenklicher Stirn deiner trauernden Göttin Bildniß.
Umſonſt, dich ruft ſie nimmer empor. Ein neu Geſchlecht
Wühlt joniſchen Schutt ringsum herauf. Dich fand es
Nicht auf der Wahlſtatt hingeſtreckt. Vergebliche Liebe
Suchet den Leichnam noch, bis feucht die Nacht erſcheint,
Und ſie hört den brauſenden fernen Strand.

Hinweg des Unheils lähmendes Bild, hinweg!
Die Todten, ſpricht Gott, mögen begraben ihre Todten,
Doch meine Werke ſollen beſtehn! Der entartete Stamm
Trägt keine Früchte mehr. Mag er vergehn! Hoch ſtrebt
Mit lebendiger Kraft neuer jugendlich friſcher Anwuchs.
Mit neuen Sternen ſegelt das Schiff. Am Steuer ſizt
Des heiligen Deutſchlands keuſcher Sohn. Einſt lenkte
Ein fremder Held ſein Steuer zu pelasgiſchen Ufern,
Und es erwuchs der tauſendjährige Ruhm Athens.
Mag es heut' ein glückliches Zeichen ſeyn!

H. P.

Platen in Erlangen.

(Fortſetzung.)

Das Intereſſe am Theater begleitete Platen auf allen ſeinen Reiſen. Er hat es beſonders in Venedig im höchſten Grade befriedigt gefühlt. Von ſeinem Aufenthalte in dieſer wunderbaren Stadt geben ſeine venetianiſchen Sonette die lebhafteſte, klarſte Schilderung. Im

Genuſſe jener intereſſanten Fahrten auf den Canälen und auf dem Meere, in der Betrachtung jener bedeutenden Lokalitäten ſchwelgend, ſich zurückträumend in die frühere Geſchichte dieſes Freiſtaats, ſich heimiſch fühlend in der fremden Stadt, zu der es ihn dann immer wieder wie mit Heimathsbanden zurückzog, ſcheint ein zarteres, leidenſchaftliches, aber ſtummes Verhältniß zu einer ſchönen Venetianerin ihn dort zauberhaft feſtgehalten zu haben. Er vergaß, daß er Offizier und mit beſtimmtem Urlaub gekommen ſey, er überſchritt dieſen Urlaub; und ſo mußte er die Schwelgerei an den Lagunen und an der ſchönen Riva der Sclavonen, und jene himmliſchen Träume auf dem Markusplatze mit ſehr proſaiſchem Arreſte zahlen und büßen. In dem Gefängnißlokale zu Nürnberg hat den Dichter von zarten Sinnen und leicht empfänglicher Reizbarkeit beſonders der Geruch beläſtigt, der von dem Graben an der Kaſerne in ſeinen Aufenthaltsort drang. Die treue Freundſchaft Hermanns (der jezt Profeſſor in München iſt) vermittelte für ihn die Erlaubniß, ſeinen Arreſt in deſſen Hauſe, in deſſen Familie aushalten zu dürfen. Wie er ſich hier nun in Klagen über vergangenes Leid im Arreſte erging, ſo war dem nach Freiheit dürſtenden Dichter auch die ſcheinbare Gefangenſchaft bei den theilnehmendſten Freunden unerträglich, und es bedurfte der ganzen Geduld und Anhänglichkeit dieſer liebevollen Menſchen, um ſeine ſtörriſche Kindeslaune zu ertragen. So war Platen ein Kind im Guten und im Böſen, im frohen Genuß ſeiner Kräfte überſchwenglich glücklich, bei Störungen, die kältere, beſonnenere Menſchen ſtill beſeitigen, ſtürmend und unglücklich, eine Blume, die an's Licht will und Gitter und Mauer nicht achtet, wenn ſie auch daran ſterben ſoll, ein Bach, der ſich an jedem Steine erzürnt und ſchäumt. In Hermanns Hauſe hat er in den ruhigen Stunden einen Aufſatz geſchrieben, aus dem mir nur der meiſterhafte Beweis in der Erinnerung geblieben iſt, daß Virgil kein epiſches, ſondern ein dramatiſches Talent geweſen ſey, und daß dies aus der Aeneis unwiderſprechlich hervorgehe. Noch während er in leidlicher Gefangenſchaft grollte, erfreuten wir uns in Erlangen an den venetianiſchen Sonetten, deren Abſchrift er an Engelhardt geſandt hatte, um ſie der mütterlichen Freundin Schelling als Erinnerungsgabe aus der Fremde zu überreichen.

Platen war immer nur mit Urlaub auf Univerſitäten, und die Geſetze forderten, daß er einen beſtimmten Grund ſeines Urlaubs angebe. Als die Zeit, die ihm zum Studiren verwilligt geweſen, abgelaufen war, mußte ein Grund für die Verlängerung des Urlaubs gefunden werden. Er ließ ſich als Practicant bei der Univerſitätsbibliothek aufnehmen, und hat dieſer Stellung manche Erleichterung ſeines Studiums zu danken gehabt. Er fügte ſich in die Forderungen, die dieſe Art des Dienſtes bei der Perſönlichkeit der Vorſtände der Bibliothek in ſehr mildem Grade an ihn machte; man fand ihn regelmäßig auf der Bibliothek. Wenn er verreiste, ſo mußte er Urlaub von der Bibliothek haben. Er hat dies Verhältniß immer in dankbarem Andenken behalten, und Grüße an die Herren von der Bibliothek fehlten in ſeinen Briefen aus Italien nicht. Aber er hat überhaupt die Nothwendigkeit, ſich äußern Verhältniſſen zu fügen, die Formen des Dienſtes zu beobachten, der Laune des Dichters, der eintretenden Stimmung nicht folgen zu dürfen, bitter gefühlt. Durch ſein ganzes Weſen drang mehr und mehr die Bitterkeit über ein Abhängigkeitsverhältniß, das ihn durch's Leben verfolge. Seine ſchönen Octaven an die Freiheit ſind aus dieſem Gefühl zu verſtehen. Es iſt deutlich ausgeſprochen in jenem tiefrührenden Verſe: „Weil der Sonnenſtrahl der Freiheit ſeine Tage nicht erhellt.“ Da wandte er denn wohl den Blick auf die Zeit des Mittelalters, auf die blühende Zeit des Ritterthums, da die Grafen und Edlen freie Sänger auf hohen Burgen hausten, ein heiteres Leben der Poeſie das ganze Volk durchdrang; ſo dachte er ſich's zum Troſte. Seinem Stande nach ſchien er, bei ſo vorragendem Talente, zu freier Unabhängigkeit, zum freien Dienſt der Muſen berufen; ſein Talent allein ſicherte ihm eine hohe Stelle in der Geſellſchaft. Nun zwang ihn die knappe Gemeſſenheit ſeiner ökonomiſchen Lage, Alles dran zu geben, um nur ſein Talent zu bilden. Was die freie Blume eines leichten, großen Lebens hätte ſeyn ſollen, mußte durch Druck und Geſtein ſich erſt an's Licht hervorarbeiten. Da begegnete es ihm denn zuweilen, daß die tragiſche Stimmung in ſeiner Seele überwiegend wurde, daß er Tage hatte, wo ihm das Leben ſo dünne, ſo haltungslos, ſo durchſichtig erſchien, daß es den Freunden ganz geſpenſtiſch zu Muthe wurde, wenn ſie ihn dieſe Klagen ausſprechen hörten. Ohne Einleitung, plötzlich konnte er den Begegnenden anreden und dieſe düſtern Klagen, zur tiefſten Wehmuth aufrufend, ausgießen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Valencia, Auguſt.

Das Reiſen in Spanien. Dampffahrt von Marſeille nach Valencia.

Einige zerſtreute Bemerkungen aus einem Lande, das heute ſo ſehr die Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, und trotz aller Schwierigkeiten wohl auch häufiger als ſonſt beſucht wird, dürften nicht unwillkommen ſeyn, wenn ich mich auch gleich Anfangs zu erklären genöthigt finde, daß ich weder auf pittoreske Schilderungen, noch auf Reiſeabenteuer,

sondern bloß darauf ausgehe, durch einige positive Nachrichten die Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes von Spanien zu fördern. Um in dieses Land einzudringen, muß man heutzutage entweder an einer Küste landen, oder den unbequemen Weg von Oleron nach Saragossa machen, welcher jedoch in diesem Augenblicke ausgebessert und, wie man sagt, für Fuhrwerk brauchbar gemacht werden soll. Die beiden Hauptstraßen von Bayonne und Perpignan sind von den Karlisten besezt oder bedroht; die Banden dieser leztern in Katalonien sind zwar jezt zerstreut, aber eben deßwegen ist das Land voll von kleinen Haufen, die auf Freibeuterei ausgehen, und der Wiederherstellung der Communikationen mittelst der Diligencen lange Zeit ein Hinderniß entgegensetzen werden. Die Straßen von Santander (welche auch nicht ganz gebahnt ist) und von der Corugna sind ebenfalls unsicher; um von Cadix oder Malaga nach Madrid zu kommen, muß man durch die Mancha passiren, welche von der zwar sehr verfolgten Bande des Insurgentenchefs Jara durchstreift wird. Die Hauptstraße von Lissabon nach Madrid wäre noch die sicherste, aber nicht alle Reisenden, die ostwärts herkommen, können oder wollen den kostspieligen und zeitraubenden Umweg über London und Lissabon machen. Der besuchteste Weg ist also der von Valencia: man hat die Bequemlichkeit eines Dampfschiffes von Marseille nach Valencia und einer Diligence nach Madrid, welcher bis jezt noch kein Unglück zugestoßen ist, da die zwar zahlreichen Karlistenbanden von Valencia selten gewagt haben, an den Fluß Xucar vorzubringen. Das spanische Dampfschiff el Balear macht monatlich zwei Reisen von Marseille nach Valencia und zurück. Vor ein paar Tagen hat sich hier ein neues französisches Dampfschiff, l'Océan, sehen lassen, es wäre also möglich, daß, wenn die beiden Fahrzeuge mit einander abwechseln, künftig alle acht Tage eine Gelegenheit von Marseille nach Valencia und umgekehrt zu finden wäre. Die Preise sind in beiden die nämlichen: 20 spanische Piaster in der Kammer des Hintertheils und 16 in der Kammer des Vordertheils von Marseille nach Barcellona, 16 und 14 Piaster von Barcellona nach Valencia. Verhältnißmäßig sind die Preise nach Port-Vendres und Tarragona, wo man anlegt, so wie für mehrere Zwischenpunkte, wo man im Vorbeigehen Passagiere aufnimmt, berechnet. In Port-Vendres hat man Gelegenheit, an's Land zu gehen, aber nicht immer in Tarragona, wenigstens nicht, wenn man nordwärts herkommt; in Barcellona bleibt man zwei, wohl auch drei Tage. Die Bequemlichkeit und die Reinlichkeit sind eben nicht im Verhältnisse mit diesen hohen Preisen, besonders in der zweiten Kammer; die Zeit der Ueberfahrt beträgt von Marseille nach Port-Vendres 18 — 20 Stunden, ebensoviel von da nach Barcellona, 9 — 10 Stunden von Barcellona nach Tarragona, und 18 — 20 Stunden von diesem leztern Hafen nach dem Grao von Valencia, wo man sich von einem Boote an's Land und nach verschiedenen Paßvorzeigungen und Zollvisiten von einer Tartane (zweirädrigem Fuhrwerk) in die ¾ Stunden entfernte Stadt führen lassen muß. Für denjenigen, der nicht von der Seekrankheit gereinigt wird, ist der Anblick der Küste, an welcher man von Port-Vendres an ganz nahe vorbeifährt, eine angenehme Zerstreuung; nirgends besser als vom Meere aus umfaßt man die ganze Scenerie der Gebirgszüge. Erst von Barcellona aus konnte ich dieses Anblicks genießen. Vom Montjuich an bis Torre dem Barra sieht man zwei Gebirgsstriche und in deren Mitte eine schöne Niederung, wo etwas landeinwärts Sitges (wegen seines Weins berühmt), und näher am Ufer der handelsreiche Flecken Villanueva seine weißen Häuser zeigt; im Hintergrund dieser Oeffnung, etwas zur Linken, überragt der Monserrat die ihn in einiger Entfernung umgebenden Berge.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, August.

(Beschluß.)

Nachfeier der Julitage.

Es hatte sich ein ziemlich lebhafter Handel in diesen Buden- und Zeltenreihen entwickelt; er dauerte noch zwei Tage nach dem Feste fort, und am Sonntage ging es hier eben so rührig her, wie am Freitag den 29sten, obschon am 31sten kein Volksfest mehr angeordnet war; das Volk machte sich an diesem Tage selbst ein Fest daraus, den Jahrmarkt zu besehen, zu tanzen und zu schmausen, welches leztere in Paris jedoch immer nur eine Nebensache ist und nie in Völlerei ausartet. Von Excessen Betrunkener sieht und hört man daher auch sehr wenig, und in dieser Hinsicht hat die Polizei beinahe nichts zu thun. Aber bei diesem Kleinhandel zeigte sich der jezt herrschende Geist, die allgemeine Sucht, mit Wenigem viel zu gewinnen; denn es gab fast keine Bude, wo der Kaufmann nicht den Vorübergehenden Nummern zum Verloosen seiner Waare angeboten hätte. Niemand verkaufte etwas, sondern Alle verloosten, was in ihren Buden war. Die im Großen verbotene Lotterie fand sich hier im Kleinen wieder, und da es nur Sous betraf, so mochte die Obrigkeit es wohl nicht für nöthig erachten, einzuschreiten: sie würde auch viel zu thun gehabt haben, wenn sie die Hunderte von Krämern hätte verhindern wollen, ihre Pfefferkuchen, geschliffene oder vielmehr gegossene Gläser, porzellanene Tassen, kleine Spiegel, allerlei Spielzeug und dergleichen auszuspielen. Ich sah viele Leute um einen langen, mit einem Tischtuche bedeckten Tisch umherstehen, und glaubte Anfangs, hier sey ein großes Gastmahl bereitet. Als ich aber näher trat, bemerkte ich eine Menge von Schüsseln mit Pfefferkuchen, welche gleichsam einen Kranz um die Tafel herum bildeten. Zwei seltsam verkleidete Kerls liefen auf dem Tische umher und boten lange Latten aus, worauf Nummern standen; die Verloosung sollte sogleich von statten gehen. Von der ärmlichsten Bude bis zu der am reichsten ausstaffirten war nichts zu sehen, als Krämer, die ihre Nummern so schnell als möglich an den Mann zu bringen suchten, um ihre Waaren auf die beste Art los zu werden. Einige zeichneten sich durch eine Suada aus, die sie entsezlich ermüden mußte, und dieser Eifer erreichte manchmal völlig seinen Zweck. Sehr schön nahmen sich Sonntag Abends die Champs élysées aus. Alle Buden waren schön beleuchtet, das Volk drängte sich schaarenweise durch die Baumalleen, worunter die Buden gereiht standen, indeß Kutschen, Kabriolets und Diligencen in unzähliger Menge die Landstraße mitten in den Champs élysées hinauf oder herabfuhren. Von allen Seiten erscholl Musik aus den vielen Kaffeehäusern und Kaffezelten, wo getanzt wurde, und die auf's Glänzendste erleuchtet waren, wie die Säle mitten in Paris. Dieser schöne Abend gehörte nicht mehr zum Julifeste, aber in mancher Hinsicht war er besser als dieses, und zwar besonders, weil das Wetter schön war, und weil hier kein vorgeschriebenes und den Staat viel kostendes Fest gefeiert wurde, sondern Alles sich ohne Einmischung der Obrigkeit zum Feste gestaltet hatte. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 214.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 6. September 1836.

Gothische Burgen, ringsum vom Forst umgeben,
Und Klippen, die Wartthürmen gleich sich heben,
Der Kunst zum Spott, und die Gesichter dort,
So glücklich wie das Land, in dem sie leben,
Das stets dich kränzt mit seiner Gaben Hort.

Byron.

Eine Woche im Juraland.

Erster Brief.

Es gibt von Genf aus in der Nähe einen Ausflug, der zwar nicht so reizend und anmuthig ist, als eine Seefahrt, die blühendüppigen Küsten mit ihren Bergen, Weingeländen, Parks, ihren schönen Landhäusern, Städten und Dörfern entlang, oder nach dem krystallenen Zauberthal Chamouni; aber dafür ein Ausflug, reicher an historischen Anklängen, Erinnerungen und Eindrücken. Von den Tausenden, die jährlich wandernd aus allen Theilen der gebildeten Welt an den Leman kommen, machen auch nur Wenige diese Excursion, die, wie gesagt, durch nichts besticht, wiewohl es ihr nicht an Reichthum fehlt. Ich meine den Jura.

Auf dem Jura haben sich vor Jahrhunderten viel lockere, ausgelassene Bursche umgetummelt, die Ritter, denen zu Liebe sich der ritterliche Lord Byron gar anmuthig vernehmen läßt. Ihre Schlosstrümmer, die an den rauhen Felsen- und Mauerwänden des Jura herumhängen, vergleicht er einem stolzen Gemüth, an dem das Unglück seine Tücke ausgelassen hat, das sich aber doch nicht von seiner Höhe biegen und hinabneigen will, und sich lieber noch länger den zerstörenden Schlägen des Schicksals aussezt. Einsam und verödet stehen sie, und der Wind zieht durch ihre Fenster; denn in ihren gebrochenen Mauern ist er mit den Eulen der einzige Bewohner, und diese haben nur mit dunkeln Wolken nähere Bekanntschaft. Einst erhoben sich die Schlösser stark und stolz durch inwohnende Jugendkraft; gefürchtete Banner wehten auf ihren Zinnen, und an ihrem Fuß wurde oft heiß gekämpft. Aber ihre tapfern Vertheidiger schlafen jezt in blutigem Grab, und ihre erbleichten, zerrissenen Fahnen sind auch schon lange zu Staub geworden. Diese Schlösser waren einst die Heimath wilder Lehnsmänner, deren Willen und Leidenschaften bewaffnete Vasallen immer und blindlings gehorchten. Sie lebten von Raub und übten ihn ungestraft. Was mangelte ihnen, um nicht den Heroen des Alterthums und den Eroberern der spätern Zeit gleichgestellt zu werden? Nur Schätze, um eine Stelle in der käuflichen Geschichte zu erwerben, größeres Besitzthum und eine Trophäe auf ihrem Grab; denn sie waren nicht weniger kühn und nicht weniger ehrgeizig, als jene Vielgerühmten. Das Andenken an eine Menge großartiger Thaten und Gefahren in den Kriegen jener kampflustigen Barone ist untergegangen. Wohl kamen die mystischen Bilder auf ihren Schildern oft von der Liebe, denn Liebe drang selbst in jene rauhen Herzen unter dem Harnisch; aber gewöhnlich entzündete sie da nur wilde Leidenschaften mit blutigem Kampf und Streit.

Anders und doch ähnlich iſt das Coppeter Schloß, an dem wir zuerſt vorüber kamen. Denn auch dies iſt jezt ausgeſtorben, einſam und verwaiſt ſteht es da, zwar nicht mit verfallenden Mauern, aber mit immer verſchloſſenen Fenſterladen. Auch aus ihm iſt Leben und Kraft gewichen, wie aus jenen Juraſchlöſſern. In dem kleinen Wäldchen im Süden des Schloſſes liegt das Geſchlecht, der Großvater, die berühmte Tochter, der Sohn und der kleine Enkel, mit dem die Familie Necker ausgeſtorben iſt; der Schlüſſel zu dem ſie Alle umſchließenden Marmorgrab liegt jezt im See, denn dieſer Cyklus iſt geſchloſſen.

Jenſeits Bonmont ging es entſchiedener bergauf. Der Führer zeigte uns die noch ferne Höhe der Dole, wohin heute unſer Sinn ſtand. Erfriſchende Seelüftchen milderten die Hitze, vergoldete Morgenwölkchen zogen am Horizont umher, und der Duft der Weinblüthe blieb noch lange um uns. Bald holten uns Haufen feſtlich gekleideter Landleute ein, beſonders viele ſchmucke Mädchen; auch auf den andern zur Dole führenden Wegen gewahrten wir ſolche Züge, und ihr heiterer Geſang ſchallte zu uns herüber. Wir hätten es nicht beſſer treffen können. Alle ſchönen Sommerſonntage ziehen aus den umliegenden Dörfern, beſonders aber aus Nyon, Rolle, Coppet, Craſſier und Bonmont die jungen Leute auf die Döle, um da den Tag in der reinen Bergluft mit Singen, Spielen und Tanzen zuzubringen. Es ſind die Lieblingsfeſte der ganzen weinbauenden Umgegend. Wir ſchloſſen uns an den luſtigſten Haufen an, und kamen mit ihm oben an, ſchneller und fröhlicher, als ſonſt geſchehen wäre.

Oben ſahen wir ſchon zahlreiches junges Volk ſingend auf der Grasebene umher liegen. Sie riefen ermuthigend den von allen Seiten aufſteigenden Genoſſen Muth zu und ſpotteten über ihr langſames Gehen. Hie und da breitete ſich ſchon auf dem friſchen Raſen eine reinliche Serviette aus, und darauf, was von den Mädchen in reinlichen Körben an leichtem Imbiß mitgebracht worden war. Nachhaltigeres trugen die jungen Burſchen und Männer, beſonders anſehnliche Fäßchen an breiten Riemen, die wie die Orden des Landes um ihre Schultern hingen. Dieſer Tafelungen wurden immer mehr, und zwar im Einzelnen abgeſchloſſen, waren ſie doch im Ganzen gemeinſchaftlich, denn es wurde viel hin und her gegangen, wo dann des Anbietens, Zutrinkens und Beſcheidthuns kein Ende war. In dem Benehmen dieſer Leute gegen einander war viel Natürliches, aber durchaus nichts Bäuriſches, Plumpes und Gemeines, wie wohl anderwärts. Die jungen Burſche und Männer gehören zu dem kräftigen und ſchönen romaniſchen Menſchenſchlag, in deſſen Bau Kraft mit Anmuth gepaart iſt; dazu Geſichter, aus denen Energie, Gutmüthigkeit und unverwüſtliche Heiterkeit ſprechen. Die Mädchen aus dem waadländiſchen weſtlichen Weinland gehören zu den ſchönſten des Landes, beſonders die aus dem reizenden Aubonner Strich: herrliche Geſtalten, vom Kopf bis zu den wohlgebildeten Hüften, die Geſichter etwas von der Arbeit in den Weinbergen gebräunt, aber voll Geſundheit, Luſt und Freude. In dieſem geſegneten Weindiſtrikt kann man den Männern vorwerfen, daß ſie zu oft und zu pragmatiſch an ihren guten Wein denken, und den Mädchen wird nachgeſagt, ſie ſeyen leichtfertig; ich will dies aber nicht geſagt haben.

Unter den vielen ſchmucken jungen Leuten habe ich doch nichts Zweideutiges bemerkt, auch ſtanden ſie Alle unter der Aufſicht einiger alter, noch kräftiger Männer, gleichſam der Vorſteher des Feſtes. Kaum that der Fidler die erſten Striche auf ſeiner immer heiſern Dorfgeige, ſo ſprangen Alle auf, die Mädchen zogen ihre Röcke und Halstücher zurecht, und die Buben thaten noch einen tüchtigen Schluck aus ihren zu Hunderten auf dem Raſen herumliegenden Weinfäßchen, die ich in's waadländiſche Cantonswappen, gerade unter das Liberté et Patrie ſetzen möchte, da ſie das luſtige Wahrzeichen des luſtigen Landes ſind. Später, als es kühler wurde, tanzten auch wir mit, beſonders weil ſich da ſchon das erſte Tanzfeuer der jungen Burſche gelegt hatte, keineswegs aber die Luſt der waidlichen Mädchen, von Männerarmen umfaßt und im Kreis geſchwungen zu werden.

(Die Fortſezung folgt.)

Platen in Erlangen.

(Fortſezung.)

Sobald Platen ſich für die dramatiſche Poeſie entſchieden hatte, lag ihm auch Alles daran, ſeine Arbeiten zur Aufführung zu bringen. In dem Beſtreben, dies zu bewirken, hat er die gewöhnlichen Erfahrungen dramatiſcher Dichter machen müſſen, und dieſe Erfahrungen haben eben nicht dazu beigetragen, ſeine bittere Anſicht des Lebens zu mildern. Es lag eine unermeßliche Kluft zwiſchen der Hoffnung des Dichters auf ein Publikum, das in Begeiſterung ſeine Stücke fordern würde,

Es erſcheine der Chor, es erſcheine der Chor des geliebten Ariſtophaniden!

und der kühlen, bedächtigen, zaudernden Berechnung der Intendanten, die er hie und da in einzelnen Anſpielungen, eigens und ex professo aber in dem vortrefflichen Gedichte beſpottete, welches er der Erlanger Zettelträgerin Pitz in den Mund legte. Die einzige, reine Freude, die ihm in dieſer Beziehung zu Theil geworden iſt, hat er in Erlangen erlebt, die Aufführung ſeines „Treue um

Treue.“ Dieſes Schauſpiel iſt das bühnengerechteſte der ſämmtlichen Platenſchen Dramen. Unter der Nürnberger Truppe, die damals in den Sommermonaten in Erlangen zu ſpielen pflegte, fanden ſich hinreichende Talente, um das Stück gehörig zu beſetzen. Platen ſtudirte die Schauſpieler ſelbſt ein; und mit welcher Ausdauer, mit welchem Eifer er dies that, wiſſen ſich die Freunde noch gar wohl zu erinnern, unter andern, wie er Tage lang klagte, daß er bei einer gewiſſen Stelle der Prima Donna einen geſenkten Blick durchaus nicht abgewöhnen könne, und die Freude, da die Abgewöhnung zuletzt denn doch gelang. Es war da zuweilen, als ob man Wilhelm Meiſter gegen Jarno klagen hörte, und die Aehnlichkeit ſteigerte ſich noch dadurch, daß ein Lachen mit eben ſo übler Laune als dort aufgenommen wurde. Die Vorbereitungen waren endlich fertig, die Lichter waren angezündet, Freunde und Freundinnen ſaßen in den Logen, der Dichter ſelbſt mit Schelling und Engelhardt in einer Loge nahe am Theater, Hermann war von Nürnberg herübergekommen. In geſpannter Erwartung füllte Bruder Studio das Parterre. Da hob ſich der Vorhang; das Stück begann und ſpielte ſich leicht und raſch mit ſteigendem Intereſſe fort. Die Hauptſcene, in der der Held nach zwei Seiten ſich gleich mächtig gezogen ſieht, machte den gewaltigſten Eindruck; der Beifall, der das Stück bisher ſchon begleitet hatte, wurde zum rauſchenden Sturme. Platen lief ab und zu, in die Logen, in die Couliſſen, ſein ganzes Weſen war in Bewegung: er war auf einem Hauptpunkte ſeines Lebens angelangt. Da, als der Vorhang fiel, rief das Publikum den Dichter. Was war zu thun? Sollte er von der Loge aus danken? ſollte er von der Bühne ſprechen? Nach kurzer, heftiger Berathung in der Loge wurde für gut befunden, daß er von der Bühne ſpreche. Er eilte hin und ſprach in tiefſter Bewegung mit bebender Stimme, aber ſtark und vernehmlich vier Verſe, in welchen er auf reichere Früchte der Zukunft hinwies. Dann verſammelte Schelling die nächſten Freunde zum Abendeſſen und hob nach demſelben das Glas, um den Dichter zu beglückwünſchen. Wie tief ihm dieſer edle Zuruf des Meiſters in die Seele gedrungen, hat Platen in ſeiner Zueignung an Schelling mit rührendem Gefühle ausgeſprochen.

Für die Leiſtungen der Schauſpieler hatte Platen ein vollendetes Urtheil. Am höchſten ſezte er in dieſer Hinſicht, was er im Leopoldſtädter Theater in Wien, und auf den Theatern in Venedig geſehen hatte. Von der Wirkung Kotzebueſcher u. aa. Stücke z. B. behauptete er, könne man ſich gar keinen Begriff machen, wenn man ſie nicht in Venedig habe ſpielen ſehen. Ich habe ihn dieſen Satz unter andern einmal im Theater vertheidigen hören, da ein Iſſlandſches Stück aufgeführt wurde, in dem der Komiker Wurm eine Hauptrolle hatte.

Ich habe Kernells erwähnt. Dieſer junge Schwede kam im Jahr 1824 nach Erlangen, von Schelling angezogen, unter deſſen wärmſte Verehrer Schweden gehören. Kernell hatte noch eine nähere Veranlaſſung, Schelling aufzuſuchen. Er war ein Verwandter Atterboms, der früher in Schellings Hauſe in München Güte und Gaſtlichkeit in Fülle erfahren, und jenen jungen Vetter mit Grüßen an den verehrten Meiſter beauftragt hatte. Man kennt aus dem Converſationslexikon den ſchwediſchen Dichter Belman, und weiß, daß jene Lieder mit Geſang und mimiſcher Darſtellung zugleich mehr aufgeführt als geſungen werden. Einzelne Schweden zeichnen ſich in dieſen Aufführungen beſonders aus. Man kennt ſie durch's ganze Land. Kernell war, da er in Upſala ſtudirte, als der vorzüglichſte Belmanſänger in Schweden bekannt. Leider griff die Anſtrengung, welche die Ausübung dieſes Talents nöthig machte, die eben in der Ausbildung begriffene Bruſt des ſchlanken Jünglings an. Die Aerzte fanden nur in der Verſetzung in ein mildes, ſüdliches Clima Hoffnung für den Leidenden. Sie riethen ihm, nach Tunis zu gehen. Er war auf dem Wege dahin nur bis Gibraltar gekommen, hatte ſich dort eine Zeit lang aufgehalten, und wußte Manches von den Reſten mauriſcher Sitte und Tracht in der nahen Umgebung zu erzählen; er war von da nach Marſeille und an der ſchönen Küſte Südfrankreichs hin nach Oberitalien gegangen, hatte Rom geſehen, war ſodann durch Tyrol nach München gewandert, und nahm den Rückweg in die Heimath über Erlangen. Hier fühlte er ſich von Schellings Anziehungskraft feſtgehalten. Platen hatte ihn bald nach ſeiner Ankunft an der Mittagstafel im Wallfiſch kennen gelernt und ihn mit den übrigen Freunden bekannt gemacht. Kernell führte uns zuerſt in die Kenntniß der ſchwediſchen poetiſchen Literatur ein. Er zuerſt machte uns mit Tegners Frithioſſaga und mit Atterboms Liedern und Glückſeligkeitsinſel bekannt; wir hörten Stjernhelms Namen zuerſt von ihm; E. G. Geijer war ſein väterlicher Freund. Man konnte nicht anders, als Schwediſch lernen, um den Mittheilungen des begeiſterten Jünglings folgen zu können. Für Platen war die Schwierigkeit dabei ſehr gering. Er hatte, um Oelenſchlägers Werke in der Urſprache leſen zu können, däniſch gelernt, und eignete ſich die nahverwandte Sprache in kurzer Zeit vollſtändig an. Wie er pflegte, trug er ſich ganze Tage mit der ſingenden Recitative ſchwediſcher Verſe, die ihm beſonders zugeſagt hatten. Einzelne Klangworte, wie Guds älskarinna, konnten ihn glücklich machen.

(Der Beſchluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Valencia, August.

(Fortsetzung.)

Tarragona. Sagunt. Barcellona.

Rauher und schroffer treten die Gebirge der Provinz Tarragona hervor, bald sieht man diese altberühmte und durch so vielen Schicksalswechsel merkwürdige Stadt von dem Gipfel einer ziemlich steilen Anhöhe bis an das Ufer sich herabziehen. Der Fuß des Berges ist abgehoben, und das Material hat zur Anlegung eines Molo gedient, welcher an seiner Spitze 48 Fuß Grundlage hat; auf der ausgeraumten Stelle hat man Häuser erbaut, welche die sogenannte untere Stadt bilden. Fregatten, nicht aber Linienschiffe können innerhalb des Molo anlegen, der Hafen bleibt jedoch stets den fürchterlichen Südwinden ausgesezt, welche immer Unheil anrichten und dem Molo selbst Schaden zufügen. Ein anderer Arm, in einer mit diesem Molo rechtwinkeligen Richtung, ist von dem entgegengesezten Rande der Bai begonnen, um die Verschlämmung, welche der Ausfluß des Francoli verursacht, abzuhalten, aber wegen Mangel an Fonds wird nur wenig daran gearbeitet. Tarragona wird als Hafen und Festung stets von Wichtigkeit bleiben, aber das Menschengewühl hat sich nach dem zwei Meilen entfernten Flecken Reus gezogen, welcher heutzutage einer der schönsten und besuchtesten Handelsorte Kataloniens mit 24,000 Einwohnern ist. Man entfernt sich nun von der Küste; nur an den unvergänglich in jener Atmosphäre schwebenden Dünsten erkennt man den traurigen Ausfluß des Ebro. In der eigentlichen Provinz Valencia ist die Küste abwechselnder: dort glänzt im Sonnenstrahl das selbst in neuern Zeiten nicht unberühmte, obgleich als Wohnort traurige und arme Sagunt (Murviedro) in der Mitte eines von ihm benannten Gebirgszuges, weiterhin ein Berg in Form eines Zuckerhuts, an dessen Fuß die Karthause del Puey liegt, so wie überhaupt diese ganze Küste verschiedenen Karthausen und dem Erzbisthum von Valencia gehört; endlich verkündigt ein weit und breit sich ausdehnendes Gemisch von Häusern und Gärten das Ziel unserer Reise, die Stadt Valencia, welche wir rechts lassen, um zu ihrem Landungsplatze oder Grao zu gelangen.

In Barcellona hatte ich mich diesmal nur drei Tage aufgehalten. Ich konnte von meinem Fenster aus den am stärksten besuchten Ort der Stadt, den Theaterplatz, übersehen. Ich kam so eben von Paris, Lyon und Marseille; wenn ich nun sage, daß mir bei der Erinnerung an diese, wenigstens an die beiden leztern Städte, Barcellona keinen unvortheilhaften Eindruck machte, so ist dies beinahe schon hinlänglich, den ersten spanischen Ort, den ich nach einer fünfjährigen Abwesenheit wieder betrat, zu charakterisiren. In Marseille wird man schon auf den Eintritt in Spanien vorbereitet, das Clima und die Sprache zeugen von der Verwandtschaft des ganzen Küstenstrichs, wo man lemosinisch oder provençalisch spricht. Man überzeugt sich bald, daß diese Sprache die Mutter der heutigen französischen, italienischen und spanischen ist. In Barcellona findet man noch einige in lemosinischem Dialekt gedruckte Bücher, aber die Provinzialdialekte, deren sich heutzutage das Volk bedient, sind völlig ausgeartet, und werden noch täglich, so zu sagen, nach der Willkühr jedes Individuums verdorben. Der Barcelloneser Dialekt ist darunter noch der deutlichste, aber auch der gellendste, und es schreckt zurück, wenn man eine schöne Dame plötzlich in eine Art von Gebell ausbrechen hört, welches tief und rauh aus der Kehle kommt, und durch die lallende Aussprache des L noch unangenehmer wird. Eine gewisse Steifheit, ein gewisser Mangel an Ebenmaß in dem sonst kräftigen Körperbau, ein gewisses eckiges Wesen schaden diesen Frauen, unter welchen schöne und ausdrucksvolle Physiognomien, jene bekannten, schwarzen, langwimperigen spanischen Augen, hervorgehoben durch eine reizende, von südlichem Feuer colorirte Gesichtsfarbe, nichts Seltenes sind. Die spanische Tracht und die Mantilla läßt ihnen lange nicht so gut, wie den Weibern von Andalusien, und die jetzige Mode, die Mantilla, welche sonst auf einem etwas erhabenen Kamme ruhte, platt auf dem Kopfe zu tragen, ist nichts weniger als anmuthig. Französische Moden, der Hut und farbige Kleider, dringen hie und da durch; indessen fordert diese Tracht auch ihren eigenen Styl, und wenn man schon zwischen Paris und den Provinzialstädten einen auffallenden Unterschied bemerkt, so wird man es den Spanierinnen, wenigstens denen, die ich diesmal gesehen, leicht verzeihen, daß sie nicht recht damit umzugehen wissen. Von den Classen, die nicht zu der sogenannten schönen Welt gehören, obgleich es darunter reiche Leute gibt, will ich nichts sagen, ihr Anzug ist hier, wie fast in allen übrigen Ländern, Frankreich nicht ausgenommen, ungraziös und baroc. In diesem Stücke, wie in allen übrigen Dingen ist unter den neuern Völkern der Geschmack eine Seltenheit, etwas, über dessen Ursprung und Folgen man bei weitem nicht hinlänglich nachgedacht hat. In wenigen Landstrichen (auch in Spanien gibt es deren) ist die Tracht des Landvolks geeignet, den Menschen zu veredeln, seine körperlichen Vorzüge herauszuheben, seine Fehler zu verbessern, oder wenigstens nicht noch sichtbarer zu machen und ihm wohl gar, wie es meistens geschieht, ein lächerliches oder widerliches Ansehen zu geben. In wenigen Orten — meistens Hauptstädten oder Handelsplätzen — hat sich eine schöne Welt von untergeordnetem Range gebildet, die sich durch eine gewisse anmuthige Eleganz, selbst abgesehen von dem nicht selten übertriebenen Luxus, bemerkbar macht; wer die Soubretten und Grisetten von Wien und Paris gesehen hat, der wird mich verstehen. In Cadix habe ich eine solche Classe gekannt, in Madrid werde ich sie jezt vielleicht antreffen, in Barcellona und Valencia existirt sie noch nicht. Unter den Männern findet man in Barcellona und überhaupt in Katalonien schlanke, nervigte Jünglinge, aber mit zunehmendem Alter gewinnt das gewöhnlich ernste, brüske Wesen des Katalaniers die Oberhand, und malt sich auch in seiner Physiognomie und in seiner Haltung. Was die Tracht betrifft, so habe ich bemerkt, daß die bekannte katalonische Mütze (gorro) von rothem Tuche nach und nach zu verschwinden und der platten Soldatenmütze (cachucha) oder dem Hut Platz zu machen anfängt, ein Symptom, das nicht ohne Wichtigkeit ist. In den Schulen von Katalonien und Valencia ist es verboten, den Provinzialdialekt zu sprechen; in den öffentlichen Acten wird bloß das Kastilianische angewendet, und eben so in den dramatischen Vorstellungen. Barcellona hat ein schönes Theater, doch weder so bequem, noch so geräumig und elegant, wie das von Cadix, diesem leztern fehlt aber die Façade. Ich besuchte am Sonntag die nachmittägige Vorstellung (von 4 — 6½ Uhr); ein aus dem Französischen übersezes Stück: „Vor fünfzehn Jahren,“ wurde recht gut gespielt und mit dem Bolero beschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 215.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 7. September 1836.

Man kann mit den Empfindungen, wie mit andern Gütern, schlecht haushalten.

Rahel.

Sturm.

„Gebt mir Poesie zu trinken,
Poesie wie einen Strom,
Daß ich möge drin versinken
Als ein winziges Atom.

Eure Lehren, eure Sprüche
Dünken mich so hohl und leer.
Stürzt auf mich, ihr Wolkenbrüche,
Brich herein, du finstres Meer!

Sprich, wie lange willst du hadern
Mit dem Herzen, heiße Gluth?
Sprich, wie lange durch die Adern
Willst du rollen, dunkle Fluth?

Ungezähmt an seiner Kette
Nagt mit stiller Wuth der Knecht;
Ungedämmt aus seinem Bette
Steigt der Strom und will sein Recht.

Euch in eurer Ruhe stören
Wird sein ungeheurer Gang;
Bis ihm wird die Welt gehören,
Wird er folgen seinem Drang.

Eure Felder, eure Hütten,
Wo ihr sitzt mit Weib und Kind,
Wird er donnernd überschütten,
Bis sie Staub beim Staube sind.

Brich hervor aus deinen Bergen,
Stiller Riese, brich hervor,
Und in diese Welt von Zwergen
Schleudre deiner Geister Chor.

Dann, wenn rings in tiefes Schweigen
Eingehüllt ist Berg und Thal,
Lasse deine Wogen steigen
Himmelwärts zum lezten Mal.

Dann in süße Niederlage
Sinke, sink' auch du hinab,
Trage deinen Stolz, o trage
Deine Schmach in's Weltengrab.

Dort, wo Alles muß versinken
Vor dem heil'gen Gotteszorn,
Wirst du sterbend Leben trinken
Aus dem ew'gen Liebesborn.“ —

Die ihr euch so kühn geberdet,
Hört das Wort, und werdet bleich:
Wenn ihr nicht zu Kindern werdet,
Kommt ihr nicht in's Himmelreich.

H. P.

Eine Woche im Juraland.

(Fortsetzung.)

Die Aussicht von der Dole ist eine der schönsten in der Welt, und es gehört Talent dazu, sie nur ungefähr und ganz im Allgemeinen zu beschreiben, ohne langweilig zu werden, denn solche Anmuth, solchen mannichfaltigen Reichthum in Formen und Farben auszudrücken, ist kein kleines Unternehmen. Ich wage mich nicht daran und will hier nur gleichsam wie Schneestangen die bezeichnenden Grenz- und Höhenpunkte angeben. Anziehend ist schon der Contrast der See- mit der Landseite. Wenn sich das Auge an den tausend grünen, röthlichen, schneeweißen und bläulichen Bergen, an ihren unzähligen grasigen und waldigen Abhängen, Tiefen und Thälern, an den wie ausgesäten Dörfern, Weilern, Städten und Landhäusern, an dem reizenden Seespiegel und seinen schön gezeichneten Buchten und Golfen matt und müde gesehen hat, dann ruht es gerne auf den niedrigern, einförmigen Höhen und den einfachen Flächen der Franche-Comté aus, die sich wie das Land der Prosa gegen die reiche Lyrik und Epik des Seelands hinzieht. Am höchsten stehen da die Bergzüge der Grajischen, Penninischen, Lepontischen und Berner Alpen mit ihren alten Repräsentanten, Montblanc, Mont Velan, Mont Rosa und der Jungfrau. Gar reizend ist auch die wechselnde Färbung des Sees, der bald dunkelblau, bald heller, grün, hellgrau, dunkelgrau, bald in Sapphiren, bald in Smaragden zu fluthen scheint, je nachdem die Wolken über ihm stehen, je nachdem die Sonnenstrahlen auf ihn fallen.

Des Zaubers ist viel am Tage, ich rathe aber, auch einige Nachtstunden in tiefer Stille und in vollem Mondschein da zuzubringen. Da nimmt Alles eine weniger scharf gezeichnete, ungefärbtere, aber um so poetischere Gestalt an; die großen Massen treten herrschender hervor, über den See zieht die geisterartige Mondsäule, und in der tiefen Stille liegt eine wundervolle Beredsamkeit. Ich möchte wissen, wie lange es große Genuß- und Weltmenschen hier allein, seelenallein aushalten könnten? Da ist an keine Flucht zu denken. Hinunter? die Erde liegt so still, so rein, so offen, lautlos und jungfräulich da. Hinauf? da ziehen die Sterne ihre reinen Diamantbahnen, und an dem weiten Himmelsdom bis zu den unauflöslichen Nebelflecken hin ist kein Platz für irdischen Schmutz und irdisches Denken.

Nach Sonnenaufgang verließen wir den Berg und gingen gen St. Cergues hinunter, wo uns eine Pension hübscher Mädchen begegnete, die mit ihren Damen einen Theil des Sommers hier in der herrlichen Bergluft zubringen, was für Körper und Geist gleich gedeihlich ist. In Bierre, das in einer prächtigen Ebene am Fuße des Jura liegt, war gerade das Lager, wo sich die Waadländischen, Genfer und Freiburger Truppen versammeln, lagern und manövriren. Wir wollten die großen Schlachtfelder von Grandson und Murten sehen. Dazu gibt es keine unpassendere und störendere Vorbereitung, als das heutige Militär, bei dem von Allem, was auf jenen Blutfeldern siegend entschied, nichts, dafür aber viel Enthusiasmiren, Haranguiren und Bramarbasiren zu finden ist. Von Bierre führte uns der Weg über das raubritterliche Montricher, von dessen mächtigem Schloß kaum noch etwas zu sehen ist. Der Himmel war wolkig und drohte mit Regen, darum ließen wir den Mont Tendre diesmal unerstiegen und eilten an seinem Fuß weg über Coudre dem Lac de Jour zu, der eigentlich ein von Südwesten nach Nordosten streichendes Alpenseensystem ist, das rings von hohen, rauhen Bergen umgeben und eingeengt ist, so daß von Amont her nur eine Pforte zur Einströmung des kleinen Flüßchens Orbe offen steht, denn eine offene Ausströmung haben diese Seen nicht. Erst eine halbe Stunde tiefer wird sie sichtbar, nämlich die Orbe, dieser unterirdische Emissar aller Thalgewässer. Aber nicht bloß auf natürlichem Weg verlieren sie sich, sondern die Kunst hilft auch nach. Am Ufer des untersten Sees, der Brenet heißt, haben die Einwohner viereckige Löcher gegraben, in die sich das Wasser mit Heftigkeit stürzt. In ihnen laufen diese Bäche unter dem benachbarten Berg weg, vereinigen sich und brechen dann majestätisch aus den mit reichem Moos bewachsenen Felsen hervor. Nur einer oder zwei dieser Emissarien waren zu der Zeit vorhanden, wo das Thal sich zu bevölkern anfing, späterhin fügte man die künstlichen hinzu, um sich vor drohender Ueberschwemmung zu sichern, wenn der natürliche Hauptemissar sich zufällig verstopft hätte, noch mehr aber, um dem Gewerbfleiß zu dienen; denn zuerst läßt man das Wasser durch diese Löcher ungefähr zwanzig Fuß tief stürzen, dann aber leitet man es durch damit verbundene Rinnen und Canäle dahin, wo es mit großer Gewalt Mühlräder treibt. So erhob sich denn schnell der Gewerbfleiß, besonders die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingeführte Uhrmacherei, wozu freilich der ganz eigene industrielle Sinn der Einwohner mitwirkte.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß schon die Römer dieses zwischen rauhen Gebirgen liegende Thal kannten. Manche lateinische Namen und gefundene Alterthümer könnten freilich darauf hinzudeuten scheinen. Wie man den See hieß, ist unbekannt, das Dorf le Lieu nannte man aber Lacus Pontii und den kleinen westlichen See Lacus tertius, wie er denn auch jetzt noch der Größe nach der dritte ist und Lac de Ter heißt. Wahrscheinlich schreiben sich diese Spuren von römischer Sprache und Art erst aus dem fünften und sechsten christlichen Jahrhundert her, und sind vielmehr geistliche, als militärische

und adminiſtrative. Die Sage berichtet, der Eremit Pontius habe zuerſt nach dem Sturz des römiſchen Reichs dies Thal lange Jahre bewohnt, und ſey wegen ſeiner Tugend und Frömmigkeit hochverehrt worden; erſt gegen das Ende ſeines Lebens habe er hier ein Kloſter geſtiftet, das mit ſeinen umliegenden Wohnungen Abbatia hieß, das heutige Abbaye, während der gerade über dem See liegende Ort nach ihm den Namen Lacus Pontii erhielt. Dies iſt das heutige le Lieu, das bedeutendſte Dorf des ganzen Thals. Die Mönche bauten die Gegend an, dämmten den See und gruben Emiſſarien. Aber doch war das Thal nur noch wenig bevölkert, als auch hier die Lehren der Reformation eindrangen. Der lezte Abt nahm die neue Lehre an, verheirathete ſich, und die Mönche gingen auseinander; mehrere folgten dem Beiſpiel ihres Abts und wurden Landbauer. Das Thal begab ſich nun freiwillig unter den Schuz Berns, das ſich hier immer gerechter und milder zeigte, als im Waadland. Von nun an nahm die Bevölkerung auf merkwürdige Weiſe zu, denn jezt beträgt ſie nahe an fünftauſend Seelen, die durch Induſtrie mitten in dem rauhen, unfruchtbaren Ländchen zu Wohlſtand, ja zu Reichthum gekommen ſind.

(Die Fortſezung folgt.)

Platen in Erlangen.

(Beſchluß.)

Kernells Befinden verſchlimmerte ſich mehr und mehr. Da hat in den langen Tagen der Krankheit Platen an dem befreundeten Jünglinge Freundes und Bruderpflicht geübt. Die lezten Nächte wachte er neben dem Zimmer des Kranken, der mit ſchmerzlichem Heimweh nach den Ebenen Oſtgothlands, nach dem ſtillen Pfarrhofe von Törnevalla ſich ſehnte, wo Mutter und Schweſtern ſeiner harrten. Wir haben ihn hier begraben, und Platen hat ihm die rührenden Verſe nachgeſungen, die unter ſeine Gedichte aufgenommen ſind.

Das Jahr nach Kernells Tode kam ſeine mütterliche Freundin, die Baronin von Silverſtolpe, in Geijers und des Componiſten Lindblad Begleitung auf einer Reiſe durch Deutſchland auch nach Erlangen, um des früh geſchiedenen Lieblings Grab aufzuſuchen und die Pfleger ſeiner lezten Stunden dankend zu begrüßen. Platen hat nie den ſchönen Sommerabend auf der lieblichen Höhe Rathsbergs vergeſſen, an dem die Herzen ſchnell befreundeter guter Menſchen ſich plözlich gegen einander erſchloſſen und ein Bund gegenſeitiger Liebe geknüpft wurde, und nirgends wird die Nachricht von dem Hingange des Dichters in Syrakus ſchmerzlicher vernommen worden ſeyn, als bei dieſen tiefgefühlenden ſchwediſchen Freunden.

Es muß als eine beſondere Gunſt des Schickſals angeſehen werden, daß Platen gerade eine Periode in Erlangen verlebte, in welcher dieſe Stadt durch eine Vereinigung vorzüglicher Männer auf's Schönſte geiſtig bewegt war, und zu einer Zeit, da dieſe Männer theils im kräftigſten reifen Alter, theils eben an der Grenze einer warmſtrebenden Jugend ſtanden. Schelling z. B. und Pfaff befanden ſich in der Mitte der vierziger Jahre, als Platen ankam, Schubert am Ausgang der Dreißiger. Faſt von gleichem Alter mit Platen war Puchta, damals noch in den Arbeiten begriffen, die ihn ſo hoch unter den deutſchen Rechtsgelehrten geſtellt haben, für Platen unſchäzbar durch die herzlichſte Theilnahme und ein ſicheres, unbeſtechliches Urtheil. Puchta hatte ein ganz eigenthümliches poetiſches Talent als Jüngling mit Ernſt und Liebe gepflegt, und ſich durch die Schwierigkeit eigener Produktion den Weg zur ſichern Beurtheilung fremder gebahnt. Er beſaß eine unvergleichliche Baßſtimme und hatte ſie ſchulgerecht gebildet; auch in den zeichnenden Künſten war er nicht ohne Uebung geblieben. Er wußte, was er an den Dichter zu fordern hatte, und trug den Ernſt der Forderungen, die er in ſeiner Wiſſenſchaft an ſich machte, auf Andere über. Hier befriedigte ihn Platen. An Ueberſicht und Schärfe des Urtheils waren ſie einander verwandt; ein friſcher, derber Humor machte Puchta's Geſellſchaft anziehend, und da Platen ſich in die gewöhnlichen Formen der Geſchäfte nicht zu ſchicken wußte, da es eine von ihm aus eigenen Kräften nicht zu löſende Aufgabe war, bei einem Buchhändler anzufragen, ob er ſein Verleger werden wolle, ſo trat auch hier Puchta helfend und berathend ein. Gewöhnlich wurden dem Dichter in ſolchen Fällen die Briefe von Puchta oder von einem andern Freunde in die Feder geſagt, und der eine dieſer Freunde bewahrt noch das Fragment eines Briefs an einen berühmten Verleger, der caſſirt werden mußte, weil Platen ſich verſchrieben, und anſtatt einer geſchmackvollen Ausſtattung des angebotenen Verlagsartikels eine geſchmackloſe verlangt hatte.

Unter den Männern und Jünglingen, die wir andeutend geſchildert haben, und mit ihnen lebte Platen. In ſeinem ganzen Weſen war eine Zutraulichkeit und Herzlichkeit, die ſogleich für ihn gewann. Sein Eifer, ſein Ernſt, ſein Feuer mußte intereſſiren und hinreißen. Da war von keinem Enthuſiasmus die Sprache, den man ihm eingeredet hätte, dem er halb und halb oder blind gedient hätte; ſeine Begeiſterung wuchs nothwendig aus dem Grund ſeiner Seele heraus. Was er that, ging Alles auf einen Punkt, bei ihm war Alles aus einem Stück. Wir haben mit Schmerz geſehen, nicht daß er nach Italien ging, ſondern daß er da blieb, daß er ſich mit dem Vaterlande überwarf, und nun doch auf der fremden Erde deutſch zu dichten fortfuhr, und

doch den Wunsch nicht aufgeben konnte, von dem, wie er meinte, undankbaren Vaterlande erkannt zu werden.

Wie bitter er sich in seinen Gedichten und Briefen aus Italien über Deutschland aussprach, wie sehr er es auch seinem nächsten Vaterlande verübelte, daß es unter dem neun-und-vierzigsten Grade liege, daß da das Schneegestöber wehe und liegen bleibe, oder daß man da gar nicht spazieren gehen könne, weil es im Winter schneie und im Sommer regne, ein stilles Heimweh hat ihn immer an das aufgegebene Land erinnert, und er hat umsonst in dem Glanze der neapolitanischen Natur und auf allen schönen Punkten des schönen Italiens die selige Befriedigung gesucht, die ihm, wenn er in anspruchloser Composition auf unsern Höhen schweifte, aus dem Schatten der alten Buchen, aus den lieblichen Thälern herauf und von den nahen Kalkgebirgen ungesucht entgegenkam.

Korrespondenz-Nachrichten.

Valencia, August.

(Beschluß.)

Barcellona. Valencia.

Ein Zufall verhinderte mich, an demselben Abend der Oper la Somnambula beizuwohnen, und da nur zweimal in der Woche Opern gegeben werden, so bekam ich wegen meiner schnellen Abreise keine mehr zu sehen. Die Barcellonesser, auch aus den untern Classen, sind, was die Musik betrifft, delikat, und besitzen auch das Talent, selbst wenn sie nicht Musik verstehen, Bruchstücke aus den Opern mit ziemlicher Genauigkeit aus dem Gedächtniß nachzusingen; doch ist das Theater nicht sehr besucht, und da die Preise äußerst gering sind, so begreift man nicht, wie die Unternehmung sich erhalten kann. In Barcellona findet man im Parterre beide Geschlechter, was in den übrigen spanischen Theatern wenigstens bis jezt nicht der Fall war. Die Ordnung, welche in den spanischen Schauspielhäusern herrscht, ist empfehlungswerth, und weit entfernt von jener willkührlichen Ueberfüllung, jenen Hühnersteigen in Paris, wo man das Publikum, mit Ausnahme der Logenbesizer, in Reih und Glied, stundenlang dem Sonnenstich oder dem Platzregen ausgesezt, eingesperrt hält, was dem spanischen Stolze, besonders den Frauen, unerträglich wäre. In der Nähe des Theaters sind auch einige ziemlich gute Kaffeehäuser, wo man die Madrider Zeitung und ein oder das andere Blatt von Barcellona findet. Zwei Oppositionsblätter erhalten sich dort, der Vapor und der noch stärker ausgesprochene National; auch existirt eine Monatschrift, der Propagador, welcher den Liberalismus ungefähr nach der Art der sogenannten socialen Schule von Paris in eine sophistische Maske, die das Justemilieu verbergen soll, einhüllt. Barcellona kann bei einem gewissen unverkennbaren Anstrich von Grandiosität, worin es Lyon ähnelt, so wenig und noch weniger als dieses lezteres für eine schöne Stadt nach modernem Geschmack gelten; die meisten Straßen sind krumm und eng, die Anlage verworren, die Häuser plump, manche Gebäude und Plätze versezen durch ihren Anblick um mehrere Jahrhunderte zurück, was allerdings ehrwürdig, aber weder angenehm, noch bequem ist. Da die Stadt nicht groß, aber sehr stark bevölkert und von den Landleuten besucht ist, so herrscht überall ein reges Leben und Treiben; indessen sind die Buden und Werkstätten fast alle kleinlich und ohne Ansehen, und so sehr man den katalonischen Gewerbfleiß lobt, so muß ich für meinen Theil gestehen, daß mir dieses Urtheil nur als relativ gegründet scheint, und daß einige Artikel, z. B. die Blonden, welche wirklich große Fortschritte gemacht haben, für welche aber die Seide in Frankreich vorbereitet wird, nicht nur nicht fehlerfrei, sondern auch sehr theuer sind, und daher nur mit Hülfe des leidigen Prohibitivsystems den fremden Produkten das Gegengewicht halten können. Ich werde mich aber sehr hüten, meine politisch-ökonomischen Meinungen über diesen Gegenstand in Katalonien laut werden zu lassen. Daß indessen der Katalonier arbeitsam, mäßig, verbarrlich, auf den Gewinn erpicht und mit guten natürlichen Anlagen zur Industrie und zum Handel versehen sey, leugnet Niemand. In den Gebirgen herrscht freilich viel Rohheit, und die Geringfügigkeit des Erwerbs trotz aller Anstrengung macht, daß die Einwohner leicht ihr Werkzeug mit der Flinte vertauschen, um in Parteien herumzustreifen; auch hat der katalonische Soldat den Ruf, daß er diebisch ist. Bei alle dem sind die Räubereien auf den Landstraßen in ruhigen Zeiten hier seltener, als in andern Provinzen. Die Katalonier halten, so wie die Biskayer, streng an der Landsmannschaft, und helfen einander treulich, wenn sie sich außer ihrer Provinz antreffen; aber innerhalb derselben sind sie, sonderbar genug, gegen einander mißtrauisch, und in Geldgeschäften schwieriger, als gegen Fremde. — Was die Merkwürdigkeiten von Barcellona und Valencia betrifft, so mag ich nicht wiederholen, was man in den geographischen Lesebüchern findet. Unter diesen scheint mir das neueste Gemälde von Spanien und Portugal von Anton Wolf (als Theil der allgemeinen Erdkunde von Schüz) das genaueste und ausführlichste; man findet darin Nachrichten, die selbst den Spaniern außer ihrer respectiven Provinz oder Ortschaft unbekannt sind. Dagegen ist die Methode in der Aufführung der Städte und Orte sehr schlecht, ein Itinerarium gibt es gar nicht, und mit den Nachrichten sind auch viele Irrthümer aus den Quellen in diese Compilation übergegangen. So muß ich gleich gegen die Vorr St. Vincent entnommene Behauptung protestiren, daß Valencia eine der schönsten Städte Europa's sey. Da ist nicht eine einzige Straße, die in einer hübschen Stadt vom zweiten oder dritten Range im gebildeten Europa für schön gelten könnte, alle eng, krumm, winkelig und so verworren, daß Valencia die Stadt in Europa ist, wo man sich am schwersten zurechtfindet; ohne einen einzigen regelmäßigen Platz, aber voll Plätzchen und Winkel, die nicht wenig dazu beitragen, die Richtung, die man genommen hat, zu unterbrechen und die Verwirrung zu vermehren; die Häuser meistens grotesk, mit ungeheuern, sonderbar gestalteten Thüren, Fenstern und Balkonen, die Fenster ohne Glas, oder doch nur mit kleinen, uralten Scheiben, die Balkone blos mit einer niedrigen Eisenbalustrade, über welche weiße Vorhänge fallen, die den Straßen so ziemlich das Ansehen von Kasernen geben, wo man die Wäsche zum Trocknen aufgehängt hat. Das Innere ist wie das Aeußere: grotesk, unregelmäßig und verworren, nichts von jenen saubern viereckigen Höfen Andalusiens, um welche eine von Säulen oder Pilastern getragene Galerie herumläuft; hier und in Barcellona ruht der Eingang des Hauses, wenn es ein großes Haus ist, auf breiten Schwibbogen, durch welche man in einen formlosen Hof eintritt, in dessen Hintergrund zuweilen ein Garten ist.

Doch der Brief ist schon lang genug, und ich verspare Weiteres über Valencia und seine öffentlichen Verhältnisse auf ein ander Mal.

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 8. September 1836.

Der Gehalt in deinem Busen,
Und die Form in deinem Geist.
Goethe.

Ueber das Poetische in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

Erster Artikel.

In vielen Doctrinen sind schon mehr oder weniger poetische Elemente enthalten, oder sie lassen doch wenigstens im Einzelnen eine poetische oder, wenn man lieber will, witzige Behandlung zu. Dies äußert sich schon im Gebrauch von Metaphern. Selbst die trockene Anatomie oder die Physiologie, ohne welche jene nur eine todte Wissenschaft ist, spricht von dem Saitenspiel und der Brücke des Varolius im Gehirn, von dem Labyrinth im Gehörorgan, vom Regenbogen im Auge. Auch das mechanische Gewerb oder die Technik hat gewisse metaphorische Ausdrücke, die zu Kunstausdrücken geworden sind. Aber wer wollte diese deßwegen poetisch nennen? Möchten doch manche Erzeugnisse witziger Schriftsteller, selbst aus höherem Standpunkt betrachtet, keineswegs poetisch zu benennen seyn. Ich nehme hier Poesie, d. h. verdeutscht: Hervorbringung, Schaffung, in seinem reinsten Wesen, in seiner ursprünglichen und weitern, aber nicht genetischen oder Wortbedeutung. Daher dehne ich den Begriff nicht so weit aus, als Manche, die da sagen: jeder Gedanke, jedes Gefühl der Seele, jede That sey Poesie an sich, was übrigens in diesem Sinne ihnen Niemand absprechen wird. Schon in Platons Gastmahl finden wir, „daß, nach dem Ausspruch der Prophetin Diotima, Poesie ein Wort sey von vielfacher Bedeutung: nämlich Alles sey Poesie, was veranlasse, daß etwas aus dem Nichtseyn in das Seyn übergehe; so seyen denn auch alle Kunstarbeiter Poeten, aber nur jener Theil, der sich mit der Musenkunst und dem Versmaße beschäftige, heiße vorzugsweise Poesie, und die Künstler darin Poeten.“ So finden wir auch bei Xenophon das Wort Poet in der Bedeutung eines Erfinders, wobei wir, in Bezug auf Gesangerfindung, an die provençalischen und nordfranzösischen Troubadores und Trouvères erinnern wollen. Bei spätern Griechen finden wir auch, daß die Wissenschaft und Kunst der Chemie, die nicht bloß, wie der alte Mönch Basilius Valentinus sich ausdrückt, „die Natur auseinander legt,“ sondern auch durch Combination der Stoffe ganz neue Gebilde schafft, Poesie genannt wurde. Selbst unser deutsches Dichten mag ursprünglich so viel, als im Geiste hervorbringen, erfinden, schaffen bedeutet haben, wie wenigstens im Angelsächsischen diuhtan bedeutet. Wir nehmen hier poetisch mehr im gewöhnlichen Sinne, wiewohl nicht in dem engeren, wo sogleich auch die äußere poetische Form, das Versmaß u. s. w., überhaupt das Künstliche mit einbegriffen ist, sondern dem Geiste nach, da ja ein poetischer Stoff,

wenn auch nicht ohne Form, denn Form muß ja jeder Gedanke haben, doch ohne jene künſtleriſche recht gut beſtehen und wirken kann; wobei wir jedoch bemerken, daß nur dies die rechte Poeſie ſey, wo ſich beide durchdringen, wo überhaupt Kunſt, Abſicht und Freiheit mit der Nothwendigkeit innig verſchmolzen ſind.

Betrachten wird das Kind oder den einfachen, aber ſchon für das Schöne empfänglichen Naturmenſchen, deſſen Seele noch einer unbeſchriebenen, weißen Tafel gleicht, auf welcher ſich neue Eindrücke leicht einprägen und abfärben. Für ihn haben einfache Erzählungen und Darſtellungen, ohne viel poetiſches Blumen- und Blätterwerk, als da ſind Verſe, Figuren, Tropen mancherhand, ſchon großen Reiz, wenn nur der Stoff ſelbſt poetiſch genug iſt, Empfindungen zu wecken und ſeine Einbildungskraft zu beſchäftigen. Dieſer, die noch friſch iſt und leicht ergänzt und weiter ausmalt, wird dann eine Welt aufgethan, in welcher ſich die Seele auf das Angenehmſte ergeht, während andere Produktionen, welche mit aller Fülle poetiſcher Kunſt ausgeſtattet ſind, ſie kalt und ungerührt laſſen, weil ihnen entweder der Geiſt der innern Poeſie ganz mangelt, oder eben durch jene Kunſt und üppige Ausſtattung verhüllt iſt. Freilich wir Neuere, künſtlich Gebildete, die wir aus den ungeheuern Vorrathskammern der ſeit Jahrhunderten aufgeſpeicherten Kenntniſſe jeder Art unſern Geiſt bereichert oder überladen haben, wir bedürfen, bei allem Sinne für Poeſie, noch gewiſſer anderer Reize, als mancherlei ironiſcher und ſatiriſcher Nebenbeziehungen, Anſpielungen auf unſer Erlerntes, auf Vor- und Mitwelt; wir verlangen reiche Ausſtattung und lebhaften Witz, wenn wir fühlbar erregt und ergötzt, oder nur, um es beſſer zu ſagen, amüſirt ſeyn ſollen. Denn überhaupt iſt die Muſe der Neuern nicht die alte griechiſche, deren ſchöne Einfachheit und Hoheit uns nicht mehr anſpricht; ſie iſt ſelbſt nicht der Aventüre verwandt, die wir, bei oft preiswürdiger Begeiſterung für das Mittelalter, doch meiſtentheils nur unglücklich nachahmen; am wenigſten iſt es die heilige Muſe des Orients; denn bei aller, theilweiſe oft glücklichen Nachahmung und Auffaſſung orientaliſcher Dichter ſind wir doch jener Begeiſterung fremd, welche die Lippen der Pſalmenſänger, der Propheten und anderer heiligen Männer geöffnet hat. Unſere Muſe iſt vielmehr ein Kind der vielgeſtaltigen Mode, die allgewaltig herrſcht und unaufhörlich beſchäftigt iſt, durch immer neue, ſey's auch die ſeltſamſten, abgeſchmackteſten, frivolſten Erfindungen, Combinationen und andere Reize, das einem abgeſtumpften, launiſchen Sultan gleichende, bald lüſterne, bald frömmelnde Publikum anzulocken und zu beſchäftigen.

Gerne gehen wir nun auf die ſchon angedeutete Bemerkung zurück, daß es eine Poeſie des Inhalts, einen poetiſchen Geiſt gibt, der zwar beſonders in der Art, die wir Poeſie nennen, ſich offenbart, aber auch im Bereiche der verwandten Künſte waltet. Dieſen Eingang glaubten wir nehmen zu müſſen, um naturgemäß auf den Gegenſtand dieſer Abhandlung ſelbſt kommen zu können.

Wir reden jezt von dem Poetiſchen in der Naturkunde. — Manche haben ſchon die Natur ſelbſt eine poetiſche Erſcheinung genannt, ja für eine unendliche Poeſie erklärt; und gewiß, die Natur, dieſe tauſendgeſtaltige und tauſendnamige Mutter aller Weſen, dieſer Inbegriff aller Welterſcheinungen, iſt an ſich ſchon poetiſch; ja ſie iſt die Quelle und der Ausfluß aller Poeſie. Wir wollen nun zeigen, wie die äußere Natur ſich dem Menſchen poetiſch offenbart, oder, was daſſelbe iſt, wie der Menſch ſie poetiſch auffaßt.

So lange er noch auf einer, der Thierheit nähern Stufe ſteht, wird er die Natur und ihre oft furchtbaren Erſcheinungen empfinden, wie eben das Thier; dagegen im Zuſtande der Ueberfeinerung, der Verbildung und Entartung werden ihm die winzigſten Theaterfeuer und Scenen mehr gelten, als alle die ſchönſten Farben und Feuer der Natur, und bei dem Anſchauen des herrlichſten Sonnenaufgangs wird er tadelnd bemerken, daß doch Dieſes und Jenes dabei gefehlt habe, um den vollen grandioſen Effekt hervorzubringen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Eine Woche im Juraland.

(Fortſetzung.)

Außer Abbaye rechts und Lieu links am See gibt es noch einen Ort von einiger Bedeutung: le Sentier über der Einſtrömung der Orbe, mit fünfhundert ſehr gewerbfleißigen Einwohnern aller Art. Wer mehr Luſt am Dunkeln, Nächtigen und Unterirdiſchen hat, als ich, der kann hier in der tiefen Höhle, der Baume de l'Abime, einige Stunden zubringen. Wem dies noch nicht genügt, der wende ſich über die kleinen Orte Champour und Biour nördlich, denn da iſt der Eingang zu der Chaudière d'Enfer, gleichfalls einer Felſenhöhle, wo ein Abgrund mit dem andern wechſelt und ganz unten Waſſer rauſcht. Wir zogen freie Luft und Sonnenlicht vor und wandten uns daher über Pont der Dent de Vaulion zu, die von der Nordoſtſeite leicht und bequem zu beſteigen iſt, ja man kann von Vaulion ſelbſt hinauf fahren. Es verlohnt ſich die Mühe, denn wiewohl dieſer Berg nur 4570′ über dem Meer liegt, alſo bedeutend niedriger iſt, als die Dole (5170′) und der benachbarte Mont Tendre (5180′), ſo zeigt ſich doch die zackige Rieſenmauer vom Titlis in Unterwalden bis zu den Bergen des Dauphiné,

wo der Titlis, die Wetterhörner, Schreckhörner, das Finsteraarhorn, die Jungfrau mit ihrer Familie, und rechts nach einer breiten Bresche (es ist das Wallis), von den Penninischen Alpen der Mont Rosa, das Matterhorn, der Combin und Velan, und zulezt von der grajischen Kette der Montblanc und seine Genossen wie Wartthürme hervorragen. Diese Aussicht soll vom Mont Tendre noch schöner und ausgedehnter seyn, wiewohl dieser nicht in so günstiger Richtung gegen jene drei Alpenketten steht.

Die Dent de Vaulion ist das große Kohlenmagazin für das Val de Jour und seine glühende, schmelzende und schmiedende Industrie. Dadurch erhält der Berg etwas Cyklopisches, denn die Köhler haben eine große Familienähnlichkeit mit den Einäugigen, wenigstens sind sie eben so rüstig und baumstark, aber heiterer, umgänglicher und menschlicher. Auf allen Seiten, zwischen unzugänglichen Felsen und an dem Rand furchtbarer Abgründe stehen brennende Meiler, und der aus ihnen emporqualmende Rauch hüllt sie manchmal in Dunkel. Die Köhler vereinigen sich, um Holz zu fällen und aus der Umgegend herbeizuschaffen. Dann schichten sie es, wie in Deutschland, in conischer Form auf. Sobald das Feuer angelegt ist, bewachen sie es Tag und Nacht bis zur Ausbrennung des Meilers. Eine Hütte mit so niedrigem Eingang, daß man auf allen Vieren hineinkriechen muß, dient ihnen bei Regen und Frost zum Zufluchtsort. Hier bringen sie auch die Nächte zu, wiewohl sie oft aus der Hütte gehen müssen, um nach dem Meiler zu sehen. In diese elenden Hütten flüchten sich auch die Ziegen, deren Milch der Köhler vorzüglichste Nahrung ist. Die Spalten der umliegenden Felsen dienen statt der Wandschränke, d. h. zur Aufbewahrung des geringen Geräths, denn in den armen Hütten steht nur auf einem kleinen Tisch der Wasserkrug neben einem schwarzen Brod und einem Stück magern Käses. Hier lebt der Köhler mit seinen Buben. Diese Naturkinder sind vollkommen mit ihrem Waldleben zufrieden, kennen kein anderes und mögen keines kennen; dabei sind sie froh, heiter und gut. Wenn sie früh mit der ersten Morgenröthe aus der Hütte treten, begrüßt sie schon die befreundete Lerche; gar vertraut mit ihnen sind auch die andern Vögel und hüpfen um sie her, wie Hausgenossen; das kleine Rothkehlchen fliegt oft auf ihren Tisch, holt sich da schwarze, dürre Brosamen und hüpft damit von Ast zu Ast zu den Seinigen. Auch der schüchterne Hase fürchtet sich nicht vor ihnen und frißt sein Gras nahe bei der Hütte in Frieden. Täglich kommen lustige Eichhörnchen herbei, schwingen sich dicht bei den Köhlern von Zweig zu Zweig, schaukeln sich darauf, springen wie besessen auf dem Strohdach der Köhlerhütte umher und schießen dann wieder fort. So leben die Leute in der tiefen Einsamkeit des Waldes, weit entfernt von andern Menschen und ihren Wohnungen, in einer wilden, imponirenden, rauhen, schwermüthigen, aber bisweilen auch großartigen Natur. Dadurch kommt etwas Eigenthümliches in ihren Charakter; Lebensart, Beschäftigung und Umgebung wirken zusammen auf Denk- und Sprechweise. Die tiefe Stille ihrer Heimath wird durch nichts unterbrochen, als durch ferne und nahe Axtschläge, die in den Wäldern und Klüften widertönen und nur langsam verhallen. Aber diese Einsamkeit nimmt doch dem Köhler seine Heiterkeit nicht, denn wenn nur der Meiler gut geht, ist er immer froh und guter Dinge. Aller Lebenswechsel beschränkt sich bei ihm nur auf Weniges: ist ein Meiler ausgebrannt, so bereitet er einen andern. Heiter und vergnügt reicht er die Hand Jedem, der sich bei seinem Feuer mit ihm unterhalten will, besonders wenn er kommt, um Kohlen zu kaufen. Aber bei der Arbeit muß man diese Leute nicht hindern oder ärgern, auch ihren Meinungen nicht allzu lebhaft widersprechen, denn im ganzen Jura gilt das Sprichwort: der Köhler ist Herr in seiner Hütte. Sein Reich ist zu eng und klein, als daß er mit Andern dessen Herrschaft theilen möchte; vor solcher Prätension mag sich Jeder in Acht nehmen, der zu ihnen tritt. Aber auch Arme sind in der ärmlichen Hütte freundlich willkommen, der Köhler theilt mit ihnen sein schwarzes Brod, sein dischen Ziegenmilch und sein hartes Lager. Oft führt er den verirrten Wanderer wieder auf den rechten Weg; kommen Stürme, die den Meilern so gefährlich sind, so eilt er mitten in dunkler Nacht über Felsen und Abgründe den andern Köhlern zu Hülfe. An diesen Leuten kann nur Einiges auf den ersten Anblick mißfallen: ihre schwarzen, rußigen Hände und Gesichter, aus denen aber die lebendigen Augen und die weißen Zähne gar munter herausschauen, ihre lumpigen Kleider und ihre etwas rauhe Sprechweise. Dagegen findet man unter diesen Köhlern und manchmal auch unter den Hirten der Hochalpen die besten und einfachsten Menschen.

Von der Dent de Vaulion wandten wir uns nördlich Valorbe zu, dem der römische Name recht wohl ansteht. Hievon und vom Verfolg meiner kleinen Reise ein andermal.

(Schluß des ersten Briefs.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Solothurn, August.

Historisch-naturwissenschaftliche Notizen aus der Schweiz.

Die normale Einförmigkeit unsers hiesigen geselligen Lebens ist kürzlich durch die Anwesenheit der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft auf eine sehr angenehme Weise unterbrochen worden. Da in neuerer Zeit das Publikum wissenschaftlichen Congressen beinahe so viel Interesse schenkt.

als früher den diplomatischen, so dürfte vielleicht auch Ihnen ein kleiner Bericht über die diesjährige Versammlung der helvetischen Naturforscher nicht ganz unangenehm seyn. Mit demselben werde ich einige Notizen verweben über die dermaligen naturwissenschaftlichen Bestrebungen der Schweizer im Allgemeinen. Bekanntlich ist unsere naturforschende Gesellschaft der erste Verein dieser Art, welcher in Europa gebildet worden: ihr Stiftungsjahr ist das von 1815. Der Gedanke hiezu muß ein glücklicher gewesen seyn, und dessen Ausführung in dem Bedürfnisse der Zeit gelegen haben, sonst hätten die civilisirtesten Länder unsers Welttheils das von der Schweiz gegebene Beispiel nicht so schnell hinter einander und mit so vielem Erfolge nachgeahmt. Was auch der unmittelbar wissenschaftliche Nutzen seyn mag, den solche Vereine gewähren, gewiß ist, daß sie als Mittel für eine innigere Verbindung nicht nur der wissenschaftlichen Männer eines und desselben Landes, sondern derer der ganzen civilisirten Welt dienen, und somit zu einem Resultate führen müssen, das die höchsten Zwecke der Humanität nicht anders als fördern kann. Wie humanisirend das Naturstudium wirke, und wie es kein besseres Mittel gebe, Menschen der verschiedensten Art und Gesinnung einander zu nähern und in den freundschaftlichsten Verkehr zu setzen, davon kann man sich vielleicht nirgends auf eine so auffallende Weise überzeugen, als bei uns in der Schweiz, in einem Lande, wo namentlich in neuerer Zeit Jedermann Theil nimmt an den öffentlichen Angelegenheiten, und wo eben deßwegen die größte Divergenz politischer Grundsätze und Tendenzen stattfindet; ein Umstand, sicherlich nicht besonders geeignet, Harmonie und gutes Einvernehmen zwischen den Elementen der Gesellschaft zu befördern. Bei der diesjährigen Versammlung der Naturforscher in Solothurn waren alle möglichen politischen Farben repräsentirt: Männer der Bewegung und des Widerstandes, Radikale und Aristokraten. Nichtsdestoweniger saßen dieselben in Friede und Eintracht beisammen; auch nicht ein bitteres Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, ja nicht einmal entfernte Anspielungen gemacht, die unangenehme Gefühle hätten erregen können. Eine solche Mäßigung muß aber namentlich in diesem Augenblick auffallend erscheinen, wo alle Gemüther so heftig bewegt und neue politische Stürme im Anzuge sind. Es waren gegen hundert Mitglieder anwesend, unter denen sich die ersten wissenschaftlichen Notabilitäten der Schweiz befanden. Die meisten derselben wohnten in Privathäusern; eine schöne gastfreundliche Sitte, die häufig zu angenehmen Verbindungen und Bekanntschaften führt, und wesentlich dazu beiträgt, die gebildeten Schweizer einander näher zu bringen. Von Bezahlung der Wohnungen ist keine Rede, wie dies in Deutschland häufig geschieht, und was mir nie gefallen hat; denn das in einem solchen Falle eintretende Geldverhältniß hebt das gastfreundliche völlig auf, und Wirth und Gast bleiben sich in der Regel fremd. Die schweizerische Gesellschaft bleibt immer nur drei Tage lang beisammen, und es wurden bisher alle wissenschaftlichen Vorträge in gemeinschaftlichen Sitzungen gehalten. Zum ersten Male hat man nun dieses Jahr die Sitte der deutschen Gesellschaft nachgeahmt und sich in Sektionen getheilt, was den Zweck der Versammlung wesentlich förderte und viel Zeit gewinnen ließ. Schon aus der zahlreichen Zusammensetzung der geognostischen Abtheilung konnte man abnehmen, daß die Geognosie gegenwärtig mit großem Eifer in der Schweiz betrieben wird, und dieser Zweig der Naturwissenschaft verhältnißmäßig am meisten Bearbeiter hat. Unser Gebirgsland ladet freilich auch hiezu ganz besonders ein; es erklärt sich jedoch diese Vorliebe für das geognostische Studium hauptsächlich durch den Umstand, daß Männer an der Spitze desselben stehen, in hohem Grade geeignet, der Naturforschung nach dieser Seite hin einen Impuls zu geben. Studer aus Bern, Peter Merian aus Basel, Agassiz aus Neuenburg, Escher aus Zürich, Thurmann aus Pruntrut, Hugi in Solothurn, Charpentier in Bex sind Gebirgsforscher, die mit den ausgezeichnetsten Geognosten des Auslandes eine Vergleichung auszuhalten vermögen. Viel haben dieselben schon geleistet, es lassen sich aber von ihrem rastlosen Eifer und ihrer unermüdeten Thätigkeit im Laufe weniger Jahre noch viel glänzendere Resultate erwarten. Die Arbeiten und Leistungen von Agassiz über die fossilen Fische, über welchen Gegenstand dieser geniale Naturforscher in der diesjährigen Versammlung einen äußerst interessanten Vortrag hielt, haben bereits die Aufmerksamkeit des geognostischen Publikums von ganz Europa auf sich gezogen, und die gegenwärtigen Untersuchungen Studers über den Bau unserer Alpen, der bis jetzt noch so unvollkommen gekannt ist, werden nicht weniger Epoche in der wissenschaftlichen Welt machen. Unter unsern Geognosten, welche jetzt den Jura untersuchen, einen Gebirgszug, der zu Gunsten der Erhebungstheorie so schlagende Beweise liefert, nennen wir Thurmann und Hugi; bald werden sie es dahin gebracht haben, daß jede interessante Stelle dieser Gebirgskette genau gekannt ist, und wir eine Geschichte desselben besitzen werden, wie kaum von einem andern Punkte der Erdoberfläche. Merkwürdig ist, daß es in unsern Tagen noch Geognosten vom Fache geben kann, die mit sehenden Augen nichts sehen, mit hörenden Ohren nichts hören, oder vielmehr, die in alten Vorurtheilen so eingerostet oder so bequem geworden sind, daß sie die Bedeutung der sprechendsten Thatsachen nicht mehr begreifen können oder wollen. So z. B. wird noch von einem bekannten Manne auf der größten süddeutschen Universität die Geognosie nach Wernerschen Grundsätzen behandelt, und von demselben mitleidig herabgelächelt auf die größten und glänzendsten Leistungen eines Leopold von Buch und Elie de Beaumont. Möchte dieser Mann es nur einmal der Mühe werth halten, nach Solothurn zu kommen und mit uns einen Spaziergang in die Umgebungen des Weißensteins zu machen; wir wetten, daß der hartnäckige Wernerianer bekehrt würde. Vielleicht könnte ein Besuch nach Solothurn den fraglichen Geognosten noch von einer andern Idee, und zwar von einer der allerabenteuerlichsten, befreien, von der nämlich, daß es keine eigentlichen Versteinerungen gebe, sondern daß die Dinge, von unsern Geognosten so genannt, capriciöse Schöpfungen der unorganischen Natur seyen. Ein Blick auf unsere fossilen Schildkröten allein müßte, denken wir, das naturphilosophische Gespenst verjagen. Wie würde man, wie müßte man, um über diesen Gegenstand noch einige weitere Worte zu sagen, über eine wissenschaftliche Anstalt urtheilen, an der man 1836 die Chemie noch nach den Grundsätzen Stahls und der phlogistischen Hypothese lehrte? Wer nun die Geschichte der Geognosie auch nur in ihrer größten Allgemeinheit kennt, der muß wissen, daß die Standpunkte, welche diese Wissenschaft heute einnimmt, und diejenigen, welche dieselbe zu Werners Zeit inne hatte, noch viel weiter auseinander liegen, als die Chemie unserer Tage von der des 18ten Jahrhunderts entfernt ist. In München ist man aber noch nicht über den Wernerianismus hinausgekommen, ja es scheint sogar, als ob man absichtlich innerhalb desselben verharren wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 217.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 9. September 1836.

Wo Glaube herrscht, hat Frömmigkeit mit Pracht
Den heitern Bund gemacht.

V. Hugo.

Aus der Türkei.

Aufbruch der Caravane nach Mecca.

Am 28sten December fand der Aufbruch der großen Caravane nach Mecca aus dem Serail statt. Wir hatten, um dies anzusehen, eine Bude auf dem Vorplatz gemiethet, mußten uns aber, um dahin zu gelangen, durch dichte Menschenhaufen, meistens Weiber, durchdrängen. Die bunten, mannichfaltigen Trachten der Männer stachen sehr vom einförmigen Weiß der weiblichen Yashmaks (Schleier) ab. Patrouillen regulärer und irregulärer Truppen und des Seraskiers Leibwache hielten in der Mitte eine Gasse offen. Mehrere türkische Damen von Rang hielten in ihren Arabas und Kutschen, unter andern des Sultans Schwester. Diese sieht man häufig sogar durch das ungläubige Pera fahren, und sie ist nichts weniger als ängstlich dafür besorgt, daß der Schleier ihr Gesicht decke; ja man weiß, daß sie Christen auf der Straße angehalten und mit ihnen gesprochen hat. Wegen dieses auffallenden Betragens gilt sie bei den Türken für verrückt.

Der Zug brach endlich aus dem Serail auf, woselbst er eingesegnet worden war, und rückte heran: vorauf der Sheikh ul-Islam, die Ulemas und Mollahs, sämmtlich auf reich aufgeschirrten Rossen, hinter ihnen der Stab des Sultans in neuen, glänzenden Uniformen, sodann zwei sehr große, hübsche Kameele, unmittelbare Nachkommen vom Lieblingsthier des Propheten. Diese Kameele gehen übrigens nicht nach Mecca, sondern nur bis Skudari, wo sie von andern abgelöst werden, die nach Vollendung der heiligen Fahrt ihr Lebenlang von aller Arbeit frei sind; sie tragen den Mahmal mit dem Koran und den Geschenken für den heiligen Schrein. Der Mahmal ist mit gestickten Seidendecken, Straußfedern, mit einer Menge kleiner Flaggen und silberner und goldener Ornamente bedeckt; auch Hals und Kopf der Kameele ist reichlich mit Muscheln und Perlen geschmückt. Die Thiere schienen sich ihrer Wichtigkeit und der Bedeutung des Aufzugs bewußt, so stolz schritten sie einher. Ihnen folgte ein langer Zug von Maulthieren mit dem Gepäck der Pilger, sämmtlich bunt, phantastisch aufgeputzt. Den Zug beschlossen die Zeltmacher, Laternenträger und arabischen Musikanten. Am goldenen Horn angelangt, schiffte man sich, unter dem Donner der Kanonen von sämmtlichen Kriegsschiffen und Batterien, nach Scudari ein; dort war der erste Tagmarsch zu Ende, und der endliche Aufbruch erfolgte erst am 4ten Januar.

Neshib Effendi, der Anführer der Caravane, was für die höchste Ehre gilt, lud den englischen Gesandten und uns zum Frühstück in Scudari ein, um den Haji

aufbrechen zu ſehen. Wir ſezten demnach früh Morgens über und fanden am Quai für uns Pferde und einen chriſtlichen Staatswagen, ohne Zweifel ſeiner Zeit ein Geſchenk eines europäiſchen Monarchen. Der türkiſche Kutſcher in ſeiner Nationaltracht und mit dem Turban nahm ſich auf der Bockdecke ziemlich wunderlich aus. Wir zogen durch Scudari vor das Haus des Muhrdar oder Siegelbewahrers, wo Reshid Effendi ſein Abſteigequartier genommen. Vor dem Thor und im Hofe ſahen wir mancherlei Zurüſtungen zum Aufbruch: geſattelte, ungeduldig ſcharrende Pferde, beladene, ungeberdig ausſchlagende Maulthiere, Tekhterawans (Sänften) mit goldenem Gitterwerk, ſeidenen Vorhängen und ſchwellenden Kiſſen, bereit, ſchöne Frauengeſtalten aufzunehmen, Tataren mit hohen Mützen, glänzend gekleidete Ghawaſſen und Choladars mit ihren Amtsſtöcken, Yaſakjis und Soldaten, geſtiefelt und geſpornt, in voller Rüſtung, ſtolz blickende Männer, die Befehle ertheilten, demüthige, welche ſie vollzogen, Streit, Schläge, Flüche und Verwünſchungen: ein äußerſt belebtes, intereſſantes Bild.

Wir gingen durch den Hof und einen hübſchen, hie und da noch mit Roſen und andern Blumen prangenden Garten, und wurden ſodann in einen kleinen, aber zierlichen Kiosk geführt, der an den Garten ſtieß. Hier reichte man uns Pfeifen, die ſehr hübſch mit Diamanten und Schmelzblumen in Hautrelief geziert waren, und Kaffee in Taſſen von perſiſchem Porzellan auf Tellern von feinem, gleich den Pfeifen mit Diamanten und Schmelzbouquets verzierten Golde. — Das Frühſtück wurde ſodann im Garten eingenommen. Es beſtand aus einer Menge türkiſcher Schüſſeln, beſonders Fiſchen, Mehlſpeiſen und eingemachten Früchten; faſt durchaus Faſtenſpeiſen, denn ſie meinen, alle Chriſten gehören zu Einer Sekte und eſſen an gewiſſen Tagen kein Fleiſch. Das einzige Getränke war Brunnenwaſſer; als wir aber wieder im Kiosk bei unſern Pfeifen waren, wurden neben dem Kaffee tüchtige Becher mit trefflichem Cognac präſentirt, ſogar der Lady Temple, welche, als zuerſt Pfeifen und Kaffee ſervirt wurden, zu lebhaften Debatten unter der Dienerſchaft Anlaß gegeben hatte. Einige waren im Begriff, die Herrn zuerſt zu bedienen, da fiel ihnen einer in die Arme und verſicherte ſie, ſie würden Koth eſſen, wenn ſie ſolches thäten; denn er hatte geleſen oder Reiſende erzählen hören, daß im Firenk-vilaieti oder im Frankenland die Weiber höher geachtet werden, als die Männer, ja daß Leztere nicht viel mehr ſeyen als Sklaven jener. Dieſe Behauptung ward mit ungläubigem Lächeln und manchem „unmöglich! Unſinn!“ und dergleichen aufgenommen; aber der Burſche beharrte darauf, und die Andern thaten endlich ſeinen Willen, jedoch mit Ausnahme des Geſandten; denn das konnte er ihnen nimmermehr einreden, daß in irgend einem Lande, und komme es, wie es wolle, ein Weib vor einem Elchi-Bey bedient werden ſollte.

Man forderte uns jezt auf, wieder zu Pferde zu ſteigen, und wir ritten auf den großen Begräbnißplaz, um die Caravane vorüberziehen zu ſehen. Zuerſt kam eine Abtheilung irregulärer Reiterei als Eclaireurs, dann ein Trupp Baltajis (Sappeurs) mit rothen Lederſchürzen und alten, mit Gold eingelegten Streitärten, ein Bataillon der Garde mit Muſik, Reshid Effendi und ein glänzender Stab, eine Menge Sänften mit den Weibern und Kindern der vornehmſten Offiziere; ein Maulthier trägt dabei zwei große viereckige Körbe, einen zu jeder Seite, je mit einem Weibe; über das Ganze ſind grüne Decken gebreitet. Den Zug beſchloß ein Trupp Pilger; ſie waren indeſſen größtentheils mit dem Tag nach dem Orte aufgebrochen, wo nach dem erſten Tagmarſch übernachtet werden ſollte. — In Haider Pasha war eine unzählige Volksmenge beiſammen, über die Hälfte Weiber. Der Sultan ſelbſt befand ſich in ſeinem Kiosk. Hier wurden wieder Gebete und andere Ceremonien verrichtet, worauf die Truppen zurückmarſchirten und die Caravane ſich wieder in Bewegung ſezte. Beim Aufbruch an dieſem Ort war ſie nicht ſehr zahlreich, aber vires acquirit eundo, wie ein Schneeball, und es heißt immer, ſie ziehe ſiebzigtauſend Köpfe ſtark in Mecca ein; denn wenn ſie nicht aus ſoviel Sterblichen beſteht, ſo wird der Ausfall durch die erforderliche Zahl unſichtbarer Engel gedeckt.

Es iſt bekannt, daß manche unheilbar Kranke und Altersſchwache, welche fühlen, daß ſie nur noch wenige Monate, vielleicht Tage zu leben haben, den Haji unternehmen, in der Hoffnung, unterwegs zu ſterben, in welchem Fall ihnen der Himmel gewiß iſt. Ihre Hoffnung geht indeſſen nicht immer in Erfüllung; ſo erzählte mir ein alter Mann, der einen Laden im Serej-bazar hat, er habe in dieſer Abſicht zweimal die Wallfahrt mitgemacht, ſey aber nicht nur lebend, ſondern geſünder und kräftiger heimgekommen.

Ueber das Poetiſche in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

(Fortſezung.)

Zunächſt und am meiſten offenbart ſich überhaupt die äußere Natur durch ihren Einfluß in unſer Leibliches, das mit ihr verwandt iſt: in erquickender und innig belebender Wärme, oder in drückender und erſchlaffender Hitze, in nervenſählender und erheiternder, oder in

erstarrender Kälte, im lieblichen Säuseln des Windes, wie im Orkan und im Hochgewitter, in der allumfangenden Luft, so wie in Licht und Farben, in Schall und Tönen. Aber das Alles empfindet auch das vernunftlose Geschöpf, und manche von ihnen haben selbst eine Vorahnung des Beginnens oder Wechsels dieser Erscheinungen, wie auch, vielleicht nur in geringerem Grade, der Mensch selbst, wenn er diesen Geschöpfen noch am nächsten steht. Auch er wird bei einer schönen oder erhabenen Naturscene nur das, was seinen Tast- und Gefühlsinn, was physisch seine Hör- und Sehorgane berührt, mithin nur den äußern behaglichen oder unbehaglichen Eindruck davon in sich empfinden. Erst dann, wenn er mit mehr ausgebildeten geistigen Organen, wenn er bei veredeltem Gebrauche seiner höhern Sinne, durch welche er, besonders durch den Gesichtssinn, seine Bilder, und somit seine meisten Begriffe erhält, die eigene Denkform in der Gesetzmäßigkeit und Ordnung der Naturerscheinungen und Gestaltungen wiederfindet, die als stumme oder laute Symbole der zu Grunde liegenden höchsten Gottesideen sich selbst und diese aussprechen: erst dann offenbart sich ihm die Natur in all ihrer Größe, Schönheit und Herrlichkeit, wiewohl der Genuß derselben am reinsten und kräftigsten ist, wenn die Empfindung nicht durch widerliche Eindrücke von außen gestört, wenn seine geistigen und körperlichen Elemente mit der Natur in harmonische Verbindung gebracht werden, kurz, wenn er selbst als eine ganze Natur das Schöne und Große dieses Ganzen empfindet und denkend wieder schafft. Ich habe eben die beiden höheren Sinne erwähnt; sie sind bekanntlich die vorzüglichsten Thore, aus welchen — um mit dem Brahminen in den Oupanichats zu reden — die innere Geistessonne ihre Radien heraussendet, durch welche dagegen auch die Wahrnehmungen der Außenwelt wieder als Radien der Scheinweltssonne zurückkehren. Durch Gesicht und Gehör bekommen wir die ersten und reinsten Anschauungen, durch sie offenbart sich uns die Natur am schönsten und herrlichsten. Licht und Farbe, Schall und Töne — welch eine reiche Welt des Erhabenen, Anmuthigen und Schönen, die sich durch sie in der Natur eröffnet! aus ihren Erscheinungen nimmt ja die malende und die tönende Kunst ihren Stoff, und mithin die mit beiden verwandte und sie beide umfassende, die Poesie im höheren und engeren Sinn.

Betrachten wir zuerst die unorganischen Erscheinungen der Natur. Gleich hier ist eine einfache, aber unerschöpfliche Quelle für die Poesie aufgethan: im Großen wie im Kleinen, zur malerischen Darstellung, wie zur kleinsten Metapher oder Bild, welches sie in andere Gemälde einwebt. — Aus der ungeheuern Menge von poetischen Papier- und Seidenblumen unserer neumodischen Belletristen und Tagsporten, die, wenn sie das Naturgroße und Kühne oder Anmuthige der frühern Dichter nachahmen und überbieten, Alles zu Ungeheuern und Karrikaturen erweitern und verzerren, und so sich genialische Werkschöpfer dünken; aus der künstlichen Maschinenwelt und Technik, wo zwar der menschliche Erfindungsgeist einen Triumph nach dem andern feiert, wo aber auch die erhabene, in neuerer Zeit so vorgeschrittene Naturwissenschaft mehr als eine Magd für immer neue, recht schnelle Erfindungen betrachtet wird; aus der unendlichen Buch-, Schreib- und Tabellenwelt, die an Buchstaben und Formeln hängt, den Geist tödtet und den Körper schwächt; überhaupt aus unserem verkünstelten Staats- und Conventions- und Gesellschaftswesen, aus dem kirchlichen Treiben voll Ueberspannung, Freigeisterei und Frömmelei, aus allen den grellen Widersprüchen von Kraft und Schwäche, von Armuth und Reichthum, von Ueppigkeit und Entbehrung, von Thorheit und Weisheit, von Wahrheit und Lüge müssen wir immer und immer zur Natur, die ewig wahr ist, deren optische und akustische Täuschungen etwas Anderes sind, als die Täuschungen der Menschenwelt, sehnsuchtsvoll zurückkehren, um aus ihren frisch sprudelnden Quellen neues Leben und neue Kraft zu schöpfen, und wie aus einem Jungbrunnen uns wieder neu zu verjüngen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Neueste Gegenstände der Belustigung.

Der Triumphbogen der Barrière de l'Etoile hat ganz Paris in Bewegung gesetzt; man wallfahrtet dahin durch die Champs élysées in Kutschen und Cabriolets, in Fiacres, in Omnibus, zu Pferd und zu Fuß; man beschaut das riesenhafte Denkmal, gibt sein Urtheil ab, oder wiederholt oder berichtigt das Urtheil Anderer, je nachdem man mehr oder weniger Kunstsinn besitzt, und kehrt dann vergnügt wieder zurück. Für manche Pariser ist dies eine Reise von beinahe einer Meile, daher die Omnibus, welche nach dieser Barrière fahren, jezt fast immer voll sind. Nach der Barrière zu haben sich die Champs élysées seit zwanzig Jahren sehr verödet. Es sind hier viele Häuser, hohe und große, errichtet worden, und bei der zunehmenden Pferdesucht, welche die Engländer den jungen Parisern mitgetheilt haben, ist es den englischen Speculanten eingefallen, hier Pferdeställe, Pferdebazars und Wagenrepositories anzulegen. Diese Anstalten werden sauber und mit einer Art von Pracht gehalten, und man kann hier unter Pferden in wahrhaft prächtigen Ställen lustwandeln. Bald wird nun der Triumphbogen von allen Parisern beschaut, bewundert und bekritelt seyn, und dann wird es wieder etwas Neues brauchen, um die große Menge zu belustigen. Bereits hat ihnen General Bugeaud in seinem Algierischen Kriegsbülletin eine Sendung

von einigen hundert gefangenen Beduinen versprochen, und da sie in Marseille angelangt sind, so wird man wahrscheinlich den Parisern nicht lange das Vergnügen versagen, die furchtbaren Wüstenbewohner, welche den Franzosen so verhasst die Köpfe abschneiden, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. In Erwartung dieses seltenen Schauspiels werden minder außerordentliche zum Besten gegeben. So verkündigen die ellenlangen Anschlagzettel des Tivoli die Aufführung der Quadrille „die Hugenotten, mit Begleitung von Kanonen, Trommeln und Musketenfeuer," und das Ganze soll mit dem Brande des Gartens beschlossen werden. Etwas Größeres läßt sich in einem Lustgarten sicher nicht darstellen. Glücklicherweise ist die Ankündigung des allgemeinen Brandes nur eine Hyperbel; denn was sollte sonst aus den Zuschauern werden? Unter den Leuten, welche gedungen wurden, um in diesem Garten das Publikum zu belustigen, befindet sich ein Herr Fontallard, dessen Kunst und Gewerbe darin besteht, daß er die Hauptschauspieler in Paris täuschend nachahmt. So etwas ist hier immer eine gefällige Kunst gewesen, und zuweilen geben sich Schauspieler auf den kleinern Theatern damit ab. Dann muß jezt auch ein wirklicher Affe den Parisern zur Belustigung dienen, nämlich der junge Orangoutang, vom welchem Geoffroy St. Hilaire, den man den Ceremonienmeister der Wunderthiere nennt, bereits mehrmals die königliche Akademie der Wissenschaften unterhalten hat. Das Publikum lustwandelt zur Wohnung des jungen Affen im Pflanzengarten, wie zu dem Triumphbogen, mit dem Unterschiede, daß der schon seit einigen Monaten sichtbare Affe die öffentliche Neugierde bereits ziemlich gesättigt hat, und kein Hauptgegenstand der geselligen Unterhaltung mehr ist. Die Affen haben im Pflanzengarten ihr besonderes Departement, und der Orangoutang bewohnt in demselben ein Zimmer, und muß sich täglich auf dem Balkon dem Volke zeigen, wie eine durchreisende vornehme Person. Beliebt es ihm nun bei diesem täglichen Erscheinen nicht, etwas Auffallendes zu thun, so sind die unten stehenden Zuschauer unzufrieden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Solothurn, August.

(Fortsetzung.)

Historisch-naturwissenschaftliche Notizen aus der Schweiz.

Besser macht es in dieser Beziehung eine andere süddeutsche Universität; anstatt den Studirenden Veraltetes beizubringen, lehrt sie dieselben lieber gar nichts, und ignorirt die Existenz einer der interessantesten Wissenschaften. Doch kommen wir wieder auf die Schweiz zurück. Auf den Neuenburger Naturforscher Agassiz, um noch einmal von diesem Manne zu sprechen, ist die Schweiz mit Recht stolz, und es wird ihm zwar viel, aber nicht unverdiente Ehre angethan, wenn man ihn einen zweiten Cuvier nennt. Er hat in der Wissenschaft bereits neue Bahnen gebrochen, und bei seinen umfassenden Specialkenntnissen, seinem tiefen Blicke und generalisirendem Geiste dürfen wir von ihm in den nächsten Jahren noch ganz Außerordentliches namentlich für die Geschichte unsers Planeten erwarten, sowohl in Beziehung auf die Feststellung der Gesetze, nach welchen die Entwickelung der urweltlichen animalen Schöpfung stattgefunden hat, als in Hinsicht auf die relative Dauer der verschiedenen Bildungsepochen unserer Erde. Wenn also je von „Weltaltern" in diesem Sinne etwas zu sagen und auszumitteln ist, so werden wir diese eher von Agassiz, als von irgend einem jezt oder künftig lebenden Naturphilosophen erfahren. Obwohl nun obigen Bemerkungen zufolge in der Schweiz die geognostischen Studien vorzugsweise betrieben werden, so vernachlässigt man andere Zweige der Naturwissenschaft auch nicht ganz. Die diesjährigen Verhandlungen unserer naturforschenden Gesellschaft, die Leistungen einiger Cantonalgesellschaften, wie namentlich der von Genf und Basel, und die durch den Druck bekannten wissenschaftlichen Arbeiten zeugen hiefür. Seit der großen Entdeckung Volta's beschäftigt den Chemiker und Physiker die äußerst wichtige Frage, welches die Quelle und Ursache der sogenannten galvanischen Elektricität sey? Volta und mit ihm eine große Zahl von Naturforschern setzte sie in die Berührung heterogener Stoffe; Andere suchten sie im chemischen Processe, und noch heutigen Tages ist die physikalische Welt in diese zwei Ansichten getheilt. De la Rive in Genf hat sich die Beantwortung dieser Frage zur Hauptaufgabe seiner wissenschaftlichen Bestrebungen gestellt, und seinem unverdrossenen Eifer und seiner Beobachtungsgabe ist es auch in neuester Zeit gelungen, außer Zweifel zu setzen, daß der Galvanismus einzig und allein seinen Ursprung in der chemischen Reaktion der Stoffe habe. Der berühmte brittische Naturforscher und würdige Nachfolger des unsterblichen Davy, Faraday, ist bekanntlich auf andern Wegen zu Resultaten gelangt, die in größter Uebereinstimmung mit denen des Genfer Naturforschers stehen. In einem von Professor Schönbein aus Basel in der lezten Versammlung der schweizerischen Naturforscher gehaltenen Vortrage legte derselbe eine Reihe neuer, von ihm beobachteter und mit dem vorhin erwähnten Gegenstand in Verbindung stehender Thatsachen vor, welche auch ihrerseits mit dazu beitragen dürften, wesentliche Modifikationen in der von Berzelius und Davy begründeten elektrochemischen Theorie zu veranlassen, indem gedachte Thatsachen von der Art sind, daß sie mit den bisherigen Annahmen im schreiendsten Widerspruche stehen, und man nach den jezt geltenden chemisch physikalischen Grundsäzen gerade das Gegentheil von dem erwarten sollte, was die Wirklichkeit zeigt. Die wissenschaftliche Bedeutung dieser anomalen Erscheinungen ist auch bereits von Faraday gewürdigt worden, und es hat sich dieser Naturforscher veranlaßt gefunden, denselben seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Um zu beweisen, daß die Schweiz auch ihre Beiträge zur Erweiterung der wissenschaftlichen Botanik liefert, braucht man nur den Namen Decandolle zu nennen, anerkanntermaßen einer der ersten lebenden Forscher der Pflanzenwelt, und der in diesem Bereiche der Natur täglich noch Ausgezeichnetes leistet. Wir glauben nicht in eine noch umständlichere Darlegung der Bestrebungen unserer Naturforscher eingehen zu müssen, und halten dafür, daß die gegebenen Notizen vollkommen genügen, um den Beweis zu liefern, daß unser Land keinem andern europäischen nachsteht, sowohl was höhere wissenschaftliche Strebsamkeit, als was wirkliche Leistungen in diesem Gebiete betrifft. Eine solche Thatsache ist der Schweiz aber gewiß um so mehr als Verdienst anzurechnen, als innerhalb ihrer Gaue seit Jahren nichts weniger als der den Musen so nöthige Friede herrscht, und ihre politischen Zustände eigentlich nur darauf berechnet sind, die Geister vom stillen Forschen und der Betrachtung der Natur ab und in das unselige Getriebe der Parteien hineinzuziehen. Daß dies nicht geschehen, setzt sicherlich einen gesunden Sinn und eine kräftige geistige Natur voraus.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 218.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 10. September 1836.

Weihend mich mit stillem Beten,
Will den Urwald ich betreten.
Süße Heimath, fahre hin!

Lenau.

Der ausgewanderte Dichter. *

Von F. Freiligrath.

(Bruchstücke eines unvollendeten Cyclus.)

Die Tanne fäll' ich, drauf die Adler horsten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte schüttelnd.
Ich wohne fürder einsam in den Forsten,
Die Menschen fliehend und die Föhren rüttelnd.

Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Herde bin ich dort geschieden.
Mein erstes Haus, mit Hammer und mit Säge,
Bau' ich mir selber bei den Atlantiden,

Kunstlos und rauh; — vom Felsen reiß' ich Farren
Und ander Kraut, daß ich die Fugen stopfe;
Die moos'ge Rinde laß ich an den Sparren;
Dumpf durch die Schlucht dröhnt meiner Axt Geklopfe.

Ein leises Wehn spielt mit den dürren Blättern —
Geist dieser Wälder, sey mit meiner Hütte,
Daß sie Orkan und Blitze nicht zerschmettern,
Daß sie der Schnee des Berges nicht verschütte!

Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn' ihr Dach vergülde,
Daß sie nicht gleich sey dieser Spur der Klaue
Des Elennthieres auf dem Schneegefilde!

In einer solchen Werkstatt ist gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze,
Die Büsche blitzen und die Zweige schimmern,
Und jede Tann' ist eine starre Lanze.

Mit ries'gem Nacken an den Himmel stemmen
Die Berge sich; still, doch belebt, die Auen.
Am Strome drüben, auf den schnee'gen Dämmen,
Seh ich den Biber seine Hütten bauen.

Fern aus dem Dickicht ragt's gleich Renngeweihen,
Der Bison bückt sich, daß den Schnee er lecke;
Das Birkhuhn schwirrt, und von der Hinde scheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

Der bunte Luchs tritt dreist aus seiner Höhle,
Der Trab des Elenns donnert durch die Föhren. —
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele;
Ich dicht' es hämmernd — doch wer wird es hören?

Hinaus, hinaus! der Frühling ist gekommen.
Der Schnee des Winters rieselt von den Kuppen,
Der Alligator ist an's Land geschwommen,
Und sonnt am Ufer seine grünen Schuppen.

* Aus dem von Hub und Schnetzler angekündigten rheinischen Odeum.

Die Fiſche ſpringen und die Vögel ſchlagen;
Die Knoſpen berſten und die Kräuter ſchießen;
Die Wipfel all, auf denen Tauben klagen,
Streu'n ihre Blüthen flüſternd mir zu Füßen.

Die Hirſche wandeln thalwärts mit den Kühen;
Die Auerhähne ſchütteln ihre Kämme;
Mit ihrem Hofſtaat durch die Büſche ziehen
Die Königinnen wilder Bienenſtämme.

Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
Friſch in den Wald! umduftet mich, ihr Ranken,
Und letzet mich! — ein Weilel will ich ſchweifen,
Umſchwärmt von meinem Hofſtaat, den Gedanken.

Oft wandl' ich Abends auf die ſteilſten Höhen,
Einſam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,
Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freuden hundertmal geſungen,
In dieſe Wälder hab' ich ſie getragen,
Drin nie zuvor ein deutſches Lied geklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüſterten der alten Bäume Wipfel,
Als ſie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

Wie ſtutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirſch' im Thal, als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben!

O, ſchmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandrer!
Hier Heimathlieder! — Dennoch, als ſie klangen,
Stand ich ein Orpheus — mit den Liedern Andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

Ich lag heut' Nacht in ſüßen, ſtillen Träumen,
Von meiner Heimath und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünſchte, daß ſie mich begrüben.

Der Todten und der Lebenden Geſtalten,
Sie traten vor mich. „O, daß Keiner zürne,
Daß ich ihn ließ!“ — Da jäh von einer kalten
Hand fühlt' ich leis berühret meine Stirne.

Ich fuhr empor; es war mein Jagdgefährte:
„Du ſchlieſſt wohl tief, daß gar nichts du vernommen!
Komm! denn wir ſind den Biſons auf der Fährte,
Und durch den Winipeg ſind ſie geſchwommen.“

Die Indianer ſitzen um die Flamme,
Und ſchüren düſter ſie, ſchweigſame Schürer.
Da plötzlich — wohl der Aelteſte vom Stamme —
Spricht zu den Andern alſo einer ihrer:

„In Frieden ruh' er, den wir heut' begruben
Dort, wo den Urwald ſäumet die Savannah!
Nie einem Weißen, dieſem gleich, erhuben
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

Er war nicht, wie die Andern ſeiner Farbe;
Drum zu den Rothen hat er ſich geſchlagen.
In unſern dunkeln Reih'n glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was mocht' ihm ſeyn? — mit ſeinen Jagdgeräthen
Stand oft er ſinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf, und folgt' uns wie im Traume.

Auch ſtand er einſam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büſche ſahn ihn die Genoſſen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen floſſen.

Der Worte keines haben wir verſtanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verſtanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns ſtets zu hören ſie verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, der im Wind den Aſt ſchlägt, dran er hanget.

Und um ſich ſchaut' er, war er nun zu Ende,
Und ſah erſt jezt, daß Keiner ihn vernommen.
Dann drückt' er ſtumm ſein Antlitz in die Hände,
Und iſt zum Wigwam ſtill zurückgekommen.

In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr ſehen!
Laßt eine Hütt' auf ſeinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt weſtwärts, denn ſein leztes Flehen
War: „Krieger! o, nach Morgen laßt mich ſchauen!“

Ueber das Poetiſche in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

(Fortſezung.)

Beginnen wir mit dem, womit die Schöpfung begonnen, mit dem Licht, das im Innern unſeres Auges ruht und ohne welches keine Farbe erſcheinen könnte. Nehmen wir es zuerſt als irdiſches oder elementariſches Feuer, welches die Eingeweide unſeres Planeten

durchdringt, im Steine und im Eisen schläft, in der Pflanze und im lebendigen Geschöpf als allbelebendes, mit der Feuchtigkeit vermähltes Prinzip Wärme und Thätigkeit hervorbringt. Welch ein oft erhaben furchtbares, oft anmuthiges Schauspiel gewähren die elektrischen und magnetischen Erscheinungen! Nennen wir nur den Donner und den Blitz und den Sturmwind — in den Namen schon, die zum Theil Schall- und Licht nachahmend sind, liegt eine gewisse poetische Kraft, und wir begreifen leicht, welch einen Eindruck diese Erscheinungen, nebst andern gewaltigen, auf sinnlich lebhafte Menschen hervorbringen müssen. Und dann der unversiegbare Quell des himmlischen Lichts, die ewig junge Sonne, zu deren holdem Angesicht sich alle lebenden und empfindenden Geschöpfe wenden, Wachsthum, Freude, Kraft aus ihren Blicken saugend, die im ewigen Umlauf der Jahres- und Tageszeiten, durch Abspiegelung und Brechung ihrer Strahlen alle die schönen, so phantastischen, emphatischen Farben hervorbringt, unter welchen der wunderherrliche Regenbogen, das Kind des Erstaunens, vor allen zu nennen ist. Betrachten wir den Grund des himmlischen Azurs, auf welchem die Natur so gern, gleich den alten Malern, ihre reichen Farbenbilder austrägt, mit den schönen oder grotesken Wolkenbildungen und ihrer mannichfaltigen Färbung; die Morgenröthe im leuchtenden Gewand, das aus dunklem Roth nach und nach in's hellere Gelb hinüberspielt, bei deren Namen schon uns ein Gefühl des Frühen, Frischen und Glänzenden ergreift, und dann den Abendhimmel, der, gleich einem wechselnden Edelopal, mit mancherlei Farben spielt, seinen Goldfirniß über die Silberwolken gießt, oder Purpurnetze über die stillen Fluren ausspannt. Und wenn dann die volle, heilige Nacht hereinquillt, und der milde Begleiter unsers Planeten, der reine Mond, auf seinem Silbernachen am Himmel daherschwimmt, den Saum der Wolken versilbert, Licht in die dunkeln Säume der Wälder gießt, und sein Antlitz im stillen See abspiegelt; und wenn mit ihm alle die befreundeten Planeten, näher und ferner, uns anlächeln und uns Alles noch an unser Sonnensystem erinnert: welch eine neue Fülle von Bildungen, Farben und Scenen, die sich vor uns aufthut und unsere Seele in stille Wonne versetzt, bis wir dann in der Unendlichkeit der übrigen Gestirne, vom Brillantfeuer des Sirius an bis zu den unscheinbarsten in den ewigen Höhen, bis wir in dieser Unermeßlichkeit und Herrlichkeit Gottes mit erhabenem, heiligem Schauer verschwinden und vergehen!

Auch die Berge wollen wir schon hier erwähnen: das ewig Starre, in die Höhe Eilende und Bleibende, das Knochenwerk der Erde, und dagegen ihren scheinbaren Gegensatz: das ewig bewegliche, verfließende, in die Tiefe eilende, sich verbergende und verhüllende Element, das Wasser, vom kleinsten Quell, den ein Sommertag austrocknet, bis zum gewaltigen Strom, der in's Meer mündet, vom kleinsten Teich, der mit stahlschuppigen Wellen kräuselt, bis zum endlosen Ocean mit seinen Wogenbergen, seiner Wasserwüste, seiner mystischen Tiefe voll seltsamer, oft greuelhafter Wesen. Betrachten wir überhaupt die ganze große Natur, wie sie vor und über und unter uns webt und lebt, mit ihrem Zusammenstoßen und Auseinanderziehen, ihrer Liebe und ihrem Haß, und wenn wir ahnend erfassen, wie das Alleben durch ihr Aderwerk, ihre zahllosen Glieder strömt und alle ihre Kräfte ineinander und durcheinander in ewiger Harmonie und ewigem Kreislauf sich bewegen, worin nichts verrinnt: muß sie nicht, diese geheimnißvolle Natur, unsern Geist mit heiligem Schauer erfüllen, uns überwältigen und doch wieder erheben? Ist nicht Alles dies die höchste Poesie? Und dann die graphische Darstellung dieser immer wiederkehrenden und immer neuen Erscheinungen, war sie nicht zu allen Zeiten poetisch?

Hier kommen wir auf den Begriff des Göttlichen oder Heiligen; denn wie alle wahre Poesie auf der Natur beruht, so ist auch alle Naturreligion poetisch. Die Natur muß sich auch in ihren einzelnen Offenbarungen und Wirkungen dem kindlich lebhaften Geiste als *göttlich*, als *beseelt* aufdringen, und da der Mensch, der ergänzende Schlußstein der Schöpfung, sich und seine Gestalt in derselben so gerne wiederfindet, so entsteht die *Personificirung* solcher Erscheinungen. Ja, ich möchte behaupten, daß alle, mit warmer Seelenkraft ausgestattete Menschen, wenn sie nicht frühe der Natur entfremdet werden, mitten im Schooße des Monotheismus, wenigstens eine Zeit ihrer Jugend hindurch, Polytheisten im milderen Sinne sind. Sie entseelen die Natur nicht, wie die andern hochgelahrten Anatomiker derselben, wie selbst der strenge Pantheismus, welcher zwar die Natur zu vergöttern scheint, aber doch nur die persönliche Gottheit aufhebt, um sie wieder in seinem Sinn zu schaffen, und dieser Idee alle Persönlichkeit, alle Individualität der Wesen zum Opfer bringt. Nein, sie individualisiren selbst die einzelnen Kräfte und Erscheinungen und machen sie persönlich. Das stille Gesetz der *Nothwendigkeit*, das der Denker als innere Güte und Weisheit andachtsvoll erkennt, ahnen diese um so kräftiger, je dunkler es sich ihnen ausspricht; das Eine, Geistigschaffende in der Natur zerlegen sie, weil sie es im Begriff nicht fassen können, in viele mannichfaltige Geister. So legen sie Absicht und Freiheit auch den einzelnen Naturerscheinungen und Offenbarungen unter, welche der Philosoph als bewußtlos anerkennt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Solothurn, August.

(Beschluß.)

Oertliches.

Noch muß ich schließlich einiges Specielle über Solothurn sagen. Obgleich unsere Stadt in der Schweiz nicht im Rufe besonderer geistiger Rührigkeit steht, so geschieht in derselben in neuerer Zeit doch Manches für die Wissenschaft und Bildung überhaupt, was rühmende Anerkennung verdient, und was zeigt, daß es auch in Solothurn Leute gibt, welche vorwärts streben und in die edlere Richtung unserer Zeit eingetreten sind. Diese Tendenz spricht sich namentlich in den wesentlichen Verbesserungen aus, welche man in den lezten Jahren in dem höhern und niedern Unterrichtswesen bewerkstelligt hat. Die alten klösterlichen Einrichtungen der hiesigen akademischen Lehranstalt sind größtentheils beseitigt, und es ist ihr eine Gestalt gegeben, wie sie das Bedürfniß unserer Tage fordert. Aus dem Umstande, daß man bei dem neuen Unterrichtsplane besondere Rücksicht auf die Naturwissenschaften genommen und für die nöthigen Mittel zu ihrem Vortrage gesorgt hat, erkennt man den Einfluß, den die hiesigen Naturforscher auf das Erziehungswesen ausüben. Diese wichtige Umgestaltung, die ohne Zweifel noch wohlthätiger auf den Culturzustand unsers Cantons wirken wird, als die stattgehabte Reform unserer politischen Institutionen, hat jedoch nicht ohne Kampf Platz gegriffen. Das Alte fand hartnäckige Vertheidiger, und noch bis auf diese Stunde spricht sich deren feindselige und pfäffische Gesinnung gegen die neue Ordnung der Dinge aus, und kämpft bei jedem vorkommenden Falle, wo es sich um zeitgemäßes Fortschreiten handelt, gegen das Bessere an. Bekanntlich war es in der Schweiz vor einer noch nicht sehr großen Anzahl von Jahren beinahe etwas Unerhörtes, daß man Fremde an Lehrstellen irgend einer Art berief; jeder Canton genügte sich selbst. Wie es nun in dieser Beziehung in Basel, Zürich und Bern anders geworden ist, so auch in lezter Zeit bei uns in Solothurn. Die Vernünftigen sahen die Nothwendigkeit ein, aus dem Auslande zu nehmen, was die Heimath nicht bot, und so kam es, daß man mehreren jungen deutschen Gelehrten wichtige Unterrichtsfächer übertrug. — Dem unermüdlichen Sammlerfleiße Hugi's verdankt Solothurn größtentheils eine seiner ersten Zierden, das naturhistorische Museum, dessen Reichthum außer allem Verhältniß zu den Mitteln steht, welche unser kleiner Staat für diesen Zweck bieten kann. Ihr größtes Interesse erhält diese Sammlung durch die seltenen Schildkrötenversteinerungen, welche sich in unsern berühmten Steinbrüchen finden, und die durch Schönheit und vollkommene Erhaltung einzig in ihrer Art sind. Kein Reisender, der Solothurn berührt und Interesse für derartige Gegenstände hat, sollte vorübergehen, ohne Augenschein zu nehmen von diesen merkwürdigen Resten der Urzeit. Wenn es auch von der einen Seite, d. h. im Interesse der Wissenschaft, zu bedauern ist, daß unser Hugi Niemanden in der Welt um irgend einen Preis von den vielen Schätzen der vorsündfluthlichen Schöpfung, die in unserer Nähe beinahe täglich zu Tage gefördert werden, das Geringste zukommen lassen will, und er mit Argusaugen darüber wacht, daß auch nicht Ein Fragment in eine auswärtige Sammlung gelange, blos um den kleinlichen, ich möchte sagen philiströsen Ruhm zu haben, im ausschließlichen Besitz gewisser Dinge zu seyn, so muß man solche Schwachheiten übersehen und bedenken, daß jeder Mensch sein Steckenpferd hat, und Solothurn wahrscheinlich ohne das Hugische nichts von alle dem besäße, auf dessen Besitz es jezt stolz seyn darf. Eine andere, und sonderbarerweise noch nicht einmal in der Schweiz allgemein bekannt gewordene Merkwürdigkeit ist ein Etablissement, welches im Großen vortreffliches Flint- und Kronglas für optische Instrumente verfertigt, und dieses in jeder Beziehung kostbare Produkt an die ersten Optiker Europa's absezt. An Güte und Größe seiner Linsen wetteifert es bereits mit jeder Anstalt dieser Art, und von den wissenschaftlichen Kenntnissen und der technischen Geschicklichkeit seines Gründers Daguet läßt sich erwarten, daß Solothurn in Kurzem schon Objektivgläser für Teleskope von bisher noch nicht erreichter Größe und Vollkommenheit liefern werde, vielleicht von einer solchen gar, daß die amerikanische, neulich Sir John Herschel gespielte Mystifikation dadurch zur Wahrheit werden dürfte.

Auflösung des Räthsels in Nr. 212:

Der Takt.

Räthsel.

Ein buntes Kind ergötzet sich am Spiele
Mit Farben, Formen, Düften, Salzen, Tönen;
Schwer an das Kind mag Liebe sich gewöhnen,
Die Treue gibt es gar dem Haß zum Ziele;
Doch, will der Höchste selbst sich offenbaren,
So läßt er gerne dieses Kind gewähren,
Das Formen schneidet mit kunstreichen Scheeren,
Mit feinen Pinseln färbet seine Schaaren.

Vom tiefen Schwarz zu Feuers lichtem Rothe,
Durch alle Tinten aller Edelsteine,
Vom Feinsten bis in's Gröbere, Gemeine,
Färbt sich die Welt nach dieses Kinds Gebote;
Von Düften und Geschmäcken laßt mich schweigen,
Doch sprechen von den Millionen Tönen,
Die wie ein Summen durcheinander tönen,
Grell, fein, mild, wild, und seine Macht bezeugen.

Drum überredet gern sich Lieb' und Treue,
Das Kind als Freund bei dem Idol zu finden,
An das sie sicher ihre Zukunft binden,
Und oft gebar ihr Irrthum düstre Reue;
Doch, wenn sie vom Geschöpfe sich erhoben
Zu Gott, so werden sie das Kind auch lieben;
Mag immer wieder neu sein Werk zerstieben;
Sein schöpferischer Geist ist nur zu loben.

Die Dichter lieben's: ihre Phantasien
Sind seinem unerschöpften Schatz gestohlen;
Dort Nektar und Ambrosia zu holen,
Verstehen sie; wem solches nicht verliehen,
Der mag sich um ein andres Fach bewerben,
Und mag nur weg vom Berg Parnassus bleiben;
Die dünne Luft dort würd' ihn schnell aufreiben,
Sein Athem stocken, und er müßte sterben.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 219.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 12. September 1836.

Verfallne Klöster auf der Klippen Höhn,
Azurglanz auf den stillen Tiefen mild,
Der grüne Hag goldfarbig übersprengt,
Weinhügel, Weiden — Alles bunt vermengt
Zu einer einz'gen Schau, wo Reiz an Reiz sich drängt.

Byron.

Skizzen aus Lissabon.

Der Jahrmarkt von Amoreiras.

„Ditez moi, Senhor, sprach ich am 16ten Mai um die Mittagsstunde zu einem der Aufwärter im Café greco, wo ich meiner Gewohnheit nach ein kleines Frühstück genommen hatte, bestehend in Schiffszwieback und einem Gläschen eben so köstlichen Madeira, als ersterer unköstlich war, ditez moi Senhor, was das Wort Amoreiras bedeutet, welches ich seit gestern schon mehr als zehnmal habe nennen hören und so eben dort drüben wieder vernahm.“ — Der Aufwärter, mein hoher Gönner, der aus Freundschaft für mich und die vier Vintems, die ich ihm für jede dargereichte Kleinigkeit als Trinkgeld gebe, sich abquälte, ein wenig französisch zu sprechen, übrigens aber ein recht liebenswürdiger portugiesischer Bursche war, nahm eine wichtige Miene an und lächelte, was diesen dunkeln Gesichtern immer gut steht. „O Senhor,“ war seine Antwort, „vous nada savoir que esta a feira dos Amoreiras?“ Er setzte mir nun auseinander, daß dies ein berühmter Jahrmarkt, eine Messe sey, die ein anständiger Fremder nothwendig besuchen müsse. „Aber lieber Senhor Joao,“ fragte ich, „wo ist das weltberühmte Amoreiras, und wie gelange ich dahin?“ — „Nichts leichter,“ belehrte mich der gute Johann. „Sie gehen nach der Kirche Loreto, besteigen dort am Platz ein Maulthier, und haben nichts nöthig, als dem Arreiro den Namen Amoreiras zu nennen. Für zwei bis drei Cruſadas geleitet er sie dann über den Largo von Alcantara, Queimada, Campolidos, durch das Thal Pereira bis zu den Bogen der Wasserleitung und Amoreiras. Anderthalb Stunden werden Sie zum Ritte brauchen, aber der Weg wird mit Menschen bedeckt seyn. Hüten Sie sich übrigens, daß man Sie nicht bestiehlt, denn der Jahrmarkt ist zugleich eines der Hauptfeste für die Ladroes.“ — „Sorgen Sie nicht, wenn nicht ein gewaltsamer Anfall —“ — „Wenn Sie noch bei Tage zurückkommen, haben Sie den nicht zu fürchten. Es reiten starke Patrouillen auf dem ganzen Wege.“

Ich ging nach Haus, um Vorbereitungen zum großen Ritte nach Amoreiras zu machen, was übrigens, wie ich bald erfuhr, keineswegs ein von der Hauptstadt entlegener, sondern noch mit derselben zusammenhängender Ort ist, obgleich man vollkommen so viel Zeit brauchte, um ihn von Loreto aus zu erreichen, als Joao angegeben hatte. Und welch ein Weg führte dahin! Es läßt sich behaupten, er ging durch Himmel und Hölle zugleich. Auf meinem Maulthier trabte ich lustig durch die finstern, Unglück drohenden Ruas, welche die letztere repräsentiren mögen, über die entzückende Terrasse von Alcantara,

deren unvergleichliche Schönheit zu beschreiben meine Feder viel zu ohnmächtig ist. Ich fühlte, daß, in die Heimath zurückgekehrt, das bloße Wort Alcantara hinreichen würde, die volle Sehnsucht nach dem Süden in meinem Herzen zu wecken. Noch ist es mir, als sehe ich das dunkle Grün der hohen Feigenbäume mit ihren dicken, naiven Früchten, und dazwischen die prachtvolle Blüthe des Granatapfelbaums, welche beiden Baumgattungen, unter einander gemengt, hier und fast überall in den Gärten der Quinta's Alleen bilden, was meiner Ansicht nach einen sehr guten Geschmack verräth. Denke man sich hiezu weiter in der Tiefe die duftigen Laubkronen von Orangen- und Citronengärten auf der einen, und einen Wald von Lorbeer- und Cypressenbäumen auf der andern Seite, und man hat so ziemlich die holde Vegetation der Terrasse von Alcantara. Dort wiegt sich auch ein Palmenbaum mit seinen räthselhaften Blättern, die mit dem Südwinde von ihrer tropischen Heimath flüstern. Er ist nicht gerade schön, und ich würde ihm z. B. eine wohlgewachsene deutsche Eiche vorziehen, aber seine eigenthümliche Gestalt, die langsame und feierliche Bewegung seiner herabhängenden Blätter haben etwas Vornehmes, königlich Weiches, wie das Daseyn eines orientalischen Fürsten. Man muß an Turbane denken, an seidene Kaftane, an reizende Odalisken, wenn man eine Palme sieht.

Da man sich auf der Terrasse von Alcantara auf einem ziemlich hohen Standpunkte befindet, so ist die Aussicht, die sie auf allen ihren Punkten bietet, prachtvoll. Man überblickt einen großen Theil der Stadt, die hier zwischen zwei Bergen eingeengt ist, deren lange Rücken mit Forts, Palästen, Klöstern, Kirchen und Ruinen bedeckt sind; unmittelbar unter sich sieht man die Baumreihen des öffentlichen Spaziergangs, passeio publico, und die beiden großen und schönen Plätze Rocio und Figueiras. Oft schon hatte ich mich an dieser Aussicht geweidet, jezt ließ mir der Ureiro keine Zeit dazu; denn kaum hatten wir das ebene Plateau der Terrasse betreten, als er sein leises Zischen begann, für sein Thier das Zeichen zum Lauf, da es weiß, daß diesem Laut, wenn es ihm nicht gehorcht, der Stachel am Stab des Treibers unmittelbar folgt. Die Straßen, durch welche wir nun kamen, waren meistens steil und zeigten ganz den Wechsel von Pracht und Belebtheit mit der tiefsten Oede, zwischen viertelstundenlangen Mauerwänden ohne Oeffnung, aber mit Vorsprüngen und Winkeln, dem rechten Schauplatz lichtscheuer Thaten, von Palästen und Mörderhöhlen, Armuth und Reichthum, Glanz und Schmutz, wie er diesem entfernteren Theil der portugiesischen Hauptstadt durchaus eigen ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber das Poetische in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

(Fortsezung.)

Hier müssen wir vor Allen der Hebräer, als welche den altorientalischen Geist am besten darstellen, und der Griechen gedenken, die in mancher Hinsicht ihnen so ferne, in mancher so nahe stehen. Der Grieche geht immer von der mütterlichen Erde aus, auf welcher befreundet sein Himmel ruht, sein Pandämonium ist die ganze Natur; der Hebräer erkennt Himmel und Erde als ewigen Gegensatz im Glauben und im Parallelismus des Liedes, womit er den Schöpfer Himmels und der Erden verherrlicht. Der Hebräer, durch Gesetz und Lebensart der Natur sehr befreundet und von ihrem Hauch belebt, personificirt gern die Naturerscheinungen und das Uebersinnliche. Allem in der Natur, ja Jehovah selbst, leiht er Angesicht, Mund, Stimme, Arm, Hand und Fuß, oder denkt es im Verhältniß von Eltern und Kind, von Herrn und Diener. So sind ihm die Winde und Feuerflammen Boten Gottes, so die beiden großen Himmelslichter Wesen, welche dessen Befehl ausführen. Aber der Hebräer malt kein Bild aus, um daran als Bild Gefallen zu finden; seine Darstellungen sind mehr gigantisch, schnell vorübergehend, um einen erhabenen Gedanken auszudrücken, und Alles ist untergeordnet der Idee des Höchsten und Einen, dem alle die Naturkräfte dienen und gehorchen. — Auch der Grieche personificirt gern, aber Gestaltung liebend, und namentlich die höchste, schönste Gestalt, die menschliche, und von spielender Phantasie belebt, schuf er die Symbole des Göttlichen in der Natur, so wie hohe Menschen selbst, in denen er Göttliches erkannte, in einzelne selbstständige Götter um, und betete das Geschöpf an, das er mit erschuf, wiewohl diese Götter von spätern Weisen und Dichtern, welche überhaupt wieder mehr dem Oriente sich näherten, wie das Leben eines Pythagoras, eines Platon und Anderer bezeugt, unter dem Namen von Dämonen in dienende Mittelwesen und Gesandten des höchsten Gottes umgedeutet wurden. Aber ihre auf der schönen und edleren Menschengestalt beruhende Mythologie ist auch die phantasiereichste, schönste und am meisten poetische von allen andern, unter welchen wohl nur die germanische ihr am nächsten steht; und darum ist sie wieder für alle phantasiereichen und empfindungsvollen Freunde des Schönen in der Natur- und Menschenwelt von so unsäglichem Reiz. So war sie denn, selbst durch und durch poetisch, von jeher eine reiche Quelle für Dichter.

Wie schön erscheint uns die Morgenröthe, wenn wir sie nicht bloß als glänzende meteorologische Erscheinung betrachten, sondern als Göttin Aurora, die im

safrangelben Gewande am Himmel emporsteigt und mit ihren Rosenfingern die Thore desselben öffnet. Und wie geistig lieblicher ist nach einer Sommerwanderung die Ruhe unter schattigem Baum, am lebendigen Quell oder Bach, wenn ich in seiner Bewegung, seinem Rauschen das Daseyn einer wohlthätigen Quellnymphe oder Dryade vermuthe? So erscheint mir auch der Thau des Morgens, und selbst der Hagel bedeutungsvoller, wenn ich mir, im Sinne der Altgermanen oder Scandinavier, vorstelle, wie die Rosse der durch die Luft reitenden Walkyrien aus ihren Mähnen den Thau in die Thäler, den Hagel auf die Bäume schütteln.

Ein Widerschein des griechischen Polotheismus, oder ein modificirtes Heidenthum äußert sich selbst bei den romanischen und germanischen Bekennern des schon entarteten Christenthums, und wird zu allen Zeiten in mehr oder minder greller Form als sogenannter Aberglaube sich geltend machen. — Das Mittelalter ist reich daran, namentlich das germanisch-nordische. Aus den heiligen Wäldern haben die Germanen noch die alten Götter in das aufgenommene oder aufgedrungene Christenthum mit herübergebracht, zwar jezt nur als untergeordnete, ja von den Priestern und Gläubigen für teuflisch erklärte Wesen; aber ihre Elfen und Niren, ihre Riesen und Zwerge, und wie die andern Geschöpfe der Phantasie sonst noch heißen mögen, sind doch als übermenschliche, als fast göttliche Wesen anzusehen. Wenn ferner das Christenthum selbst ihnen den Glauben an gute und böse Dämonen eingeprägt hat, so haben sie zugleich durch die christlichen Römer und Gallier noch Spuren des alten klassischen Heidenthums kennen gelernt, wozu sich auch Ueberreste des dem germanischen Götterthum verwandten keltischen gesellten; und noch später haben sie, während der Kreuzzüge, aus dem Orient, von wannen sie einst mit ihrem Naturdienst hervorgegangen, neue fabelhafte und dämonische Wesen aufgenommen. Mögen nun auch alle diese erwähnten Wesen noch so geistig und ätherisch aufgefaßt werden, ohne Körperhülle sind sie doch nicht zu denken; und so haben die Wald- und Elementargeister, die Schwan- und Wasserjungfrauen, die Feen und Elfen in dieser Hinsicht vor den alten Nymphen, Faunen und ähnlichen Untergöttern nichts voraus, um übersinnliche, geistige, vielmehr zu wenig, um nicht auch mythologische Wesen zu heißen.

Auffallend zeigt sich das fortwuchernde Heidenthum namentlich auch in dem Aberglauben der Neugriechen, der nur christlich modificirt ist. Ihre Panaja öffnet als eine christliche Venus Urania die Pforten des Himmels; die vierzig Heiligen führen den Frühling zurück, gleich den altgriechischen Horen, und den jüdischen Propheten Elias, der mit feurigem Wagen in den Himmel gefahren, haben sie an die Stelle des alten Donnerers Zeus gesezt. Auch eine Art Parzen haben sie noch, einen Todesgott, Charos genannt, und ihre Anaraiden sind die Nymphen ihrer Altvordern. Auch bei uns noch zeigen sich bedeutende Spuren des germanischen Natur- und Götterdienstes, was selbst auch in die altdeutsche Rechtssymbolik übergegangen ist. Und wo finden wir nicht anderwärts solche Spuren? Das geheimnißvolle Etwas in der Natur, das wir durch das unbestimmte Es bezeichnen, und namentlich die Aeußerungen und Einwirkungen der Elemente, in denen und mit denen wir leben, so wie der Einfluß der Gestirne, die wohlthätig und wechselnd uns leuchten und unsere Zeit messen, werden ewig solche Erscheinungen und Personificirungen hervorbringen.

Wir haben gesehen, wie besonders der kindlich einfache Mensch gerne personificirt. Der Mensch überhaupt findet sich immer selbst wieder in der Natur, und ist oft vermessen genug, anzunehmen, daß Gott Alles nach seinem Bilde geschaffen habe: nach einem Protoplasma gewiß, oder wie wir dies sonst nennen mögen, daß die Natur in allen ihren, auch den verschiedenartigsten Geschöpfen sich wiederholt. Von einem Reiche spielt sie in das andere über, und spottet oft unerwartet der scharfsinnigsten und glücklichsten Systeme, die, trennend und zusammenstellend, ihre Erzeugnisse zu ordnen bemüht sind. Selbst bei ihren regelmäßigen Produktionen verschmäht sie nicht Mißgeborenes, und es scheint, daß manches, nach der Einen Idee, als dem Entwurf und der Zeichnung, zu schaffendes Geschöpf in der Ausführung durch ihre Laune, um menschlich zu reden, oder den Zusammenfluß hemmender Umstände versäumt oder mißrathen ist. Bei ihr ist scheinbarer Mangel, aber auch Ueberfülle, schöne Form und Unform; aber Alles gleicht sich aus im All der Wesen zur entzückenden Harmonie, und so ist Ordnung und Schönheit der ewige Charakter des Weltalls, wie dieses auch die sinnigen Griechen wirklich so benannt haben. In der Natur finden wir bei der höchsten Gesetzmäßigkeit und innern Einheit den reichsten Wechsel; nichts vergeht, und doch bleibt nichts dasselbe. Wie vor tausend und abertausend Jahren weht und saust noch jezt der Wind, wirbelt noch jezt der flockende und stäubende Schnee, strömt und rieselt noch jezt der Regen nieder, und doch ist es nicht derselbe Regen, derselbe Schnee, derselbe Wind. Auch mit den Erzeugnissen der sogenannten drei Naturreiche ist es so, gesezt auch, daß wir annehmen, bereits seit uralten Zeiten wären ganze Thiergeschlechter ausgestorben, von deren Daseyn nur noch Versteinerungen Zeugniß geben.

Von der Edeltanne in unsern Wäldern oder der Dattelpalme des Morgenlandes, die weder Baum, noch Strauch, noch Kraut, und so einzig in ihrer Art ist, bis zum Wasserfadenmoos; vom ungeheuern Wallfisch,

der wie eine lebendige Insel im Meere schwimmt, bis zum kleinsten Punktthierchen, das kaum ein bewaffnetes Auge erkennt; vom Urgebirge bis zum feinsten Sandkörnchen, ist Alles Individuum, und als solches nur ein einziges Mal vorhanden in der Welt; und jedes ist wieder eine Welt für sich und sein eigener Zweck, weil es da ist, ob wir gleich Alles wieder in Beziehung auf einander denken müssen, und wirklich Ein unendliches, harmonisches Band alle Wesen vereinigt. Das Auffassen oder Ahnen dieses Geistes in der Natur bei aller Nothwendigkeit und allem Schein des Zufalls, dieser Einheit bei allem bunten Wechsel und Veränderung: das ist es, was den tieferen Dichter von jenem unterscheidet, der nur mit leichter Lippe an der sinnlichen Gegenwart hängt, und das Aeußere der Erscheinung auffaßt und darstellt. Auch im kleinsten Liede des Ersteren wird diese Naturanschauung durchschimmern, wie im kleinsten Blatte der ganze große Baum wiederholt ist. Und das ist es vor allen, was in den Schriften älterer und neuerer Naturforscher, welche, im Geiste des unsterblichen Kepler, des „Sehers der Weltharmonie," als Mystagogen in's Heiligthum der Natur einführen, die ruhige, aus dem Einzelnen und Kleinen hervorgehende Forschung und Betrachtung zu begeisternden Aussprüchen einer tiefern Naturoffenbarung und zum erhabenen Naturhymnus steigert.

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Der Affe im Pflanzengarten. Neue Theaterstücke.

Begünstigte Neugierige suchen sich Einlaßkarten zu der Wohnung des Affen zu verschaffen, und besuchen ihn zu bestimmten Stunden des Tages, zu welchen er gleichsam Audienz gibt; hier ist er natürlicher, als auf dem Schaugerüste des Altans, wo ihn die vielen gaffenden Zuschauer einschüchtern, und überläßt sich seinen Trieben und Neigungen. Frauenzimmer soll er lieben, und Kinder noch mehr; er soll diese herzen und küssen, und bei seinem gräulich häßlichen Gesichte ein recht gutes Naturell haben. Geoffroy St. Hilaire fürchtet aber, bei reiferm Alter möchte er wild und gefährlich werden. Derselbe Professor sieht vorher, daß ihm die Kälte des künftigen Winters unausstehlich seyn werde, und hat daher schon, wie er verlauten lassen, für Jacke und Ueberrock, vielleicht gar für Hosen und Strümpfe gesorgt. Es ist gut, daß die Thiere im Pflanzengarten so sorgfältige Professoren zu Oberaufsehern haben. Aller dieser Kuriositäten unbeschadet, haben die Schauspiele auch wieder manches Neue, um wider die Sommerhitze anzukämpfen und das Publikum zu reizen. Die große Oper, die nicht oft ein neues Stück zu geben im Stande ist, führt dem Publikum, wo nicht eine neue, doch eine immer neu scheinende Tänzerin vor. Die beiden Elsler haben eine Zeit lang die Hauptstütze des Pariser Ballets abgeben müssen. Jezt ziehen die beiden Mädchen ab; aber die Taglioni, die schon lange durch Unpäßlichkeit von der Bühne entfernt war, tritt wieder auf, und nun ist das Opernballet auf lange Zeit geborgen. Auch sind „die Hugenotten" noch bei weitem nicht veraltet. Kein Fremder, welcher nach Paris kommt, versäumt, dieses kolossale Stück zu sehen, und auch wenige Pariser aus der gebildeten Welt unterlassen es, wenigstens einer Vorstellung beizuwohnen. Es ist daher auch fast immer voll in dem Saale, wenn die Hugenotten gegeben werden, und obgleich man den prunkenden Ankündigungen in den Zeitungen hinsichtlich der an diesem oder jenem Abend von der Kasse eingenommenen Summe nicht recht trauen kann, so ist es doch augenscheinlich, daß diese Oper der Direction sehr einträglich ist; freilich hat sie dafür auch ungeheure Auslagen gehabt. Das Durchfallen des Stücks hätte einen Bankerott oder eine Supplementarforderung zum Budget an die gesetzgebenden Kammern nach sich gezogen. Der Director wußte aber wohl, daß er mit Meyerbeer keine Gefahr laufe, durchzufallen. So etwas Großes, Kräftiges, Geniales kann die komische Oper nicht geben. Sie hat einen Luthier de Vienne, Musik von Monpou, auf die Bühne gebracht, wozu die Dichter Saint George und Leuven den Stoff aus Hoffmanns „Serapionsbrüdern" genommen haben. Der wunderliche Crespel ist im Stücke, wie in der Erzählung die Hauptperson, wofern man nicht Angela dafür nehmen will, die nicht singen darf, wenn sie nicht todt umfallen soll. Aber Hoffmann würde Mühe haben, in dieser traurigen Operette seine Personen wieder zu erkennen, so verunstaltet sind sie, und ich begreife nicht, wie das Publikum, wenn es nicht Hoffmanns Erzählung gelesen hat, aus dem Stücke klug werden kann. Allein Mad. Damoreau spielt die Angela, und singt die Ballade vom „Jäger" so vortrefflich, daß das Stück beinahe jeden Abend gegeben wird, als ob es ein Meisterstück wäre. Eben jene beiden Dichter haben auch ein Singstück für die kleine Palais-royal-Bühne geschrieben, nämlich Farinelli, das eben so lustig ist, als der „Wiener Instrumentenmacher" es nicht ist. Glücklicherweise ist die Operette nur in einem Aufzuge, und die Musik verräth einen tiefsinnigen Kenner, wie denn Monpou auch als der beste Schüler bekannt ist, welcher aus der Choronschen Musikanstalt hervorgegangen. Bekanntlich ließ es sich Choron vorzüglich angelegen seyn, seine Schüler mit der ältern italienischen Musik bekannt zu machen. Das erwähnte Palais-royal-Theater ist jezt eines der unterhaltendsten von Paris: wer Possen liebt und dieselben mit Geist und Laune aufgeführt sehen will, der muß dieses kleine Theater besuchen und einiges Gedränge nicht scheuen. Auch darf er nicht allzu strenge Forderungen hinsichtlich der Sittlichkeit jener Possen machen; denn die Dichter, welche für dieses kleine Theater arbeiten, sind eben keine Catone, und die Dlle. Dejazet, welche als das Hauptgestirn auf dieser Bühne glänzt, zählt Zurückhaltung und Sittsamkeit eben nicht zu den Tugenden, welche ihr Schauspielertalent ausmachen. Das Mädchen ist auf der Bühne dreist wie eine Marketenderin, und ich wüßte nichts, was vermögend wäre, sie außer Fassung zu bringen. Sie muß auf der Bühne oder in den Koulissen geboren und erzogen seyn, so ganz ist sie hier zu Hause. Vielleicht ist sie fern vom Publikum sittsamer, als im Angesichte desselben; aber eben diese Eigenschaft macht sie bei den jungen Leuten so beliebt, und die Dichter sorgen dafür, daß es ihr nicht an neuen Rollen fehle, worin sie sich ganz so zeigen kann, wie sie ist und wie die liebe Natur sie geschaffen, oder Erziehung oder Zufall sie gebildet hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 220.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 13. September 1836.

Mir, den als Werkzeug stets die Welt betrachtet,
Mir preßt Gesang sie aus mit tausend Qualen,
Läßt ihn vielleicht durch ferne Zeiten strahlen,
Ich aber werd' als Opferthier geschlachtet.

Platen.

Der Reiter.

Von Ferdinand Freiligrath.

Er lenkte schweigend durch die Schlucht sein Roß;
Bleich war sein Antlitz, lang und lockig floß
Ihm Bart und Haar auf Brust und Achsel nieder.
Er ließ dem müden Thiere das Gebiß;
Er seufzte düster durch die Finsterniß
Der Föhren: „Gott, warum gabst du mir Lieder?

Sie schliefen Jahre lang in meiner Brust,
Wie Erz im Schacht; — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten!

Und Keiner weiß es! Alle stellen sie
Sich vor mich hin, und sagen lächelnd: Sieh'!
Das ist ein lustig und ein kräftig Springen!
Das ist ein frischer und ein tücht'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieser Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande bringen.

Sie aber wissen nicht, daß er schon bald
Versiegen muß, daß ebbend schon er wallt;
Sie wissen nicht, daß vor der Thür mein Sterben;
Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen traaen soll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben.

Doch murr' ich nicht, ich sage: sehet da,
Ich bin ergeben, ich bin Seneca,
Als in die Wanne rauschten seine Adern!
Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh' mir! ist die Poesie —
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern.

O, hielten sie mich nur nicht am Gewand,
Und brächten, diese Balsam und Verband,
Und die, mein Blut zu sammeln, Kelch und Schale!
O, könnt' ich still zu Tode bluten mich,
Gleichwie, die Brust von eines Fängers Stich
Durchbohrt, ein Hirsch in einem dunkeln Thale.

O, gönnten sie dem Sterbenden die Ruh'!
O, drückten sie nur grausam oft nicht zu
Die Wunde mir, am Herd und auf den Gassen;
Und lehrten mich, daß den gewalt'gen Fluß
Verschließen, eher noch mich tödten muß,
Als ihn, bei pochenden Schläfen, rieseln lassen.

O, ließen gehn mich meine Wege sie,
Und fragten nicht: Sprich, was ist Poesie?
O Gott, wie oft vernahm ich schon die Frage!
O, lächelten und lachten sie nur nicht,
Wenn träumerisch, mit glühendem Gesicht
Und eine Thrän' im Aug' ich ihnen sage:

Wenn man im Forst auf einen Eichbaum steigt,
Und sich zum Sitze wählt sein weit verzweigt
Und rauschend Haupt mit herbe duftendem Laube,
Und sinnend dann, die Arme stumm verschränkt,
An die Geliebte, welche fern ist, denkt,
Und in das Nest schaut einer Turteltaube;

Wenn man am Meer, von seinem Schaum benezt,
Sich einem Fischer auf die Schultern sezt,
Und sich hinein läßt tragen in die Wellen,
Die Odyssee legt auf sein struppig Haar,
Und singt und jubelt, daß er denkt: fürwahr,
Das heiß' ich einen närrischen Gesellen!

Und wenn auf muth'gen Rossen man zu Dritt
Macht oder Vieren einen wilden Ritt —
Sieh' da! die lang gestreckten Renner schnauben,
Ihr beugt euch spornend vor, ohn' Unterlaß
Wehn euch die Mähnen in das Antlitz! — das
Ist Poesie, doch wollt ihr es nicht glauben.

Und wenn man Nachts auf langen Brücken fährt,
Und dumpf ihr Holz vom Hufschlag murren hört,
Bis das Gespann urplötzlich wieder seinen
Huf klirrend auf das Pflaster sezt, daß glüh
Die Funken fliegen, dann ist Poesie
Der erste Ton des Eisens auf den Steinen.

Und Poesie auch ist's, wenn, wie ein Schwan,
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langsam durchfurchet eines Hafens Mitte,
Und es gestattet, daß der Kahn sich schmiegt
An irgend ein gewaltig Schiff; — so liegt
Oft neben einem Pallast eine Hütte.

Und Poesie dann, wenn in Gummischuhn
Man einen Neger sieht im Tauwerk ruhn,
Des Abends Kühle schwebend einzusaugen;
Er schaukelt lässig sich und singt ein Lied,
Und schaut ihr ihm in's Angesicht, so glüht
Euch wie ein Stern das Weiße seiner Augen.

Und Poesie auch würd' es seyn, wenn jezt
Dies schwarze Roß von Dänenzucht, entsezt,
Sich bäumete auf dieser düstern Stelle,
Mich schleuderte an dieses Felsenstück,
Daß plötzlich Nacht umflorte meinen Blick,
Und meiner Stirne dunkel Blut entquölle.

Und wenn alsdann, wenn ich zum lezten Mal,
Beschienen von der Abendsonne Strahl,
Das matte Aug', die müde Wimper höbe,
Das treue Thier, als klagt' es um mein Weh',
Gesenkten Halses auf mich niedersäh',
Und warm in mein erkaltend Antlitz schöbe.“

Skizzen aus Lissabon.

(Fortsezung.)

Endlich war der Platz do Rato und die Straße von Compolidos erreicht, und vor mir sah ich das viereckige Prachtgebäude aufsteigen, welches schon früher meine Bewunderung erregt hatte, und dessen Gleichen keine Stadt in Europa, vielleicht in der ganzen Welt aufzuweisen hat. Es ist das Depozito der Agoas libres, oder das Reservoir der klaren Gebirgswasser, die der Aquäduct aus der Sierra von Estrella herbeiführt. Hinter demselben beginnt oder hört vielmehr die Wasserleitung auf, deren Riesenbogen, in gleicher Höhe mit der Plattform des Reservoirs über Straßen und Kirchen hinweg laufend, in weiter Ferne, wo ihre Bahn eine Krümmung bildet, noch sichtbar, einen wahrhaft erstaunenswürdigen Anblick bieten. Man biegt rechts ein, um nach dem Platz von Amoreiras zu gelangen, dessen eine Begrenzung das Depozito bildet, während über seine Mitte hinweg in ungeheuren Verhältnissen der prächtige Bogengang geht, um sich jenseits des Gesichtskreises zu verlieren. Die nach dem Platz führenden Straßen waren mit einem bunten Gewühl bedeckt, er selbst aber bot ein zu gemischtes Ganze dar, als daß ich auf der kleinen Erhöhung, von wo ich ihn übersah, sogleich ein geordnetes Bild hätte auffassen können. Ich verließ mein gutes Maulthier, bezahlte den Treiber und mischte mich recht lebensfroh in das Gedränge.

Die erste Budenreihe, in welche ich gerathen war, hatte auch etwas so Heiteres, Freundliches, daß man hätte glauben können, in Frankreich zu seyn und nicht auf dem Boden von Portugal mit seinen Erdbeben und dunkeln, leidenschaftlichen Menschen. Die Buden bestanden aus nichts als leichten, farbigen Gehängen in einer Allee von Platanen, von Baum zu Baum lose aufgespannt. Weiß, grün, roth, hellleuchtend und bunt waren diese Gehänge, unter denen aufgepuzte Tische standen, meist mit Früchten, Zuckerwerk und angenehm kühlenden Getränken besezt. Niedliche Verkäuferinnen, vom Schimmer ihres farbigen Gezeltes verschönt, boten diese Erfrischungen dar und waren fast alle reichlich mit Abnehmern gesegnet, denn sie ließen ihre Waare wohlfeil, und der glühende Nachmittag machte dieselbe noch

wünschenswerther. — Ganze Schaaren junger Leute, Arm in Arm, faſt alle in dem ſaubern und netten Anzug, den die portugieſiſchen Jünglinge, welche nicht gerade dem lezten Stande angehören, vorzugsweiſe lieben, luſtwandelten durch dieſe Gaſſe, und es gab zwiſchen ihnen und den Verkäuferinnen manches ſcherzhafte Wort, mancher zärtliche Blick wurde gewechſelt, und manches Glas Limonenwaſſer vielleicht ohne Bezahlung gereicht. — Tiſche, an denen gebrannte Waſſer verkauft wurden, gab es freilich auch; ſie waren meiſt von lärmenden Matroſen und Soldaten umlagert. Weiterhin mündete die Gaſſe auf einen freien Raum, der den Mittelpunkt des Platzes bildete, und in deſſen Mitte eine ſehr ſchöne Fontaine emporſtieg. Auf den Stufen derſelben trieben zahlloſe Agoateiros ihr Weſen, indem ſie mit Krügen von vollkommen antiker Form, wie alle Waſſerkrüge in Liſſabon, das klare Waſſer ſchöpften und einen Trunk davon den Vorübergehenden für eine Kleinigkeit faſt aufdrangen. Ich fand es nicht ſehr lockend, einer von den Hunderten zu ſeyn, die ihre durſtende Lippe an den Rand dieſer Krüge ſezten; es gewährte indeſſen einen maleriſchen Anblick, dieſes Schöpfen aus dem Cryſtall der Fluth und dann dieſes Tränken der Dürſtenden, wobei der Eigenthümer des Krugs denſelben niemals losließ, ſondern meiſt eine Stufe höher ſtehend, als derjenige, den er labte, an ein bibliſches Bild erinnerte.

Die verſchiedenſten Gruppen umgaben im weiten Kreis die Fontaine. Auch Muſik erſchallte, etwas Seltenes bei den portugieſiſchen Volksbeluſtigungen, in ſo fern dieſelbe nämlich aus mehr Inſtrumenten als dem Dudelſack und der Ghitarra beſteht. Ich näherte mich zuerſt einem gedrängten Haufen, der ſich im Schatten eines Baums um einen Mann gebildet hatte, welcher mit lebhaften Geſticulationen laut und ſchnell ſprach; die Erſcheinung war mir nicht fremd, man begegnet ihr täglich auf den belebteſten Plätzen Liſſabons; ein öffentlicher Erzähler unterhielt hier die Menge. Viel hätte ich darum gegeben, wenn ich ihn verſtanden hätte, aber ich muß zu meiner Schmach geſtehen, daß es mir ſchwerer fiel, als ich vermuthet hatte, die Sprache des Landes, wenn ſie geredet ward, zu verſtehen. Das Leſen gedruckter Schriften ging beſſer. So ſtand ich da und fühlte mich geneigt zu lachen, wenn die Zuhörer vollkommen ernſthaft waren, und ernſthaft zu werden, wenn Jene eben in heftige ſüdliche Luſtigkeit ausbrachen. Das verdroß mich; ich ließ daher unerforſcht, ob der Erzähler ſein Publikum geiſtreicher und beſſer unterhielt, als ſo mancher Erzähler in deutſchen Taſchenbüchern das ſeinige, und gab dem Drang der Neugierde willig nach, der mich zu einem andern Volkshaufen zog, in deſſen Mitte Muſik ertönte. Nur ſchwer gelang es mir, ein Plätzchen in der dichten Maſſe zu gewinnen, die einen Gegenſtand umdrängte, von dem ich lange nicht klar werden konnte, was er ſeyn mochte; endlich merkte ich an dem Takt der Muſik, die aus wenigen Geigen, einer Pickelflöte und einem Dudelſack beſtehen mußte, daß hier getanzt wurde. Auch über die Köpfe der Menge emporfahrende und gleich wieder verſchwindende Hände, und der Schlag der Kaſtagnetten, welcher ertönte, zeigten dies an. Mir war zugleich, als hörte ich von verſchiedenen Seiten das Wort Fandango. Es ward endlich laut gerufen, und ich ſtrengte nun alle Kräfte an, um mir Bahn bis zu der innerſten Peripherie zu machen, welche die Tanzenden umgab, denn ich hatte dieſen ſpaniſchen Tanz noch nicht im Original geſehen. Andaluſiſche Tänzer, Gaukler, Tabulettkrämer ſind die Savoyarden von Liſſabon, und ich höre noch immer den ſüßen ſpaniſchen Geſang, mit welchem dieſe Fremdlinge die Straßen der alten Lisboa durchwandern. Man erkennt ſie ſehr leicht unter den Eingebornen an ihren ſpitzen, romantiſchen Hüten, mit bunten oder ſchwarzen Federn geſchmückt. Sogar die ſpaniſchen Maulthiere ſind an ihrem reicheren und abenteuerlicheren Aufputz ſogleich zu erkennen. Hier nun tanzten buntgekleidete Burſche und Mädchen den Lieblingstanz der pyrenäiſchen Halbinſel, jedoch in einem ſo beſchränkten Raume, daß er dadurch viel von ſeiner Anmuth verlor.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, September.

Theaterſchau. Drurylane. The maid of Artois.

Ich habe in meinem vorigen Briefe (ſ. Nr. 205—207). zur Charakteriſirung des gegenwärtigen Zuſtandes der engliſchen Bühne, eine Ueberſicht der neueſten Leiſtungen in Coventgarden gegeben und verſprochen, die in Drurylane damit zu paralleliſiren. Auch die Season des leztern Theaters iſt jezt vorüber, und ſeine Thaten liegen abgeſchloſſen vor. Beginnen wir, wie dort, mit dem, was jezt leider überall die pars potior iſt, mit der Oper, welche in Drurylane während der ganzen lezten Saiſon ihren höchſten Glanz dem Beſize der Malibran verdankt.

Die Malibran hat engliſch, hat in einer neuen engliſchen Oper die Landesſprache geſungen, und es iſt nicht zu leugnen, daß dieſe ſelbe Oper als eingeborenes Landesproduct Beachtung und deßhalb Erwähnung verdient. Sie heißt the maid of Artois, und iſt von Balfe, einem Tonſezer, deſſen Name bereits vor der Welt iſt, und der wirklich den feſten Entſchluß gefaßt zu haben ſcheint, ihm einen guten Klang zu ſichern. Schon die heitere, lebhaft geſchriebene Ouverture, die am erſten Abend wiederholt werden mußte, regte angenehm auf und ſpannte die Erwartung. Dann eröffnete ſich die Oper, deren dramatiſcher Inhalt, wie ich glaube, Original iſt, obgleich alle darin vorkommenden Perſonen Franzoſen ſind, mit einer Scene auf einem der öffentlichen Plätze von Paris, etwas im Geſchmacke der auf alle Leiertaſten übergegangenen Marktſcene in der berühmten Stummen.

und wer es dem Ensemble nicht ansah, konnte es auf dem Theaterzettel lesen, daß die Handlung in die letzte Hälfte der Regierung Ludwigs XV. fällt. Gruppen von Bürgern und Soldaten ziehen auf und ab und amüsiren sich. Nach einem lebhaften Chore, einem recht hübschen Liedchen eines rekrutirenden Sergeanten, Sansregret, und einer ergötzlichen Scene zwischen ihm und seinem Regimentsoberſten, dem Marquis de Chateau-vieux, wird die Bühne leer, und Jules de Montagnon, ein junger Landmann aus der Provinz Artois, tritt höchſt niedergeſchlagen auf. Er hat ſein Dorf verlaſſen, um ſeine Iſoline, ſeine ihm verlobte Braut, aufzuſuchen, die in Wahrheit der Marquis de Chateau-vieux nach Paris gelockt, von welcher aber Jules glaubt, daß ſie um ſeines reichen, mächtigen Rivals willen ihn verlaſſen. Während ſeiner Verzweiflung redet ihn der Sergeant an, erfährt, daß er voll Kummer und ohne Geld iſt, erbietet ſich, ihm zu helfen, und enrollirt ihn. Jetzt kommt Iſolinens Freundin, Coralie, die — wie ſich das nun fügt — ein Stelldichein mit dem Sergeanten hat. Jules erkennt ſie, hört von ihr, daß ſeine geliebte Braut in Paris iſt, und macht zugleich die unangenehme Entdeckung, daß ſein vorgeblicher Freund Sansregret ihn um ſeine Freiheit geprellt hat. Eine Abtheilung Bewaffneter umringt ihn, alles Remonſtriren iſt nutzlos, Jules wird in die Kaſerne abgeführt, und die Scene ſchließt mit einem Chor, deſſen Muſik wahrſcheinlich das erwähnte Schickſal der abgeorgelten Marktſcene haben wird. Coralie eilt zu Iſolinen, ihr mit der Nachricht von Jules Ankunft die ſeines Unglücks zu bringen. Die Scene, in welcher Iſoline — die Malibran — die Nachricht empfängt, iſt eine herrliche Compoſition, und brauche ich zu erwähnen, daß die Malibran ſie mit der Grazie vortrug, die das unveräußerliche Eigenthum ihrer Meiſterſchaft iſt? Hierauf tritt der Marquis ein, und Iſoline beſchwört ihn, ihren Geliebten zu retten und ihr zurückzugeben. Den erſten Theil der Bitte iſt der Marquis ſofort bereit zu erfüllen, aber freilich unter einer Bedingung, welche die Gewähr des zweiten Theils verhindert — Iſoline ſoll die Seinige werden. Nach langem, leidenſchaftlichen Kampfe, von der Malibran ſowohl, als von Phillips — dem Repräſentanten des Marquis — trefflich geſpielt und trefflicher geſungen, bewilligt Iſoline das für Jules Freiheit geforderte Opfer. Jetzt entfernt ſich der Marquis, und kaum iſt er zur Thüre hinaus, ſo ſteigt Jules über den Balkon herein. Er hat Iſolinens Wohnung entdeckt, iſt deſertirt und erſcheint, von Müdigkeit erſchöpft und von Sturm und Regen gepeitſcht. Jules glaubt, daß ſeine Iſoline ihm untreu geweſen, und Iſoline betheuert ihre Unſchuld ſo einfach feierlich, daß Jener ſich zuletzt von ihr überzeugt erklärt und ihr vorſchlägt, augenblicklich mit ihm zu entfliehen. Dazu iſt Iſoline ſchnell entſchloſſen; aber der Sturm wüthet und der Regen ſchlägt an die Fenſter, und die Liebenden verzögern ihre Flucht und ſingen ein allerliebſtes Duett. Sie ſind noch im beſten Singen, da kehrt der Marquis zurück, was — nebenbei zu bemerken — Iſoline füglich hätte vorausſehen können. Ein Wortwechſel entſteht zwiſchen ihm und Jules; der Marquis zieht, Jules weiß auch einen Degen zu finden, ſie fechten, und der Marquis wird verwundet. Seine Diener und Soldaten ſtürzen herbei; die Liebenden werden getrennt und Jules wird gefangen abgeführt. Hiermit ſchließt der erſte Akt, in deſſen Finale die Malibran ihre ganze Größe entwickelte. Man ſagt, die große Frau vor den Couliſſen ſey hinter den Couliſſen klein genug, jedesmal zu weinen, wenn ſie nach einer mächtigen und wirkſamen Kehlenanſtrengung nicht gerufen werde. Ich weiß nicht, ob das wahr iſt. Iſt es jedoch wahr, ſo hatte ſie an dem Abend der erſten Vorſtellung — und nur von dieſer kann ich als Zeuge ſprechen — keinen Grund zum Weinen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Paris, Auguſt.

(Beſchluß.)

Vaudevilles. Madame Dudevant.

Den erwähnten Dichter Leuven finden wir auf dem Anſchlagzettel des Gymnase dramatique wieder, und zwar in der Ankündigung eines neuen Vaudevilles: „Miſtreß Sidons,“ das er in Gemeinſchaft mit einem andern Dichter, Lhenic, geſchrieben und ungefähr ſo ſentimental behandelt hat, als den deutſchen Crespel. Aus der engliſchen Schauſpielerin iſt eine überaus tugendhafte und großmüthige Perſon geworden, welche einem jungen Edelmanne, der in ſie verliebt war, aber, weil er keine Gegenliebe fand, mit einer Buhlerin nach Italien davonging, nachläuft, denſelben nach London mit ſich bringt, ihn bald durch ihre Ausſchweifungen zu Grunde richtet, ihm aber großmüthig Alles wiedererſtattet, und mit ſeiner verlaſſenen und verſchmähten Ehehälfte wieder ausſöhnt. Scribe dichtet beſſere Vaudevilles für dieſe Bühne; aber er ſchreibt nicht mehr viel, ſondern überläßt den Kampfplatz jetzt andern Dichtern, die ſonſt nicht gegen ihn aufkommen konnten, wenn ſie ſich nicht mit ihm verbanden. Das Vaudeville muß doch wohl in der Natur der franzöſiſchen Nation liegen; denn obwohl Jul. Janin und ſeine Nachahmer nun ſchon Jahre lang die geiſtreichſten Feuilletons in den Tagesblättern gegen dieſe Schauſpielgattung ſchreiben, ſo erſcheinen deßhalb doch nicht weniger Vaudevilles; ich möchte ſogar behaupten, daß die Vaudevilles ſeit einigen Jahren an Zahl bedeutend zugenommen haben. In und um Paris werden Jahr ein Jahr aus Vaudevilles geſpielt. Faſt jedes Stadtrevier hat ſein Vaudevilletheater, und ſollte irgend eine Gegend von Paris oder in der Banlieue noch kein ſolches Theater beſitzen, ſo kann man gar nicht dafür gut ſtehen, daß es nicht in Zeit von einigen Monaten mit einem verſehen ſeyn wird. Mehrere Orte um Paris bekommen erſt jetzt Waſſerleitungen, nachdem ſie ſchon lange ein Theater beſitzen. Indeſſen wird ja auch außerhalb des Theaters Komödie geſpielt, wie man dies aus einem kürzlich vor den Pariſer Gerichten anhängigen Proceſſe ſehen kann, worin ein gewiſſer Bertini als Kläger auftrat, und von dem Herzoge Karl von Braunſchweig oder deſſen Geſchäftsträger Baron v. Anblau 6000 Franken für die Mühe verlangte, erſtlich ſein Courier, und dann ſein Stellvertreter, ſein zweites Ich geweſen zu ſeyn, indem er nämlich auf ſeiner Reiſe nach London die herzogliche oder vielmehr erherzogliche Perſon habe vorſtellen müſſen, indeß der wahre Erherzog heimlich nach Paris zurückgekehrt war, um erſt abzuwarten, wie ſein Ebenbild in London würde aufgenommen werden. Erſt als der falſche Erherzog ſeine Rolle glücklich geſpielt hatte, fuhr der wahre nach London ab und ließ den armen Courier ſitzen, der nun wenigſtens ſein Komödiengeld verlangt. — Die berüchtigte Mad. Dudevant, ſicher die beſte, wenn auch nicht die ſittlichſte Romanſchreiberin Frankreichs, hat in der letzten Zeit ihre Angelegenheit, das heißt ihre Eheſcheidung, vor die Gerichte gebracht, und dieſe haben ihr erlaubt, von ihrem Manne getrennt zu leben, ihn mit 5000 Franken jährlich abzuſpeiſen und ihre Kinder ſelbſt zu erziehen. Nun wird ſie wohl nicht mehr gegen den Eheſtand ſchreiben! Dg.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 221.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 14. September 1836.

— Mit Wundern geht die Erde schwanger,
Ihr labyrinthscher Schooß deckt Ungeheuer.

Byron.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Unserem Versprechen gemäß setzen wir die in Nr. 208 dieser Blätter abgebrochenen Berichte so rasch als möglich fort.

Wir haben früher mehrfach der sinnreichen Apparate erwähnt, welche der Göttinger Astronom Gauß ersonnen und ausgeführt hat, um die in der Richtung der Magnetnadel vorgehenden täglichen, stündlichen, ja oft augenblicklichen Veränderungen, unabhängig von allen fremdartigen Einflüssen, mit vollkommener Genauigkeit zu beobachten, und daraus ein Gesetz der magnetischen Kraft der Erde abzuleiten; und unsere Leser erinnern sich aus jenen Beschreibungen wenigstens noch der Umstände, auf welche es bei den betreffenden Beobachtungen wesentlich ankam, nämlich dieselben in einem, ganz ohne Benutzung des Eisens, dessen störende Wirkung durchaus entfernt gehalten werden muß, erbauten Gemache, und an einer freischwebenden, schweren, und dadurch dem Luftzuge entzogenen Nadel aus einer solchen Ferne anzustellen, daß auch durch den Beobachter eine Störung nicht verursacht werden kann. Jezt erfahren wir vorläufig, daß es den bei der Sternwarte di Brera zu Mailand angestellten Astronomen gelungen seyn soll, mit diesen Gauß'schen Apparaten eine früher ungeahnte Verbesserung vorzunehmen, wornach die erhaltenen Ergebnisse an Genauigkeit mit den strengsten astronomischen Observationen zu vergleichen wären. Da sich nun außerdem das Netz solcher magnetischen Beobachtungen immer weiter über die ganze bewohnte Erde ausbreitet,* und unserm lezten Berichte zufolge, namentlich der jezt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung observirende jüngere Herschel dahin gelangt ist, in der Aequinoctialregion eine Menge qualificirter Männer dafür zu interessiren, so darf man aus dem Zusammentreffen so vieler günstigen Umstände allerdings in Kurzem wichtige, ja vielleicht entscheidende Aufklärungen über die eigentliche Natur des magnetischen Erdprocesses erwarten. Sobald dieses, dem innersten Eingeweide des ungeheuren Erdkörpers angehörige Geheimniß an das Licht gezogen seyn wird, versprechen wir, mit aller, der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessenen Ausführlichkeit darauf zurückzukommen.

Inzwischen möge man uns aber auch gleich willfährig in geringere Tiefen, nämlich in die Sandlager bei

* So erfahren wir z. B. in diesem Augenblick, daß durch die Bemühungen Humboldts ein magnetischer Apparat permanent in Island aufgestellt ist, um die in Peking anfangende Linie magnetischer Stationen gegen Nordwest zu verlängern.

Eppelsheim, Kreis Alzei, in der großherzoglich heſſiſchen Rheinprovinz, begleiten, wo kürzlich die allermerkwürdigſten Entdeckungen urweltlicher Thiere gemacht worden ſind. In dieſen Sandlagern, welche faſt $^1/_8$ Quadratmeilen einnehmen, wurden zwar ſchon ſeit einigen Jahren dergleichen Reſte urweltlicher Thiere aufgefunden, wovon das Werthvollſte ſeinen Platz im Naturalienkabinette zu Darmſtadt erhalten hat, und worunter ſich beſonders der Unterkiefer und mehrere andere Gebeine des ſogenannten Rieſenthieres (Dinotherium) auszeichnen. Jetzt erſt iſt man aber, unter Leitung eines Herrn von Klipſtein, ſo glücklich geweſen, den ganzen Oberkopf dieſes ungeheuern Thieres an das Licht zu fördern, und zwar in einem vollkommen wohl conſervirten Zuſtande. Dieſer Schädel mißt, wie unglaublich es klingt, über fünf Fuß in der Länge und gegen vier in der Breite. Aus der nunmehr erfolgten Vergleichung ſämmtlicher, im gedachten Kabinet verwahrten Reſte des „Rieſenthiers“ geht hervor, daß die ganze Länge deſſelben weit über ſechzehn Fuß angeſchlagen werden kann (die Fleiſchhülle ungerechnet), daß es einen Rüſſel hatte, auf der Erde lebte und ſich auf derſelben, nach Art der Faulthiere, langſam und mühſelig fortſchob; zwei ungeheure Stoßzähne, die eine ganz ungewöhnliche Stellung haben, indem ſie nach unten und hinten gerichtet ſind, dienten ihm wahrſcheinlich zum Wühlen in der Erde nach Knollen und Wurzeln. — Auch vom Maſtodon, einem andern vorweltlichen, vielleicht noch größern Thiere, ſind in dieſen Sandgruben Skelettheile aufgefunden worden, woraus man eine Länge dieſes Geſchöpfs von über zwanzig Fuß, und eine Höhe folgert, welche die Höhe der größten unſerer heutigen Elephanten noch bedeutend übertrifft. Was iſt das nun, fragen wir, für eine Natur geweſen, welche ſo koloſſale Formen gebar, und gegen welche die heutige Schöpfung ganz pygmäenhaft erſcheint? Es handelt ſich hier nicht etwa um eine bloße Conjectur, es herrſcht nicht etwa eine Täuſchung vor; die rieſigen Gebeine liegen offen vor unſern Augen da, und man mag ſie nur anfühlen, ſie aufzuheben verſuchen und ſich handgreiflich überzeugen. Bedenkt man aber ferner, daß dies Wühlen nach den Reſten der vorſündfluthlichen Welt nur etwa erſt 70 bis 80 Jahre währt, und daß man ſchon ſo außerordentliche Reſultate erlangt hat, ſo ſcheint faſt unzweifelhaft, daß wir nur erſt einen Anfang vor uns ſehen, und daß uns ein weiteres und planmäßigeres Forſchen immer tiefer in dieſe ungeheure Wunderwelt führen wird. Dann aber wird ſich auch wahrſcheinlich immer mehr und mehr das beſtätigt finden, was wir als plauſibelſte Hypotheſe zur Erklärung dieſes ſonſt ſo beſtürzenden Gegenſatzes zwiſchen heutiger und vorſündfluthlicher Natur ſtets noch am willigſten angenommen haben, nämlich: daß gewiſſe Urformen, Urbilder, Prototypen aller Thier- und Pflanzengeſchlechter exiſtiren, daß ſich dieſelben aber bei jeder neuen Umbildung der Erde vervollkommnen und, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, dem Ideale der Geſtalt nähern. — Dies iſt eine ſehr reichhaltige Andeutung, deren weitere Verfolgung wir aber den Leſern ſelbſt überlaſſen müſſen, da unſer Blatt nach ſeiner Tendenz und ſeinem Umfange mehr nur eine ſolche Anregung eigenen Forſchens, als eine ſyſtematiſche Erſchöpfung der Materie zuläßt. *

(Die Fortſetzung folgt.)

* Für Leſer indeß, welche die koloſſale antediluvianiſche Wunderwelt näher betrachten wollen, ſetzen wir hier den Titel einiger Schriften her, welche in dieſem Bezug vorzugsweiſe genannt zu werden verdienen. Dahin gehören: „Die Urwelt,“ von Ballenſtädt, 5te Auflage, Leipzig, 1818. „Geſchichte der durch Ueberlieferung nachgewieſenen Veränderungen der Erdoberfläche,“ von Hof; Gotha, 1822. „Cuviers Anſichten von der Urwelt,“ deutſch durch Röggerath; Bonn, 1822. „Die Urwelt, erläutert durch die Naturkunde von Link,“ 2te ganz umgearbeitete Auflage, Berlin. Das zuerſt genannte Werk von Ballenſtädt iſt ſehr populär.

Skizzen aus Liſſabon.

(Fortſetzung.)

Es iſt ſchwierig, die Windungen und Figuren eines Tanzes zu beſchreiben, und ich will nur bemerken, daß mir die Pas ſehr einfach und ungekünſtelt erſchienen, dagegen die Stellungen und Biegungen des Körpers nicht wenig an polniſche Tänze erinnerten, die ich ſah. Burſche und Mädchen hatten Kaſtagnetten zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger, und ließen dieſe dann ſelbſt ertönen, wenn ſie ſich mit ausgeſtreckten Armen angefaßt hielten, was ſehr häufig geſchah, in welcher Stellung ſie ſich dann lange hin und her wiegten. Von Zeit zu Zeit flog eine Tänzerin und ließ ſich von ihrem Tänzer im ganzen Umkreis förmlich jagen, bis er ſie wieder fing. Der laute Zuruf der Menge, der zuweilen in jenes wilde Geſchrei ausartete, das man unter ſüdlichen Volkshaufen gewohnt werden muß, um nicht davor zu erſchrecken, begleitete dieſe Art von Intermezzo. Welche Abſicht die Tanzenden hatten, ob ſie ſich für Geld bemühten oder nur ihrem Vergnügen fröhnten, iſt mir nicht klar geworden; ich muß das Letztere vermuthen, denn ſo lange ich auch verweilte, ſah ich doch Niemanden erſcheinen, der etwas von den Zuſchauern verlangt hätte. Sie waren übrigens nicht die Einzigen, vielmehr befanden ſich wohl noch an zwanzig Tanzgeſellſchaften auf dem weiten Platz von Amoreiras.

Ein wahrer Pallaſt unter den Gezelten, ein Zelt, unter welchem auszuruhen ſich kein König hätte zu

schämen brauchen, schien der Versammlungsort der vornehmen Welt des Jahrmarkts zu seyn. Es bestand aus rothem Seidendamast, an verschiedenen Orten mit goldener Stickerei bedeckt; Fahnen, Wimpel und Flaggen, bei Küstenvölkern ein immer beliebter Schmuck, wehten von seinem First, und das portugiesische Wappen prangte über seinem prächtigen Eingang. In der That glaubte ich beim ersten Anblick dieses leichten Prunkbaus, der Hof sey hier. Dem war aber nicht so, das Zelt war nichts als das öffentliche Erfrischungslokal des bekannten Senhor José Maria Taveiro, berühmt und hochgeehrt vom Volke wegen seiner früher bewiesenen Heldenthaten im Cirkus der Stiergefechte, die leider Gottes nunmehr mit den Klöstern und Mönchen seit wenigen Jahren verschwunden sind. Senhor José hatte späterhin auch im Kriege gefochten, ich will aber nicht mit Bestimmtheit sagen, für welche Partei. Jezt trieb er das Geschäft eines Restaurators, und dem Anscheine nach mit Glück, denn es strahlte und glänzte aus dem Innern seines gefüllten Zeltes heraus.

Der Mann dort, der, mit der Cigarre im Mund, jeden Augenblick erscheint und wieder verschwindet, ist er selbst. Er ist in den mittlern Jahren, kräftig gebaut, mit einem feurigen, gebietenden Blick; Hände, Hals und Gesicht dunkelbraun und mit Narben bedeckt. Sein Anzug besteht in einer offenen, braunseidenen Jacke von jenem zierlichen Schnitt, der diesem Kleidungsstücke nirgends als in Portugal eigen ist, besezt mit vielen Quasten und Schnüren von derselben Farbe und mit gelber Seide gefüttert. Seine Beinkleider, aus dem nämlichen Stoff, reichen nur bis zum Knie, und ein hellblauer Gürtel umschließt seine Hüften. Weiße Strümpfe und Schuhe, mit blauen Rosetten geschmückt, vollenden den Anzug des ehmaligen Taureadors. Er war munter, lustig und heftig in seinen Bewegungen, und indem er seine Gäste unter Scherzen bediente, trank er selbst viel von dem dunkelgelben öligen Gold, dem Wein des Tajo, termo branco genannt, dessen erhizende Eigenschaften mir bereits bekannt waren. Mir wurde daher ganz unheimlich in seiner Nähe zu Muthe, als er, von mir um ein Pinto Wein angesprochen, ein Gespräch mit mir zu eröffnen suchte, das ich zu führen nicht im Stande war. Vielleicht nahm er mein Schweigen oder die kurzen, abgebrochenen Antworten, die ich gab, für Geringschäzung seiner früheren Verdienste und des Kleides, das er trug; denn plözlich flammten seine Augen, er stemmte die eine Hand in die Seite, und indem er mir die andere schwer auf die Schulter legte, ließ er einen Strom von Worten gegen mich los, die vermuthlich nur halbe Höflichkeiten waren. Mir fiel ein, daß ich mich weit von Necessitades und weit von aller Hülfe befand, und daß es diesem Gewalthaber dahier, der vielleicht Miguelist war und das entgegengesezte Element in mir witterte, ein Leichtes seyn möchte, mich auf ewig verschwinden zu lassen. Diese nicht sehr heitere Bemerkung hütete ich mich jedoch wohl auszusprechen oder auf meinen Mienen kund zu geben, vielmehr griff ich nach meiner Caraffa, leerte sie und forderte eine zweite. Das Herbeibringen und Bezahlen derselben unterbrach und änderte in etwas den Fluß der Conversation, und den ersten günstigen Augenblick benuzend, ließ ich Wirth und Wein und Prachtzelt im Stich, und gönnte ihnen drinnen das Vergnügen, über die verdammten Engländer, diese nichtswürdigen Ketzer, loszuziehen, denn für einen solchen hatte mich der Taureador ohne Zweifel genommen.

Ich richtete nun meine Schritte nach der, dem Eingang am Depozito entgegengesezten Seite des Platzes, wo, nahe bei einem Bogenpfeiler des Aquäducts, viel Leben und Bewegung zu seyn schien. Rufen und Schreien, vermischt mit einem seltsamen Gezisch, ließ sich von dort her vernehmen, und über den Köpfen der Menge weg zeigten sich häufig Gestalten, die sehr schnell eine bestimmte Strecke durcheilten. Es mußten Reitende seyn, und bald bemerkte ich, näher hinzutretend, daß hier ein Handel betrieben ward, dem ich in Deutschland immer gerne aus dem Wege gehe, d. h. ein Handel mit Pferden oder vielmehr mit denjenigen Thieren, die in Portugal die Stelle derselben vertreten, mit Maulthieren. Dieser Verkehr hatte hier etwas ganz Eigenthümliches. Vor dem Eingang zum Bogen des Aquäducts standen die Liebhaber und Käufer der Waare, die hier feilgeboten ward, nebst den Neugierigen und Schaulustigen, welche jedoch eine freie Gasse bildeten, um der Produktion der gerühmten Eigenschaften des zu Kauf stehenden Thieres Raum zu gestatten. Dieses aber befand sich, wie eine Actrice, bevor sie das Theater betritt, in ihrem Ankleidezimmer, innerhalb der ungeheuren Wölbung des Bogens, wo ihm, ungesehen von den Blicken der Zuschauer, die Toilette zum Auftreten gemacht ward. Ein Zischen war das Signal des Erscheinens, und nun stürmte ein wunderlich aufgeputztes Thier mit einem ebenso geputzten Reiter aus der Wölbung hervor. Quasten, Federbüsche flogen, buntfarbige Decken strahlten und das Geläute zahlloser Glöckchen, am Sattelzeug befestigt, ertönte. Im Galopp, im gestrecktesten Lauf ging es die Gasse hinab und im langsamen, feierlichen Schritt wieder herauf, wobei denn die Urtheile der Kenner laut wurden und die nähere Prüfung begann. Dreißig, vierzig, auch sechzig Cruzados schienen mir der Preis, der für ein gutes Maulthier gefordert und bewilligt ward. Auch Esel kamen auf diese Art zum Verkauf, vermuthlich um geringeren Preis. Mehr als die Thiere zogen indessen ihre Reiter meine Blicke auf sich, die im wilden Dahinjagen oft wahrhaft schön genannt werden konnten.

und an wilde Beduinen erinnerten, wenn sie auf leichten Rossen durch die Wüste fliegen. Was die Thiere betrifft, so will ich noch eines Gebrauches erwähnen, den man rücksichtlich ihrer beobachtet, und der dem Fremden anfänglich ein Räthsel ist. Fast sämmtliche Esel und Maulthiere sind nämlich auf dem ganzen obern Theil ihres Körpers glatt geschoren, und die erstern noch dazu sehr häufig auf diesen kahlen Stellen mit einer braunrothen Farbe bemalt, was nicht allein wunderlich, sondern abscheulich aussieht. Man sagt, die Sättel liegen fester auf solchen geschorenen und bemalten Rücken; mag dem übrigens seyn, wie ihm will, so ist gewiß nur überwiegende Nothwendigkeit der Grund dieser Verunstaltung der ohnehin so geplagten Thiere; denn, ein deutsches oder französisches Postpferd ausgenommen, hat es kein Geschöpf schlimmer, als ein portugiesischer Esel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Fortsetzung.)

Theaterschau. Drurylane. The maid of Artois. Henriquez.

Der zweite Akt versetzt in ein französisches Fort an irgend einer entfernten Seeküste, wo Jules in der Kleidung eines Galeerensklaven die Strafe leidet, welche der Frevel gegen seinen Kommandanten ihm zugezogen hat. Hier ist ein Ballet eingelegt, welches füglich wegbleiben könnte, wenn es nicht eines Vehikels bedürfte. Isolinen nach der Anstrengung des ersten Akts — denn halbstündige Zwischenpausen, wie in deutschen Hoftheatern, läßt das Londoner Publikum sich nicht gefallen — einige Ruhe zu verschaffen. Das eigentliche Spiel geht erst wieder an, da ein französisches Schiff in die Bucht einläuft und die Mannschaft mit Depeschen landet. Unter dem Schiffsvolke befindet sich, was anscheinend ein junger Matrose, in Wirklichkeit aber Isoline ist, die in solcher Verkleidung aus Frankreich entflohen, um entweder ihren Geliebten zu befreien, oder sein Schicksal mit ihm zu theilen. Sie vertauscht ihre männliche Tracht gegen das Gewand einer barmherzigen Schwester, und weiß durch die Bestechung des Schließers eine Zusammenkunft mit Jules zu erlangen. Noch aber sind die Entzückungen des Wiedersehens nicht verrauscht, als der Inspector des Gefängnisses sie unterbricht. Er hat, auf eine oder die andere Art, Isolinens Geschichte erfahren, hat, auf eine oder die andere Art, sie gesehen, hat, auf sehr begreifliche Art, Geschmack an ihr gefunden, und bittet nun um einen Kuß. Isoline stößt ihn zurück, und wie er sich fertig macht, gewaltthätiger zu Werke zu gehen, stürzt Jules hervor, bemächtigt sich seines bei Seite gelegten Gewehrs, und treibt den Inspector nicht bloß in die Enge, sondern schließt ihn auch wirklich in sein eigenes Gefängniß ein, worauf er, von einem Negersklaven unterstützt, mit seiner Geliebten nach der Wüste flüchtet. Das Duett hier zwischen der Malibran und Templeton, der den Jules gab, ist eine der hinreißendsten Partien der Oper. Unmittelbar nach der Flucht des liebenden Pärchens steigt der neue Gouverneur an's Land. Das ist Niemand anders, als der Herr Marquis de Chateauvieux, der einen Posten im Auslande angenommen hat, um seinen Schmerz über Isolinens Verlust zu mildern. Die von ihm gesungene Ballade: the light of other days is faded, ist ein höchst elegantes Musikstück. Der dritte Akt zeigt die Liebenden in der Wüste. Rother, unendlicher Sand umgibt sie; Jules ist erschöpft zu Boden gesunken, und sein Kopf ruht auf Isolinens Knie. Er blutet von einem Stiche, den er empfangen, und der heiße Sand bedeckt die brennende Wunde. Isoline träufelt den letzten Inhalt der um seinen Hals hängenden Kürbisflasche ihm in die Wunde und verbindet sie mit ihrem Taschentuche. Jules schlägt die Augen auf, fühlt sich erstarkt, und Beide beschließen, die Flucht fortzusetzen, als Isoline ermattet. Müdigkeit und Durst bedrohen ihr Leben — kein Tropfen Wasser ist zur Hand — sterbend sinkt sie um, jede Hoffnung ist verschwunden. Da wirft sich der unglückliche Jules in Verzweiflung neben den scheinbar entseelten Leichnam der Geliebten; doch nur wenige Minuten, und aus der Ferne erschallt kriegerische Musik. Die Töne kommen näher; ein stattliches Geleite, das den neuen Gouverneur nach der Hauptstadt führt, kreuzt die Wüste, und bei den Klängen der Musik richtet Jules sich auf. Der Zug hält, Erfrischungen werden gebracht und Isoline in's Leben gerufen, doch nur, um ihren Geliebten in der Gewalt des Inspectors zu erblicken. Aber der Marquis erkennt Isolinen und Jules, und statt, wie diese fürchten, ein noch schwereres Schicksal über sie zu verhängen, als dem sie eben entronnen sind, fügt er ihre Hände in einander, und mit dem Ende der Oper endigen auch ihre Leiden. Wie die Malibran das Finale sang, werde ich mich wohl hüten, zu beschreiben; es zitterte durch das innerste Mark, und muß zu dem Ergreifendsten gehören, was je auf der Bühne gesungen worden ist. Doch ich glaube, von dem Mädchen von Artois genug, wenigstens genug dafür gesagt zu haben, daß die Coventgardensche „Rose von Alhambra" sich mit ihm nicht messen kann, und also in diesem ersten Bühnenartikel Drurylane den Vorrang erobert hat. Weil aber die eigentliche dramatische Kunst mit diesem Siege wenig oder nichts zu schaffen hat, so wollen wir nun Drurylane den tragischen Puls fühlen. Um Wind und Sonne mit möglichster Unparteilichkeit zu theilen, stehe Miß Joanna Baillie's „Trennung" Miß Joanna Baillie's Henriquez, und Talfourds „Jon" eines Ungenannten Provost of Bruges gegenüber, und ich bemerke im Voraus, daß die neue englische Tragödie bessere Verfechter nicht zählt.

Gleich der Trennung spielt „Henriquez" auf spanischer Erde. Heimkehrend von siegreicher Fehde gegen die Mauren, fühlt der edle Don seinen innern Frieden ein wenig durch den Empfang eines anonymen Briefs gestört, in welchem seine Gattin Leonora beschuldigt wird, während seiner Abwesenheit ihre Tugend und seine Ehre befleckt zu haben. Er nimmt das Anfangs für verleumdende Erdichtung, als er aber bald darauf von dem Leibpagen seiner Schwägerin Mencia erfährt, daß zum Empfange seines innigsten Busenfreundes, Don Juan, ein Bett heimlich im Schlosse zugerüstet sey, erwachen in ihm Verdacht und Eifersucht, und seine schlimmste Besorgniß hält er für gegründet, als er in dem für Juan bestimmten Zimmer einen Brief von seiner Hand findet, mit der Anzeige, daß er bei einbrechender Nacht sich heimlich einstellen werde. Kann das auf etwas Anderes, als auf eine Zusammenkunft mit seiner Gemahlin deuten? Henriquez verneint sich die Frage und — hat Unrecht. Juan steht mit Mencia im Liebesbunde, und auf sie bezieht sich der Brief. In seiner Verblendung aber beschließt Henriquez blutige Rache, er lauert Juan auf und erschlägt ihn, den Freund und Wohlthäter seiner Jugend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 222.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 15. September 1836.

— Gott
Verließ mich nicht. — O du getreuer Freund!
Du edles Herz! du lauteres Gold!
Uhland.

Graf Ludwig von Würtemberg.

Die Kaiserin Irene
In Hohenstaufens Saal,
Sie weinet Thrän' an Thräne
In ihrer Wittwenqual.
Ihr Herr der liegt erschlagen,
Den todtgebornen Sohn
Hat man ihr fortgetragen,
Verloren ist die Kron,

Und Fürsten und Vasallen
Sind zogen von ihr aus,
Sie dachten unter Allen
Nur an ihr eigen Haus,
Nicht an die bleiche Rose
Vom morschen Kaiserstamm,
Nicht an die Heimathlose,
An das verfolgte Lamm.

Nur Einer ist geblieben.
Ob Feindes Trug und Wuth
Um seine Burgen trieben,
Ihn kümmert nicht sein Gut.
Blieb eines doch sein eigen,
Das ist die deutsche Treu,
Die hat er jetzt zu zeigen,
Die blüht ihm ewig neu.

Er schirmt der Herrin Mauer,
Er schirmet ihren Geist,
Den er aus seiner Trauer
Zur Freude droben weist.
Da trägt sie immer bleicher
Und stiller ihre Noth.
Er macht sie immer reicher,
Er macht ihr froh den Tod.

Die frühe Leiche senkt er
Zu ihren Vätern ein,
Er betet, ihrer denkt er,
Auf ihrem kalten Stein.
Die Fürsten und Vasallen,
Sie loschen ruhmlos aus,
Noch blühet über allen
Des treuen Grafen Haus.

Georg Rapp.

Skizzen aus Lissabon.

(Fortsezung.)

„Mein guter Dom Joao," sagte ich in Gedanken, als ich auch aus dem Gedränge dieses Eselmarkts glücklich heraus war und sowohl Brieftasche als Taschentuch, Briefe und Uhr noch an ihren betreffenden Orten fühlte, „nicht alle Leute werden bestohlen; mit einiger Vorsicht hält man sich dergleichen Unglück ferne." Unter diesem Selbstgespräch hatte ich mich in eine Budengasse begeben, wo die Goldschmiede aus der Rua Aurea ihre reizenden Waaren ausgelegt hatten. An einem andern Ort habe ich schon bemerkt, daß man nichts Einladenderes sehen kann, als die zierlichen und prachtvollen Arbeiten dieser Leute. Vorzüglich was Ringe betrifft, beurkunden sie die reichste Phantasie und den ausgezeichnetsten Geschmack. Jedermann trägt auch Ringe, und ich ging schon lange mit dem Plan um, mir selbst einen zu kaufen und meine kleinen Gaben an liebe Freunde in der Heimath aus solchen bestehen zu lassen. Zu meiner Freude ward ich auch bald inne, daß die Preise hier auf dem Jahrmarkt bedeutend billiger als in der Rua Aurea gestellt waren. Somit machte ich an verschiedenen Boutiken meine Einkäufe, vertändelte an dreißig Cruzados, und hatte das große Vergnügen, sechs bis acht recht hübsche Ringe nach und nach in mein Portefeuille zu schieben, das ich selbstzufrieden öfters zu diesem Gebrauch hervorzog und wieder einsteckte. Bei jedem Ring, den ich mir auf diese Art zu eigen machte, dachte ich mir schon das Vergnügen der Uebergabe an den oder die, für welche er in Gedanken bestimmt ward. Lange konnte ich nicht loskommen aus den Buden der Goldschmiede, es war, als wenn ihre goldenen und silbernen Schlangen mit den smaragdenen Augen einen magischen Kreis um mich zögen. Eine niedliche Busennadel machte endlich den Beschluß, auch sie wanderte in das Portefeuille.

Der Abend hatte sich währenddem geneigt, und ich dachte an die Rückkehr zur Stadt. Noch einmal übersah ich den Platz und sein buntes Gewimmel, zu welchem den malerischsten und prachtvollsten Contrast der ernste Aquäduct bildete, welcher in stiller Majestät über die Häupter des kleinen Geschlechts hinwegragte, das hier, gleich Ameisen, am Fuß einer Tanne, sein Wesen trieb. Dann wandte ich mich und verließ den Platz. Am Depozito vorübergehend, bemerkte ich, daß dessen Zugänge geöffnet waren und viel Volk aus und ein strömte. Ich folgte dem Zuge. Man steigt mehrere Stufen empor und gelangt in einen gartenartigen Vorhof, wo unter Myrthen- und Lorbeerbäumen eine Fülle von Rosen blühte. Abermals auf einer hohen Treppe erreicht man das Portal des majestätischen Wasserpallastes, der ein Residenzschloß der Najaden genannt werden könnte. Denn wenn man in seine ungeheure Halle eintritt, empfängt einen die Kühle einer Gebirgsgrotte und ein See von Crystall. Es rauscht wie ein Wassersturz, und von einer schwindelnden Höhe herab, über künstliche, mit Moos und Blumen geschmückte Felsen, rinnen zahllose Wasserstrahlen nieder, das kostbare Erzeugniß entfernter Hochgebirge, das, auf den Bahnen des Aquäducts herbeigeführt, sich hier in einem Becken von Marmor sammelt und aus diesem in die tiefer liegende Hauptstadt geleitet wird, welche ohne dies in den glühenden Sommermonaten öfters dem Verschmachten preisgegeben wäre. Wie groß dieses Becken seyn muß, kann man ermessen, wenn man bedenkt, daß nahe an dreimalhunderttausend Menschen aus seinem Inhalte mit dem nöthigen Wasser versehen werden. Dieses Reservoir, Depozito genannt, ist eines von den großen Werken Pombals, der es, wenn auch nicht begonnen, was ich nicht entscheiden will, doch vollendet hat, und zwar nach dem Erdbeben. Es ist erstaunlich, was jener geistreiche Staatsmann unter den schwierigsten Verhältnissen Alles gethan und hervorgerufen hat. Ganz Lissabon, wie es jezt steht, ist allein seine Schöpfung, und man sagt nicht zu viel, wenn man ihn den Retter Portugals nennt. Dennoch ward er verkannt, von seinen Fürsten undankbar behandelt und endlich verfolgt; das gewöhnliche Loos mächtiger Intelligenz, den Höfen gegenüber.

Die Treppen, welche innerhalb der Halle neben den Felsen weg in die Höhe führen, nach der Plattform hinauf, sind eng, und verstatten nur Zweien, neben einander zu gehen. Das Gedräng auf diesen Stufen war schon groß, noch größer jedoch in dem dunkeln Gange, den man oben zu durchwandeln hat, um bis zu dem lezten Absatz der Treppe zu gelangen, welche unter der Fallthür der Plattform endigt. Mit vieler Mühe hatte ich endlich diese leztere erreicht und freute mich auf die Aussicht von oben bei untergehender Sonne. Und mit Recht: es gibt keine Sprache für das entzückende Panorama, welches sich hier dem Auge eröffnet. Da lag das Meer, der Strom, die Stadt, da lagen die fernen Gebirge, Alles mit Gold übergossen. Die Sonne neigte sich auf die Gipfel der Arabidas und sendete Rosenwolken mit goldenen Säumen durch den Aether. Das alte, silbergraue Lissabon schien zu lächeln und fragend zu mir heraufzuschauen: „hast du schon Schöneres gesehen, als mich, und gibt es in deiner kalten Heimath etwas Aehnliches?" Ich aber zog mein Taschentuch und flüsterte die Antwort hinein: „Nein, Lissabon, nein, du Herrliche, es gibt nichts Gleiches! Wie aber soll ich armer Fremdling es anfangen, von dir zu gehen und dich zu vergessen!" Dann dachte ich weiter, ob wohl Herr Nicolai in Berlin, wenn er hier stände, auch wohl an das denken würde, an was er so oft in Italien gedacht hat, oder ob er sie vergäße,

die kleinen, ſchwarzen Feinde, über dieſer Herrlichkeit? — Da wollte ich mein Taſchenbuch nehmen, um dieſen lezten ſchönen Gedanken zu notiren — es war fort! Ich greife betroffen in die andere Taſche — ſie iſt leer — ich unterſuche mich wie ein ſtrenger Douanier einen zitternden Schmuggler — ich zittere, wie dieſer — ach! und finde nichts mehr! Meine Ringe, meine Buſennadel, verſchiedene Briefe und Zeichnungen — das ganze werthe Porteſeuille iſt fort! — Mit einem verzweifelten Lächeln ſehe ich mich um und meine nächſten Umgebungen an. Ein dicht neben mir ſtehender zerlumpter Burſche, auf deſſen Stirn es mit leſerlichen Buchſtaben geſchrieben ſteht, daß er ein Dieb ſey, begegnet meinen Blicken, und kann ein boshaftes Lächeln nicht unterdrücken. Ich bin überzeugt, daß er und kein Anderer mein Porteſeuille hat, und muß ſchweigen. Ich möchte ihn den Thurm hinunter ſchleudern, ich möchte ihm die beſten Worte geben, Geld bieten, und darf das Alles nicht, weil ich nicht weiß, welche Folgen dergleichen haben kann. „Joao,“ ſeufzte ich, ſtill fortſchleichend, „du hatteſt Recht! Was iſt Polykrates gegen mich? Er opferte Einen Ring — und ich faſt ein Dutzend. Neidiſche Götter, merkt es euch!“

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſezung.)

Daß aber, wie wir oben behauptet haben, ein planmäßiges Forſchen nach Reſten der Vorwelt faſt nirgends ohne Erfolg bleibe, dafür bürgt neuerdings wieder das Gelingen der Nachforſchungen nach Bernſtein unfern der Kreisſtadt Ekaterineburg (Katharinenburg), im ruſſiſchen Gouvernement Perm, am Iſet, worüber uns eine ausführliche Mittheilung vorliegt. Bekanntlich gehört der Bernſtein, über welchen einer unſerer lezten Berichte intereſſante neue Notizen enthält, vorzugsweiſe nur den Ufern der Oſtſee an; am Ural, zu deſſen beiden Seiten das genannte Gouvernement liegt, hatte noch Niemand dieſes merkwürdige Naturprodukt vermuthet, bis der dortige Oberbergmeiſter, durch einige Anzeichen veranlaßt, umfaſſende Nachgrabungen anſtellen ließ und den Bernſtein aus großen Tiefen zu Tage förderte. Die oberſte Uferſchichte des Iſet nämlich wird durch eine Lage von Sand und Lehm gebildet, auf welche grobkörniger Sand folgt, unter welchem wieder ein Flöz mürben Sandſteins liegt. Dann folgt ein Flöz von kiedrigem, grauen Ton, welch lezterer mit aufgelöſter Braun- und Erdkohle gemengt iſt, und worin bereits kleine Stücke Bernſtein vorkommen. Hiernächſt ſtößt man auf verwitterten Lignit (unter welchem Ausdrucke die mehrfachen Arten von Braunkohle zuſammen begriffen werden), und erſt hier findet ſich der hieſige Bernſtein reichlicher vor. Im friſchen Anbruche iſt derſelbe nicht hart, und ähnelt im Geruche dem Kieferharze; erſt an der Luft erhärtet er. Chemiſche, damit angeſtellte Unterſuchungen haben aber außer allen Zweifel geſezt, daß auch dieſer Bernſtein ein wirkliches Holzharz iſt; der allgemeine vegetabiliſche Urſprung dieſes Naturkörpers, welchen man früher durchaus den Mineralien zuzählte, iſt alſo jezt vollkommen erwieſen. * Welch ungeheure, die Erdrinde ganz chaotiſch umſtürzende Revolution aber iſt es geweſen, welche die Wälder, von deren Bäumen das Bernſteinharz herabtropfte, bis zu dieſen Tiefen in der Erde Schooß begrub, und, außer ſo vielen andern Schichten, auch ein ganzes Flöz von Sandſtein darüber lagerte? Dieſe Frage gewinnt immer mehr Bedeutſamkeit, je öfter man ſich dieſelbe vorlegt, und ſie wird noch wichtiger werden, wenn man, wie wir es feſt glauben, einſt auch noch auf Spuren der Cultur aus dieſer räthſelhaften antediluvianiſchen Zeit ſtoßen ſollte.

Die mit dieſer geologiſch-hiſtoriſchen Frage in einem gewiſſen Zuſammenhang ſtehende Unterſuchung über die Temperaturzunahme beim tieferen Eindringen in den Erdkörper iſt neuerdings, auf Veranlaſſung eines in Oberdöbling, unſern Wien, ausgeführten, 120 Fuß tiefen arteſiſchen Brunnens angeregt worden. Das Waſſer dieſes Brunnens, welches mit einer fürchterlichen Gewalt und in ungeheurer Menge emporſteigt, hat unveränderlich eine Temperatur, welche die mittlere Lufttemperatur zu Wien um $1\frac{1}{2}^{0}$ R. übertrifft. Man kann die Temperatur einer ſo großen Waſſermaſſe, als der Erguß dieſes Brunnens vorausſezt, der Temperatur der Erdſchicht in derſelben Tiefe gleichſetzen, und alſo annehmen, daß in der angegebenen Tiefe von 120 Fuß eine conſtante Temperatur herrſche, welche die mittlere der Erdoberfläche um $1\frac{1}{2}^{0}$ übertrifft. Daraus würde folgen, daß, wenn dieſe Temperaturzunahme gleichmäßig wäre, auf je 80 Fuß 1^{0} kommen würde, und in einer Tiefe von zwiſchen 6000 und 7000 Fuß alſo ſchon Siedhize herrſchen müſſe. ** Wir wagen nicht, dieſer

* Ich finde, auf dieſe Veranlaſſung, unter meinen Notizen über Bernſtein die Bemerkung, daß man vor mehreren Jahrzehnten zu Königsberg in Preußen Brennaläſer und Brillen aus Bernſtein verfertigt und ihre Wirkung ſehr gerühmt habe. Das Mittel, den Bernſtein dazu völlig durchſichtig zu machen, ſey geheim gehalten worden. Wie ſteht es jezt damit? und ſollte der Bernſtein nicht vielleicht in achromatiſcher Hinſicht Ausgezeichnetes leiſten?

** Wir erfahren in dieſem Augenblicke, daß jezt, unter Aufſicht des berühmten franzöſiſchen Phyſikers Arago, in Paris, unfern der Barrière des Martyrs, an einem arteſiſchen Brunnen gebohrt wird, wobei man ſchon bis zu einer Tiefe von 1000 Fuß gelangt iſt, und ebenfalls eine conſtante Temperaturzunahme beobachtet hat. Die endlich zu erwartende Quelle müßte alſo ſchon warm ſeyn, und dadurch wäre die Frage entſchieden. Wir werden hierauf zurückkommen.

Behauptung unbedingt beizustimmen; inzwischen bleibt es sehr merkwürdig, daß alle wasserreichen Bohrbrunnen in Deutschland, England, Frankreich, Rußland u. s. w. zu dem nämlichen Resultate führen. — Es ist bekannt, daß mehrere Naturforscher, namentlich Buffon, mit dieser Temperaturzunahme des Erdkörpers nach seinem Centrum hin eine allmähliche Erkältung der Erdrinde in Verbindung bringen. Buffon, dessen Hypothese vielleicht jetzt noch die meisten Anhänger hat, nimmt nämlich an, daß der Erdkörper als ein durch einen Kometen abgestoßener Sonnentheil ursprünglich Glühhitze gehabt habe, welche daher im Centrum noch jetzt fortdauere, obwohl zuletzt eine gänzliche Erstarrung eintreten und die Erde dadurch völlig unbewohnbar werden werde. Diese Hypothese wird von Buffon mit großer Consequenz und der hinreißenden Beredsamkeit vorgetragen, welche diesem Philosophen so viele Anhänger verschafft hat. — Viel weniger sinnreich, aber viel natürlicher scheint es dagegen, dem Erdkörper eine eigene Vitalität, wofür ohnedies so viele Beweise sprechen, beizulegen, und die innere Wärmeentwicklung, nach Analogie des thierischen Körpers, als eine der Aeußerungen dieser Vitalität zu betrachten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Fortsetzung.)

Theaterschau. Henriquez.

Gleichzeitig trifft Alonzo, König von Castilien, auf Henriquez Burg ein, und zum Zeichen seiner hohen Achtung vor dessen in der beendeten Fehde bewiesenen Tapferkeit beschenkt er ihn mit einem kostbaren Ringe und der noch kostbareren Erklärung, daß er gegen Rückgabe desselben ihm jede Bitte gewähren wolle, und fordere sie die Hälfte seines Königreichs. Während hierauf die Gesellschaft bei heiterm Mahle in der stattlichen Halle sitzt, wird die Kunde überbracht, daß der Leichnam des erschlagenen Juan nahe beim Schlosse im Walde gefunden worden sey. Schauder und Verwirrung treten an die Stelle der Lust, und nach allen Richtungen werden Befehle entsendet, den Mörder aufzusuchen und zu greifen. So geschieht es, daß Antonio, früher ein Bewerber um Mencia's Hand, von ihr jedoch auf anhaltendes Bitten der ehrgeizigen Leonore gegen den vornehmer geborenen und reichern Juan zurückgesetzt, von den Dienern im Walde betroffen, festgenommen und des Mordes beschuldigt wird. Inzwischen begehrt Juans Geheimschreiber eine Unterredung mit Henriquez, in welcher er ihm das Testament nebst andern Papieren des Erschlagenen behändigt. Es ergibt sich, daß Juan seine ganze Habe dem Manne vermacht hat, der ihn hinterlistig getödtet, und unter den Papieren findet sich ein Heirathsvertrag zwischen Juan und Mencia. Jetzt lodert die Wahrheit zu heller Flamme in Henriquez auf und die furchtbarsten Gewissensbisse foltern ihn. Er eilt in Antonio's Kerker und bietet ihm die Mittel zur Flucht. Gleiches ist bereits von Mencia geschehen, die, von der Unwahrheit der ihm beigemessenen Schuld überzeugt, sich außerdem erboten, ihm in das fernste Land zu folgen; denn sie liebt ihn wirklich, und der Ehrgeiz hat nur eine Zeit lang ihre Liebe zu unterdrücken, nicht zu ertödten vermocht. Antonio aber vertraut seiner Unschuld und des Himmels Gerechtigkeit, und in diesem Vertrauen weigert er sich, seinen Kerker heimlich zu verlassen. Das männliche, tugendhafte Benehmen des jungen Mannes macht auf Henriquez einen so erschütternden Eindruck, daß er den Vorsatz faßt, der von Minute zu Minute ihn unerträglicher drückenden Bürde durch ein öffentliches Bekenntniß seiner Schuld sich zu entledigen, ungefähr wie Hugo in Müllners Schuld. Er bittet König Alonzo um Audienz, stellt ihm den Ring zurück, erinnert ihn an sein gegebenes Wort, und fordert dann, daß der König in keinerlei Falle und unter keinerlei Umständen den Urheber eines scheußlichen Mordes, den er in haarsträubender Sprache schildert, einem schmachvollen Tode entziehen solle. Der König sagt das unbedenklich zu, und ein Schauder durchzuckt die versammelten Höflinge, als Henriquez sich den Urheber des geschilderten Mordes nennt. Vergebens bemüht sich der König, seine Absicht zu vereiteln. Henriquez will seine Gegenvorstellung hören, er will sein Leben von sich genommen sehen, als die einzige vollständige Buße seiner Schuld.

„Dort ist, oder nirgends, Hell —
Dort versöhnt das Henkerbeil
Mich mit mir — vielleicht mit Gott!"

Henriquez wird zum Tode verurtheilt, bevor er jedoch das Schaffot erreicht, überwältigt ihn der Sturm widerstreitender Gefühle, und er sinkt leblos zu Boden, natürlich nicht, ohne Gerechtigkeit an Antonio geübt und dessen Bund mit Mencia geweiht zu haben. — Mir scheint, es wäre der Dichterin nicht zu nahe getreten, wenn man über Henriquez dasselbe Urtheil fällte, wie über ihre „Trennung" in Coventgarden. Es ist wieder eine Tragödie für das Sopha, nicht für die Bühne. Sie ist mit großer Sprachreinheit und Eleganz geschrieben, eine oder zwei Scenen sind von hoher dramatischer Schönheit, aber als ein Ganzes fehlen jene schlagenden, aufregenden Zwischenhandlungen, welche die Aufmerksamkeit fesseln und das Gemüth des Zuschauers in beständiger Spannung, in rastlosem Verlangen nach dem letzten Schicksale der vorgeführten Hauptpersonen erhalten. Und wo das fehlt, muß das bloße Recitiren von Versen, mögen sie noch so wohlklingend, noch so bilderreich, noch so sorgsam ausgefeilt seyn, endlich ermüden. Das Gesammtinteresse der Tragödie vereint sich in Henriquez, dessen Charakter allerdings ein gut gezeichnetes Gemälde bitterer, schmerzlicher Gewissensfolter ist. Alle übrigen Rollen, selbst die der Leonore, sind, was die Handlung betrifft, sehr arm, ich hätte beinahe gesagt, miserabel, wohlverstanden, was die Handlung betrifft. Die Darstellung war passabel; Vandenhofs Spiel, als Henriquez, zeichnete sich wie immer durch rohe, derbe Kraft aus. Von Feinheit, Politur und Grazie weiß er selten etwas, dessenungeachtet ist er einer der besten lebenden englischen Tragöden. In der schönen Scene, vielleicht der mächtigsten des ganzen Stücks, wo Henriquez die fleckenlose Unschuld seines Freundes entdeckt und unter dem Gedanken seiner eigenen Schändlichkeit erliegt, übertrieb er furchtbar, schrie und winselte erbärmlich. Das unverwöhnte Publikum war aber mit der Gabe vollkommen zufrieden, und Henriquez machte viele volle Häuser.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 223.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 16. September 1836.

— Neben der herrschenden
Sechsreihig aufgezäumten Hoffarth
Schleicht der Beherrschten unsäglich Elend.
Platen.

Skizzen aus Lissabon.

Eine Todtenfeier.

Ich schlenderte einmal im Mai nach sechs Uhr, vom Caes do Sodré kommend, wo ich mein bescheidenes Mittagsmahl zu mir genommen hatte, die schöne Rua do Alecrim hinauf, welche auf den Largo das duas Igregas (den Platz der beiden Kirchen) führt, deren eine die Basilica von San Loreto genannt wird, eines Muttergottesbildes wegen, das entweder seine Weihe in dem berühmten italienischen Wallfahrtsort empfing, oder sogar daselbst einige Zeit lang gestanden haben mag. Die Kirche von Loreto genießt bei der Bevölkerung Lissabons eines besondern Ansehens. Auch sind ihre Stufen, ihre Vorhallen immer mit denjenigen Frommen am meisten bedeckt, welche in allen katholischen Ländern die Hauptclasse der Beter auszumachen pflegen. Ich will diese Classe nicht näher bezeichnen, sondern nur hinzufügen, daß sie hier noch durch eine große Schaar von Bettlern und Lazaronis vermehrt wird, die, unter den Säulen gelagert, ganz gemüthlich ihres elenden Daseyns genießen. Eines dieser Bettler habe ich schon an einem andern Orte erwähnt: er war das Ideal seiner Zunft, eine zur innigsten Theilnahme hinreißende Leidensgestalt, schön vom sich bleichenden, gekräuselten Bart bis zur Sandale herab, die seinen Fuß umschloß, mit einem Blick, der die Seele des Kältesten, vielleicht sogar eines Engländers zu erweichen im Stande gewesen wäre. Unweit von diesem, den ich so oft beschenkte, als mich mein Weg an ihm vorüberführte — das Lächeln, mit dem er mich von fern kommen sah, belohnte mich schon — saß ein Anderer, sein vollkommenes Gegenstück. Es war ein dicker, fetter Kerl, mit einer Art von trotziger Verworfenheit in den Mienen, der sich etwas auf das Recht einzubilden schien, hier sitzen und seine verschrobenen Beine schlenkern zu dürfen. Neben sich hatte er einen Korb stehen, worin kleine Druckschriften zu kaufen waren; dies waren Gebete an die Senhora in der Kirche, deren Verlag eigentlich der grün und roth gekleideten Brüderschaft zustand, die auch hier nicht fehlte und sich in diesem Bettler einen würdigen Assistenten zugelegt haben mochte. „Monsieur! Monsieur! je n'ai pas encore diné! oder auch déjeûné, je nachdem die Tageszeit war, ließ sich einen Schritt weiter eine gellende Weiberstimme vernehmen, so oft man vorüberging, und eine alte, zudringliche Französin in einem verschossenen Atlaskleide faßte einen am Arm oder beim Rockzipfel. Nahm man keine Notiz von ihr, oder zögerte nur, den Seckel zu ziehen, so schrie sie grimmig: „Ah, bête allemande, je n'ai pas encore diné! Ouvre donc, bougre! la ganache de bourse et donne

moi un testoao; tu n'en mourras pas, chien avare!“ Unter dieſen lieblichen Titeln, denen zu trotzen es in der That Feſtigkeit bedurfte, denn gegen ein paar Kupfermünzen erſparte man ſie ſich und erhielt dafür einen: „grand merci, beau garçon! ah, Monsieur, quo vous êtes honnête!“ mußte man dann das Weite ſuchen, bis man etwa in die ausgebreiteten Arme eines portugieſiſchen Mütterchens lief, das am Boden lag und die Knie des vorüberſchreitenden Fremdlings umfaßte. — Ich könnte mehr ſolche Züge anführen, doch begnüge ich mich mit dieſen.

Die Baſilica von Loreto alſo war es, der ich mich an jenem Abend näherte, und ſchon hatte ich ſie faſt erreicht, als von der entgegengeſezten Seite her, die Rua do Chiado herauf, ein langer und feierlicher Zug nahte, den ich bald für einen Trauerzug erkannte. In der Regel gibt es nichts Einfacheres und doch zugleich Eigenthümlicheres, als eine Leichenbeſtattung in Liſſabon. In einem zweirädrigen Kabriolet ſizt eine buntgekleidete geiſtliche Perſon, oder auch deren zwei, je nach dem Stand des Verſtorbenen, eine Kerze in der Hand, und zu ihren Füßen, quer über dem Wagen, den zwei Maulthiere ziehen, ſteht der Sarg, oft mit gar keinem, oft aber auch mit einem ſehr koſtbaren Tuche bedeckt. So fährt man entweder in irgend eine Kirche zu Abhaltung einer kurzen Todtenfeier, oder gleich nach einem der Begräbnißplätze, deren es verſchiedene in den nächſten Umgebungen der Hauptſtadt gibt. Der Leichenzug aber, der jezt den Chiado herauf kam, war nicht ſo einfach, wie einer der jezt beſchriebenen. Er dehnte ſich die ganze lange Straße hinab, und ſchien aus einer endloſen Reihe von Karoſſen zu beſtehen, an deren beiden Seiten reichgekleidete Diener und Prieſter mit brennenden Fackeln gingen, welch lezтere ziemlich unnöthig waren, denn die Sonne ſchien noch lieblich und hell. Es mußte alſo ein Vornehmer geſtorben ſeyn, ein Fidalbo, ein Graf, ein Herzog vielleicht, ein Pair des Reichs — dieſer Climax hinſichtlich des Standes des Verſtorbenen bildete ſich unwillkührlich, je mehr der Reichthum und die Pracht des Zuges ſich vor meinen Augen entwickelten.

Eine Reihe von Männern eröffnete ihn in mittelalterlicher, heroldartiger Tracht, auf Bruſt und Rücken in reicher Goldſtickerei das Wappen eines fürſtlichen Hauſes, und in den Händen jene ſeltſamen goldenen oder ſilbernen Stäbe und urnenähnlichen Gefäße tragend, die mir bereits beim königlichen Vermählungszug aufgefallen waren, nur daß dort dieſer Männer Hunderte und ſie ſämmtlich beritten, auch noch prachtvoller gekleidet waren, als dieſe. Genug, es mußten die Diener und Beamten des Trauerhauſes ſeyn. Ein uralter Staatswagen, von ſechs Maulthieren gezogen, folgte; beide vergoldete Schläge dieſer Karoſſe, die ohne Zweifel noch aus dem ſiebzehnten Jahrhundert ſtammte, ſtanden weit geöffnet, zurückgedrängt von einem Sarg, der quer im Wagen ſtand und nur ſo Platz darin hatte, daß er auf beiden Seiten über denſelben hinausragte. Von dem Sarg ſelbſt ſah man indeſſen nichts, ſondern nur die Decke, die ihn verhüllte, und die über Alles reich und prächtig war. Als ſie ſpäterhin bei der Kirche abgenommen wurde, konnte ich erſt recht ihre Pracht und ungeheure Größe erkennen. Sie beſtand aus carmoiſinrothem Sammt, mit Gold- und Silberſtickerei bedeckt.

(Die Fortſezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſezung.)

Wir machen bei dieſer Gelegenheit auf einen beredten Vortrag aufmerkſam, welcher über dieſen Gegenſtand kürzlich in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris gehalten worden iſt. Der Rapporteur hebt dabei beſonders den Umſtand hervor, daß man längs den Küſten des Mittelmeers foſſile Gattungen von Weichthieren, und zwar in ganz ungeheurer Menge findet, die in denſelben Gegenden im lebenden Zuſtande nicht mehr vorkommen, ſondern ſich nach wärmeren Gewäſſern zurückgezogen haben, welcher Umſtand zu glauben berechtigt, daß das Mittelmeer ſeit dem Zeitpunkte der Abſezung derjenigen Schichten, in welchen dieſe foſſilen Mollusken angetroffen werden, eine Abnahme der Temperatur erlitten habe. — Gegen lezteren Schluß iſt nun zwar allerdings nichts einzuwenden, wir erheben uns auch nur gegen die daraus gezogene Folgerung conſtanter Temperaturabnahme der geſammten Erdoberfläche, da es uns vielmehr wiederum viel natürlicher und angemeſſener ſcheint, die Intenſität der Wärmeentwicklung für die verſchiedenen Regionen der Erde, ſo weit dieſelbe von der Erdlebenskraft und nicht vom Sonnenſtande abhängt, in ſehr lange Perioden einzuſchließen, eine Anſicht, für welche unzählige Thatſachen ganz unwiderleglich ſprechen. So z. B. iſt gar nicht zu bezweifeln, daß die nördliche Polarzone früherhin einer höheren Temperatur genoſſen hat, und unſer heutiges Grönland iſt urſprünglich gewiß nicht ohne guten Grund Grünland genannt worden; ja wir ſind der Meinung, daß vielleicht ſchon die nächſte Zeit die Richtigkeit dieſer Hypotheſe beſtätigen dürfte, da uns der Zeitpunkt einer Wiederzunahme der Temperatur derſelben Zone bereits gekommen zu ſeyn ſcheint. — Unſere Leſer haben nun wenigſtens die Wahl unter den mehrfachen, ihnen hier vorgetragenen Anſichten.

Ich komme jezt auf eine, in unſern früheren Berichten mehrfach ausgeſprochene Beſorgniß zurück, nämlich daß durch den jetzigen ungeheuren Verbrauch der Steinkohlen bei der Dampfſchifffahrt, den Eiſenbahnen u. ſ. w. die Kohlengruben endlich erſchöpft werden könnten. Dieſer Befürchtung wird in einer uns vorliegenden Berechnung widerſprochen, der zu Folge bei einem jährlichen Verbrauche von überhaupt ſechzehn Millionen Tonnen (zu 2000 Pfund), wie man denſelben bis jezt etwa angeſchlagen hat, bloß die Gruben von Northumberland und Durham den ganzen Bedarf noch über anderthalbtauſend Jahre liefern können. Erinnert man ſich nun daran, daß die Steinkohle als ein Ueberbleibſel untergegangener, ungeheurer vorweltlicher Waldungen betrachtet werden muß, ſo wird man auf den erhabenen Gedanken geleitet, daß die Zerſtörung jener früheren Schöpfungen und die Umformung der Produkte ihrer rieſigen Vegetation in dauerndere Subſtanzen nur ein Mittel ſeyn ſollte, die Zwecke einer höher ſtrebenden Nachwelt zu befördern. Auch hier alſo blühte aus der ſcheinbaren gänzlichen Vernichtung nur ein reicheres Leben empor, und man darf demnach annehmen, daß die Natur Vernichtung überhaupt nie beabſichtigt, ſondern nur hinter dem Schein derſelben die Langſamkeit ihrer Anſtrengungen zu Entwicklung neuer Formationen verbirgt.

Der engliſche Naturforſcher Lardner ſtellt indeſſen in einer kürzlich erſchienenen ſachreichen Schrift über Dampfmaſchinen * noch einen viel höheren Geſichtspunkt zur Beſeitigung jener Beſorgniß auf. Die Naturwiſſenſchaft, ſo drückt er ſich in jener Schrift ohngefähr aus, deutet in den Phänomenen der Elektricität und des Magnetismus die Quellen einer unerſchöpflichen, den Dampf und ſeine Expanſionsgewalt, und folglich das zu deſſen Darſtellung erforderliche Brennmaterial vielleicht bald ganz entbehrlich machenden Kraft an. Die wechſelnde Zerſetzung und Recompoſition des Waſſers, welches bekanntlich durch die Voltaſche Säule alsbald in ſeine Elemente, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, aufgelöst und durch die bloße Wirkung des elektriſchen Funkens auf leztere eben ſo bald wieder hergeſtellt wird, hat eine zu große Analogie mit der bei der Dampfmaſchine vorwaltenden wechſelnden Verwandlung des Waſſers in Dämpfe und Wiederverdichtung, um nicht als möglicher Erſatz dieſes Proceſſes betrachtet zu werden. Wirklich hat der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ein Herr Eiſenmenger bereits eine Notiz über einen von ihm erfundenen Apparat mitgetheilt, bei dem die eben genannte Waſſerzerſetzung, als Bewegungsmittel, die Stelle der Waſſerverdampfung vollſtändig vertritt. Wenn ſich dieſe Erfindung im Großen praktiſch bewährt, ſo iſt ſie von unberechenbarer Wichtigkeit. Ferner iſt der Parlamentsrepräſentant für Kerry, Mullins, jezt mit Erbauung eines Wagens beſchäftigt, bei welchem der elektriſche Proceß ebenfalls die Stelle des Dampfes zum Forttreiben vertritt; die zu Rathe gezogenen erſten Ingenieurs Englands ſollen nicht am Gelingen zweifeln. Ein Dubliner Blatt vindicirt die Ehre dieſer Idee für den katholiſchen Geiſtlichen M'Gawley, der darüber ſchon im vorigen Jahr Mittheilungen an den brittiſchen wiſſenſchaftlichen Verein gemacht haben ſoll. * Gleich gewaltig erſcheint die durch bloße Einwirkung des elektriſchen Stroms auf Eiſen im leztern hervorrufbare und eben ſo ſchnell wieder unterdrückbare magnetiſche Anziehungs- und Tragekraft. Wir haben über die bereits praktiſch erprobte Anwendung dieſer neuen causa motrix bei Maſchinen in unſern frühern Berichten mannichfache Mittheilungen gemacht, auf die wir jezt bloß zurückverweiſen, um die Aufmerkſamkeit der Leſer bei Verfolgung des hier eingeſchlagenen Ideenganges nicht zu zerſplittern.

(Die Fortſetzung folgt.)

---

* Wir geben des großen Verdienſtes dieſer Schrift wegen hier den Titel einer eben erſcheinenden deutſchen Ueberſetzung: „Die Dampfmaſchine,“ faßlich erklärt von Dr. Dionyſius Lardner. Nach der 5ten Originalausgabe, deutſch, Leipzig.

* Eine andere ſehr weſentliche Verbeſſerung der Dampfmaſchine, wovon uns ebenfalls in dieſem Augenblick die Kunde zugeht, wird durch die Erfindung des Mechanikers Käuple zu Freiburg geboten, dieſer Maſchine, ſtatt der bisherigen vertikalen, ſogleich rotirende Bewegung zu verleihen. Sachverſtändige, denen der Erfinder ſeine Zeichnungen vorgelegt hat, billigen die Sache, und es hat ſich zu Freiburg bereits eine Actiengeſellſchaft zur Erbauung einer ſolchen Dampfmaſchine mit rotirender Bewegung gebildet.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus dem Großherzogthum Heſſen, September.

Induſtrie und Wohlſtand.

Die Induſtrie nimmt in dem Großherzogthum Heſſen einen immer erfreulichern Aufſchwung. Ich habe erſt neulich auf einem Ausflug von mehreren Wochen, auf dem ich das ganze Land in die Kreuz und Quere durchſtreifte, vielfache Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, welche Wohlthat die Niederreißung der Zollſchranken für die gewerbtreibende und handelnde, wie für die ackerbautreibende Claſſe iſt, der wenigſtens zwei Drittel der 800,000 Bewohner des Landes angehören. Ueberall leuchtet die Freude aus den Augen derjenigen, deren Rücken das Kreuz der Mauthen wund rieb. Wenn man ſonſt ſelten einen großen, wohlbepackten Güterwagen langſam auf der ſtillen Straße dahinſchleichen ſah, ſo erblickt man jezt ganze Züge von Wagen, geſchmückt mit der Aufſchrift: „Frei Gut für den Zollverein,“ ganze Schaaren munterer Frachtfuhrleute in ihren blauen Blouſen. Die Hauptſtapelplätze, welche die Mittelpunkte des Speditionshandels bilden, ſind Gießen in Oberheſſen, Mainz in

Rheinbessen, Offenbach in der Provinz Starkenburg. Freilich bewegt sich am letztern Orte nicht mehr das frühere Menschengedränge, seitdem die Messe mit ihrem Lärm und ihren Buden, mit ihren Käufern und Verkäufern wieder nach der alten goldenen Reichsstadt hinübergewandert ist. Es wollte ihr in dem neugebackenen Offenbach trotz der neuen Straßenanlagen doch nicht so recht behagen. Das fröhlichste Leben regt sich ohne Zweifel in der Rheinprovinz. Dort blüht Schifffahrt, Handel, Weinbau, wie noch nie. Die Opulenz und der Luxus der Städte ziehen zwar den Reichthum des Landes magnetisch an sich, aber sie lassen auch wieder tausend Schleusen ihrer Bedürfnisse los, wodurch das platte Land reiche Befruchtung empfängt. Durch die zwei verflossenen fetten Jahre wurde der Weinbau eine so reiche Erwerbsquelle, daß Güterbesitzer mit ihrem zweijährigen Ertrag beinahe zwei Drittel des Ankaufspreises abtragen konnten. Nicht allein Landleute und Gutsbesitzer, Kaufleute, Sachwalter, Gelehrte, Staatsmänner beschäftigen sich jezt mit dem Weinbau. In Rheinhessen kann aber auch fast jede größere Oekonomie als Musterwirthschaft gelten. Die Bildung ist dort weit mehr ein Gemeingut aller Stände, als in den übrigen Provinzen, wo noch die Schlagbäume der Convenienz die Menschen trennen. Während in Darmstadt und Gießen ein großer Theil der Einwohner „betucht“ und gehorsam dahinschleicht und vor jedem Beamten den Hut bis auf die Erde zieht, trägt in Rheinhessen der Mann im einfachsten Kittel, seines Besitzes sich freuend, stolz auf seine Rechte, aber auch seine Pflichten erfüllend, den Kopf aufrecht und krümmt den Nacken nicht. Wo Reichthum sich aufbäuft, da gedeihen auch die Künste, da schleicht der Luxus ein. So ist unsere Behauptung nicht übertrieben, daß in Rheinhessen in jedem Dorf wenigstens zehn bis zwölf Exemplare von Schillers Gedichten und Rottecks oder Beckers Weltgeschichte in den Bauerhäusern auf einem geschmackvollen Bücherbrette neben der Bibel stehen und die Bibliothek des Hauses bilden. Man weiß dort Schiller eben so gut auswendig, wie die Bibel, man liest den Code Napoléon so gut, wie die Mainzer Zeitung; wir glauben überhaupt, daß in keiner Provinz Schiller so national geworden ist, als gerade in Rheinhessen.

(Der Beschluß folgt.)

London, September.

(Fortsetzung.)

Theaterschau. Der Burggraf von Brügge.

Talfourds „Ion“ soll der „Burggraf von Brügge“ aus der Feder eines Ungenannten gegenüber stehen, und stelle ich beide auf gleiche Fläche, so können hoffentlich beide damit zufrieden seyn. Es ist lange, seit ein so verdienstvolles Stück, so gut aufgeführt, über die englische Bühne gegangen ist. Die Fabel hat der Dichter der, wenn ich nicht irre, bereits nach Deutschland verpflanzten Romance of history von Leitch Ritchie entlehnt — die benuzte Erzählung heißt der Leibeigene, the serf — und die dort geschilderte Unterdrückung von Seiten des Adels, wie die Empörung von Seiten der Leibeigenen lassen im Voraus die Gefühlsstimmung errathen, welche die Reden der widerstreitenden Parteien charakterisirt. Die Handlung fällt in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts, wo Karl XIII., mit dem Beinamen der Gute, ein Sohn Canuts, Königs von Dänemark, und Nachfolger Balduins VII., im Jahr 1119 regierender Graf von Flandern war und acht Jahre später bei Gelegenheit eines Volksaufstandes in der Kirche von St. Donas ermordet wurde. Obwohl indessen der Burggraf von Brügge auf historischem Boden steht, so trägt doch die Tragödie mehr häusliches als geschichtliches Gepräge. Auf den Rath Thancmars, eines seiner Edeln, hat Karl ein veraltetes Gesetz wieder in Wirksamkeit gerufen, welches den Feudalherren unbeschränkte Macht über ihre Leibeigenen, und zugleich das Recht gibt, sie zurückzufordern, welch hohe Stellung sie auch durch Zufall oder Verdienst erlangt haben mögen. Aber noch mehr: mit tyrannischer Gewalt hat Karl ferner geboten, daß, wenn ein Leibeigener oder der Abkömmling eines Leibeigenen mit dem Gliede einer, von der Leibeigenschaft freien Familie ein Heirathsbündniß eingegangen, der Feudalherr befugt seyn solle, nicht bloß die in solcher Ehe erzeugten Kinder, sondern auch alle und jede, durch diese Ehe dem Leibeigenen oder dessen Abkömmlingen verschwägerte Personen zu Leibeigenen zu fordern. Diese lange besprochene, aber immer durch Berthulfs, des hoch geehrten und einflußreichen Burggrafen von Brügge, mächtige Gegenvorstellung verhinderte Maßregel ist während dessen Abwesenheit aus Trotz gegen ihn von Thancmar durchgesezt worden. Berthulf hat ein einziges Kind, Constanze, seit Kurzem die Gemahlin Bouchards, eines jungen Ritters von edelm Geblüt und hohem kriegerischem Ruhme. Ein boshaft dienstfertiger Freund verwickelt ihn in Streit mit Thancmar, der, ein geschworener Feind Berthulfs und im Vertrauen auf seine Gunst beim Grafen, den Ritter beleidigt und dafür von diesem zum Zweikampfe gefordert wird. Jezt kehrt Berthulf von seiner Reise zurück, erfährt sogleich den zwischen seinem Schwiegersohne und Thancmar ausgebrochenen Streit, und da er Leztern mit giftigem, obschon unmotivirtem Grolle haßt, weigert er sich, den Grafen, der den Handel beigelegt wünscht, in seinen diesfallsigen Bemühungen zu unterstützen, und drängt vielmehr Bouchard, nicht bloß mit Thancmar zu fechten, sondern ihn auch, wo möglich, zu tödten. Schon sind Tag und Ort zum Kampfe bestimmt, als ein elender alter Mann, von dem es bekannt, daß er seit lange von der Güte des Burggrafen gelebt, zu Thancmar kommt und ihn geheimnißvoll versichert, daß es in seiner Macht liege, den Zweikampf zu verhindern, indem der Burggraf ihm nichts abschlagen dürfe; Thancmar weist ihn ab; so naht die Stunde des Zweikampfs. Auf dem Wege nach den Schranken stellt Philippe — so heißt der Alte — sich dem Burggrafen entgegen und fordert Geld von ihm, widrigenfalls das Gefecht nicht stattfinden solle. Der Burggraf verweist ihn ruhig auf den folgenden Tag; aber Philippe wird so zudringlich und so laut in seinen Drohungen, daß jener ihn endlich mit Gewalt von sich stößt. Der alte Mann fällt und beschädigt sich. In seiner Wuth sendet er Botschaft an Thancmar, daß er Wichtiges ihm zu entdecken habe. Thancmar kommt und Philippe erzählt ihm, daß derselbe Burggraf von Brügge, dessen Tapferkeit im Kriege und dessen Weisheit im Rathe ihn zu den höchsten Ehrenstellen in Flandern erhoben, Thancmars Leibeigener, auf seiner Besitzung geboren und der Sohn eines seiner Leibeigenen sey. Mit diesem Geheimnisse eilt Thancmar in die Schranken zurück, nicht, um mit dem ihm nun unebenbürtigen Bouchard zu fechten, sondern um, Kraft des neuen Gesetzes, Bouchard, dessen Gattin und deren Vater, den Burggrafen, als Leibeigene sich zum Eigenthume zu fordern. Bouchard, voll Scham und Zorn, heischt Erklärung vom Burggrafen, und dieser gesteht zwar die Wahrheit der verrathenen Thatsache ein, weiß aber Bouchards Unwillen dadurch eine andere Richtung zu geben, daß er ihm ihre gemeinsame Gefahr und die Nothwendigkeit schneller Rache an ihren Unterdrückern vorstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 224.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 17. September 1836.

Perrupit Acheronta Herculeus labor;
Nil mortalibus arduum est.
Horat:

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Lardner fährt wörtlich fort: „Der gegenwärtige Zustand der Physik, die Thätigkeit, der Eifer und der Scharfsinn, womit die Forschungen überall fortgesezt werden, rechtfertigen vollkommen die Erwartung, daß mechanische Entdeckungen bevorstehen, die Alles übertreffen werden, was der menschliche Geist bis jezt erdacht hat.“ * Diese auch von uns schon mehrmals ausgesprochene Hoffnung, oder — wenn wir an Horazens altes Drohwort:

Nil mortalibus arduum est,
Coelum ipsum petimus stultitia!

denken — auch Befürchtung, scheint, wenigstens was die fortschaffende Mechanik, um die es sich hier zunächst handelt, betrifft, auch wirklich in Erfüllung gehen zu sollen, indem es, nach einem uns heute aus München zukommenden Berichte, dem bayerschen Mechaniker Schmidbauer gelungen ist, mit englischem Gelde, welches bekanntlich bei solchen Veranlassungen nicht gespart, aber auch nicht leicht weggeworfen wird, einen Kraftwagen zu erbauen, bei dem das hydrostatische Princip, daß sich ein auf Wasser, Oel, Quecksilber u. s. w. in hermetisch geschlossenem Gefäße irgendwo ausgeübter Druck nach allen Richtungen fortpflanze und unbestimmt vermehre, als unerschöpfliche Hülfskraft zur Ueberwindung aller Hindernisse auf Chausseen, über Berg und Thal, in alleinige Anwendung kommt. Da hier also ein bloßer Wasserdruck erfordert wird, so wäre die Anwendung dieser Kraft für alle Zeiten und Orte gesichert.

* In Bezug auf die hier zunächst in Rede stehende Verbreitung und Vervollkommnung der Dampfmaschinen scheint sich diese Prophezeiung neuerdings bestätigen zu wollen, indem es nach einer uns in diesem Augenblicke zukommenden Nachricht gelungen ist, auf dem nach Albany (Stadt in Canada) gehenden Dampfschiffe zur Heizung des Dampfkessels, statt der Steinkohle oder des Holzes, Kohlenblende (Anthracit) anzuwenden, welches sonst schwer brennende, kohlige Combustibile bei großer specifischer Leichtigkeit einen außerordentlichen Hizegrad entwickelt, so daß man, im Verhältnisse zu andern Combustibilien, nur einer sehr geringen Menge davon bedarf. Nun bestand die Hauptschwierigkeit der Dampfverbindung zwischen Europa und Amerika bis jezt ganz besonders in der Nothwendigkeit, große Massen schwerer Steinkohlen mit sich zu führen, und diese Schwierigkeit ist also auf einmal gehoben. — Wir bemerken zu dieser unendlich wichtigen Entdeckung nur noch, daß die Kohlenblende, gleich der Steinkohle, wenn auch nicht in so großer Menge, im Innern der Erde gefunden wird, und ihre Entstehung der Verkohlung specifisch leichteren Vegetabilien, als die Steinkohle zu verdanken scheint.

Das hölzerne Modell von Schmidbauers Wagen iſt, wie unſer Bericht hinzufügt, ſchon mehrfach in Anwendung gebracht, geſehen und bewundert worden; jetzt wird an der wirklichen Ausführung in Eiſen gearbeitet, und im Monat September ſoll der Wagen ſeine Chauſſeefahrten beginnen. Leiſtet er in der That, was er verſpricht, ſo wäre alſo Lardners Prophezeiung in einer Rückſicht ſchon erfüllt. — Bis es indeß dahin kommt, bleiben die Steinkohlen ein Gegenſtand, welcher die größte Berückſichtigung verdient, und wir wollen, um dies im Detail zu beweiſen, aus Lardners obiger Schrift noch eine intereſſante Berechnung beibringen, welche Kräfte, bei dem jetzigen Zuſtande des Maſchinenweſens, durch eine geringe Menge jenes Materials hervorgerufen werden. Da eine Dampfmaſchine nämlich, wenn ſie durch Heizung mit einem einzigen Buſhel (81 Pfund) Steinkohlen in Thätigkeit geſetzt wird, ein Gewicht von 54,027 Tonnen (zu 2000 Pfund) einen Fuß hoch hebt, ſo bewirkt ein Pfund Kohlen daſſelbe mit 667 Tonnen, oder ein Loth hebt über 20 Tonnen (40,000 Pfund) einen Fuß hoch. Für horizontale Bewegung zeigt eine ähnliche, auch durch Erfahrung beſtätigte Rechnung, daß 16 Loth Steinkohlen dem Dampfwagen die Kraft ertheilen, eine Tonne auf Eiſenbahnen eine engliſche Meile weit zu befördern. Der Umfang der ganzen Erde in einem ihrer größten Kreiſe beträgt aber bekanntlich etwa 5400 geographiſche, oder 27,000 engliſche Meilen; und wenn ſie alſo in dieſer Richtung mit einer Eiſenbahn umgeben werden könnte, ſo würde nach dieſem Satze ein Aufwand von noch nicht 11,000 Pfund Kohlen hinreichen, um eine Reiſegeſellſchaft, welche, einſchließlich des Gepäcks, 2000 Pfund ſchwer wäre, mit Dampfwagengeſchwindigkeit z. B. vom Nordpol zum Südpol, und auf der entgegengeſetzten Hemiſphäre wieder vom Südpol zurück nach dem Nordpol zu befördern. — Dies iſt eine bloß noch auf Steinkohlen begründete Reiſeperſpektive; was wird erſt werden, wenn Schmidbauers Kraftwagen einſt in Anwendung kommt!

Wir wenden uns, der gewöhnlichen Ordnung unſerer natur- und gewerbwiſſenſchaftlichen Berichte gemäß, von dieſen geologiſchen Explicationen zu meteorologiſchen Betrachtungen, zu welchen die auffallende Witterung dieſes Jahrs wiederum nur gar zu reichliche Veranlaſſung gibt. Alles iſt in demſelben fieberhaftes Zucken, und die Gegenſätze der Temperatur namentlich folgen ſich ſo rapid,* daß man dieſe Launenhaftigkeit ſchwerlich auf eine Regel beziehen kann. Soviel ſcheint indeß zunächſt wenigſtens gewiß, daß irgend eine ganz außerordentliche meteoriſche Veränderung vorgehe, eine Behauptung, bei der wir uns, weit entfernt, die (auch in unſern Blättern beſprochenen) ſanguiniſchen Hoffnungen des Herrn Brandenburg* zu theilen, welcher eine gänzliche Temperaturerhöhung der Erde annimmt, lediglich auf das von uns ſchon mehrfach hervorgehobene, ſeit faſt zehn Jahren beobachtete Factum des Eintritts der größten Hitze vor oder mit dem Sommerſolſtitium ſtützen, während er, nach Analogie von Wirkung und Urſache, regelrecht erſt mehrere Wochen ſpäter erfolgen ſollte.

(Die Fortſetzung folgt.)

* In den bayerſchen Alpen, um nur ein Beiſpiel unter unzähligen anzuführen, lag am 28ſten Juli tiefer Schnee, nachdem die Hitze kurz vorher die in unſern Breiten unerhörte Höhe von 30° Reaumur erreicht hatte. — Faſt hätten wir einen Schreibfehler im Briefe unſeres Korreſpondenten annehmen mögen; allein öffentliche Blätter beſtätigen dieſe Angabe.

* Der Titel des Schriftchens, auf welches wir uns hier beziehen, iſt: Victoria! Eine neue Welt! Freudevoller Ausruf in Bezug der unſerm Planeten und beſonders deſſen nördlicher Halbkugel bevorſtehenden totalen Temperaturveränderung hinſichtlich der Vermehrung der atmoſphäriſchen Wärme. Berlin, Oehmigke. 1835. 8. Dieſe kleine Schrift hat ſchnell hinter einander zwei Auflagen erlebt.

Skizzen aus Liſſabon.

(Fortſetzung.)

„Welcher Große,“ fragte ich nun, ſo gut es ging, in der Menge umher, die ſich jetzt neugierig um die Kirche ſammelte, „ſagen Sie doch, Senhor, ſprechen Sie, Senhora, welcher Große iſt denn geſtorben, deſſen Sarg hier geführt wird? Man hat doch von keinem beſondern Todesfall gehört oder geleſen.“ — Die Antworten, die ich erhielt, klärten mich nicht auf; mit wachſender Theilnahme aber bemerkte ich hinter dem erſten Wagen einen zweiten, ganz ähnlichen, gleichfalls von ſechs Maulthieren gezogen, gleichfalls mit aufſtehenden Schlägen und einem Sarge darin, mit dem nämlichen Wappen geſchmückt, wie der erſte. „Nun, das iſt hart!“ dachte ich bei mir; „zwei Todesfälle in einem Hauſe! Gewiß ein ſeltener Trauerfall. Liſſabon iſt doch groß, daß man von dergleichen nicht einmal reden hört. Aber was ſehe ich? ihr Götter! ein dritter Wagen! ganz wie der zweite, nur hier ſtatt des großen Sarges zwei kleine, übereinander ſtehende, vermuthlich Kinderſärge. Gott, wie viel Unglück auf einmal! iſt denn die Cholera hier, oder hat dein Zorn eine ganze Familie mit Einem Schlage vernichtet? denn voran gehen die Eltern, das iſt augenſcheinlich, und die Kinder folgen. — Aber nein, das wird mir zu viel! guter Himmel! ein vierter Wagen, ebenfalls mit Sarg oder Särgen, mit Fackeln, Trauer heuchelnden Prieſtern und Dienern! — Das iſt wahrhaftig eine ſchauderhafte Geſchichte! immer noch Wagen an Wagen! Sarg an Sarg!“

Ich ſehe nun, wie der Zug unter der Eſtrade der Baſilica anhält und nicht ohne Mühe die erſte Karoſſe ihrer traurigen Bürde entladen wird, wobei die ganze Pracht und Größe der Sargdecke ſich zeigt. Der Sarg wird in die geöffnete Kirche getragen, die von tauſend Kerzen erleuchtet ſcheint. Alle folgenden Särge gehen nach und nach denſelben Weg, es muß endlich eine ganze Aſſemblee von Todten in der Baſilica ſeyn. Ich dränge mich mit durch die weitgeöffneten Thüren, die das Volk verſtopft; vergebens ſuche ich auf den Geſichtern Entſetzen und Theilnahme bei dem beiſpielloſen Unglück ſo vieler Todesfälle in Einer Familie und zu Einer Zeit: ich finde nichts im Ausdruck der Mienen, als ein wenig Schauluſt und Neugier, wie ſolches bei glänzenden Spektakeln gewöhnlich zu ſeyn pflegt. Fühlloſe Nation! ſtrafe ich ſie in meinem Innern, und werde zugleich geblendet von der Pracht, die ſich im Schiff der Kirche entfaltet hat. Auf einem ungeheuern Katafalk, von zahlloſen Kerzen umgeben, bedeckt und umwogt von Sammt, Purpur und Gold, Wappenſchildern, Helmen und ähnlichen Attributen des hohen Adels, ſtehen acht bis zehn Särge in ſchöner Ordnung neben einander und über einander da. Am Hochaltar ſchimmern die goldenen Gewänder vornehmer Prieſter, und von unſichtbaren Chören hebt ein Trauergeſang an. Von Schwarz, der Farbe unſerer Leichenceremonien, nirgends eine Spur.

Ich werde endlich der Sache müde, es iſt mir zu dumpf, zu gedrückt in der nicht großen Kirche. Beim Herausgehen fügt es ein glücklicher Zufall, daß ich ein bekanntes Geſicht erblicke; es iſt der junge, hübſche Alfred Garrido. „Sagen Sie mir, Freund,“ frage ich ihn haſtig, „was bedeutet das Alles? wer iſt die unglückliche Familie, die da eben in die Unterwelt hinabſteigen ſoll? Ich bin ganz außer mir vor Mitleid und Schrecken.“ — „Faſſen Sie ſich,“ entgegnete Alfredo: „Ihr Mitleid kommt um hundert, oder wenigſtens achtzig Jahre zu ſpät.“ — „Wie ſo? Ich verſtehe noch immer nicht.“ — „Dieſe Familie, oder die Bewohner jener Särge wiſſen bereits Beſcheid in der Unterwelt. Es ſind die Ahnen des herzoglichen Hauſes da T....a.“ — „Sie ſcherzen, Freund! Und die werden jezt erſt beerdigt?“ — „Nein, Sie avanciren nur in der Beerdigung; denn es iſt natürlich gottſeliger und vornehmer, in den Gewölben dieſer Baſilica zu ruhen, als in denen von San Domingos, oder San Rocque, oder San Paulo, oder wo ſonſt dieſe Herrſchaften bis Dato geſchlafen haben mögen.“ — „So, ſo! — ei, ei!“ — „Natürlich iſt dieſe Verſetzung hieher eine beſondere Vergünſtigung des Clerus, des Erzbiſchofs, vielleicht des Patriarchen ſelbſt, aber man ſieht, es geht. Herrliche Decken, wie Sie werden zugeben müſſen?“ — „Ganz koſtbare Decken, lieber Alfred, majeſtätiſche Decken; aber zum Henker mein Mitleid!“

Wir waren indeſſen aus der Kirche getreten, und Garrido, der Geſchäfte hatte, verließ mich; da wurde eine Stimme hinter mir in ziemlich gebieteriſchem Tone laut: „Monsieur, je n'ai pas encore diné!“ — Die Franzöſin war im Begriff, mich zu faſſen. Ich ſchritt raſcher zu. — „Mais Monsieur!“ — Jezt ward ihre Stimme drohend, ich zog geſchwind den Beutel und gab ihr hundert Reis, etwa vier Groſchen; dafür erhielt ich einen ſehr ſchönen Knix: „Monsieur, je vous remercie; j'ai l'honneur de vous saluer.“ — „Madame, adieu!“

Korreſponden̄-Nachrichten.

London, September.

(Fortſetzung.)

Theaterſchau. Der Burggraf von Brügge.

Jezt folgt eine höchſt wirkſame Scene zwiſchen Bouchard und Conſtanzen, in welcher der Zorn des Gemahls der Liebe zu ſeiner ſchuldloſen Gattin weicht. Ihr Geſchick ſoll ſie vereint treffen, und um Zeit zu gewinnen, fliehen ſie auf Bouchards Burg. Berthulf iſt inzwiſchen nicht müßig; er geht zum Grafen, fleht ſeine Gerechtigkeit an, erinnert ihn an die Dienſte, die er ihm geleiſtet, und die ihn auf den Thron geſezt, ſpottet, zürnt, droht — Alles vergebens. Die äußerſte Gnade, die er zu erlangen vermag, iſt die Erlaubniß, binnen zwei Tagen Flandern, jedoch auf immer, zu verlaſſen. Niedergebeugt von der Schmach, ſich haben erniedrigen zu müſſen zu der Bitte um ſo bettelhafte Gabe, bricht er in Verzweiflung aus bei der Nachricht, daß Bouchards Burg von Thancmar und deſſen Geſellen geſtürmt, erobert und zerſtört, und Conſtanze in Wahnſinn verfallen ſey. Er ſchwört dem Grafen blutige Rache, ſucht ihn, findet ihn am Altar knieend und erſchlägt ihn. Bouchard hat aus dem erſtürmten Schloſſe ſich gerettet. Unterſtüzt von ſeinen Anhängern, entfaltet er das Panier der Empörung und bemächtigt ſich der Stadt. Noch iſt Thancmars Palaſt unerobert. Thancmar und Bouchard treffen ſich; Lezterer ſiegt, indem er jedoch ſein Schwert, roth vom Herzblute ihres Feindes, zu Berthulfs Füßen niederſchleudert, ſinkt er ſelbſt, zum Tode verwundet. Gleich darauf erfährt der Burggraf den Tod ſeiner Tochter. Jezt rücken auch die feindlichen Söldner wieder an, der Pallaſt wird erſtürmt, längerer Widerſtand iſt vergebens, und ein freier Mann gibt der Burggraf ſich den Tod. — Einige Kritiker oder Sittenrichter, oder wie ſie ſonſt heißen mögen, denn es iſt kaum zu glauben, welch moraliſches Volk das engliſche — auf dem Papiere iſt, haben an dieſer Tragödie ſtreng getadelt, daß es ihr an einer Moral fehle. Ich bekenne, daß ich in dieſen Tadel nicht einſtimme. Meines Erachtens hat ein Tragödie andere und weſentlichere Pflichten. Das hier ſkizzirte Stück ſtellt ein lebendiges und kraftvolles Gemälde von Ereigniſſen auf, die, ob wahr oder nicht, zu der Zeit paſſen, in welche die Handlung gelegt iſt, in ihr, wenn nicht geſchehen ſind, doch geſchehen ſeyn könnten. Das Intereſſe ermattet nie; es bleibt wach und munter von der erſten bis zur lezten Scene. Nun ja, die Gerechtigkeit wird nicht auf ſo haarfeiner Goldwage gewogen, daß Jeder bis auf das Quentchen genau ſo viel Lohn oder ſo viel Strafe empfängt, als er mit ſeinen Thaten oder mit ſeinen Sünden verdient hat; allein es gibt

nützliche Lehren genug in dem Stücke für Jeden, der ihrer bedarf und sie beherzigen will, und müßte nicht das Ganze in demselben Grade an Wahrscheinlichkeit verlieren, in welchem es hier ein Spiegel der Gerechtigkeit wäre, auf deren volles Maß der Mensch nur jenseits hoffen darf? Auch die Aufführung war von allen Seiten sehr gut; es war, als habe die Direction sich einmal vorgenommen zu zeigen, daß ihr Theater nicht bloß dem Namen nach ein Nationaltheater sey. Es erscheint in der That unbegreiflich, warum so wenig englische Theaterkünstler sich bestreben, mehr als theatralische Handlanger zu seyn, und warum die meisten auf die Bühne kommen, wie viele deutsche Rathsherren in ihre Sitzungen.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Großherzogthum Hessen, September.

(Beschluß.)

Aberglauben und Aufklärung.

Während Frankreich, die Sonne Rheinhessens, dieses Jahrhundert als das der Aufklärung preist, treibt selbst in der hellen Provinz der Aberglaube seinen Teufelsspuk. Freilich hat sich zu allen Zeiten aus dem Unglauben der Aberglaube entwickelt. So trug sich vor einiger Zeit in einem der wohlhabendsten Orte der Rheinprovinz eine Begebenheit zu, nach welcher wir eher in den Chroniken des siebzehnten Jahrhunderts nachschlagen, als sie für ein Volksphänomen des neunzehnten halten möchten.

Die Frau eines wohlhabenden Winzers — des Schimpfes wegen verschweige ich den Ortsnamen, versichere aber, daß die Akten des Teufelsprocesses in dem Archive des Criminalgerichts zu Darmstadt aufbewahrt werden — kam in die Wochen und schenkte ihrem Manne zu ihren sechs lebenden Mädchen noch ein siebentes. Als die Wehemutter es ihm überreichte, that er einen argen Fluch, wobei er den Teufel citirte, und rief ärgerlich: „Warum wieder keinen Buben?“ Nachts erschien dem Manne der Teufel mit funkelnden Augen und mächtigen Krallen, bedrohte den Zitternden, ließ sich aber endlich in einen Vertrag ein und versprach, ihn für zweihundert Gulden in Ruhe zu lassen. Der Mann versicherte, er habe nur hundert vorräthig, und wies dem Teufel den Ort im Schrank, wo sie lagen. Der Teufel nahm das Geld und ging nach Anbefehlung des strengsten Stillschweigens und mit dem Bedeuten, die folgende Nacht müsse der Rest des Lösegeldes bereit seyn, seiner Wege. Tags darauf wandte sich der bedrängte Michel an seinen Bürgermeister mit der Bitte, ihm hundert Gulden zu leihen; dem Bürgermeister, der den Winzer als einen wohlhabenden, nie von Geld entblößten Mann kannte, fiel dies auf; er gab ihm das Geld, wußte ihm aber dabei einen Theil seines schrecklichen Geheimnisses zu entlocken. Schon stand in der zweiten Nacht der Teufel abermals vor Michels Bette, da brach der Bürgermeister mit Bewaffneten hervor; man bändigte den Teufel, demaskirte ihn und erkannte in ihm den Mann der Amme. Ich kann versichern, daß das Faktum vollkommen constatirt ist.

Eines der interessantesten neuesten Werke über Rheinhessen, an statistischen und geschichtlichen Notizen reich, schrieb W. Heße, Director des Oberschulraths zu Darmstadt, welcher früher in der Rheinprovinz als Regierungsrath angestellt war. Der Ebengenannte hat sich um das Schulwesen besonders der Rheinprovinz mannichfache Verdienste erworben. Ein Schüler von Hofrath Schweins in Heidelberg, hatte er dessen wunderbar einfaches, noch lange nicht genug gewürdigtes System der Mathematik in der Fellenbergischen Anstalt zu Hofwyl, wo er sich einige Jahre als Lehrer aufhielt, eingeführt. Nach seiner Rückkehr übertrug man ihm die Inspection des Schulwesens. Er übte noch vor mehreren Jahren eine fast unumschränkte Herrschaft besonders über die pädagogische Welt der Provinz aus, und trug bei der neuen Organisation des Landes nicht wenig dazu bei, daß die Schule von der Kirche losgerissen und den Schullehrern eine gleiche Stellung mit den Pfarrern eingeräumt wurde. Ueberhaupt stellte er sich bei vielen Gelegenheiten den Geistlichen feindselig gegenüber; mag er nun dazu bewogen worden seyn, weil er den Einfluß dieses Standes auf die Schulen fürchtete, oder weil er überhaupt glaubte, daß in unsern Tagen das realistische Element das religiöse überwiegen müsse. Als daher in der neuesten Zeit, wo überhaupt die Kirche in manchen Staaten ein politisches Inspectionselement in sich aufnahm, und man fand, daß die Kirche am ehesten die Gemüther besänftigen könne, auch im Großherzogthum die Geistlichkeit wieder mächtig ihr Haupt erhob, faßte man die Sache in die Formel, Heße sey in der Emancipation der Schule von der Kirche zu weit gegangen, und der Einfluß seines Systems ward durch die Erhebung der Geistlichkeit deprimirt. Natürlich, daß er seiner Bestrebungen wegen von den Schulmeistern wie ein Pabst verehrt wurde, und sie nicht höher als bei ihm schworen. Auf seinen Inspectionsreisen, die er meist zu Pferd machte, hatte er eine militärische Ordonnanz eingeführt. Zwei Lehrer mußten ihm gewöhnlich zu Fuß, der eine rechts, der andere links, er hoch zu Roß, von einem Dorfe zum andern das Ehrengeleite geben, und auf solchen Wanderungen konnte er durch Diskussionen, in die er die Lehrer verwickelte, eine bessere Kenntniß ihrer Talente und Ansichten gewinnen, als durch Prüfungen in der Schule selbst. In Rheinhessen erhob sich während seiner dortigen Geschäftsleitung beinahe in jedem Orte ein pallastähnliches Haus, und ich habe in ganz Deutschland keine schönern Schulhäuser angetroffen, als in dieser durch Wein und frischen Lebensmuth gesegneten Provinz.

Auflösung des Räthsels in Nr. 218:
Die Mannichfaltigkeit.

Räthsel.

Ein großes Feld, kein Dampf- noch andrer Wagen
Wird je dich hin zu seinem Ende tragen;
Ein kleines Feld, es endet, wo du stehst,
Geht überall mit dir, wohin du gehst.

Ein weites Feld, es reicht in weite Ferne,
Zieht hin sich über Sonnen, Monde, Sterne;
Ein enges Feld so weit als dein Gesicht,
Kurzsicht'ger Mensch, doch weiter reicht es nicht.

Es ist ein Kreis, in sonderbarer Weise
Begreift er viele Millionen Kreise;
Und ist gleich unermeßlich seine Bahn,
So zeigt er doch ringsum nur Schranken an.

Ein Aufgußthierchen, findend seine Welten
In Wassertropfen, magst du wohl dich schelten,
Wenn du in diesem kleinen, deinem Feld
Zu schauen glaubst das große All der Welt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 225.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 19. September 1836.

— Leider ja! tritt Hymen in das Haus,
Schleicht Amor nur zu oft zur andern Thür hinaus.
Voltaire.

Die seltsame Ehe.

Eine Skizze von Georg Reinbeck.

Adelheid war von einer reichen Großtante erzogen worden und die Erbin großer Besitzthümer. Ihre Mutter hatte sich von einem Manne geschieden, dem sie die heftigste Leidenschaft eingeflößt hatte, die sie erwiderte. Sie war eine Frau von großen Vorzügen des Körpers wie des Gemüths. Ihren Gatten zu beglücken, war ihr einziges Bestreben. Die Geburt einer Tochter knüpfte ihr Herz noch fester an ihn; allein wie groß war ihr Kummer, als sie bemerken mußte, wie der Mann, der sonst nur von ihrem Blicke gelebt hatte, allmählig anfing, in andern Blicken Nahrung zu suchen, die ihm nicht entstand, da er liebenswürdig, geistreich und hübsch war. Sie wußte sich bei der strengsten Prüfung ihres Betragens gegen ihn nichts vorzuwerfen, als eine unbegrenzte Hingebung. Sie entdeckte ihren Kummer einer Schwester ihrer verstorbenen Mutter, einer Frau von hoher Bildung, deren Aussprüche ihr Orakel waren. Bittere Erfahrungen hatten früher auch diese getroffen, der Kummer der geliebten Nichte empörte sie. „Liebes Kind," antwortete sie ihr, „du erfährst nur, was Tausende vor dir erfahren haben, und Tausende nach dir erfahren werden. Die Ehe ist für die Männer das Grab der Liebe, und für die Frauen eine Zwangsanstalt. Wenn die Männer aufhören zu fürchten, so hören sie auch auf zu lieben. In der Ehe den Mann Untreue befürchten zu lassen, ist erniedrigend für ein Weib. Untreu wird auch die echte Liebe nicht, wenn sie auf sich selbst steht: nur der Zwang macht untreu. Daher muß die Liebe ihre Freiheit bewahren. Deine Liebe hat ihre Freiheit hingegeben und — nun wird sie wie eine Sklavin behandelt. Dulde, wenn du's vermagst: du bist Mutter!" Allein die Nichte schrieb ihr zurück: „Ich bin nicht stark genug, die Leiche meines Glücks vor mir zu sehen und noch zu leben. Innerlich werde ich die Fesseln ewig tragen, das fühle ich; allein der Treulose soll sich nicht daran weiden. Ich will die äußern Fesseln zerreißen, es koste was es wolle." — Sie hatte sich die unzweideutigsten Beweise seiner Untreue zu verschaffen gewußt. Die Nothwendigkeit ihrer Anwesenheit auf ihren Gütern gab ihr einen Vorwand der Entfernung, und sie hatte den Schmerz, daß nur die Trennung von seinem Kinde ihrem Gatten, dem nichts ahnte von ihrem eigentlichen Vorhaben, schwer zu fallen schien. Sobald sie sich außer seinem Bereiche glaubte, ließ sie ihm durch ihren Oheim jene Beweise vorlegen und erklären, daß sie nicht mehr zu ihm zurückkehren würde. Da erwachte in ihm die frühere Leidenschaft wieder, er warf sich in den Wagen und eilte auf die Güter. Er fand sie nicht dort, und Niemand wollte ihm Auskunft geben, wo sie sich befinde;

indeſſen wurde ihm ein Schreiben von ihrer Hand übergeben, in welchem ſie ihre beſtimmte Erklärung wiederholte, daß ſie in das frühere Verhältniß nicht mehr einzutreten entſchloſſen ſey, in welchem weder er, noch viel weniger ſie jemals das frühere Glück wieder finden könnten; nur bat ſie ihn, und erklärte ſich, außer der Wiedervereinigung, zu jedem Opfer dafür bereit, daß er ſie in dem unbeſchränkten Beſitze ihrer Tochter laſſen ſolle; er ſolle dieſe von Zeit zu Zeit bei ihrem Oheim ſehen. Dazu wollte er ſich nicht verſtehen. Er forderte, als alle Verſprechungen und Verſicherungen nichts fruchteten, den Beiſtand der Kirche und des Staats, er klagte ſeine Gattin an, daß ſie ihn böslich verlaſſen und ihm ſein Kind geraubt habe. — Die Angelegenheit ſchien für die Unglückliche eine nachtheilige Wendung zu nehmen. Sie war in der höchſten ängſtlichſten Spannung; da traf die Nachricht ein, der Treuloſe ſey in einem Duell, das er ſich durch ein ſtrafbares Verhältniß mit einer Frau zugezogen, gefallen. Das war zuviel für ihr Herz. Sie verfiel in eine tödtliche Krankheit, und als ſie körperlich wieder genaß, blieb ſie in einer geiſtigen Abſpannung, die in völlige Stumpfheit gegen Alles um ſie her überging, und aus welcher nicht die liebevollſte Pflege ihrer mütterlichen Freundin, nicht der Anblick der in höchſter Liebenswürdigkeit ſich entwickelnden Tochter ſie zu reißen vermochte.

Adelheid hing mit der innigſten Liebe an ihrer Mutter, und als ſie den unglücklichen Zuſtand derſelben zu begreifen vermochte, verdoppelte ſich ihre Zärtlichkeit. Sie zeigte ſchon früh viel Verſtand, aber auch einen eigenen Sinn, der ſich wohl zum Excentriſchen neigte. Die Großtante hielt dieſes für Selbſtſtändigkeit, die man nicht unterdrücken müſſe, da Adelheid nach ihren Verhältniſſen ſie wohl nöthig haben dürfte, wenn ſie nicht ein Opfer Anderer werden ſollte, die nach ihren Reichthümern lüſtern würden, und ſo war ihre Erziehung eine ſehr freie und in gewiſſen Beziehungen ſelbſt eine mehr männliche als weibliche. Die gute Frau wurde in ihrem Erziehungsſyſteme um ſo mehr beſtärkt, da Adelheid an weiblicher Liebenswürdigkeit nichts dabei einzubüßen ſchien, wofür die gütige Natur reichlich geſorgt hatte, und ſie eine außerordentliche Gutmüthigkeit bei einem heitern Sinn entwickelte, was ihr alle Herzen gewann. — Als nun die Jungfrau in dem Alter war, wo ſie das Unglück ihrer Mutter in ſeinem ganzen Umfange erkennen konnte, und ihre eigene Erfahrung in ihrer Umgebung den Grundſatz ihrer Großtante, den dieſe unvorſichtig auch öfter gegen ſie ausſprach, daß die Ehe für die Männer das Grab der Liebe ſey, zu beſtätigen ſchien, ſo bildete ſich in ihrem Köpfchen der Entſchluß, ſich vor einem gleichen Schickſale zu ſichern.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Wir nehmen ferner an, daß das planetariſche Temperaturverhältniß, wenigſtens der der Sonne näherer Körper unſeres Syſtems (bis Mars einſchließlich), zwar hauptſächlich von der Zenithdiſtanz der Sonne abhänge, gleichzeitig aber durch eine eigene innere Thätigkeit der Erde modificirt werde, und daß eine der planetariſchen Lebenskräfte eben in jener, vom Sonneneinfluße mehr oder weniger unabhängigen Spontaneität der Wärmeentwicklung beſtehe. Dem aſtronomiſchen Temperaturverhältniſſe, als einfachem Reſultate des Sonnenſtandes — vom Einfluſſe der Sonnenflecke ſehe ich hiebei noch ab — möchten wir leztere, viel complicirterte phyſiſche Beziehung direct entgegenſetzen. Dieſe Anſicht meinen wir auch mit guten Gründen vertheidigen zu können; und wer an die, in den Polarregionen vorgegangenen energiſchen Temperaturrevolutionen denkt, die durch den Stand der dort immer nur ſehr ſchwach einwirkenden Sonne allein nimmermehr erklärt werden können, der wird uns auch wohl beipflichten. Gleichwie man die, in den magnetiſchen Erſcheinungen auf der Oberfläche (Rinde) der Erde vorgehenden Veränderungen von der Bewegung magnetiſcher Pole im Innern (Kern) der Erde abhängig gemacht hat, eben ſo wird man ſich endlich auch wohl bequemen müſſen, den periodiſchen Temperaturwechſel der verſchiedenen Zonen des Erdkörpers auf eine veränderte Lage der eigentlichen Wärmeherde in den Eingeweiden dieſes großen Körpers zu beziehen. Dieſe Analogie erſcheint mir ſo ſchlagend, daß ich kein weiteres Argument zu ihrer Verſtärkung hinzuſetzen zu dürfen glaube.

Mit dieſen meteorologiſchen Spekulationen müſſen wir aber die Anzeige einer auf demſelben Gebiete gemachten höchſt intereſſanten praktiſchen Entdeckung verbinden, worüber uns ein ausführlicher Bericht eines Gönners * unſerer Bemühungen um die Verbreitung der Naturwiſſenſchaften durch dieſe Blätter vorliegt. Dieſe Entdeckung bezieht ſich auf einen ſympathetiſchen Wechſelrapport zwiſchen dem Weinſtocke rückſichtlich der für denſelben zu erwartenden Witterung und der ſogenannten Weinblume (Helleborus niger, ſchwarzer Chriſtwurz). Aus dem früheren oder ſpäteren Erſcheinen der Knoſpen dieſer Pflanze, dem Ausſehen dieſer Knoſpen, ihrem Verblühen und weiteren nachherigen Schickſalen ſagt ein einfacher Mann im ſüdlichen Deutſchland, der Küfermeiſter Kern zu Hüngheim im Großherzogthum Baden, alle Phaſen der

* Des Herrn Pfarrer Stutz zu Mauer bei Heidelberg.

Witterung des beginnenden Jahrs in ihrem besondern Bezuge zum Gedeihen des Weinstocks seit so vielen Jahren und mit so überraschender Genauigkeit vorher, daß man gezwungen ist, der Sache Aufmerksamkeit zu schenken, und daß ich mich, nach der sorgfältigsten Prüfung aller Umstände, veranlaßt gesehen habe, mehreren botanischen Freunden die fernere Beobachtung zu empfehlen. Ein gewisser meteorologischer Instinkt, dessen Entscheidungen ich vielleicht umsonst versuchen würde, präcisen wissenschaftlichen Ausdruck zu geben, verhindert mich zwar, an die vollkommene Untrüglichkeit dieser Wetterprophezeiung zu glauben; es gibt so verwickelte Witterungscomplicationen, daß sich, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, selbst die sonst zuverlässigsten animalischen Witterungsverkündiger: Laubfrösche, Spinnen u. s. w. gröblich irren; indeß sind auf diesem dunkeln Gebiete auch schwache Lichtstrahlen eine sehr willkommene Erscheinung, und es ist schon merkwürdig, die Zahl der natürlichen Wetterpropheten durch eine Blume vermehrt zu sehen.

Die gefährlichste Witterungserscheinung des laufenden Jahrs sind die vielen und späten Nachtfröste gewesen, wodurch besonders am Wein und Obst unsäglicher Schaden angerichtet worden ist. Dies hat die Aufmerksamkeit der Meteorologen neuerdings auf diesen Gegenstand gerichtet, und es ist Manches darüber geäußert worden, dessen Mittheilung wir unsern Lesern schuldig zu seyn glauben. Zunächst möchte man sich von dem hieher gehörigen Umstande, daß an den drei bekannten ominösen Maitagen: Pankratius, Servatius und Urban mit fast wunderbarer Genauigkeit Kälte wiederkehrt, Rechenschaft geben können, und wir wollen versuchen, zur Erklärung dieses Witterungsräthsels das Unsrige beizutragen. Die Leser erinnern sich daran, daß die Sonne am Herbstäquinoctialtage (den 23sten September) die nördliche Halbkugel der Erde verläßt, und daß damit der halbjährige Polarwinter lezterer Halbkugel beginnt. Während einer so langen Entbehrung aller Sonne muß also der Kälteproceß in dieser nördlichen Polarzone nothwendig sehr erhöht werden, und Schnee und Eis werden sich daselbst anhäufen. Ueberschreitet nun die Sonne sodann am Frühlingsäquinoctialtage (den 21sten März) den Aequator wieder, um zur nördlichen Hemisphäre zurückzukehren, so werden ihre Strahlen beim ersten Auffallen auf jene indeß so sehr angewachsene Eis- und Schneemasse einen, wenn wir so sagen dürfen, aufstörenden Einfluß äußern, die „ruhende“ Kälte, nach Analogie ruhender und aufgestörter übler Gerüche, gleichsam in Bewegung setzen und als nächste Folge eisige Winde hervorrufen. Und da das Heraustreten der Sonne zum Nordpole in einem ganz bestimmten Zeitpunkte erfolgt, so müssen diese Folgen im Zusammenhange von Wirkung und Ursache, der Zeit nach, eben so genau eintreten, wonach uns die Pünktlichkeit der genannten drei Termine rückkehrender Kälte: Pankratius, Servatius und Urban, im Allgemeinen sehr wohl erklärlich scheint. Freilich können sich in einzelnen Jahren oder Perioden physische Umstände, wie wir dergleichen oben angedeutet haben, mit diesem astronomischen Hergange der Sache verbinden und die Erscheinung dadurch verwickelter machen; dies sind aber nur Ausnahmen von einer Regel, welche, aller Erfahrung gemäß, in ihrem Hauptbestehen dadurch gar nicht gefährdet wird. Solchergestalt verliert dieser Theil der Frage nach der Natur der Mainachtfröste von seiner scheinbaren Räthselhaftigkeit; aber es handelt sich hiernächst noch um ein Schutzmittel gegen die solchergestalt erklärte Erscheinung, welch leztere Rücksicht für das praktische Leben viel wichtiger ist. Nun werden wir den Lesern zwar nicht viel Neues sagen, wenn wir den schon vom ältern Plinius gegen den Frost empfohlenen Rauch neuerdings dagegen anrühmen; allein es ist vielleicht nicht so allgemein bekannt, daß dieses Mittel in Peru in großer Ausdehnung angewendet wird. Die Bewohner der dortigen hohen Felsen von Cosco nämlich sind der Gefahr, ihre Ernten durch Nachtfröste einzubüßen, ganz besonders ausgesezt, daher sie in den heitern, sternenhellen Lenznächten, welche Frost befürchten lassen, Stroh- oder Düngerhaufen in Brand setzen, dadurch die Atmosphäre trüben und die schädliche Frostwirkung abwenden; dieses Mittel, dessen ich mich auf meiner eigenen Besitzung mit dem größten Erfolge bedient habe, sollte in Deutschland überall mehr angewendet werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Madame Tallien.

Einige merkwürdige Processe beschäftigten in der lezten Zeit die Aufmerksamkeit der Pariser. Bevor ich derselben erwähne, muß ich auf einen ältern Proceß zurückkommen, welcher mir damals entgangen ist, und welcher, eine bekannte, ja historische Person betreffend, mit zur Tagesgeschichte von Paris gehört. Ich meine den von den Kindern der Prinzessin von Chimay, der ehemaligen Madame Tallien, vor den Gerichten erhobenen Streit wegen ihrer Aekunft, einer Sache, die sich gewöhnlich von selbst versteht, aber hier in der That sehr zweifelhaft war; jedoch wird man gleich sehen, daß die Richter den gordischen Knoten zwar nicht lösten, wohl aber zerhieben. Ueber Madame Tallien sind neulich mehrere interessante Notizen erschienen, unter andern eine von Villenave in dem 61sten Bande der Biographie universelle, welche mehrere bisher unbekannte Anekdoten enthält; z. B. eine über Napoleon. Ein junger, nach der Belagerung von Toulon verabschiedeter Offizier (dies war Napoleon) wußte nicht, wo hinaus. Er ließ sich durch einen Bedienten, welcher des Zutrauens der ganzen Tallienschen

Familie genoß, im Hause derselben vorstellen; er war arm, faßt von Allem entblößt, und wies auf den zerlöcherten Ellbogen seiner Uniform, was in der republikanischen Zeit nichts Auffallendes und sogar etwas Rühmliches war. „Bürger Tallien,“ sagte er, „gebietet über Alles; o, wenn er mir Tuch vom Maximum verschaffen könnte!“ Zur Erklärung dieses Wunsches muß man wissen, daß man den Bürgern damals, wegen der Bedürfnisse der Heere, ihre überflüssigen Sachen und unter andern auch Tuch weggenommen, und ihnen nur das zu ihrem eigenen Verbrauch Nöthige gelassen hatte, was denn das Maximum hieß. Madame Tallien hatte Mitleiden mit dem armen Offizier, und da sie gutherzig war, und in der Schreckenszeit so viel, als von ihr abhing, das Elend der Bedrückten zu mildern suchte, so befahl sie dem Bedienten, dem jungen Krieger ein Stück Tuch zu verabfolgen. Villenave meint, dieses Stück Tuch habe großen Einfluß auf die folgenden Begebenheiten gehabt, wie denn manchmal eine kleine Ursache große Wirkungen nach sich zieht. Von dem geschenkten Tuche nämlich ließ sich Bonaparte eine neue Uniform machen, und konnte sich nun dreist in hoher Gesellschaft zeigen, besonders bei Mad. Tallien, der angesehensten und einflußreichsten Frau jener sonderbaren Zeit. Bei ihr lernte er Mad. de Beauharnais kennen, und heirathete sie; dann ward er Obergeneral, Consul, Kaiser, der mächtigste Mann in Europa. Ob er nicht alles dies auch ohne das von Mad. Tallien verabreichte Stück Tuch geworden wäre? ich glaube es; das Schicksal eines solchen Mannes hing nicht von einem Rocke ab. Indessen beförderte doch die kleine Wohlthat der Mad. Tallien, und mehr noch ihr Wohlwollen und ihre Gunst sein Emporkommen in der Welt. Viele Hunderte sind von ihr auf ähnliche Art begünstigt worden; aber sicher ist keiner weiter dadurch gekommen, als Napoleon Bonaparte. Und dennoch wollte er, als er in der Folge Kaiser geworden war, Mad. Tallien nicht bei Hofe empfangen. Die Kaiserin Josephine hatte länast allen Umgang mit ihr abbrechen müssen. Ihre glänzende Zeit war vorüber: sie gab jezt nicht mehr den Modeton an, und erschien nicht mehr mit Juwelen an den Fußzehen im Schauspiel oder in den Salons; aber sie blieb noch immer die blendend schöne Frau, deren Anmuth Jedermann bezauberte. Indessen hatte sie sich von ihrem Manne getrennt, oder eigentlich von ihren beiden Männern; denn Tallien war der zweite. Sie heirathete nun den Herrn von Caraman, Prinzen von Chimay in Belgien. Alle diese drei Ehen sind fruchtbar gewesen. Mit Herrn von Fontenay hatte sie einen Sohn, mit Tallien eine Tochter und mit dem Prinzen von Chimay noch zwei Kinder erzeugt.

(Die Fortsezung folgt.)

London, September.

(Beschluß.)

Verhältniß unserer Zeit zum Drama.

Diejenigen haben Unrecht, die von den beiden vortheilhaften Erscheinungen, „Jon“ und der „Burggraf von Brügge,“ sich zu der sanguinischen Hoffnung fortreißen lassen, daß das todte Drama im Begriff sey, seinen Sarg zu sprengen und zu jungem Leben zu erstehen. Nein, nein, das Drama ist nicht todt; wäre es bloß todt, so müßte jeder gute Christ an die Möglichkeit seiner Auferstehung glauben. Das englische Drama ist rein vernichtet; Saft und Mark und Geist sind ihm ausgetrocknet, und England besizt nur noch acht Musen. Am Ende aber trifft die Schuld weder Dichter, noch Schauspieler, noch Publikum, sondern einzig und allein die Zeit. Unser neunzehntes Jahrhundert mag graphisch seyn im ganzen Umfange dieses neunmodischen Wortes; wer möchte behaupten, daß es dramatisch sey? Es kann das nicht seyn; denn wenn es wahr ist, daß auf der Bahn, welche ein Volk von der Rohheit zur Verfeinerung durchschreitet, bei jeder Phase seiner Civilisation eine besondere intellectuelle Ader in ihm aufspringt, eine besondere Literatur sich in ihm bildet, und daher die heroische Ballade und das Drama, das epische Gedicht und die Geschichtserzählung jedes in dem Leben eines Volkes eine eigenthümlich abgeschlossene Aera einnehmen, die Geschichtschreibung, zum Beispiel, in den Tagen der Uncultur eben so selten und schwierig ist, wie die heroische Ballade in den Tagen der Verfeinerung, so entsteht die Frage: eignet sich die gegenwärtige Zeit für das Drama? und die Antwort muß lauten: nein, weder die Gegenwart, noch wohl die Zukunft. Weil das Drama die poetische Darstellung des wirklichen Lebens ist, muß seine Sprache, um die Leidenschaften tief zu ergreifen, kunstlos seyn und energisch und ernst. Sind das die Attribute der Verfeinerung? Charaktere müssen mit eisernem Griffel gezeichnet werden, scharf und deutlich und tief. Ist das denkbar in einer Zeit, wo die gesellige Reibung die Menschen einander so ähnlich gerieben hat, wie die Meeresfluth den Sand am Gestade? Woher die Modelle nehmen, wenn alle Individualität in der Gleichheit der Cultur untergegangen ist? Nehme man ein einziges Shakespeare'sches Stück. Welche Charaktere! Lear, Edgar, Edmund, Gloster, Kent, Goneril, Regan, Cordelia und — nicht zu vergessen — der Narr; Jeder ist mit einem tiefen Graben umspannt, durch ihn von dem andern getrennt. Jeden hat der Dichter, mich so auszudrücken, mit der Pflugschaar gezeichnet, mit welcher der Gründer einer Stadt die Umrisse derselben zieht; jeder Strich ist eine Furche, jeder Punkt ein vorspringender Winkel. Ferner soll der Dialog meist schnell umsetzen, bisweilen laut erschallen, wie der Klang einer Sturmglocke; aber unter den neuern Dichtern, und das gilt keineswegs etwa bloß von den Tragödien, es gilt sogar einigermaßen von Byron, kann kaum einer die Frage: wie befinden Sie sich? kürzer als in drei Zeilen fassen. Das Gespräch soll zugleich poetisch und vertraulich seyn; eine feine, oder vielmehr überfeine Sprache muß aber entweder kriechen oder auf Stelzen gehen, und wenn die modernen englischen Dramatiker einfach seyn wollen, werden sie in der Regel einfältig, und geben für gemeines Gespräch, was abgedroschene Gemeinplätze sind. Endlich sollen die Intriguen voll Abwechselung und Aufregung seyn. Wo aber soll die Aufregung herkommen, wenn da, wo Handlung sich bewegen soll, eine dicke Masse lebloser Poesie klebt? Und wo der Wechsel, wenn bisweilen ein ganzer Akt kaum eine einzige Zwischenhandlung aufzubringen vermag? Es ist wahr, zu geeigneter Zeit muß der Zuschauer Zeit zum Ausruhen haben, es muß in dem Drama stille, schattige Ruheplätze geben, und wie der Strom nicht der schönste ist, der immer braust und schäumt, so sind auch das nicht die Kennzeichen eines schönen Drama; aber zu viel Ruhe und Glätte in beiden droht beide stehend zu machen, und überdauft ist oft geschmacklos. Die ganze Richtung unserer Zeit macht, daß die moderne Poesie nicht gerne mit dem vergoldeten Dolche der tragischen Muse spielt, nicht gerne das Rollen ihrer gedämpften Trommel hört und das Schmettern ihrer todverkündenden Trompete. Das neunzehnte Jahrhundert ruft nach der Schnürnadel und dem Reiherstutze, nach dem Tambourin und der Hirtenpfeife. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 226.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 20. September 1836.

Die Natur wollte versuchen, welcher gewaltsamen Zustände unser Geschlecht fähig wäre, und es hat seine Probe bestanden.

Herder.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Auffallende Anomalien haben die atmosphärischen Temperaturverhältnisse dieses Jahrs freilich gezeigt. Die Mittelwärme (d. h. das aus einer langjährigen Reihe vieler Beobachtungen hervorgehende arithmetische Mittel) des März, April und Mai beträgt z. B. für Berlin 3, 7 und 11 Grad, und ist dagegen in diesem Jahr 6, 7 und 8 Grad gefunden worden. Allein unerhört sind so kalte Maimonate deßhalb nicht. Wir finden in unsern Notizen, daß in den Jahren 1740, 1762, 1767, 1780, 1783 und 1795 des vorigen und 1802, 1803, 1804, 1805, 1820, 1821, 1830 und 1831 des laufenden Jahrhunderts starke Schneefälle im Mai vorgekommen sind. Bald aber hat es hier, bald hat es dort geschneit, und ist dagegen, an denselben Maitagen, bald hier, bald dort warm gewesen, so daß unsere oben aufgestellte Theorie der planetarischen Wärme, als gleichzeitigen Productes eigenthümlicher Thätigkeiten des strahlenden und bestrahlten Körpers (der Sonne und der von ihr beschienenen Erde), dadurch noch immer mehr Halt gewinnt.

Man kann mit diesen Erörterungen die Bestimmungen der **höchsten und tiefsten natürlichen Temperaturgrade** vereinigen, welche bis jezt von Menschen beobachtet worden sind, und worüber man kürzlich in öffentlichen Blättern ebenfalls mancherlei entgegengesezte Ansichten gefunden hat. Nach einem Berichte des englischen Kapitäns Back wurde von ihm auf einer Entdeckungsreise im nördlichen Amerika am 17ten Januar 1834, im Fort Reliance, unfern des Polarkreises, in freier Luft, mit einem Alkoholthermometer, eine Temperatur von 45° Reaumur unter dem Gefrierpunkt beobachtet. Als Vergleich mag dabei dienen, daß Quecksilber bereits bei 32° R. gefriert; daß Eis, mit rauchendem Salpetergeiste vermischt, wodurch eine große künstliche Kälte erzeugt wird, das Thermometer nur auf 25° herabbringt, und daß die Kälte zu Waldheim in Sachsen am 27sten Februar 1785, welche 27½° R. betrug, in unsern Gegenden als etwas ganz Unerhörtes betrachtet werden muß. — Dagegen beobachtete der französische Reisende Beauchamp zu Bassora eine Hitze von + 36° Reaumur. * Die Thermometerdifferenz zwischen diesen beiden Extremen beträgt demnach 81°, was ungeheuer

* In den vor uns liegenden mehrfachen Mittheilungen über diesen interessanten Gegenstand wird die oben angeführte Temperatur von + 36° als die größte atmosphärische Hize unsers Planeten bezeichnet. Wir finden aber in unsern Notizen, daß die Hize zu Senegal am 12ten April 1758 36⅔° R. (110° Fahrenheit), und also noch ⅔° mehr betragen habe.

erscheint. Gleichwohl ist der Mensch so organisirt, daß er beide Gegensätze erträgt. Nach den Erfahrungen, welche der bekannte englische Polarreisende Parry namentlich in seinem classischen Werke: Journal of a second voyage for the discovery of the northwest passage, performed in the years, 1821 — 23, London, 1824, mitgetheilt, kann ein mit Pelzen wohl versehener Mensch bei — 36° Reaumur mehrere Stunden sehr wohl im Freien ausdauern, vorausgesezt, daß es windstill ist und die Person in Bewegung bleibt. Erhebt sich aber der Wind, so wird das Frostgefühl in so tiefer Temperatur freilich bald unerträglich, und man muß befürchten, zu erfrieren. Auf der von demselben Reisenden entdeckten Insel Melville, im Eismeer von Amerika, unter 75° nördlicher Breite, wo er überwinterte, bleibt, nach seiner Versicherung, das Quecksilber im Freien fünf Monat lang gefroren, was nach unserer obigen Bemerkung also eine so lange Kälte von mindestens 32° Reaumur (— 40° Fahrenheit *) voraussezt. Dieser scheinbar unerträglichen Kälte unerachtet, ist diese Insel, wenn auch nicht von Menschen, doch von vielen Thieren bewohnt, und Parry fand daselbst Moschusochsen, Rennthiere, Hasen, Rebhühner u. s. w. Auf der in dem nämlichen Meere nur 6° südlicher gelegenen Insel Ingulik aber, wo das Quecksilber ebenfalls drei volle Monat hindurch gefroren bleibt, trifft man beständig zahlreiche Horden Eskimos, welche diese tiefe Temperatur von mindestens — 32° Reaumur augenblicklich mit dem Aufenthalte in ihren übermäßig geheizten Erdhütten vertauschen, in denen vielleicht noch eine größere Hitze herrscht, als Beauchamp zu Bassora ertrug. Da dies ohne Schaden für ihre Gesundheit geschieht, so zeigt es, wie wir beweisen wollten, daß der Mensch zur Ertragung der außerordentlichsten Temperaturverschiedenheiten organisirt ist, was bekanntlich vom Thiere nicht so unbedingt gilt, und wodurch also ein eigenthümlicher Unterschied zwischen menschlicher und thierischer Natur begründet wird.

Der Stoff ist diesmal so reichhaltig und unser Bericht schon so angewachsen, daß wir mehrere interessante Mittheilungen auf ein andermal verschieben müssen.

* Es ist manchen Lesern vielleicht willkommen, wenn ich bei dieser Gelegenheit den Grund des Unterschieds der Thermometerscalen von Fahrenheit und Reaumur in ihr Gedächtniß zurückrufe. Fahrenheit (ein Danziger Künstler aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts) nahm, nach den damaligen Begriffen, für die Grenze der größten möglichen Kälte diejenige an, welche er zu Danzig in dem strengen Winter des Jahrs 1709 beobachtet hatte, und die er gerade wieder hervorbringen konnte, wenn er eine Mischung von gleichen Theilen Schnee und Salmiak bereitete, wodurch, gleichwie durch alle Mischungen von Schnee oder Eis mit Salzen, bekanntlich ein hoher Grad künstlicher Kälte hervorgebracht wird. Er sezte also sein Thermometer in diese erkältende Mischung, wobei das Quecksilber genau so tief, als in jenem Winter sank, und bezeichnete lezteren Punkt, den man den künstlichen Eispunkt nennt, mit Null; den ganzen Raum von da ab, bis zur Höhe, auf welche das Quecksilber im siedenden Wasser stieg, theilte er, nach Maßgabe der Ausdehnungsverhältnisse dieses Metalls, in 212 gleiche Theile (Grade), daher ihm beim Punkte der natürlichen Gefrierung des Wassers schon + 32° zu stehen kamen. Reaumur dagegen, ein etwas später lebender französischer Physiker, bezeichnet lezteren Punkt mit Null, und zählt von demselben an bis zum Siedepunkt des Wassers überhaupt nur 80°. Daher kommt es, daß, wenn man mit Fahrenheit rechnet, die Zahl der Grade fast immer größer ist, als bei Reaumur; jedoch können beide auch wieder beinahe gleich ausfallen, weil Fahrenheit, wie angeführt, seinen Nullpunkt so viel tiefer ansezt. So zeigen Fahrenheits und Reaumurs Scalen z. B. für die, durch eine Mischung von Eis und Salpetergeist hervorgebrachte künstliche Kälte der Zahl nach übereinstimmend 25°, obgleich diese Grade an und für sich, da sie von ganz andern Punkten an gerechnet werden, eine ganz verschiedene Bedeutung haben. — Daß endlich bei dem auch häufig im Gebrauche vorkommenden hunderttheiligen Thermometer der ganze Raum vom natürlichen Gefrier- bis zum Siedepunkt des Wassers in hundert Theile getheilt wird, ist bekannt.

Die seltsame Ehe.

(Fortsetzung.)

Die Tante führte Adelheide in die große Welt ein, und es konnte nicht fehlen, daß die schöne und liebenswürdige, und was noch mehr sagen wollte, die reiche Erbin hier eine Huldigung fand, welche die höchste weibliche Eitelkeit befriedigen mußte. Bald richteten sich alle Blicke und Wünsche der Jünglinge und der Familien, die auf eine Verbindung mit Adelheid Ansprüche machen zu können glaubten, auf sie, und nichts wurde unversucht gelassen, sie zu umstricken. Adelheids Blick entging aber nicht der tiefere Eindruck, den sie auf einen Jüngling gemacht hatte, der zwar von edler Geburt, aber in den höhern Kreisen doch nur vorzüglich seiner mannichfaltigen Talente wegen aufgenommen war, da er kein Vermögen hatte, um äußere Ansprüche geltend zu machen. Albert von Hohenstein war auch weit entfernt, seine Ansprüche bis zu Adelheid zu erheben; allein ihr Blick traf öfter auf ihn, wie sein tiefes, schwarzes, seelenvolles Auge auf ihr ruhte, wenn sie wie eine Göttin in dem Schwarme ihrer Anbeter waltete, und immer öfter fühlte sich ihr Blick zu ihm hingezogen, ob sie gleich jedesmal, wenn ihre Blicke sich trafen, ihr Auge niederschlagen mußte. — Die zahlreichen Bewerbungen um sie waren kein Geheimniß, wohl aber sie selbst. Sie ließ sich die Huldigungen wohl gefallen, man bemerkte aber weder, daß sie sie aufzumuntern strebe,

noch daß ſie irgend einen Unterſchied darin mache, und es war bekannt, ſie habe mehrere ſogenannte glänzende Anträge zu einer Verbindung mit der Erklärung abgelehnt, daß ſie ſich noch nicht zu einer ehelichen Verbindung geneigt fühle. Da ſie ſo gar nicht die jungen Männer an ſich zu feſſeln ſuchte, ſondern ſich ſelbſt mehr den ältern Männern zuwandte, die ſich durch Geiſt auszeichneten und deren Abgott ſie war, ſo entwaffnete ſie den Neid ihrer Jugendgenoſſinnen, die ſich oft das Vergnügen machten, ſie mit einem oder dem andern aus dieſem Kreiſe mädchenhaft zu necken, wobei denn Adelheid nichts ſchuldig blieb. So kam einſt bei einer Landpartie befreundeter Familien, bei welcher ſehr viele junge Damen und Herren waren — unter welchen auch Albert — in einer Pauſe, in welcher die junge Welt ſich in einem anmuthigen Gehölze vom Tanze erholte, auch die Rede darauf, wie die jungen Damen wünſchten ihr künftiges Leben zu geſtalten, und es wurden die phantaſtiſchſten Plane, halb Scherz, halb Ernſt, preisgegeben, beſonders auch was die Verhältniſſe gegen die künftigen Gemahle betraf, wo denn manche Neckereien des Herzens unter den Anweſenden, die ſich verſtanden, in's Spiel kamen. „Was mich betrifft," ſagte Adelheid, „ſo iſt mir meine Freiheit vor Allem werth, und ich denke ſie ſo lange als möglich zu behaupten." — „Sie haben doch ſich nicht verſchworen, unſer Geſchlecht ganz zur Verzweiflung zu bringen und keinen Mann zu beglücken?" ſagte ein junger Graf, der beſonders eifrig um Adelheids Gunſt ſich bewarb. „Erlauben Sie," erwiderte Adelheid, „ich möchte nicht allein beglücken wollen, wie Sie zu ſagen belieben, ſondern auch ſelbſt glücklich ſeyn —" ihr Auge fiel unwillkührlich auf Albert, den dieſer flüchtige Blick wie ein Blitzſtrahl mit ſüßem Weh durchzuckte — „und dazu," fuhr ſie fort, „habe ich denn meinen eigenen Plan." Alle drangen in ſie, und keiner eifriger, als der Graf, daß ſie ihren Plan mittheilen ſollte; er müſſe wohl ſo reizend ſeyn, daß ein Jeder ſich glücklich ſchätzen würde, ihn, ſo weit ein ſchwacher Sterblicher dies vermöchte, zu verwirklichen. — „Nun wohl," ſagte ſie, „wir wollen ſehen. — Wenn ich denn alſo mich entſchließen ſollte, eine Verbindung einzugehen, ſo würde die erſte unerläßliche Bedingung — nach der feurigſten Liebe, verſteht ſich — die ſeyn —" hier ſtockte ſie, leicht erröthend, und Alle waren geſpannt — „die ich mit Ihrer Erlaubniß für's Erſte für mich behalte," fügte ſie muthwillig hinzu. Man beſtürmte ſie, dieſe erſte Bedingung mitzutheilen; ſie aber verſicherte, es kämen noch Bedingungen genug, daß eine mehr oder weniger gar nichts bedeute. — „Mein Erwählter müßte völlig ſeine äußere Unabhängigkeit behaupten, ſeine innere bitte ich mir aus. Er muß das Leben zu genießen verſtehen, aber es nicht bloß in der Reſidenz ſuchen, ſondern auch Freund des Landlebens ſeyn. Um zu erkunden, wo ſich's am angenehmſten leben läßt, wird die große Tour gemacht, und überall ſich hinlänglich aufgehalten, um Alles gehörig kennen zu lernen; denn ich bin eine große Freundin der Gründlichkeit. Ueberall, wo es Geiſter gibt, was nicht überall der Fall ſeyn ſoll, müſſen dieſe angezogen werden; Muſiker vor Allen, nicht weniger Dichter, berühmte Reiſende, die viel zu erzählen wiſſen, Maler und berühmte Bühnenkünſtler. Dieſe müſſen einen angenehmen Mittelpunkt in unſerm Hauſe finden, wo Geiſt und Talent allein den Rang vertheilen, und in dieſem Kreiſe muß mein Gebieter gerade nicht der Unbedeutendſte ſeyn. Iſt der Ort für den Winteraufenthalt gefunden, ſo wird ſich hier gehörig eingerichtet, und wir bewegen uns bequem in allen Kreiſen, die uns offen ſtehen, ohne uns an einen einzelnen zu feſſeln. Der Frühling und Sommer aber wird auf den Gütern zugebracht. Hier wird für jede Annehmlichkeit des Landlebens geſorgt, ſo viel in unſern Kräften ſteht. Eine ausgeſuchte Bibliothek für die Unterhaltung, ein Muſikſalon, mit allen Inſtrumenten verſehen, und beſonders kleine bequeme Appartements für Gäſte, wo Sie uns Alle willkommen ſeyn werden," — ſie wandte ſich anmuthig zum ganzen Kreiſe — „aber unter der Bedingung, daß wir einander nicht geniren; Jeder folgt ſeiner Neigung, und nur die Mittags- und Abendtafel vereinigt uns in der Regel. Ein kleines Theater wird unſern talentvollen Gäſten Gelegenheit geben, ihr Talent unter der Leitung eines gefälligen Bühnenkünſtlers eben ſo geltend zu machen, als die muſikaliſchen Talente unter der Leitung eines gefälligen Tonkünſtlers.. Die gefälligen Dichter werden uns ihre neueſten Dichtungen vortragen, die intereſſanten Reiſenden uns von ihren Reiſen unterhalten. Uebrigens wird Alles in einer Einfachheit ſeyn, wie das Landleben es erfordert. Ob Badereiſen gemacht werden, weiß ich nicht; ich liebe die Art von genirter Freiheit in den Bädern nicht ſonderlich. Doch das wird ſich finden. Um meine Toilette bekümmert ſich mein Gebieter nur, inſofern er zuweilen meinen Geſchmack lobt. So ungefähr würde ich mein äußeres Leben zu geſtalten ſuchen."

(Die Fortſetzung folgt.)

An einem Strom.

Was ſingt doch für ein brauſend Lied,
Der Strom, der hier vorüber zieht,
Mit ſeinen tauſend Lippen?
Es iſt, als zög' ein Kriegesheer
Auf ihm hinab zum wilden Meer,
Zu ſterben an den Klippen.

Das iſt ein ew'ger Schlachtgeſang,
Iſt alter Deutſcher Waffenklang
In dumpfen Geiſtertönen,
Den ſeiner Wellen lauter Mund
Noch thut mit wildem Brauſen kund
Der alten Väter Söhnen.

Nic. Müller.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortſetzung.)

Madame Tallien. Wucherproceß.

Nach dem Tode der Mad. Tallien traten drei andere Kinder auf, welche zwar während ihrer Heirath mit Tallien geboren, aber nicht als ſeine Kinder eingeſchrieben worden waren; denn Tallien war damals in Egypten mit Bonaparte; eines der drei wurde auch erſt während des Scheidungsproceſſes geboren. Dieſe drei Kinder waren an der Municipalität als Kinder der Demoiſelle Cabarrus (der Familiennaine der Mad. Tallien) einregiſtrirt worden. Dieſe drei nun verlangten bald nach dem Tode ihrer Mutter (Tallien war etwas früher geſtorben) als Kinder der Talliensſchen Ehe anerkannt zu werden, und befugt zu ſeyn, dieſen Namen zu tragen. Dagegen ſträubten ſich die Prinzen von Chimay. Kinder der dritten Ehe, und nun entſtand im Jahr 1855 der ſonderbare Proceß zwiſchen den Kindern zweier Ehen, wobei ein Theil den andern für unehelich erklärt wiſſen wollte. Die berühmteſten Advokaten von Paris führten das Wort in dieſem Familienſtreite, der von den Richtern ſo geſchlichtet wurde, daß die drei Kinder als Talliensſche betrachtet werden müßten, aus dem Grunde, weil Tallien ſie nie verleugnet habe. Aber anerkannt hatte er ſie doch auch nicht, und ſonſt gilt doch ein Kind für unehelich, wenn der Vater es nicht anerkennt. Daß er abweſend geweſen ſey, wurde von den Advokaten dieſer Partei nicht geleugnet; allein, ſagten ſie, Tallien hat mehrere Reiſen nach Frankreich während jener Zeit gemacht, und dies iſt genug für unſere Sache. Faſt alle Kinder der Mad. Tallien haben ſich gut verheirathet; daher waren mehrere angeſehene Familien bei dieſem Proceß betheiligt. Es iſt gut, daß die Entſcheidung des Gerichts ſie Alle für ehelich anerkannt hat; wenn dies Urtheil nicht ganz gerecht iſt, ſo bedeckt es wenigſtens das Betragen der ſchönen Frau, und man begreift kaum, wie die Prinzen von Chimay als Kläger haben auftreten können. Beſſer wäre es geweſen, ſie hätten geſchwiegen; die Sache wäre dann nicht ſo ruchbar geworden. — Ich gehe nun zu den neueſten Proceſſen über, welche der Gegenſtand des Tagesgeſprächs in Paris geworden ſind. Bereits in einem vorigen Berichte habe ich der gerichtlichen Unterſuchungen erwähnt, wozu die allzu argen Umtriebe einiger berüchtigten Wucherer, unter andern des bereits mehrmals von mir hier angeführten Noel Jeannin, Anlaß gegeben haben. Nicht allein die von ihnen betrogenen und geplünderten jungen Verſchwender, ſondern auch die Eltern derſelben, denen die Thorheiten ihrer Kinder leider theuer zu ſtehen kommen, waren als Kläger aufgetreten, und aus den gerichtlichen Verhandlungen ergab ſich ein furchtbares Gewebe liſtiger Betrügereien. Die abgefeimten Wucherer in Paris ſind nie ſo dumm, daß ſie denjenigen, welche ſich, um Geld zu bekommen, an ſie wenden, baares Geld gegen das Verſprechen von wucheriſchen Zinſen leihen ſollten; dadurch würden ſie den Verſchwendern Waffen gegen ſich in die Hände liefern. Statt eines Wuchercontraktes ſtellen ſie einen völligen Verkaufscontrakt aus; ſie verkaufen allerlei Waaren, die im Grunde wenig Werth haben, und laſſen ſich dafür einen Empfangsſchein mit Beſtimmung eines gewiſſen Zahlungstermins ausſtellen. Dadurch bekommt das Geſchäft das Anſehen eines geſetzmäßigen Handels. Nun hat aber der Verger noch immer kein baares Geld in Händen, obſchon es ihm darum allein zu thun iſt. Der Wucherer gibt ihm alſo Jemand an, welcher die Waaren wahrſcheinlich kaufen werde. Natürlich iſt dieſer Jemand ein mit ihm einverſtandener Schelm. Der Geldbedürftige läuft alſo zu dieſem Menſchen, findet ihn aber nicht ſehr geneigt, ſein volles Waarenlager, wie er ſagt, noch mehr anzufüllen. Durch dringendes Bitten läßt er ſich jedoch erweichen, bietet wenig und bekommt die Waaren. Es kommen darunter alle möglichen Dinge vor, ein Pferd, eine Kuh, Spazierſtöcke, Mäuſefallen, Actien verunglückter Unternehmungen u. dergl. Man kann denken, daß ſich ein geldbedürftiger junger Stutzer mit einigen hundert Rattenfallen oder eiſernen Spazierſtöcken ſehr verlegen fühlt, und die Waaren gerne abgibt, wenn er nur etwas baares Geld dafür bekommen kann. Eine ganz beſondere Begünſtigung von Seiten der Wucherer iſt es, wenn ſie baares Geld geben, und ſich Wechſel für ⅓ oder ½ mehr ausſtellen laſſen. Das thun ſie nur, wenn ſie es mit guten Kunden zu thun haben, deren Familien wohlhabend, und folglich im Stande ſind, zu zahlen, wenn die jungen Verſchwender wegen Zahlungsunfähigkeit zur Verfallzeit der Wechſel in's Schuldengefängniß wandern müſſen. Alles dieſes und noch vieles Andere kam bei jenem Proceſſe zur Sprache. Die Kläger waren zum Theil aus dem Schuldgefängniß gezogen worden, und daher von einem ſogenannten garde de commune begleitet. Sie mochten ſämmtlich wohl nicht viel taugen; aber die Wucherer waren doch viel ſchlechter. Die meiſten Schuldner hatten äußerſt wenig empfangen, und dennoch beliefen ſich ihre Schulden ſehr hoch. Unter den gelieferten Waaren befanden ſich, wie es ſcheint, außerordentlich viele Bücher. Dies war freilich eine ſehr koſtbare Waare zur Zeit, als die Buchdruckerkunſt eben erfunden worden war. Seitdem aber die Pariſer Verleger ihre Produktionskraft ſo außerordentlich in Thätigkeit geſetzt haben, daß Alles mit Büchern überſchwemmt iſt, und daß Viele darüber bankerott geworden ſind und ihre Büchervorräthe haben veräußern müſſen, ſind Bücher leider eine ſehr verrufene Waare, daher die Geldborger, denen die Wucherer Bücher an Geldesſtatt geliefert haben, blutwenig daraus ziehen konnten. Natürlich gilt dies nur von Büchern, die an ſich ſchlecht ſind, oder von denen eine große Menge von Ausgaben vorhanden iſt. Gute Bücher aus dem Verlage verſtändiger und umſichtiger Buchhändler behalten ihren Werth nach wie vor. Das Gericht hat endlich die ſpitzbübiſchen Wucherer, da ſie diesmal vollkommen der Schelmerei überführt worden ſind, tüchtig beſtrafen zu müſſen geglaubt, und Jeannin, als ihr Hauptanführer, iſt wegen Betrügerei und Wucher zu einem Jahr Haft und 20,000 Fr. Geldbuße, und ſein Mitſchelm Joveux zu zweijähriger Haft verurtheilt worden. Jeannin, als ein durchtriebener Fuchs, hatte ſich nicht geſtellt; die Verurtheilung iſt alſo in contumaciam geſchehen, was ihn berechtigt, die Sache vor Gericht wieder vornehmen zu laſſen. Wahrſcheinlich hat er die Ausſicht, ein andermal nicht ſo rauh behandelt zu werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 227.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 21. September 1836.

Sieh da die kleine Kriegeswelt am Bord!
Geschütze aufgepflanzt, der Wege Spangen!

Byron.
Childe Harold.

Skizzen aus Lissabon.

Das Frühstück auf der amerikanischen Flotte.

Bei unserer Ankunft in Portugal befand sich ein nicht unbedeutendes amerikanisches Geschwader, bestehend aus drei Fregatten des ersten Rangs, einer Corvette und mehreren Kriegsbriggs, auf der Rhede von Lissabon. Es war zu verschiedenen Expeditionen im mittelländischen Meer bereits gebraucht worden und sollte noch gebraucht werden. Der französische Embassadeur, Graf von Priest, machte dazu sauersüße Mienen und meinte, er kenne die eigentliche Bestimmung dieser Flotille recht wohl, was auch begreiflich ist, wenn man erwägt, daß damals die Streitfrage Frankreichs und der Vereinigten Staaten wegen einer Geldforderung der lezteren noch nicht völlig entschieden war. Mochte dem übrigens seyn, wie ihm wollte, gar stattlich wehte die himmelblaue, mit Sternen besäete Flagge über den stolzen Schiffen, und sah fast übermüthig auf ihre Nebenbuhlerin, die Flagge Englands, herab, die niemals aufhört, mit portugiesischen Lüften zu buhlen. Nun hatte bei Gelegenheit der Ceremonie im St. Ventopallast, mit welcher die Cortes entlassen wurden, Herr v. H., der Chargé d'affaires unsers herzoglichen Hofes bei der Königin, der gleich mir im Gefolge des Prinzen angekommen war, die Bekanntschaft des Befehlshabers jener Flotille gemacht, und eine Einladung zum Frühstück am Bord seines Schiffes, der Fregatte Constitution, für einen der nächsten Tage erhalten. Herr v. H. glaubte nichts zu wagen, wenn er diese Einladung auf mich ausdehnte, und mir erlaubte, ihn zu begleiten.

Wir schifften uns daher an dem bestimmten Tage gegen Mittag auf dem Caes do Sodré ein und ließen uns nach der Fregatte rudern, die mitten im Tajo, folglich etwa eine halbe Stunde von der Stadt lag. Je näher wir derselben kamen, je mehr traten die großartigen Verhältnisse des schönen Schiffes hervor, dessen helle Kajütenfenster weithin erglänzten, und das an jeder Seite mit vierzig Feuerschlünden gespickt war. Von seinem höchsten Mast wehte die blaue Sternenflagge der neuen Welt, darunter die roth und weiße der Vereinigten Staaten. Außer dem unsrigen ruderte noch ein Boot gegen das Schiff heran, mit welchem wir zugleich ankamen; es führte den außerordentlichen Ambassadeur von Belgien, Baron Van de Weiher, und den in Lissabon stationirten belgischen Geschäftsträger, Herrn Serruys. Eine prachtvolle Treppe war vom Bord des Schiffes aus niedergelassen, Stufen, auf denen wir so bequem emporstiegen wie auf den Stufen eines Pallastes. Mir herzoglichen Kammerjunker war ganz eigen zu

Muthe, als ich dieſe republikaniſchen Sproſſen betrat. Himmel! ich ſollte mich unter ein Volk begeben, das bis jezt noch der Kammerjunker entbehrte! Armes Amerika! ſeufzte ich und ſchrak zuſammen, denn eine volle, gewaltige Muſik rauſchte vom Verdeck empor und empfing uns mit ihrem wilden, jubelnden amerikaniſchen Gruß.

Der Commodore, von ſeinen Kapitäns und Lieutenants umgeben, ſtand auf dem oberſten Treppenabſatz und hieß uns auf die freundlichſte Weiſe willkommen. Er war ein blonder, hübſch und behaglich gebauter Mann in den beſten Jahren, mit einem wahrhaft leutſeligen Geſicht, das man bald liebgewinnen mußte. Sein Name war Elliot. Vorne auf dem Verdeck nannte er uns ſeine Offiziere und führte uns dann an der Hauptwache vorüber, die in Parade aufgeſtellt war und den Herrn Geſchäftsträgern die militäriſchen Honneurs machte. Die übrige Beſatzung des Schiffs nebſt der Bemannung war gleichfalls in langen Reihen auf dem Verdeck aufgeſtellt, und nahe beim Eingang zur Haupttreppe, welche zur Cajüte des Commodore führte, ſtand ein ziemlicher Trupp junger, loſer Geſellen mit ihren friſchen, muthwilligen Geſichtern, die ſich über uns aufzuhalten ſchienen, die Midſhipmen der Flotille.

Wohin man übrigens blickte, ward das Auge durch Glanz und Nettigkeit gefeſſelt; Geländer, Handhaben, Griffe von funkelndem Metall; Alles ſo neu und ſchön, als wäre es ſo eben erſt aus den Händen der Werkmeiſter gekommen; die Bohlen des Verdecks, die Thüren polirt und gebahnt, die Treppen mit bunten Teppichen belegt. Wir betraten nun die Wohnung des Commodore im Zwiſchendeck, welche aus mehreren großen und kleineren Gemächern beſtand. Das Vorzimmer bildete ein ſehr geräumiger Saal, in welchem unter den Geräthſchaften einige befindlich waren, die ſonſt nicht zu dem Ameublement eines Salons zu gehören pflegen; es ſtanden nämlich an jeder Seite zwei ungeheure Kanonen, deren Mündungen durch die Fenſter gingen, und die mit ihrem kriegeriſchen Ausſehen ſonderbar mit den zierlichen Stühlen, Sophas und Tiſchen contraſtirten, die ihre Nachbarn waren. Verſchiedene Porträts ſchmückten die Wände des Salons, Bildniſſe von Perſonen, die ſich vielleicht nur hier begegneten: Jackſon, der amerikaniſche Präſident, König Otto von Griechenland und die Königin Donna Maria. Alle drei waren bekränzt und faſt wie die Bilder über einem Altare geſchmückt. Bei Jackſon ließ ſich das leicht erklären, auch bei der jugendlichen Königin war dieſe Galanterie in der Ordnung; König Otto aber verdankte ſie dem Umſtande, daß Elliot längere Zeit in dem Hafen von Salamis gelegen und gar manche Freundlichkeit von dem jungen Könige erfahren hatte. Mir gefiel dieſe Erkenntlichkeit recht wohl, wie überhaupt Alles, was ich ſah.

Das Cabinet des Commodore war ſeemänniſch elegant eingerichtet, vorzüglich in Bezug auf nautiſche Inſtrumente, deren er viele beſaß. Eine Niſche mit einem Divan, gewiſſermaßen das Allerheiligſte dieſes Raums, war mit den Bildniſſen einer Frau und mehrerer Kinder geſchmückt, der Familie des liebenswürdigen Seemanns, der er mit großer Liebe anzuhängen ſchien. Außerdem befanden ſich noch mehrere Kupferſtiche an den Wänden, Seegefechte darſtellend, und ich weiß nicht, ob eine kleine Eitelkeit, die Elliot hiemit verrieth, Entſchuldigung finden kann; ich für meinen Theil bin ſehr geneigt, ſie ihm zu vergeben. Dieſe Bilder ſtellten nämlich ſeine eigenen Heldenthaten dar. Schon ſeit dem Knabenalter im Flottendienſt, hatte er ſich dermaßen gegen die Engländer ausgezeichnet, daß er einen Biographen gefunden hatte, und jene Kupferſtiche waren die Beigabe der mehrbändigen Beſchreibung ſeines Lebens. Solches demonſtrirte uns einer der Herrn Lieutenants, von dem ſich doch nicht annehmen läßt, daß er uns zum Beſten haben wollte.

(Die Fortſezung folgt.)

Die ſeltſame Ehe.

(Fortſezung.)

Daß Adelheid in der Lage war, alles dieſes zu verwirklichen, und daß in ſo ferne nichts Phantaſtiſches in dem ganzen Plane lag, das war bekannt, und die meiſten ihrer jungen Freundinnen konnten ſich eines Seufzers nicht enthalten, indem ſich jede dies Leben nun auch nach ihren eigenthümlichen Neigungen weiter ausmalte. Alle aber ſtimmten ein, daß ein ſolches Leben ſehr reizend ſeyn müſſe; nur der Graf meinte, ſie werde doch die verlangte äußere Unabhängigkeit ihres Gemahls — er war Höfling und mochte gern am Hofe glänzen — nicht zu weit ausdehnen, und die innere nicht zu ſehr beengen. König, Staat und Vaterland und Familie hätten auch Rechte auf den Einzelnen, der verbunden ſey, für ſie zu wirken, und ohne eine feſte Beſtimmung könne der Mann nicht wohl ſeyn. „Seine feſte Beſtimmung iſt ja,“ erwiderte Adelheid, „mich glücklich zu machen, und in mir König, Staat, Vaterland und Familie, denen Allen ich angehöre. Uebrigens wird mein Auserwählter, wie ich ihn mir wünſche, nicht äußerer Antriebe, und wären es die glänzendſten, bedürfen, um wohlthätig zu wirken, und er wird ſich auch wohl irgend eine beſtimmte Sphäre ſeines Strebens bilden, wie ich dies an meinem Theile gleichfalls thun würde; denn bloß wie Schmetterlinge umherzufliegen und an Allem herumzunaſchen, das könnte gewiß nicht ihm und nicht mir genügen.“ Sie hätte gern Albert, der, ſein Auge auf ſie gerichtet, ſtill zugehört hatte,

und deſſen feiner Mund nur zuweilen ſchmerzlich zuckte und dann wieder lächelte, gefragt, wie ein ſolcher Plan ihm gefalle; ſie vermochte aber nicht, die Frage über die Lippen zu bringen.

Man trennte ſich heiter, und was wohl Adelheids erſte, von ihr zurückgehaltene Bedingung ſeyn möchte, beſchäftigte die Jünglinge wie die Mädchen, beſonders aber Albert. Er erſchöpfte ſich in Möglichkeiten. Es lag eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit und Freiheit in Adelheids Benehmen, zugleich aber ſo viel Wahrheit und Tiefe in ihren Aeußerungen — es konnte keine Bedingung ſeyn, die ihrer oder eines Mannes von Ehre unwürdig wäre, deſſen war er gewiß; aber er hätte doch gern gewußt, ob er ſie wohl eingehen würde, ſo weit er auch davon entfernt war, ſeiner Phantaſie zu geſtatten, ſich in ein unmittelbares Verhältniß mit ihrem Plane zu ſetzen. Dazu war er zu ſtolz, denn von dem Vermögen ſeiner Frau abhängig zu ſeyn, dünkte ihm erniedrigend. Und doch konnte er den Blick des dunkelblauen Auges unter den langen, ſchwarzen Wimpern hervor, der ihm einen Himmel aufſchloß, nicht vergeſſen, ſo wie Adelheid oft ſeines ſchwarzen Auges voll Feuer und Seele gedenken mußte.

Es rückte die Badezeit heran, die ſchöne Welt eilte in die Bäder und Adelheid mit ihrer Großtante zu ihrer Mutter auf die Güter zurück. Sie fand die Unglückliche unter der ſorgfältigen Pflege des Hausarztes und ihrer Umgebung körperlich geſund, aber geiſtig in dem früheren Zuſtand unverändert, nur daß bei ihrem Anblick der Mutter ſchönes Auge heller leuchtete, als ob ſie ſich freue, das Vermißte wieder zu finden; bald aber kehrte die alte Theilnahmloſigkeit wieder zurück. Der Zuſtand der Mutter drang jezt noch tiefer in ihre Seele: der Grundſatz ihrer Großtante über die Ehe hatte ſich ihr beim Aufenthalt in der Reſidenz nur zu häufig beſtätigt, und ſich einem ſolchen Looſe zu entziehen, der Entſchluß ſtand unerſchütterlich feſt.

Nicht lange nach ihrer Rückkunft erkrankte ihre mütterliche Freundin; Adelheid hatte den Schmerz, ihren Verluſt zu betrauern, und war nun, die unbeſchränkte Beſitzerin eines großen Vermögens, mit ihrer geiſteskranken Mutter allein. Wie fühlte ſie ſich verlaſſen! — Die geliebte Großtante wurde nach ihrem Wunſche an einer einſamen, romantiſchen Stelle des Parks in einer Gruft beigeſezt, über welcher ſich ein kleiner, offener griechiſcher Tempel auf Säulen erhob, in deſſen Mitte die Marmorbüſte der Verſtorbenen auf einem Granitpoſtament mit der einfachen Inſchrift ihres Namens und des Tags ihrer Geburt und ihres Todes ſich befand. Ein Kranz ſchöner, hundertjähriger Eichen ſchloß in einem weiten Kreiſe das Grabmal ein. — Hieher wandelte Adelheid täglich und ſchmückte die Büſte der geliebten Frau mit einem friſchen Blumenkranze, und die geiſteskranke Mutter ſelbſt ſchien die Bedeutung dieſes Grabmals zu fühlen, denn ſie lenkte immer ihre Schritte dahin, ſezte ſich dann auf die Schwelle der Rotunde und zerpflückte Blumen, die ſie auf dem Wege gepflückt hatte, während Adelheid ihren Thränen am Grabe der mütterlichen Freundin freien Lauf ließ.

Albert war bald, nachdem Adelheid die Reſidenz verlaſſen hatte, mit einem jungen Fürſten als Geſellſchafter nach Paris gegangen, und obgleich die Pariſer Schönen den Eindruck Adelheids auf ſein Herz nicht im mindeſten zu ſchwächen vermochten, ſo war er doch mit dem, was ſich mit ihr zugetragen, völlig unbekannt geblieben. Ihr Bild trat lebhafter vor ſeine Seele, als er ſich der Gegend nahte, in welcher ſie ihren Wohnſiz hatte, und durch die der Rückweg ihn führte. Er wollte ſchnell hindurcheilen, ein ſeltſamer Traum aber erfüllte ihn mit einer unbezwingbaren Sehnſucht nach ihrem Anblicke. Ihm träumte, eine hohe Frauengeſtalt trete vor ihn und zeige ihm in einem Gemälde jene Scene in dem Gehölze, wo Adelheid ihren Lebensplan mittheilte, in dem Augenblick, wo ihr flüchtiger Blick auf ihn fiel, und ihn mit ſo ſüßem Weh durchſchauerte. Er wollte ſich dem Gemälde nähern, das ihm zu leben ſchien, aber die Frauengeſtalt legte den Finger auf den Mund und wich mit dem Bilde immer mehr zurück, je näher er trat. Dieſe Seligkeit iſt mir unerreichbar! rief er aus, und erwachte über dieſem Ausruf. Er konnte ſich kaum überreden, daß es ein Traum geweſen ſey, ſo lebendig ſtand die ganze Scene vor ſeiner Seele. Der Traum aber dünkte ihm eine Warnung, ſich ihr nicht zu nahen; nur konnte er dem Drang nicht widerſtehen, ſich mindeſtens in der Luft zu berauſchen, in welcher ſie athmete. Es war ihm Bedürfniß, mit den Räumen bekannt zu ſeyn, in welchen ſie ſich bewegte und erfreute. Vielleicht konnte er unbemerkt in dem Parke ſich umſehen und die Mauern wenigſtens in der Ferne ſchauen, die das liebliche Weſen umſchloſſen, deſſen Bild mit ſo unwiderſtehlicher Anmuth ſeinem Herzen vorſchwebte.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beſchluß.)

Der Seguiniſche Proceß.

Dieſe Gerichtsverhandlung erregte bei den Menſchenfreunden ein ſchmerzliches Gefühl; einerſeits ſah man alle die hartherzigen Blutſauger ſtehen, denen das Unglück der verführten Jugend gleichgültig iſt, welche ſogar dazu helfen, ſie recht in die Verſchwendung hineinzuſtürzen, und ſie hierauf in dem Schuldgefängniſſe verkümmern laſſen, und anderſeits die Verſchwender, welche ihre Jugend damit zubringen, ſich und ihre Familien zu Grunde zu richten, den beſten Theil ihres Lebens in der Haft oder in Drangſal und

Muth verlieren, und wohl auf immer sich die Aussicht benehmen, nützliche Staatsbürger zu werden. Wenn man den Glauben an die Menschheit behalten will, so darf man nicht oft solchen Processen beiwohnen; denn hier zeigt sie sich von einer wirklich sehr schlimmen Seite. Dies war auch mit dem Processe der Fall, welcher bald darauf vorkam, und beinahe vierzehn Tage dauerte; er betraf die Erbschaft des berüchtigten Millionärs Seguin, von dessen Sonderbarkeiten ich in Verlaufe voriger Jahre mehrmals Züge angeführt habe. Daß die Erbschaft eines so reichen Sonderlings manche Geldgierige in Bewegung setzen würde, war vorauszusehen, und aus dem Processe ergibt sich, daß man schon bei seinen Lebzeiten Manches im Geheimen trieb, um den Mann, welcher eigentlich Niemanden, selbst den Seinigen nicht, aufrichtig zugethan war, günstig für diesen oder jenen zu stimmen. Sehr rührig scheint eine Nichte gewesen zu seyn, welche einen sehr bekannten Namen führt. Sie ist die Frau eines in der königlichen Hofintendantur angestellten Beamten, Namens de Wailly, ein Name, den ich deßhalb anführe, weil die Familie Einfluß bei den Hauptjournalen besitzt, und daher bewirkt hat, daß der Name verschwiegen wurde. Das Journal des Débats verschweigt sogar den ganzen Vorfall vor Gericht, obgleich dieser Proceß zu den merkwürdigsten der letztern Zeit gehört. Die Waillys haben bedeutende Stellen in den Ministerialbureaux, und waren unter Guizots Ministerium sehr emporgekommen. Diese rührige Frau nun war mit Andern bezüchtigt, ein falsches Testament verfertigt zu haben, und zu gleicher Zeit betraf die Anklage einen Arzt, Namens Horner, schweizerischer Abkunft, welcher beschuldigt wurde, einen falschen Wechsel von einer halben Million Franken im Namen Seguins ausgestellt zu haben, und zwar sollte aus einer schriftlichen Erlaubniß Seguins, seine Gärten zu besuchen, durch Ausstragen, Ausbeizen und Einschieben von Wörtern und Buchstaben der Wechsel gemacht worden seyn. So etwas scheint kaum glaublich; allein leider haben es die Verfälscher in ihrer Kunst so weit gebracht, daß sie jede Schrift auf einem Papiere gänzlich auslöschen können, so daß nicht die geringste Spur davon übrig bleibt. Auf Befragen, ob dies wirklich geschehen könne, antwortete neulich ein Chemiker dem Gerichtspräsidenten: „Geben Sie mir eine Schrift von Ihrer Hand, und in Zeit von einer Stunde sollen Sie auch keinen Strich davon mehr auffinden können.“ Bei dieser furchtbaren Geschicklichkeit, wozu sich noch die Kunst der Nachahmung der Handschrift gesellt, ist Niemand sicher, daß man nicht seine Papiere verfälscht, wenn ein unredlicher Mensch es für vortheilhaft hält, dies zu thun. Auch die Schuldverschreibung von einer halben Million würde vielleicht als eine wahre anerkannt worden seyn, wenn die ungeheure Summe nicht sogleich Aufsehen erregt hätte, zumal der Wechsel erst kurz nach dem Tode Seguins zum Vorschein kam. Es ist etwas fast Unerhörtes, daß Jemand einen Wechsel für eine solche Summe ausstellt, und auch Seguin, obgleich er mit Millionen zu thun hatte, mochte dies schwerlich je gethan haben. Laffitte sagte auf Aufforderung des Präsidenten vor Gericht aus, ein solcher Wechsel möge zuweilen unterzeichnet worden seyn, es sey aber wider die Gewohnheit der Handelsleute. Es traf sich hier, daß einer der Beklagten, Lourtet, Laffitte's Neffe war. Mit diesem haben die Tageblätter nicht so viele Umstände gemacht, wie mit der Mad. de Wailly, denn sie haben ihn bei Namen genannt, und seine Verwandtschaft mit dem vormaligen Bankier und Finanzminister keineswegs verschwiegen. Als nun der ungeheure Wechsel vorgebracht wurde, den Seguin zu Gunsten Horners ausgestellt haben sollte, fragte sich natürlich, weßhalb denn der Millionär eine solche Obligation unterschrieben habe. Hierauf erwiderte Horner, er habe dem unternehmenden Seguin, welcher sich mit allerlei Dingen abgab, und vielerlei Speculationen auf einmal betrieb, ein geheimes Verfahren, das Holz völlig auszutrocknen, verkauft, und dafür habe er das Versprechen einer halben Million schriftlich erhalten. Dies ließ sich hören. Seguin hatte während der Revolution Millionen mittelst seines Verfahrens der schnellen Gerberei gewonnen; vielleicht sah er auch in dem Hornerschen Verfahren ein Mittel, wieder große Kapitalien anzuhäufen; denn das Bedürfniß, das zum Verarbeiten bestimmte Holz schnell trocken zu haben, ist in den Gewerben oft fühlbar gewesen. Horner ist ein eigener Mann; von einem Bedienten und Kutscher hat er sich zum Arzte emporgeschwungen, und manche Kranke in Paris mit vieler Sorgfalt und Geschicklichkeit behandelt. Eine Dame, die als Schriftstellerin bekannte Mad. Waldor, legte vor Gericht mit solcher Wärme ein Zeugniß zu seinen Gunsten ab, daß man vermuthete, es müsse ein näheres Verhältniß zwischen ihr und dem Arzte obwalten, worüber sie sich aber sehr entrüstete. Doch neben seiner Beschäftigung als Arzt trieb sich der Mann immer mit geheimen Projekten herum, die ihn bereichern sollten, aber, wie es scheint, nicht viel auf sich hatten. Wenigstens urtheilten die vom Gerichte berufenen großen Chemiker Thenard und Gay-Lussac, denen Horner sein Geheimniß des Holztrocknens auf Befehl des Präsidenten mittheilen mußte, daß ihnen dasselbe nicht viel werth zu seyn scheine. Es ist möglich, daß Horner dies Geheimniß dem sich für dergleichen Dinge lebhaft interessirenden Seguin als etwas sehr Wichtiges vorzustellen gewußt, und daß der Millionär sich bereitwillig gezeigt hatte, Versuche damit anzustellen, und im Falle des Gelingens den Erfinder zu belohnen; aber höchst unwahrscheinlich ist es, daß ihm der schlaue und arglistige Seguin für die bloße Mittheilung des vorgeblichen Geheimnisses eine Schuldverschreibung von einer halben Million ausgestellt haben sollte; eher hätte er dem Doktor einen Proceß angehängt, denn dies that er lieber, als zahlen; der Mann hatte gewiß so viel große Processe, als Jahre in seinem Leben. An jenem Horner ist das Publikum ganz irre geworden, nicht sowohl, weil er seine Unschuld mit heftiger Gemüthsbewegung betheuerte, denn dies thun oft schwere Verbrecher, auch wenn sie ihrer That vollkommen überführt worden sind, sondern weil man Züge an ihm bemerkt hat, welche ein vortreffliches Herz beweisen, z. B. daß er für seine Mutter und Geschwister rastlos gearbeitet hatte, obschon er zuweilen kaum für sich selbst genug erwerben konnte, wie auch, daß er sich für seine Kranken zuweilen ganz aufopferte. Beides wurde vor Gericht bezeugt, Ersteres durch die Verzweiflung seiner Geschwister, und Letzteres durch die gefühlvollen Aussagen seiner gewesenen Patienten. Und doch ist dieser in gewisser Hinsicht edle Mann, der Verfälschung eines Wechsels, und mithin der Betrügerei überwiesen, zu fünfjähriger Haft und zum Pranger verurtheilt worden; Mad. de Wailly und Lourtet sind mit dreijähriger Haft davon gekommen. Es sollte mich nicht wundern, wenn alle drei Fürsprache genug fänden, um Nachlaß ihrer Strafe zu erhalten. Auffallend ist es, daß ihre Betrügerei wenig Abscheu beim Publikum erregt; auch sieht man deutlich aus den Berichten der Tageblätter, daß ihnen die öffentliche Meinung gar nicht ungünstig ist. Hier scheint der gewöhnliche Sinn des Volks für Recht und Billigkeit irre zu gehen; vielleicht kommt es daher, weil Seguin nicht beliebt war, und man den Versuch für nicht sehr strafbar hält, einem Mann, der sich auf allerlei Art bereichert hatte, eine halbe Million wieder abzunehmen. Da.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 22. September 1836.

Well may'st thou woo, and happy be thy speed!
But be thou arm'd for some unhappy words!

Shakespeare.

Die seltsame Ehe.

(Fortsetzung.)

Der Weg führte Albert hinter dem Park vorüber; er fand hier eine eiserne Gitterthüre, die nur angelehnt war, und er ließ halten und trat mit klopfendem Herzen in den innern Bezirk ein. Es schlängelten sich mannichfaltige Wege durch ein reizendes Gebüsch, in welchem von jedem Zweige ihn melodischer Gesang begrüßte. Er verfolgte einen dieser Wege und trat dann in den von den ehrwürdigen Eichen umschlossenen Kreis, in dessen Mitte sich die offene Rotunde auf den schlanken Säulen erhob. Als er rasch auf die Rotunde zueilte, erhob sich eine leichenbleiche, hohe Gestalt in schwarzem Gewande, die er bis jetzt nicht bemerkt hatte, und blickte ihn mit großen schwarzen Augen voll unheimlichen Feuers an. Er stand betroffen still. Die hohe Frauengestalt legte den Finger auf den Mund, als wolle sie Schweigen an dieser Stätte gebieten, und entfernte sich langsam, oft nach ihm zurückblickend. — Albert war tief ergriffen; die Frauengestalt mit der nämlichen Bewegung in seinem Traume schien in der Wirklichkeit vor ihm geisterhaft hinzuschweben. Da trat eine andere schwarze, aber jugendlich blühende, schlanke Gestalt aus der Rotunde, und rief, ihn erblickend, überrascht aus: „Herr von Hohenstein, Sie hier?“ Es war Adelheid. Er vermochte kaum, sich zu fassen, und stammelte einige Entschuldigungen; sie aber erwiderte: „O, es bedarf keiner Entschuldigung! Sie sind hier ein willkommener Gast. Erlauben Sie nur, daß ich meiner Mutter folge, die Ihr unerwarteter Anblick verschüchtert hat. Es soll sogleich Jemand kommen, der Sie in's Schloß führt.“

Albert erinnerte sich, gehört zu haben, daß Adelheids Mutter sich in einem gestörten Gemüthszustande befinde. Er war aber in einer Verwirrung, die sich eher denken als beschreiben läßt. Er trat in die Rotunde und erkannte in der Büste, die Adelheid mit einem frischen Kranze geschmückt hatte, die Züge ihrer Großtante, die er in der Residenz häufig gesehen, und die Inschrift belehrte ihn bald vom Uebrigen. Ein Bedienter in Trauer kam und lud ihn im Namen seiner Herrschaft in's Schloß ein. Er folgte ihm wie im Traume. Ein großer, freier Platz mit einem Bassin, aus dessen Mitte ein bedeutender Wasserstrahl aufstieg und das von einer reichen Orangerie umgeben war, zeigte ihm ein edles Gebäude auf einer blumengeschmückten Terrasse, auf welcher er Adelheid mit einem ältlichen Herrn, gleichfalls in Trauer und einen Stern auf der Brust, erblickte. Adelheid begrüßte Albert mit sichtbarer Freude, und stellte ihn ihrem Oheim als einen Bekannten aus der Residenz vor. Der feine, angenehme Greis bewillkommte ihn mit großer

Freundlichkeit, die ſelbſt zur Herzlichkeit wurde, als er in ihm den Sohn eines Jugendfreundes erkannte, mit dem er in ſehr vertrauten Verhältniſſen geſtanden. Albert fand ſich bald in dieſer ihm ſo unerwarteten Lage. Adelheid ſprach von dem unerſetzlichen Verluſte ihrer mütterlichen Freundin. Die ſanfte Trauer in ihrer Miene, der Ernſt des wehmüthigen Gefühls, der ihre ſonſt ſo heitern, faſt muthwilligen Züge milderte — ſie erſchien ihm bezaubernder, als je, und die anmuthsvolle Vertraulichkeit, mit welcher ſie ihn als einen frühern lieben Bekannten behandelte — er fühlte es, wie gefährlich ſie für ſeine Ruhe ſey. Er mußte ihr erzählen, wie er ſeit ihrer Trennung gelebt und wie er in dieſe Gegend ſich verirrt habe, denn daß nur ein Zufall ihr das Vergnügen ſeines Beſuchs verſchafft, ſey ihr klar. Sie unterhielten ſich ſehr lebhaft von Adelheids vorjährigem Aufenthalt in der Reſidenz, und Alles gab Albert die ſchmeichelhafte Ueberzeugung, daß er der Gegenſtand ihrer beſondern Beachtung geweſen ſeyn müſſe, denn ſie hob Einzelnheiten in ſeinem Benehmen und in ſeinen Aeußerungen hervor, deren er ſich ſelbſt kaum bewußt geworden.

Bei der Tafel, an welcher ein ältlicher Geiſtlicher, der Lehrer Adelheids, den ſie mit großer Achtung behandelte, und eine Frau im Mittelalter und von vielem Anſtande, die Wittwe eines Majors, welche aber mehr die Hausverwalterin, als die Geſellſchafterin ſchien, Theil nahmen, war die Unterhaltung allgemeiner, und Baron Eichendorf, der Oheim, ſchien immer größeres Wohlgefallen an dem jungen Gaſte ſeiner Nichte zu finden. — Der alte Herr zog ſich zur Mittagsruhe in ſeine Zimmer zurück, und Adelheid forderte Albert auf zu einem Spaziergange durch den Park. — Dieſer einſame Spaziergang vollendete den Zauber, von dem ſich Albert ſo überwältigt fühlte, daß alle Rückſichten, die ihn von dem Gedanken einer Bewerbung um Adelheids Beſitz zurückgeſchreckt hatten, ſeinem Blicke entſchwanden und das Geſtändniß ſeines vollen Herzens in Adelheids überſtrömte. Er umſchlang ſie und drückte ſie an ſeine liebeſtürmende Bruſt, und Adelheid ſank in ſeine Arme. „Albert,“ ſtammelte ſie erröthend, und mit jenem ſeelenvollen Blicke, deſſen Macht ſchon früher der Ueberſelige empfunden hatte, „ich habe dich geliebt vom erſten Augenblicke an, wo ich dich ſah.“ Er küßte das ſüße Geſtändniß wonnetrunken von ihren Lippen. „Ich Unglücklicher!“ rief er aus, „wie darf ich's wagen, dies Geſtändniß zu empfangen! was kann ich dir bieten, Adelheid, das deiner würdig wäre?“ — „Dich! und nur dich! — aber,“ fügte ſie hinzu, indem ſie ſeinem umſchließenden Arme ſanft ſich entwand, „ich glaube, daß Sie mich lieben, Albert, ich fühle mich ſehr glücklich in dieſem Glauben, und habe keinen andern Wunſch, als ganz die Ihrige zu werden — doch — ob Ihre Liebe auch ſtark genug ſeyn wird, die einzige Bedingung zu erfüllen, unter welcher ich allein die Ihrige werden kann —“ — „Sprich ſie aus!“ rief Albert feurig, „du kannſt keine machen, die der Ehre nicht angemeſſen wäre: ſprich ſie aus!“ — „Nicht in dieſem Augenblicke, nicht heute, überlaß mich jezt mir ſelbſt — kehre morgen zurück. — Wie freue ich mich, daß mein guter Oheim dich liebgewonnen hat. Er iſt jezt der Einzige, dem ich mein Glück anvertrauen kann. Meine gute Großtante iſt mir entriſſen — und meine unglückliche Mutter —“ — Ein Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme. — „Morgen, morgen,“ wiederholte ſie und flog dem Schloſſe zu. Ihr zu folgen, hatte Albert nicht den Muth. „Adelheid mein!“ rief er aus, als ſie ſeinem Blicke entſchwunden war, „Adelheid mein!“ — Er vermochte nichts anderes zu denken, und fand ſich im Wirthshauſe des nahen Städtchens, wohin er ſeinen Wagen geſandt hatte, ohne ſelbſt zu wiſſen, wie er dahin gekommen ſey.

(Die Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Lissabon.

(Fortſetzung.)

Nachdem wir Alles in der Kajüte betrachtet hatten, ging es an die Beſichtigung des Schiffs. Ich bin zu wenig Kundiger, um angeben zu können, welche Verſchiedenheit in Bauart und Einrichtung zwiſchen dieſem Amerikaner und den engliſchen Kriegsſchiffen, welche ich in den Häfen von Portsmouth und Plymouth ſah, ſtattfinden mag; nur ſoviel, daß wir durch alle Räume bis in den unterſten hinabſtiegen, die Küchen, die Schlafſtätten der Soldaten und Matroſen, die Zimmer der Offiziere und Midſhipmen, das Lazareth, die Waffenkammer beſahen und bis zum Eingang der Pulverkammer geführt wurden, die zu betreten aber nur dem Kapitän oder einem commandirten Offizier erlaubt iſt. Es wurde uns hiebei erklärt, auf welche Weiſe das Pulver während eines Gefechts aus der Kammer genommen und überall, wo man deſſen bedarf, hinbefördert wird. Eine Schaar von Schiffsjungen iſt nämlich angeſtellt, das Schiff bei ſolcher Gelegenheit unaufhörlich zu durchrennen, von oben bis unten, von unten nach oben, nach allen Richtungen und Seiten, ſcheinbar in der größten Verwirrung und doch in der größten Ordnung. Alle eilen unten an dem Offizier vorüber, der bei dem ledernen Schlauch ſteht, aus welchem das Pulver rinnt, halten, einer nach dem andern, taktmäßig den ledernen Beutel unter, den ſie tragen, und verſchwinden. So ſchnell ſie dabei ſind, ſo ſehr ſie durch einander zu ſtürzen, ſich zu kreuzen

ſcheinen, ſo genau iſt ihnen jeder Schritt vorgeſchrieben, und nie berührt oder hindert im Laufe einer den andern.

Wir würden dennoch keine deutliche Idee hievon bekommen haben, wenn nicht die Güte und Rückſicht des Commodore wirklich weit gegangen wäre. Als er uns jenes erklärte, und aus verſchiedenen, an ihn gerichteten Fragen erſehen mochte, daß an volles Verſtehen ſeiner Demonſtration von unſerer Seite nicht zu denken ſey, lächelte er und ſagte: „Gentlemen, Sie ſollen ſelbſt ſehen; was hindert uns, ein kleines Manöver zu halten? und das Frühſtück ſchmeckt dann beſſer. Ich merke wohl, daß Sie ſchwerlich einer Seeſchlacht beigewohnt haben.“ — „Ach nein,“ entgegnete ich ſchüchtern, „man hat bei uns in Sachſen nicht viel Gelegenheit, dergleichen mitzumachen. Mit Exempeln von Feldſchlachten dürften wir eher aufwarten können.“ — „Nun, Gentlemen, auch dieſe ſind der Ehre werth, aber Sie ſollen ſehen.“ Er wandte ſich damit zu den uns begleitenden Offizieren, worauf der Lieutenant du jour ſein Sprachrohr an den Mund ſezte und ein Commando erſchallen ließ, das bis auf das Oberdeck dringen mußte. Wir aber wurden wieder hinaufgeführt und uns Plätze angewieſen, von wo wir Alles ſehen konnten und doch nicht im Wege ſtanden.

Jezt, Meiſter Cooper, oder Kapitain Marryat, oder Eugène Sue, habt die Gnade, mir auf einige Minuten euern vortrefflichen Pinſel zu leihen; der meinige entſinkt mir, denn ich fühle ihn zu ſchwach, ein Bild des majeſtätiſchen Schauſpiels damit zu entwerfen, welches nun vor uns aufgeführt ward: ein Melodrama mit Muſik, die mir beinahe das Gehör gekoſtet hätte, denn ſie war zermalmender Donner, der bis zu den fernen Hochgebirgen von Alemtejo und Algarbien fortrollte, die ihn mit dumpfem Gemurmel wiederholten.

Wir hatten einen Platz auf einer Erhöhung dicht neben einer Kanone angewieſen bekommen, und alsbald bemächtigte ſich die eifrigſte, ernſtlichſte Geſchäftigkeit der ganzen Schiffsmannſchaft. Der Commodore, ſein Sprachrohr am Munde, ſtand am Ausgang des Vorderdecks und ertheilte ſeine lauten, wie ein Gehenk klingenden Befehle, welche die Offiziere, jeder auf ſeinem Poſten, mit einem gleichen Inſtrument am Munde, wiederholten, bald in die Tiefe hinab, bald in die Höhe hinauf rufend. Es war wie ein Ruf, der Todte erwecken kann: Alles ſchien zu erwachen, das Unbelebte ſelbſt ſich zu beleben; die Böden des Verdecks dröhnten unter dem Fußtritt Hin- und Hereilender, die Räder der Geſchütze raſſelten dumpf, das Takelwerk zitterte, das ganze erſtaunenswerthe Menſchenwerk, das ſchlanke, leichte, majeſtätiſche Schiff ward beſeelt, ſeine Nüſtern ſchnoben, und es ſammelte ſeine Kräfte zum Kampf. Keine Spur von Scherz war auf den Geſichtern der Offiziere und Midſhipmen, von denen ein Theil in die Maſtkörbe hinauf eilte, ſo wie auf denen der Soldaten und Matroſen zu entdecken. Sie kamen bewaffnet und unbewaffnet, wie es ihr Dienſt erforderte, und nahmen ihre Poſten ein; hier wurden Segel aufgezogen, dort ungeheure Taue aufgewunden, hier ſah man Büchſenſchützen auf den ſchwanken Schiffsleitern zu den Raen und Maſtkörben hinaufklettern, dort poſtirten ſich Schaaren mit langen mittelalterlichen Hellebarden, um die feindlichen Enterer abzuwehren, daneben ſtanden Andere mit Enterhaken, zum Angriff auf das feindliche Fahrzeug gerüſtet. Soldaten marſchirten auf und luden ihre Gewehre, Andere entblößten die Klingen zum Handgemenge, überall Waffen, drohende Mündungen, Kolbengeraſſel und klirrende Säbel, und zwiſchen dem Getümmel und Getöſe hindurch, ſchweigend und rührig, bald erſcheinend, bald verſchwindend, wie Geiſter, ſchlüpften die Pulverträger mit ihren Beuteln, die ſie abgaben und geleert wieder fortnahmen, um ſie nach wenigen Minuten wieder gefüllt heraufzuzaubern. Sie waren nöthig, denn immer ernſthafter ſchien die Sache zu werden. Feuerwerker, braun und wild ausſehend, wie der Krieg ſelbſt, ſammelten ſich der ganzen Länge der Schiffswände entlang um jedes Geſchütz, riſſen es aus ſeiner ruhigen Stellung einen Schritt zurück auf das Deck und vollzogen alle Handgriffe der Ladung. Nicht lange, ſo krachte in der Gegend des Hinterdecks eine Ladung los — es ward angenommen, der Feind ſey in Schußweite — eine zweite — das Schiff zitterte — eine dritte, unſerm Standpunkt ſchon viel näher, und es gehörte in der That für einen, dieſes Schauſpiels Ungewöhnten Faſſung dazu, es ruhig anzuſehen. Zu gleicher Zeit begannen die Schützen hoch über uns im Takelwerk zu feuern; immer näher rückte uns das Löſen der Kanonen; nichts als Feuer, Donner und Gebrüll, und ich fürchtete im Stillen für mein mir werthes Trommelfell, wenn nun auch die Reihe des Losbrennens an den ſchrecklichen Vier- und-zwanzigpfünder kommen würde, neben welchem ich ſtand. Sie kam, und ich hörte in der That während einiger Minuten nichts mehr. Der Luftdruck war entſetzlich, indeſſen wurde das Geſchütz ſogleich wieder geladen und bald darauf von Neuem abgefeuert. Auch unter uns im Zwiſchendeck war der Lärmen der Hölle los, denn die Fregatte hatte zwei Geſchützreihen über einander. Durch das ungeheure Getöſe hindurch hörte man dennoch das Commando der Offiziere, vermöge der Sprachrohre, womit ſie ihre Stimmen verſtärkten. Wie arbeiteten die Enterer, die Hellebardiere! wie flogen die Pulverträger! Schweiß floß von den Geſichtern, aber der Ausdruck Aller war heiterruhiger, ſchweigſamer und ernſter Gehorſam.

(Die Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, September.

Die Südküste der Krimm.

Die Krimm hat in den lezten Jahren durch den Aufschwung der Industrie und des innern Verkehrs, den Aufbau neuer Städte, verbesserte Straßen, verstärkte Communikationsmittel, wohin vornämlich die seit einigen Jahren von Odessa aus regelmäßig eingeführten Dampfschiffe gehören, eine ganz neue Gestaltung gewonnen, die sie dem ganz unkenntlich macht, der sie nach 25 Jahren jezt wieder besuchen möchte. Ein vielbewegtes Leben, die regste industrielle Thätigkeit, der commerziellen innigst angeschlossen, soll jezt unter allen Classen ihrer Bevölkerung herrschen und den Wohlstand im Allgemeinen sehr gefördert haben; auf der südlichen Hälfte jedoch in einem ungleich höhern Grade, als auf der nördlichen, welche durch Lage, Clima und unfruchtbaren Boden bei weitem der erstern nachsteht. Die Südküste aber, in ihrer heutigen Umgestaltung und bei den außerordentlichen, ihr von der Natur verliehenen Begünstigungen, ist einem wahren Garten zu vergleichen. Lage, Clima, eine Fülle von Naturreizen und ergiebiger Boden locken jezt eine Menge Gutsbesitzer aus unsern deutschen und russischen Provinzen zur Ansiedelung dahin, daher der dortige Territorialbesiz, früher spottwohlfeil, sehr im Preise zu steigen beginnt. Durch eine geregelte Dampfbootschiffahrt ist eine beständige Verbindung zwischen dieser Südküste, Odessa und Constantinopel angeknüpft. Jeden Donnerstag gehen jezt zwei Dampfschiffe von Odessa nach der Krimm; das eine nimmt seine Richtung nach Eupatoria, Sewastopol und Jalta, das andere östlicher herauf nach Theodosia, Kertsch und Jenikale; das eine vollzieht diese Reise in 24, das andere in 28 bis 30 Stunden. Die Zahl der Passagiere auf jedem ist zwischen 30 und 40, oft ist aber auch ein solcher Zudrang von Personen, daß es an Raum für die zu verführenden Waaren mangelt. Das Dampfschiff von Odessa nach Constantinopel legt diese Reise in 46 Stunden zurück. — Ein Reisender, der im vergangenen Juli erst Gelegenheit hatte, in Gesellschaft des Generalgouverneurs der neurussischen Provinzen, Grafen Woronzow, von Odessa aus eine Seereise längs der krimmschen Südküste, und an der Ostküste des schwarzen Meeres längs der Gebiete von Tscherkassien, Abchasien und Mingrelien zu machen, gibt uns davon eine interessante Skizze, welche in Beziehung auf die neuhervorgerufenen Schöpfungen in der Krimm das oben Gesagte bestätigt. „Am 20sten Juli," heißt es darin, „verließen wir Odessa auf dem Dampfschiffe Peter der Große. Schnell flog es die Menge von Fahrzeugen vorbei, die sich gerade auf der Odessaschen Rhede befanden, und ihnen bald entrückt, sezte es allein seinen Lauf auf dem Meere fort. Nach dem allgemeinen Wunsche der Schiffsgesellschaft ward auf dem Verdeck zu Mittag gespeist, und vom übergespannten Zelte geschüzt, fühlten wir kaum die Windstöße, die in Intervallen gegen uns ankämpften, und den hin und wieder fallenden Regen. Der Abend war dermaßen mild und still, daß nichts die meisten Passagiere hinderte, oben zu bleiben und an zwei Tischen Whist mit der gleichen Bequemlichkeit und Ruhe zu spielen, als wenn sie sich im städtischen Wirthshause befunden hätten. Mit Anbruch des Morgens näherten wir uns der Bucht Achmetschet. Als ich ein Jahr früher diese Gegend besuchte, bemerkte ich hier nur ein kleines Magazin. Wie angenehm wurde ich nun überrascht, eine lange Reihe dicht am Meeresufer errichteter schönen steinernen Gebäude zu gewahren, von denen das merkwürdigste das seiner Vollendung sich nahende Zollamt mit den Packhäusern ist. Rechts vom Eingang des Hafens wird ein Thurm zur Aufnahme des Grenzwachcordons erbaut; er soll zugleich den Seefahrern den Standpunkt der Bucht anzeigen. An's Ufer tretend, fanden wir aus behauenen Fliesen einen schönen, bequemen steinernen Landungsplaz und einen gleichen Quai, der um das ganze Zollamt führt. Am Abend desselben Tages verließen wir diese Bucht. Indem das Dampfschiff um Tarchan-Kut bog, präsentirte sich uns der Chersonsche Leuchtthurm, indem er gleichsam aus dem Meer zu steigen schien; er bezeichnet scharf die Grenze des südlichen Ufers der krimmschen Halbinsel. Bald zeigte sich uns das Georgenkloster mit seinen malerischen Terrassen, seinen Weinbergen, die bis an's Meer reichen; ein herrliches Tableau, das gerade im Moment unsers Vorüberseglens von den Strahlen der untergehenden Sonne malerisch beleuchtet wurde. Hierauf folgten sich senkrecht erhebende röthliche Marmorfelsen, auf deren Gipfeln die hohen genueſischen Thürme gleich ewigen Wächtern stehen. Nach ihnen zeigte sich uns in einem großen Halbkreise der Port von Balaclawa, dessen kleine weißliche Häuser und die in seinem kleinen, engen Hafen liegenden Kauffahrer wir wegen der sie von der Meeresseite einschließenden hohen Felsen nur wenig und flüchtig bemerken konnten. Weiter kamen wir am Vorgebirge Aja vorbei, das sich mit seinem gigantischen Felsen in's Meer streckt, auf dessen Spize ein Gehölz vom schönsten Grün einen förmlichen Hut bildet. So entfaltete sich vor unsern Blicken die ganze reiche und schöne Natur der Südküste dieser Halbinsel in ihren mannichfaltigsten Reizen: Landhäuser, Gärten, Kornfelder, Thürme, Meyscheis ꝛc. wechselten bunt vor unsern Blicken. Fast längs der ganzen Küste zieht sich eine hohe Felsenkette hin, welche ihr zugleich zum Schuz gegen die rauhen Nordwinde und zur Zierde dient; stellenweise ist sie mit ewig grünendem Tannen- und Wachholdergehölze bedeckt. — Gegen Mittag des dritten Tages unserer Fahrt trat völlige Windstille ein, nur langsam entstieg der Rauch dem Schornsteine des Dampfschiffes, von sich gleich einer dicken Wolke in die Höhe, schüzte uns gegen die blendenden Sonnenstrahlen und stellte uns die Sonne im vollkommenen Bilde der Verfinsterung dar, das wir mit aller Muße betrachteten und uns lange nicht satt daran sehen konnten. Endlich segelten wir an dem auf dem Vorgebirge Ai-Todorst vor Kurzem von weißem Stein errichteten Leuchtthurm vorüber, der zierlich gegen das ihn umgebende schwarze Gehölz absticht. Hierauf liefen wir in die Rhede von Jalta ein. In dieser neuen Stadt und Seehafen — vor wenigen Jahren war sie nur noch ein höchst unansehnliches, von Tataren bewohntes Dorf — nimmt die Industrie und die innere Handelsschifffahrt mit jedem Jahre zu. Auf dem kaum beendeten schönen steinernen Molo, von 45 Faden Länge, der vor drei Jahren erst begründet wurde, werden schon viele Waaren ausgeladen, größtentheils rohe Produkte, worunter, wie wir erfuhren, auch Heu ist, das in großen Quantitäten zu Meer, sogar aus Kertsch, eingeführt wird. Wegen der auf der Halbinsel sich mehrenden Volksmenge wird die Nachfrage nach diesem Artikel dort immer stärker, und der Handel mit Heu gewährt den Speculanten einen ansehnlichen Gewinn, besonders wenn sie beim Verladen die neuerlich aufgekommenen hydraulischen Pressen gebrauchen. Das Heu wird jezt in Jalta und auf der ganzen Südküste mit einem bis anderthalb Papierrubel das Pud (40 Pfund) bezahlt, im Winter kostet es das Doppelte."

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 229.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 23. September 1836.

Let Neptune hear we bid a loud farewell
To these great fellows!

Shakespeare.
Anthony and Cleopatra.

Skizzen aus Lissabon.

(Fortsetzung.)

Eine Viertelstunde mochte das Manöver gedauert haben, da gab der Commodore ein Zeichen, und es war zu Ende. Sein Sprachrohr an einen Midshipman abgebend, wandte er sich lächelnd zu uns und sagte: „Nun wollen wir frühstücken, wenn es Ihnen gefällig ist, Gentlemen. Das war eine kleine Bewegung, nur um Ihnen einen Begriff zu geben. Freilich ist das Alles nur Spiel, und es geht denn doch noch etwas anders zu, wenn es Ernst ist.“ Ich betrachtete Elliot mit Ehrfurcht, wie ich denn immer behaupte, daß während einer Seeschlacht zu commandiren die höchste Aufgabe eines Mannes, ich möchte sagen das größte Kunststück des männlichen Geistes ist. Denn in welcher Situation des Lebens bedarf man mehr Umsicht, mehr Muth, mehr Ausdauer, mehr freies Spiel aller Seelenkräfte?

Unter Bezeigung unserer Bewunderung und höchsten Zufriedenheit mit dem gehabten Schauspiel, folgten wir nun dem Commodore in seine Kajüte, wo das eleganteste Frühstück fertig stand, welches von schwarzen Dienern servirt ward. Ueberhaupt bemerkte ich sehr viele Schwarze unter den Matrosen. Champagner, Madeira und Portwein verbreiteten gar bald die heiterste Stimmung, welche die herzliche Munterkeit der amerikanischen Offiziere gar sehr beförderte. Soldaten sind stets liebenswürdiger als Kaufleute, in der neuen wie in der alten Welt. Was konnte diese Amerikaner bewegen, gegen uns so freundlich zu seyn? Interesse? in wenigen Tagen war ihre Abreise in das mittelländische Meer bestimmt, und weder die Erkenntlichkeit des belgischen, noch des gothaschen Chargé d'affaires, noch die meinige versprach Amerika und seinen Flotten überwiegenden Nutzen. Vielleicht die Huld der Königin von Portugal, die auf entfernte Weise durch uns gewonnen werden konnte? ich bezweifle auch das. Dennoch ging des Seemanns Artigkeit immer crescendo. Während des Frühstücks stellte er uns einen jungen Mulatten vor, der irgend ein Amt auf dem Schiff bekleidete und zugleich aus eigenem Antrieb des Genies die Malerkunst übte. Mit vieler Zufriedenheit zeigte der Commodore in Oel gemalte Seestücke dieses Burschen, unter denen auch eines war, das für uns besonderes Interesse hatte, da wir gewissermaßen selbst darauf figurirten. Es stellte nämlich die Rhede von Lissabon im Augenblick unserer Ankunft aus England dar. Der gute Mulatte hatte alle Wichtigkeit dieses Moments im genauen Wiedergeben der tausend Flaggen auszudrücken gesucht, die damals von den Schiffen im Tajo wehten. Das war aber alles Löbliche, was sich vom Gemälde sagen ließ. Von Auffassung der Gegend,

von Perspective, von richtiger Vertheilung des Lichts und Schattens keine Spur, und es befremdete mich gewiſſermaßen der ernſthafte Beifall, den die Vorgeſetzten des Malers ſeinen Werken zu zollen ſchienen. Da Herr v. H, ſich beſonders dafür intereſſirte, erhielt er einige Tage ſpäter, nach Abſegelung der Flotte, eine flache, breite Kiſte zugeſendet; was enthielt ſie? entweder die Copien oder die Originale aller der Bilder, die wir geſehen hatten, als Andenken vom Commodore.

Gegen Ende des Dejeuner ward uns angedeutet, daß bei unſerer Abfahrt nach dem Potomak (denn wir ſollten die Fregatten ſämmtlich beſuchen und auf jeder ein Frühſtück einnehmen), nach der belgiſchen die ſächſiſche Flagge aufgezogen und mit fünf-und-zwanzig Kanonenſchüſſen begrüßt werden würde. „Hatten Sie denn ſchon dieſe Flaggen am Bord," war meine beſcheidene Frage, „um ſie aufziehen zu können?" — „Gott behüte! man hat ſie dieſen Morgen erſt zuſammengeſetzt." — „So? ei! in der That, das finde ich galant" Wir beurlaubten uns nun beim Commodore in der angenehmſten Stimmung von der Welt; denn man trinke, von liebenswürdigen Fremden bewirthet, mit Ehren überhäuft, auf dem Tajo, unter portugieſiſchem Himmel, Champagner und werde nicht guter Laune.

Vom Kapitän des Potomak begleitet, abermals unter militäriſcher Muſik, ſtiegen wir die Schiffstreppe wieder hinab, in ein amerikaniſches Boot mit vielen Ruderern. Kaum hatte ſich daſſelbe in Bewegung geſetzt, als ein Kanonenſchuß über uns hinrauſchte und die belgiſchen Farben, luſtig wehend, am höchſten Maſt emporſtiegen. Unſere Offiziere, und natürlich wir mit ihnen, erhoben ſich und entblößten die Häupter und blieben in dieſer Stellung, bis die fünf-und-zwanzig Schüſſe gefallen waren. Nun aber — o ſächſiſches Herz! was ſoll dein fröhliches Schlagen? was deutet der angenehme Schauer, der noch in der Erinnerung an meinem Rücken hinabläuft? Leicht, zierlich und beſcheiden, wie das Daſeyn meines Vaterlands, ſchwebte deine weiß und grüne Fahne, mein geliebtes Sachſen, hinauf auf die Spitze des amerikaniſchen Kriegsſchiffs, und ſchaute ſich von dieſem Standpunkt verwundert und neugierig um. Unter ihr bebte die Luft von dem Donner, der ſie begrüßte, der ihr galt. Sie drehte ſich nach allen Seiten, ſie ſchien nicht zu wiſſen, wo ſie ſich befinde. „Sollte etwa," rauſchte ſie mit dem Südwind, der ſie bewegte, „ſollte etwa ein durchlauchtigſtes Geburtsfeſt, oder eine durchlauchtigſte Vermählung in meinem durchlauchtigſten Hauſe gefeiert werden, und bin ich auf irgend einem Thurm eines der durchlauchtigſten Reſidenzſchlöſſer aufgeſteckt worden?" — „Nichts da!" antwortete ihr der Wind, „es iſt eine Republick, über welcher du flatterſt." — „Eine Republik?! daß ſich Gott erbarme! Ich weiß kaum, was das iſt. Aber du biſt ſo warm, ſo ſüß, ſo aromatiſch, o Wind, und fächelſt ſo ſüß meine Wangen. Gewiß iſt ein Gewächshaus in der Nähe, worin Orangen überwintert werden?" — „Nichts da', Flagge! hier überwintern ſie im Freien. Siehſt du nicht die Kronen von Palmen am Ufer und die dunkelgrünen Haine an den Bergen mit den goldnen Früchten?" — „Ach, ſo wird wohl der Herbſt ſchon gekommen ſeyn?" — „O nein, bei dir daheim beginnt ſo eben der Lenz." — „Aber wer biſt du denn, mein Lieber?" — „Ein Bewohner der Berge, auf welchen die Säulen des Herkules ruhten," hauchte der Südwind. Da erſchrack die kleine, blonde Sächſin und ließ ſich eilig nieder, denn die Zeit ihrer Salutirung war indeſſen vorübergegangen.

Auf dem Potomak wiederholte ſich, mit Ausnahme des Manövers, Alles, was wir auf der Conſtitution geſehen und erlebt hatten, und eben ſo auf den beiden andern Fregatten, John Adams und Boſton. Indeſſen zeigte ſich auf jeder der Geſchmack ihres Befehlshabers in Anſehung der Ausſchmückung der Gemächer ſehr verſchieden. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß das gaſtfreie Anerbieten eines Dejeuner von Seiten der Herrn Kapitäne von uns zuletzt nur eine ſehr bedingte Annahme fand, weil es faſt unmöglich iſt, ſelbſt für einen Deutſchen, vier Mal an einem Morgen mit demſelben Appetit zu frühſtücken. Beſonders aber bemerken muß ich noch die außerordentliche Artigkeit des Commodore, daß er uns noch von Schiff zu Schiff begleitete, und dann erſt wieder an ſeinen Bord zurückkehrte, als wir das lezte beſichtigt hatten. Commandirende junge Helden in unſern Garniſonsſtädten! nicht wahr, der Commodore übertrieb die Sache? Und ſolche Uebertreibung hätten ein paar amerikaniſche Bürger von eurer Seite nicht zu fürchten?

Die ſeltſame Ehe.

(Fortſetzung.)

Als Alberts Blut etwas weniger ungeſtüm wallte, trat denn auch die Frage ihm vor: Was iſt das für eine Bedingung, die mich allein zum glücklichſten der Sterblichen machen ſoll? — Adelheids ſichtbare Erſchütterung, als ſie ihrer erwähnte, ſagte ihm, daß ſie nicht unbedeutend ſeyn könne; aber er konnte keinen Halt finden zu irgend einer, auch der ſeltſamſten Vermuthung, und auf eine ſo überraſchend ſeltſame, als er am folgenden Morgen vernehmen ſollte, hätte er wohl nie verfallen können. — Auch wollte ſein Mannesſtolz ſich erheben bei dem Gedanken, wie ſo wenig er mit ſeinem mäßigen

Erbtheil, das gerade nur hinreichte, ihm für seine Person eine anständige Unabhängigkeit zu gewähren, im Stande sey für Adelheid zu thun; allein dieser Gedanke fand im Rausche der Liebe noch weniger einen Halt. — Aber der Traum der vergangenen Nacht und die Erscheinung von Adelheids Mutter mit der ihm vielbedeutend dünkenden Bewegung trat wieder lebhaft vor seine Seele und erfüllte ihn mit bangen Zweifeln.

Nach einer ziemlich schlaflosen Nacht begab er sich, sobald seiner Meinung nach die Schicklichkeit es erlaubte — es war jedoch noch ziemlich früh — nach dem Schlosse. Er wurde sogleich zu Adelheids Oheim geführt. Dieser kam ihm sehr freundlich entgegen. „Seyn Sie mir willkommen, Herr von Hohenstein," sagte er, ihm die Hand reichend. „Meine Nichte hat mir kindlich entdeckt, was gestern unter euch vorgefallen ist, und ich freue mich über die Wahl meiner lieben Adelheid, und Ihnen darf ich auch Glück wünschen, denn ich kann mit Wahrheit, ohne alle Parteilichkeit sagen, daß Sie in ihr eine seltene Perle gewonnen haben. Doch ist sie nicht frei von Eigenheiten. Sie spricht von einer Bedingung, die sie nur dem Manne mittheilen könne, für den ihr Herz entschieden. Wenn Sie darüber einig sind — und es ist gewiß nur irgend eine unschuldige weibliche Grille — so wird Ihnen meine Nichte noch eine Eröffnung in meinem Namen machen, die ich mit Freuden in ihrem ganzen Umfange bestätige. — Aber kommen Sie, Sie werden erwartet." Und so nahm er den überraschten Albert bei der Hand und führte ihn in ein Zimmer, dessen Thüre er mit den Worten öffnete: „Adelheid, ich bringe dir hier den Ersehnten," und sogleich hinter sich wieder schloß.

Adelheid sprang vom Divan auf, Albert flog zu ihren Füßen mit dem Ausruf: „Meine Adelheid!" Sie reichte ihm die zitternde Hand und vermied jede Annäherung, indem sie ihn einlud, auf einem Stuhle neben dem Divan Platz zu nehmen. Es war etwas Feierliches in ihrem ganzen Wesen, das sich auch Alberts bemächtigte, und er gehorchte nicht ohne Spannung, wohin das führen würde. Es kostete Adelheid sichtbaren Kampf, sich zu sammeln, und erst nach einer längern Pause sagte sie, ihm die Hand reichend: „Albert, ich habe gestern, überrascht durch Ihre so unverhoffte und doch so willkommene Anwesenheit, vielleicht mit zu großer Offenheit Sie in mein Herz blicken lassen. Mir ist aber jede Verstellung fremd und — ich mag es nicht verhehlen: beim ersten Male, wo ich Sie sah, fühlte ich, mein Schicksal sey entschieden. — Sie lieben mich, ich fühle es, Sie lieben mich wahrhaft — jetzt." — „Ewig!" rief Albert und drückte ihre Hand an sein hochklopfendes Herz. — „So fühlen Sie jetzt," erwiderte Adelheid, ohne ihm ihre Hand zu entziehen; „so fühlte auch mein Vater für meine unglückliche Mutter, und dennoch — Ach! die Ehe ist das Grab der Liebe für euch Männer! Ich mag mir dieses Grab nicht bereiten!" — „Wie?" rief Albert, „Adelheid, du sagst, daß du mich liebst, und könntest mir das Glück versagen, dich mein zu nennen?" — „Das will ich nicht," erwiderte sie fast schüchtern; „ich will die Ihrige seyn, Albert, ganz, innig, ewig, aber nur unter einer Bedingung, die ich Ihrer Ehre anvertraue, auch selbst wenn Sie Anstand finden sollten, sie einzugehen; Sie nehmen Sie mit in's Grab, darauf geben Sie mir Ihr Wort." — „Ich gebe es feierlich," erwiderte Albert; „traue mir, Adelheid, und laß mich nicht länger in einer so beängstigenden Ungewißheit!" — „Nun, so hören Sie die traurige Geschichte meiner armen Mutter, die Sie gestern am Grabe meiner Tante gesehen haben. Die Ehe mit einem heißgeliebten und sie liebenden Manne, meinem unglücklichen Vater, hat sie so elend gemacht." — Und sie erzählte ihm die ganze erschütternde Begebenheit. — „Mein Vater war kein schlechter Mensch; er war der Liebe und der edelsten Gefühle fähig; allein in Briefen von seiner Hand, die ich unter den Papieren meiner verstorbenen Tante gefunden habe, gesteht er einem Freunde, daß in dem Augenblicke, als der Priester das unauflösliche Band geknüpft, und nun alle Ungewißheit des Besitzes, nach welchem er geschmachtet, verschwunden gewesen, eine gewisse ihm unerklärbare Leere in seinem Herzen bei aller Liebe zu meiner Mutter entstanden sey. Er habe nun nichts mehr zu fürchten, noch zu hoffen gehabt. — Und ich habe dieses bestätigt gefunden, fast überall, mit nur seltener Ausnahme." — „So werde ich eine Ausnahme seyn," sagte Albert feurig. — „Sehr bescheiden," erwiderte Adelheid lächelnd; „allein einer Ausnahme mag ich mein Loos nicht anvertrauen, und ich fühle es, das Herz kann keine andern Fesseln tragen, als die der Liebe. Ich fühle es, jede andere muß die Liebe ersticken. Nur in dem Gefühle, daß ich jeden Augenblick frei über mich zu schalten vermöge, kann ich glücklich seyn und glücklich machen. Eben eine solche freie Hingebung der Liebe verlange ich aber auch von dem, mit welchem mein Herz seinen Bund schließt. Können und wollen Sie diese gewähren, Albert?" — „Mein ganzes Herz strömt sie dir zu, Geliebte!" versetzte Albert; „denn daß du glauben könntest, daß andere Rücksichten als Liebe —" — „O rede nicht aus, Albert!" fiel Adelheid ihm in's Wort, „und um jeden Gedanken daran gleich abzuschneiden, so wisse, daß du mir in keiner Hinsicht ungleich bist. Mein guter Oheim hat unlängst seinen einzigen Sohn verloren; sein Name stirbt mit ihm aus, seine Güter fallen als Mannlehen der Krone anheim. Er ist mit dem Monarchen erzogen worden und hat dem Staate Dienste geleistet, er hat sich das Recht der Adoption

verleihen lassen und will den Sohne seines Jugendfreundes in die Rechte des Sohnes treten lassen, wenn er sich entschließt, seinen Namen anzunehmen." — „Wie?" rief Albert überrascht, „ich sollte dir ein Erbe rauben —" — „Du hörst ja," versetzte Adelheid, „du raubst mir nichts, du raubst Niemand etwas, Niemand hat Ansprüche darauf. Was du also auch gegen mich geltend machen willst, so stehst du mir völlig gleich, und wie wir uns mit einander verständigen, das geht Niemand etwas an."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, September.

(Fortsetzung.)

Die Ostküste des schwarzen Meers.

„Ich fand das Städtchen Jalta durchgängig schön und zierlich gebaut; fast alle Häuser sind von zwei Stockwerken. Einen angenehmen Anblick gewährt dem Reisenden die rastlose Thätigkeit seiner Bewohner. Man versetzt jetzt die von Jalta aus nach Sympheropol und Alupka führenden Wege in den besten Zustand, in diesem Monat werden sie vollendet seyn und überall auf's Bequemste befahren werden können. Auch in andern Richtungen der Südküste werden die Arbeiten der Wegeverbesserung mit der regsten Thätigkeit betrieben; so kann man schon den von Sewastopol über Baidara nach Mtatk führenden Weg in großen Equipagen sehr gut befahren. — Am 22sten Juli gegen zehn Uhr Abends verließen wir Jalta auf dem Dampfschiffe Iphigenia, das des conträren Windes wegen vom Dampfschiffe Peter dem Großen in's Schlepptau genommen wurde. Am andern Tage zur Mittagszeit kamen wir in Theodosia an. Der Generalgouverneur, den der taurische Civilgouverneur und andere höhere Staatsbeamte begleiteten, wurde bei der Anfahrt von den Stadtbeamten und dem zu seinem Empfang am Ufer zahlreich versammelten Volke empfangen. Nachdem der Graf die Stadt besichtigt hatte, setzten wir denselben Abend mit günstigem Winde auf einer Korvette die Reise nach Kertsch fort. Lange strahlte uns noch bei nächtlicher Dunkelheit das schön erleuchtete Theodosia mit seiner Quarantäne und seinen auf einem Berge amphitheatralisch liegenden Häusern nach, bis es endlich unsern Blicken entschwand. In den Gewässern von Kertsch gewahrten wir ein reges, gewühlvolles Leben. Eine Menge von Schiffen lagen theils vor Anker bei der dortigen Quarantäne, theils im Kaufmannshafen und auf der Rhede, unaufhörlich kamen sie und gingen ab. Die abgehenden segelten nach dem schwarzen und asowschen Meer, oder nach der Insel Taman. Kertsch dehnt sich amphitheatralisch von der einen Seite nach dem Berge Mithridates, von der andern nach der Quarantäne aus. Ein sehr bequemer Quai gewährt den Böten überall die Möglichkeit zu landen. Gegen Mittagszeit stieg der Graf an's Land und nahm verschiedene städtische Etablissements in Augenschein. Er bestieg die neue steinerne Treppe, die auf den Berg Mithridates führt, deren oberste Stufe mit geschmackvoll gearbeiteten Sphinxen geziert ist, besuchte darauf das Museum, von wo man eine unvergleichlich schöne Aussicht nach verschiedenen Richtungen hat: man übersieht das Meer, die asiatische Küste, den Seehafen, die Stadt ꝛc. Von hier begleiteten wir sämmtlichen Reisenden, Herren und Damen, mit den verschiedenen höhern Staatsbeamten, den Grafen zu einer Excursion, sechs Werste außerhalb der Stadt, wo ein neuaufgefundener Grabhügel geöffnet werden sollte. Am Orte angekommen, hob man in unserer Gegenwart zwei große Steinfliesen auf. In der Gruft zeigte sich uns ein hölzerner Sarg, der in einem andern von behauenem Stein lag. Im erstern befanden sich eine herrlich gearbeitete bronzene Vase, einige Thränenbehälter von Alabaster, Gebeine und dergleichen."

Von Kertsch aus befuhr Graf Woronzow zwischen dem 26sten bis 31sten Juli auf dem Dampfschiff Iphigenia, escortirt vom Dampfschiff Peter dem Großen, die Ostküste des schwarzen Meers. Die Küsten von Tscherkassien, Abchasien und Mingrelien wurden von den Reisenden genau besichtigt. Wo es nur möglich war, wurde gelandet, um die cantonnirenden Truppen zu inspiziren; dies geschah von Anapa bis Poti. Vor letzterer Festung hinderten jedoch die zu heftigen Stürme die Landung. Die Reisenden erschöpfen sich in Lobeserhebungen der Naturschönheiten der von ihnen besuchten, bisher so unbekannten Landstriche.

Von der Küste von Abchasien gibt uns der Reisende, dessen Bericht wir bisher gefolgt, folgende Beschreibung. „Kaum waren wir vom Dampfschiff an's Land getreten, als sich vor meinen Blicken eine hehre, wild-majestätische Natur entfaltete. Zuerst fielen sie auf einen großen, undurchdringlichen Wald, der sich längs dem ganzen Ufer hinzog, dann auf eine den Horizont von allen Seiten begrenzende Bergkette, die ihre Häupter kühn in die Wolken streckte; die Natur schien hier alle ihre Gebilde in einer großartigern, imposantern Form darzustellen, als wir sie zu sehen gewohnt waren. Die vor uns liegende hohe Bergkette schien dem Lande eine treffliche Schutzwehr gegen die Angriffe der Stürme zu bieten. Um zur Festung Pizunda zu kommen, welche der Generalgouverneur besehen wollte, mußten wir durch einen Theil des Riesenwaldes. Wir betraten ihn und fanden gleich längs dem Ufer die mannichfaltigsten Baumgattungen in ihm vereinigt: hundertjährige Eichen, Tannen, Nußbäume, Buchen, Palmen. Der wilde Weinstock schlang überall seine mit Trauben beladenen Zweige um die Bäume. Die Natur herrscht und schafft hier in ihrer wilden, jugendlichen Kraft, von keiner nachhelfenden Menschenhand gepflegt und gestört. Durch den Wald gelangten wir in die Festung Pizunda. Vor ihrem Thore steht ein Feigenbaum von ungeheurem Umfange. Er scheint hier die Stelle des ewigen, unablösbaren Wächters zu vertreten. Im Innern der Festung nahmen wir die Reste eines alten griechischen Tempels wahr. Auf der Höhe seiner Mauern prangte bereits eine neue junge Natur, ringsum sproßten Epheugehänge und junge Tannen. Am besten hatte sich noch einigermaßen das Innere erhalten. Hie und da gewahrten wir noch Spuren von griechischen Inschriften. Mit Anbruch der Nacht verließen wir diese Gegend, und als wir unsere Korvette bestiegen, warf der gerade am Horizont aufgestiegene Mond uns seine Silberstrahlen zu, deren Beleuchtung einen wunderlieblichen Effekt in dem uns umgebenden wilden und doch unnachahmlich schönen Naturgemälde machte."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 230.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 24. September 1836.

Das Pflanzenreich iſt, im Vergleich mit dem Thierreiche, das Werk einer bloß mütterlich geſtaltenden, den lebensfähigen Stoff bereitenden Kraft. Die Wurzel iſt für beide dieſelbe, und dennoch vom einen zum andern kein Uebergang. Es iſt ein Moment, ein unſichtbar Hinzutretendes, und was vorhin gefühllos wachſende, unbewegliche Pflanze war, das iſt durch jenen Moment mit einemmal zum beweglichen, empfindenden Thiere geworden.

G. H. Schubert.

Ueber die Verbindung der Seele mit dem organiſchen Körper.

Von Autenrieth.

Die ſo eben in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienenen Anſichten über Natur- und Seelenleben, von J. H. F. Autenrieth, Kanzler der Univerſität Tübingen, enthalten das Glaubensbekenntniß eines der genialſten Männer über das ewige Räthſel der Welt, des Lebens und der Seele. Der Verfaſſer gedachte ſeine Anſichten über die wichtigſten Intereſſen und theuerſten Hoffnungen der Menſchheit in einem umfaſſenden Werke niederzulegen; der Tod überraſchte ihn, und in der genannten Schrift ſind die Bruchſtücke vereinigt, welche ſich in ſeinem Nachlaß fanden. Es iſt ſehr intereſſant, wie hier einer der ſcharfſinnigſten Naturforſcher auf den Grund der Phyſiologie die Welt des Geiſtes aufbaut und von der unmittelbaren ſinnlichen Beobachtung zu den erhabenſten Anſichten vom Ueberſinnlichen gelangt. Autenrieth war kein Poet, aber ſeine Geiſterwelt erſcheint uns unendlich poetiſcher, als die des modernen Moſticismus, welcher den alten Aberglauben in den Kreis der Naturforſchung ziehen und ihm damit das Bürgerrecht im Reiche der Vernunft erkaufen möchte. Dieſe Beſtrebungen ſind ſehr populär, und da es ſich zufällig fügt, daß der Abſchnitt, worin Autenrieth auf Geiſtererſcheinungen zu ſprechen kommt, auch allgemein verſtändlich iſt, ſo laſſen wir ihn hier folgen.

* * *

In dem Reiche des organiſchen Lebens zeigt ſich bei näherer Betrachtung ſogleich ein höchſt wichtiger Unterſchied. Bei allen Thieren bemerken wir, daß manche ihrer ſichtbar werdenden Handlungen unter den gleichen äußern Umſtänden bald ſich äußern, bald nicht. Am auffallendſten betrifft dieſes die Ortsveränderungen der Thiere und ihr abwechſelndes Ruhen und ſich Bewegen; auch die Bewegungen ihrer einzelnen Gliedmaßen, das Zuſichnehmen von Nahrung, die Stimme, welche viele von ihnen von ſich geben, ihre Verſuche zu Abwendung von Gefahren, welche ihrem Leben drohen u. ſ. w., gehören hieher. In unſerm eigenen Bewußtſeyn finden wir nun, daß wir ähnliche Handlungen unſers Körpers durch unſern Willen veranlaſſen, und daß es in unſerer Willkühr ſteht, unter denſelben äußern Umſtänden ſie vorzunehmen oder zu unterlaſſen. Da wir nun wahrnehmen, daß nicht nur die Handlungen unſerer Mitmenſchen, ſondern erkennbar auch viele Handlungen der Thiere gleichfalls das Mittel ſind, ihre Zwecke eben ſo zu erreichen, wie wir durch unſere Handlungen angenehme Einwirkungen der Außenwelt zu erlangen, unangenehme

zu vermeiden trachten, so schließen wir daraus, daß Wahlfreiheit eine innere Eigenschaft sey, welche dem Menschen und dem ganzen Thierreich zukomme.

Bei den Pflanzen dagegen, welche, außer den wenigen Ausnahmen der bloß im Wasser schwimmenden, an den Boden festgewurzelt sind und ihren Ort nicht zu verändern vermögen, sehen wir, daß auch diejenigen ihrer Bewegungen, welche einen Bezug auf äußere Gegenstände haben, immer dann erst eintreten, wenn diese äußern Gegenstände bereits als Reize auf die Pflanze eingewirkt haben, während bei den Thieren solche Bewegungen auch den noch nicht gegenwärtigen äußern Reiz aufzusuchen vermögen. Das durstige Thier sucht Wasser auch da, wo gar keines ist; die Pflanze aber schickt ihre Wurzel- oder Stengelausläufer gegen das Wasser erst dann hin, wenn die Dünste des benachbarten Wassers bereits schon auf sie eingewirkt haben; das Thier setzt sich also in Bewegung, um etwas zu erlangen, die Pflanze dagegen wird erst durch das, was zu ihr gelangt ist, in Bewegung gesetzt. Eben so sehen wir das Thier oft verschiedene Bewegungen machen, um denselben erkennbaren Zweck zu erreichen; wir sehen z. B. das Raubthier bald seiner Beute auflauern, bald dieselbe im freien Felde erjagen; die Pflanze aber macht bei einerlei äußerer Einwirkung auf sie immer nur dieselben Bewegungen. Darum können wir nur dem Thier, nicht aber der Pflanze eine Wahl- oder Willensfreiheit zuschreiben. Wir nehmen niemals eine Wahl bei den Bewegungen der Gewächse wahr, die überhaupt am häufigsten bloß Folge ihres Wachsthums sind, weder bei ihrer Richtung gegen das Licht, noch bei der schlafähnlichen Bewegung der Blätter und Zweige, die manche von ihnen des Nachts zeigen, noch bei der Reizbarkeit, welche in den Blumen vieler Pflanzen und in den Blättern der Sinnpflanzen vorkommt und, die Willensfreiheit ausgenommen, ganz mit der thierischen Reizbarkeit übereinstimmt.

In uns selbst finden wir aber dabei, daß nicht alle Bewegungen unsers eigenen Körpers willkührlich sind, daß viele derselben vor sich gehen, ohne daß es unsers Willens dazu bedarf, selbst ohne daß dieser auch nur einen Einfluß auf sie hätte. Es gehört hieher im natürlichen Zustand schon unser Herzschlag, die Bewegung der Säftemasse unsers Körpers, des Nahrungsstoffes, wenn er einmal niedergeschluckt ist, die Absonderung verschiedener Säfte, das ganze Wachsthum unsers Körpers, seine Bildung, aber auch der größte Theil seiner Krankheiten und ihre Entscheidung zur Gesundheit oder zum Tode. Aehnlichen Unterschied in den Bewegungen nehmen wir im ganzen Thierreich wahr, und schließen also mit Recht, daß auch bei den Thieren neben willkührlichen Bewegungen ihres Körpers noch unwillkührliche Statt haben. Wir finden, daß gerade diese unwillkührlichen Veränderungen und Bewegungen die nämlichen Ursachen und Folgen haben, wie wir sie, nur in anderer Form, auch in den willenlosen Pflanzen antreffen, und so zeigt sich das organische Leben, welches das einzige ist, das dem Gewächsreich zukommt, auch im ganzen Thierreich als bildende und den Körper erhaltende, vom Willen unabhängige Kraft neben jenen Aeußerungen des freien Willens. Daher läßt sich das Thier- und Pflanzenreich, des großen Unterschieds ungeachtet, den Willkührlichkeit und Unwillkührlichkeit in ihren Bewegungen hervorbringt, ihren Körpern nach unter der gemeinschaftlichen Benennung der organischen Welt zusammen begreifen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die seltsame Ehe.

(Fortsetzung.)

„Und wenn ich nun aus deinen Händen, aus den Händen der Liebe Alles, Alles empfangen soll,“ sagte Albert, fast betäubt von der Fülle des Glücks, das sich ihm so völlig unerwartet und ungesucht darbot, „sprich aus, welches ist die Bedingung, unter welcher du allein die Meinige werden willst? Ich gelobe sie zu erfüllen!“ — „Nun, so will ich sie denn frei aussprechen, denn — Albert wird mich nicht mißverstehen,“ und sie schmiegte sich mit hinreißender, liebevoller Vertraulichkeit an ihn. „Mein Herz ist rein vor Gott und Menschen, und treu. Ich kann frei über mich bestimmen, und so will ich denn die Deinige werden — ganz und ewig; aber — es bedarf dazu keines andern Segens, als des unserer Herzen. Was haben Staat und Kirche mit dem Bund unserer Herzen zu thun?“ — „Wie!“ rief Albert, fast bestürzt, „Adelheid — du wolltest —“ — „Was sich auch dagegen mag sagen lassen,“ fiel Adelheid mit Bestimmtheit ein, „nur so kann ich eines Mannes seyn. — Menschen haben die Fessel geschmieder und dann für ein Sacrament erklärt, gut berechnet vielleicht für gewöhnliche Verhältnisse, und so zur kalten Pflicht gemacht, was nur Bedürfniß des Herzens seyn soll. — Die Liebe bedarf keiner bindenden Form: sie bedarf Vertrauen auf sich selbst und weiter nichts. Daß wir die Form verschmäht haben, weil unsere Herzen über ihr stehen, das sey unser Geheimniß. — Die Welt muß glauben, daß wir sie vollzogen haben, weil sie nun einmal daran Anstoß nehmen würde. Wir nehmen eine Reise vor und kehren als erklärte Eheleute zurück. Nach unserm Trauschein hat Niemand zu fragen, und so bleibt uns das süße Bewußtseyn, daß wir unser Glück einzig der Liebe verdanken, indem wir es einzig ihr vertrauen.“

Albert befand ſich in der ſonderbarſten Lage. Er mochte gegen eine ſo ſeltſame Ehe einwenden, was er wollte, Adelheid blieb feſt auf dieſer Bedingung, und er fühlte wohl, daß der Augenblick verhängnißvoll ſey und ohne Entſcheidung nicht vorübergehen könne. — Von Adelheids Roſenlippen verlor ihr Antrag alles Anſtößige, er erſchien nur als eine Schwärmerei. Sollte er dem Glücke entſagen, dies holde und reine Weſen ſein zu nennen? Zeit und Verhältniſſe konnten ſie von dieſer Schwärmerei zurückbringen. Vielleicht mochte auch ſeiner jugendlichen Phantaſie ſich ein ſolches freies Verhältniß mit einem angebeteten Weibe romantiſch geſtalten: genug, er willigte ein, und das junge Paar trat Hand in Hand zu dem ſie erwartenden Oheim, und ſie erklärten ſich für Brautleute, äußerten aber, daß ſie mit ihrer Verbindung die Welt zu überraſchen wünſchten, und daher ihre Vermählung geheim bleiben ſollte, bis ſie von einer Reiſe als Eheleute zurückkehren würden. „Das alſo die wichtige Bedingung?“ ſagte der Baron lächelnd. „Sagte ich's Ihnen nicht, Hohenſtein, es ſey irgend eine weibliche Grille, über welche Sie ſich vereinigen würden? — Ganz recht iſt mir's zwar nicht, denn ich wäre gern Zeuge eurer Verbindung geweſen; allein bei den obwaltenden Verhältniſſen, und auch beſonders bei dem Zuſtande deiner armen Mutter, Adelheid, kann ich's nicht ganz mißbilligen, und es wird auch ſo Manches dadurch abgeſchnitten, was ſonſt wohl bei den Bewerbungen um dich in Verlegenheit ſetzen könnte.“ Er umarmte Albert, der ſeine väterliche Hand dankbar küßte, mit Rührung, und nannte ihn mit Liebe Sohn.

Adelheid führte nun den Geliebten zur Mutter und ſuchte ihre Theilnahme zu erwecken. Die Unglückliche ſah Albert einige Augenblicke wie verwundert an, verfiel aber ſogleich wieder in die gewohnte Theilnahmloſigkeit zurück. Adelheid bedeckte ihre Hand mit ihren Küſſen und Thränen. Dem Hauſe wurde das Brautpaar als ſolches vorgeſtellt, aber Verſchwiegenheit für einige Zeit empfohlen. Albert gefiel Allen wohl und man wünſchte der allgeliebten Adelheid aufrichtig Glück zu ihrer Wahl. Es wurde verabredet, daß Albert ſich dem Monarchen vorſtellen ſolle, an welchen der Baron ihm ein Schreiben mitgab, während er bereits das Anſuchen um die Adoption durch einen Expreſſen abgefertigt hatte.

Albert fand bei dem Könige die gnädigſte Aufnahme, das Geſuch des Barons wurde ungeſäumt genehmigt, und der Glückliche kehrte als der erklärte Erbe ſo bedeutender Beſitzthümer zurück. — Der Baron führte ihn auf ſeinen Gütern ein und übergab ſie ihm ſogleich, indem er ſich nur eine hinlängliche Leibrente vorbehielt, mit welcher er in der Reſidenz, in der Nähe ſeines königlichen Freundes, zu leben beſchloſſen hatte. — Albert hatte auf Adelheids Bitten die Anſtalten ſo gut getroffen, daß die Reiſe angetreten wurde und bei ihrer Zurückkunft auch nicht der mindeſte Zweifel aufſteigen konnte, daß die Vermählung nicht vollkommen vollzogen ſey. Die Nachbarſchaft und die Reſidenz waren davon ſehr überraſcht, und Alberts Glück, dem es nicht an mißgünſtigen Neidern fehlte, war das allgemeine Geſpräch. Was über die Heimlichkeit, mit welcher die ganze Angelegenheit war betrieben worden, etwa geſagt wurde, ließen ſie über ſich ergehen, und konnte ihnen auch gleichgültig ſeyn.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

Kunſtausſtellung. Actienunternehmungen.

Im Ganzen hat die diesmalige Kunſtausſtellung mehr oder weniger Verdienſtliches in den meiſten Kunſtfächern aufzuweiſen. Vorzüglich iſt auch der heiligen Geſchichte manches gelungene Tableau von einheimiſchen und auswärtigen Künſtlern entlehnt worden. Die Landſchaft findet ſich beſonders reichlich und von recht vielen Seiten ſehr angenehm bedacht. Das Porträt feiert einen ſeltenen Triumph in der früher erwähnten Vogelſchen Darſtellung des Prälaten von Oſſeck. Wenn aber auch die dieſem Kunſtzweige gewidmeten Huldigungen diesmal im Allgemeinen etwas ſchwach ausfallen, ſo empfehlen ſich doch in ihm ebenfalls, außer den zahlreichen Vogelſchen, die Leiſtungen von Hartmann, Rösler und andern. Vermißt wird ſowohl im Fache des Porträts, als des Genres der wohlaccreditirte Name des Profeſſors Arnold, um ſo mehr, da er ſonſt in der Regel keine der hieſigen Expoſitionen in beiden Fächern zu vergeſſen pflegte. — Unſtreitig iſt es recht angemeſſen, daß die bei der Kunſtausſtellung ſeither beobachtete mittägliche Pauſe aufgehoben und dafür die erſte Vormittags- und die letzte Nachmittagsſtunde abgebrochen worden. Den in jetziger Jahreszeit in großer Zahl hier anweſenden Fremden, die meiſtens ihr Mittageſſen erſt ſpät einzunehmen gewohnt ſind, gingen durch die Pauſe gerade zwei Stunden verloren, die ſie noch vor Tiſche der Ausſtellung zuwenden konnten. — Dem Vernehmen nach hätte man gern den erſt neuerlich wieder wegen ſeiner Darſtellung des Jeremias allgemein mit Beifall geehrten jungen Meiſter Bendemann in Düſſeldorf der hieſigen Kunſtakademie als Lehrer gewonnen, allein er ſoll die ihm angetragene Profeſſorſtelle abgelehnt haben. — Schon hofften wir unſere Schröder-Devrient uns von der Bühne aus in der Rolle Fidelio begrüßen zu ſehen, als wir vernehmen mußten, daß die Sache ſich geändert habe und ſie für die Dauer der Krönungsfeierlichkeiten in Prag engagirt ſey.

Merkwürdig iſt auch in Dresden, wie beinahe überall, der jetzige Enthuſiasmus für alle Unternehmungen auf Actien. Das überraſchend günſtige Reſultat der Actien für die Leipzig-Dresdener Eiſenbahn hat das Signal zu einer Menge Entrepriſen dieſer Art gegeben. Der Steinkohlenbau im nahegelegenen Plauenſchen Grunde wird auf Actien betrieben, und die Betreibung der Champagnerverfertigung aus Meißner Weingewächs ebenfalls. Große Senſation machte beſonders neuerlich das Actiengeſchäft zu Anlegung einer bedeutenden Dampfbrauerei. Der Preis

jeder Actie ist 500 Thaler. Zu möglichster Vermeidung des gegen die seitherige Procedur in dergleichen Angelegenheiten sehr oft laut gewordenen Vorwurfs, die Unternehmer solcher Speculationen hätten zum Theil sich und ihre Bekannte dergestalt bedacht, daß die Actien untergebracht gewesen, ehe das große Publikum dazu gelangen konnte, sollte zuerst eine viel größere Zahl von Anweisungen auf die künftigen Actien an einem hiezu festgesezten Tage auf dem hiesigen Gewandhause ausgegeben werden. Zugleich wurde ausgemacht, Niemanden mehr als vier dergleichen Anweisungen zu verabfolgen. Aber der Zudrang der Menschen zu dem ihnen hiemit neueröffneten Glück war so gewaltig und ungestüm, daß schon nach der ersten Stunde dieses Verkehrs eine dretterne Zwischenwand im dortigen Lokal eingedrückt, und dadurch ein Durchbruch aller Dämme und überschwenglicher Erguß der Volkswogen hervorgebracht wurde. Das Geschäftsbüreau wäre von dieser, zum Theil unstreitig überaus handfesten Fluth ohne Barmherzigkeit verschlungen worden, hätte es sich nicht in Zeiten zurückgezogen und die Ausgabe der Anweisungen vertagt.

(Die Fortsezung folgt.)

St. Petersburg, September.

(Beschluß.)

Verbesserungen im Unterrichtswesen.

Eine für die Förderung der Cultur im Reiche sehr wichtige Maßregel, welche bereits den höchsten Consens erhalten, wird jezt von unserm Ministerium der Nationalbildung zur allmählichen Ausführung gebracht. Es sollen nämlich bei allen Universitäten, Gymnasien und Cantonsschulen im Reiche Realschulen oder Classen errichtet werden, in welchen junge Leute aus allen Ständen Unterricht in der Landwirthschaft, der Handelskunde, Technologie, Mechanik, Chemie, im Zeichnen, in der Buchhaltung ꝛc. erhalten werden, um in diesen dem praktischen Leben so höchst nothwendigen Gewerbszweigen als brauchbare Subjekte verwandt werden zu können. Durch diese wohlthätige Anordnung der Regierung werden in Kurzem alle Realkenntnisse, für deren Verbreitung man bisher so wenig bei uns that, Gemeingut der ganzen Bevölkerung werden, deren untere Classen für viele Zweige derselben ausnehmende Talente besizen, wie dies, neben vielen andern neuern Beispielen, vor wenigen Tagen ein junger Bauer, Leibeigener der Gräfin Lavalle, darthat, welcher ohne vorherigen Unterricht, einzig nach Beschreibung und durch eigenes Forschen dahin gelangte, ein kleines Dampfschiff zu erbauen, mit dem er vor drei Wochen aus dem Nowgorodschen Gouvernement über den Ladogasee hier ankam. — Auch für gehörige Erziehung und Ausbildung der Jugend derjenigen Beamten, die in den entfernten Theilen des Reichs im Dienst sind, wird jezt von der Regierung auf's Beste gesorgt. Des frühern sehr fühlbaren Mangels an guten Schulanstalten wegen wurden bisher viele tüchtige und talentvolle Beamte abgehalten, Dienste in den cis- und transkaukasischen Provinzen, in Georgien und Sibirien zu nehmen, weil sie in allen diesen Landstrichen keine Aussichten zur guten Ausbildung ihrer Kinder hatten. Im Interesse dieser Classe hat es nun Herr von Uwarow für nothwendig erachtet, an jedem der sibirischen Gymnasien, so wie bei der höhern Kreisschule in Stawropol eine Abtheilung für die Aufnahme einer gewissen Zahl von Zöglingen, Kindern dortiger Beamten, zu bilden, die nach erfolgter Entlassung verpflichtet sind, sechs Jahre der Regierung in demjenigen Gouvernement zu dienen, in dem sie erzogen wurden. Zu gleichem Zwecke bestehen jezt bei der mit dem Gymnasium verbundenen Adelspension in Tiflis zwanzig solcher Freistellen, in welchen die Kinder russischer, in Georgien dienender Beamten nach dem Ballottement aufgenommen werden. Um mit der Zeit alle Gouvernements des europäischen Rußlands mit tüchtigen und geschickten Beamten versehen zu können, besteht jezt bei allen Adelspensionen, die jüngst bei den Gouvernementsgymnasien gestiftet wurden, die Verpflichtung, daß alle auf Kosten der Regierung unterhaltenen Zöglinge derselben verpflichtet sind, nach erlangter Ausbildung sechs Jahre in den Civilbehörden desjenigen Gouvernements zu dienen, in dessen Gymnasium sie erzogen wurden. Dieselbe Verpflichtung besteht auch in den adeligen Pensionen, welche der Adel aus seinen Fonds unterhält.

Auflösung des Räthsels in Nr. 224:
Der Gesichtskreis.

Räthsel.

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam."
Schiller.

Ein Mädchen ist es, voller Launen,
Und ärgert viel gelehrte Herrn,
Viel Damen, die in's Ohr sich raunen,
Ach! wäre nur die Seine fern!

Sie haben des Betragens Schranken
So unverbrüchlich festgesezt;
Mein Mädchen, heiter, in Gedanken,
Hat schnell darüber weggesezt.

Sie ist bald ein Genie, ein Engel,
„Ihr fliegen alle Herzen zu."
Bald unter seinen Herrn ein Bengel,
Und Majestäten heißt sie du.

Der Herrn Gesaye zu verletzen
Ist ihre Freude von Natur,
Die sich den ewigen Gesetzen
Schon wähnen auf der sichern Spur.

Gewogen haben sie, gemessen,
Gezählt, gespalten bis auf's Haar;
Doch Eines haben sie vergessen,
Was auch noch wohl zu bedenken war. —

Vor jenen ewigen Gesetzen
Schweigt, stirbt mein Mädchen ehrfurchtsvoll,
Doch Menschenregeln rasch verletzen,
Ob auch Pedanten drüber toll

Und thöricht werden, scheut sie nimmer,
Und schmälte sie die ganze Welt:
Ich sag' euch, daß dies Frauenzimmer
Mir allewege wohl gefällt.

Kommt, stoßet an, hoch soll sie leben,
Mit ihrer Laun' und Phantasie!
Nur wenn Gesetze selbst zu geben
Sie sich erkühnt, so sterbe sie!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 231.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 26. September 1836.

Young blood will not obey an old decree?
Shakespeare.
Love's labour's lost.

Die seltsame Ehe.

(Beschluß.)

Die jungen Leute lernten einander immer mehr schätzen, und fühlten sich in ihrem Besitze sehr glücklich. Da Adelheid sich nicht entschließen konnte, sich von ihrer armen Mutter zu lange und zu weit zu entfernen, und auch Baron Eichdorf die neugewonnenen Kinder gern in seiner Nähe haben wollte, so wurde die große Tour im Plane Adelheids verschoben und für's Erste für den Winter eine brillante Einrichtung in der Residenz getroffen. Uebrigens befolgten sie ganz Adelheids Plan, der auch völlig mit Alberts Neigungen übereinstimmte. Adelheid triumphirte, denn Alberts Liebe und Aufmerksamkeit für sie schien mit jedem Tage zuzunehmen, sie galten als Muster einer glücklichen Ehe, und sie schrieb dies vorzüglich dem zu, daß ihre gegenseitige Hingebung einzig frei aus dem Herzen komme. Wenn daher Albert es doch zuweilen versuchte, sie zur kirchlichen Weihe ihrer Verbindung zu überreden, wozu denn auch wohl kleine Eifersüchteleien Anlaß gaben — denn Adelheid war und blieb die Allgefeierte — so erwiderte sie jedesmal: „Wenn ich mich dazu entschlöße, Albert, so wäre das gewiß ein Zeichen, daß es mit meinem Herzen nicht richtig sey.“ So mußte ihm vor einem solchen Entschlusse selbst bangen, und wohl möglich, daß dies sein Herz in steter Thätigkeit für Adelheid erhielt.

So verflossen einige glückliche Jahre, welche nur durch den Tod eines Sohnes im ersten Alter und durch den Zufall, daß der gehoffte Ersatz sich lang erwarten ließ, getrübt wurden. — Da geschah es, daß unter ihren Frühlingsgästen auf den Gütern eine sehr glänzende Erscheinung auftrat, Graf Wardenberg, ein junger Mann von großem Vermögen, der mit einem männlich schönen Aeußern ausgezeichnete Talente verband. Als der Besitzer eines berühmten Namens, dessen ein Militärorden ihn würdig zeigte, und sehr bedeutender Besitzungen, lag die Welt wie ein blühendes Eden vor ihm. Eine glühende Einbildungskraft mit Schwung der Empfindung stempelte ihn zum Künstler. Er würde sich in jeder Kunst ausgezeichnet haben; die Kunst des Gefühls, Musik, hatte ihn aber vorzüglich angezogen, und ihr hatte er sich ganz hingegeben. Adelheid war eine nicht weniger leidenschaftliche Freundin dieser bezaubernden Kunst, und hatte es auf dem Piano zu einer seltenen Virtuosität gebracht. Graf Wardenberg war überrascht, als er in ihrem Vortrage seiner Compositionen, die sich durch Leidenschaftlichkeit auszeichneten, seine innigsten Gefühle so errathen und so klar hervortreten sah. Diese schöne, geistreiche Frau erregte das reizbare Herz des Künstlers; er faßte die glühendste Leidenschaft für sie, und diese begeisterte

ihn zu immer höhern Schöpfungen, um Adelheid neue Triumphe zu bereiten. Adelheid fühlte, wie sich diese Leidenschaftlichkeit ihrem Herzen mittheilte; sie fühlte eine innere Bewegung, die ihr fremd war, sie berauschte sich in den Wogen des Gefühls, die der Graf immer gewaltiger um sie anschwellen ließ. Der Graf war nicht unerfahren, ihm konnte diese Wirkung nicht entgehen, und er unterstützte sie durch ein feines, aber sich immer mehr anschmeichelndes Betragen, zu dem ihm die größere Vertraulichkeit des Landlebens hinlänglichen Spielraum gab. — Adelheid liebte Albert wahrhaft, und doch überraschte sie sich oft in Träumen und Bildern, deren Gegenstand der Graf war, sie fühlte die Bande, die sie an Albert fesselten, sich lockern. Sie machte sich Vorwürfe darüber, sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit für ihn, und doch konnte sie sich nicht verhehlen, daß die Leidenschaft des Grafen für sie, die ihrem weiblichen Scharfblick nicht entging, ihr Interesse erwecke, und daß ihr Ton gegen ihn zuweilen in eine Vertraulichkeit verfiel, die, wie sie wohl fühlte, nicht geeignet war, ihn in entferntere Schranken zurückzuweisen. — Noch hatte sie es immer vermieden, mit dem Grafen sich allein zu finden, da trat Alberts Geburtstag ein; dieser sollte gefeiert werden. Der Graf hatte eine neue Phantasie gedichtet. Er bestimmte sie für diese Feier und drang in Adelheid, sie zum ersten Male zu executiren und ihm zu erlauben, sie vorher mit ihr durchzugehen, weil er auf Einzelnes für den Effekt besonders gerechnet habe, was leicht als unbedeutend erscheinen könnte. Adelheid war unbesonnen genug, ihm eine Stunde dazu, in welcher Albert gewöhnlich ausritt, zu bewilligen.

Die Stunde rückte heran, und es bemächtigte sich Adelheids eine ungewohnte Angst, ihr Herz schlug heftig. Albert kam, sich zu seinem Ausritt zu beurlauben. Sie faßte sich. „Lieber Albert," sagte sie zu ihm liebkosend, „mir zu Liebe reite heute nicht, sondern laß einspannen und führe mich spazieren." Albert bemerkte eine ungewöhnliche Bewegung an ihr und fragte besorgt, ob sie sich unwohl fühle. Adelheid ergriff dies und daß die frische Luft ihr wohlthun würde. Albert traf sogleich die nöthige Anordnung, und hinrollte er mit Adelheid zu des Grafen großer Bestürzung, der, durch das Gerassel des Cabriolets an's Fenster gezogen, sie wegfahren sah.

Adelheid schlug vor, auf dem benachbarten Pfarrhofe, dessen würdigen Bewohner sie öfter mit Albert besuchte, einen Morgenbesuch abzustatten. Der Weg dahin führte durch ein Gehölz. Hier wünschte sie, das Cabriolet möchte mit dem Jokey die Straße zum Pfarrhofe verfolgen und Albert mit ihr auf einem sehr romantischen Fußpfade durch den Wald den übrigen Theil des Weges zu Fuß zurücklegen. Albert willigte gern ein. Nachdem sie eine Strecke gegangen waren und Adelheid gewiß zu seyn glaubte, von Niemand beobachtet zu seyn, fiel sie plötzlich mit einem Thränenstrome Albert um den Hals; „Albert," stammelte sie, „wir lassen uns auf der Pfarre trauen." Man denke sich Alberts Schreck und Erstaunen. „Adelheid!" rief er, „du willst —" — „Deinen oft wiederholten Wunsch erfüllen," fiel sie ihm in's Wort. „Und dein Herz?" — „Es ist dein, dein, dein! frage nicht weiter — ich bin treu und redlich, aber — ich fühle es, meinem Herzen fehlt etwas — das Gefühl der Pflicht."

Albert hielt dies für eine Grille des Augenblicks, sie aber erklärte ihm fest: „Entweder verbindet uns noch in dieser Stunde der priesterliche Segen, oder — wir müssen uns trennen für immer." Er fühlte, daß Alles auf dem Spiel stehe, und er konnte an Adelheids reinem Willen nicht zweifeln. Sie gelangten zur Pfarrwohnung. Albert entdeckte dem würdigen Geistlichen sein seltsames Verhältniß mit Adelheid und forderte ihn auf, es jezt durch die Kirche zu weihen. Der überraschte, aber auch hocherfreute Pfarrer verpflichtete sogleich den Meßner und noch einen zuversichtlichen Mann aus seiner Gemeine zu unverbrüchlicher Verschwiegenheit, und nach einer Stunde kehrten Albert und Adelheid mit dem Gefühle, nun unauflöslich ihr Geschick verknüpft zu haben, in's Schloß zurück. — Den Grafen fanden sie nicht mehr. Adelheid hatte ihm bei ihrer Abfahrt seine Phantasie zurückgesendet mit der Erklärung, sie wolle sie nicht spielen. Er hatte den Wink verstanden, und einige artige Zeilen an Albert entschuldigten mit einem dringenden Rufe nach der Residenz, dem er sogleich habe Folge leisten müssen, seine schnelle Abreise. — Ob Adelheids System in Albert seine Widerlegung gefunden habe, ist nicht weiter bekannt geworden.

Ueber die Verbindung der Seele mit dem organischen Körper.

(Fortsetzung.)

In dieser Hinsicht ist das bloße organische Leben, das man auch vegetativen Lebensproceß heißt, viel weiter verbreitet, als das eigentlich thierische, so weit dieses durch Willensfreiheit bezeichnet ist; denn jenes umfaßt neben dem Pflanzenreich auch den Organismus des gesammten Thierreichs, dieses findet nur daneben in lezterem Statt. Wenn aber davon die Rede ist, ob es der Zahl nach mehr Thiere oder mehr Pflanzen gebe, so scheinen die erstern weit zu überwiegen, denn das Meer, das zwei Drittheile der Oberfläche der Erdkugel bedeckt, hat fast keine Pflanzen; höchst wenige verhältnißmäßig ragen aus seinen seichtern Gründen herauf,

um ſich an der Luft auszubreiten; aber überall in jeder Tiefe iſt es voll von willkührlich ſich bewegenden Thieren, vom Wallfiſch an bis zu den nächtlich leuchtenden mikroſkopiſchen Geſchöpfen, welche nur das Vergrößerungsglas oft in größter Menge in einem Tropfen Meerwaſſer entdeckt.

So bietet ſich eine Welt der Willkühr in unendlicher Zahl der Individuen und in unabſehbarer Mannichfaltigkeit auf der Erde dar; ein Syſtem, das erkennbar mit der Welt der organiſchen Lebenskraft und mit dieſer allein auf's Engſte vereinigt iſt. Nirgends ſonſt in der uns auf der Erde umgebenden Natur bemerken wir auch nur die leiſeſte Spur willkührlicher Bewegungen, als in und durch thieriſche Organiſationen; noch nie hat ſich ein dem unſrigen ähnlicher Geiſt kund gethan, ohne daß er einen menſchlichen Körper, der nach dem allgemeinen Geſetz der organiſchen Bildungen entſtand, wuchs und wieder zerfiel, gehabt hätte. Ohne einen thieriſchen Körper iſt noch nie auch nur ein Sandkorn oder ein Strohhalm durch eine Geiſtererſcheinung bewegt worden, und jede vernünftige Unterſuchung der Spukgeſchichten zeigt, daß ſie von jeher nirgends als in der Vorſtellung von Schwärmern oder im Gefolge des Aberglaubens auftreten konnten. Es iſt alſo nach unwandelbarer Erfahrung die organiſche Lebenskraft in organiſchen, greifbaren Körpern ausſchließlich das vermittelnde Werkzeug, durch das allein die Kraft der Willensfreiheit ſich in der materiellen, ſichtbaren Natur kund thun kann, und das Reich des organiſchen Lebens iſt das große Mittelglied zwiſchen der Körper- und der freien Geiſterwelt. Iſt jene über alle Himmelskörper verbreitet, ſo wird es auch dieſe ſeyn.

In uns ſelbſt, in unſerm innern Bewußtſeyn nehmen wir wahr, daß dieſe Willenskraft durch Gefühle beſtimmt wird, deren wir uns bewußt werden, und daß ſie auch mit der Fähigkeit, uns etwas vorzuſtellen und nachzudenken, aber auch im geſunden Zuſtand unſers Körpers willkührlich nach außen zu handeln, untrennbar vereinigt iſt. Dieſe innere Einheit freier Kraft in uns iſt unſer eigentliches Ich. Wir dehnen aber gewöhnlich dieſes Ich nicht bloß auf das Gebiet aus, das überhaupt in unſerm Körper unſerm Willen unterworfen iſt, ſondern auf uns ganz, d. h. auch auf den Antheil von uns oder von unſerm Körper, den organiſche Lebenskraft in ungetrenntem Zuſammenhang mit jenem Gebiete des Willens, aber unabhängig von unſerm Willen, allein beherrſcht. Bei genauerer Aufmerkſamkeit aber ſcheidet ſich das ſich ſelbſt bewußte geiſtige Ich gleichſam allmählich in uns, als einer menſchlichen Einheit, welche Körper, Leben und Willen zugleich in Einer Geſtalt iſt, aus. Wir finden nämlich nicht nur, daß diejenigen Theile unſers Körpers und ihre organiſchen Verrichtungen, die unſerm Willen nicht unterworfen ſind, in unſerer Vorſtellung von ihnen trennbar von unſerm ſeiner ſich ſelbſt bewußten und in ſeiner Thätigkeit freien Ich ſind, ſondern daß wir ſelbſt auch diejenigen körperlichen Werkzeuge, welche unſerm Willen dienen, an ſich als Körpertheile noch unterſcheiden können von dieſem geiſtigen Ich, das, wie wir fühlen, ihnen gebietet. Wir ſind uns bewußt, daß nicht unſer Fuß oder unſer Arm es iſt, der ſich bewegen will, ſondern daß wir es ſind, d. h. unſer geiſtiges Ich, das mit dem Fuße nicht eins iſt, es iſt, was ihn bewegen will, und daß auch dieſes unſer gleichſam inneres Ich daſſelbe Ich iſt und bleibt, es mag den Fuß oder Arm gebrauchen oder nicht gebrauchen, ſelbſt einen Fuß oder Arm haben, oder nicht. Wir unterſcheiden ſo durch ein dunkles Gefühl das zugleich fühlende, denkende und wollende Eine in uns von unſerm bloßen theilbaren Körper, und nennen jenes unſern Geiſt oder unſere Seele. Dieſer untrennbaren, unkörperlichen, freien Einheit oder der Seele alſo dient der organiſch belebte Körper bis auf einen gewiſſen Grad als ihr Werkzeug nach ihrem, nicht nach ſeinem Willen; denn wir ſind uns nur Eines Willens, nicht mehrerer bewußt. Es iſt demnach auch völlig gegen jede unbefangene Auffaſſung unſers eigenen Seyns, wenn man neben einem Geiſte noch eine beſondere Seele im Menſchen annehmen will, die ebenfalls einen Willen hätte. Eine unphyſiologiſche Verwechslung des Begriffes der willenloſen organiſchen Lebenskraft mit dem der wollenden, ihrer ſelbſt aber zuweilen, wie z. B. im Schlafe, nicht völlig oder ganz deutlich ſich bewußten Seele liegt einer ſolchen, der Natur nicht entſprechenden Unterſcheidung zwiſchen Geiſt und Seele zu Grunde.

Weil wir aber bei den Thieren dieſelben Handlungen wahrnehmen, welche, wenn wir ſie begehen, Ausfluß unſerer innern Wahlfreiheit ſind, und weil dieſe Wahlfreiheit zum Weſen unſers ſich als Selbſtzweck erkennenden, geiſtigen, Einen Ichs gehört, ſo müſſen wir entweder eben ſo, wie in uns, auch in den Thieren einen Geiſt oder eine Seele erkennen, oder wir können in uns ſelbſt gleichfalls keine beſondere Seele annehmen. Auch iſt es nie der noch natürliche Menſch, das Kind, oder der hierin noch vorurtheilsfreie Ungebildete, der nicht die Thiere, mit welchen er umgeht, zwar als ſein Eigenthum, mit dem er nach Willkühr zu ſchalten wünſcht, übrigens aber als ebenfalls beſeelt betrachtete, der nicht zuweilen mit ihnen, ſich gleichſam vergeſſend, als mit ſeines Gleichen, und als ob ſie ihn verſtehen müßten, redete. Es verſteht wirklich bis auf einen gewiſſen Grad jedes Thier nicht nur das andere, ſondern auch den Menſchen, und abgerichtete Thiere, das Pferd, der Hund, der Elephant, ſelbſt der Kanarienvogel, verſtehen ſogar in hohem Grade ihren Herrn. Der bekannte Naturforſcher Goeze ſah ſelbſt einmal mit an, daß ein

Hühnerhund in hohem Grase einem zahmen Raben nachschlich, der unter anderm auch die Worte: wer bist du? hatte sprechen lernen. Der Rabe kehrte sich nach einiger Zeit gegen den Hund kurz um und redete ihn an: wer bist du? Dieser gerieth dadurch in einen solchen Schrecken, daß er plötzlich die Flucht nahm. Hatte dieser Hund nicht offenbar eine geistige Anlage, die sonst nur dem Menschen zukommt, die, abergläubisch werden zu können? Daß Hunde träumen, was sich durch ihr Bellen im Schlaf und ihre sonstigen Bewegungen in demselben verräth, ist bekannt. Nirgends aber gibt es im Thierreich eine Grenze, wo jede Aeußerung von Seelenthätigkeit verschwände.

Nur das Gefühl von Ueberlegenheit über seine Mitgeschöpfe, welches dem Menschen sein umfassenderer Verstand gibt, noch mehr aber die systematischen Vorurtheile, welche dem cultivirten Menschen durch die Erziehung fast von seiner Mutter Brust an mit hochmüthigem Eifer mitgetheilt werden, sind es, die in ihm den Dünkel erzeugen, er allein sey beseelt und unsterblich, er in der ganzen Natur allein Selbstzweck, und selbst das ganze Sternenheer sey nur geschaffen, um ihm bei Nacht, wenn nicht etwa Regenwetter es verhindere, statt einer Laterne zu dienen, höchstens ihm ein Erstaunen zu entlocken. Und doch könnte jedes mißhandelte Pferd, das seinen Reiter abwirft, ihn belehren, es sey auch Selbstzweck für sich, so gut als er, und selbst gegenwärtig noch könnte sogar der Europäer manche Gelegenheit finden, zu zweifeln, ob nicht der Wolf oder Bär, oder in heißen Ländern der Löwe, der Königstiger, das Krokodil ebenfalls glauben könnten, ihnen zu lieb seyen die Menschen auf der Erde. Es läßt sich nicht einmal träumen, daß die wunderbaren Gestalten der Pflanzen bloß des Menschen müßiger Betrachtung zu Gefallen geschaffen seyen, noch weniger aber die Wunder in der Tiefe des Meers.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Fortsetzung.)

Actienunternehmungen. Calberla.

Die Lithographie hat nicht unterlassen, der Scene, wo die eingeworfene Wand das Geschäftsbüreau allarmirt, sich zu bemächtigen und solche mit vielen Nebenumständen, übrigens in einer natürlich sehr freien Uebersetzung bildlich darzustellen. Sogar von der Dichtkunst ist der Casus ergriffen und in gewohnter Art zu Papier gebracht worden. Auch das Gedränge der folgenden Actientage hat den Nachstellungen des lithographischen Witzes nicht zu entgehen vermocht. Ueberhaupt nimmt der Scherz vielfältig Veranlassung, die grassirende Vorliebe zu den Actienunternehmungen in seinen Nutzen zu verwenden. Wenn aber auch allerdings eine gewisse Schwindelei von solchen Actienentrepriſen kaum zu trennen seyn möchte, so dient doch sogar sie mit zu Beförderung nützlicher Zwecke. Die dabei verlierenden Einzelnen, die sich ihren Verlust immer selbst zuzuschreiben haben, können nur wenig in Betracht kommen gegen den allgemeinen Nutzen, der durch die Unternehmungen bewirkt wird. Allmählich wird die Erfahrung bei Angelegenheiten der Art nicht nur in der Procedur gar Manches mehr consolidiren, sondern auch bei den sehr verschiedenartigen Gegenständen der Entrepriſen einen sicherern Maßstab an die Hand geben, mit welcher Vortheil und mit welcher Nachtheil verbunden ist. Ueberhaupt muß die fortdauernd wachsende Thätigkeit im Gewerbwesen und die weise und umsichtvolle Art, womit die Regierung für jede mögliche Erleichterung und Unterstützung desselben rastlose Sorge trägt, Allen höchst erfreulich seyn, die aufrichtigen Theil nehmen an dem für das Heil eines Fabrikstaats, wie Sachsen, so nöthigen Vorschreiten in den Gewerben. Außer den Eisenbahnunternehmungen ist besonders auch die durch einen sehr achtbaren Verein, mit Beseitigung mannichfacher Schwierigkeiten, in das Leben zu rufende Dampfschifffahrt im Großen auf dem Elbstrom von hoher Wichtigkeit. Die Zuckersiederei und eine außerordentlich umfangreiche Maschinenbauanstalt, als Unterstützerin aller dergleichen rathsamen Speculationen, sind ebenfalls Gegenstände, die mit größtem Eifer betrieben werden, und von denen die sächsische Industrie gewiß die schönsten Erwartungen hegen darf.

In diesen Tagen ist der Stadt durch den Tod ein Mann entrissen worden, der zwar an Jahren schon ziemlich vorgerückt, doch vermöge seiner anscheinend kräftigen Gesundheit und großen Regsamkeit noch die Aussicht auf eine lange Lebensdauer zu haben schien, ein Mann, der in Ansehung seines ungemeinen Verdienstes um die Technik und einer nach so vielen Seiten gerichteten gewerblichen Thätigkeit dem unlängst verschiedenen, unvergeßlichen Nathusius in mehrfachen Beziehungen an die Seite gesetzt werden kann. Es war dies der Besitzer der hiesigen Zuckerraffinerie, Calberla. Vermöge besonderer Geisteskraft und eines scharfen und richtigen Blickes in Geschäften, verdankte der völlig Unbemittelte und von jeder Unterstützung Anfangs Entblößte seine mannichfache Ausbildung für Gewerbe und mechanische Kunst fast ausschließend sich selbst. Zum Drechsler bestimmt, hatte er früher diese Profession, durch die großartige Weise ihres Betriebes, zu einem so einträglichen, als interessanten und umfassenden Nahrungszweige sich zu gestalten gewußt. Zu einer Zeit, wo unter den Handwerkern und mechanischen Künstlern nur äußerst Wenige noch Sinn hatten für etwas Anderes, als den alten Schlendrian, griff er den unermüdeten Bestrebungen unserer Tage nach Verbesserungen jeder Art überaus rühmlich vor. Neues und Nützliches! hieß sein Wahlspruch, und dieser trieb ihn an, seine ganze Erfindungskraft zu fabrikmäßiger Hervorbringung von Waaren anzustrengen, welche seine Zunftgenossen noch gar nicht führten. Die möglichst schnelle Nachbildung ausländischer Erfindungen gehörte zu seinen Hauptbestrebungen, und ein besonderer Takt leitete ihn gewöhnlich zur glücklichen Auffindung solcher Personen, mit denen er die neuen Speculationen am besten und wohlfeilsten in's Werk zu setzen vermochte. Durch alles dieses und durch seine grenzenlose Geschäftsthätigkeit schwang er sich in Kurzem zu einem so überaus nützlichen, als wohlhabenden Staatsbürger empor.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 232.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 27. September 1836.

Strebe nicht durch Modethorheit,
Durch Verzweiflungskoketiren,
Witzeln, formlos Phantasieren
Zu bestechen, zu verführen.
Feuchtersleben.

Sendschreiben an H. Heine.

Warum, o Heine, malst du rothe Löwen,
Die aus der grellen Farbe widrig schrei'n,
Und malest nicht auf azurblauem Grunde
Wie Sterne goldne Engelein?

Die goldnen Engel kränzten deine Jugend
Mit bunter Blumen mährchenhafter Pracht,
Und winkten dir aus thau'gen Farbenkelchen
In feenhafter Vollmondnacht.

Sie zeigten dir des Wunderglaubens Thale
In ihrer Wahrheit mildem Rosenlicht,
Und öffneten dein Auge, klar zu schauen
Den Strahl, der sieben Farben bricht.

Und jedes Ding umschillerten die Farben,
Wie du es ansahst; doch die Mosaik
War reines Licht im Brennpunkt deines Auges,
Vom Grund der Seel' ein heller Blick.

Nun wähltest du vom ganzen Farbenbündel
Das Roth allein zu einer Löwenfratze,
Zu einem Wirthshausschild für durst'ge Brüder,
Zu einer Groschen-Strebefratze.

Denn mehr soll doch dein Löwe wohl nicht seyn? —
Die Engel aber waren liebe Kinder;
Nun sind sie groß geworden, wie es scheint,
Gar böse Buben, arge Sünder.

Der Grazien „ungezog'ner Liebling" stets
Warst du der Liebling doch der Grazien immer,
Dein Finger war, selbst wenn er Fratzen malte,
Getaucht in aller Farben Schimmer.

In diesem Schmuck schien Alles dir erlaubt,
Genießen mocht' es selbst der Puritaner;
Der Schulstaub aber dämpfte diesen Schmuck,
Denn Heine selbst ward Heinianer.

O kehre um, so lang und wenn's noch Zeit,
Eh ganz verstimmt der Seele Saiten klingen,
Und aus verfiechter Tiefe des Gemüths
Mißtöne nur noch matt zum Herzen dringen.

Laß ab von Bruchstückarbeit, laß sie über
Den Schwächlingen der Kunst und ihren Laffen;
Komm, stärke neu die tiefe, innre Kraft
Durch reines Wollen und ein großes Schaffen.

Du kannſt, ſo wolle. Könnteſt du ſelbſt nicht,
So wäre beſſer dir ein heilig Sehnen,
In Aſch' und Trau'r an Babels Waſſerbächen
Auf deine Harf' ein Strom von heißen Thränen,

Als deines Ruhmes Lanze zu zerſplittern
Am Schild polit'ſchen Aftermärtyrthumes. —
Denk, was ich ſagt', mehr, was ich ſagen wollte,
Gedenk, o Heine, deines Ruhmes.

Ueber die Verbindung der Seele mit dem organiſchen Körper.

(Fortſetzung.)

Jede genauere Erforſchung des Thierreichs zeigt oft auf überraſchende Art, daß in dieſem dieſelben Grundzüge von Seelenthätigkeit zwar auffallend dem Maße, aber nicht der Art nach verſchieden vorkommen, welche beim Menſchen ſich zeigen, daß alſo auch nothwendig dieſelben Folgerungen daraus abgeleitet werden müſſen; es erhellt aber auch daraus, daß, ſo wie die organiſche Lebenskraft überall, ſelbſt in den verſchiedenſten Formen, in welchen ſie auftritt, als zu derſelben eigenthümlichen Weſenclaſſe gehörend ſich erweiſt, auch das Geiſterreich, ſo weit es ſich auf der Erde ausſpricht, eine eigene Ordnung in der großen Natur bildet, welche, von den übrigen für uns erkennbaren verſchieden, ein ihrem Weſen nach in ſich Gleichförmiges, obgleich weſentlich in größter Mannichfaltigkeit Individualiſirtes ſey.

Sein geiſtiges Ich, ſich ſelbſt in ſeinem innern Bewußtſeyn, kann der Menſch erforſchen und ſofort durch Vergleichung unterſuchen, ob, was er in ſich fand und was auch bei ihm durch äußerlich erſcheinende Zeichen ſich kund thut, auch im Thierreich ſich vorfinde, und in welcher Verſchiedenheit. Seine weitere Kenntniß von den Eigenthümlichkeiten deſſen, was Geiſt iſt, kann er aus der Beobachtung ſeiner ſelbſt und der Thiere, alſo aus der Wirklichkeit ziehen, und dieſe leztere allein kann den Grund für eine immer wahr bleibende Seelenlehre darbieten. Iſt nun aber, dies iſt die Hauptfrage, die Seele ein beſonderes, ſelbſtſtändiges Weſen? ſind nicht alle die Aeußerungen, die wir ihr zuſchreiben, bloß durch die organiſche Kraft, welche auch die ſeelenloſe Pflanze belebt, hervorgebrachte, nur theilweiſe abgeänderte Wirkungen?

Es hört im Menſchen mit dem gänzlichen Entweichen ſeiner organiſchen Lebenskraft jedes, ſelbſt das leiſeſte Zeichen von Beſeeltſeyn auf; die Seele tritt dagegen in den Weltraum immer nur in Gemeinſchaft mit dem organiſchen Leben, ſo wie ſie mit ihm ſich auch wieder aus jenem zurückzieht. Dabei wird aber die Lebenskraft vorzüglich nur durch beſtimmte Organe Werkzeug für die Seele, wie ſie andere Functionen, z. B. die Verdauung, auch nur durch beſondere Organe vollbringt. So iſt im Menſchen geſunde Beſchaffenheit ſeines Gehirns im Allgemeinen nothwendig, wenn die Aeußerungen der Seelenkraft ſich ſollen ungeſtört darſtellen können. Damit würde ſich, was unter dem Begriff von Seele zuſammengefaßt wird, als eine bloße Sammlung von Eigenſchaften des Organismus betrachten laſſen müſſen, und dies um ſo eher, als beim Menſchen zuweilen die eine Seelenthätigkeit, z. B. der Wille bei unentſchloſſenen Menſchen, oder die Fähigkeit zu denken bei beſchränkten Verſtandesgaben, abgeſondert geſchwächt erſcheinen kann, während oft eben ſo einſeitig Gefühl und Einbildung beim Dichter oder Schwärmer geſteigert ſind, oder Gedächtnißſtärke ohne Verbindung mit entſprechend großem Verſtand auftritt. Der im Allgemeinen äußerſt einfache innere Bau der ſeelenloſen Pflanzen, der überall aus rundlichen oder langgeſtreckten Zellen, Zwiſchenräumen zwiſchen dieſen und Spiralgefäſſen beſteht, würde, verglichen mit dem in den höhern Arten von Thieren, die am deutlichſten ſogenannte Seelenäußerungen zeigen, höchſt mannichfachen innern Bau des Organismus, noch weiter für dieſe Anſicht ſprechen, der wir, ſtände ihr nichts entgegen, folgen müßten, da wir es nicht ſind, von deren Willen es abhängt, daß in der Natur, was iſt, ſo und nicht anders iſt.

Allein jener Folgerung aus den angegebenen, an ſich unleugbaren Thatſachen ſteht ſchon entgegen, daß überhaupt Daſeyn von Aeußerungen einer Willkühr durchaus nicht überall an entſprechend vielſeitige Entwicklung der Organiſation gebunden iſt. Es gibt Thiere, wie z. B. ſchon die Armpolypen des ſüßen Waſſers ſind, mit ſo ganz einfachem, gleichförmigem Bau, daß ſie offenbar von jeder Pflanze mit deutlicher Blüthe, deutlicher Befruchtung und vollkommenen Samen darin weit übertroffen werden, und doch vollbringen dieſe Thiere die mannichfaltigſten, unverkennbar willkührlichen Handlungen des Erhaſchens von Nahrung, von willkührlicher Ortsbewegung u. ſ. w., welche wir auch an der vollkommenſten Pflanze nie wahrnehmen. Selbſt beim Menſchen hält Entwicklung ſeines organiſchen Baus nicht immer gleichen Schritt mit der Entwicklung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten. Noch mehr nehmen wir oft beim Sterbenden wahr, daß, wenn gleich keine Seelenthätigkeit ſich ohne Ueberreſt von organiſcher Lebenskraft mehr ausſprechen kann, jene doch noch in voller Stärke bei ſchon größter Schwäche der leztern ſich kund thut, ſo wie umgekehrt jede Aeußerung von Beſeeltſeyn längſt entſchwunden, und doch die organiſche Lebenskraft noch in

ihrer vollen Stärke aufgereizt werden kann, ohne daß mehr eine Spur von willkührlicher Handlung erschiene. In der Reihe der Thiere sehen wir die Wichtigkeit der Organe, die beim Menschen nähere Seelenorgane sind, namentlich die Wichtigkeit des Hirns, das bei ihm zugleich zur Fortdauer des organischen Lebens nothwendig ist, abnehmen, ohne daß selbst mit Zerstörung dieser nähern Seelenorgane bei solchen Thieren die Aeußerungen von Willkühr oder Beseeltseyn aufhörten. So fand man, daß eine Schildkröte, deren Hirn absichtlich zerstört worden war, nicht nur noch fortlebte, sondern deutlich noch willkührliche Handlungen vornahm, daß solche Handlungen unverkennbar noch bei Insekten Statt hatten, denen selbst der ganze Kopf weggeschnitten worden war. Auch beim Menschen gibt es keinen Theil des Hirns, der nicht schon in Leichnamen wäre krank gefunden worden, ohne daß im Leben eine entsprechende Schwächung oder Vernichtung der Seelenkräfte sich gezeigt hätte.

Bloße Eigenschaft der Organisation kann somit die Seelenthätigkeit nicht seyn, weil sie nicht nur in vielen Fällen nicht mit dieser steigt oder sinkt, sondern auch weil, wenn die Seele bloß ein abgeänderter Ausfluß der organischen Lebenskraft wäre, sie nicht so oft eine völlige Unabhängigkeit ihrer Stärke von lezterer zeigen könnte. Wenn also auch die Erweiterung oder Verengerung der Sphäre der Seelenthätigkeit in unserm Körper von der Vermehrung oder Verminderung der organischen Lebensthätigkeit in einzelnen seiner Theile abhängt, so muß doch zugleich ein Hinzutreten oder ein Sichzurückziehen von etwas von der Lebenskraft noch Verschiedenem dabei stattfinden. Es erweist sich nur, daß, um Folgen des Denkens oder Wollens auch in äußerlich sichtbar werdenden Handlungen auszusprechen, es nicht nur überhaupt organischer Lebenskraft, sondern auch besonderer Werkzeuge dazu bedürfe, daß aber dabei das, welchem ein Wollen oder Denken zukommt, immerhin noch ein etwas an sich Verschiedenes von der bloßen organischen Lebenskraft seyn könne.

Nun aber leitet schon die Beobachtung der innern Unabhängigkeit des Willens von der organischen Lebenskraft darauf hin, dieses von der organischen Lebenskraft wenigstens möglicherweise Verschiedene, welches wir unsere Seele nennen, als ein wirklich Verschiedenes anzunehmen. Genauere Erfahrung bestätigt dieses noch mehr. Was wir unter dem Worte Geist oder Seele begreifen, kann nicht etwa als bloße Concentration der Lebenskraft von irgend einem physischen Mittelpunkte unsers Körpers aus thätig auf diesen einwirken oder nur von einer solchen Stelle seines Körpers aus empfinden. Derselbe Nerve gibt häufig ganz verschiedenen Muskeln Aeste, er selbst ist nicht einmal bis zum Rückenmark oder Hirn unvermischt mit andern, aber nichtsdestoweniger können wir willkührlich auf's Bestimmteste bald nur diesen, bald nur jenen dieser Muskeln, welche derselbe Nerve versieht, bald den einen früher, bald den andern später bewegen. Wir fühlen auch, daß wir zwar bei Anstrengungen mit Hülfe unsers Hirns denken, aber mit unsern Fingerspitzen einen Körper und zwar an diesen selbst wahrnehmen, und diese Finger von ihnen selbst aus, obschon ihre Muskeln rückwärts gelagert sind, in Bewegung setzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, September.

(Beschluß.)

Calberla. Das Flußbad.

Unter der Menge von Arbeitern, welche Calberla zum Theil in seiner weitläufigen Werkstätte, am meisten aber in ihren eigenen Wohnungen mit Beschäftigung versah, gibt es sehr viele, die zuvor dem Staate zur Last gefallen waren, und nun zu ihrer eigenen Satisfaktion den allgemeinen Nutzen fortdauernd befördern helfen. Aber so groß auch der Umfang des durch eine Menge seither ganz unbekannter Geräthschaften und Bedürfnisse auf das Bedeutendste erweiterten Geschäfts nach und nach geworden, so schien es doch in der Folge seinem rastlosen Triebe nicht mehr zu genügen. Außer manchen andern verdienstlichen Versuchen in verwandten Fächern, unternahm er nun zugleich die Errichtung einer Zuckerraffinerie, der ersten im Königreiche Sachsen. Das ausgezeichnete mercantilische Talent, von dem schon seine Drechslerhanthierung so sehr unterstützt worden, kam ihm hiebei trefflich zu statten. Aber er mochte nach einiger Zeit doch wohl einsehen, daß einer Zersplitterung seiner Kräfte in zwei Hauptgeschäfte die Verwendung der ganzen Masse derselben auf ein einziges weit vorzuziehen sey. Und so machte er sich durch Versteigerung von den auf die Drechslerhanthierung Bezug habenden unermeßlichen Vorräthen und Utensilien völlig los. Die Zuckerverfertigung aus Runkelrüben war längst der Gegenstand seines besondern Nachsinnens. Nur der Umstand, daß der Nutzen vom Baue dieser Rübe dem Landmanne in hiesiger Gegend noch nicht so klar geworden war, um sich damit im Großen zu befassen, mochte Schuld seyn, daß er es versehen, Hand an's Werk zu legen. Calberla war auch der Erste, der die Dampfschifffahrt auf dem Elbstrome in hiesiger Gegend zur Ausführung brachte. Ein Sohn, der durch Eingehen auf alle seine industriösen und gemeinnützigen Plane und zunächst auf die fortdauernde Vervollkommnung der Zuckerraffinade seine ganze Liebe und sein unbeschränktes Vertrauen sich erworben hatte, war zuerst unter seiner vieljährigen Leitung und dann in der großen Schule des Auslandes, namentlich Frankreichs, zu einem Fortsetzer seines schön gedeihenen Hauptgewerbes gebildet worden, wie er ihn nicht besser sich hätte wünschen können. In so fern war allerdings der Lebenszweck dieses für den gemeinen Nutzen unermüdet besorgten Mannes ganz erreicht, so daß er die Augen mit vollständiger Befriedigung schließen konnte. Wer aber hätte nicht dem noch so rüstigen, so geistig-frischen Mitbürger die Freude an dem in seinem Sinne geschehenen Wirken des

geliebten Sohnes, die Freude an dem schönen Rückblick auf ein die anfänglichen Mühseligkeiten so reichlich vergütendes Leben noch eine Reihe von Jahren gönnen mögen?

Obschon der Sommer, wenn auch zu den sehr trockenen, doch keineswegs zu den wärmsten gehört, so ist gleichwohl in ihm das Flußbad zu einem eigentlichen Modeartikel erhoben worden. Gerade unter der Brühlschen Terrasse findet man allein sechsundvierzig abgesonderte Badehäuschen im Elbstrome. Weiterhin auf beiden Seiten des leztern sind dergleichen ebenfalls etablirt. Außerdem hat sich ein Mann gefunden, der in dem schon längst, hauptsächlich von den untern Classen, zum Baden häufig benuzten Prießnitzbache ähnliche Etablissements errichtete, mit denen auch eine Erfrischungsanstalt verbunden seyn soll. Dieser klare Bach stand von jeher im Rufe besonderer Heilkraft. Ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, krümmt er sich zwischen sandigen Anhöhen, im Schatten von Erlen und Nadelholz, recht anmuthig hin.

Paris, September.

Affichen. Intelligenzblätter. Neue Journale.

Die Affichen oder Anschlagzettel waren in der Geschichte von Paris häufig nicht ohne Bedeutung. Bei Revolutionen ist dies beinahe das einzige Mittel, eine Begebenheit oder eine Ansicht schnell mitzutheilen, daher sich die Parteien sowohl, als die Regierung desselben oft bedient haben. Auch im Jahr 1830 während der Julirevolution waren die Affichen sehr thätig, und redeten viel und vielfältig. Auch hernach wollten sie noch reden; nun wurden sie aber der Regierung lästig, und diese stellte das Affichenwesen unter Aufsicht der Polizei. Seitdem gibt es keine politischen Affichen mehr, aber der Handels- und Speculationsgeist bedient sich derselben fortwährend, und eine Affiche verdrängt die andere. Vor einigen Jahren entstand eine Gesellschaft in Paris, welche den bisher einander ausstechenden Affichen ein längeres Daseyn verschaffen wollte, und daher eiserne Rahmen an den Mauern anbrachte, innerhalb welcher die Affichen angeklebt, und die Abends mit eisernen Thüren verschlossen wurden; denn arme Leute machen sich ein Gewerbe daraus, daß sie Nachts die vielen Affichen abreißen und das Papier verkaufen. Diese Sicherung der Affichen müßte nun der Gesellschaft von den Urhebern der Anschlagzettel stückweise oder vermittelst eines Abonnements bezahlt werden, wogegen jene für das Haften der Affichen gut stand. Es mag die Speculanten nicht wenig gekostet haben, in ganz Paris so viele eiserne Rahmen mit Thüren anlegen zu lassen und Leute zu besolden, welche Morgens die Affichen aufschlossen und Abends die Thüren zuklappten. Es scheint, das Unternehmen hat fehlgeschlagen, denn die Affichen sind nun wieder wie vormals ihrem Schicksale überlassen, das heißt dem nächtlichen Abreißen ausgesezt. Da aber die Industrie immer weiter schreitet, so ist denn auch das Affichenwesen vervollkommnet worden. Erstlich haben sie sich so über Gebühr vergrößert, daß einige Affichen jezt sechs Schuh in der Länge und drei bis vier in der Breite haben, die Buchstaben sind einen halben bis einen ganzen Fuß lang geworden. Um diese ungeheuern Blätter gehörig auszubreiten, reichten die Mauern zu ebener Erde nicht mehr zu. Man erfand also tragbare Gerüste, stellte sie vor ein Haus, stieg hinauf und klebte den Anschlagzettel in der Höhe des zweiten oder dritten Stockwerks an, und nun konnte die Affiche in einer Entfernung von hundert Schritten, einige sogar eine Viertelmeile weit gelesen werden, und dabei hatten sie gar nichts von der Habsucht der Abreißer zu fürchten; denn bis dahin fehlt es diesen noch an Gerüsten, um das Abreißen regelmäßig zu betreiben. Mehrere Personen erschraken nicht wenig, als sie in ihrem zweiten oder dritten Stockwerke, wo sie sich vor jedem Ueberfall und vor jedem Besuche durch's Fenster völlig sicher wähnten, plözlich einen Mann vor ihrem Fenster erblickten, welcher daselbst seine Affichen ganz ruhig anklebte. Wer bürgt dafür, daß die Diebe nicht auch Afficheurs werden, und von der Straße herein die Leute in den obern Stockwerken überfallen? Die ungeheuern Anschlagbogen hatten bereits ganze Mauern und ganze Fronten von Gebäuden bedeckt, als die Polizei endlich einschritt und das Ankleistern an den dem Staate gehörigen Gebäuden verbot. Dadurch ist dem Affichenwesen ein gewaltiger Stoß beigebracht worden; denn da die Privateigenthümer das Ankleistern auch nicht zu dulden brauchen, so folgt daraus, daß jezt die Affichen eigentlich nirgends einen sichern Aufenthalt haben, und besonders werden die Riesenbogen bald verschwinden, wenn sich die Hauseigenthümer wider das Anheften auflehnen. Dieser Widerstand wird dann wohl den Intelligenzblättern, besonders dem ältesten und einträglichsten von allen zu Gute kommen, welches auch deßhalb Petites affiches heißt, eine Sammlung von Ankündigungen, die man sich nur in Gestalt von Anschlagzetteln zu denken braucht, wie sie es vielleicht Anfangs waren. Es gibt noch jezt Intelligenzbureaux in Paris, welche einzig durch Anschlagzettel die Nachfragen nach Dienstboten, Ladendienern, aufzunehmenden Geldern, verlorenen oder gefundenen Sachen dem Publikum kund thun. Von einem sogenannten Gratisjournal, welches auch Intelligenznachrichten enthält und unentgeltlich ausgetheilt wird, besonders an die Unternehmer der Omnibus, wodurch eine Menge Menschen veranlaßt werden, das Blatt wenigstens flüchtig durchzugehen, habe ich schon früher gesprochen. Das Blatt muß sich wohl durch die bezahlten Ankündigungen halten, denn es besteht nun schon seit länger als einem Jahre; freilich gibt es täglich nur einen halben Bogen, wogegen die reichen Petites affiches täglich mit einem ganzen, auch wohl mit zwei Bogen voll von Intelligenzen erscheinen. Nicht so glücklich als das Gratisjournal sind mehrere Modejournale, deren neulich drei auf einmal feilgeboten wurden. Dieses Feilbieten bedeutet aber so viel, daß der Herausgeber erklärt, er könne nicht weiter, und wünsche daher einen vielleicht glücklichern Nachfolger zu bekommen. Auch von den vier großen, in diesem Sommer emporgekommenen Tagesblättern scheint schon eines, la Renommée, aufgehört zu haben, nachdem die Unternehmer wahrscheinlich ein bedeutendes Kapital verschwendet. Das Blatt hatte einige gute Aufsäze, und schien in ganz unabhängigem Sinne abgefaßt. Aber dies macht noch nicht das Glück eines Tageblatts, und mit den Journalen geht es hier jezt, wie mit den Theatern; es sind deren so viele, daß, wer nicht emporkommt, bald zurückbleibt und bedeutende Kapitalien einbüßt. Eine italienische Zeitschrift ist vor einiger Zeit unter dem Titel l'Italiano begonnen worden; sie ist elegant gedruckt, und wenn sie auch nur das gäbe, was in den in Italien selbst erscheinenden Zeitschriften fehlt, so könnte sie sehr anziehend werden; ich habe aber in den ersten Heften dieses Streben nicht bemerkt; auch sieht man nicht ab, welches Publikum sie im Auge hat, ob Italien, oder die im Auslande zerstreut lebenden Italiener und die mit ihnen gleichgesinnten Ausländer.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 28. September 1836.

Durch finstre Klüfte,
Wo Wasser brausen,
An Felsenritzen
Kobolde hausen.
Th. Moore.

Eine Woche im Juraland.

(s. Nr. 216.)

Zweiter Brief.

Am Schlusse meines vorigen Briefs befanden wir uns auf dem Wege nach Vallorbe, und ich nehme hier den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Unter den zahlreichen Höhlen des Jura ist eine der interessantesten die sogenannte Feengrotte, und wir beschlossen, sie zu besehen. Freilich gleichen sich alle diese Feenhotels auf ein Haar, und es muß dieser hübschen, wiewohl etwas kapriziösen Personen in hiesiger Gegend viel gegeben haben. Alle aber waren Geschwisterkind mit der alten Circe, der Lügenmammsel Alcina, den lüsternen Feenmädchen Ariosts, mit der noblern Armida, mit Melusina, Urganda u. s. w., bei denen uns aus den farbigen Kindertagen wundersame Tänze, goldene und krystallene Paläste, Geheimnisse und dienende Zwerge einfallen. Alles dies aber ist in unserer klugen und industriösen Zeit verschwunden, ja, ich begreife nicht recht, wie die Jurafeen so lange in der Nähe des geräuschvollen und prosaischen Gewerbfleißes des Lac de Jour haben bleiben mögen. — Beim Eingang ließen wir Fackeln anstecken und vorausstragen, denn schon die ersten Schritte sind mühsam. Ueber Felsen und eine sehr abschüssige Wand führt ein kaum sichtbarer Pfad zwischen Gesträuch und Dornen. Hierauf gelangt man unten in ein weites Gewölbe, das einem alten, verlassenen Pallast anzugehören scheint, und mich an das große Gewölbe der diocletianischen Thermen in Rom erinnerte. Wie viel schwächer und gebrechlicher sind doch alle menschlichen Bauten! Eine Handvoll Staub, die der Wind alle Jahre davon wegführt, Wind und Regen und Schnee machen sie schon in einigen Jahrhunderten mürbe und später zu einem Schutthaufen. Wie ganz anders die Naturwerke, die so lang dauern werden, wie die Schöpfung, oder doch in ihrem Fall, in ihrem Zusammenstürzen sich viel großartiger zeigen durch riesenhafte Trümmer, die von ihrem ehemaligen Daseyn sprechen, und dem stolzesten menschlichen Gemüth Bewunderung und Staunen abnöthigen. Bräche z. B. dieses Gewölbe zusammen, so würde der darüber sich erhebende Berg herabstürzen, wahrscheinlich das Bett der Orbe verschütten und dadurch einen guten Theil des Thals in einen See verwandeln.

Die Höhle wird immer finsterer, nur durch eine Spalte dringen noch einige Lichtstrahlen scheu und halberstorben herunter in die dunkle Tiefe. Es sind die lezten, denn von nun an herrscht volle Nacht. Bald senkt sich die Decke tief herab und scheint keinen Durchgang zu lassen, bald erhebt sie sich wieder so, daß sie der angestrengteste

Blick nicht erreichen kann, und sich nur in formloser Nacht verliert. Anderwärts wird der Weg durch wunderbar gestaltete Massen rauh, phantastische Schatten werden nach allen Seiten hingeworfen und tanzen nach einer wahrhaft infernalischen Musik, herrührend von dem hundertfachen Widerhall unserer Schritte in der Höhle und von dem Pfeifen des Windes in ihren Gängen. Bald sehen wir Alles um uns der glänzen und flimmern, eine gar reizende Erscheinung, Folge der Krystallisationen an den Wänden. Der Grund der ersten Grotte gleicht einer gothischen Kirche, wo das Dach eingestürzt ist, das Schiff zusammensinkt und auch die Säulen verfallen, ein Bild großartiger Zerstörung. Durch eine enge Oeffnung, die jedem Wohlbeleibten unzugänglich ist, kroch ich in die zweite Grotte, die einen ganz andern Charakter hat, denn das Gewölbe erhebt sich hier wie eine Kuppel zu einer so großen Höhe, daß das Fackellicht nicht bis zur Wölbung hinaufdringen kann. Diese Höhle heißt der „Kirchthurm." Ehemals hatte der Berg oben, in der Höhe von mehr als tausend Fuß, eine Oeffnung, durch welche das Tageslicht herein drang und wunderbare Effekte hervorbrachte. Die Hirten haben aber die Oeffnung mit Balken, Weidengeflecht und Erde verschlossen, damit ihr Vieh nicht mehr hineinfalle, was früher oft geschehen seyn soll.

In dem entferntesten Theil der Höhle sieht man noch Spuren, daß sie von Menschen bewohnt gewesen ist; in den Felsen sind einige Worte eingegraben, die jedoch die Feuchtigkeit unleserlich gemacht hat, ganz verwitterte Kohlen liegen herum, und in einer Felsenspalte sind zwei Pfähle eingestemmt. Die Höhle diente also wohl Flüchtigen oder Vertriebenen zum Asyl, die hier Sicherheit gegen Verfolgung suchten, oder was noch wahrscheinlicher ist, Hirten, die in stürmischen Kriegszeiten bieher geflüchtet waren. Doch, wer kann das sagen? wer kennt die Seufzer, die vielleicht an diesen Wänden verhallten? Vielleicht feierten hier Druiden ihren blutigen Gottesdienst, vielleicht hielt hier eine furchtbare Vehme im Mittelalter ihre Sitzungen, und das Schwert des vermummten Henkers enthauptete hier irgend einen vornehmen Verbrecher, vielleicht schleppten auch Mörder ihre Opfer hieher, oder vielleicht von alle dem nichts; aber das menschliche Gemüth ist nun einmal so, es kann sich Dunkel und Nacht nicht wohl ohne Verbrechen und Unthat denken.

Die Leute um Vallorbe betrachten diese Höhle noch immer wie das Werk und den frühern Aufenthaltsort von Feen, die sich auch bisweilen noch in dieser oder jener Gestalt sehen lassen, um segensreich oder störend und vernichtend auf das Leben und die Geschäfte der Menschen zu wirken. Ich ärgerte mich nicht wenig über einen meiner Begleiter, der sich große Mühe gab, unsern Führer aufzuklären und ihm seinen Glauben an die freundlichen Frauen auszureden. Hat doch jedes Volk seine Mythologie; die celtischen und gallischen Feen, welche hier hausen, sind nicht weniger werth als die griechischen Cabiren und die latinischen Penaten. Bei alle dem war mir doch sehr wohl, als ich wieder aus dem Feenhaus trat und von der freien, sonnigen Höhe wieder auf das schöne Thal sah mit der Quelle der Orbe, die gleich von da an als ein anmuthiges, klares Flüßchen fortströmt. Oben zeichneten sich die Höhen des dunkelblauen Jura am Horizont, hin und wieder mit den felsenartigen Trümmern zerstörter Schlösser besezt. Vom Thal herauf ließen sich die Eisenhämmer und Schmieden, der Gesang der Hirten und das Gebrüll der Heerden vernehmen.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die Verbindung der Seele mit dem organischen Körper.

(Fortsezung.)

Da die Seele gleichzeitig von mehreren Orten des Körpers aus Empfindungen erhalten, an mehreren zugleich willkührliche Bewegungen hervorbringen kann, da der Mensch, ohne daß Zeit zwischen dem einen und andern verfließt, zugleich zu sehen und zu hören, zu reden und zu gehen vermag, so muß das, was den Seelenäußerungen in uns zu Grunde liegt, entweder, da es kein bloßer Punkt ist, noch bloß durch einen Punkt wirkt, über das ganze Gebiet des Körpers, welches Bezug zu ihm hat, räumlich ausgedehnt seyn, oder es muß die Seele, wenn sie ohne solche Ausdehnung doch ohne Zeitverlust jeder Stelle im Körper gleich nahe wirkt, selbst gar nicht im Raum enthalten seyn, und doch an sich ein Daseyn als etwas außer allem Raume Wirkliches haben. Die Seele zeigt sich aber wirklich ohne Ausdehnung dem Raume nach, denn sonst würde sie bei Abtrennung eines Theils des Körpers auch, wie die eingekörperte organische Lebenskraft, in Beziehung auf ihn theilbar erscheinen. Wird einem Menschen selbst ein beträchtlicher Theil seines Körpers, z. B. ein ganzer Schenkel abgestoßen, so findet er in seinem Selbstbewußtseyn doch keine Trennung seines geistigen Ich; er fühlt, daß seine geistige Persönlichkeit, jener Körperverstümmlung ungeachtet, ungetheilt das vorige Ich blieb. Er findet es bei der so großen Verminderung seines Körpers nicht vermindert, nicht getheilt, so daß er nun etwa zum kleinern Theil in dem abgeschnittenen Schenkel, zum größern in dem übrigen Körper sich seiner

bewußt wäre. Die Einheit der Seele kann also in räumlicher Beziehung nicht getrennt werden, was, da sie auch nicht ein Punkt ist, nur dann möglich ist, wenn sie mit dem Raume gar nichts zu thun hat. Dagegen nimmt man wahr, daß der abgeschnittene Fuß, auch getrennt vom Körper, noch zucken kann, so bald seine Nerven gereizt werden, weil ihm noch organische Reizbarkeit oder Lebenskraft inwohnt, daß er dieses aber nicht mehr zu thun vermag, wenn er vollends abgestorben ist. Es erweist sich also, daß in allewege die eingekörperte organische Lebenskraft, so weit sie nämlich mit dem organischen Körper in die ihr zukommende enge Verbindung getreten ist, mit diesem Körper dem Raume nach theilbar erscheint, daß dagegen die Seele untrennbar, damit aber auch selbst nicht im Raume begriffen sey.

Ist aber die Seele wesentlich unräumlich, so ordnen sich in Bezug auf Raumerfüllung oder Materialität und auf Unräumlichkeit oder Immaterialität die von uns erkennbaren Wesen in eine Reihe, welche, obschon aus Gliedern bestehend, die keines Uebergangs in einander fähig sind, doch keinen Sprung von dem einen Glied zu etwas in allen Beziehungen völlig Verschiedenem, zu einem auf keine Art mit dem vorangehenden Glied vergleichbaren Andern darstellt. Wenn die betastbaren, wägbaren Körper immer und unwandelbar den Raum erfüllen, so zeigt sich bei den unwägbaren Flüssigkeiten, bei der Wärme, dem Licht, der Elektricität, dem Magnetismus, und bei der unsrer sinnlichen Erkenntniß schon ganz sich entziehenden Lebenskraft bereits ein abwechselndes Erscheinen im Raum und ein Wiederzurücktreten aus demselben. Im Voraus würde sich nun ahnen lassen, daß es weiterhin eine Classe von Wesen geben werde, die an sich beständig und unter allen Umständen außerräumlich bleiben, d. h. den Raum nicht erfüllen und eben so wenig mit ihm theilbar sind, und dessen ungeachtet ein sehr bestimmtes Daseyn haben. Die angeführten Thatsachen bei Trennung eines Theils von unserm Körper beweisen dies von der Seele, ungeachtet ihres vorübergehenden, jedoch nur vermittelst der organischen Lebenskraft bewirkten Verbindungszustandes mit ihrem Raum erfüllenden Organismus. Damit aber erweist sich der Geist an sich als etwas zwar ebenfalls Wirkliches, aber auch von allen übrigen Dingen, die wir kennen, wesentlich Verschiedenes.

Die Verbindung des Geistes mit dem Körper wird seiner constanten eigenen Unräumlichkeit ungeachtet dadurch denkbar, daß die mit ihm in Verbindung stehende organische Lebenskraft zwei gleichsam einander gegenüberstehende Beziehungen ihres Seyns hat. So weit sie sich in organischen Stoff einkörpert und als dem Raum nach theilbar sich ausspricht, wird sie räumlich. Als unräumlich aber zeigt sie sich, sofern die Verhältnisse jeder individualisirten Lebenskraft zur gemeinschaftlichen Quelle alles Lebens durch keinen Raum bedingt sind. Von dieser Seite aus kann sie also auch mit wesentlich Unräumlichem zusammenhängen. So weit nun die Seele zunächst nur vermittelst der organischen Lebenskraft mit unserm Körper in enge, doch, wie oben bemerkt wurde, noch eines Schwankens fähige Verbindung tritt, ist sie von der unräumlichen Welt aus durch diese doppeltseitige Lebenskraft an ihn gebunden; und so tritt sie denn an sich selbst nie als auf irgend eine Art im Raume sich ausbreitend in die Körperwelt ein, denn ihre geistige Natur beruht auf dieser ihrer beständigen Unräumlichkeit, aber sie erhält dessenungeachtet eine bestimmte Beziehung zu dem von ihrem Werkzeug, der Lebenskraft, erbauten, ihr nun ebenfalls eigenthümlichen Körper. In dieser Hinsicht kann man auch von der Seele sagen: sie ist in dem Menschen, oder sie hat ihn, wenn er stirbt, verlassen, wie ihn sein organisches Leben verläßt. Im Menschenleben aber hängt auf diese Art die Seele mit der ganzen äußern Körperwelt allein nur durch diesen ihren organischen Körper zusammen, welchen seine Lebenskraft thätig und leidend in der mannichfachsten Bewegung erhält.

Könnte die Seele, getrennt vom organischen Körper, in der materiellen Erscheinungswelt entweder noch mit der organischen Lebenskraft bekleidet, oder ohne diese sich kund thun, oder mit andern Worten, hätte es je Geistererscheinungen gegeben, so bedürfte es keines weitern Beweises für ihre Selbstständigkeit. So aber vermag unsere Einbildungskraft von dem, was keinen Raum erfüllt, und nicht einmal etwa als eine mathematische Grenzlinie von irgend etwas Raum Erfüllendem oder als ein geometrischer Mittelpunkt im Raum gedacht werden kann, kein eigentliches Bild zu entwerfen, also auch von der Seele nicht, weil unsere Einbildungskraft nur Gegebenes unter andern Formen zusammenzusetzen vermag, nichts ganz Neues, durch von außen erhaltene Erfahrung nie Dargebotenes schaffen kann, die ganze Erziehung unsers Geistes aber, von seinem Auftreten in der uns gegenwärtigen Natur an, nur vermittelst der Verbindung unsers Körpers mit der übrigen Raum erfüllenden Welt Statt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, September.

Berlin und Stambul. Der dritte August. Rußland.

Der moralische Sommer war an Memorabilien nicht weniger kalt und trocken, als der physische, über den unsere Gärtner und Landwirthe klagen. Aber so weit ist man doch fortgeschritten, daß man darüber nicht mehr klagt, selbst nicht unsere Zeitungen, die einmal darauf angewiesen sind, ihre Nahrung draußen fern aus der Türkei zu holen.

Freilich, wenn wir selbst Militärs nach Constantinopel schicken, wie es vor einigen Monaten den Anschein hatte, möchte auch dieser Stoff Rücksichten unterliegen; vor der Hand unterbleibt jedoch die viel besprochene Sendung, zu der sich Viele drängten, in der Erwartung, daß mit dem Wunderbaren und Unerwarteten auch das Angenehme und Unterhaltende verbunden seyn müsse. Die vertraulichern Nachrichten aus Stambul, besonders daß daselbst, trotz der Reform, die alte Etikette fortdauere, welche alle galanten Abenteuer, wo nicht unmöglich, doch äußerst riskant macht, konnte in manchem jungen Krieger die Lust gedämpft haben. Vorläufig ist man der Meinung, daß der „Geist" in der türkischen Armee, von dessen Erhebung die Britten viel Wesens machen, zur Zeit doch noch nicht so hoch ist, um für die höhere Kritik der Kriegswissenschaft, die verlangt wird, empfänglich zu machen. — Die strategischen Vorsichtsmaßregeln, um den Freudentag unserer Nation, den dritten August, vor allen unerlaubten Eruptionen zu bewahren, waren entweder wirksam, oder unnöthig. Er ging ruhig vorüber, und kaum erinnerte eine unbedeutende Uebereilung, die im Thiergarten vorfiel, an die traurigen Exceße des vorigen Jahres. Mehrere der Tumultuanten von damals sind allerdings noch gezwungen stille Leute an Orten, wo der Geburtstag weder durch Illumination, noch Schreien gefeiert werden darf. Aber jeder trübe Rausch der Art verdampft mit der Zeit, und wie unbändig auch dieser und jener vor einem Jahre geschworen haben mag, diesmal, koste es, was es wolle, lustig zu seyn, wie er wolle, beim deutschen Charakter ließ sich voraussehen, daß nach neun Monaten die Begeisterung des rohen Grimms verflogen war. Oeffentliche Feuerwerke und Vergnügungen hatten die großen Volksmassen weithin in die Sandebenen um Berlin zerstreut. Kehre man von dort auch noch so erhizt, und mit Mercutiolust, Händel anzufangen, zurück, eine Stunde durch die ausgetretenen Staubwege waten und bis über die Knöchel in Sand versinken, macht auf natürlichstem Wege stille Leute aus den tobendsten Unholden.

Wenn es den Zeitungen an Allem gebricht, an Nekrologen fehlt es niemals. Ein berühmter Mann, der eben zu seinen Vätern ging, liefert seit Wochen ihnen ausdauernden Stoff. Hufeland hat die Kunst, sein menschliches Leben zu verlängern, nur bis auf siebzig und einige Jahre gebracht. Sein rüstiges Alter versprach mehr. Die Wirksamkeit des gefeierten Greises als ausübender Arzt war in den lezten Jahren wohl nur unbedeutend, wie sie denn auch vielleicht nie seinem Rufe als Schriftsteller gleich gekommen ist. Aber seine humane Thätigkeit, welche bei seinem hohen Standpunkte im Leben viel wirken konnte, frischte immer wieder den wohlverdienten Ruf des edlen Arztes auf. In sehr vielen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens war er noch bis zulezt theilnehmend. Die Errichtung von Leichenhäusern in Berlin und andern Städten sezt seinen Verdiensten die lezte Bürgerkrone auf. Auszüge seiner medizinisch psychologischen Schriften wimmeln jezt in den Zeitschriften. Wie manche seiner Maximen sind schon in Fleisch und Blut der allgemeinen Meinung übergegangen, und ihr Urheber ist vergessen! Der Ehrenposten eines Hof- und Leibarztes, den Hufeland bekleidete, dürfte vor der Hand unbesezt bleiben.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, September.

(Fortsezung.)

Zeitschriften. Paul de Kock.

Für die ausgewanderten Polen erscheint schon längst eine polnische Zeitschrift, und außerdem eine französische: le Polonais, die sich auch an das französische Publikum wendet, und einige ausgezeichnete Schriftsteller, als Balanche u. A., zu Mitarbeitern hat. Jezt wäre es an der Zeit, eine spanische Zeitschrift herauszugeben, denn das mittägliche Frankreich ist voll von Ausgewanderten. Sie sind aber so verschiedener politischer Meinung, daß eine einzige Zeitschrift schwerlich die verschiedenen Parteien zufrieden stellen würde. Der Provinzialzeitschriften gibt es eine ziemliche Menge in Frankreich; sie bleiben aber meistentheils der Hauptstadt unbekannt, und haben nur ein sehr beschränktes Lesepublikum in der Provinz. Einige bedürfen sogar der Unterstüzung der Regierung, um sich zu halten. Natürlich ist dabei die Bedingung, daß sie auch ihrerseits die Regierung, oder vielmehr die bestehenden Minister unterstüzen. — In der hiesigen Gelehrtenwelt gibt es immer ärgerliche Begebenheiten. Wie vor einigen Jahren Alexander Dumas seine Schriften einzeln an einen Verleger und dann zusammen an einen andern verkauft hatte, so machte es neulich auch Paul de Kock, der bekannte Romandichter, welchem vielleicht die Gesetze der wirklichen Welt nicht recht bekannt sind, wiewohl er zuweilen recht lustige Auftritte daraus dargestellt hat. Der Buchhändler Barba (ein schrecklicher Name für einen processirenden Verleger) klagte vor Gericht, P. de Kock habe ihm das Verlagsrecht seiner einzelnen Werke verkauft, nichtsdestoweniger aber einem andern Buchhändler verstattet, eine Gesammtauflage seiner Schriften zu veranstalten. Das Gericht nahm das Ding sehr ernsthaft, und verurtheilte den Dichter zu einer Schadloshaltung von 30,000 Franken, die er schwerlich aufzubringen im Stande seyn wird, wenn er nicht dem bevortheilten Verleger neue Romane statt baaren Geldes als Entschädigung gibt. Doch ist ihm bereits Hülfe von einer Seite erschienen, woher er sie wahrscheinlich nicht erwartet hatte. Es findet sich nämlich, daß dieser P. de Kock, welcher hier hauptsächlich von Zofen und Ladendienern gelesen wird, und dem die Kritiker nur einen untergeordneten Rang in der jezigen Literatur zugestehen, in England, oder wenigstens von einem gewissen Theil der englischen Nation als ein höchst origineller Romandichter und als ein ganz vorzüglicher Sittenschilderer angesehen wird. Ein Graf d'Orsay, dessen Bedeutung in der Literatur ich weiter nicht kenne, hat ihn in englischen Zeitungen den „französischen Smollet" genannt, und die Nation aufgefordert, P. de Kocks Geldbuße zu zahlen. Gibt es also Viele in England, welche P. de Kock für Smollet den Zweiten halten, so wird es nicht schwer halten, den Dichter aus der Verlegenheit zu ziehen; vielleicht geht er dann auch etwas in sich und bedenkt, daß es nicht sehr ehrlich gehandelt ist, ein Eigenthum, und wenn es ein Roman seyn sollte, zweimal zu verkaufen. Bei den Entschädigungen fangen die hiesigen Gerichte an, nach englischen Grundsäzen zu verfahren, das heißt viel Geld den Bevortheilten zuzuerkennen. Zwar schlagen sie noch nicht die gekränkte Ehre eines Ehemanns zu Geld an, wie man in England zu thun pflegt; aber bei Duellen erkennen sie jezt der Familie des Umgekommenen eine starke Schadloshaltung zu, was wohl das beste Mittel seyn möchte, der unaufhörlich fortdauernden Duellwuth Schranken zu seyen; so haben sie vor Kurzem einen Advokaten Namens Sirey dazu verurtheilt, der Tochter des von ihm im Zweikampf Getödteten eine Summe von 10,000 Franken zu bezahlen. Andere Strafen haben bisher nichts gefruchtet; vielleicht wird die Geldbuße, wenn sie nach dem Vermögen der beiden Kämpfer eingerichtet wird, wirksamer seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen: Literaturbl. Nr. 98 u. Intelligenzbl. Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 29. September 1836.

Das, was die Seele in Beziehung auf den Einen, unsichtbaren Grund alles Seyns ist, wird als ein Einfaches und Unzerstörbares erkannt; was sie in Beziehung auf die Mannigfaltigkeit der andern sichtbar gewordenen Wesen ist, erscheint uns als ein Gefüge der mannigfaltigen sichtbaren Organe, welche der Veränderung unterworfen und zerstörbar sind.

G. H. Schubert.

Ueber die Verbindung der Seele mit dem organischen Körper.

(Fortsetzung.)

Dessen ungeachtet sind wir, auch ohne genauere Entwicklung des abstracten Verstandesbegriffes von einem Daseyn ohne Räumlichkeit, immer schon so sehr von der Unräumlichkeit unsers eigenen Geistes, obgleich gewöhnlich nur in dunkelm Bewußtseyn, überzeugt, daß wir auch nie die Anschauungsformen von Raum und von räumlichen Verhältnissen auf bloß geistige Begriffe und geistige Gefühle anwenden. Nie schrieb man den Begriffen und Gefühlen von Recht und Unrecht, von Pflicht, von Bosheit, von Edelmuth, von Glauben oder Unglauben u. s. w. eine Länge oder Breite oder Dicke zu; noch meinen wir je, diese abstracten Begriffe halten sich da oder dort an einem bestimmten Ort auf. Wir nennen zwar einen Gedanken in sich großartig oder kleinlich, aber weder nach einem Klafter- oder Zollmaß, noch nach Pfunden oder Lothen, und doch halten wir jeden Gedanken für ein wenn gleich nur geschichtliches Etwas, mit Recht aber für ein geistiges, in der Zeit sich ereignendes Erzeugniß unserer Seele. Ein großer Gedanke kann auch durch bloßes immer auf's neue wieder Erzeugtwerden in Andern, denen er mitgetheilt wird, auf Jahrhunderte und Jahrtausende hinein ganze Völker in ihren Handlungen bestimmen. Jeder Gedanke bleibt aber dabei immer dasselbe Etwas, mag er durch irgend eine Art von räumlicher Veränderung, durch Stimme oder Schriftsprache andern mitgetheilt werden, in dieser oder jener Sprache, oder durch bloße Geberden, durch Baukunst oder Malerei verbreitet worden seyn.

Ebenso fühlen wir dunkel, daß unsere Seele, weil sie selbst völlig außerräumlich ist, an sich jeder Stelle im Raume gleich nahe seyn könnte, oder daß es für sie, wäre sie ohne Verbindung mit organischer Lebenskraft und durch diese mit organischem, Raum erfüllendem Körper, keine Entfernungen geben würde. Es hat für uns keine Schwierigkeit, uns in Gedanken jeden Augenblick auch an den fernsten Platz zu versetzen und in unsrer Einbildung uns vorzustellen, als genössen wir sogleich Alles, was, wie wir wissen, der Ort uns darreichen würde, welcher uns anzieht. Von einem solchen wachenden Träumer sagt man schon im gewöhnlichen Leben, er sey mit seinen Gedanken anderswo. Die Wilden glauben sogar von ihren Priestern, und die Schwärmer bei uns von sich selbst, ihre Seelen können während einer Entzückung anderswohin, selbst in eine andere Welt wandern und wieder zurückkommen, um zu erzählen, was sie dort gesehen und gethan hätten. Klüglich aber wird von ihnen der Schauplatz ihres Handelns, während ihr Geist seinen

Körper verließ, nie in die uns umgebende Welt geſetzt, weil man hier nachſuchen könnte, ob die Seele, welche ihren Körper verlaſſen, dort die angegebenen Eindrücke habe erhalten können oder dort wirkliche Spuren ihres vermeinten Handelns zurückgelaſſen habe.

Da dieſes nie der Fall iſt, noch je geweſen iſt, da die Seele, obgleich in der Einbildung fähig, ſich als ſelbſt unräumlich an jeden Ort zu verſetzen, doch in der Wirklichkeit nur von der beſtimmten Stelle aus, welche ihr Körper im Raum einnimmt, mit der Welt, die im Raume enthalten iſt, in eine Verbindung treten kann, welche in dieſer Welt Folgen hätte, ſo erweiſt es ſich, daß der Geiſt mit der Materie ausſchließlich nur vermittelſt der organiſchen Lebenskraft in Verbindung tritt. Dieſes Werkzeug der Seele bleibt mit dem Körper des Träumers verbunden, und nur in ihm träumt vermittelſt dieſer organiſchen Kraft die Seele, ſie ſey an einem beſtimmten andern Orte. Darum kann ſie, obſchon an ſich jeder Stelle gleich nahe, doch an keinem andern Orte wirkliche Eindrücke von der dortigen Außenwelt erhalten, ohne daß auch ihr organiſcher Körper daſelbſt iſt, oder auf jene im mindeſten einwirken, wenn ihr Körper nicht dort iſt. Bedarf aber die Seele, um in die materielle Welt einzuwirken oder von ihr aus Eindrücke zu erhalten, nothwendig der organiſchen Lebenskraft als vermittelnden Werkzeugs, ſo erklärt ſich, warum jede vorgegebene Einwirkung eines Geiſtes auf die materielle Welt ohne Hülfe des ihm zugehörigen organiſchen Körpers, und jede ſogenannte Geiſtererſcheinung, d. h. in die Sinne fallende Beurkundung eines bloßen, eines Körpers entbehrenden Geiſtes in der körperlichen Außenwelt, bei genauerer Prüfung von jeher entweder als Lüge oder als Täuſchung ſich erwieſen hat.

Nur in der Zuſammenſetzung beſtimmter Körperelemente auf die eigene Art, welche organiſcher Stoff genannt wird, ſind thätige Aeußerungen von Lebenskraft und damit auch Geiſtererſcheinungen möglich. Wie das geiſtige Leben ein Vielfaches, nicht bloß Gedanke oder Gefühl oder Wille allein, obſchon dieſes alles in Einem iſt, und wie darum auch ſchon ſein näheres Werkzeug, die organiſche Lebenskraft, ſelbſt wenn ſie für ſich und ſeelenlos wie in der Pflanze iſt, als vielſeitige Kraft erſcheint, ſo iſt auch das körperliche Leben nicht bloß einfache Bewegung, etwa nur wie die des Magnetismus, in zweifach polariſcher Strömung, ſondern eine weſentlich mannichfache, vielartige. Darum ſcheint Lebensäußerung auch nur in einem aus vielartigen Körperelementen zuſammengeſetzten Organismus zur wirklichen, auf die umgebende Außenwelt wirkenden werden zu können. Die abgeſchiedenen Geiſter müßten ſich alſo, um wirklich wieder zu erſcheinen, durch die organiſche Lebenskraft, welche ſie in ihrer Befreiung vom Körper begleitete, erſt einen neuen Körper aus der Maſſe der Körperwelt zuſammenſetzen. Sie könnten aber nicht nur nicht überall erſcheinen, weil ſie nicht überall tauglichen Stoff vorfänden, ſondern es berechtigt uns auch keine Analogie von irgend ſonſtiger organiſcher Körperbildung, die durch Lebenskraft geſchieht, anzunehmen, daß eine ſolche Bekleidung gegen das Geſetz aller organiſchen Bildungen auf einmal oder anders, als nur allmählig aufſteigend von unvollkommener Ausbildung zu vollkommener geſchehen könnte. Die wirklich ohne Eltern entſtehende grüne Pflanzenmaterie und die Infuſionsthierchen hat man aber nie für Erſcheinungen der Seelen verſtorbener Menſchen gehalten, oder die Schwangerſchaft einer Frau mit dem Kinde, das neun Monate lang in ihr allmählig ſich entwickelt, eine Geiſtererſcheinung geheißen, obſchon ſie wirklich eine und allein eine iſt.

(Der Beſchluß folgt.)

Eine Woche im Juraland.

(Fortſetzung.)

Unter den vielen Volksſagen, die im Lande über die Feen und ihre Höhlen umgehen, hat mir beſonders eine gefallen. In den Eiſenhütten Vallorbes arbeitete neben vielen Andern ein ſchlanker, wohlgeſtalteter Jüngling, der Donat hieß, mit dem Beinamen der Schöne. Dabei war er aber auch kühn und unternehmend. Damals war die Höhle noch beſtändig von Feen bewohnt, und Niemand wagte ſich hinein. Alle Jahre am Palmſonntage ſah man Eine heraustreten; ſie führte eine weiße Ziege, wenn das Jahr fruchtbar, eine ſchwarze aber, wenn es unfruchtbar ſeyn ſollte. Eine andere Fee kam Sommers um Mitternacht heraus und ſtieg hinab, um in der Orbe zu baden; zur Wache hatte ſie zwei Wölfe bei ſich. Wenn im Winter die Arbeitsleute aus den Eiſenſchmelzen weggegangen waren, ſo kamen die Feen in Menge herbei, um ſich zu wärmen, und ein Hahn ſezte ſich auf das Dach, um ihnen durch ſein Krähen anzuzeigen, wenn die Arbeiter zurückkehrten. Sie ſollen alle ſchön, groß und wohlgebaut geweſen ſeyn, in langen, weißen Gewändern, die ſie ganz einhüllten, lange ſchwarze Haare fielen über ihre Schultern herab, und ihre Stimme war gleich Harfenton anzuhören. Dem ſchönen Donat kamen alle dieſe Dinge nicht aus dem Kopf, und er beſchloß endlich, durch Geſträuch, Dornen und Felſen in die Höhle zu dringen. An einem Sonntag Morgen machte er ſich heimlich von Haus weg, kletterte die Felſen hinan, kroch durch Dick und Dünn, und gelangte endlich in die Zauberhöhle, nicht ohne ſich vielfach blutig zu reißen. Er unterſuchte ſie nach allen Seiten, fand ſie aber ganz leer, und verdrießlich darüber, war er ſchon im Begriff, die Höhle wieder

zu verlaſſen, als er in einem dunkeln Winkel eine Felſenſpalte bemerkte, durch die er ſich mit Mühe zwängte. So kam er denn in die zweite Grotte, und da ſah er gleich in der Mitte ein weiches, friſches Moosbett ſtehen. Müde, wie er war, legte er ſich darauf und ſchlief gleich ein. Als er wieder erwachte, ſah er die Höhle herrlich erleuchtet, und neben ihm ſtand ein reizendes Mädchen, die zwei blendendweiße Windhunde liebkoſte. Sie reichte dem erwachenden Donat die Hand und ſagte mit ſanfter Stimme zu ihm: „Willſt du bei mir bleiben? ich will dich glücklich machen, will dir die Wiſſenſchaft der Metalle und Kräuter mittheilen.“ Wer war froher über dieſen Antrag, als Donat? darum antwortete er ihr ſchnell: „Ja! gern will ich immer bei dir bleiben.“ — „Wohl! nur eine Bedingung iſt dabei.“ — „Und welche?“ — „Du ſollſt ganz mein ſeyn, ich will ganz dein ſeyn, aber trachte nie, mich ſonſt zu ſehen, und mir zu folgen, wenn ich nicht von ſelbſt zu dir komme; gehe mir in dieſen Höhlen nie nach, ſuche nie mehr zu ſehen.“ — „O das kann ich dir leicht verſprechen.“ — „Nun, ſo bleibe bei mir; du ſiehſt mich aber nie wieder, wenn du dein Wort nicht hältſt. Nimm dieſe zwei Beutel hier; jeden Tag, wo ich mit dir zufrieden bin, wirſt du in dem einen Beutel ein Goldſtück, in dem andern eine Perle finden.“ Damit verſchwand ſie. — Fünfzehn Tage lang war es Donaten gar wohl in der Höhle, denn er fand Alles im Ueberfluß, was er nur wünſchte, beſonders herrliche Speiſen und Weine. So wie es auf dem Thurm von Vallorbe Mittag ſchlug, erſchien ſein ſchönes Feenmädchen, und gleich darauf ſtieg ein Tiſch aus der Erde mit Goldforellen aus der Orbe, allerlei Wildpret aus dem Jura, Früchten und Gemüſen aus dem Jourthal, mit viel andern noch koſtbarern fremden Gerichten und dem trefflichſten weißen Wein; rother kam ſonderbarerweiſe nie zum Vorſchein. So aßen und tranken ſie unter heiterm Geſpräch lange mit einander, dann herzten und küßten ſie ſich bis zum Abend, denn die Fee wurde deſſen nie müde. Manchmal erzählte ſie ihm dazwiſchen auch von Berggeiſtern, Gnomen, Undinen, Gold, Edelſteinen und Perlen, ſang mit ihrer wundervollen Stimme wohl auch ein Lied und ſtand dann auf, legte ihr langes, ſchwarzſeidnes Haar wieder zurecht, nahm von dem lieben Jungen Abſchied und erinnerte ihn mit drohendem Fingerzeig daran, daß er ihr nicht folgen ſolle. Selten erſchien ſie des Abends, wenn ſie aber auch nicht gekommen war, ſo fand doch Donat ein Goldſtück und eine Perle mehr in ſeinen Beuteln.

Bei alle dem wollte ihm dieſer Aufenthalt auf die Länge nicht mehr behagen, und ſchien ihm langweilig. „Immer Goldſtücke und Perlen!“ ſagte er, „wozu nützt mir das? Was mögen in dieſen unterirdiſchen Gewölben, die ich nicht ſehen ſoll, für Herrlichkeiten verborgen ſeyn! Wie? wenn ich es wagte?“ — Noch einen Tag widerſtand er der Verſuchung; aber am achtzehnten konnte er es in der Einförmigkeit nicht mehr aushalten. Müde von Singen und Lachen und Lieben war gegen Abend die Fee von ihm gegangen und er war wieder allein. Da nahm er ſich ein Herz und ſuchte nach der Seite, wo ſie gewöhnlich verſchwand, eine Oeffnung im Felſen. Sie blieb ihm auch nicht lange verborgen, und wiewohl ſie nur einem ſchlanken Mädchen zum Ein- und Ausgang diente, ſo zwängte er ſich doch durch. In der Mitte der matterleuchteten Höhle ſah er ſeine Fee anmuthig ſchlafend auf einem Moosbett ausgeſtreckt, und zu ihren Füßen die zwei weißen Windhunde. Auf den Fußſpitzen ſchlich er näher, und erſchrak nicht wenig, als einer dieſer Wächter mit Gebell auffuhr. Die Fee erwachte, weinte und wandte ſich wehmüthig zu ihm: „Nur achtzehn Tage liebteſt du mich alſo? mich, die Herrſchaft, Geheimniſſe und Schätze mit dir theilte? O, armſeliger Menſch, geh' aus meinem Hauſe wieder in deine Schmiede, nimm den ſchweren Hammer wieder zur Hand und vergiß, was du hier ſahſt, hörteſt und genoſſeſt!“ — So mußte denn Donat wieder fort; ihm ward ſo angſt, und es drohten die dunkeln Gewölbe auf ihn herabzuſtürzen. Leicht und ungehindert drang er auch durch die Felſenſpalte, die früher ſo eng geweſen war, ſchnell eilte er durch die vorderſte Höhle und ſtand im Freien. Kaum im Eiſenhammer angekommen, begann der Schwätzer auch ſchon den andern Arbeitern ſein Abenteuer zu erzählen und ihnen ſein Glück, ſeine Goldſtücke und Perlen zu rühmen. Darüber aber machten ſich jene luſtig und wollten ihm nichts glauben, nannten ihn bald einen Narren, bald einen Lügner. Da griff Donat nach ſeinem, in tiefer, heimlicher Taſche verborgenen Beutel und ſagte: „ſchaut her, ich beweiſe es euch.“ Aber in dem einen Beutel waren nur vertrocknete Eichenblätter, in dem andern Wachholderbeeren. — Von nun an konnte es Donat nicht mehr bei ſeinen Genoſſen aushalten; beſchämt floh er in weites, fremdes Land, und iſt nie wieder zurückgekehrt, die Feen aber mieden von dieſer Zeit an die äußern Höhlen und zogen ſich in das Innere des Gebirgs zurück, wie denn wirklich in dem Thal Vercères andere Feengrotten und ſogar ein Feentempel vorhanden ſind.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beſchluß.)

Diligencen. Die Eiſenbahn nach St. Germain.

Eben ſo verfahren die Gerichte bei den vielen Klagen, welche wegen Verletzungen in umgeworfenen Diligencen geführt werden. Das öffentliche Fuhrweſen, welches in Frankreich ein freies Gewerbe iſt, hat ſeit dem Frieden eine

außerordentliche Ausdehnung bekommen. Mehrere hundert Diligencen, kleine und große, sind beständig zwischen Paris und den nahen und fernen Orten im Gange; und obschon die Landstraßen immer besser gehalten werden, so werden doch oft Wagen umgeworfen, weil jetzt Eile eine der Hauptbedingungen des Gedeihens einer öffentlichen Fuhranstalt ist, und die Unternehmer, welche wegen der großen Concurrenz die Preise niedrig halten müssen, die Wagen mit Reisenden und Waaren so voll stopfen und so stark packen, als möglich, und dabei nicht immer nach den Gravitätsgesetzen verfahren. Es ist daher beständig die Rede in den Zeitungen von umgeworfenen Diligencen, verletzten, verstümmelten, auch wohl getödteten Reisenden u. s. w. Die Geldbuße, welche das Gesetz im Falle erwiesener Nachlässigkeit von Seiten der Unternehmer oder Führer festgesetzt hat, ist gering; aus dieser würden sich die Unternehmer daher auch wenig machen; aber die Verletzten oder ihre Familien treten dann als Kläger auf und verlangen Entschädigung, und da haben denn die Richter freien Spielraum. So haben sie neulich Jemand eine Entschädigung von 15,000 Franken zuerkannt, weil das Umwerfen der Diligence ihn auf immer verstümmelt habe. Hoffentlich werden nun die Unternehmer der öffentlichen Fuhren die Gesetze der Statik besser studiren, die Wagen umsichtiger packen lassen und die Arme, Beine und Köpfe der Reisenden ein wenig mehr schonen, da ihnen ein gebrochenes Glied so theuer zu stehen kommt. Zum Glück wird auch sehr viel vom Staate aufgewendet, um die Wege zu bessern und zu verschönern, und bald wird man sehr schnell fahren können, ohne Gefahr zu laufen, Hals und Bein zu brechen. Zu Paris arbeitet man schon äußerst rüstig an der Eisenbahn nach Saint-Germain; dies ist freilich nur eine Strecke von zwei deutschen Meilen; aber man lasse diese erste Eisenbahn, die vielleicht noch kein vollkommenes Muster seyn wird, erst vollendet seyn, und bald wird man andere und längere Bahnen entstehen sehen. Es kommt nur auf den guten Erfolg eines ersten Versuches an; gelingt die Fahrt auf der Eisenbahn zwischen Paris und Saint-Germain, so werden in Kurzem nach den Hauptrichtungen der Landstraßen solche Bahnen entstehen, und die Leute, welche immer besser einsehen, daß es keine große Sicherheit gewährt, wenn man sein Geld Regierungen und Staaten leiht, werden ihre Kapitalien in solchen und ähnlichen Unternehmungen anlegen, die freilich auch wohl fehlschlagen, aber anderseits auch bedeutenden Gewinn verheißen. Dg.

Berlin, September.

(Beschluß.)

Wilhelm Albrecht. Mendheim.

Minder bekannt, auch in Berlin, für das er doch als Schriftsteller lebte, war Wilhelm Albrecht, welchen einige Wochen vor Huseland ein wiederholter Schlagfluß zu früh von der Bühne seiner Thätigkeit abrief. Albrecht war bis in sein reifstes Mannesalter fern geblieben von der eigentlichen literarischen Arena. Er war Chemiker und leitete verschiedene Fabriken. Erst als das Glück ihm den Rücken wandte, erinnerte er sich, oder Freunde erinnerten ihn, daß einzelne Aufsätze, die er mehr zu eigener Belustigung, als für das Publikum geschrieben, bei demselben angesprochen hatten. Namentlich war es eine humoristische Satire über das Marionettentheater in Peking, die zur Zeit ihrer Erscheinung den allgemeinsten Beifall eingeerntet. Der Aufsatz, im Tone des gutmüthigsten Ernstes abgefaßt, enthielt eine der bittersten, aber auch gründlichsten Kritiken über den Zustand des Berliner Theaters. Der chinesische Chronist führte darin den launigen Beweis, wie ein Theater von lebendigen und talentvollen Schauspielern allmählich zu einem leblosen Puppentheater werden könne, wenn man, dauernd zufrieden mit dem Gegenwärtigen, nicht weiter und vorwärts wolle. Die Satire wurde willfährig von Allen verstanden, selbst von den Getroffenen, was nicht immer der Fall ist, und so ward Albrecht, was noch seltener zutrifft, durch die Geneigtheit des Publikums in die satirische Laufbahn hineingerissen. Er bewegte sich sehr bald mit behaglicher Freiheit in derselben, und hatte den Vortheil, als geübter Schütze in der Gilde aufgenommen zu seyn, ohne daß irgend wer von seinen Probeschüssen zu leiden gehabt. Doch wäre es ein Unrecht an dem Dahingegangenen, ihn nur als Satiriker in der Literatur zu katastriren. Nur weil das eigentliche Gebiet seiner Schriftstellerschaft Berlin und dessen Weben und Leben im weitern Sinne betraf, und hier dem Scharfblickenden keine Schwäche entging, mußte seine darstellende Feder fast immer in anmuthige Persiflage getaucht seyn; in Gift und Galle war sie es nie. Er hatte das ost modus in rebus in seine schriftstellerische Laufbahn mitgebracht, während die Meisten es erst gegen Ende derselben erlernen. Die Sittenzustände unserer Hauptstadt kannte er wie kaum noch Jemand, und zwar die vielfach wechselnden seit dem Tode Friedrichs des Zweiten bis zu seinem eigenen. Der kleine harmlose Mann, ein liebenswürdiger Gesellschafter, hatte überall mitgelebt, und wußte, wie es aussah in den Erkerstübchen unserer Grisetten und den Antichambres unserer Staatsmänner. Er kannte das alte preußische Soldatentuch, das von den Speculanten naß gemessen wurde, und daher auf dem Arme des unglücklichen Soldaten um eine Spanne eintrocknete, die alten schlauen Streiche einer gewordenen Soldatesta, die etwas höheren im Kreise der alten Gensdarmen und eines genialen Prinzen, er kannte die Schauspieler und Schauspielerinnen, und wußte, was hinter ihren Gardinen von Staats- und Nichtstaatswegen gepflogen wurde. Alles dies hat er weder gesagt, noch durfte es sagen — es ging mit ihm ein großer Schatz unserer Sittengeschichte verloren — aber was er gesagt, ist wahr und mit meisterhafter Lebendigkeit. Wäre Berlin groß genug, um eines Pariser Feuilletonisten zu bedürfen, Keiner hätte dieses Umsicht und Geist erfordernde Amt besser versehen, als Wilhelm Albrecht. Seine Aufsätze finden sich zerstreut, meist im ältern Freimüthigen, den er gewöhnlich in Abwesenheit des Dr. Häring, und nachdem dieser die Redaktion niedergelegt, allein redigirte, die spätern im Gesellschafter des Professor Gubitz und der Haude und Spenerschen Zeitung. Albrecht brachte noch eine andere seltene Eigenschaft in die Literatur mit: er war durchaus nicht eitel auf seine schriftstellerischen Arbeiten. Er betrachtete sie wie Vergnügungen, und war dabei zufrieden, daß sie galten und ihm seine Existenz sicherten. Es wäre schade, wenn diese kleinen Arbeiten, die gesammelt ein trefflicher Zeitspiegel wären, in jener Zerstreuung untergehen sollten. — Noch ist der Tod eines berühmten — nicht Mannes, aber Schachspielers bemerkenswerth, Namens Mendheim. Er konnte unter den sogenannten Originalen rangiren, insofern der Sprachgebrauch darunter Männer versteht, welche die Außendinge über einer Idee vergessen. Für Mendheim war das Schachspiel diese Idee; er war mehr als Meister darin, und im Uebrigen einer von den Menschen, welche von Tag zu Tag seltener werden, nämlich die, in redlichem Selbstbewußtseyn ihren Gedanken fortlebend, sich um keinen Schein, nicht einmal den, daß man sie für Menschen halte, kümmern.

Beilage: Kunstblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 235.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 30. September 1836.

— Goldne Bilder
Steigen aus der Gewässer klarem Dunkel.
Hörbar waltet am Quell der leise Finig
Segnender Geister.

Matthisson.

Eine Woche im Juraland.

(Fortsetzung.)

Die Orbe kommt ohngefähr eine halbe Stunde von hier zu Tage. Ich möchte sie den reizendsten Fluß der Schweiz nennen. Um ihre Wiege stehen und hängen nicht ungeheure Eis- und Felsenblöcke, dafür stehen um sie viel heitere, lachende und farbenvolle Bilder. Ueber dem Halbcirkel von Felsen erheben sich Kronen schöner Bäume und dichten Buschwerks, unten weht die reinste Luft über frischen Schatten. Hier quillt die Orbe aus dem Gestein; ohne furchtbares Stürzen und Brausen plaudert sie sich mit leisem Gemurmel über ihr weiches Moosbett weg, wo sie auch manchmal aus den niedern, blumigen Ufern tritt und auf dem glänzenden Smaragdteppich so anmuthig hinfluthet, als küßte das Wasser liebend das grünseidene Bett; am Ufer stehen tausend Blumen und schöne Kräuter, auf deren Blüthen kleine Geister sitzen und den klaren Wellen zunicken; hier und da taucht auch ein Sonnenstrahl hinein, wie ein Liebesblick. Wie ganz anders sind die furchtbar rauhen, eisumstandenen Quellen des Rheins, der Albula, des Inn's, der Rhone, der Aar und selbst des Ticins; an ihren Quellen ist Alles grausenhaft und Schrecken erregend. Auch sind diese Flüsse im Anfang alle schwach und klein, kaum einem geringen Bach vergleichbar. Hier quillt gleich ein ansehnlicher Fluß aus dem Felsen, ein volles, schönes, klares Wasser in einem reizenden Thal. Die Orbe ist nur der lange unterirdisch gegangene, von aller schmutzigen Beimischung gereinigte Ausfluß des Lac de Jour. Darum sagt Saussure in seiner Alpenreise: „Wenn man die Orbe in ihrem anmuthigen Thal sieht, so begreift man, wie die Alten die Quellen vergöttern konnten. Die Reinheit des Wassers, die schönen Schatten umher, die überhangenden Felsen und Bäume, die den Fluß vor Ungeweihten zu schützen scheinen, der wunderbare Verein malerischer Reize, Alles vereinigt sich bei der Orbequelle zu Gefühlen, die sich schwer ausdrücken lassen; es ist, als empfände man die geheimnißvolle Gegenwart eines übermenschlichen Wesens. Wenn Petrarch an dieser Quelle seine Laura gefunden hätte, wie viel schöner wäre sie ihm vorgekommen, als die Quelle von Vaucluse, deren kahle, leere Felsen weder Majestät, noch Reiz zeigen.“ Das Einzige, was Petrarch hier nicht gefallen haben würde, das sind die vielen klapperuden Mühlen, die vielen rauchenden und lärmenden Hochöfen und Eisenschmelzen. Dergleichen Handwerk paßt schlecht zur Stimmung eines Dichters, der Einsamkeit und Abgeschiedenheit sucht.

In der Nähe von Orbe liegt ein hoher, ſpitziger, alleinſtehender Felſen, von dem aus dem vorigen Jahrhundert eine Sage geht, die das lebende Geſchlecht noch von Leuten erzählen hört, deren Großväter dabei thätig geweſen ſind. Auf einem ſchmalen Vorſprung des Felſens, ungefähr zu zwei Drittheilen ſeiner Höhe, gerade da, wo er am ſteilſten iſt, ſah man damals am frühen Morgen ein Mädchen ſitzen. Sie weinte bitterlich und rang manchmal die Hände. Bald wurde ſie von allen Einwohnern des Thals geſehen; Alt und Jung lief herbei, die Männer, beſonders die jungen, dachten an's Helfen, die Weiber klagten und wunderten ſich, denn Niemand konnte begreifen, wie das Mädchen auf die unzugängliche Stelle des Felſens gekommen ſey. Keinem, auch nicht den kühnſten Jägern, gelang es, den ſteilen Felſen hinanzuklettern. So wurde das Mädchen den ganzen Tag hülflos gelaſſen, denn alle Verſuche waren vergeblich geblieben. Die Angſt der Leute darüber ſtieg mit jeder Viertelſtunde, vollends als es dunkel ward. Endlich gelang es zwei Jünglingen, mit Aexten und Haken einen Theil des Felſens zu erklettern, der über dem Mädchen war, ungefähr fünfzig Fuß über ihr. Von hier ließen ſie die von den Glocken losgemachten Seile zu ihr herab, um ſie daran herauf zu ziehen. Dies wäre auch ſehr gut gegangen; nun aber zeigte ſich neues Unbegreifliches bei dieſer Sphinx, denn ſie gab deutliche Zeichen, ſie wolle keine Hülfe. Die jungen Leute bewegten oft den Strick oben, ſo daß er an das Mädchen rührte und ſie gleichſam aufforderte, ihn ſich um den Leib zu winden, aber umſonſt; ſie ſtieß den Strick immer wieder von ſich. Als es endlich auf dem Kirchthurm von Vallorbe ſieben ſchlug, rang ſie noch einmal die Hände und — ſtürzte herab. Alle liefen herbei, um ihr wo möglich zu helfen, aber umſonſt, ſie war tödtlich gefallen, lebte jedoch noch. Niemand kannte das ſchöne Mädchen; Manche wollten in ihren Zügen Irrſeyn entdecken. Sie öffnete den Mund keinen Augenblick, ſchien auch keine Frage mehr zu verſtehen; aus ihren Kleidern ließ ſich abnehmen, ſie ſey aus der benachbarten Franche-Comté. Erſt am folgenden Tag ſtarb ſie. Bis zu ihrem Tod hatte ſie kein Wort geſprochen. Auch nachher ward nichts bei ihr gefunden, was Aufklärung hätte geben können. Nur an ihren Armgelenken zeigten ſich Spuren, als ſey ſie feſt mit Stricken gebunden geweſen. Aller Nachforſchungen und Erkundigungen ungeachtet, hat man nie Näheres über das Mädchen erfahren können. Was trieb ſie zum Tod? war es ein hitziges Fieber? war es Wahnſinn? und wie war dieſer entſtanden? war es Furcht vor dem Kloſter? Furcht vor Strafe? Verzweiflung über die Entdeckung eines Fehltritts? Verzweiflung, von dem Geliebten verlaſſen zu ſeyn? was war es?

Das nächſte Mal vom Schlachtfeld von Grandſon, auch wird ſich Gelegenheit bieten, an manchen intereſſanten Zug aus der Geſchichte des Landes zu erinnern.

Ueber die Verbindung der Seele mit dem organiſchen Körper.

(Beſchluß.)

Nicht einmal einen andern, von ſeiner eigenen Seele verlaſſenen, organiſchen Körper könnte eine freigewordene Seele für ſich in Beſitz nehmen und in ihm eine Zeit lang wieder erſcheinen, etwa wie es in den arabiſchen Mährchen der Fall iſt. Denn entweder wäre dieſer Körper für immer todt geworden und unfähig, irgend eine Lebenskraft wieder in ſich aufzunehmen, oder er wäre noch fähig, wieder belebt zu werden; dann aber wäre der Bezug zu ſeiner eigenen Lebenskraft, die ihn gebaut hatte, noch nicht gelöst, hätte gleich ſich dieſe aus ihm zurückgezogen. In jedem Fall alſo könnte eine fremde Lebenskraft viel weniger wechſelſeitige Anziehung zu ihm haben, für ſie wäre er alſo noch weniger vorhanden, als für ſeine eigene zurückgezogene Lebenskraft. So gibt es keine Wiederkehr mehr in dieſe Körperwelt für die einmal abgeſchiedene Seele, und die heißeſte Sehnſucht hat noch nie wieder den Geiſt eines vorausgegangenen Geliebten auch nur zu vorübergehender Erſcheinung zurückzurufen vermocht, weil ſie nicht möglich iſt.

Die Frage könnte zuletzt nur die ſeyn, ob eine mit ihrer Lebenskraft aus ihrem wägbaren organiſchen Körper zurückgezogene Seele nicht unmittelbar auf die organiſche Lebenskraft einer andern, noch mit ihrem Körper verbundenen Seele einwirken und ſo für dieſe zur Geiſtererſcheinung werden könnte? In dieſem Falle fällt aber nicht nur jedes Kennzeichen hinweg, ob nicht die ganze Geiſtererſcheinung bloße Täuſchung der eigenen Phantaſie deſſen ſey, dem der fremde Geiſt erſcheint (und es iſt in hohem Grade verdächtig, daß nie ein Geiſt Jemanden, der nicht voraus ſchon feſt an Geſpenſter- und Herengeſchichten glaubte, etwas prophezeit oder entdeckt hat, was ſich als wahr erwies und was man vorher gar nicht ahnen konnte), ſondern es ſpricht auch hier die Analogie aller Wahrnehmungen über den wechſelſeitigen Einfluß beſeelter Geſchöpfe aufeinander dagegen. Unleugbar zwar zeigen die Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus, daß die organiſche Lebenskraft des einen ſtärkern Menſchen mannichfach auf die Lebenskraft eines andern ſchwächern, auch ohne Uebertragung von wägbarem organiſchem Stoff einwirken kann, entweder durch Berührungen des Körpers oder vermittelſt der unmerklichen

Ausdünstung, welche um jeden Menschen eine ihm eigene, zugleich, wie es scheint, dem Ausstrahlen der Wärme oder der Elektricität ähnlich bewegte Atmosphäre bildet. Aber auch hier ist es immer die Vermittlung einer an organischen Stoff gebundenen Lebenskraft, welche die Seele des Einen zwar nicht der Seele eines Andern erscheinen läßt, aber doch die willkührlichen Veränderungen in jener mittelbar dieser fühlbar macht. Entsprechende Veränderungen der organischen Lebenskraft der leztern durch Veränderungen der Kraft, die der erstern Seele zugehört, können wohl in der zweiten mehr oder minder treffende Ahnungen von dem erwecken, was in der Seele des Magnetiseurs vorgehen möge, aber immer nur als Muthmaßung und als Schluß, der häufig auch täuscht; alles Uebrige ist Traum. Unmittelbar liest nie die Seele eines Menschen, auch nicht die eines magnetisch schlafwachenden, in der Seele eines andern, oder wirkt, ohne mehr an Entfernung gebunden zu seyn, unmittelbar auf sie ein. Noch weniger findet ein Besessenseyn eines belebten und beseelten Körpers durch einen andern körperlosen Geist Statt, der neben der eigenen Seele des Menschen gleichfalls in den körperlichen Organismus des leztern sich einquartirte. Mit Recht hat man, seit man die menschlichen Nervenkrankheiten genauer beobachtet und kennen gelernt hat, das Besessenseyn in das Reich des bloßen Aberglaubens verwiesen; es weicht in der Regel Purgirmitteln besser, als Beschwörungen. Selbst die organische Lebenskraft eines Körpers verschmilzt unmittelbar nie mit der eines andern, so daß sie in diesen überginge, nicht einmal beim thierischen Magnetismus; denn sonst wäre es leicht, einen geschwächten Menschen durch einen kräftigern, der von seiner organischen Lebenskraft abgeben könnte, sogleich wieder erstarken zu machen, was doch nie gelingt. Zwar findet ein Zusammenschmelzen verschiedener Lebenskraft in Eines bei den gelingenden Einimpfungs- oder Pfropfungsversuchen bei Pflanzen und theilweise bei Thieren Statt, aber auch hier immer nur durch Verschmelzen des wägbaren organischen Körperstoffs, der der Träger solcher verschieden gewesenen Lebenskraft war.

Ist also gleich die Seele etwas für sich Bestehendes, aber ihrem Wesen nach unwandelbar Unräumliches, und gibt es für sie im ganzen Weltall keine Entfernungen dem Raume nach, könnte an sich jede, weil sie unräumlich ist, ohne Zeitverlust überall seyn, so ist doch auf der andern Seite jede in allen ihren Beziehungen zur Erscheinungs- oder räumlichen Körperwelt an einen ihr bestimmten Antheil der organischen Lebenskraft ausschließlich gewiesen. So weit dieser, sich einkörpernd, ein Verhältniß zu einem bestimmten Raum erhält und diesen mit dem organischen Körper erfüllt, so daß die Lebenskraft mit ihm selbst dem Raume nach theilbar wird, ist auch jede Seele, obschon räumlich untheilbar, doch hier an eine bestimmte Stelle im Raum, ihren unmittelbaren und mittelbaren Verbindungen nach, gekettet. Der Mensch, der mit seinem Geist alle Welten, alle Vergangenheit und Zukunft umfaßt, ist einstweilen mit seinen Leiden und Thaten an den kleinen, weichen, aber höchst künstlich geformten Erdenkloß seines Körpers gefesselt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Compiègne, 19ten September.

Das Lager.

Wie vor zwei und drei Jahren, so ist auch diesen Sommer ein großes Feldlager bei der durch eine reizende Lage und durch geschichtliche Erinnerungen unter den französischen Provinzialstädten hervorragenden Stadt Compiègne aufgeschlagen worden, um in der französischen Armee die kriegerischen Ueberlieferungen nicht aussterben zu lassen, und den jugendlich kräftigen Prinzen außer dem Vergnügen der Jagd, das ihnen der große Wald von Compiègne reichlich darbietet, das Vergnügen ritterlicher Uebungen und die Huldigungen zahlreicher, dem neuerrichteten Throne ergebener Krieger zu verschaffen. Die freundliche Einladung einer jungen, liebenswürdigen Familie der Stadt bestimmten mich leicht, unsern friedlichen Landsiz zu verlassen, um das nicht minder friedliche Waffengetöse anzuhören. Obgleich Compiègne nur eine Landstadt von 8 bis 9000 Seelen ist, so nimmt sie doch seit alten Zeiten einen bedeutenden Rang unter den Residenzen der Könige von Frankreich ein. In einer schönen fruchtbaren Ebene, auf der einen Seite von einem majestätischen Walde, auf der andern von sanft sich erhebenden Hügeln umgeben, fließt die Oise, die ihre durch den Zufluß der Aisne verstärkten Wasser und ihre zahlreichen Boote der Seine zuschickt. In der Mitte dieser Ebene liegt Compiègne, und auf beiden Seiten der Stadt, das eine oberhalb derselben am Ufer der Oise, das andere unterhalb, an der Straße, die nach Paris führt, liegen die zwei Lager, deren jedes 9000 Mann Infanterie enthält. Die unübersehbare Menge linnener Häuser, symmetrisch an einander gereiht, mit ihren flatternden dreifarbigen Fähnlein, die nicht minder regelmäßig geordneten Baracken von Holz, die von ferne blinkenden Kanonen, und im Hintergrunde von all dem das große königliche Zelt, das mit seinen Wimpeln über alle andern emporragt, gewähren einen wirklich malerischen Anblick. Die Zelte bilden breite, reinliche Straßen, deren jede ihren eigenen Namen, auf zierlichem Pfosten gezeichnet, führt; Namen, die vielfache Erinnerungen aus der glorreichen Periode des Kaiserthums erwecken: rue des Pyramides, rue de Jéna, rue de Ney etc. Mitten durch das Lager zieht sich in langer Linie eine Reihe hölzerner Baracken, in denen die Soldaten die kriegerische Tracht mit der friedlicheren eines Koches vertauschen. Kartoffeln schälen, Rüben schneiden, Fleisch sieden. Alles in der besten Ordnung und mit der größten Reinlichkeit. Außerhalb der Grenze des Lagers findet sich eine Menge anderer Baracken, in denen sich die Soldaten mit Wein und Branntwein, Bier und Tabak, und sogar mit geistiger Nahrung erquicken, denn eine derselben bildet ein Lesekabinet; außerdem hat jedes der zwei Lager seine Bibliothek. Unter den Zelten mögen es die Soldaten nicht sehr bequem haben

denn nicht weniger als sechzehn sind in einem Zelte beisammen, wo sie, auf Stroh gelagert, den Leib in einen Sack hüllen und den Kopf auf den Tornister legen. Ich begreife nicht, wie sie sich helfen, wenn es den ganzen Tag regnet, wie in der letzten Zeit, denn nicht die Hälfte der Bewohner eines Zeltes kann sich darin zu gleicher Zeit aufrecht halten. Die Offiziere haben jeder sein eigenes Zelt mit einem Gurtbette, der größte Theil derselben wohnt jedoch in der Stadt, und ein Theil des Generalstabs im Schlosse. Die Kavallerie, 5000 Mann stark, ist mit ihren Pferden in die umliegenden Dörfer einquartirt. Ein Offizier derselben bemerkte sehr naiv, sie seyen bloß wegen der Pferde in die Häuser logirt; ohne diese Rücksicht würden sie auch im Freien campiren. Dieses Truppenkorps von 25,000 Mann steht unter dem Kommando des Kronprinzen. Die Truppen haben im Allgemeinen eine sehr gute Haltung, und einzelne Schwadronen der Reiterei bieten einen prächtigen Anblick dar. Die Dragoner mit ihren blinkenden Helmen, über denen sich ein blendend rother Wulst krümmt, die Karabiniere mit ihren blitzenden Panzerhemden, die Husaren mit ihren reich verzierten Dolmans und die Lanzenträger mit ihren flatternden Fähnlein geben den bei der Musterung vorbeiziehenden Truppen mehr das Ansehen festlich gezierten fürstlichen Gefolges, als jeden Augenblick zum Kampfe gerüsteter Krieger. In des Kronprinzen Namen kommandirt als oberster Befehlshaber des Lagers und Chef des Generalstabs der Oberst Auvic, ein allgemein geachteter und mit ausgedehnten Kenntnissen ausgestatteter Mann, der mit strenger Kriegszucht die Soldaten im Zaume hält, dessenungeachtet aber nicht allen Schaden verhindern kann, der in Gärten, Feldern und an Bäumen angerichtet wird; denn die Beschäftigung der Soldaten ist nicht hinreichend, ihnen die Lust zu kleinen Plünderungen zu benehmen. Morgens um fünf Uhr fängt die Stadt von Leinwand an sich zu beleben. Die Soldaten verlassen, manchmal in tiefem Negligée, d. h. im Hemde, die Zelte, um ihre erste Toilette zu machen. Sodann sieht man sie auf einem Teppiche Alles, was zu der Ausstattung eines Soldaten gehört, ausbreiten. Der eine zerlegt sein Gewehr, um es blinkend wie Silber zu machen, der andere reinigt sein Gehänge, und bald glänzt es weiß wie Schnee; ein anderer geht an das Ufer des benachbarten Flusses, um das Geschäft der Wäscherin zu versehen. Die Zeit, die den Soldaten nach ihren nothwendigen Geschäften übrig bleibt, wenden sie zur Verzierung des Lagers an, und sie zeigen dabei viel Erfindungsgeist, große Geschicklichkeit und guten Geschmack. Jedes Regiment hat auf der Vorderseite des Lagers seine Fahne; die Verzierung der Stelle, auf welcher sie steht, ist der Hauptgegenstand ihrer erfindungsreichen Thätigkeit. Die eine steht auf einem von Moos erbauten und mit Moosgebäuden umgebenen Altare; neben einer andern erhebt sich ein Obelisk, von Moos erbaut, mit Epheu umhängt und mit der Büste des Königs gekrönt; das Fußgestell ist mit Inschriften (à la France, au roi, aux princes, Anvers, Mascara etc.) geziert. Eine andere Fahne steht mitten in einer Festung en miniature, deren Wälle, Gräben, Pallisaden, Fallthore und selbst unterirdische Gänge und Schleusen einen deutlichen Begriff von einer Festung geben. Auf den Wällen sieht man Kanonen, Schichten von Kugeln, Schilderhäuschen, Alles aus Kreide geschnitten. Ich käme nicht zu Ende, wenn ich alle sinnreichen, geschmackvollen, mehr oder minder künstlichen, mitunter kindischen Verzierungen und Inschriften mit einiger Genauigkeit beschreiben wollte. Die einzelnen Soldaten, die verschiedenen Compagnien, die Regimenter wetteifern mit einander, ihr Geschick und ihren Geschmack ihren Offizieren, den Prinzen und den zahlreichen Zuschauern darzulegen. Künstlich aufgebäufte Steine bilden Einsiedeleien, mit Moos und Epheu bedeckt, von allerlei kleinen Thieren belebt, so wie von Quellen, deren sparsam fließendes Wasser in ein Becken von Muscheln sich ergießt, und deren eine mit der Inschrift umgeben ist: si vis pacem, para bellum; das Grabmal Mohameds, aus Moos gebaut, mit Halbmonden verziert, mit Kanonen beschützt und von der heiligen Lampe beleuchtet, die Vendomesäule, die die Bildsäule Napoleons trägt, der kürzlich vollendete Triumphbogen (arc de l'étoile), das Grabmal Napoleons auf St. Helena, nach der Natur abgebildet: Alles dies ist künstlich in Gips geschnitten, und gibt einen eben so sprechenden Beweis von der Geschicklichkeit der Arbeiter, als von der Anhänglichkeit der Soldaten an den großen Namen, der sie oder ihre Väter so oft zum Siege führte. Andere Inschriften, die sich auf die jetzt regierende Familie beziehen, sind darauf berechnet, die Anhänglichkeit an die neue Dynastie zu beurkunden oder zu erwecken und zu beleben. Ohne etwas von den zierlichen Gärtchen zu sagen, mit denen die Soldaten ihre Zelte und namentlich die ihrer Offiziere umgeben, füge ich Einiges über das Zelt des Königs bei. Auf einem Platze, der mit einem 4 bis 5 Fuß tiefen Graben umgeben ist, steht das ungeheure Gebäude, das scheinbar nur auf zwei Säulen ruht, 150 Fuß Länge, 50 Fuß Breite und etwa eben so viel Höhe hat. Die zierlich ausgezackten Formen des Zeltes und die auf weißem Grunde von oben nach unten laufenden blauen Streifen des Tuches, mit den am Anfang des Daches rings herum sich ziehenden Verzierungen bieten von außen einen sehr gefälligen Anblick dar. Nicht minder geschmackvoll ist das Innere: eine blaue, mit goldenen Sternen besäte Decke, gelbe, mit schwarzen Zeichnungen verzierte Behänge, unterhalb welchen eine blaue, an den Thüren und Fenstern mit Geschmack angeordnete Tapete bis auf den Boden reicht, drei ungeheure Kronleuchter von gemaltem Holze, deren Lichter bei Nacht die Schönheit des Zeltes ganz besonders hervorheben. Aber trotz der Pracht und der großartigen Verhältnisse kann ich kaum begreifen, wie dieses Zelt 80,000 Franken gekostet haben soll. — Die Anwesenheit der Truppen wirft den Einwohnern von Compiègne und der Umgegend, bei denen die Soldaten sich mit Lebensmitteln versehen, täglich 25,000 Fr. ab, wobei die Ausgaben aller Art, die die Offiziere machen, und der Aufenthalt mehrerer Tausende von Fremden nicht gerechnet sind. Unter den Fremden befinden sich sehr viele Damen, und die Erfahrung hat mir gezeigt, daß in den Provinzialstädten ein Mann, der zweierlei Tuch und Epauletten trägt, ganz wie in gewissen andern Ländern, auf dem Wege zu dem weiblichen Herzen einen bedeutenden Vorsprung vor dem hat, der in bescheidener bürgerlicher Tracht sich nähert. Ich sage in den Provinzialstädten, weil in Paris die Uniform unter der Menschenmasse verschwindet, und der Säbel neben dem Glanze des Geistes und der Talente, die sich dort aus allen Theilen Frankreichs zusammendrängen, seinen Glanz verliert. Man sieht deßhalb auch in Paris, außer bei den förmlichen réceptions de cérémonie, sehr selten eine Uniform in einem Salon.

Auflösung des Räthsels in Nr. 250:
Die Ausnahme.

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 99 und Monatsregister September.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 236.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 1. Oktober 1836.

— Das Genießen wirft den Menschen Ketten
Um Geist und Herz, und macht, daß sie entschlafen.
Feuchtersleben.

Gedichte von Gustav Heyse.

Der Bronnen.

Es quillt ein tiefer Bronnen
Aus eines Waldes Moos,
Der wieget Mond und Sonnen
In seinem kühlen Schoß;
Noch Keiner hat erfunken
Des Bronnens tiefen Grund,
Und wer davon getrunken
Der wird alsbald gesund.

Im Laube tönt ein Klingen
Und Singen mannichfalt,
Es rauscht wie Engelschwingen
Im hohen, grünen Wald;
Und unter seinen Hallen
Wohl auf des Mooses Grün,
Sieht man die Leute wallen,
Die nach dem Bronnen ziehn.

Die Armen von der Höhe,
Die Kranken aus dem Thal,
Sie stillen nun ihr Wehe,
Sie trinken allzumal;
Da lassen sie erschallen
Den Jubel ihrer Brust,
Doch haben hier vor Allen
Die Kindlein ihre Lust.

War auch herzugekommen
Ein Knabe jung und fein,
Dieweil er fern vernommen
Die süßen Melodein;
Thät auch zum Bronnen springen
Und labte sich am Trank,
Hub lieblich an zu singen,
Daß hell der Wald erklang.

Sieh da! da kam gegangen
Gar listig und geschwind
Ein Herr mit güldnen Spangen,
Der sprach: du liebes Kind,
Was trinkst du von dem trüben
Und schlechten Brünnlein hier?
Wie köstlich schmeckt da drüben
Des Wirthes Wein und Bier!

Und weil die Rede höret
Der Knabe jung und fein,
Sein Herz wohl auch begehret
Nach diesem Bier und Wein;

Läuft hurtig mit dem Manne
Und trinkt — da dürstet er;
Langt wieder nach der Kanne —
Und dürstet noch viel mehr.

Was rennst du auf und nieder,
Du armer Knabe du?
Und singst so wilde Lieder
Und findest keine Ruh?
Dich locken falsche Sonnen
Im Walde hin und her;
Den Bronnen, ach den Bronnen,
Den siehst du nimmermehr!

Die Linde.

Bei der jungen Linde
Stand ich einst allein,
Schnitt durch Bast und Rinde
Einen Namen ein.

Und mit diesem Namen
Impft' ich meinen Schmerz,
Streut' ich Liebessamen
In des Baumes Herz.

Magst du dich verbluten!
Sprach ich wild zum Baum;
Meiner Liebe Gluten
Fühlst du dann im Traum.

Sonne, Mond und Sterne
Gingen auf und ab;
Menschen weilen gerne
Zwischen Wieg' und Grab.

Sieh, da komm' ich wieder:
Linde, lebst du noch?
Beugte deine Glieder
Nicht der Liebe Joch?

Nein, es rauscht mit Freuden
Jeder grüne Ast,
Daß du deine Leiden
Ueberstanden hast.

Deine Zweige schaukeln
Froh sich in der Luft,
Schmetterlinge gaukeln
Durch den Blüthenduft.

Aber nach dem Stamme,
Linde, laß mich sehn! —
Sieh, der alte Name
Will doch nie vergehn!

Macht des Einzelnen.

Da drunten im tiefen Grunde
Da liegen die Steine so dicht,
Da war ich zu mancher Stunde
Und sah die Steine nicht;
Und draußen auf grüner Heiden
Da liegt ein mächtiger Stein,
Den sucht' ich auf mit Freuden,
Da saß ich oft allein.

Und dort, wo die Wälder brausen,
Da drängt sich Baum an Baum;
Sie mochten mein Kleid zerzausen,
Ich sah die Bäume kaum.
Und droben auf Felsenspitzen
Da steht ein einzelner Baum,
Der sah mich hundert Mal sitzen
Mit manchem guten Traum.

Es zogen die Kriegeshaufen
Mit Sang und Klang heran,
Ich sah Regimenter laufen
Und sah doch keinen Mann;
Und jetzo seh ich von weiten
Einen Wandrer einsam ziehn,
Den möcht' ich so gern begleiten,
Ich fragte nicht: wohin!

Wanderungen innerhalb Paris.

I. Das Palais und der Jardin du Luxembourg.

Es war acht Uhr Morgens, als ich aus meinem Hause trat, um einen Gang durch die Stadt zu machen, bevor die Tageshitze zu drückend wurde. Mein Weg führte zunächst durch die Rue Mazarine und die Straße de l'ancienne Comédie, wo vor langen Jahren das französische classische Theater blühte. Wir könnten eigentlich auf wenige Augenblicke das in eben dieser Straße befindliche Café Procope besuchen, welches der beliebte Sammelplatz für die großen Dichter und Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts war und durch diese früher in dem Rufe stand, daß der tägliche Genuß seines Kaffees witzig und geistreich mache. Man hat daselbst noch den alten schwarzen Marmortisch aufbewahrt, an dem Voltaire seinen Kaffee zu trinken pflegte und um den jetzt alle Abende ein halb Dutzend Pariser Feuilletonisten und andere Repräsentanten der kleinen, leichten Literatur herumsitzen, welche dramatische und literarhistorische Fragen abhandeln und sich in der Hitze des Streits oft so weit vergessen, daß sie dem berühmten ehemaligen

Standgast des schwarzen Tischs die feinen Ehrentitel des heutigen Constitutionnel, vieux blagueur und imbécille, in's Grab nachschicken. Die junge, lebende französische Literatur hat allen, und somit auch den alten Glauben abgeworfen, daß man sich im Café Procope Geist und Witz holen könne; der einzige Glauben, den sie beibehalten hat, ist der Aberglauben, daß sie mit beiden in reichem Uebermaß versorgt sey, und weder ihren Vätern und Großvätern, noch allen übrigen Vorfahren die geringste Ehrfurcht zu erweisen brauche. Die Notabilitäten der großen, schweren Literatur trifft man gegenwärtig nicht mehr in den Pariser Kaffeehäusern; wahrscheinlich weil sie fürchten, mit jenen Scriblern und Plänklern verwechselt zu werden. Der Besuch im Kaffeehaus zu so früher Morgenstunde — es hat kaum acht Uhr geschlagen — gilt ohnehin für unanständig und ist bloß den Reisenden gestattet; ein Mann comme il faut muß hier bis neun Uhr in den Federn bleiben. Retten wir daher den äußern fashionablen Schein und setzen wir unsere Wanderung ohne weiteren Aufenthalt fort. Wir lenken rechts nach der Rue de l'Odeon ein und pilgern dann ruhig in gerader Linie fort, wollen aber doch nicht vergessen, im Vorbeigehen am Eingange der Odeonsstraße einen flüchtigen Blick durch die großen, blanken Spiegelfenster des Café Molière zu werfen; es könnte doch seyn, daß wir die „schöne Wirthin" im eleganten Morgenneglige schon hinter dem Zahltische thronen sähen.

Wir sind hier im westlichen Theile der französischen Hauptstadt, einem der ruhigsten Winkel von ganz Paris, fern von dem lärmenden Treiben der östlichen Stadtviertel auf dem entgegengesetzten Seineufer und ganz auf der Grenze des patrizischen Faubourg Saint-Germain und des plebejischen Quartier latin. An die Nähe des ersteren erinnern rechts die prächtigen Hotels der schönen und breiten Straße Tournon, deren Stille vorzugsweise nur von dem Gerassel vornehmer Equipagen unterbrochen wird, und daß wir nicht weit von dem gelehrten Stadtviertel sind, merken wir deutlich, wenn wir nur die Augen links hinwenden; denn kaum haben wir das Café Voltaire hinter uns gelassen, so öffnet sich vor uns die Rue Racine, und zehn Schritte davon zeigt das Hotel Corneille seine Façade und seine sieben Stockwerke, welche von mehr als dreihundert Studenten bewohnt werden. Die Umgebungen des Odeons, jenes seit länger denn sechs Jahren verwaisten Schauspielhauses, sind still und geräuschlos, was den Bewohnern des umliegenden Platzes und der Nachbarschaft gewiß sehr willkommen ist, weil sie so in der größten Ruhe unter den schweigsamen Bogengängen des Theaters die Zeitungen und Romane lesen können.

Kaum sind wir aus diesen stillen, mit eifrigen Journallesern und Schuhwichseverkäufern angefüllten Hallen, die wir mit leisem, bedächtigem Schritt durchwandern mußten, herausgetreten, so erhebt sich vor uns ein Palais von ziemlich regelmäßigem und imponirendem Aeußern. Die Bauart desselben ist hier zu Lande nicht häufig und kein einheimisches Produkt; der Baumeister hat weder den byzantinischen Styl, noch die anmuthige Einfachheit und Strenge griechischer Formen zum Muster genommen. Der gothische Kunstgeschmack, welcher mit unsern abendländischen Nebeln in so vollkommenem Einklang steht, entfaltet darin auch nicht seine schön ausgeschweiften und ausgezackten Spirallinien, seine schlanken Säulenbündel, seine Spitzbögen und seine steinernen Guirlanden, und die manierirte Eleganz der französischen Renaissance hat der Architekt eben so wenig dabei angewandt. Es ist vielmehr eine etruskische Architektur mit rundbogigen Eingängen, Hallen und Kuppeln; mit Einem Wort, der toskanische Baustyl und der florentinische Geschmack sind es, welche den Plan zu diesem Gebäude vorgezeichnet haben. Eine Medici wollte gerne das großherzogliche Schloß zu Florenz, das Palais Pitti, in Paris sehen, und ließ zu dem Ende das Luxembourg aufführen.

An den Eingangsthüren des Pallastes finden wir nicht, wie bei den Tuilerien, zahlreiche Garden zu Pferd und zu Fuß, sondern einige alte französische Veteranen, welche die brennende Sonne der egyptischen Sandwüste und der eisige Himmel der russischen Steppen verschont hat, besorgen hier keuchend die Wache. Ein weiter, geräumiger Hof mit leeren Marmortreppen und einigen bordirten Lakaien nimmt uns auf, und mit Hülfe eines gefälligen Führers dringen wir in's Innere des Gebäudes, wo wir gleich beim ersten Schritt auf die Trophäen und Helden der ersten französischen Kriege unter der Republik stoßen, womit man die beiden Seitengeländer der großen, prächtigen Treppe geschmückt hat, auf der wir in die Hauptsäle gelangen. Im ersten dieser Säle, welche insgesammt sehr düster sind, hat das Alterthum die Stellvertreter seiner freien Volksberedsamkeit aufgestellt; Demosthenes und Cicero begrüßen die Eintretenden mit etwas mürrischer Miene, welche den schwerfälligen Draperien, den spärlich vergoldeten Karnießen und den massiven Skulpturarbeiten an der Decke zu gelten scheint; die Dekorationen dieses Saales sind in der That ihrer Bestimmung höchst unwürdig, und sie wiederholen sich so ziemlich in den folgenden Gemächern. In dem anstoßenden Saale, welcher durch eine Rotonde Licht empfängt, und zwar nicht in reichem Maße, hängt an der rechten Wand ein großes Gemälde, welches gegenwärtig das Julifrankreich vorstellt, wie es früher Frankreich unter dem Kaiserthum und während der Restauration vorgestellt hat. Jenes Papier im Vordergrunde, worauf jetzt: Charte de 1830 zu lesen steht, enthielt früher die Inschrift: Austerlitz, Wagram, und

dann: Testament de Louis XVI. Wenn es erlaubt wäre, den Vorhang wegzuziehen, welcher ein zweites, in diesem Saale befindliches Gemälde verdeckt, würden wir das Porträt Ludwigs XVIII. in Lebensgröße sehen, und unter dem Goldlaub auf dem Rahmen könnten wir noch genug Lilien der ältern Bourbons finden. Ueber diesem Bilde hat man die Grisaille des Frieses, welche ursprünglich die Schlacht von Marengo darstellte, in eine Scene aus den Kreuzzügen umgeändert; aber mitten unter den Christen und Sarazenen hat der unglückliche Künstler das Costüm einiger französischen Grenadiere von 1798 zu ändern vergessen, welche im Hintergrunde des Gemäldes den sterbenden General Desair aus dem Schlachtgetümmel tragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

Donizetti.

Als ich vor einiger Zeit Gelegenheit hatte zu bemerken, daß der musikalische Geschmack der Italiener schon den Bellinischen Opern sich zu entfremden anfange, glaubte ich nicht, daß dies so bald und auf so auffallend rasche Weise geschehen würde. Die Frühlingssaison aber, welche hier bis in den Juli hinein dauert, hat gezeigt, daß, wenn nur Neues geboten wird, auch die Capacität Bellini's schon als verbraucht und abgenützt angesehen wird. Donizetti, der in seinen frühern Arbeiten gefiel, ohne Furore zu machen, ist jetzt der Held des Tages geworden, und verspricht durch die Leichtigkeit und Ergiebigkeit seines Talents als solcher eine Weile sich behaupten zu wollen. Unter allen europäischen Componisten dürften die meisten Opern aus seiner Feder geflossen, und in unglaublich kurzer Zeit concipirt und vollendet worden seyn. Dies, daß nie ein eigentlicher Mangel an Componisten, Sängern und Sängerinnen eintritt, daß zu jeder Zeit einige da waren, welche den Wünschen und Bedürfnissen des italienischen Volkes zu entsprechen vermochten, wird immer, aller Manier und Karrikatur unerachtet, als ein redendes Zeugniß von der nur diesen Südländern inwohnenden musikalischen Natur gelten müssen. Und wenn man, Deutschland etwa ausgenommen, solchen Reichthum mit der Armuth anderer Länder, ich will nicht sagen an Componisten, sondern nur an bedeutenden Bravoursängern und Sängerinnen zusammenhält, so wird man nicht anstehen, mit den Italienern zu behaupten, daß zwischen einer bloßen Negation und einer Ver- und Ueberbildung immer noch ein bedeutender Unterschied sey. „Marino Faliero" von Donizetti ist nun in der neuesten Zeit die Lieblingsoper des Florentinischen Publikums geworden, und lebt jetzt in seinen leichtern Arien und Melodien im Munde des ganzen Volkes. Die Behandlung des Sujets schließt sich auf's Genaueste an die neueste französische Tragödie dieses Namens an. In der musikalischen Durchführung ist Donizetti so ziemlich über Alles hinausgegangen, was er früher geleistet hat; es ist, als wenn die Größe des Gegenstandes ihn selbst größer gemacht hätte. Auch alte und neue Reminiscenzen sind hier bei Seite gelassen; er ist es selbst, mit dem wir endlich einmal zu thun haben. Als musikalisches Ganze angesehen, ist es ein ehrenwerther Versuch, der ohne Vergleich über die Leistungen von Bellini, und zum wenigsten neben die in dieser Beziehung gepriesenen Schöpfungen Rossini's zu setzen seyn dürfte. Schwach ist eigentlich nur der verbrauchte, sentimentale Charakter des Fernando, der wieder ganz in neuitalienischer Weise sich ergeht. Schön ist dagegen gleich der Chor zu Anfang des ersten Akts, ferner die Unterredung zwischen dem beleidigten Dogen und dem Gerechtigkeit verlangenden Israele, die sich zuletzt in dem „lremate, lremate o superbi," und dem „sia Venezia maladetta" endigt. Im zweiten Akt hebe ich in der Partie der Ungher namentlich die Unterredung zwischen ihr und dem Frauenchor, und das „ferite" des Dogen hervor, als die Verschworenen auf ihn, den wehrlosen Greis, mit gezücktem Dolch eindringen. Diesem folgt dann, als er den Fernando sterben sieht, jene fast bis zur Wuth gesteigerte Erhebung, welche der Chor als großartigste Entschlossenheit widerklingen läßt. Der dritte Akt enthält jene Scene, welche das Talent der Ungher in seiner ganzen Energie erscheinen läßt, und uns in dem „senza sposo, senza madre," zuerst die Klage eines ganz verwaisten weiblichen Herzens, und dann in der Vision des „una spada, una scure," die absolute Rath- und Rettungslosigkeit der Verzweifelnden vorüberführt. — Hier in Italien sieht man im Allgemeinen weniger auf den Werth der Oper, als auf das Talent der recitirenden Sänger und Sängerinnen; sind diese ausgezeichnet, entscheiden sie auch für die Oper. Dies machen die Componisten sich so zu Nutze, daß sie ganze Rollen für diese oder jene Sängerin schreiben; so ist z. B. die Norma für die Ronzi, die Anna Bolena für die Ungher gesetzt worden. Ob dies Verfahren der Musik überhaupt zu Gute kommt, lasse ich dahin gestellt; so viel weiß ich aber, daß, ist ein solcher Charakter einmal von einer solchen Sängerin gestempelt, es sehr langweilig wird, durch ganz Italien die mehr oder minder gelungenen Copien dieser Primissima Donna zu sehen. — Ohne daß Donizetti hier etwas der Art zu starken kam, konnte er für den Dogen keinen würdigern Repräsentanten als Coselli gefunden haben. Nicht allein, daß er die schönste Baßstimme hat, welche man jetzt in Italien hören kann, seine Tracht, sein Gang, seine Bewegungen, sein ganzes Spiel waren charakteristisch das eines venetianischen Dogen, ein Blatt venetianischer Geschichte, ein Bild, würdig, im Dogenpallast neben den Schöpfungen jener Maler zu stehen, welche nur in jener Venetia, und so nirgends auf der Welt entstehen konnten.

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Was ist es, das den Geist erhellt
Und schärfet seinen Blick,
Das manches Leben doch vergällt,
Und trübet manch Geschick?

Was ist es, das das arme Herz
Um seine Ruhe bringt,
Und seinen alten Reim, den Schmerz,
Ihm oft mit Macht aufzwingt?

Auf beiden Achseln Wasser trägt
Das ungestüme Ding,
Und wer es nicht daniedet schlägt,
Des Hoffnung ist gering. J. G. M.

Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 32 und Prospectus der Lebensversicherungsbank für Deutschland in Gotha.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 237.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 3. Oktober 1836.

Die Flügel zwar, die schaffen keinen Nutzen,
Doch die kann man ja binden oder stutzen,
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.

Schiller.
Pegasus im Joche.

Schillers Flucht von Stuttgart.

Einen sehr interessanten Beitrag zu Schillers Biographie liefert die in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinende Schrift: Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785. Der Verfasser, der vor einigen Jahren zu Wien gestorbene Clavierlehrer Streicher, ein Stuttgarter, war es, der Schiller zu seiner Flucht behülflich war, ihn begleitete, und in Mannheim, Frankfurt und Oggersheim mit der aufopferndsten Liebe Leiden und Entbehrungen mit ihm theilte. Der jugendliche Dichter erscheint in diesen Erinnerungen eines Altersgenossen höchst liebenswürdig, aber auch Letzterem macht das schöne Verhältniß zu dem Jüngling, vor dessen übermächtigem Genius er sich unwillkührlich beugte, die größte Ehre. Die Schrift wird von den Kindern des Verstorbenen so, wie sie dieselbe im Nachlaß fanden, herausgegeben, und der Ertrag ist von ihnen für das Denkmal Schillers bestimmt. Durch den Umstand, daß Schiller in Stuttgart schmerzlich zu ringen und schuldlos zu leiden hatte, scheinen uns die Ansprüche der an diesen Leiden unschuldigen Stadt auf die Ehre, sein Denkmal zu beherbergen, statt verringert, vielmehr vermehrt zu werden, und wir heben im Folgenden absichtlich den Moment aus, wo sein Genius ungeduldig den Banden entflog, in welchen ihn ein wohlmeinender, militärisch-pädagogischer Fürst halten zu müssen glaubte. Hoffentlich ist der Tag nicht mehr fern, wo der Ort, welcher Zeuge seiner ersten Schmerzen, aber auch seiner ersten Entzückungen war, sein ihm vom gesammten Vaterland gewidmetes Denkmal sich erheben sieht.

* * *

Schiller war durch den Befehl des Herzogs, daß er sich bloß auf seinen Beruf als Arzt zu beschränken und sich aller Verbindung mit dem Ausland zu enthalten habe, auf's Tiefste niedergedrückt worden. Die trotz dieses Verbots ohne Urlaub unternommene Reise nach Mannheim, um die Räuber aufführen zu sehen, und die diesem Schritte folgende harte Strafe hatten einerseits seine Mißstimmung, andernseits seinen unbezwinglichen Hang zur Dichtung noch vermehrt. Seine einzige Hoffnung, aus diesen drückenden Verhältnissen zu kommen, beruhte unter diesen Umständen auf den mit Dalberg und der Mannheimer Bühne angeknüpften Verbindungen.

Er glaubte nicht mit Unrecht, daß Baron Dalberg um so leichter für ihn einschreiten könnte, als der pfälzische und würtembergische Hof im besten Vernehmen standen, auch der Herzog schon einige Mal den italienischen

Hofpoeten von Mannheim hatte kommen laſſen, um bei Aufführung der für das Stuttgarter Hoftheater von ihm gedichteten Opern gegenwärtig zu ſeyn. Eben ſo konnte man auch vermuthen, daß das Verbot, welches Schillern wegen der Verbindung mit dem Ausland betraf, großentheils daher kam, weil bei Aufführung der Räuber das deutſche Theater in Stuttgart übergangen, und dieſes Stück ohne Vorwiſſen, ohne Anfrage bei dem Fürſten auf der Mannheimer Bühne zuerſt gegeben worden war. Der bedrängte Dichter konnte um ſo zuverläſſiger einen günſtigen Erfolg ſeiner Bitten erwarten, indem der Rang, den Baron Dalberg als Geheimerath, Oberſilberkämmerling, Vicekammerpräſident und Theaterintendant Sr. kurfürſtlichen Durchlaucht zu Pfalzbayern bekleidete, dem Herzog Rückſichten auferlegt hätte, die bei jedem Andern, der ſich in Stuttgart für die Sache hätte verwenden wollen, nicht ſtattfinden konnten.

Noch einige Zeit gab ſich Schiller den beſten Hoffnungen hin, indem er glaubte, daß Baron Dalberg um ſo gewiſſer das gegebene Verſprechen erfüllen würde, je deutlicher ihm zu verſtehen gegeben worden war, daß das Aeußerſte werde geſchehen müſſen, wenn keine Vermittlung eintrete. Als aber nach Verfluß von vierzehn Tagen nichts für ihn geſchah, und er nun überzeugt war, daß von daher, wo die Hülfe am leichteſten, der gute Erfolg am gewiſſeſten ſchien, kein Beiſtand zu erwarten ſey, verwandelte ſich ſein früher ſo heiterer Sinn in die trübſte Laune; was ihn ſonſt auf das Lebhafteſte aufregte, ließ ihn kalt und gleichgültig; ſelbſt ſeine Jugendfreunde, die ſonſt immer auf den herzlichſten Willkomm rechnen durften, wurden ihm, mit Ausnahme ſehr weniger, beinahe zuwider. Sein Fiesko konnte bei dieſer Stimmung nur ſehr langſam weiter rücken. Auch war es leicht vorauszuſehen, daß, wenn dieſer Zuſtand noch lange, oder gar für immer hätte dauern ſollen, er nicht nur für jede Geiſtesbeſchäftigung verloren ſeyn, ſondern auch ſeine Geſundheit, die ohnedies nicht ſehr feſt war, ganz zu Grunde gehen würde. Er ſelbſt hielt ſich für den unglücklichſten aller Menſchen, und glaubte ſeiner Selbſterhaltung ſchuldig zu ſeyn, etwas zu wagen, was ſeinen Zuſtand in Stuttgart auf eine vortheilhafte Art verändern, oder aber ſein Schickſal ganz durchreißen und ihm eine andere, beſſere Geſtalt geben müſſe. Da er es nicht wagen durfte, ſeinem Landesherrn Vorſtellungen gegen den erlaſſenen Befehl zu machen, ohne neue Verweiſe oder gar Strafen befürchten zu müſſen, ſo hielt er es für das Beſte, noch einmal heimlich nach Mannheim zu reiſen, von dort aus an den Herzog zu ſchreiben, ihm darzulegen, daß durch das ergangene Verbot ſeine ganze Exiſtenz zernichtet ſey, und ihn um die Bewilligung einiger Punkte unterthänigſt zu bitten, die er für ſein beſſeres Fortkommen unerläßlich glaubte. Wurden ihm dieſe Bitten nicht gewährt, ſo konnte er auch nicht mehr nach Stuttgart zurückkehren, und er hegte die Hoffnung, daß er dann um ſo leichter in Mannheim als Theaterdichter angeſtellt werden könnte, je zuverſichtlicher ihm dort von Vielen verſichert worden, daß ein ſolcher Dichter, wie er, ihre Bühne auf die höchſte Stufe des Ruhmes heben würde.

Nachdem dieſe Meinung zum unwiderruflichen Entſchluß geworden war, entſtand nur noch die Frage, auf welche Art und in welcher Zeit die heimliche Reiſe am beſten auszuführen ſeyn würde; denn die harten Verweiſe des Herzogs, der darauf folgende ſtrenge Arreſt hatten ihn ſo eingeſchüchtert, daß er ſich in allen ſeinen Handlungen beobachtet glaubte, und die ſchärfſte Ahndung befürchten zu müſſen meinte, wenn er irgend einen Verdacht gegen ſich erregte. So wenig er ſeinen Vorſatz allein ausführen konnte, ſo wenig konnte er ſich ſeinen Schulfreunden anvertrauen, weil es eben ſo unnütz als gefährlich geweſen wäre, ſie um Beiſtand anzuſprechen, indem keiner von ihnen — was die Hauptſache, die Anſtalten zur heimlichen Reiſe, betraf — die geringſte Hülfe leiſten, oder auf ſonſt eine Art ſeine Plane befördern konnte. In dieſem Zuſtand konnte er ſein Herz mit voller Sicherheit nur einem einzigen Freund eröffnen, der zwar nicht mit ihm in der Akademie erzogen worden, und auch zwei Jahre weniger als er zählte, durch deſſen Bekanntſchaft er aber ſeit achtzehn Monaten die Ueberzeugung erlangt hatte, daß er hier auf eine Hingebung und Aufopferung bauen könne, die an eine Schwärmerei grenzten, wie ſie nur von den wenigen Edlen erzeugt wird, deren Gemüth und Geiſt eben ſo viele Liebe und Freundſchaft, als Verehrung und Hochachtung verdienen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wanderungen innerhalb Paris.

(Fortſetzung.)

In dem nächſten Saale hält die franzöſiſche Pairskammer ihre gewöhnlichen Sitzungen; der erſte Anblick deſſelben ſagt uns, daß er eines ſo hohen Senats unwürdig iſt. Jene mit einigen fremden Fahnen, einigen Lappen von dreifarbigem Calicot und zwei gypſenen Siegesſtatuen gezierte Eſtrade; jener niedrige Präſidentenſitz, deſſen ganzer Schmuck in einigen ärmlichen Vergoldungen und zwei kleinen bronzenen Urnen beſteht; jene enge, nur eine einzige Stufe über dem Boden erhabene Rednerbühne; jenes zuſammengepreßte, mit alten ſammtenen Armſtühlen beſetzte Amphitheater; jene ſchmale

Galerie, um die eine mit dunkelbraunem Sammt ausgeſchlagene und mit goldnen Franſen gezierte Tapete herumläuft — alles das hat ein kleinliches, verfallenes Ausſehen, und es war in der That hohe Zeit, daß die Regierung eine Million von der Deputirtenkammer verlangte, um dem erſten Staatskörper einen ſeiner hohen Stellung angemeſſenen Sitzungsſaal zu bauen, womit man gegenwärtig eifrig beſchäftigt iſt.

Der Thronſaal, in den wir ſo eben getreten ſind, entbehrt gleichfalls eines paſſenden Schmucks; wir bemerken darin nichts weiter, als einen Thron und einen vergoldeten Lehnſeſſel, über dem zur gegenwärtigen Stunde das Porträt Ludwig Philipps aufgehängt iſt, welches die Porträts Ludwigs XVIII. und Karls X. verdrängt hat. Ganz zuletzt folgen noch einige Säle mit Tapeten, auf denen verſchiedene Denkmäler Roms abgebildet ſind, welche Säle man früher die Zimmer des Königs von Rom nannte.

Das iſt die Wohnung der Pairs von Frankreich, welche dem Beſucher ſo vielen Stoff zum Nachdenken bietet und manchen Geſchichtſchreiber zu ſo bittern Ausfällen veranlaßt hat. Maria von Medici, die Herzogin von Burgund, Barras und das Direktorium, Michel Ney, Morey, Fieschi, Alibaud, das ſind die in ſo verſchiedener Beziehung berühmt gewordenen Namen, deren Erinnerung ſich unwillkührlich beim Anblick dieſes italieniſchen Pallaſtes aufdringt und an unſere Schritte heftet. Doch was gehen uns friedliche Wanderer die Orgien und abſcheulichen Ausſchweifungen der Tochter des Regenten an? was haben wir uns um die feierlichen Urtheilsſprüche des Pairshofes zu bekümmern? verſcheuchen wir aus unſerm Ideengange alle jene hiſtoriſchen Erinnerungen, welche ſich an das Luxembourg knüpfen; treten wir lieber in den ſchönen, pittoresken Garten hinter dem Pallaſte, jenen Zufluchtsort der Greiſe, Bonnen und Kinder, welche dort über's Seil ſpringen, und ſich in die wenigen Sonnenſtrahlen mit wahrhaft brüderlicher Liebe theilen; jenen Tummelplatz der Schuljugend aus den benachbarten Stadttheilen, den Lieblingsaufenthalt einiger anwohnenden Gelehrten und einer Schaar von Singvögeln, welche unter dem flüſternden Laube zwitſchern und allein die Ruhe ſtören, welche ſonſt hier ununterbrochen herrſcht, wie ehemals, als noch dieſe ganze Gartenanlage ein Karthäuſerkloſter war.

Die Eingänge des Gartens ſind wieder nicht, wie bei den Tuilerien, von der Linie und Bürgergarde, ſondern von den alten übriggebliebenen Trümmern Napoleoniſcher Heere bewacht. Die Aufſicht über den innern Garten iſt ebenfalls jenen Veteranen anvertraut, deren dunkelblaue abgeſchabte Röcke und dreieckige Hüte mit dem kleinen Büſchel von rother Wolle auffallend gegen die neuen himmelblauen Uniformen und Treſſenhüte der Gartenaufſeher in den Tuilerien abſtechen. Die guten Leute ſcheinen das weiter nicht übel zu nehmen und ganz in der Ordnung zu finden; ſie gehen jetzt langſamen und gemächlichen Schritts im Schatten der Bäume ſpazieren, und ihr wichtigſtes Amt iſt, aufzupaſſen, daß nicht im Garten geraucht wird. Dieſe alten Eiſenfreſſer haben ſich wohl ſchwerlich je träumen laſſen, daß, nachdem ſie in ihren jungen Jahren die Feinde Frankreichs bekämpft, ſie in ihren alten Tagen noch die Feinde des Pariſer Anſtandes, die Pfeifen und Cigarren, bekämpfen müßten. Dieſe Art Krieg zu führen iſt ihnen gewiß ſehr läſtig; Niemand zieht gerne gegen ſeine eigenen Leidenſchaften zu Felde.

Gleich beim Eintritt in den Garten des Luxembourg bemerken wir die kleinen Blumenanlagen, welche erſt ſeit Kurzem unter den Fenſtern des Pallaſtes rund um das Gebäude herum gebildet worden ſind. Eiſerne Gitter erlauben jetzt den Spaziergängern nur, ſich in einer gewiſſen Entfernung dem Palais zu nahen, ganz wie in den Tuilerien, wo der vor vier Jahren angelegte ſogenannte Privatgarten der königlichen Familie die Pariſer fünfzig Schritt weit vom Schloſſe zurückgedrängt hat, worüber die franzöſiſchen Blätter damals einen ſo ſchmählichen Lärm erhoben. Meiner Meinung nach ſind dieſe Neuerungen in beiden Gärten wirkliche Verſchönerungen; man kann nicht leicht reichere und geſchmackvollere Blumenbeete ſehen; und da, wo früher garſtiger Unrath die Luft mit ſeinen peſtilenzialiſchen Düften ſchwängerte, verbreiten jetzt Tauſende von Roſen, Aſtern, Flieder- und Orangenblüthen ihre balſamiſchen Wohlgerüche; die Pariſer ſind doch oft ein undankbares Volk und ſehen ihren eigenen Vortheil nicht, oder wollen ihn nicht ſehen.

Der Garten des Luxembourg hat auch, wie der Tuileriengarten, zwei Terraſſen, die aber einander nicht ſehr ähnlich ſehen. Die Terraſſen des Luxembourg ſind nicht, wie die Terraſſe des Feuillans neben der Rivoliſtraße, der Sammelplatz der vornehmen Welt und der ſchönen Pariſerinnen aus dem Faubourg Saint-Germain und der Chauſſée d'Antin, welche einen ſo ſchlanken Wuchs und einen ſo kleinen Fuß haben, wie man dergleichen nur in Paris ſieht; vergebens ſucht man hier in den Nachmittagsſtunden von vier bis ſechs Uhr jenen Kranz von ſtolzen Frauen, welche in Sammt, Seide und durchſichtige Stoffe gekleidet gehen, ſich mit Tauſendfrankenfächern friſche Luft und Kühlung zuwehen, und auf deren Häuptern ſich ganze Paradiesvögel majeſtätiſch üppig hin und her wiegen, ganz wie man es an einem Galatage bei Hofe oder in der Rochuskirche bei einer Predigt von Lecoeur ſehen kann. Die Terraſſe des Luxembourg iſt ganz einfach das Rendezvous der angrenzenden Straßen, welche hier nicht den Reichthum

ihrer Toilette zur Schau tragen wollen, sondern andere unschuldige Vergnügungen und Behaglichkeiten suchen. Gewöhnlich begegnen wir hier ehrbaren, gesetzten Männern, welche eine Zeitung oder ein Buch lesen, und weder Zeit noch Geld mit dem Jokeyklub und andern Narrentheien verlieren können; und wenn wir in Paris Familienmütter sehen wollen, welche sich mehr mit ihren Kindern, als mit dem neuen Schnitt der Mantillen und Hüte beschäftigen, müssen wir jedenfalls in's Luxembourg gehen. Die zahlreichsten Besucher dieses Gartens sind ohne Widerrede die Studenten; nach welcher Himmelsgegend, nach welcher Allee man auch den Weg einschlagen mag, so begegnet man sicher Spaziergängern dieser Gattung. Die Einen gehen paarweise, mit Büchern unter dem Arm und im eifrigen Zwiegespräch begriffen, wobei sie heftig gestikuliren und jeden lästigen, indiskreten Zuhörer mit stolzer Verachtung anblicken; Andere verfolgen mit feurigem Auge durch die Lorgnette jene einsam wandelnden jungen Mädchen, welche unter den schattigen Laubgängen sich nur von Einem jedesmal anreden lassen, und Zweien zugleich niemals Antwort geben. Ueberall athmet man hier die Nähe des Studenten- und Grisettenquartiers, der Ecole de Droit und der Ecole de Médecine. Ehe wir es uns versehen, bläst uns Einer den Dampf des Caporals, jenes infamen französischen Tabaks, unter die Nase; denn der Pariser Student raucht seine Thonpfeife im Luxembourg, allen göttlichen und menschlichen Verboten zum Trotz. Geben wir leise weiter und stören wir jene beiden jungen Leute nicht, deren einer in den Code Napoleon vertieft ist, während der andere über ein Vaudeville nachzusinnen scheint, welches er dem Pantheon- oder Bobinotheater übergeben wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, September.

(Beschluß.)

Die Ungher. Todesfälle. Sgricci.

Die Erscheinung der Ungher verbreitet, ich weiß nicht wie, stets eine moralische Luft um sich; es ist so etwas Decentes, Nobles, Anständiges in ihrem ganzen Wesen. Hier ist es nicht die Tiefe des Schreckens, wodurch die Malibran Alles niederwirft, die wir vernehmen, nicht die Seligkeit einer tiefgefühlten, innigen Liebe, welche die Taccinardi jenem „sempre uniti“ in der Sonambula einzuhauchen weiß — die Stärke der Ungher ist der Schmerz einer unterdrückten, oder verkannten weiblichen Tugend, eine für diese mit Muth und Kraft sich ereifernde, alle Nüancen solchen Schreckens durchkostende Seele, deren einzige Schuld und deren einzige Ehre es ist, ein Weib im schönsten Sinne des Wortes gewesen zu seyn. — Bewundernswürdig ist die Art und Weise, wie die Ungher sich zu ihren Rollen hergibt, überraschend die Kraft, welche auch jetzt noch mehrere Abende nach einander ihr vorhält. Ihre Stimme läßt aber die Cadenzen nicht mehr in gewohnter Reinheit hören, überschlägt häufig einzelne Noten, so daß bisweilen nur Anfang und Ende mit Präcision vernommen werden. Die Italiener geben ihr Schuld, daß sie nach ihrem Aufenthalt in Paris unnöthig stark zu betonen angefangen habe (urlare). Wer sie in Paris als Zerline im Don Juan gesehen hat, und jetzt in einer Darstellung der Convenzioni teatrali (ebenfalls von Donizetti) die Leichtigkeit und Naivetät wieder erkannte, welche sie jener Rolle zu verleihen wußte, mußte bedauern, daß ihr reiches, in dieser Beziehung wenig oder gar nicht gekanntes Talent in der letzten Zeit so lediglich auf das hochtragische Fach beschränkt wurde. Ob wohl die Italiener je wieder den reichen, nationalen Schatz ihrer Buffoopern aus der Vergessenheit hervorziehen werden? — Die Brugnoli bleibt, auch wenn man sie in Neapel oft gesehen hat, immer eine freundliche Erscheinung. Die Art ihres Tanzes ist von der, wie sie jetzt einmal an der Tagesordnung ist, durchaus nicht verschieden; auch wiederholt sich die ihr eigene Fertigkeit, das Trippeln, das Geben auf den Fußspitzen, das Ueberschlagen ꝛc., immer in der alten Weise; sie ist dabei aber so unverwüstlich heiter und froh, scheint mit der ganzen Sache so leichtsinnig zu spielen, daß man schon dieser südlichen, echt neapolitanischen Natur wegen immer eine halbe Stunde länger im Theater bleibt. Dabei hat sie dies vor andern Celebritäten dieses Faches voraus, daß sie bedeutendes, ja für Buffopartien ausgezeichnetes mimisches Talent besitzt.

In weniger als einem Jahr sind hier mehrere ausgezeichnete Männer gestorben, unter ihnen Nobili und Segato, die auch in diesen Berichten früher erwähnt wurden. Zu Anfang dieses Jahrs erlag der Altersschwäche, welche schon eine Zeit lang ihn zu Geschäften unbrauchbar gemacht hatte, der wackere Abbate Vicenzo Follini, den namentlich viele Norddeutsche von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt haben. Tommaso Sgricci, der berühmteste Improvisator Italiens, ruht jetzt im Klosterhof von Sta. Croce neben Segato. Er lebte zuletzt hier in Florenz sehr zurückgezogen, wissenschaftlichen Studien ergeben. Seine Muse ließ sich nur noch selten in Gelegenheitsgedichten vernehmen; als Improvisator war er bis auf wenige Recitationen in Privatcirkeln verstummt, und deßhalb in Florenz fast vergessen. Die Improvisation ist Sache des Moments, durch ihn bedingt und an ihn geknüpft. Sgricci's Ruhm stand in seinem Scheitelpunkt, als er zur Zeit des griechischen Revolutionskrieges „den Fall von Missolunghi“ in Paris recitirte, und in diese momentane Schöpfung von fünf Akten den Renegaten Jussuf verflechten mußte. Wer damals jenen Mann in seinem schwarzsammtenen Gewande, mit rothem Gürtel und goldener Spange, mit dem Barett im Schnitt des italienischen Mittelalters, heftig über die Bühne schreiten und den französischen Verräther als „Figlio di Juda“ taufen sah, wird begriffen haben, welch ein Fond von Naturpoesie immer noch im italienischen Volke vorhanden ist.

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 233.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 4. Oktober 1836.

C'est une nation, une nation vierge, c'est toute une civilisation dans une autre, avec ses moeurs, ses célébrités et ses lois: vous y trouvez des enfans et des vieillards, de l'espoir et des souvenirs, des habits enfantins et des habits vieillis.

d'Outrepont.

Wanderungen innerhalb Paris.

(Fortsetzung.)

Treten wir zu jenen Gruppen, die aus gemischter Gesellschaft, aus Musensöhnen, Ammen und Dienstmädchen bestehen und sich nach Sganarelles Weise über Arzneikunde und nach Krähwinkler Art über Staatsangelegenheiten unterhalten, wobei sie die munterste Frühlaune offenbaren. Was macht denn jener junge Mann, welcher sich mit beiden Armen auf das Gitter des großen Bassins in der Mitte des Gartens gelehnt hat und so unablässig auf den Wasserspiegel hinstarrt? Brütet er vielleicht finstere, selbstmörderische Pläne unter seiner Stirne aus, welche der tief heruntergedrückte Hut ganz verdeckt? Nicht doch; sehe ich recht, so amusirt er sich, über seinen Zwickelbart zu spucken und die kleinen Wellen zu beobachten, welche die jedesmalige Entladung seiner Speicheldrüse hervorbringt. Die Kinder Gottes treiben hier auf Erden mancherlei wunderliches Zeug, und der Schöpfer sieht ihrem Treiben ruhig zu, ohne seinen Unwillen kund zu geben; aber ich zweifle doch sehr, ob ihm jene jungen Leute gerade angenehm sind, welche dort fünfzig Schritte von uns der Länge nach im Grase ausgestreckt liegen, sich am kühlen Schatten laben und so recht wie die neapolitanischen Lazzaroni faullenzen.

Das Schauspiel, welches wir jetzt in Augenschein nehmen wollen, wird uns schon besser gefallen; ich meine die zahlreiche, muthwillige Schaar von kleinen Kindern, welche hier noch mehr als im Tuileriengarten ihren Tummelplatz haben, wo sie sich leicht unter der Menge von Spaziergängern verlieren oder in eines der vielen Wasserbecken fallen können, während ihre Wärterin nichts hört und sieht, als die Betheurungen und Fußspitzen ihres ersten oder zwölften Liebhabers. Glückliches Alter, wo man so fröhlich, so glücklich, so unartig ist, wo man so kleine rosenfarbene Backen hat, auf denen Gesundheit und Zufriedenheit sich malen, wo man unter den großen, grünen Kastanienbäumen mit den weißen Blüthen spielt und ganz ruhig die Zeit abwartet, bis die acajoufarbigen Kastanien herunterfallen, um sie aus ihrer stachlichten Hülle zu schälen und auf eine Schnur zu reihen, wo man den leichten Reif schlägt und ihm behenden Fußes nachläuft, wo man zwanzig, dreißigmal über's Seil springt, ohne sich zu verwickeln! Stundenlang kann man hier ohne Langeweile sitzen und den Kleinen zusehen, wie sie sich so recht nach Herzenslust ergötzen und noch nicht im Mindesten daran denken, die Zeitungen zu lesen, wie jene ernsten Greise, welche um sie herum auf steinernen Bänken und Strohstühlen sitzen. Wenn man Kind ist, sieht man in einer Zeitung nichts mehr und nichts weniger, als ein Stück Papier, welches höchstens dazu dient,

einen Generalshut, ein Schiff oder einen fliegenden Drachen zu machen. Was kümmert einen da die Politik und das räsonnirende Zeitungsgewäsch? Aber in Frankreich mischt sich doch die Politik in Alles, man mag sich nun um sie kümmern oder nicht; ihre Berührung ist unvermeidlich. So hat sie vor zwei Jahren den Kindern im Luxembourg ihre Freude gestört und ihnen den Lieblingsspielplatz zwischen den zwei Eckpavillons des Pallastes weggenommen; an der Stelle nämlich, wo die Kinder und Kranken sich gewöhnlich an den sanften, wohlthuenden Strahlen der ersten Frühlingssonne zu erquicken und zu erwärmen pflegten, wurde der Saal für den Aprilproceß erbaut, welcher jetzt abgerissen ist, um dem neuen Sitzungssaale der Pairskammer Platz zu machen, so daß die früheren Gäste auf immer in einen andern Theil des Gartens verbannt sind.

Nirgends auf der Welt gibt es wohl schönere Kinder, als in Paris. Man muß diese kleine, ausgelassene Schaar Winters und Frühlings in der petite Provence mit ihren Bonnen unter den alten, schwindsüchtigen Politikern in der Sonne spielen, oder Sommers unter den belaubten Kastanienbäumen den Reif schlagen sehen, um zu begreifen, warum Victor Hugos lyrische Muse so oft und so trefflich durch diesen Gegenstand begeistert worden. Besonders geschmackvoll und nett sind im Allgemeinen die Kinder hier gekleidet. Auffallend aber ist der Unterschied in der Kindertoilette des Tuileriengartens und des Luxembourg; dort sehen wir in der Kinderwelt gleichsam ein Miniaturbild der vornehmen Welt; der ganze Anzug jener Kleinen verkündet, daß dort der Sitz des Luxus, des Reichthums und der auserlesenen Gesellschaft ist. Im Luxembourg dagegen haben die Kinder eine viel einfachere Tracht, welche ihnen nur desto besser steht. Man kann nicht wohl etwas Kläglicheres, Peinlicheres sehen, als kleine französische Stutzer von zehn Jahren und kleine vornehme Dämchen, welche kaum vom Fallhut entwöhnt sind. Ich muß jedesmal laut auflachen, so oft ich in den Tuilerien jener Amme begegne, welche ihren Säugling am Gängelbande führt, der einen Hut à la Henri IV. trägt, dessen weiße Federbüsche über die dicken Backen des Kleinen herunterwallen. Das Kindesalter ist ja schon an und für sich so allerliebst! Ein kleines Mädchen in einfachem weißen Kleide und in ihren natürlich geringelten Locken wird sich immer hübscher ausnehmen, als wenn man daraus eine Puppe macht und sie mit den allerneuesten Moden der Rue Vivienne herausputzt.

Außer den Kindern haben wir jetzt noch im Garten des Luxembourg jene alten Politiker zu beaugenscheinigen, welche auf den steinernen Bänken unter den Kastanienbäumen die leitenden Artikel ihres Journals und die Verhandlungen der Assisen und des Zuchtpolizeigerichts mit aller Andacht genießen. Der kleine Rentier des Quartier latin, wenn er vierzig Jahre lang und länger dem Staate oder seinem Herrn gedient hat, verlangt weiter nichts als eine steinerne Bank im Luxembourg, ein Plätzchen in der Sonne und, da aller guten Dinge drei seyn müssen, den Constitutionnel. So beschließt er vergnügt und zufrieden seine alten Tage, deren sanfte Einförmigkeit durch nichts gestört und unterbrochen wird. Fünf oder sechs Mal im Jahre, an den großen Festtagen, verspürt jedoch der Rentier eine große Lücke in seinem Tagewerk: der Constitutionnel ist nämlich wegen der hohen Feier des Tags nicht ausgegeben worden. Das ist ein trauriger Tag für jene Leser, welche alsdann auch nicht den geringsten politischen und literarischen Horizont zu beobachten haben. Daher nimmt denn der Standgast des Luxembourg in seiner Verzweiflung den Regenschirm, ohne den er nie ausgeht, denn es sind bereits an die achtzehn Jahre, daß ihm der Constitutionnel jeden Morgen verkündet, der Horizont sey mit Gewitterwolken umhängt; heute macht er aber einmal eine Ausnahme von seinem gewöhnlichen Spaziergange: er richtet seine langsamen Schritte nach der Mitte des Gartens und bleibt vor dem großen Bassin stehen, wo er den beiden Schwänen einige Brodkrumen zuwirft.

(Der Beschluß folgt.)

Schillers Flucht von Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Es war im Jahr 1780 bei einer der öffentlichen Prüfungen, die alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs daselbst gehalten wurden, und welche Streicher als angehender Tonkünstler um so eifriger besuchte, da meistens über den andern Tag eine vollstimmige, von den Zöglingen aufgeführte Musik die Prüfung beschloß, als er Schillern das erste Mal sah. Dieser war bei einer medicinischen, in lateinischer Sprache gehaltenen Disputation gegen einen Professor Opponent, und obwohl Streicher seinen Namen so wenig als seine übrigen Eigenschaften kannte, so machten doch die röthlichen Haare, die gegen einander sich neigenden Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während des Sprechens, besonders aber die schön geformte Nase und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Streicher hatte den Jüngling unverwandt in's Auge gefaßt. Das ganze Seyn und Wesen desselben zog ihn dergestalt an, und prägte den ganzen Auftritt ihm so tief ein, daß, wenn er Zeichner wäre, er noch heute, nach acht-und-vierzig Jahren, diese ganze Scene auf das Lebendigste darstellen könnte. Als Streicher nach der Prüfung

den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu seyn, war es wieder derselbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das Gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte, und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirt.

Als im Frühjahr 1781 die Räuber im Druck erschienen waren, und besonders auf die junge Welt einen ungewöhnlichen Eindruck machten, ersuchte Streicher einen musikalischen, in der Akademie erzogenen Freund, ihn mit dem Verfasser bekannt zu machen. Sein Wunsch wurde gewährt, und Streicher hatte die Ueberraschung, in dem Dichter dieses Schauspiels denselben Jüngling zu erkennen, dessen erstes Erscheinen einen so tiefen Eindruck bei ihm zurückgelassen hatte. Wie jeder Leser eines Buchs sich von dem Autor desselben ein Bild seiner Person, Haltung, Stimme, seiner Sprache vormalt, so konnte es wohl nicht anders seyn, als daß man sich in dem Verfasser der Räuber einen heftigen jungen Mann dachte, dessen Aeußeres zwar schon den tief empfindenden Dichter ankündige, bei welchem aber die Fülle der Gedanken, das Feuer des Ausdrucks, so wie seine Ansichten der Weltverhältnisse alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müsse. Aber wie angenehm wurde diese vorgefaßte Meinung zerstreut! — Das seelenvollste, anspruchloseste Gesicht lächelte dem Kommenden freundlich entgegen. Die schmeichelhafte Anrede wurde nur ablehnend, mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwidert; im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können; die Ansichten über Alles, besonders aber Musik und Dichtkunst betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend, und doch im höchsten Grade natürlich; die Aeußerungen über die Werke Anderer sehr treffend, aber dennoch voll Schonung, und nie ohne Beweise. Den Jahren nach war er Jüngling, dem Geiste nach reifer Mann, und man mußte seinem Maßstabe beistimmen, den er an Alles legte, und vor dem Vieles, was bisher so groß schien, in's Kleine zusammenschrumpfte, und Manches, was als gewöhnlich beurtheilt war, nun bedeutend wurde. Das anfängliche blasse Aussehen, das im Verfolg des Gesprächs in hohe Röthe überging, die kranken Augen, die kunstlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals gaben dem Dichter eine Bedeutung, die eben so vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abstach, als seine Aussprüche über ihre Reden erhaben waren. Eine besondere Kunst lag jedoch in der Art, wie er die verschiedenen Materien an einander zu knüpfen, sie so zu reihen wußte, daß eine aus der andern sich zu entwickeln schien, und trug wohl am meisten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr der Eile beschuldigte, und die Möglichkeit des schnellen Verlaufes der Zeit nicht begreifen konnte. Diese so äußerst reizende und anziehende Persönlichkeit, die nirgends etwas Scharfes oder Abstoßendes blicken ließ, Gespräche, welche den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, die jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verschönerten, Gesinnungen, die nichts als die reinste Güte ohne alle Schwäche verriethen, mußten bei einem jungen Künstler, der mit einer lebhaften Empfänglichkeit begabt war, die ganze Seele gewinnen, und der Bewunderung, die er schon früher für den Dichter hegte, noch die wärmste Anhänglichkeit an den Menschen beigesellen.

Auch Schiller schien mit seinem neuen Bekannten nicht unzufrieden; denn freiwillig lud er ihn ein, so oft zu ihm zu kommen, als er nur immer wolle. Diese Einladung wurde von Streicher so emsig benuzt, daß während eines Jahres selten ein Tag verging, an dem er Schillern nicht gesehen oder auf kurze Zeit gesprochen hätte. Ein Vertrauen sezte sich zwischen Beiden fest, das keinen Rückhalt kannte, und von dem die natürliche Folge war, daß die Verhältnisse Schillers, so wie seine wahrhaft unglückliche Lage der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche wurden. Auch schien Beiden der Plan, dem Herzog auf neutralem Boden zu schreiben, um so weniger des Tadels würdig, als Schiller durchaus nichts begangen, was ihm den Vorwurf eines schlechten Dieners seines Fürsten hätte zuziehen können, und er die zwei unerlaubten Ausflüge durch den ausgestandenen Arrest schon genug gebüßt zu haben glaubte. Außer Streicher machte Schiller auch seine älteste Schwester mit seinem Vorsatze bekannt, und anstatt, wie er befürchtete, ihn mit Abmahnungen zu bestürmen, glaubte sie, daß jeder Schritt entschuldigt werden könne, den er, um sich von gänzlichem Verderben zu retten, unternehmen werde. Ein Gefährte, mit dem die heimliche Reise zu unternehmen wäre, und der die nöthigen Anstalten dazu erleichtern könne, war schon in seinem Freunde Streicher vorhanden, der im Frühjahr 1785 eine Reise nach Hamburg antreten wollte, um daselbst bei dem berühmten Bach die Musik zu studiren, wozu ihm dort wohnende Anverwandte die beste Unterstüzung versprochen hatten, und der es nun bei seiner Mutter dahin zu bringen wußte, diese Reise jezt schon machen zu dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Valencia, September.

(S. Nr. 215.)

Charakteristik der Stadt.

Ehe ich die Haltung der Stadt bei der neuesten Umwälzung der Dinge beschreibe, habe ich das im vorigen Briefe abgebrochene allgemeine Charakterbild zu vervollständigen.

So mohrisch mir Valencia noch jezt vorkommt, so versichert man mir, daß es vor wenigen Jahren noch weit

mohrischer gewesen sey, und erst seit der Verwaltung Elio's sich einigermaßen mit dem übrigen Europa zu nivelliren angefangen habe. Jetzt sieht man in einem Dutzend neu reparirter Häuser den modernen Architekturgeschmack wenigstens in der Façade durchdringen, und es haben sich nicht nur mehrere Glashändler, sondern auch mehrere Leute, die mit Möbeln handeln, etabliren können; bisher war selbst in den weitläufigen Sälen der größern Häuser nichts, als eine aus einem Sopha und vielen Strohstühlen bestehende Antikensammlung anzutreffen. Was man den Valencianern nicht absprechen kann, ist große Reinlichkeit, welche freilich durch den Umstand, daß jedes Haus seinen Brunnen hat, und die große Hitze die Ueberschwemmung der Ziegelböden nicht nur unschädlich, sondern nothwendig macht, sehr erleichtert wird; diese Brunnen liefern auch das beinahe ungenießbare Trinkwasser. In diesem Lande bedarf man sehr der Erfrischungen; man trinkt unter andern viel Gerstenwasser und Agua de chufas; gewöhnlich wird Alles mit Eis genommen. Indessen ist das, was das geographische Werk von Schütz von den Kaffeehäusern, Refrescos, Theatern, Bällen u. s. w. sagt, eben so falsch, als die Bemerkung, daß die Einwohner wohlhabend seyen und ziemlich viel Luxus unter ihnen herrsche. Es gibt nur Ein Theater, und auch dieses ist neu; alle Wochen werden nur zwei oder drei Vorstellungen gegeben, wie sie ungefähr in einer kleinen Provinzialstadt in Frankreich oder Deutschland erträglich wären. Kaffeehäuser für die gebildeteren Classen gibt es nur zwei, das dem Theater gegenüber und das zur Sonne in der Calle Zaragoza. Diese letztere gilt für die schönste Straße in Valencia. Sie besteht aber nur aus etwa dreißig theils hübschen, theils mittelmäßigen Häusern, deren Kaufläden von Fächermachern und vorzüglich von den Alemanes, deutschen Glas- und Quincaillerieh ändlern, besetzt sind. Sie führt gerade zur Cathedrale; am andern Ende in einem Winkel, den man den Platz Santa Catalina nennt (denn die Kirchen und Klöster reichen einander die Hand, und ich habe auch nirgends so viele Geistliche in den Straßen gesehen), ist die Zusammenkunft der Politiker. In den erwähnten Kaffeehäusern findet man nichts als das völlig unbedeutende merkantilische Tageblatt und etwa irgend ein Madrider Blatt; an ein Lesecabinet von Journalen ist nicht zu denken. Mit der übrigen Literatur, obgleich Barcellona, Valencia und Madrid die einzigen Orte Spaniens sind, wo etwas gedruckt wird, steht es nicht besser; sie beschränkt sich auf einige Romane. Derselbe Luxus herrscht in den übrigen Handelszweigen. Ohne Zweifel gibt es hier reiche Leute, es muß sogar Häuser geben, welche bei ihren Territorialeinkünften und einer höchst einfachen und oft knickigen Lebensweise Gold aufhäufen; aber im Allgemeinen haben die Leute weder Geld, noch wissen sie es auszugeben; wenn nicht die Landleute Ankäufe machten, so müßten manche der Kaufbuden, so beschränkt sie auch sind, geschlossen werden. Obgleich Valencia wegen der Fruchtbarkeit seiner Gegend berühmt und überdies ein Seehafen ist, so sind doch viele Artikel zum Lebensunterhalte selten und theuer. Darunter müssen alle Colonialartikel, Zucker, Kaffee u. s. w., gerechnet werden; Milch erhält man bloß von einigen Ziegen und Niemand macht davon Gebrauch, Butter ist gar nicht zu sehen. Kurz, ich kann dem bisher fast allgemein angestimmten Lobe Valencia's nicht beipflichten, und erkläre vielmehr frei, daß, meiner Ueberzeugung nach, schwerlich eine andere Stadt des civilisirten Europa, mit einer gleichen Bevölkerung, * in allen Dingen so weit zurück ist, als Valencia. Diese Verschiedenheit des Urtheils mag nun freilich großentheils daher kommen, daß man ehemals Spanien in Spanien und Valencia in Valencia suchte und fand; aber seitdem die spanische und noch mehr die spanisch-provinziale Eigenthümlichkeit ihren Werth verloren, weil sie wie alle Dinge ihre Zeit gehabt hat, und nun einer allgemeineren Form, in die sich ganz Europa modelt, zu weichen beginnt, ist der Zauber auf einmal verschwunden, und man fühlt nur das Unbehagliche und Fade der Uebergangsepoche, welche nicht so schnell, als man wünschte, ausgefüllt werden kann. Das Clima von Valencia ist sehr mild, aber auch ermattend, die Lage in der Mitte eines sogenannten, ungeheuren Gartens sehr schön, aber doch für die Liebhaber von Abwechselung im Terrain um so weniger befriedigend, da dieser Garten doch eigentlich kein Garten ist, und seine Mysterien hat, welche zu durchdringen nur den sehr Eingeweihten die Lust anwandeln kann. Der einzige Spaziergang innerhalb der Mauern ist ein kleiner, aber nicht unziertlicher, von Elio angelegter Garten, die Gloriette genannt, an einem Ende der Stadt zwischen der Citadelle und der schönen Tabaksfabrik, ehemals Douane, oder, wenn man lieber will, zwischen den zwei Plätzen St. Domingo und del Carmen. Wenn man von dem erstern durch die Puerta real aus der Stadt und über eine Brücke geht, so hat man vor sich einen andern kleinen Garten, der der Krone gehört, jetzt dem Publikum geöffnet, aber wenig besucht ist, und rechts die sogenannte Alameda vieja, an deren linkem Rande sich ein langer einsamer Gang zwischen zwei mit Blumen, Gesträuchen, Rosenstauden und einer Baumschule besetzten Terrassen hinzieht; am Ende dieses Spaziergangs geht man wieder über eine Brücke und kehrt durch eine Allee, welche zum Seethore führt, durch dieses in die Gloriette zurück. Die lange Allee vom Seethore bis zum Grao ist immer stark besucht, aber meistens nur von Tartanen. Deren gibt es viele, welche den Dienst der Omnibus versehen; acht Personen können für sechs Quartos (5½ Kreuzer) bis zum Molo fahren, was für die Kaufleute und Badelustigen sehr bequem ist. Man sieht in Valencia kein anderes, als dieses einspännige, mehr oder minder elegante Fuhrwerk, welches zu den ersten Nothwendigkeiten der wohlhabenden Personen gehört. Der Cabagnal ist eine an den Grao anstoßende Ortschaft von Baracken und Häusern, deren Eigenthümer dieselben für die Badezeit vermiethen und anderswohin ziehen. Der Miether muß Bett, Möbeln, Bedienung u. s. w. mit sich bringen; dieser Aufenthalt ist also eigentlich nur für die in Valencia ansäßigen Leute genießbar, doch wird dieses schon nach und nach anders. Bis vor Kurzem war der Cabagnal der Lustplatz der Valencianer, weil man dort mit aller Freiheit lebte; wer keine Baracke hatte, kam wenigstens alle Abende aus der Stadt hieher, und bis tief in die Nacht war überall vor und in den Häusern Unterhaltung, Scherz, Musik und gesellschaftliches Zusammenkommen. Seit einiger Zeit, besonders seit dem Besuch des Infanten Don Francisco, hat sich aber der Luxus und die Etikette dort eingeschlichen, um so mehr, da der hohe Adel, wie überall, sich in einer stolzen Absonderung hält, die mit seiner geringen Liberalität (ich spreche hier nicht in politischem Sinne) einen unangenehmen Contrast bildet. Der Infant hat ein Haus im Cabagnal gekauft, mußte aber dieses Jahr wegen der Karlisten, welche bis in die Nähe des Grao streifen, seine Reise einstellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Valencia zählt 66,000 (nicht 100,000) Einwohner in seinen Mauern und 50 — 60,000 in der Huerta.

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 239.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 5. Oktober 1836.

In plumpe Fesseln wollt den Geist ihr schlagen,
Der gottgesandt, wie Wolk' und Regenbogen;
Die Wolke weiten, ihr könnt sie nicht jagen,
Und binden nicht könnt ihr den Regenbogen.
Anastasius Grün.

Schillers Flucht von Stuttgart.

(Fortsetzung.)

Dem Vater Schillers mußte die ganze Sache ein tiefes Geheimniß bleiben, damit er, im schlimmsten Fall, als Offizier sein Ehrenwort geben könne, von dem Vorhaben des Sohnes nichts gewußt zu haben. Was aber am meisten zur Beruhigung der Theilnehmenden beitrug, war der schöne Grundsatz des Herzogs, die Kinder nie wegen der Fehler der Eltern, oder die Eltern wegen Vergehen der Kinder etwas entgelten zu lassen. Man hatte schon zu viele Beweise von dieser wahrhaft fürstlichen Großmuth, als daß man in dem gegenwärtigen Falle nicht auch darauf hätte rechnen können. Nachdem alles zur Sache Gehörige zwischen beiden Freunden mit der Selbsttäuschung, die dem Jünglingsalter so natürlich ist, überlegt war, indem für mögliche künftige Hindernisse ihre Einbildungskraft sogleich Mittel wußte, um sie zu überwinden oder zu beseitigen, mußte nun Schiller sich mit Anspannung aller Kräfte der Dichtung seines Fiesko widmen, weil die Reise nicht eher ausgeführt werden konnte, als bis dieser vollendet war, und er bisher — da er in seinem Innern zu keiner Ruhe gelangen konnte — außer dem Plan kaum die Hälfte des Stücks niedergeschrieben hatte. Die Gewißheit, was er thun wolle und, damit er dem Labyrinth entkomme, thun müsse, belebte seinen Muth wieder; seine gewöhnliche Heiterkeit kehrte zurück, und er gewann es über sich, alle Sorgen, alle Gedanken, die nicht seiner neuen Arbeit gewidmet waren, zu unterdrücken, indem er bloß für die Zukunft lebte, die Gegenwart aber nur in so fern beachtete, als er ihr nicht ausweichen durfte.

Welch ein Vergnügen war es während dieser Beschäftigung für ihn, seinem jungen Freund einen Monolog oder einige Scenen, die er in der vorigen Nacht ausgearbeitet, vorlesen und sich über Abänderungen oder die weitere Ausführung besprechen zu können! Wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er herzählte, um wie viel er schon weiter gerückt sey, und wie er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher, als er es Anfangs dachte, beendigt zu sehen! Je geräuschvoller die Außenwelt war, um so mehr zog er sich in sein Inneres zurück, indem er an alle dem, was damals, der Seltenheit wegen, Jedermann beschäftigte, nicht den geringsten Antheil nahm. Denn schon zu Anfang des Monats August wurden nicht nur in Stuttgart, Hohenheim, Ludwigsburg, auf der Solitude ꝛc., sondern auch in der ganzen Umgegend die größten Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfang des Großfürsten von Rußland (nachmaligen Kaisers Paul) und seiner Gemahlin gemacht. Die Bewohner Würtembergs waren

ſtolz darauf, in der künftigen Kaiſerin aller Reußen eine Nichte ihres Herzogs bewillkommen zu können, die ſie um ſo mehr liebten, als ihre Erſcheinung Erinnerungen an ihre erhabenen Eltern hervorrief, die jedem würtembergiſchen Herzen um ſo tiefer eingegraben blieben, als ſie ſolche aus Scheu vor ihrem Regenten nicht zu zeigen wagen durften. In der erſten Hälfte des Septembers trafen die hohen Reiſenden zu Stuttgart ein, denen ſchon einige Tage früher die meiſten benachbarten Fürſten und eine außerordentliche Menge Fremder vorausgeeilt waren, um den Feſtlichkeiten, welche für die allerhöchſten Gäſte bereitet wurden, beizuwohnen und die Prachtliebe des Herzogs, wie nicht minder den Geſchmack, mit dem er Alles anzuordnen wußte, bewundern zu können. Die mit den ſchönſten, ſeltenſten Pferden angefüllten Marſtälle, ſo wie die dazu gehörigen Equipagen boten Gelegenheit zu Auffahrten, die man damals wohl ſchwerlich irgendwo anders mit ſo großem Aufwand und ſo vielem Glanze ſehen konnte. Aber wirklich ungeheuer waren die Anſtalten, vermöge welcher man aus den vielen Jagdrevieren des Landes beinahe ſechstauſend Hirſche in einen nahe bei der Solitude liegenden Wald zuſammengetrieben hatte, die von einer Menge Bauern am Durchbrechen verhindert wurden, zu welchem Zweck auch in der Nacht der ganze Umkreis des Waldes durch eine enge Kette von Wachtfeuern erleuchtet war. Nicht leicht konnte dem Großfürſten in einem andern Staat eine ſolche Anzahl von Wild beiſammen gezeigt werden, und um das Vergnügen der Jagd zu erhöhen, waren die edeln Thiere beſtimmt, eine ſteile Anhöhe hinaufgejagt und gezwungen zu werden, ſich in einen See zu ſtürzen, in welchem ſie aus einem eigens dazu erbauten Luſthauſe nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten. In dem Gewirr und der Unruhe, welche ſolche Vorkehrungen bei den Städtern immer hervorbringen, blieb unſer Dichter ganz auf ſich eingeſchränkt, und hatte zu Anfang des Septembers ſein Trauerſpiel ſo weit gebracht, daß er es beinahe für vollendet halten durfte, indem er die Auslaſſungen, die Abänderungen, welche etwa die Aufführung erheiſchen ſollte, auf eine ruhigere Zeit aufſparte, und um ſo eher in wenigen Tagen damit zu Ende zu kommen hoffte, als er ſchon während der Arbeit an das Nöthige hierüber gedacht.

Unter den angekommenen Fremden befand ſich auch Baron Dalberg, der einige Tage früher, als die Feſtlichkeiten ihren Anfang nahmen, eintraf, ſo wie die Gattin des Regiſſeurs Meier vom Mannheimer Theater, die aus Stuttgart gebürtig war. Schiller machte dem Baron Dalberg ſeinen Beſuch, ohne von ſeinem Vorhaben das Geringſte zu erwähnen. Eben ſo verſchloſſen blieb er gegen Madame Meier, die er öfter ſah. Die Urſache dieſes Schweigens war keine andere, als weil der Vorſatz, etwas zu wagen, viel zu ſtark, und die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg — wenn er ſeine Bitten in dieſem Tumult von Feſtivitäten und Vergnügungen an ſeinen Fürſten gelangen laſſe — viel zu groß bei ihm geworden war, als daß er ſich der widerlichen Empfindung hätte ausſetzen mögen, durch Zweifel beläſtigt, oder durch Beweiſe eines ungewiſſen Erfolgs widerlegt zu werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wanderungen innerhalb Paris.

(Beſchluß.)

In dem eigentlichen Garten des Luxembourg haben wir jezt nichts Bemerkenswerthes mehr zu ſehen; wir biegen daher in jene lange Allee ein, an deren äußerſtem Ende ſich die im Viereck gebaute Sternwarte erhebt. Man muß einen weiten Weg machen, wenn man die Wohnung und die Vorleſungen des Herrn Arago beſuchen will, welche beide wohl nicht ohne Abſicht ſo weit von dem hauptſtädtiſchen Lärmen und Toben verlegt worden ſind. Auf dem Gange dahin iſt es aber rathſam, die Himmelsdecke nicht zu betrachten, ſondern ſeine Augen ſo viel als möglich vor ſich auf die Erde zu richten, weil man ſonſt Gefahr läuft, eine irdiſche Kegelkugel an die Beine geſchleudert zu bekommen, da unter den Siamſpielern, welche in jener Avenue ihr Hauptquartier aufgeſchlagen haben, nicht alle gleich gewandt ſind und auch nicht im Mindeſten daran denken, Sterngucker und dergleichen zu berückſichtigen. Wie ſich nämlich im Café Procope der wohllöbliche Klub der Dominoſpieler, und im Café du Paſſage des Panoramas der edle Klub der Schachſpieler verſammelt, ſo iſt die Allee des Obſervatoriums ſeit undenklichen Zeiten der Lieblingsplatz, wo ſich die Klubiſten und Anhänger des jeu de Siam, eines auch unter dem minder wohllingenden Namen jeu de cochonnet bekannten Kegelſpieles zuſammenfinden.

Dieſe Allee des Obſervatoire, wo wir jezt nur wenigen einſamen Spaziergängern begegnen, hat ſeit Kurzem traurige Prozeſſionen durchziehen ſehen. Zweimal im Verlauf der lezten zwölf Monate erzitterte der Sand dieſes friedlichſtillen Baumgangs unter der Wagenſpur jenes fatalen panier à salade, welcher an die Stufen des Schaffots führt. Die Spuren des Leichenzugs von Fieſchi, Morey und Pepin waren noch nicht unter den Tritten der Spaziergänger verſchwunden, als der Wagen Alibauds wiederum ein friſches Geleiſe in den Sand zeichnete. Ueberhaupt ſcheint dieſe Allee recht eigentlich dazu beſtimmt, in dem Spaziergänger traurige, unheimliche Erinnerungen zu wecken. Es iſt jezt ein-und-zwanzig

Jahre her, als man eines Morgen ganz früh, da kaum der Tag dämmerte, eine Abtheilung Gensdarmen und in ihrer Mitte einen Verurtheilten aus dem Gitterthor des Gartens treten und unter dem größten Stillschweigen den Weg nach der Sternwarte einschlagen sah. Auf der Hälfte des Wegs hielt der Zug, der Verurtheilte stellte sich in einer Entfernung von fünfzehn Schritten einer Compagnie von Veteranen gegenüber an jener grauen Mauer auf, welche wir dort links erblicken. Auf das Commandowort senkten sich die Gewehre, ein starker Knall ließ sich vernehmen, der Ajar des französischen Heeres stürzte tödtlich getroffen zu Boden und das Blut des Böttchersohns von Saarlouis, der sich vom gemeinen Husaren zum Marschall aufgeschwungen, röthete den grünen Rand des Grabens. Trotz dem ist diese unheimliche Allee der gewöhnliche Weg, welchen Sonntags und Montags die sorglose, fröhliche Menge der Pariser Arbeiter einschlägt, um vor der Barrière des Mont-Parnasse und beim Vater Desnoyers vor der Barrière du Maine die Mühe und Arbeit der Woche zu vergessen. Rechts am Ende dieser Allee hören wir drei Abende in der Woche die schrillenden Clarinettöne der berüchtigten großen Chaumière, welche die ganze Jugend der Modeläden und der Rechtsschule herbeilocken. Der französische Student in den Hotels garnis der Rue Saint-Jacques und die Pariser Grisette in den Putzläden der Rue Vivienne kennen keinen reizenderen Aufenthalt, als die grande Chaumière, wo man sich alle Sonntage ewige Liebe zuschwört, welche nur bis nächsten Sonnabend dauert, jene Heimath und Wiege des französischen Chahut, wie man einen tollen, ausgelassenen Tanz bezeichnet, welcher dem Munizipalgardisten die Schamröthe in's Gesicht treibt.

Vergessen wir nicht, unsern Rückweg wieder durch den Garten zu nehmen und die großen, mit Bäumen bepflanzten Vierecke auf der Seite des Luxembourgtheaters zu durchschneiden, wo jeden Sonntag und Donnerstag die Zöglinge der benachbarten Pensionen und Erziehungsanstalten sich versammeln, um Ball zu spielen oder andere gymnastische Uebungen zu treiben. Zu beiden Seiten dieser großen Vierecke laufen einsame Alleen, wo die Schauspieler des Vodinotheaters ihre Rollen auswendig lernen und durch ihr lautes Declamiren alle Sperlinge aus dem Laube aufscheuchen. Das sind die sogenannten Allées des soupirs, welche wohl mit der Seufzerallee im Münchner englischen Garten verglichen werden können, mit der schrecklichen Seufzerbrücke zu Venedig aber zum größten Glücke nicht die mindeste Aehnlichkeit haben.

Die allgemeine Ruhe und Stille des Stadtviertels um das Luxembourg herum, so wie die Nähe eines für einsame Spaziergänge und Träumereien so günstig gelegenen Gartens, machen, daß viele französische Dichter, Schriftsteller und Künstler in den anliegenden Straßen wohnen. Mancher Fremde und Einheimische ist gewiß schon an dem Gitter der Rue d'enfer einem kleinen, etwas gebückt einhergehenden Manne mit grauen Haaren und schwermüthigem Blick begegnet, ohne im Mindesten zu ahnen, daß er an Chateaubriand vorübergehe. Eine liebliche französische Sängerin, Madame Tastu, lebt gleichfalls ganz dicht am Garten des Luxembourg, so dicht, daß sie von ihrem Fenster aus die Nachtigallen schlagen hören könnte, wenn es Nachtigallen im Garten des Luxembourg gäbe. Unter den Bogengängen des Odeons, durch welche wir in's Palais gelangt sind, habe ich noch kurz vor seinem Tode den alten französischen Romanschreiber Pigault-Lebrun die Zeitung lesen sehen, und die große Allee des Observatoriums ist der gewöhnliche Weg, den der berühmte Astronom Arago einschlägt, wenn er sich zu Fuß nach seiner Wohnung begibt. Nicht weit vom Luxemburgtheater, in der Rue de Madame, hat Foyatier, der Bildhauer des Spartacus, seine Werkstätte. Wenn wir uns nicht scheuen, zwei Straßen weiter zu gehen, haben wir auch noch Gelegenheit, die neuesten Sculpturwerke Davids zu bewundern, welcher in diesem Augenblicke die Statuen Talma's und Cuviers, so wie die Büste Hahnemanns vollendet. Derselbe Künstler hat neulich ein bronzenes Medaillon von Börne angefertigt, welches die Züge unsers genialen Landsmannes sprechend treu wiedergibt. Die Wände von Davids Atelier sind über und über mit Medaillons von lebenden und verstorbenen Celebritäten aller Länder bedeckt; doch wir haben heute keine Muße, alle Kunstschätze dieser reichen, interessanten Werkstatt gehörig zu prüfen; auch müssen wir bedauern, den Gebrüdern Deveria, welche ganz nahe dort in jenem einfachen Hause ein so schönes Familien- und Künstlerleben führen, unsern Besuch nicht abstatten zu können. Durchschneiden wir noch einmal den Garten, um dann für heute Abschied zu nehmen von seinen grünen Kastanienbäumen, von seinen weißen Statuen, von seinen langen Alleen und von all den allerliebsten Kindern, welche so fröhlich und wohlgemuth darin herumspringen und tanzen, ohne zu wissen, daß das Geräusch ihrer kleinen Füße in den Pariser Katakomben widerhallt. Wenn es beliebt, gehen wir durch die schöne, breite Straße Tournon zurück, in deren Mitte, kaum hundert Schritte von der Pairskammer und fünfzig Schritte von der Wahrsagerin Lenormand, der geistreichste, witzigste und fetteste aller Pariser Feuilletonisten wohnt; drei Tilburys halten vor seinem Hofthor; für bescheidene Fußgänger mit bestaubten Stiefeln, wie wir, ist der Verfasser „des todten Esels und der guillotinirten Frau," der Marquis J. J. nicht sichtbar; überdies dürfen wir wohl nach einer so langen Promenade eine Stunde der Ruhe pflegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Valencia, September.

(Fortsezung.)

Charakteristik der Stadt.

Ich kehre nun wieder zur Stadt zurück. Das weibliche Geschlecht, welches man immer auf den Spaziergängen zuerst beobachtet, ist eben nicht schön, doch sind die Frauen graziöser und gelenkiger, als die von Barcellona; ihr Körperbau, von der Hüfte abwärts, und ihr Gang erinnern schon an die Andalusierinnen, und wenn sich zu diesen Vorzügen die Fülle des Wuchses und, was freilich noch seltener ist, ein interessantes Gesicht gesellt, so sind sie wirklich selbst in den untern Classen ausgezeichnet. Die gewöhnliche Farbe ist eine blasse Olivenfarbe, auch weiße Gesichter haben oft jenes glanzlose, kränkliche Aussehen; man schreibt dies der Gewohnheit zu, häufig baarfuß zu gehen; auch ist die Manie, Kalk, rohen Reis und andere solche Dinge zu essen, hier sehr verbreitet; ich weiß von einer Person, die alle Mauern zerkratzte, und als man endlich die Urheberin entdeckte, wenigstens schon einen halben Centner verzehrt hatte; sie behauptete, der verschiedene Geschmack, den sie an den verschiedenen Orten fand, wo sie ihre Lust befriedigte, habe ihr eben so großes Vergnügen gemacht, als ein Leckermaul an den verschiedenartigen Schüsseln einer wohlbesezten Tafel finden kann. Die hiesigen Weiber und Männer sind wegen der Freiheit ihrer Zunge bekannt; dieses, mit einem gewissen freien Anstande des Körpers und einer gewissen Art, die Mantilla über den Kopf zu hängen, würde den Weibern der untern Classen ein freches Aussehen geben, wenn es nicht durch eine Dosis von Laune und Anmuth gemildert wäre, wodurch sich die Valencianerinnen selbst in Cadix, wo das Wort „Valencianer" ein eigenes Fischergeräthnum bezeichnet, sehr beliebt machen. Freilich sind sie nicht alle aus Valencia, und mehr als diese Hauptstadt haben andere Orte, besonders Alcoy, den Ruf, schöne Weiber zu besitzen, von Alicante nicht zu reden, denn die dortigen Einwohner bilden eine eigene feine und ausgezeichnete Nüance. Von den Männern kann man dasselbe wie von den Weibern sagen; die Landleute sind gewöhnlich robust, und ihre halb mohrische Tracht mit den kurzen weißen und sehr weiten Beinkleidern (Zaraguelles) oder vielmehr Röckchen gibt ihnen ein noch stärkeres Ansehen. Unter diesen Zaraguellesträgern gibt es auch Petitmaitres; diese hängen einen schwarzen Dolman von Ziegenfell um, und Manchen läßt diese Tracht sehr artig. Das Sittenverderbniß ist groß in Valencia, wozu die Noth Vieles beiträgt. Die Leute sind zurückhaltend, mißtrauisch und machen Profession vom Egoismus. Dabei kennen sie kein größeres Vergnügen, als das Leben und die Thaten des Nachbars auszuforschen und wo möglich ihm einen Makel anzuhängen. Die Valencianer sind leicht beweglich, wankelmüthig, neidisch, zanesüchtig und der Rache aufs höchste ergeben; da sie aber feig sind, so greifen sie ihren Feind selten von vorne an, sondern erwarten ihn im Dunkeln und versezen ihm einen Dolchstich, oder was noch häufiger, weil es gefahrloser ist, sie schicken ihm von einem Gassenwinkel oder durch ein offenes Fenster eine Kugel in den Leib. Sie bewahren ihren Groll Jahre lang, und schlimm ist es, wenn ein Valencianer sagt: tu me lo pagarás, du sollst es mir bezahlen. Dieser Charakter der Valencianer hat sich auch in den politischen Revolutionen bewährt. Es gehört eine eigene Kunst dazu, diese Leute zu regieren; aber freilich, wenn es nur darauf ankommt, ihnen Furcht einzujagen, so ist dies bald gethan, und eine anhaltende Strenge vermehrt zugleich ihre Feigheit und ihre Unterwürfigkeit. So wie ich ihren Charakter geschildert, ist es nicht zu verwundern, daß sie lügnerisch und voll von Subtilitäten und Spitzfindigkeiten sind; sie lieben auch die Processe, und ruiniren sich gern damit. Bei alle dem sind sie höflich und heiter, und ich finde eine große Aehnlichkeit zwischen ihrem Charakter und dem der Franzosen. Die jetzige Reibung, welche mittelst der Dampfschiffe zwischen Valencia und Marseille stattfindet, hat wirklich schon eine Menge neuer Ideen und Bedürfnisse in Umlauf gebracht. Die alten Sitten fangen an, nach und nach zu verschwinden. Die Hauptunterhaltung waren ehemals die Kirchenfestlichkeiten im Großen und Kleinen, in den Kirchen und auf den Straßen. Besonders war die Frohnleichnamsprocession sehr berühmt. Man nannte sie auch la procesion de las rocas, die Procession der Felsen; denn nebst einer Menge anderer lebenden und todten Figuren, welche fast die ganze biblische Geschichte darstellten, war die Hauptdekoration eine ungeheure, einen Felsen mit mehreren Gipfeln darstellende und von starken Maulthieren gezogene Maschine. Auf den Felsenspitzen waren die sieben Todsünden, welche durch ihre getreue Nachahmung der Natur mehr Skandal, als Andacht zu erregen im Stande waren, und dabei sangen und tanzten. Solche Aufzüge kosten viel Geld; die reichen Leute, welche sich populär machen wollten, um zu Alkalden, Regidoren u. s. w. erwählt zu werden, schossen die Fonds dazu. Auch dieses Jahr ist die Procession, doch mit viel weniger Feierlichkeit, begangen worden. Die Straßen sind voll Heiligenbilder, einige in Kasten eingesperrt, andere offen, welche alle ihre eigenen Festtage haben; dann wird die Straße beleuchtet, mit Gras bestreut, mit Fähnlein, Blumen, Altären u. s. w. ausgeziert, man macht Musik, wobei die Valencianischen Seguidillas, die sich durch ihren schnellen Takt auszeichnen, nicht vergessen werden. Die Strophen, die man zu Ehren des Heiligen singt, und wozu eine ganz eigene Musik gehört, nennt man Villancicar; Alles dies kommt jezt aber aus der Mode. Bei diesen Gelegenheiten glänzten die Improvisatoren, welche bald allein, bald in wechselseitigem Gespräche von den dazu aufgerichteten Gerüsten das Publikum mit Versen zu Ehren des Tagespatrons und mit andern Einfällen unterhielten. Der große Heilige von Valencia, den man überall antrifft, ist der von hier gebürtige San Vicente Ferrer. Da mir bei dieser Gelegenheit einfiel, daß der eigentliche Patron von Valencia ihr alter Eroberer, der Cid, von dem sie sogar den Namen führt (Valencia del Cid), seyn sollte, so fragte ich, ob man ihm zu Ehren hier kein Jahresfeier begehe, und ob nirgends Denkmäler oder Urkunden, die auf ihn Bezug haben, existiren? Die Antwort war verneinend. Das Grabmal und die Stiefeln dieses Helden sind in einem Kloster bei Burgos zu finden. Eine andere Unterhaltung waren in Valencia die Fallas (Urtheilssprüche). Man stellte nämlich an einem gewissen Tage des Jahrs Figuren auf, welche irgend eine lächerliche oder sonst schlecht notirte Person von Valencia nachahmten; dies gab zu satirischen Gesprächen Anlaß, und zulezt richtete man von den Feuerwerken, womit man sich an diesem Tage unterhielt, eine Rakete gegen die Figur und verbrannte sie. Zu wie vielen Autodafé's dieser Art gäben nicht die jetzigen politischen Umstände Stoff!

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 240.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 6. Oktober 1836.

I am weary of this moon: would he would change!
Shakespeare.
Midsummer-night's dream.

Hypochonders Mondlied.

Singt ihr in eurem Freudenliede:
„Der heitre Mond am Himmel lacht,
Und ihm entstrahlt ein süßer Friede,“
So habt ihr nie den Mond bedacht.

Seht ihr ihn dort herüberschweben,
Bleich, ohne Wasser, ohne Luft?
Er zieht mit ausgestorbnem Leben,
Ein Todtengräber sammt der Gruft.

Dort bringt der Mond mit seinem Schimmer
Still dem Nachtwandler in's Gemach,
Er winkt und lockt aus Bett und Zimmer,
Der Schläfer folgt ihm auf das Dach

Und huscht, geschlossner Augenlieder,
Hin, der des Daches steilsten Bug,
Als hielt' ein geistiges Gefieder
Enthoben ihn dem Erdenzug.

Der Mond geht traurig durch die Sphären,
Denn all die Seinen ruhn im Grab,
Drum wischt er sich die hellen Zähren
Bei Nacht an unsern Blumen ab;

Darum durchschleicht er Fenster, Thüren
Auf Diebessohlen leis und lind,
Der Erde heimlich zu entführen
Im Schlafe dies und jenes Kind.

Den Schläfern um den Leib zu schlingen
Sucht er sein feines Silbernetz,
Und sie zu sich hinaufzuschwingen;
Doch seine Fäden reißen stets.

Und immer wird es ihm mißglücken,
Zu stehlen sich ein Spielgesind,
In seine Oede zu entrücken
Ein lebenwarmes Erdenkind. —

Der Mond wohl auch die Schlummerlosen
Der Erde zu entlocken sucht,
Er will mit schwärmerischem Kosen
Bereden uns zu früher Flucht.

Oft wenn ich ging durch Wald und Wiesen,
Log mir der Mondenschein so lang,
Ich sey auf Erden nur verwiesen,
Bis ich hinweg mich sehnte bang.

Weil er uns nicht vermag zu stehlen,
Nicht wachend, nicht in Schlafesruh,
Schickt er mit Blicken, stieren, scheelen,
Der Erde Todeswünsche zu.

Als Knabe schon konnt' ich nicht schauen
Zum stillen, blassen Mond empor,
Daß nicht ein wunderliches Grauen
Mir heimlich das Gebein durchfror.

Nirgends auf Wald und Feld und Straßen
Frohlockt so hell des Mondes Licht,
Wie auf dem Kirchhof, wo verlassen
Ein armes Herz in Klagen bricht.

Ja, Gräber sind für ihn die Stelle,
Und an Ruinen Dorngesträuch;
Doch vor des Mondes schlimmer Helle
Bewahrt das Brautbett, rath' ich euch.

Laßt ihr den Mond in's Brautbett scheinen,
Ist euer künftig Kind bedroht,
Denn viele Stunden wird es weinen,
Und wünschen wird es sich den Tod. —

Wenn Schiffer Nachts das Meer befahren,
Umhüllen sie das Haupt genau,
Denn spielt der Mond mit ihren Haaren,
So färbt er sie frühzeitig grau.

Und bei Banditen geht die Kunde:
Ein Dolch, gewezt im Mondenschein,
Sticht eine ewig stumme Wunde,
Trifft mittendurch in's Herz hinein.

Bergjäger, der kein Raubschüz, meidet
Den Mond; ein Wild, im Mondenstral
Geschossen oder ausgeweidet,
Verwest so frühe noch einmal.

Und eine Tann' im Wald geschlagen,
Wenn hell der Mond am Himmel blinkt,
Als Mastbaum in das Meer getragen,
Zerbricht der Sturm, das Schiff versinkt.

Und jene losen, alten Weiber,
Die man nicht gern genauer nennt,
Weil ihnen sonst die dürren Leiber
Das tolle Volk zu Asche brennt,

Die ziehn auf mondbestralten Haiden
Und pflücken murmelnd Gras und Kraut,
Woraus zu manchen Zauberleiden
Manch böses Tränklein wird gebraut. —

Tief in den hohen Steyrerfelsen
Kenn' ich ein Dörflein, wo man meint:
Der Mond wird schuld an dicken Hälsen,
Wenn er in einen Brunnen scheint.

Dort meint man auch, wenn Mondgefunkel
Die Spinnerin am Rad umspinnt,
Und niederglänzt von ihrer Kunkel,
Daß sie ein Leichenhemd gewinnt. — —

Weil mich der Mond, in's Zimmer glozend,
Nicht schlafen ließ in dieser Nacht,
Hab' ich Poet, hinwieder trozend,
Dies Lied zum Schimpf auf ihn gemacht.

Noch wüßt' ich viel von ihm zu melden,
Doch seh' ich jezt im Untergang
Hinunterducken meinen Helden,
Bevor ich noch das Schlimmste sang.

Lenau.

Schillers Flucht von Stuttgart.

(Fortsezung.)

Die Zeit verfloß. Nur wenige Tage waren noch übrig, welche so geräuschvoll und unruhig seyn konnten, daß man unbemerkt eine Reise hätte antreten können. Schiller ging mit seinem Freund und Madame Meier auf die Solitude, um seine Eltern und Schwestern noch einmal zu sehen, besonders aber von seiner Mutter, die jezt von Allem auf das Genaueste unterrichtet war, Abschied zu nehmen und sie zu beruhigen. Bei dem Eintritt in die Wohnung von Schillers Eltern befand sich nur die Mutter und die älteste Schwester gegenwärtig. So freundlich auch die Hausfrau die Fremden empfing, so war es ihr doch nicht möglich, sich so zu bemeistern, daß Streicher die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der sie ihn anblickte, und oft zu reden versuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicherweise trat bald der Vater Schillers ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude gegeben werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz an sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte. Es war mir auffallend, bei diesem kleinen, untersezten Mann, außer einer sehr schönen, großen Stirne, wenig Aehnlichkeit mit seinem Sohne wahrzunehmen, und auch in der klaren, bestimmten, durchaus scharfverständigen Sprache den Schwung und die milde Wärme zu vermissen, womit sein Sohn als Dichter und Philosoph jeden Gegenstand des Gesprächs zu beleben und zu erheben wußte.

Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch den vorhabenden Schritt als eine Nothwehr ansehen, durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern, und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn vielleicht auf immer verlieren zu sollen, und zwar aus Ursachen, die so unbedeutend waren, daß

ſie, nach den damaligen Anſichten, in jedem andern Staat ohne beſondere Folgen geblieben wären. Und dieſer Sohn, in welchem ſie beinahe ihr ganzes Selbſt erblickte, der ſchon an der mütterlichen Bruſt die ſanfte Gemüthsart, die milde Denkweiſe eingeſogen zu haben ſchien, er hatte ihr von jeher nichts als Freude gewährt, ſie ſah ihn mit all den Eigenſchaften begabt, die ſie ſo oft, ſo inbrünſtig von der Gottheit für ihn erflehr hatte! Und nun! Wie ſchmerzlich das Lebewohl von Beiden ausgeſprochen worden ſeyn mußte, erſah man an den Geſichtszügen des Sohnes, ſo wie an ſeinen feuchten, gerötheten Augen. Er ſuchte dieſe einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Uebel zuzuſchreiben, und konnte erſt auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerſtreuenden Geſpräche der Geſellſchaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

Auf der Solitude erfuhr man, daß daſelbſt am 17ten September die große Hirſchjagd, Schauſpiel und eine allgemeine prächtige Beleuchtung ſtattfinden würden. Zu Hauſe angelangt, wurde nun zwiſchen Schiller und Streicher alles, was ihre Reiſe betraf, um ſo eifriger beſprochen, als keine Zeit mehr zu verlieren war, da die Feſtlichkeiten bald zu Ende ſeyn ſollten. Als man auch erfahren, welchen Tag Schillers Regiment die Wachen nicht zu beſetzen habe, er folglich unter den Stadtthoren Soldaten treffen werde, denen er nicht ſo genau wie ſeinen alten Grenadieren bekannt ſey, ſo wurde die Abreiſe auf den 17ten September Abends um neun Uhr feſtgeſezt.

Die bürgerliche Kleidung, welche ſich Schiller hatte machen laſſen, ſeine Wäſche, die Werke von Haller, Shakespeare, noch einige andere Dichter, wurden nach und nach von Streicher weggebracht, ſo daß für die ſpätern Stunden nur wenig mehr zu thun übrig blieb. Am lezten Vormittag ſollte, nach der Abrede, um zehn Uhr Alles bereit ſeyn, was von Schiller noch wegzubringen war, und Streicher fand ſich mit der Minute ein. Allein er fand nicht das Mindeſte hergerichtet. Denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von ſeinem lezten Beſuch in dem Lazareth nach Hauſe gekehrt war, fielen ihm bei dem Zuſammenſuchen ſeiner Bücher die Oden von Klopſtock in die Hände, unter denen eine, die ihn ſchon oft beſonders angezogen, ihn auf's Neue ſo aufregte, daß er ſogleich — jezt, in einem ſo entſcheidenden Augenblick — ein Gegenſtück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile, mußte Streicher dennoch zuerſt die Ode und dann das Gegenſtück anhören, welch lezterem, gewiß weniger aus Vorliebe für ſeinen begeiſterten Freund, als der Schönheit der Sprache und Beſtimmtheit der Bilder wegen, Streicher einen entſchiedenen Vorzug gab. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter von ſeinem Gegenſtand abgelenkt, wieder auf unſere Welt, auf den heutigen Tag, zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. Ja es erforderte öfteres Fragen, ob nichts vergeſſen ſey, ſo wie mehrmaliges Erinnern, daß nichts zurückgelaſſen werde. Erſt am Nachmittag aber konnte alles in Ordnung gebracht werden, und Abends neun Uhr kam Schiller in die Wohnung Streichers mit einem Paar alter Piſtolen unter ſeinem Kleide. Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerſtein hatte, wurde in den Koffer gelegt; die andere mit zerbrochenem Schloß in den Wagen gethan. Daß aber beide nur mit frommen Wünſchen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, verſteht ſich von ſelbſt. Der Vorrath an Geld war bei den Reiſenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anſchaffung der nöthigen Kleidungsſtücke und anderer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben Schiller noch drei-und-zwanzig und Streicher noch acht-und-zwanzig Gulden übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Muth auf das Zehnfache geſteigert wurden. Bis Mannheim, wie auch für einige Tage Aufenthalt daſelbſt, konnte das kleine Vermögen ausreichen, und was zum Weiterkommen fehlte, ſollte Streichern nachgeſchickt werden. Nachdem der Wagen mit zwei Koffern und einem kleinen Clavier bepackt war, kam der ſchwere Kampf, den Schiller vor einigen Tagen beſtanden, nun auch an Streicher — von ſeiner guten, frommen Mutter Abſchied zu nehmen. Auch er war der einzige Sohn, und die mütterlichen Sorgen ließen ſich nur dadurch beſchwichtigen, daß Schiller nicht nur die unveränderlichſte Treue gegen ſeinen Freund gelobte, ſondern auch die zuverläſſige Hoffnung ausſprach, in vierzehn Tagen wieder zurück eintreffen und von der glücklich vollbrachten Reiſe Bericht geben zu wollen. Von Segenswünſchen und Thränen begleitet, konnten die Freunde endlich um zehn Uhr Nachts in den Wagen ſteigen und abfahren.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Jahresſitzung der franzöſiſchen Akademie.

Vor Kurzem hielten zwei königliche Akademien, die Académie française und die Académie des Inscriptions, ihre jährliche Hauptverſammlung. Erſtere hatte, wie gewöhnlich, aus dem Monthyonſchen Stiftungsfonds Summen als Belohnungen für wohlthätige, echt humane Menſchen, beſonders aus dem ärmern Volke, zu ertheilen. Glücklicherweiſe fehlt es nie an Zügen ſolcher edeln Humanität, und die Akademie hat unter den vielen, ihr aus allen Gegenden Frankreichs zugeſchickten Beiſpielen zu wählen. Als etwas Sonderbares fiel diesmal auf, daß ſich unter den Belohnten ein Seiltänzer befand, von welchem Charles Nodier ſehr viel Schönes anzuführen wußte. Ueberhaupt iſt die Erzählung der edeln Züge für den jedesmaligen Vorſtand der Académie française eine angenehme Aufgabe, wobei er ſein Schriftſteller- und Rednertalent recht zeigen kann, und er müßte ſehr

ungeschickt seyn, wenn er seine Zuhörer nicht ein wenig rührte. Die öffentlichen Verhandlungen der hiesigen Gerichte bringen so oft Beispiele von Schurkerei und Schlechtigkeit an den Tag, daß es wohlthätig auf's Gemüth wirkt, einmal eine lange Reihe tugendhafter Handlungen vor demselben vorbeiziehen zu sehen. Schon seit mehreren Jahren hatte die Akademie das Lob des Bürgermuthes zur Preisaufgabe gemacht; es kam aber nie eine Schrift ein, welche ihr des Preises werth schien. Auch diesmal war die Akademie mit den Concursschriften noch nicht ganz zufrieden; da sie aber nun des Aufgebens dieses Thema's müde war, und die Tageblätter manchmal über das Nichtertheilen des Preises spotteten, so hat sie sich entschlossen, jezt der besten der eingereichten Lobschriften einen Preis zu ertheilen. Dies wurde mit einer Rede Villemains bevorwortet, welcher umständlich darzuthun suchte, weßhalb keine ganz gute Lobschrift auf den Bürgermuth einkomme, oder weßwegen es so schwer sey, eine solche Aufgabe zu behandeln. Indessen hätte man doch glauben sollen, die Erinnerung an so manche Begebenheiten aus der neuern Geschichte, wo wahrer Bürgermuth gezeigt worden ist, und auf die Zustände der Nationen Einfluß gehabt hat, hätte die Preisbewerber begeistern müssen. Der von der Akademie gekrönte Schriftsteller hat seinen Vortrag in ein Gespräch zwischen einigen bekannten Staatsmännern eingekleidet; diese Form läßt wenig oratorische Bewegung zu, wie sie die Akademie in einer solchen Schrift verlangt. Für das nächste Mal ist das Lob des Kanzlers der Pariser Universität, Jean Gerson, aufgegeben, an dem sich freilich Manches loben läßt, aber doch nicht Alles. Oder soll man etwa lobenswerth finden, daß er Joh. Huß auf der Kostnitzer Kirchenversammlung verfolgen half? In Frankreich hält man Gerson jezt fast allgemein für den Verfasser des Buches von der Nachahmung Christi, welches lange Thomas à Kempis zugeschrieben wurde, und wahrscheinlich sollen die Preisbewerber ihn auch wegen dieses Buches loben; denn seitdem Fontenelle gesagt, dies sey das schönste aus einer menschlichen Feder geflossene Werk, gilt dies bei seiner Nation für eine ausgemachte Wahrheit; es werden unaufhörlich Ausgaben davon veranstaltet, und neulich hat man dem Buche sogar die Ehre einer Prachtausgabe erwiesen, wobei Künstler und Buchdrucker ihr Talent angestrengt haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Valencia, September.

(Beschluß.)

Charakteristik der Stadt.

Die Musik hat hier viele Liebhaber, aber die Malerei ist an dem Ort, wo einst die Valencianische Schule blühte, deren Denkmäler man noch häufig in den Kirchen, besonders im Collegium des Patriarchen u. s. w. sieht, völlig vergessen. Das Theater, das ungefähr 1500 Menschen fassen kann und bequem eingerichtet ist, wird wenig besucht. Andere öffentliche Unterhaltungen gibt es nicht; in der Gloriette gehen um neun Uhr Abends etwa zweihundert Personen spazieren; nur an Sonn- und Festtagen, wo Militärmusik spielt, ist die Zusammenkunft zahlreich. Die Stadt ist übrigens lebhaft, weil nicht nur viele Leute durch die Straßen gehen, sondern auch nach Sonnenuntergang die Gewerbsleute sich vor das Hausthor setzen oder in ihren Kaufläden eine tertulia (Gesellschaft) halten. Hie und da ist ein Trottoir in den Straßen, aber unangenehm, ja barbarisch ist die Gewohnheit, statt des feinen Kieses, welchen ehemals die Landleute als Bezahlung für den in den Straßen aufgestandten Dünger bringen mußten, jezt plumpe Kieselsteine auf den Boden zu werfen, wie man es auf einer Heerstraße thun könnte. Mit dem eben genannten Brauche hatte es eine ganz eigene Bewandtniß. Die Landleute von der Huerta trazen nicht nur den Dünger, sondern auch die Erde auf, um sie nach ihrem Besitz zu führen, ein Mißbrauch, wovon man noch die Spuren sieht. Es wurde ihnen vorgeschrieben, sich bloß eines Besens von bestimmter Größe und Form zu bedienen, aber sie hatten die Geschicklichkeit, in dessen Mitte ein Eisen zu verbergen. Dann befahl man ihnen, feinen Kies vom Meeresstrande zu bringen, wenn sie des Morgens in die Stadt gingen. Dieser Kies wurde nachher ausgestreut und festgestampft. Jezt bringen sie große Kieselsteine, die bloß hingeworfen werden; und da dieses für die Fußgänger höchst unbequem ist, so läßt man die Hauptstraßen, mit Ausnahme eines kleinen Trottoirs, wie sie die Natur geschaffen hat. Es regnet zwar wenig, aber doch genug, um die Entstehung großer Lachen und eines sehr klebrigen Kothes von Zeit zu Zeit zu verursachen; zum Glück trocknet es bald. Man sollte fast meinen, daß der so allgemeine Gebrauch der Tartanen, eines Fuhrwerks, das heftig stößt, die Pflasterung von Valencia verhindert. So wie diese Stadt jezt ist, mit ihren Gäßchen und Plätzchen, ihren Kirchen und großen, unförmlichen Gebäuden und ohne Pflaster, kenne ich keine Stadt, welche zum Barrikadenkriege besser geeignet wäre. — Von den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten und dergleichen werden Sie viel in den Büchern lesen, aber es ist hier wie in ganz Spanien gegangen: die wirklich zahlreichen frommen Stiftungen sind von ihren Administratoren ruinirt worden. Das berühmte Spital ist unter andern in großer Noth. Noch erhält sich eine große Waisenanstalt; man hat den glücklichen Einfall gehabt, Strohstühle in der Gloriette zu vermiethen; einige passend und reinlich gekleidete Knaben aus der Anstalt nehmen das Geld ein, drei Cuartos für den Stuhl, und bieten auch den Tabakrauchern eine Lunte an, um ihre Cigarren anzuzünden, wofür man ihnen einen halben Cuarto schenkt; die Knaben haben Alpargatas, eine Blouse und einen Strohhut mit einem blauen Band, um die Hüfte einen Ledergurt mit einer Büchse, in welche man das Geld fallen läßt. Es gibt Viele unter ihnen, die, wenn man ihnen etwas für sie insbesondere schenken will, es nicht annehmen, der Maxime zufolge, daß Alles, was man ihnen gibt, der Anstalt gehört. Ein Leihhaus für die Bedürftigen, wie es in Madrid, Barcelona u. s. w. existirt, und eigentlich in allen Provinzialhauptstädten existiren sollte, gibt es hier nicht, was besonders für diejenigen, die vor den Insurgenten flüchten und oft nichts als einige Effekten von Werth haben, eine große Unbequemlichkeit ist und die Umtriebe heimlicher Wucherer befördert.

Wenn mein Gemälde von Valencia nicht geschmeichelt ist, so habe ich doch keineswegs die Absicht, die wirklichen Vorzüge, welche die Natur dem Lande und den Einwohnern verliehen hat, in Abrede zu stellen. Industrie und Aufklärung, das sind die zwei großen Hebel, welche Bedürfnisse und die Mittel zur Befriedigung derselben schaffen, und selbst den Charakter verbessern, da, wo das politische System nicht auf die Absonderung der Classen, auf das divide et impera, sondern auf die Fraternität und die Vereinigung des Volkes zu großen, gemeinschaftlichen Interessen berechnet ist. Und was läßt sich nicht unter einem Himmel, wie der von Valencia, und von der lebhaften Einbildungskraft seiner Bewohner erwarten! Bald wird es mit Marseille rivalisiren, mit welchem es, seiner Heiterkeit wegen, schon jezt am besten verglichen werden kann.

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 7. Oktober 1836.

Tout le monde sentira combien l'art nautique est intéressé à la verification du fait annoncé par Jonathan Williams, que l'eau est plus froide sur les bas-fonds qu'en pleine mer.

Arago.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

Von

Dr. Nürnberger.

Der Raum hatte uns nicht gestattet, in unserm vorigen Berichte (Nr. 221 — 226) den reichhaltigen Stoff zu erschöpfen, und wir eilen jezt, die von uns gesammelten Notizen vollends den Lesern vorzulegen.

Zunächst haben wir einer sogenannten thermometrischen Seefahrt zu erwähnen. So nennt der österreichische Schiffskapitän Astolfi eine Expedition, welche er im August 1831 in den atlantischen Ocean eigens in der Absicht unternommen, um Untersuchungen über die Wärme des Meerwassers anzustellen. Er begann seine Beobachtungen, als er sich unter 48° 21′ nördlicher Breite und 6° 28′ westlicher Länge vom Meridian von Greenwich befand, von wo die Engländer bekanntlich die Länge zur See zu zählen anfangen, und fand daselbst die Temperatur des Meerwassers, in das ein Thermometer hinabgelassen und nahe der Oberfläche erhalten * wurde, + 61° Fahrenheit, welches etwa der gemäßigten Sommerwärme (14° Reaumur) gleich kommt. Je weiter er südwärts in das Weltmeer vordrang, um so mehr stieg die Temperatur des Seewassers, bis sie 79° Fahrenheit, etwa 20° Reaumur, erreichte, auf welcher Höhe sie sich, mit Ausnahme einiger, gleich namhaft zu machenden, für die Schifffahrt eben besonders wichtigen Modifikationen erhielt. Astolfis Beobachtungen zeigten nämlich ganz vorzüglich, daß das Meer über Sandbänken viel kälter als in freier Tiefe ist, und daß diese Erkältung mit der Größe der Bänke zunimmt; daß (auf der beschifften nördlichen Hemisphäre) nördliche Strömungen ein Sinken, südliche dagegen ein Steigen der Temperatur bewirkten (woraus also, aus gleich in die Augen springenden Gründen, für die südliche Halbkugel gerade das Gegentheil eintreten muß), und daß sich die Annäherung schwimmender Eismassen allemal durch eine beträchtliche Erniedrigung der Wassertemperatur ankündigte. Nach diesem Allem scheint also das Thermometer künftig ein sehr wichtiges nautisches Instrument werden zu sollen; und gleichwie, unsern frühern mehrfachen Auseinandersetzungen in diesen Blättern gemäß, „das Barometer den Schiffahrer vor

* In größern Tiefen sinkt die Temperatur des Meerwassers, so weit sie von den Sonnenstrahlen abhängt, natürlich bedeutend. Doch können hier auch wieder Modifikationen eintreten, welche von der innern Wärme des Erdkörpers abhängen. Die Erfahrungen hierüber sind noch nicht zahlreich genug; wir kommen aber nächstens auf diesen interessanten Gegenstand zurück.

nahenden Stürmen warnt, und ihn in den Stand sezt, denselben die geeignetsten Maßregeln entgegen zu stellen,“* eben so wird ihm das Thermometer durch sein Sinken die Gefahr der Sandbänke vorher verkündigen und ihn dem Untergange durch Stranden entziehen. — In der That, der sinnende Menschengeist schlägt jezt zur Vervollkommnung und Sicherung jeden Unternehmens der Industrie so mannichfache Richtungen, und mit solcher Energie und solchem Erfolge ein, daß es vermessen erscheinen würde, das Ziel eines in dieser Ausdehnung und Gewalt noch nie vorgekommenen Strebens auch nur allgemein andeuten zu wollen.

Zu den lästigsten Meteoren gehört bekanntlich der sogenannte Höhen- oder Haarrauch, mit dessen näherer Untersuchung wir uns jezt einen Augenblick beschäftigen müssen, da er in diesem Frühjahre in vielen Gegenden Norddeutschlands eine wahre Landplage gewesen ist, und die besondere Aufmerksamkeit der Naturforschung auf sich gezogen hat. Man versteht unter dem sogenannten „Haarrauche“ bekanntlich eine Art trockenen Nebels, welcher aus höchst feinen, dem Rauche verbrannter Substanzen ähnlichen Partikeln besteht, die, gleich diesen, in der Luft schweben. Es wird wenige unter den Lesern geben, welche die höchst unangenehme Erfahrung solcher trockenen Nebel, die die ganze Atmosphäre vergiften und selbst in verschlossene Gemächer dringen, nicht selbst gemacht hätten. Unzählich oft sieht man über größeren und kleineren Ortschaften, besonders gegen Abend, Massen solcher „trockenen Nebel“ aufsteigen; über großen Städten sind diese Nebel dichter und anhaltender, über London z. B. fehlen dieselben selten ganz. Eine der eigenthümlichen Lebensthätigkeiten unserer Atmosphäre besteht nämlich darin, daß sie die in ihr aufsteigenden fremdartigen Dünste zersezt, in normale Stoffe auflöst und sich dann assimilirt. Daß dieser Proceß ununterbrochen vor sich gehe, läßt sich schon aus seiner völligen Unentbehrlichkeit und dann aus der Stabilität des atmosphärischen Mischungsverhältnisses** im Ganzen und Großen beweisen. Tritt nun aber der Fall einer Ueberladung der Atmosphäre mit fremdartigen Substanzen ein, wie über sehr stark bevölkerten Orten, oder ist die atmosphärische Energie in Umwandlung dieser Stoffe durch Mangel der einwirkenden Kräfte: frischen Winde, heiterer Sonne u. s. w. gehemmt, so bilden sich alsdann die besonders unter dem obigen Namen des „Haarrauches“ berüchtigten trockenen Nebel, welche wir demnach zunächst als ein atmosphärisches Krankheitsproduct bezeichnen. So lesen wir z. B. mit Bezug auf die diesjährigen, so unbeschreiblich lästigen Nebel im Osnabrückschen, daß die Fläche der brennenden Moore zwischen der Yssel und Elbe, wodurch die Luft mit stinkenden Dämpfen überfüllt wird, täglich wächst, und daß sich damit ungünstige Witterung, Mangel an Regen und frischem Südwinde, der bekannte röthliche Sonnenschein, der traurige Begleiter langer Dürre u. s. w. vereinigen, um dem Haarrauche eine unerträgliche Dauer und Heftigkeit zu geben. Diese Plage aber, wie im betreffenden Berichte geschieht, darum nun allein dem brennenden Moore zuzuschreiben, ist unzulässig, weil sich mit dieser einen Veranlassung zugleich mehrfache ungünstige atmosphärische Umstände vereinigen müssen. Um dies an einem noch näher liegenden Beispiele vollkommen deutlich zu machen, so beziehen wir uns auf unsere Düngergruben, Latrinen u. s. w., deren Daseyn sich bei normalen atmosphärischen Verhältnissen wenig verspüren läßt, zu andern Zeiten aber überaus lästig wird. Man begnügt sich dann zu sagen: das Wetter ändere sich, zum Beweise, daß wir den Grund allein oder doch größtentheils in einer eingetretenen normalwidrigen (krankhaften) Veränderung der atmosphärischen Verhältnisse suchen. Das Moor brannte doch unstreitig immer fort, seine Dünste aber wurden unter andern Umständen schnell genug absorbirt, neutralisirt oder, wie man will, zersezt und assimilirt. Der Hauptgrund des sogenannten Haarrauchs ist also, wir wiederholen es, allemal in atmosphärischen Dispositionen zu suchen, und aufmerksamen Beobachtern wird es auch nicht entgangen seyn, daß sich die Luft in solchen Gegenden, wo an brennende Moore gar nicht zu denken ist, oft urplözlich mit ganz ähnlich riechenden „trockenen Nebeln“ erfüllt.

(Die Fortsezung folgt.)

---

* Eigene Worte des russischen Weltumseglers Krusenstern auf Veranlassung seiner immer wachsenden Ueberzeugung von der Sicherheit der Barometerindicien.

** Unsere Atmosphäre besteht, wie wir zum genauern Verständniß des oben Vorgetragenen hier erwähnen müssen, dem Volumen nach aus 79 Theilen Stickstoffgas, 21 Theilen Sauerstoffgas und einem unbedeutenden Antheile Kohlensäure, als wesentlichen Bestandtheilen, daneben aber aus einer wechselnden Menge Wasserdampf, aus einer unbestimmbaren Quantität Wasserstoffgas, aus zum Theil in Dampfform, zum andern Theile mechanisch fortgerissenen Substanzen, wozu sich außerdem noch die wenig bekannten, bloß durch ihre Wirkungen wahrnehmbaren Miasmen gesellen. Die eigentlichen constituirenden Bestandtheile der Atmosphäre sind also, wie man sieht, Stickstoff- und Sauerstoffgas, welche sich auch nach bestimmten Versuchen in allen Gegenden der Erde, in der Höhe wie in der Tiefe, zu allen Zeiten, im Freien wie in Zimmern, in der Luft in ziemlich gleichen quantitativen Verhältnissen vereinigt finden. Da nun aber gleichwohl zu den Processen des animalischen und vegetabilischen Lebens beständig große Massen dieser atmosphärischen Bestandtheile verbraucht werden, so muß anderseits, wie wir oben angedeutet haben, eine eben so beständige Reproduction derselben eintreten, und die Atmosphäre selbst zersezt die ihr aufgedrungenen fremdartigen Substanzen in diese Bestandtheile.

Schillers Flucht von Stuttgart.

(Fortſetzung.)

Der Weg wurde zum Eßlinger Thor hinaus genommen, weil dieſes das dunkelſte war, und einer der bewährteſten Freunde Schillers — möchte ihm das Vergnügen gegönnt ſeyn, dieſe Zeilen noch zu leſen — als Lieutenant die Wache hatte, damit, wenn ſich ja eine Schwierigkeit ergäbe, dieſe durch Vermittlung des Offiziers ſogleich gehoben werden könne. Es war ein Glück, daß damals keinem zu Wagen Reiſenden ein Paß abgefordert wurde. So gefaßt die jungen Leute auch auf Alles waren, und ſo wenig ſie eigentlich zu fürchten hatten, ſo machte dennoch der Anruf der Schildwache: Halt! wer da? Unteroffizier heraus! einen unheimlichen Eindruck auf ſie. Nach den Fragen: wer ſind die Herrn? wo wollen ſie hin? wurde von Streicher des Dichters Name in Doktor Ritter, und der ſeinige in Doktor Wolf verwandelt, beide nach Eßlingen reiſend angegeben und ſo aufgeſchrieben. Das Thor wurde nun geöffnet, die Reiſenden fuhren vorwärts, mit forſchenden Blicken in die Wachtſtube des Offiziers, in der ſie zwar kein Licht, aber beide Fenſter weit offen ſahen. Als ſie außer dem Thore waren, glaubten ſie einer großen Gefahr entronnen zu ſeyn, und gleichſam als ob dieſe wiederkehren könnte, wurden, ſo lange ſie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechſelt. Wie aber einmal die erſte Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Geſpräch wurde lebhafter und bezog ſich nicht allein auf die jüngſte Vergangenheit, ſondern auch auf die bevorſtehenden Ergebniſſe. Gegen Mitternacht ſah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röthe am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte das daſelbſt auf einer bedeutenden Erhöhung liegende Schloß mit allen ſeinen weitläufigen Nebengebäuden ſich in einem Feuerglanze, der ſich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das Ueberraſchendſte ausnahm. Die reine, heitere Luft ließ Alles ſo deutlich wahrnehmen, daß Schiller ſeinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo ſeine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem ſympathetiſchen Strahl berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: „Meine Mutter!“ Es war ganz natürlich, daß die Erinnerung an die Verhältniſſe, welche vor einigen Stunden auf das Ungewiſſe hin abgeriſſen wurden, nicht anders als wehmüthig ſeyn konnte. Anderſeits war es aber wieder beruhigend, als gewiß vorausſetzen zu können, daß in dieſem Wirbel von Feſten, außer den Müttern und Schweſtern, Niemand an die Reiſenden denke, folglich Mannheim ohne Hinderniß erreicht werden könne. Morgens zwiſchen ein und zwei Uhr war die Station Enzweihingen erreicht, wo geraſtet werden mußte. Als der Auftrag für etwas Kaffee ertheilt war, zog Schiller ſogleich ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, von denen er die bedeutendſten ſeinem Gefährten vorlas. Das merkwürdigſte darunter war die Fürſtengruft, welches Schubart in den erſten Monaten ſeiner engen Gefangenſchaft mit der Ecke einer Beinkleiderſchnalle in die naſſen Wände ſeines Kerkers eingegraben hatte. Damals, 1782, war Schubart noch auf der Feſtung, wo er aber jezt ſehr leidlich gehalten wurde. In manchem dieſer Gedichte fanden ſich Anſpielungen, die nicht ſchwer zu deuten waren, und die keine nahe Befreiung ihres Verfaſſers erwarten ließen. Schiller hatte vor den dichteriſchen Talenten des Gefangenen ſehr viele Hochachtung; auch hatte er ihn einigemal auf dem Aſperg beſucht. Nach drei Uhr wurde von Enzweihingen aufgebrochen, und nach acht Uhr Morgens war die churpfälziſche, durch eine kleine Pyramide angedeutete Grenze erreicht, die mit einer Freude betreten wurde, als ob rückwärts alles Läſtige geblieben wäre, und das erſehnte Eldorado bald erreicht ſeyn würde. Das Gefühl, eines harten Zwanges entledigt zu ſeyn, verbunden mit dem heiligen Vorſatz, demſelben ſich nie mehr zu unterwerfen, belebten das bisher etwas düſtere Gemüth Schillers zur gefälligſten Heiterkeit, wozu die angenehme Gegend, das muntere Weſen und Treiben der rüſtigen Einwohner wohl auch das Ihrige beitrugen. „Sehen Sie,“ rief er ſeinem Begleiter zu, „ſehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angeſtrichen ſind! Eben ſo freundlich iſt auch der Geiſt der Regierung.“ Ein lebhaftes Geſpräch, das durch dieſe Bemerkung herbeigeführt wurde, verkürzte die Zeit dergeſtalt, daß es kaum möglich ſchien, um zehn Uhr ſchon in Bretten angekommen zu ſeyn. Dort wurde bei dem Poſtmeiſter Pallavicini abgeſtiegen, etwas gegeſſen, der von Stuttgart mitgenommene Wagen und Kutſcher zurückgeſchickt, Nachmittags die Poſt genommen und über Wagbäuſel nach Schwetzingen gefahren, allwo die Ankunft nach neun Uhr Abends erfolgte. Da in Mannheim, als einer Hauptfeſtung, die Thore mit Eintritt der Dunkelheit geſchloſſen wurden, ſo mußte in Schwetzingen übernachtet werden, welches auf zwei unruhige Tage und eine ſchlafloſe Nacht um ſo erwünſchter war. Am 19ten September waren die Reiſenden des Morgens ſehr früh geſchäftig, um ſich zu dem Eintritt in Mannheim vorzubereiten. Das Beſte, was die Koffer faßten, wurde hervorgeſucht, um durch ſcheinbaren Wohlſtand ſich eine Achtung zu ſichern, die dem dürftig oder leidend Ausſehenden faſt immer verſagt wird. Die Hoffnung Schillers, ſeine kranke Börſe in der nächſten Zeit durch einige Erfriſchungen beleben zu können, war keine Selbſttäuſchung;

denn wer hätte daran zweifeln mögen, daß eine Theaterdirection, die schon im ersten Jahre so vielen Vortheil aus den Räubern gezogen, sich beeilen würde, das zweite Stück des Dichters, das nicht nur für das große Publikum, sondern auch für den gebildeten Theil desselben berechnet war, gleichfalls aufzunehmen?

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Antiquarische Forschungen.

Um Gerson wegen dieses Buches zu loben, müßte es zuerst völlig erwiesen seyn, daß er und kein Anderer der Verfasser seyn kann. Liest man es aber mit Aufmerksamkeit durch, so wird man finden, daß es ein von einem Mönche für Mönche geschriebenes Buch ist, und nur hauptsächlich dieser Classe von Menschen dienen soll, obschon sich auch ein Laie an manchen Stellen darin erbauen kann. Die bedeutenden Montyonschen Preise für die besten, auf Sittenverbesserung wirkenden Schriften wurden, wie in den vorigen Jahren, einigen Verfassern gemeinnütziger Werke ertheilt. Es bleibt der Akademie noch ein Stiftungspreis von 10,000 Franken für das beste neue Trauerspiel zu ertheilen. Die Akademie hat weislich die Zuerkennung dieses ziemlich unnützen Preises auf einige Jahre ausgesetzt. Daß dieser Preis unnütz ist, wird man, glaube ich, anerkennen, wenn man weiß, daß keine literarische Arbeit besser bezahlt wird, als die theatralische. Hat ein Stück Beifall erhalten, so wird der Verfasser durch seinen Antheil an der Einnahme reichlich belohnt, und es bedarf wahrlich keiner Preise, um in Frankreich zu theatralischen Arbeiten aufzumuntern. Diese Laufbahn ist gerade die verführerischste von allen, und nur allzu viele junge Dichter werfen sich in dieselbe, ohne mit ihrem Talente zuvor zu Rathe gegangen zu seyn. Vielleicht wollte der Stifter durch das Versprechen einer großen Belohnung zur Lieferung eines Meisterwerkes aufmuntern; aber auch dieses geschieht durch den Beifall des Publikums besser, als durch einen akademischen Preis; denn ein Theaterstück kann nur auf der Bühne gut beurtheilt werden, und es könnte sich ereignen, daß ein von der Akademie gekröntes Trauerspiel bei der Aufführung wenig Beifall erhielte. — Die königliche Akademie der Inschriften hatte ebenfalls in ihrer öffentlichen Sitzung mehrere Preise zu ertheilen; zwei davon wurden deutschen Gelehrten zuerkannt, wie denn überhaupt die hier für altgeschichtliche und philologische Forschungen gestellten Preisaufgaben größtentheils von Deutschen am besten gelöst werden. Es wurden, wie gewöhnlich, für archäologische Forschungen im Innern Frankreichs drei Ehrenmedaillen gegeben. Diese Belohnungen haben den Wetteifer der Alterthumsforscher in der Provinz außerordentlich angefeuert, und es gibt jetzt wenige Gegenden Frankreichs, wo nicht mehrere Gelehrte mit Nachgrabungen, Aufnehmen, Sammeln oder Beschreiben von Alterthümern beschäftigt wären. Bereits bestehen außer der Pariser antiquarischen Gesellschaft sechs bis acht Provinzialgesellschaften ähnlicher Art, welche alle eine Sammlung archäologischer Abhandlungen mit Kupfern herausgeben. Unter diesen zeichnen sich vorzüglich die Gesellschaften von Caen und Toulouse durch die Reichhaltigkeit der von ihnen herausgegebenen Abhandlungen und Abbildungen aus. Für die Herausgabe historischer Werke der Vorzeit sorgt der Verein zur Beförderung der französischen Geschichtskunde, welcher auch der Unterstützung des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts genießt. Als Beweis seiner Thätigkeit können mehrere von ihm herausgegebene Chroniken gelten; sein monatliches Bülletin aber hat er eingestellt; im Grunde war dieses Bülletin auch mehr ein Anzeigeblatt, als eine geschichtliche Zeitschrift. Eine große Akademie, wie z. B. die königliche Akademie der Wissenschaften, bedarf eines Bülletin, um die vielen an sie gerichteten Mittheilungen, wenigstens dem Inhalte nach, schnell bekannt zu machen; denn der Druck der dicken Quartbände ihrer Abhandlungen rückt allzu langsam vorwärts, als daß diese dem Bedürfnisse der Wissenschaft genügen könnten; aber ein Privatverein, wie der zur Beförderung der französischen Geschichtskunde, hat nicht so viel dem Publikum mitzutheilen, und beweist am besten seine Thätigkeit durch die Herausgabe unbekannter oder nur schlecht edirter geschichtlichen Dokumente. Der vorige Minister des öffentlichen Unterrichts, Pelet de la Lozère, hat ihm neulich angekündigt, es fehle ihm an Fonds zur fernern Unterstützung des Vereins. Obschon Guizot bereits im Februar dieses Jahrs aus dem Ministerium getreten ist, so waren doch, wie es scheint, fast alle zur Unterstützung gelehrter Forschungen von den Kammern bestimmten Fonds schon erschöpft, sogar die 150,000 Franken, welche Guizot von den Kammern zur Bestreitung der Kosten der Herausgabe archivalischer Urkunden verlangt und erhalten hatte. Noch nie war von einem Ministerium in Frankreich für einen ähnlichen Zweck so viel gefordert worden, und es gehörte der große Einfluß, den Guizot in der Deputirtenkammer hat, dazu, um die Bewilligung einer so bedeutenden Summe durchzusetzen. Bedenkt man nun, daß schon seit einigen Jahren eine ähnliche Summe bewilligt und dieser Posten in der Staatsausgabe bei jedem Budget wieder vorkommen wird, so muß man gestehen, daß, England ausgenommen, kein Land solche Opfer bringt, um verborgene Schätze aus den Geschichtsarchiven hervorzuziehen. Wenn also mit dieser großen Geldhülfe nicht viel geleistet wird, so liegt wahrlich die Schuld nicht an den Kammern, denn sie haben alles bewilligt, was man von ihnen gefordert hat. Leider ist das Geleistete bei weitem nicht so befriedigend, als man hätte erwarten sollen. Guizot hatte eine Commission von Gelehrten ernannt, die, wie es scheint, das ganze Unternehmen leiten sollte. Es stand zu erwarten, daß diese auf seinen Befehl einen großen Plan sich vorzeichnen und nach diesem die Herausgabe einrichten würde. Dies ist keineswegs geschehen; zwar hat Guizot zuweilen die Commission versammelt und sie um Rath gefragt; damit aber war es aus, und das Uebrige geschah in den Ministerialbüreaux, und Guizot verfuhr nach Belieben. In Betreff des Urtheils über den Werth geschichtlicher Forschungen ist er nun freilich ein höchst competenter Richter, und noch nie hat ein so gründlich gelehrter und einsichtsvoller Mann wie er an der Spitze des öffentlichen Unterrichts gestanden. Aber bei all seiner hohen Einsicht ist er auch ein Parteimann, und begünstigt außerordentlich seine Freunde und Anhänger; diesen ist daher ein großer Theil der von den Kammern bewilligten Fonds zugeflossen, ohne daß die Wissenschaft dadurch sehr gefördert worden wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 242.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 8. Oktober 1836.

— Puis-je comparer mes chagrins domestiques
A ceux que me gardaient vos sénateurs comiques?
Traitent-ils d'assez haut l'auteur qui les nourrit?
Font-ils languir assez un pauvre manuscrit?

Delavigne.
Les comédiens.

Schillers Flucht von Stuttgart.

(Beſchluß.)

Streicher hatte ſchon am erſten Abend mit dem Regiſſeur Meier über das neue, beinahe ganz fertige Trauerſpiel Fiesko geſprochen, und deſſelben als einer Arbeit erwähnt, die den Räubern aus vielen Rückſichten vorzuziehen ſey. Es ergab ſich nun von ſelbſt, daß der Dichter darum angegangen wurde, die erregte Neugierde durch Mittheilung des Manuſcripts zu befriedigen, wozu ſich aber dieſer nur unter der Bedingung verſtand, wenn eine größere Anzahl von Zuhörern gegenwärtig ſey. Man fand dies um ſo natürlicher, da wohl unter allen Schauſpielern ſich keiner befand, der nicht im höchſten Grad auf die zweite Arbeit eines Jünglings begierig geweſen wäre, welcher ſich ſchon durch ſeine erſte auf eine ſo außerordentliche Art angekündigt hatte. Es wurde daher ſogleich ein Tag feſtgeſezt, auf welchen die bedeutendſten Künſtler des Theaters eingeladen werden ſollten, um der Vorleſung des neuen Stücks beizuwohnen. Der Tag kam, und gegen vier Uhr erſchienen außer Iffland, Beil, Beck, noch mehrere Schauſpieler, die nicht Worte genug finden konnten, um ihre tiefe Verehrung gegen den Dichter, ſo wie die hohe Erwartung auszudrücken, die ſie von dem neueſten Produkt eines ſo erhabenen Geiſtes hegten. Nachdem ſich Alle um einen großen, runden Tiſch geſezt hatten, ſchickte der Verfaſſer erſt eine kurze Erzählung der wirklichen Geſchichte und eine Erklärung der vorkommenden Perſonen voraus, worauf er dann zu leſen anfing. Für Streicher war das Beiſammenſehen ſo berühmter Künſtler, wie Iffland, Meier, Beil, von denen das Gerücht Außerordentliches ſagte, um ſo mehr äußerſt willkommen, als er noch nie mit einem Schauſpieler einigen Umgang gehabt hatte. Im Stillen feierte er ſchon den Triumph, wie überraſcht dieſe Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen anſahen, über die vielen ſchönen Stellen ſeyn würden, die ſchon in den erſten Scenen, in den folgenden noch häufiger vorkommen, und ſah nicht den Vorleſer, ſondern nur die Zuhörer an, um den Eindruck zu bemerken, welchen die vorzüglichſten Stücke bei ihnen hervorbringen würden. Aber der erſte Act wurde, zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringſte Zeichen des Beifalls abgeleſen, und er war kaum zu Ende, als Beil ſich entfernte und die Uebrigen ſich von der Geſchichte Fieskos oder von Tagsneuigkeiten unterhielten. Der zweite Act wurde eben ſo aufmerkſam wie der erſte, aber ohne das geringſte Zeichen von Lob oder Beifall angehört. Alles ſtand jezt auf, weil Erfriſchungen, Obſt, Trauben ꝛc. herumgegeben wurden. Einer der Schauſpieler, Namens Frank, ſchlug ein Bolzſchießen vor, zu dem man auch

Anſtalt zu machen ſchien. Allein nach einer Viertelſtunde hatte ſich Alles verlaufen, und außer den zum Haus Gehörigen war nur Iffland geblieben, der ſich erſt um acht Uhr Nachts entfernte. Als ein vollkommener Neuling in der Welt, konnte ſich Streicher dieſe Gleichgültigkeit, ja dieſe Abneigung gegen eine ſo vortreffliche Dichtung bei denen am allerwenigſten erklären, die kaum vor einer Stunde die größte Bewunderung und Verehrung für Schiller ihm ſelbſt bezeugt hatten, und es empörte ihn, alle die Sagen von Neid und Kabale der Schauſpieler jezt ſchon beſtätigt zu ſehen.

Aber der Unerfahrene ſollte noch mehr in Verlegenheit geſezt werden; denn als er eben im Begriff war, ſich über die ungewöhnliche und beinahe verächtliche Behandlung Schillers bei Meier zu beklagen, zog ihn dieſer in das Nebenzimmer und fragte: „Sagen Sie mir jezt ganz aufrichtig, wiſſen Sie gewiß, daß es Schiller iſt, der die Räuber geſchrieben?“ — „Zuverläſſig! wie können Sie daran zweifeln!“ — „Wiſſen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer dieſes Stück geſchrieben und er es nur unter ſeinem Namen herausgegeben? Oder hat ihm Jemand daran geholfen?“ — „Ich kenne Schiller ſchon im zweiten Jahre, und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er die Räuber ganz allein geſchrieben und eben ſo auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dieſes Alles?“ — „Weil der Fieſko das Allerſchlechteſte iſt, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich iſt, daß derſelbe Schiller, der die Räuber geſchrieben, etwas ſo Gemeines, Elendes ſollte gemacht haben.“

Streicher ſuchte Herrn Meier zu widerlegen und ihm zu beweiſen, daß Fieſko weit regelmäßiger für die Bühne, und darin alles vermieden ſey, was an den Räubern mit Recht ſo ſcharf getadelt worden. Er müſſe das neue Stück nur öfter hören, oder es ſelbſt durchleſen, dann werde er es gewiß ganz anders beurtheilen und ihm Geſchmack abgewinnen. Allein alle dieſe Reden waren vergebens. Herr Meier beharrte um ſo mehr auf ſeiner Meinung, weil es ihm als einem erfahrnen Schauſpieler zukommen müſſe, aus einigen Scenen den Gehalt des Ganzen ſogleich beurtheilen zu können, und ſein Schluß war: „Wenn Schiller wirklich die Räuber und Fieſko geſchrieben, ſo hat er alle ſeine Kraft an dem erſten Stück erſchöpft, und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, ſchwülſtiges, unſinniges Zeug hervorbringen.“ Dieſes Urtheil, von einem Mann ausgeſprochen, den man nicht nur als einen vollgültigen Richter, ſondern auch als einen Freund Schillers anſehen durfte, dem an der guten Aufnahme des Stücks beinahe eben ſo viel als dem Verfaſſer ſelbſt gelegen ſeyn mußte, machte auf Streicher einen ſo betäubenden Eindruck, daß ihm die Sprache für den Augenblick den Dienſt verſagte. Die Abendſtunden wurden von den Anweſenden in größter Verlegenheit zugebracht. Von Fieſko erwähnte Niemand mehr eine Sylbe. Schiller ſelbſt war äußerſt verſtimmt und nahm mit ſeinem Gefährten zeitlich Abſchied. Beim Weggeben erſuchte ihn Meier, ihm für die Nacht das Manuſcript da zu laſſen, indem er nur die zwei erſten Acte gehört, und doch gern wiſſen möchte, welchen Ausgang das Stück nehme. Schiller bewilligte dieſe Bitte ſehr gern.

Ueber den kalten Empfang Fieſkos, von dem man die willkommenſte Aufnahme erwartet hatte, wurde zu Hauſe lange nichts, und überhaupt ſehr wenig geſprochen, bis ſich Schiller endlich Luft machte und über den Neid, die Kabale, den Unverſtand der Schauſpieler Klage führte. Jezt, zum erſten Mal, ſprach er den ernſtlichen Vorſatz aus, daß, wenn er hier nicht als Schauſpieldichter angeſtellt, oder ſein Trauerſpiel nicht angenommen werde, er ſelbſt als Schauſpieler auftreten wolle, indem eigentlich doch Niemand ſo declamiren könne, wie er. Mit bangen Erwartungen wegen des Endurtheils, das über Fieſko und ſeinen Verfaſſer gefällt werden ſollte, begab ſich Streicher den andern Morgen ziemlich früh zu Meier, der ihn kaum anſichtig wurde, als er ausrief: „Sie haben Recht! Sie haben Recht! Fieſko iſt ein Meiſterſtück, und weit beſſer bearbeitet als die Räuber. Aber wiſſen Sie auch, was Schuld daran iſt, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeſte Machwerk hielten? Schillers ſchwäbiſche Ausſprache, und die verwünſchte Art, wie er Alles declamirt. Er ſagt Alles in dem nämlichen, hochtrabenden Ton her, ob es heißt: er macht die Thür zu, oder ob es eine Hauptſtelle ſeines Helden iſt. Aber jezt muß das Stück in den Ausſchuß kommen, da wollen wir es uns vorleſen und Alles in Bewegung ſetzen, um es bald auf das Theater zu bringen.“

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Eine andere in dieſes Gebiet einſchlagende Frage, welche in der neueſten Zeit durch Erfahrungen, die wir gleich beibringen werden, wiederum lebhaft angeregt worden iſt, betrifft den Einfluß der Luftelektricität auf das Wachsthum der Pflanzen. Daß ein ſolcher Einfluß wirklich ſtattfinde, iſt im Allgemeinen von jeher angenommen worden. In den Weinländern, namentlich in Frankreich, herrſcht bekanntlich die Meinung, daß die Trauben, wenn es ſelten donnert, nicht gut reifen, und der zauberähnliche Einfluß eines Gewitterregens auf die Vegetation, vorzugsweiſe vor jeder andern Befeuchtungsart, iſt allen Beobachtern hinreichend bekannt. Der italieniſche Naturforſcher Gardini hat ſogar ein eigenes Werk über den Wachsthum befördernden

Einfluß der Elektricität auf die Pflanzen geſchrieben (De influentia electricitatis atmosphaerae in vegetantia. Bologna, 1781, 8.), und die gegen ſeine Behauptungen gemachten Einwürfe treffen nicht ſowohl die Sache ſelbſt, als die directen Verſuche, wodurch er dieſelben zu beſtätigen gedachte. Jezt aber iſt der Umſtand durch die oben angedeutete Erfahrung über allen Zweifel erhoben worden. In der Sitzung der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vom 27ſten April d. J. wurde der Bericht eines Herrn Baric de la Haye (wohnhaft im Departement des Indre und der Loire) über die außerordentlichen Wirkungen des Blizes auf einen Pappelbaum vorgelegt, welche in der That Erſtaunen erregen. Dieſe Pappel, welche in einer Allee ſolcher Bäume ſteht und ſich von den lezteren bis dahin durch Größe und Wachsthum durchaus nicht unterſchieden hatte, wurde im Juli v. J. von einem Blizſtrahl getroffen, welcher einige Zweige am Gipfel zerſchmetterte, dann, ohne die Rinde zu beſchädigen, am Stamme herabfuhr und die Erde rings umher aufwühlte. Seit dieſer Zeit wächst derſelbe Baum ſo ſchnell und kräftig, daß er ſeinen Umfang gegen die übrigen verdoppelt hat, wobei ſich gleichwohl noch eine ſo überflüſſige Menge Saft zeigt, daß derſelbe fortwährend aus einer Spalte abläuft. Wie überraſchend dieſer Erfolg auf den erſten Blick erſcheint, ſo ließ ſich derſelbe doch eigentlich vorausſehen, da an der belebenden Kraft der Elektricität bei rechter Anwendung weder für das Thier- noch Pflanzenreich auch nur gezweifelt werden kann. Denn daß das geheimnißvolle elektriſche Naturagens im Sinne der Wärme ein Lebenselement ſey, ſcheint ſchon aus den Aehnlichkeiten beider Potenzen zu folgen, rückſichtlich welcher wir nur im Allgemeinen bemerken, daß alles Reiben ſowohl Elektricität als Wärme erregt, daß Elektricität ſowohl als Wärme die Körper ausdehnt, Vegetation und Ausdünſtung befördert und den Blutumlauf beſchleunigt, daß beide das Ausbrüten der Eier bewirken, Metalle ſchmelzen und ſich gleichförmig durch die Körper zu verbreiten ſtreben, und daß endlich eben die Körper, welche die Wärme am ſchnellſten annehmen und verlieren, die Metalle, auch die Elektricität am ſchnellſten annehmen und leiten. Dieſe Aehnlichkeiten zwiſchen Elektricität und Wärme ſind ſo auffallend, daß ſie ſchon lange die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher erregt haben, und wir finden bereits in den früheren Schriften des preußiſchen Chemikers und Phyſikers Achard, des bekannten Anregers der Runkelrübenzuckerfabrikation, Andeutungen darüber. Seitdem aber nunmehr die neueſte Phyſik dieſelbe Analogie auch auf Licht und Magnetismus ausgedehnt hat, ſo wird man ferner wohl weiter keinen Anſtand finden, die vier Arten von Phänomenen, welche wir unter den Ausdrücken von Wärme und Licht, Elektricität und Magnetismus begreifen, bloß als verſchiedenartig modificirte Aeußerungen einer und derſelben großen Naturkraft zu betrachten. Man fühlt wohl, daß hiedurch für die Erklärung der Natur dieſer wunderbaren Proceſſe wenig gewonnen wird; aber auf dieſem geheimnißvollen Gebiete iſt ſchon die Vereinfachung des Begriffs etwas Dankenswerthes.

An dieſe mehr ſpeculativen Betrachtungen über das Weſen einer Naturkraft, die das Nachdenken in dem Maße lebhafter reizt, als man ſich inniger mit ihr beſchäftigt, reihen wir eine Anzahl von Notizen über neue technologiſche Entdeckungen und Erfindungen an, welche vor dem poetiſchen Brüten über dem Geheimniſſe den proſaiſchen Nutzen unmittelbarer Anwendung bei den Zwecken und Beſtrebungen des bürgerlichen Lebens voraushaben. — Zuerſt freuen wir uns, in dieſer Beziehung anzeigen zu können, daß die Fabrikation der Seile und Taue aus Aloefaſern, von welchen in unſern Berichten ſchon früher die Rede geweſen iſt, jezt durch eine eigene Societät zu Brüſſel bereits im Großen betrieben wird, und daß ſich eine Niederlage dieſer Fabrikate zu Aachen befindet. Wir bemerken hinſichtlich der Pflanze ſelbſt, welche uns dieſes neue Material liefert, daß von der ganzen reichen und merkwürdigen Gattung (welche in Linné's ſechste Claſſe gehört, und welche Juſſieu zu ſeinen Aſphodelen zählt) in Europa nur eine einzige Art: die Aloe vulgaris, wächst, die beſonders in Spanien, Sicilien, Malta und überhaupt in ganz Südeuropa in großer Menge angetroffen wird. Die Faſer dieſes Gewächſes nun iſt von ganz beſonderer Haltbarkeit,* daher man ſich der daraus verfertigten Seile in Nordamerika ſchon längſt bedient; ſolche Seile brauchen überdies niemals getheert zu werden, und halten in der Luft und im Waſſer viel beſſer, als die gewöhnlichen Hanfſeile. Belaſtungs- und Zerreißungsverſuche, welche man damit in Haore und Toulon angeſtellt hat, haben dargethan, wie viel mehr Laſt ſie zu tragen fähig ſind, und das belgiſche Kriegsminiſterium hat, nach Wiederholung dieſer Verſuche, den alleinigen Gebrauch ſolcher Aloeſeile für den dortigen Artilleriebedarf angeordnet. Um jeder Forderung zu entſprechen, verfertigt man dieſe Seile zu Brüſſel jezt ſchon in allen Dimenſionen, ja ſelbſt von platter Form, wie ſie bei den Bergwerksmaſchinen gebraucht werden, und ſo darf man hoffen, daß ſie bald in allgemeine Anwendung kommen werden.

(Die Fortſezung folgt.)

* Die Faſer der Aloe iſt ihrer Feinheit, Gleichförmigkeit und großen Zähigkeit wegen immer bekannt geweſen, und wurde zu Anfang des vorigen Jahrhunderts deßhalb auch vorzugsweiſe zu einem wiſſenſchaftlichen Zwecke, nämlich als Pendelfaden gebraucht. Von dieſen Aloefaden (fils de pite) haben, wie wir auf dieſe Veranlaſſung bemerken, die in der Wiſſenſchaft vielfach erwähnten Pitt Pendel ihren Namen. Man ſieht ſich oft vergebens nach dieſer Etymologie um.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beſchluß.)

Antiquariſche Forſchungen. Wiſſenſchaftlicher Congreß.

Thierry hat einen Jahrgehalt von 8000 Franken bekommen, um, dem Vorgeben nach, die Herausgabe der alten Städteordnungen und Statute zu leiten; allein dieſer Geſchichtsforſcher iſt beinahe blind, und ein Anderer, den man ebenfalls beſoldet, muß die Arbeit beſorgen; es iſt aber noch nichts davon erſchienen. Couſin, ein inniger Freund Guizots, hat eine bedeutende Summe zur Herausgabe eines bisher unedirten theologiſchen Traktats des berühmten Abailard erhalten, obſchon dieſer Traktat mit der Geſchichte nicht das Mindeſte gemein hat, und kaum die Mühe einer Ausgabe verlohnte. Mignet hatte die Herausgabe der auf den ſpaniſchen Erbfolgekrieg unter Ludwig XIV. bezüglichen Dokumente aus dem ihm anvertrauten Archiv der auswärtigen Angelegenheiten übernommen; anſtatt ſich aber mit dem Sammeln und Abdrucken dieſer Archivſtücke zu begnügen, hat Mignet der Geſchichtſchreiber beſagten Erbfolgekrieges werden wollen, und daher ſtatt einer Urkundenſammlung eine fortlaufende Geſchichte nach den Dokumenten und mit Einſchaltung vieler Stücke daraus geliefert, was nun etwas ganz Anderes iſt, als man erwartete. Und dazu wird nun auch im Kriegsdepot eine militäriſche Geſchichte jenes Erbfolgekrieges in ähnlicher Art wie die Mignetſche geſchrieben; ſie allein ſoll zwölf Bände ſtark werden. Somit geſchieht Alles ohne einen beſtimmten Plan. Einem Bande von Stücken aus dem Mittelalter folgt ein geſchichtliches Werk über neuere Zeitepochen, oder ein theologiſcher Traktat, oder etwas Aehnliches. Dadurch ſind einige hunderttauſend Franken bereits aufgegangen. Das Planloſe der Unternehmung iſt um ſo unverzeihlicher, da Frankreich aus früherer Zeit vortrefflich angelegte Sammlungen, als Ordonnances des rois de France, Historiens de France, Gallia christiana u. a., als Muſter aufzuweiſen hat. Allerdings haben die neuerlich gedruckten Bände ihren Nutzen, und mehrere Gelehrte, welche vielleicht ſonſt hätten verkümmern müſſen, finden Beſchäftigung und Aufmunterung dabei; allein ein das Ganze umfaſſender großer Gedanke dient der Unternehmung nicht zum Leitfaden, und dies zu fordern war doch die Nation ſicher berechtigt bei dem großen Geldopfer, das ſie dafür gebracht hat. Die engliſche Regierung iſt etwas conſequenter bei der Herausgabe ihrer mittelalterlichen hiſtoriſchen Dokumente verfahren, einer koſtbaren Sammlung, von der ſie der hieſigen fünfzehn vollſtändige Exemplare zum Geſchenk gemacht hat, diejenigen nicht gerechnet, welche von dem Ober- und Unterhauſe des engliſchen Parlaments der hieſigen Pairs- und Deputirtenkammer zugeſendet worden ſind, ſo daß jetzt die meiſten öffentlichen Bibliotheken von Paris und auch einige Provinzialbibliotheken mit dem Werk verſehen ſind. Der Privatverein, welcher ſich Institut historique nennt, ſetzt auch ſeine Bemühungen fort, beſchränkt aber ſeinen Wirkungskreis über ſo vielerlei Gegenſtände aus, daß er im Grunde nicht viel leiſten kann. Er hat eben in einem ſtarken Octavbande, dem noch ein zweiter folgen ſoll, die Verhandlungen ſeines vorjährigen, auf dem hieſigen Rathhauſe gehaltenen Congreſſes herausgegeben, und ſetzt außerdem ſeine monatlichen Mittheilungen fort, die aber einer gewöhnlichen Zeitſchrift ähnlich ſehen. Auch denkt dieſes Institut historique ſchon wieder an einen Congreß, den es in dieſem Monat ebenfalls auf dem hieſigen Rathhauſe halten will, und bereits hat es ein gedrucktes Cirkularſchreiben an die Gelehrten erlaſſen. In dieſem Schreiben ſind wieder eine Menge wichtiger Fragen und Gegenſtände aus der politiſchen, literariſchen und Kunſtgeſchichte aufgeſtellt, welche dabei von den Mitgliedern des Institut historique erörtert werden ſollen. Darunter kommen, gerade wie im vorigen Jahre, Materien vor, über welche man Monate lang ſprechen und dicke Bände ſchreiben könnte, ohne ſie zu erſchöpfen. Auch die Provinz iſt keineswegs ſo literariſch unthätig, als man ſich im Ausland wohl einbildet. Ueberall ſind Bibliotheken, Kunſtſammlungen, Naturalienkabinette vorhanden. Manche dieſer Anſtalten laſſen freilich viel zu wünſchen übrig; aber nach und nach werden ſie doch vollſtändiger, und in den größern Städten bieten ſie manche Sehenswürdigkeiten dar. Auch die Journaliſtik wird in den Provinzialſtädten ſehr eifrig betrieben. Viele Städte haben ihr Miniſterial- und ihr Oppoſitionsblatt, und zu Nutz und Frommen der legitimiſtiſchen Partei kommt auch noch manches altroyaliſtiſche Blatt hinzu, obſchon vor wenigen Jahren ihre Anzahl größer war, als jetzt. — Noch muß ich zuletzt einer öffentlichen Ausſtellung von Gegenſtänden des Gewerbfleißes erwähnen, welche ein hieſiger Privatverein neulich unternommen hat. Dies war freilich keine Ausſtellung wie die, welche vor zwei Jahren von der Regierung veranſtaltet worden war, und wozu die Nation die Koſten mit einer halben Million Franken hatte beſtreiten müſſen. Die neuliche Ausſtellung hat die Regierung nichts gekoſtet, von der Intendanz des königlichen Hauſes war nur ein Flügel des Louvre eingeräumt worden, alles Uebrige hatte die ſogenannte Académie d'industrie beſorgt, deren Seele der thätige Céſar Moreau iſt. Dieſer Mann hat es verſtanden, eine Menge Leute, welche ſich für die Fortſchritte des Gewerbfleißes intereſſiren, zu vereinigen. Dieſe Geſellſchaft nun, welche in großen Bogen von ihrem Treiben Rechenſchaft gibt, hat dieſes Jahr zum erſten Mal eine Ausſtellung neu erfundener oder verbeſſerter und verſchönerter Produkte des Gewerbfleißes (meiſtens freilich Luxusartikel) veranſtaltet. Dieſes Beſtreben zeigt doch, was ein ganz unabhängiger Verein vermag, und daß es nicht immer nöthig iſt, auf die Unterſtützung der Regierung zu warten, um etwas Gemeinnütziges im Großen auszuführen.

Dg.

Auflöſung des Räthſels in Nr. 256:

Der Zweifel.

Räthſel.

Nach dem Engliſchen.

Einſt, als die Zeit noch beſſer war,
Da herrſchte froh ein Kind der Lügen,
Doch log es frei und offenbar,
Und ſuchte nimmer zu betrügen.

Es floß ſo majeſtätiſch hin,
Im Prachtgewölk' auf hohem Sitze;
Es war veredelt, was es ſchien,
Ein Meiſterwerk von Menſchenwitze.

Jetzt iſt's ein leidig Blendwerk nur;
Im Kampfe wider Zeit und Sünden
Lügt es mühſelig die Natur,
Kann leider ſelten Glauben finden.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 243.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 10. Oktober 1836.

Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Worte Ehre? was ist die Ehre? Luft. Eine feine Rechnung!

Shakespeare.
Heinrich IV.

Die Ehre.

Von A. T. Beer.

Es war ein Kreis von Befreundeten im Kabinette des liebenswürdigen Obristen von Salen versammelt, und sprach über ein kürzlich vorgefallenes Duell. Einer der geachtetsten Offiziere war als ein Opfer desselben gefallen, ohngeachtet der ganze Streit, wie es so oft der Fall ist, um nichts ausgefochten, und das tragische Ende der unbedeutendsten Begebenheit aufgepfropft worden war. Man sprach viel über Ehre, über alles Gute und Böse, was dieser Begriff schon gestiftet hat und noch stiften wird. Der Mittelpunkt des Gesprächs war der Obrist, wie es sich fast immer fügte, wo er gegenwärtig war; nicht daß er durch ein überlautes, absprechendes Wesen, und eben so wenig durch Arroganz oder Herrschsucht die Meinung unterjocht hätte, aber seine stille Würde bei noch wenig vorgerücktem Alter, die Schönheit seines milden und ausdruckvollen Gesichts, der einschmeichelnde Ton seiner Stimme, die überredende Kraft seines Worts erwarben ihm bei Männern Achtung, bei Frauen leicht Liebe.

Ein Bekannter der beiden Duellanten erzählte, wie viele Hindernisse der Ausfechtung dieses Streits in den Weg getreten seyen, wie aber der Uebriggebliebene mit solcher Hartnäckigkeit darauf bestanden habe, daß, obgleich ein halbes Jahr zwischen der Beleidigung und dem Zweikampf verflossen, es dennoch unmöglich gewesen, eine Versöhnung zu bewerkstelligen. Es lag etwas in diesem blutigen Eigensinn, was den Herren gefiel; dies gab sich durch ein beifälliges Lächeln, ein Händereiben u. s. w. bei Manchem kund. Der Obrist schwieg und sah ernst vor sich nieder, aber Philipp, ein junger, sanfter Enthusiast in Civilkleidern, schauderte zusammen und konnte es nicht lassen, seinen Abscheu gegen eine solche Blutgier auszudrücken; doch die lauten Stimmen der Mehrzahl brachten ihn wieder zum Schweigen. Einem Major mit grauem Schnurrbarte gelang es endlich, sich in Besitz des Wortes zu setzen, um eine Duellgeschichte zu erzählen, deren handelnde Personen ihm nicht fremd gewesen waren. „Ein Engländer gerieth mit einem Franzosen in Streit, und es kam zu einem wüthenden Duell auf Leben und Tod; der Engländer nahm die Sache ernsthaft und nahm sich alle Muße beim Zielen, fehlte aber dennoch; als die Reihe an den Franzosen kam, schoß dieser in die Luft. Der Engländer sagte kalt: „Mein Herr, ich scherze nicht, und werde auf Sie schießen, der mich beleidigt hat, und nicht in die Luft, die mir nichts gethan hat.“ Er that, wie er gesagt, aber die Kugel pfiff abermals an ihrem Ziele vorbei. Er verschränkte nun kaltblütig die Arme und erwartete sein Schicksal, der Franzose aber

richtete sein Pistol wieder nach den Wolken und schoß ab; darauf warf er die Waffe weg, indem er auf den Engländer zuging und ihm sagte: „es ist genug!“ Dieser aber erwiderte stolz: „ich nehme mein Leben von keinem Gecken geschenkt,“ spannte sein Pistol und schoß sich durch das Gehirn.“

„Barbarisch!“ rief Philipp. „Süperb!“ rief ein junger Lieutenant. — „Ich kann das Uebertriebene nie bewundern,“ sagte der Obrist; „in dem Engländer waltete eine Verwirrung der Begriffe, ein klägliches Mißverständniß, was dem gewöhnlichen Bonsens dieser verständigen Nation durchaus nicht eigen ist. Ich kenne eine weniger schreckliche Geschichte, die ebenfalls einem Engländer und einem Franzosen zugeschrieben wird, und die mir immer sehr wohl gefallen hat. Sie fängt natürlich wie die Ihrige an, Major: ein Engländer tritt einem Franzosen im Theater auf den Fuß, ohne sich zu entschuldigen; ein Wort gibt das andere, und am andern Morgen erhält der Franzose, was er erwartet hatte, eine Aufforderung in aller Form. Dieser war ein Napoleonscher Offizier, eine Race, der es, wie wir Alle bezeugen können, an Muth nicht fehlt, wenn sie auch im Uebrigen den Menschenfressern ziemlich nahe kommt. Trotz dieser anerkannten Bravour, kam es ihm doch, als er seinem eigenen Nachdenken überlassen war, gar zu läppisch vor, wegen einer solchen Kleinigkeit sein Leben auf das Spiel zu setzen; er beschlief seinen Zorn und ging am andern Morgen ganz versöhnlichen Muthes zu dem Engländer, auf dessen Zimmer das Duell Statt haben sollte. Dieser saß, ihn erwartend, am Schreibtische und ging ihm höflich entgegen. „Mylord,“ redete ihn der Franzose an, „Sie kennen jezt meinen Namen, und können daher über meinen militärischen Ruf keinen Zweifel haben.“ — „Durchaus keinen,“ erwiderte der Engländer mit vieler Courtoisie. — „Unser Streit von vorgestern Abend,“ fuhr der Franzose fort, „war im Grunde ein Schülerstreit, und durchaus keiner, um den es der Mühe lohnt, daß zwei erwachsene Männer (deux hommes tout faits) sich darum einen Degen durch den Leib rennen.“ — „Der Meinige ist mir sehr werth,“ sagte der Engländer lächelnd und mit Wohlgefallen auf seine angenehme Corpulenz herabblickend. — „Eh bien, Mylord, es thut mir leid ...“ Der Engländer verneigte sich stumm. „Wäre es Ihnen einerlei,“ fuhr der Franzose ernsthaft fort, „wenn wir, anstatt uns mit dem Degen zu schlagen, ein Frühstück zusammen einnähmen?“ — „Tout à fait la même chose,“ erwiderte der Engländer gleichmüthig, und klingelte nach Thee und Toast. Die Sekundanten frühstückten mit und die Duellanten wurden die besten Freunde.“

Der Lieutenant rümpfte zu dieser Geschichte die Nase, doch der Major lachte laut und herzlich. Philipp sagte: „Die Vernünftigen fangen jezt schon einzeln an, die alte Bürde von Vorurtheilen, die wir tragen müssen wie die Luft, abzuwerfen, aber ich lebe der festen Ueberzeugung, daß eine Zeit kommt, in der Jeder es vorziehen wird, ein warmes Frühstück, anstatt sechs Zoll kalten Stahls einzunehmen, und in der das Duell als ein Rest der grausamsten Barbarei angesehen werden wird. Was können Menschen meiner Ehre schaden, oder daran flicken, wenn sie zerrissen ist? Wenn mich ein ungeschliffener Barbar in's Gesicht schlägt, wer hat die Schande davon? er oder ich? Alle, die für die sogenannte Ehre fallen, opfern ihr Leben, ihre Familie, die, die sie lieben, für eine Thorheit.“ — „Aber ich bitte dich, Philipp!“ rief der Lieutenant höchst entrüstet; „was schwazst du! Man könnte ja völlig irre an dir werden. Was wären wir denn ohne die Ehre, wir Soldaten namentlich? eine Heerde Schlachtvieh, die wahrscheinlich beim ersten feindlichen Kanonendonner links um machen würde, wenn die Furcht sie nicht auf dem Flecke hielte.“ — „Desto besser, wenn ihr davon liefet,“ rief Philipp im Feuer, „dann würde die größte Barbarei, der Krieg, von selbst aufhören, und unsere Zwistigkeiten würden durch Vernunftgründe aufgehoben und geschlichtet werden, und ihr würdet nicht wie die Wahnsinnigen in's Feuer rennen und euch todtschießen lassen, ihr wißt selbst nicht warum.“ — „Halt, junger Mensch!“ fuhr der Major dazwischen, der die Sache buchstäblich nahm, und es nicht verstand, dasjenige, was auf Rechnung der Jugend und des Gesprächseifers kam, vom Kern der Meinung zu sondern; „halt, junger Mensch! den Wehrstand in Ehren! Seiner Fahne treu bleiben ohne Grübeln, sein Leben hingeben ohne Murren, darin scheint mir mehr zu liegen, als in Ihren Vernunftgründen! — Ich bin so erzogen, und ich will so sterben — Treue meinem Fürsten! und wer meiner Ehre zu nahe tritt, den klopf' ich auf die Finger.“ — „Und die Alten?“ rief Philipp eifrig, ohne sich an die Philippika des grauen Helden zu kehren; „will man die nicht als Muster mehr gelten lassen? Was wußten die von der Ehre? Vaterland, Wissenschaft, Kunst, das waren ihre Gottheiten; in ihrem Olymp hatte unsere Ehre keinen Raum. Jener Philosoph (mit der charakteristischen Oberflächlichkeit unsrer Tage, wußte er den Namen nicht), der sich in das Gesicht schlagen ließ, weil dem Meister die Geduld ausging, ihn ferner zu unterrichten, und nur erwiderte: „schlage zu, aber belehre mich,“ jener Philosoph sollte unsern heutigen Raufbolden zum Muster dienen.“ — „Da sollte mich doch Gott bewahren,“ rief der Lieutenant mit Entrüstung aus, „mit deinem ungenannten Griechen in einer Compagnie zu dienen!“

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Eine zweite, in dieses Gebiet gehörende Notiz betrifft das, in unsern Blättern auch schon besprochene, verbesserte Verfahren des Engländers Nutt in der Bienenzucht. Dieses neue Nutt'sche System der Bienenzucht, wodurch Honig und Wachs nicht nur in viel größerer Quantität, sondern auch von viel besserer Qualität gewonnen werden, hat in ganz Großbritannien nach mehrjähriger und mehrseitiger Prüfung so viel verdienten Beifall gefunden, daß die vom Verfasser vor drei Jahren darüber herausgegebene Schrift: Humanity to Honney-bees jezt schon eine zweite Auflage erlebt hat, deren Subscribentenliste, außer den sämmtlichen Gliedern der königlichen Familie, eine Menge anderer hoher Personen vom höchsten Range aufweist. Auch in Deutschland sind bereits mehrfache Versuche mit diesem neuen Verfahren angestellt worden; und da sich alle Stimmen zum Lobe desselben vereinigen, so geben wir für Bienenwirthe, welche sich mit dem Detail vertraut machen wollen, wenigstens noch die Titel zweier, kürzlich darüber erschienenen deutschen Schriften, deren Gehalt uns von einem Kenner verbürgt worden ist. Diese Schriften sind: Anweisung zur Bienenzucht. Nach Nutt, von Mussohl. Neubrandenburg, 1834, 8. — Bericht über die Einträglichkeit der Bienenzucht nach Nutts System. Von demselben, ebendaselbst, 1835. Dies neue System der Bienenzucht wird jezt in den Gegenden, wo Referent lebt, unter dem Namen des Nutt-Mussohlschen viel besprochen, und wie man auch darüber denken mag, so steht als Thatsache wenigstens so viel fest, daß es Nutt gelungen ist, nach diesen Principien in dem vorzüglichen Honigjahre 1826 von einem einzigen Stocke 150 Pfund (preußisches Gewicht) Honig und Wachs zu produciren. *

Eine dritte gewerbwissenschaftliche neue Entdeckung endlich, deren praktischer Werth uns ebenfalls von einem sachkundigen Freunde verbürgt wird, welche Garantie wir uns vor Veröffentlichung unserer Notizen immer gern zu verschaffen suchen, besteht in der Anwendung des gewöhnlichen Feuersteins bei der Seifenfabrikation. Diese Entdeckung verdankt man einem Engländer, Sheridan, welcher darauf ein Patent für Großbritannien und Irland erhalten hat. Der Feuerstein wird zuerst calcinirt, dann naß zu Pulver vermahlen, mit Kalilauge gekocht, und in dieser Gestalt den übrigen Seifematerialien in der Menge von 50 pCt. zugesezt, wodurch eben so viel Talg erspart werden soll. Man darf nächstens aus competenter Feder ein ausführliches, in das technische Detail eingehendes Schriftchen über diese, für jede Haushaltung hochwichtige Entdeckung erwarten, wo wir dann darauf zurückkommen werden. *

Für die Geschichte der Naturwissenschaften müssen wir erwähnen, daß es einem deutschen Gelehrten, mit Namen Moser, geglückt ist, die Erfindung und Anwendung der Telegraphen, in der Art, wie sie die Franzosen noch jezt gebrauchen, ihren wahren Urhebern, den Römern, zu vindiciren. Bekanntlich hat bis jezt der französische Ingenieur Claude Chappe der Ehre genossen, für den Erfinder des neuen französischen Telegraphensystems zu gelten; er theilte seine Idee im Jahr 1792 der damaligen gesetzgebenden Versammlung mit, worauf im folgenden Jahre eine Telegraphenlinie von Paris bis zur Armee angelegt wurde. Die Wiedereinnahme von Condé war die erste Nachricht, welche auf diesem Wege nach Paris gelangte; der unterdeß an die Stelle der gesetzgebenden Versammlung getretene Nationalconvent erhielt diese Nachricht zu Anfang einer Sitzung, dekretirte, daß Condé künftig Nordlibre heißen solle, und hatte die Satisfaktion, noch vor dem Schlusse der Sitzung auf demselben Wege zu erfahren, daß das Dekret bereits überbracht sey. Jezt macht nun aber Moser auf eine, so viel wir wissen, bis jezt übersehene Stelle in Vegetius de re militari. lib. III. cap. 5 aufmerksam, wo vom Feldgeschrei und andern Kriegssignalen die Rede ist. „Tria," heißt es daselbst, „constat esse genera signorum: vocalia, semivocalia muta." Unter den leztern wird der Fernschreiberei mit folgenden, sehr bestimmten Worten gedacht: „Aliquanti in castellorum aut urbium turribus appendunt trabes, quibus aliquando erectis, aliquando depositis indicunt, quae geruntur." Man muß gestehen, daß diese Beschreibung des Vegetius ganz auf den heutigen französischen Telegraphen paßt.

(Der Beschluß folgt.)

---

* In andern abweichenden Angaben ist englisches Gewicht gemeint, woher die Differenz rührt. — Noch muß in diesem Bezug bemerkt werden, daß die Nutt-Mussohlsche Methode unterdeß von einem bayer'schen Bienenhalter, Ebner, schon wieder eine Verbesserung erfahren haben soll, indem er statt der Nutt'schen hölzernen, vielmehr Körbe von Stroh, übrigens aber von ähnlicher Construction, anwendet. Ebners Schrift hierüber: Goldkörner für Bienenkörbe, ist mir noch nicht zugekommen.

* Da der Feuerstein 98 pCt. Kieselerde enthält, deren Auflösung bekanntlich ein gutes Reinigungsmittel der Wäsche abgibt, so hat der Entdecker a priori auf diese Idee geleitet werden können. Mangel an Material ist auch nicht leicht zu fürchten, da sich der Feuerstein in Ur-, Flöz- und aufgeschwemmten Gebirgen (vorzüglich im Kreidegebirge) auf der ganzen Erde in großer Menge vorfindet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, September.

Die Krönung.

Gleich nach sieben Uhr ging ich zum Hradschin hinauf; das Volk strömte bereits auf dem Wege dahin. Oben wurde es sauer, durch die Massen und die verschiedenen Wachen zu dringen, doch verschaffte die gedruckte Einlaßkarte endlich überall Platz, da die Soldaten und Polizeibedienten ungemein freundlich und thätig waren. In der Domkirche waren von der Orgel nach dem Schiffe und von den Seiten herab nach dem Altare hin terrassenförmige Tribünen gebaut, auf der linken Seite meist mit Damen im höchsten Putze besetzt, auf der rechten für das diplomatische Corps bestimmt, und daneben in der Emporkirche eine Loge für die Kaiserin und die kaiserliche Familie. Die sämmtlichen Tribünen mit den Zuschauern bildeten ein Kreuz, dessen Mittelpunkt der Betstuhl des Kaisers, dessen obersten Balken der Altar mit der fungirenden hohen Geistlichkeit vorstellte. Der Anblick war eben so malerisch, als imponirend. Gegen halb neun Uhr kamen die Stände, jedoch nicht processionaliter, sondern einzeln. Kurz vor neun kam die Geistlichkeit. Sie zog quer durch die Kirche in Procession, zuerst das Domcapitel in pontificalibus, jeder mit der bischöflichen Mitra, welche sich von denen der Bischöfe nur durch geringere Pracht unterschied, dann die Bischöfe und infulirten Aebte, den Erzbischof in der Mitte. Sie zogen bald darauf noch einmal vorüber, um den König abzuholen. Gleich nach neun Uhr kam der große Zug: die Kroninsignien, von den Erbämtern getragen, der Herold mit dem böhmischen Löwen auf dem Wappenrocke, der König im Ornat, die runde, geschlossene Hauskrone auf dem Haupte, umgeben von der hohen Geistlichkeit. Er setzte sich auf den Königsstuhl vor dem Altar; jetzt trat der Erzbischof vor den Altar und setzte sich nach abgelegtem Gebet auf den dem Kaiser gegenüber gestellten erzbischöflichen Stuhl (Salsidium). Jetzt wurden die Reichsinsignien von den Erbämtern gebracht, dem Erzbischof zur Einsegnung präsentirt und darauf auf den Altar gelegt. Als dies geschehen, stand der König auf und nahte sich dem Altar, und die Krönung begann. Die Erbämter legten ihm die Insignien, das Schwert des heiligen Wenzel ꝛc., an. Der Erzbischof, in Assistenz des Oberstburggrafen oder vielmehr dessen Stellvertreters, des Grafen Colloredo, als Vorstands der Stände, setzte ihm die Krone auf. Der König behielt sie jedoch nur einen Augenblick auf dem Haupte und ließ sich wieder die andere, die Hauskrone, aufsetzen. Nun ward der König zu seinem Sitze zurückgeführt, und der Erzbischof stimmte unter dem Donner der Kanonen das Te Deum an. Die ganze Krönungsceremonie war in den Ritus der hohen Messe eingereiht, so daß die Krönung zwischen den Introitus und das Evangelium fiel. Darauf ward das Evangelium, nicht von dem Erzbischofe, sondern von einem der Domgeistlichen gesungen. Der König stand jetzt auf, ging in die Sakristei und von dort auf den Thron, der links dicht am Hochaltar aufgestellt war. Die Mitglieder der Stände traten sofort einzeln, ohne bestimmte Reihenfolge, vor den Thron und küßten das ihnen dargereichte Scepter. Nach ihnen traten eine Anzahl Herren vor den Thron, denen der König den Ritterschlag ertheilte. Dann begann wieder das Hochamt und dauerte ununterbrochen bis zur Communion, wo der König aufstand, vor den Altar trat und knieend die Communion empfing. Nach dem Beschluß der Messe ging der Zug in derselben Ordnung aus der Kirche in den Tafelsaal.

Dies ist der äußere Rahmen der Krönung des Kaisers Ferdinands als König von Böhmen, dieses Namens der Fünfte. Was nun aber den Eindruck einer so großartigen Feierlichkeit auf mich betrifft, so muß ich leider sagen, daß sie mir der religiösen Erhebung, und selbst des wahrhaft imponirenden weltlichen Pomps zu entbehren schien. Namentlich wunderte ich mich sehr über den Mangel an liturgischem Anstand von Seiten des hohen Clerus. Allerdings ist das innere geistige Leben, welches jede weltliche Handlung, sobald sie dem Bereiche der Kirche verfallen, zu heiligen vermag, überhaupt aus der Welt verschwunden; das Gift der Zeit hat sich in dieser Hinsicht und Richtung selbst in das Innere der katholischen Kirche eingefressen; allein daß der hohe Clerus seinen bisher so wohl erhaltenen Anstand, seine imponirende Würde selbst aufgibt, ist doch auffallend. Nur die Stillmesse gab einen erhebenden Moment: die pyramidale Aufstellung der ganzen Geistlichkeit vor dem Altar; wobei der Erzbischof die Spitze bildete, der Augenblick, wo die Hostie erhoben wurde und alle Knie sich beugten, die Orgel, in langgehaltenen, einfachen Tönen ausklingend, das Geläute aller Glocken und der Donner der Kanonen, welche die heilige Handlung auch der übrigen Welt und den Tausenden, die um und auf der Königsburg gelagert waren, verkündeten — dies alles machte einen Eindruck, dem sich wohl Niemand ganz entziehen konnte. Was das weltliche, bei der Handlung fungirende Personal betrifft, so war für mein Auge besonders verletzend, daß man für den malerischen Effekt so gar nicht gesorgt hatte. Der Kaiser und der Herold erschienen ganz vereinzelt, also gar nicht in Harmonie mit der übrigen Umgebung, gar nicht von derselben gehoben und gehalten, in der bedeutungsvollen Tracht des Mittelalters. Dann sah man noch ein paar Dienstthuende der ungarischen Nobelgarde in ihrer prachtvollen, edeln und eigenthümlichen Nationaltracht; alle Uebrigen staken in den betreßten, unmalerischen, modernen Uniformen der Stände und Beamten. Und wenn auch dies noch in der Ordnung ist, so begreife ich doch nicht, wie die fungirenden Erbämter, welche die Insignien der Krönung zu tragen hatten, nicht in den diesen Aemtern angemessenen Trachten, sondern ebenfalls in der gewöhnlichen Uniform der Stände erschienen. Nach der Krönung versuchte ich mit Vielen, mich auf dem gewöhnlichen Wege durch das große Portal durchzudrängen. Es war unmöglich, und ich erhielt den Rath, durch die Kirche über die Tribüne der Gesandten zu gehen, um von dort durch das Innere des Schlosses nach dem Banketsaale zu gelangen. Als ich demnach wieder in die Kirche trat, war diese nunmehr auch dem übrigen Volke geöffnet worden, und hier sah ich zu meiner Freude das ganze Volk vor dem Altar auf den Knien liegen und beten. Die vornehmen Leute waren alle fort, auch Niemand von dem Clerus mehr da, außer den Dienern, welche die Lichter auslöschten. Sie Alle saßen schon an der aufbesetzten Tafel, aber das Volk lag hier noch demüthig auf den Knien und betete für seinen eben gekrönten König und Herrn.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 244.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 11. Oktober 1836.

Unsere Kenntniß von den Gesetzen des Sonnensystems ist ungleich genauer und vollständiger, ist weit mehr ein befriedigendes Ganzes, als unser Wissen in irgend einem andern Gebiete der Naturwissenschaften.

Lichtenberg.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Zum astronomischen Theile unsers Berichts ist eine indeß eingegangene Notiz über einen, angeblich im vorigen Sommer von Cacciatore zu Palermo in der Jungfrau entdeckten, jenseits des Uranus kreisenden neuen Planeten unseres Systems nachzutragen. Diese Behauptung erscheint, in wie viel auswärtigen Zeitschriften sie auch gestanden hat, wie wir gleich bemerken müssen, als unrichtig. Abgesehen von der innern Unwahrscheinlichkeit, daß sich in der Entfernung von 800 Millionen Meilen vom Brennpunkt des Systems, welche Entfernung dieser Planet, nach dem Entfernungsgesetze der Körper unsers Systems von der Sonne, hätte haben müssen, noch ein, des Lichts und der Wärme der letzteren fast ganz entbehrender Planet vorfinden könne, so ist auch die ganze betreffende Zone des Himmels, in welcher der angebliche Planet, mit der so großer Entfernung zugehörenden höchst langsamen Bewegung,* während der Zwischenzeit eines Jahrs doch nur höchstens zwei bis drei Grad hätte zurückgelegt haben können, auf das Sorgfältigste durchgemustert worden, ohne daß eine Spur von ihm gefunden worden wäre. Mehrere öffentliche Blätter, welche auf diese neue Entdeckung gleichwohl noch nicht verzichten mögen, haben daher gemeint, „der neue Planet könnte der Sonne wohl näher stehen, als Uranus.“ Allein auch diese Vermuthung stellt sich als unrichtig dar. Es besteht für die Planeten unseres Systems, wie wir schon öfters erwähnt haben, ein bestimmtes Entfernungsgesetz (das Wurm'sche Verhältniß, nach seinem Entdecker, dem Professor Wurm zu Stuttgart, so benannt), nach welchem sie im Weltenraume ausgetheilt sind. Setzt man nämlich die Entfernung des Merkur von der Sonne = 4, so steht Venus von derselben ab um 4 + 3 solcher Theile, die Erde um 4 + 2.3, Mars um 4 + 4.3, die Asteroiden um 4 + 8.3 * u. s. w., und da jedem Gliede dieser Harmonie bereits ein Weltkörper entspricht und ein Zahlenzwischenglied dem Gesetze der

* Die Bahngeschwindigkeit der Erde in einer Sekunde beträgt etwa vier geographische Meilen, die des Uranus kaum eine Meile, und der angebliche neue Planet würde in der Sekunde kaum eine halbe Meile in seiner Bahn fortrücken.

* Um aus diesen verhältnißmäßigen Entfernungen die wahren in Meilen wenigstens beiläufig abzuleiten, braucht man nur die oben entstehenden Zahlen mit zwei Millionen zu multipliciren. Die mittlere Entfernung unserer Erde von der Sonne z. B. ist = 20 Millionen Meilen = 4 + 2.3., d. h. zehnmal zwei Millionen Meilen. Durch diese Wurm'sche Reihe findet man auch sogleich, daß der angebliche neue Planet, wie wir oben gesagt haben, gegen 800 Millionen Meilen von der Sonne hätte abstehen müssen.

Reihe gemäß nicht vorkommen kann, so kann es auch keinen Zwischenplaneten geben, wozu man den angeblich neu entdeckten hat machen wollen. Eine Einwendung dagegen könnte man von den Asteroiden vernehmen, deren es bekanntlich vier, nämlich Ceres, Juno, Pallas, Vesta gibt, die Einem Gliede obiger Entfernungsreihe entsprechen, indem sie sämmtlich in gleichem, oder doch ziemlich gleichem Abstande um die Sonne kreisen, nach welcher Analogie der angebliche neue Planet also auch nur Asteroide zu einem der frühern Planeten zu seyn brauchte. Allein die vier Asteroiden, die wir auch nur erst als eine Entdeckung der neueren Astronomie kennen, sind eine alleinige Ausnahme in unserm ganzen System, und nichts läßt vermuthen, daß sich, gleich ihnen, mit einem der ältern Planeten ein zweiter in gleicher Entfernung um die Sonne bewege.

Die Lehre vom Erdmagnetismus findet sich bereichert durch einen, in der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften darüber gehaltenen sachreichen Vortrag von Morlet, dem zu Folge die Neigung der Magnetnadel auf den östlichen und westlichen Küsten der großen Welttheile, mit Ausnahme jedoch des östlichen Amerika, stets geringer gefunden wird, als sie die Berechnung angibt. Diese Verschiedenheit zwischen den Resultaten der Rechnung und Beobachtung wächst vom Aequator nach beiden Polen hin, und steigt in Kamtschatka z. B. auf 10°, und bei dem Feuerlande auf 8°. Als Grund dieser auffallenden Differenz wird von Morlet die Thätigkeit der Vulkane auf Kamtschatka, den Kurilen in Amerika u. s. w. angedeutet; indessen müssen wir bekennen, daß unsere Kenntniß vom letzten Grunde der magnetischen Erscheinungen immer noch viel zu unvollkommen ist, um jene Andeutung für mehr als Hypothese gelten zu lassen.

Aus der vorweltlichen Naturgeschichte endlich ist ein sehr interessantes, in der Sitzung der physikalisch-mathematischen Classe der preußischen Akademie der Wissenschaften zur Sprache gebrachtes Factum nachzutragen. Der Besitzer einer Porcellanfabrik bei Carlsbad (Fischer) hatte nämlich bemerkt, daß die im Torfmoore bei Franzensbad in Böhmen vorkommende, dem Kieselguhr (einem in dünnen Schichten erdartiger Theile vorkommenden quarzartigen Mineral) ähnliche Substanz fast ausschließlich aus den Panzern mikroskopischer Wasserthiere besteht, welche eine außergewöhnliche Glühhitze zusammengebäuft zu haben scheine. Bei genauerer Untersuchung durch den Professor Ehrenberg zu Berlin fand sich, daß diese Reste Infusionsthierchen angehören, wie sie sich im Süßwasserschlamm in unzählbarer Menge vorfinden, und die die Zoologie mit dem Namen der Bacillarien belegt; nach der mikroskopisch geprüften Gestalt der Panzer war die zahlreichste Gattung darunter die Navicula viridis, eine Art jener Bacillarien, welche noch jetzt bei Berlin und sonst sehr verbreitet ist. Ehrenberg dehnte dieselbe Untersuchung hiernächst auf Kieselguhr von Isle de France und S. Fiore in Toskana aus, welche sich eben in seinem Besitze befanden, und erhielt dasselbe Resultat, ja er wies nach, daß auch der Ocher und andere Eisenoxyde eine solche sehr feine Bacillarienform enthalten. Man darf also annehmen, daß selbst Kieselerde und Eisen eben so von mikroskopischen Thieren herrühren können, wie z. B. die Kalkerde oft nur aus Muschel- und Schneckenschalen besteht, und daß gewaltige Feuercatastrophen einer Urzeit diese organischen Wesen einst in jene Mineralbildungen umgestaltet haben. — Wir finden uns schließlich wieder in jene Urwelt versetzt, die man nicht genug anstaunen kann, man mag nun die Riesenthiere, welche die Erde in ihrem Schooße begrub, oder die Milliarden thierischer Atome betrachten, die sie zu Elementen einer neuen Schöpfung hergab.

Die Ehre.

(Fortsetzung.)

Der Obrist sah, daß es Zeit sey, das Gespräch von dem verrufenen Diogenes abzubringen, und sagte: „Wir streiten uns zum Theil, ohne uns zu verstehen; laßt uns wohl unterscheiden zwischen zwei ungleichen Begriffen mit gleichen Namen. Es gibt eine innere und eine äußere Ehre. Letztere besteht in der Ueberzeugung, die andere Menschen von unserm Werthe aussprechen. Diese Ehre kann allerdings erschüttert oder uns genommen werden; der Sprachgebrauch hat gemacht, daß man das Wort Ehre beinahe nur auf persönliche Tapferkeit bezieht, eingedenk jener Zeiten, wo diese allein für etwas galt. Man kann von einem Manne in diesem Sinne sagen: er ist ein schlechter Gatte, ein schlechter Vater, ein liederlicher Hauswirth, aber ein Mann von ungekränkter Ehre. — Die innere Ehre ist das sittliche Gesetz, die Menschenwürde vor sich selbst zu behaupten. Es kann Fälle geben, wo wir, von der Meinung der Menschen geächtet, doch diese innere Ehre rein bewahren. Am öftesten bleibt sie von der Welt unbeachtet, die sich nur an jene äußere vorerwähnte hält. Diese letztere hat sich den Zweikampf zum blutigen Vertreter gewählt. Der Zweikampf ist ein Ueberbleibsel jenes heiligen Gottesgerichts, das nach dem Glauben unserer Väter in jenen Fällen entscheiden sollte, in denen kein menschliches Wissen ausreichte. — Was jetzt zwölf geschworene Männer der Welt kund thun sollen, mußte damals der Kampf auf Tod und Leben des Klägers und des Verklagten entscheiden; bei welchem von beiden Gerichten häufiger

Irrthümer vorkamen, läßt ſich nicht ſo leicht entſcheiden. So iſt der Geiſt jener Gottesgerichte in die heutige Jury übergegangen, ihre Form aber in das Duell. — Nur höchſt ernſte Gegenſtände gaben damals die Veranlaſſung zu ſolchen furchtbaren Kämpfen, heute iſt es ein getretener Fuß, ein verſagter Tanz, den ein Anderer erlangt u. ſ. w. — Die Weihe des Gottesurtheils iſt von ſeinem modernen, ungeſetzlichen Kinde gewichen, es iſt jezt meiſtens eine blutdürſtige Spielerei. Ich darf ein ſolches Wort vor euch, meine Freunde, die ihr mich kennt, ausſprechen. Ihr Alle wißt auch, daß ich nicht Einer von denen bin, in denen die ſchwindlichten Ideen der neueſten Zeit leichten Eingang finden, aber ich verſchließe mich auch nicht vorſäzlich beſſern Eindrücken, und ſo kann ich nicht leugnen, daß ich, ſeit der Jugendſchaum verflogen iſt, in meinen Anſichten über die Rechtmäßigkeit des Zweikampfs ſchwankend geworden bin. Ueberhaupt zweifle ich, ob jene äußere Ehre, deren ich vorhin erwähnte, zu den nothwendigen Bedingungen unſerer ſtaatsbürgerlichen Exiſtenz gehört, und wenn dies nicht der Fall iſt, ſo kann der ganze Begriff derſelben eben ſo gut heut als morgen fallen. Obgleich die Duelle jezt mehr wie jemals an der Tagesordnung, ja in Frankreich ſogar in der Claſſe der Barbiergeſellen und Steinhauer nichts Seltenes ſind, ſo können ſie dennoch gerade jezt am Vorabende ihres Falles ſeyn; das Schickſal gefällt ſich in ſolchen Contraſten, und ich könnte mehrere Beiſpiele anführen, die bewieſen, daß es eben ſo gerne mit Ueberraſchungen ſpielt, als die Dramenmacher; folgende Erfahrung aber hat ſich mir beſonders oft aufgedrungen: wenn eine Familie ausſterben ſoll, geht es ſelten ſo, daß ein Stammhalter Einen Sohn hat, dieſer dann keinen mehr, und ſo das Haus allmählig ſeinem Erlöſchen entgegen geht, ſondern gewöhnlich ſind drei bis vier blühende Stammhalter vorhanden, die auf eine Nachkommenſchaft wie Sand am Meer ſchließen laſſen, und Keiner von ihnen hat Söhne. — Aber wieder zu meinem Thema zu kommen; ſo wenig ich alſo die ewige Exiſtenz der äußern Ehre anerkennen möchte, um ſo inniger bin ich von der Unnothwendigkeit der innern überzeugt. Es gibt Fälle, in denen uns allein die Scham, vor uns ſelbſt unwürdig befunden zu werden, als Schranke dient. — Es iſt dieſes kein durchaus reines, gottesfürchtiges Gefühl, es iſt verfeinerter, veredelter Egoismus, wenn man will, eine irdiſche Religion, nicht der Wunſch, vor Gott rein zu beſtehen, ſondern der, uns ſelbſt keine widerwärtige Meinung einzuflößen. Auch dieſe Ehre iſt keine hinreichende Bürgſchaft für die Tugend, indeß hüte man ſich, einen Zweig abzubrechen, der dem Menſchen das Hinaufklimmen an jenem großen Baum der Sittlichkeit erleichtern kann, der mit den Wurzeln in die Hölle und mit dem Wipfel in den Himmel reicht. — Aus mißverſtandener Ehre entſtehen Unglücksfälle ohne Zahl, Schmerzen ohne Maß, aber aus dem wohlverſtandenen Begriff iſt doch unendlich mehr Gutes entſproſſen. — Ich befinde mich hier in einem Kreiſe vertrauter Freunde, und wenn es euch recht iſt, nehme ich keinen Anſtand, euch eine Geſchichte aus meiner eigenen Jugend zu erzählen, die bekräftigen mag, was ich eben ſagte.“ — Das Kaminfeuer wurde angeſchürt und Alle ſezten ſich in jene behagliche Lage des Zuhörens, die dem Erzählenden Muth und Luſt gibt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, September.

Der natürliche und der menſchliche Herbſt.

Zu dem mancherlei Curioſen, was Englands Hauptſtadt beſizt, und was weder aus den zwanzig bis dreißig jedes Jahr erſcheinenden „Führern durch London,“ noch bei einem eigenen, ſogar drei Wochen langen Aufenthalte hier erſehen werden kann, gehört ein doppelter Herbſt, einer in Folge der Geſeze der Natur, und einer in Folge menſchlicher Satzung. Bisweilen geſchieht es, daß beide Herbſte gleichzeitig eintreten. Das iſt jedoch eine Ausnahme, und zwar eine unfreundliche, denn ſie findet nur in ſo unfreundlichen Sommern ſtatt, wie der iſt, welcher in gegenwärtigem Jahre, für England wenigſtens, eigentlich bloß im Kalender geſtanden hat. Der Regel nach liegen zwiſchen dem von der Natur und dem von den Menſchen gemachten Herbſte Wochen, ja Monate, und weil der Menſch gern der Natur vorausläuft, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, welcher Herbſt die frühere Jahreszeit iſt. Den Herbſt der Natur verkünden die nebeligen Morgen und das fallende Laub, beides Sache des Oktobers. Den Herbſt der Menſchen bringt das Auseinandergehen des Parlaments und das Aufgehen der Jagd, dieſes am erſten September, jenes eher früher, als ſpäter. Der natürliche Herbſt iſt in London ohne Gefahr, denn das fallende Laub erſchlägt Keinen, und ein berühmter Arzt hat jüngſt in einem dicken Buche bewieſen, daß das, was in London Luft heißt, dem Athmenden eben ſo wohl bekommt, wie das, was in Neapel Luft iſt. Aber der menſchliche Herbſt — wer ihn genau kennt, muß vor ihm ſchaudern. Bei ſeinem Eintritte lebt es ſich in den Steppen Aſiens nicht einſamer, als in London. Der geſellige Geiſt, der die Stadt bisher ſo reizend gemacht, iſt ausgezogen, und die eigentliche Welt iſt zum großen Theil in Schottland auf der Birkhuhnjagd. Alles Geräuſch verſtummt, und was von dem brauſenden Leben zurückbleibt, iſt verhältnißmäßig ſcheidender Tod. Im weſtlichen Ende, wo bis dahin das Pflaſter unaufhörlich unter den Wagenrädern ſeufzte, keimt das Gras zwiſchen den Steinen hervor. In der City ſieht es mißmuthiger aus, als in den Augen eines iriſchen Pfarrherrn am Zinstage. Pall-Mall iſt eine vollkommene Einöde, und in den Parks begegnet man einem hübſchen oder heitern Geſichtchen eben ſo ſelten, als einem Rechtsgelehrten in Chancery-Lane oder einem Parlamentsmitgliede in der Parlamentsſtraße. Die meiſten Gemälde- und Kunſtausſtellungen ſind geſchloſſen. In den wenigen Theatern, welche den Muth haben, offen zu bleiben, bevölkern kaum zwei Dutzend

alter Herren das Parterre und wehen kaum drei Dutzend verdächtiger Taschentücher aus den obern Logen. In den Clubs und Hotels schämen sich sogar die Stubenmädchen und Aufwärter, daß ihre Pflicht sie in London festhält, und wen im öffentlichen Zimmer nach menschlichem Zwiegespräche verlangt, der muß dem Kellner klingeln. Ohne Besorgniß, aus dem Schlummer geweckt zu werden, sizt, tief in sich versunken, der Lohnkutscher auf dem Kutschbocke, und seine nichts weniger als homerischen Rosse geben von der schlechten Einnahme ihres Lenkers Erbarmen weckendes Zeugniß. Der frivole Cabrioletführer, anstatt wachsamen Auges und die Peitsche schwingend den Zeigefinger der rechten Hand symbolisch fragend zu erheben, lehnt, seinem Einspänner gegenüber, an der Thüre des Branntweinladens. Er ginge gern ein zweites Mal hinein, aber Geld und Kredit sind erschöpft. Wer seinem besten Freunde auf der Straße begegnet, darf sich nicht wundern und dem Freunde nicht zürnen, wenn er ihm ausweicht; aller gute Ruf hängt ja davon ab, während des menschlichen Herbstes nicht in der Stadt zu seyn. Und die Hundstage, die dann eben abgelaufen sind, tragen auch wesentlich dazu bei, den Aufenthalt in London zu verleiden und die Menschen aus der Stadt zu treiben. Ich weiß nicht, wie viele Hunde es in London gibt; wahrscheinlich sehr viele, denn die Furcht, von einem tollen Hunde gebissen zu werden, kann nirgends ärger seyn, als hier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, September.

(Beschluß.)

Die Krönung.

Ganz anders erschien mir die Krönung der Kaiserin; freilich waren es hier Damen, welche die Hauptrollen spielten. Ich fühle mich noch ganz hingerissen von dem Adel, der erhabenen Haltung und der imposanten Pracht, womit dieser Akt begangen worden ist. — Ich verfügte mich wieder ziemlich früh nach dem Hradschin. Das aufgestellte Militär in der herrlichsten Haltung, die wogende Menschenmasse, die heranziehenden Wagen, die Zünfte mit ihren Fahnen, welche man alle von der Höhe herab wahrnehmen konnte, wie sie aus der Altstadt über die Brücke in ununterbrochenen Reihen die Straße bis zur Höhe des Hradschins herauf zogen, gaben in der herrlichen Morgenbeleuchtung einen höchst malerischen und imposanten Anblick. Die Einrichtungen im Dom, in Bezug auf die Zuschauer, waren dieselben, wie bei der Königskrönung. Nachdem sich allmählich die Kirche gefüllt hatte, begann gegen zehn Uhr der Krönungszug. Zuerst trat der König mit seinem Gefolge in die Kirche und ließ sich auf seinem Throne, links dem Hochaltare, nieder, dann kam der Zug der Kaiserin. Die vier Herolde des Kaiserreichs, der Herold des Königreichs Böhmen, die Erbämter mit den Kroninsignien und mit den Opfern der Königin: den goldenen und silbernen Broden und kleinen Weinfässern und der großen Münze; dann die Kaiserin in vollem Ornate, die Hauskrone auf dem Haupte, die Schleppe des Königsmantels getragen von drei Fürstinnen; hinter diesen ihre Pallastdamen, paarweise, mit Diademen und langen Schleppkleidern; alsdann die Erzherzogin Therese, als Aebtissin des Damenstifts auf dem Hradschin, mit der Herzogskrone und dem Hermelinmantel, gefolgt von ihren Ordensdamen — ein Anblick, der wohl kaum seines Gleichen hat, und die Seele, welche alle diese Theilnehmer in die nunmehr beginnende feierliche, heilige Handlung zu legen wußten, übte auf die Zuschauer einen Zauber, der nie ihrem Gedächtnisse entschwinden wird. Der Moment, wo die Kaiserin vor dem Altare kniete und die Erzherzogin Therese, unter Assistenz des Erzbischofs, ihr die Krone aufsezte, war der großartigste, den ich noch erlebt. Die Sonne warf einzelne Strahlen durch die Fenster hinter dem Hochaltare in die vom leichten Nebel des Weihrauchdampfes erfüllte herrliche Kirche; sämmtliche Damen lagen im Schiff der Kirche, in Andacht versunken, auf ihren Knien; die tiefste Stille herrschte in diesem Augenblick in der Kirche. Für uns Zuschauer, die wir unter der Orgel im Nester des Lichtes saßen, hatte das Blizen der unzähligen Brillanten und Gold- und Silberstickereien, welches aus dem Schiffe der Kirche zu uns herüber leuchtete, etwas wahrhaft Feenhaftes. Da schallten auf einmal von außen in die Kirche das beginnende Geläute aller Glocken, der Donner der Kanonen und der tausendstimmige Jubelruf des Volks. Die Krönung hatte im Ganzen dieselben Momente, wie die des Königs, und auch sie waren in das Rituale der hohen Messe eingereiht. Die Kaiserin ist eine Frau von der edelsten Haltung, in allen ihren Bewegungen herrscht Harmonie und Würde; dieser Majestät gegenüber nun die unendlich liebliche und anmuthige Erscheinung der Erzherzogin Therese; dann der Kreis von Frauen aus den edelsten Geschlechtern des Kaiserreichs, alle ganz durchdrungen von der hohen Bedeutung des Akts, voll Andacht, und dadurch auch die männliche Umgebung zu einem gehaltenern Benehmen zwingend: kein Wunder, wenn der Eindruck dieses Auftritts sich jedem Zeugen desselben unauslöschlich eingeprägt. Nach der Krönung zeigte sich die Kaiserin auf dem Balkone, unter dem Jubelrufe einer unzähligen Volksmenge; dann bewegte sich der ganze Zug nach dem großen Saale zum Bankett. Der Blick über diesen Saal war ungemein malerisch: man denke sich einen ungeheuern gothischen Saal mit Kreuzgewölben, zu beiden Seiten, von den Fenstern abwärts, Tribünen, besezt mit Zuschauern, meist Damen im schönsten Putze; oben im Saal, unter einem Thronhimmel, der Tisch für den Kaiser, die Kaiserin, die Erzherzogin Therese und den Erzbischof; dann den Saal hinab zwei lange Reihen Tische, besezt mit den bei der Krönung fungirenden Damen und Herren. Die Illumination, welche am Abend statt fand, war das schönste Schauspiel der Art, das ich gesehen. Ich war auf der Kleinseite und stieg zuerst den Hradschin hinauf. Der Weg geht längs einer Mauer, die so hoch ist, daß man nicht über sie hinweg auf die Stadt sehen kann. So sah man denn zuerst nur einen leichten Lichtschimmer, der über dem ganzen Horizonte der Stadt lag; sobald man nun aber die Höhe erreichte, wo sich die Mauer zu einer niedrigen Brustwehr senkte, erblickte man Prag in der vollen Beleuchtung, sich tausendfach spiegelnd in dem herrlichen Flusse, der wie von einem schwarzen Band (die Brücke mit einer Menge dunkler, kolossaler Gestalten, den Heiligenbildern derselben) durchschnitten war. Eben so prachtvoll war die Ansicht von der Brücke selbst. Von hier aus gewährte besonders die Kleinseite einen eigenthümlichen Anblick. Hier zogen sich vom Flusse ab die Gebäude der Stadt amphitheatralisch bis zum Hradschin hinauf, welcher dann selbst wie eine Krone daraufgesezt war. Links wurden die Conturen des Lorenzberges durch die Beleuchtung der beiden darauf stehenden Klöster gar schön hervorgehoben. Prag ist besonders in Bezug auf die Lage eine der schönsten Städte Europa's; allein nie haben seine Kirchen und Thürme und großartigen Häusermassen einen so imponirenden Eindruck auf mich gemacht, als an diesem Abend.

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 12. Oktober 1836.

En conservant son nom, le pont du roi Henri a subi la loi générale des ouvrages de l'homme, et sa physionomie locale s'est modifiée successivement, et s'est empreinte des couleurs mobiles du progrès social.

Le livre des cent-et-un.

Wanderungen innerhalb Paris.

II. Ueber den Pont-neuf nach dem Marché des Innocens.

Ich ſtand um ſechs Uhr Morgens auf dem Pont-neuf und gedachte der Geſchichte dieſer merkwürdigen Brücke. Den Grundſtein derſelbe legte Heinrich III. mit großer Feierlichkeit; allein da der König kurz zuvor ſeine beiden Lieblinge zu Grabe begleitet hatte, ſo fiel die Ceremonie etwas traurig aus, und die Spötter jener Zeit tauften die neue Brücke mit dem Namen pont des soupirs. Heinrich IV. vollendete das unter ſeinem Vorgänger angefangene Werk, und wollte zuerſt in eigener Perſon die Tüchtigkeit der Brücke erproben, bevor man es für angemeſſen hielt, ſie der Cirkulation der Volksmaſſe frei zu geben. Vergebens ſtellten die Hofleute dem Könige vor, daß er Gefahr laufe, dabei den Hals zu brechen; er ließ alle ehrerbietigſten Warnungen unberückſichtigt, und brauchte auch in der That die Kühnheit ſeines Wagſtücks nicht zu bereuen. Die Stunde, wo dieſer treffliche Fürſt in's Waſſer fallen ſollte, hatte noch nicht geſchlagen, und dieſer Unfall war auch nur ſeiner bronzenen Reiterſtatue vorbehalten. — Bevor wir weiter gehen, lehnen wir uns ein wenig über das Brückengeländer. Der Strom bietet hier einen äußerſt belebten Anblick dar; bis zum Pont-royal hinunter iſt die breite Oberfläche des Waſſers mit Bauten mannichfaltiger Art bedeckt, welche faſt eine kleine hölzerne Waſſerſtadt bilden. Zu unſern Füßen ſehen wir die Kohlenſchiffe mit ihren ſchwarzen, breitſchultrigen Männern, die ſchwimmenden Waſchhäuſer mit den dreifarbigen Flaggen, die Bains Vigier. Erſt ſeit zwanzig Jahren entſtand die große Anzahl von Schwimmſchulen und öffentlichen Bädern zu zwanzig Sous, zu zwölf Sous, zu vier Sous, kurz zu allen Preiſen und für alle Geſchlechter. Jede Badeanſtalt hat zwei Abtheilungen, eine für die Männer, eine andere für die Damen, welche namentlich die Flußbäder außerordentlich lieben. Der Zudrang war dieſes Jahr während der heißen Monate ſo ſtark, daß die Beſitzer dieſer Badeanſtalten zwei Munizipalgardiſten requiriren mußten, um Unordnungen zu verhüten; man machte Queue, wie am Theater. Ich weiß nicht, aus welchem Beweggrunde die Damen dieſen Schwimmfreuden ſo leidenſchaftlich ergeben ſind; ſollte es vielleicht daher kommen, weil ſie dabei im Geheimen das Vergnügen empfinden, gegen den Strom zu ſchwimmen? Wie dem ſey, man ſieht, daß der Pariſer Lungerer auf dem Pont-neuf noch etwas anderes zu thun hat, als das Waſſer vorbeifließen und die Schiffe den Strom hinuntergleiten zu ſehen. Indeß beruhige man ſich, er kann nur in höchſt decenter Entfernung ſich dieſen Badegynäceen

nahen, und ein dichtes Dach von Eisendraht raubt selbst den Indiskretesten die verbrecherische Freude, einen verwegenen Blick in's Innere dieser Wasserharems zu werfen. Auch ist das von den Pariserinnen angenommene Badecostüm durchaus moralisch; es besteht in einem vom Hals bis auf die Knöchel reichenden Gewande, und eine Kopfbedeckung von wasserdichtem Tafft hält die Haare zusammen.

Aber was sehen wir denn auf der Brücke selbst? Fiaker, Cabriolets, Frachtwagen, zahlreiche Fußgänger, „die beiden Schimmel, den Perückenmacher und die schwangere Frau," welche man, wie ein Pariser Sprichwort sagt, zu jeder Tageszeit auf dem Pont-neuf antreffen kann. Das Alles bildet ein belebtes, aber etwas einförmiges Gemälde. Wie viel lustiger, lachender, lärmender und pittoresker muß es hier gewesen seyn, als diese Brücke noch, wie heute das Palais-royal, der Mittelpunkt des Pariser Lebens war; als die Dandys unter Ludwig XIII. mit ihren salbenduftenden Haaren auf diesen Trottoirs herumspazierten und ihre Toilette zur Schau trugen; als die Charlatans, Seiltänzer, Puppenspieler, herumziehenden Musikanten, Bänkelsänger und Taschendiebe hier ihr tausendfältiges Wesen trieben; als die Samaritaine noch aufrecht stand, deren tausend Glöckchen an den Feiertagen dem Brummbaß von Notre-Dame in der Fistel antworteten. Diese Samaritaine war ein ziemlich weitläuftiges Gebäude auf dem zweiten Brückenbogen nach dem Louvre zu, worin eine Wasserpumpe und eine Uhr angebracht war. Es hatte seinen Namen von einer biblischen Darstellung auf der Façade. Unter dem Zifferblatt der Uhr fiel ein schöner Wasserspiegel herunter, woran die schaulustigen Pariser sich sehr ergözt haben mögen. Von dem Allem ist gegenwärtig nichts mehr auf dem Pont-neuf vorhanden; die Samaritaine mit ihrem Glockenspiel ist zerstört, und die müssigen Spaziergänger werfen jezt kaum einige flüchtige Blicke jenen Standuhren zu, deren Räderwerk ein Stück Krystall dergestalt in Umschwung sezt, daß es wie ein kleiner Wasserfall aussieht. Die schöne Welt und mit ihr die Fashion ist nach Tortoni und vor's Café de Paris gezogen; die Mode hat in andern Stadttheilen ihr Hauptquartier aufgeschlagen, und die Leiermänner nebst den fahrenden Künstlern, welche unverdorbenen Gemüthern und leichtgläubigen oder zerstreuten Leuten eine heilsame Lection zu geben pflegen, haben sich andere Sammelplätze gesucht. Von diesem lustigen, buntscheckigen Geschlecht ist auf dem Pont-neuf nichts übrig geblieben, als die Papier- und Federhändler mit den blauweiß-rothen Matrosenhüten, die Stiefelwichser und Hundescheerer mit ihren Frauen, welche den Katzen die Schwänze und Ohren abschneiden und kranke Möpse in Pension nehmen, und endlich die in ranzigem Fett geröfteten Kartoffeln, welche zu jeder Tagesstunde auf den naheliegenden Quais spazieren getragen werden. Aller Ruhm und Glanz des Pont-neuf ist dahin. Außer der colossalen Reiterstatue Heinrichs IV., welche die Hauptzierde der Brücke ausmacht, hat der Pont-neuf gegenwärtig kein anderes Verdienst mehr, als daß er die einzige Brücke ist, worauf sich ein Dutzend steinerner Boutiken befinden, in denen außer Zündhölzchen nichts Neumodisches feilgeboten wird. Ueberhaupt, wenn man die Hunde und Menschen, welche in der Seine ertrinken und sich selbst ertränken, ausnimmt, so haben die heutigen Pariser Quais und Brücken im Allgemeinen ihre ursprüngliche interessante Physiognomie verloren. Man hat Alles erweitert, freundlicher gemacht, nach der Schnur abgemessen und neu gepflastert, besonders seit der Barrikadenrevolution; dadurch ist Alles trauriger und kälter geworden. Wenn die Seinenebel so stark wären, wie die der Themse, könnte man sich nach London versezt wähnen.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Pariser Spießbürger von der echten alten Gasserrace sich augenscheinlich vermindert haben. Aber was sollen denn auch heute diese unglücklichen Badauds anfangen, wo es auf offener Straße, auf den Quais, Brücken und freien Plätzen nichts mehr zu thun gibt, und man sich nicht einmal mehr einen lumpigen Backenzahn ausreißen lassen kann? was sollen sie denn heutiges Tags noch betrachten, da es nichts mehr zu sehen gibt? wozu sollen sie denn noch lange stehen bleiben und die Ohren spitzen, da es nichts mehr zu hören gibt? Was sehen sie z. B. zu dieser Stunde auf der Place Saint-Germain-l'Auxerrois? Die Louvrecolonnade von Claude Perrault? die ist nicht der Einheimischen, sondern der Fremden wegen da, und dann liegt es ja bekanntlich in der menschlichen, wenigstens in der Pariser Natur, daß man des Schönsten oft am schnellsten überdrüßig wird. Als Bürgen für meinen Saz berufe ich mich auf jenen Mann aus der niedern Volksklasse, mit dem ich vor zwei Jahren in den Julitagen aus dem Théâtre français, wo man Racines Athalie gratis gespielt hatte, herausging, und der zu seinem Begleiter sagte: „c'est joli, mais c'est bon à voir une fois." Die Pariser sind einmal so geartet, und ich weiß nicht, ob es ihnen zum Lobe oder zum Tadel gereicht. Auf dem besagten Platze bleibt daher nichts weiter zu sehen, als die gothische Kirche, welche von Chilperich gegründet und später von König Robert wieder neu aufgebaut wurde. Das ist eine große Merkwürdigkeit für die Anhänger der romantischen Schule und für die Alterthümler; wer aber ein Wachslicht weihen oder beichten will, der muß sich schon nach Saint-Eustache bemühen, denn Saint-Germain-l'Auxerrois, diese alte Pfarrkirche der französischen Könige, welche in die Messe gingen und das Allerheiligste nicht zu sich auf's Zimmer kommen ließen, Saint-Germain-l'Auxerrois, sage ich, ist keine Kirche mehr, man hat

eine Mairie daraus gemacht, wie man während der ersten französischen Revolution die Elisabethenkirche und andere in Heu-, Stroh- und Kornmagazine umgewandelt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ehre.

(Fortsetzung.)

Der Obrist begann lächelnd: Ich war ein glücklicher, eben avancirter Lieutenant, trug eine knappe Husarenuniform, ein werdendes Stutzbärtchen, das mich, meiner Meinung nach, ziemlich unwiderstehlich machte, und tummelte mich abwechselnd auf zwei schönen Pferden, die mir mein großmüthiger Vater zum Avancement geschenkt hatte. — Mein Vater hatte einen Freund, der, wohl fünfzig Meilen weit, als General am Rheine stand, im Jahr vorher aber bei ihm zum Besuch war und mich mit wahrhaft väterlicher Liebe verzogen, mir auch das Versprechen abgenommen hatte, meinen nächsten Urlaub zu einem Besuche bei ihm zu benutzen. — Der General war einer jener treuherzigen Menschen, die ohne Argwohn sich einem Jeden anschließen, der ihnen auf den ersten Blick gefällt, und die, ohne prägnanten Verstand, durch ihr biederes Wesen und ihr mannhaftes Auftreten sich auch fast Alle, die mit ihnen in Berührung kommen, zu Freunden machen. — Als die Manöuvres vorbei waren, machte ich mich wohlgemuth auf den Weg nach M., wo mein Gönner wohnte.

Es war große Parade, als ich über den Markt fuhr; ohne Mühe erkannte ich neben dem Musikcorps in der Mitte des Quarrés den Gegenstand meines Besuchs, und ließ anhalten, um ihn sogleich zu begrüßen. Er schloß mich in seine Arme, meinte, ich hätte mich noch bedeutend herausgebildet, und schob, als es eben zwölf schlug, seinen Arm in den meinigen, um dem vorausgeschickten Wagen nachzueilen und, wie er sagte, seine Frau der Ungeduld und Neugierde, meine Bekanntschaft zu machen, nicht länger Preis zu geben.

Dies war nun die Schattenseite an dem braven General, daß er nämlich seit einem Jahre erst verheirathet war. Ich konnte mir durchaus keine vortheilhafte Idee von der sehr jungen Frau machen, die einen Sechzigjährigen zum Mann gewählt hatte, war dieser mir auch als Freund überaus werth. Es ließ sich indessen hierin nichts mehr ändern; ich folgte also den kräftigen Schritten meines Wirths und trat bald in das Wohnzimmer seines Hauses. Im Fenster, bei einer weiblichen Handarbeit, saß — ein halbes Kind. „Da hast du den Fritz Salen!“ rief der General, „dies ist meine Frau!“ Sie war uns schon entgegengetreten, machte eine Verbeugung, lehnte sich an ihres Mannes Schulter und sah mir gerade und recht zutraulich-neugierig in's Gesicht. Ich wollte es ihr zurückgeben, war aber nicht so unbefangen wie sie, und mußte während des langen Examens, das sie mit mir anzustellen schien, die Augen niederschlagen, bis der alte Herr in ein lautes Lachen ausbrach, worin wir alsbald Beide einstimmten. Jetzt war das Eis gebrochen, sie nahm mich bei der Hand, fragte unter hundert Possen nach der Heimath, nach der Reise, und es dauerte nicht lange, so waren meine Antworten nicht viel vernünftiger, als ihre Fragen. Der General schien seinen herzlichen Spaß an unserm Unsinn zu haben, und wiederholte lustig: „Das wußte ich ja, daß ihr Beide zusammen passen würdet!“ — So lachten wir uns in eine Bekanntschaft hinein, die nicht so lustig endete.

Ich verlebte allerliebste Tage; wir machten Ausflüge nach allen Winden, fuhren über Land und auf dem Rhein, sahen interessante und uninteressante Menschen, die aber gar nicht ungenießbar sind, wenn man einen mächtigen Anziehungspunkt neben sich hat, und wenn die Stunden, die man Andern schenkt, nur die Schlummerstunden für ein beschäftigtes Herz sind. Ich bemerkte bald, daß es mit dem meinigen nicht anders sey, und sobald ich dies bemerkte, hatte ich nichts Eifrigeres zu thun, als mit gespannter Aufmerksamkeit zu wachen, ob die andere Partie von meinen Beklemmungen gänzlich frei geblieben sey oder nicht. Aber ich wachte umsonst: dieselben unschuldigen Kinderaugen lachten mich immer an, oder sahen auch einmal ernsthaft in die Abendröthe oder die krystallenen Wellen des Stroms, und ein süßer Himmelsfrieden schien dann in die Seele der holden Frau einzuziehen.

Ich suchte immer das Gespräch so viel wie möglich auf Innerlichkeiten zu bringen, auf Gefühle, die sie bewegt hatten oder noch bewegten, und so kam es, daß ich sie einst zu fragen wagte, was mich schon lange, in glühender Neugierde, zu wissen verlangte: wie ihr Mann ihr Herz gewonnen habe? „O,“ sagte sie, „das kam so nach und nach. Er besuchte uns oft und sprach davon, wie er als Kadett unter Friedrich II. gedient hatte, wie er dann als Mann den Revolutionskrieg mitgemacht, was für Gefahren ihn da bedroht, was für Wunden er davongetragen. Sie können sich's nicht interessant genug denken, wie er endlich im Franzosenkriege mit allen berühmten Feldherren und Männern der Zeit bekannt ward, wie sie ihn als Bruder ehrten, und wie er von Stufe zu Stufe vorrückte. In allen diesen Erzählungen, die er so einfach vortrug, erschien er mir immer als ein jugendlicher Held, und wenn er aufhörte zu sprechen, hatte ich sein Alter ganz vergessen, und hätte Alles darum gegeben, wenn er mich hätte zur Frau wählen

wollen. Das hat er denn endlich gemerkt und — so ist's gekommen."

Ich seufzte und ärgerte mich, daß der alte Herr durch Mittel gesiegt hatte, die mir unerreichbar waren; denn obgleich ich die Verdienste meiner betreßten Uniform und meines überaus sorgfältig gehaltenen Toupe's in vollem Maße zu würdigen wußte, so kamen mir doch vierzig Dienstjahre für das Vaterland noch ehrenwerther vor; dennoch wollte ich nicht verzweifeln und baute auf die Sympathie der Jugend. Was ich eigentlich hoffte und wünschte, war mir nicht völlig klar, nur so viel war gewiß, daß ich außerordentlich unruhig, rastlos im Schlafe und unbefriedigt im Wachen war. Hätte ich mir die Mühe gegeben, ernsthaft über mich selbst und über das Verhältniß, in das ich mich versetzt sah, nachzudenken, so hätte ich meine Träume und meine Sehnsucht wohl nicht so ganz harmlos gefunden; aber ich war ein abgesagter Feind vom Nachdenken, wie vielleicht mancher Lieutenant noch heutigen Tages ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Fortsetzung.)

Bouton's Diorama. Das Thal von Alagna.

Es ist nicht zu leugnen, daß, sobald der Morgen des ersten Hundstages anbricht, ein Repräsentant des Hundegeschlechts es sich gleichsam zur Ehrensache macht, irgend Jemand in größter Eile ein Stück aus der Wade zu reißen. Wer erführe das aber, wenn nicht unverzüglich eine Zeitung es der andern nacherzählte! Da lesen denn die Menschen denselben Vorfall zwanzigmal wiederholt, und nervenschwach, wie heutzutage mindestens alle vornehme Menschen seyn müssen, seyen sie zitternd den Fuß über die Hausschwelle und sehen, so oft sie um die Straßenecke biegen oder ein Hündchen sich nähert, ängstlich auf die bedrohten Waden. Doch die Londoner Einöde hat auch ihre Vortheile: zum Beweise ein Beispiel für mehrere. Als London voll war, ging ich, das Diorama in Regents-Park zu sehen, zwei vom Chevalier Bouton gefertigte Gemälde, eines das Dörfchen Alagna in Piemont, das andere den innern Raum der Kirche Santa Croce in Florenz vorstellend; aber das volle London verdarb mir den Genuß. Er ist unvereinbar mit Geräusch, und wahrhaftig, daran fehlte es nicht. Deutlich den Wunsch verrathend, auch von andern Ohren, als denen des unmittelbaren Nachbars verstanden zu werden, erzählte eine weibliche Stimme ihre Irrfahrten durch Italien; von einer andern Seite berichtete ein säuselnder Galan die fehlgeschlagenen Bewerbungen eines reichen Kaufherrn um die Gunst der verlobten Grisi; hier las eine übergefällige Gattin dem übertauben Gemahl den langen Inhalt des unglückseligerweise ihr zu Händen gekommenen Programms vor; dort zürnte ein tiefer Baß, weil ein zarter Diskant den triefenden Regenschirm ihm in den Stiefel gebohrt — ich konnte die Störungen nicht ertragen und verließ den Saal, ehe ich das Ganze geschaut. Das leere London hat den Verlust gut gemacht. Die wenigen Besucher waren still, und um den wunderbaren Täuschungen dieser herrlichen Schöpfung mit voller Seele sich hingeben zu können, muß Stille herrschen und anscheinende Einsamkeit.

Der Wirklichkeit täuschend ähnlich, trat, wie von Zauberschlag hervorgerufen, mit Einem Male das erhabene Bild der piemontesischen Alpen vor das Auge des Zuschauers, und am Eingange des Thales Sesia, nahe am Monte-Rosa, auf welchem die Gletscher und Lawinen ihre Wohnsitze haben, steht das Dörfchen Alagna mit seiner kleinen, einfachen, arbeitsamen Gemeinde, unbesorgt um die Gefahr, die über ihren Häuptern hängt. Obwohl seit Jahrhunderten Monte-Rosa seinen Schnee hinabwälzt und die Bewohner des Dörfchens verschüttet, doch bauen die Söhne sich immer wieder an auf den Gräbern ihrer Väter, und neue Geschlechter erwartet das alte Schicksal. Der Bau der Kupferminen in der Nachbarschaft lockt zu dem gefährlichen Wagniß, und weil die Sonne, die den Bewohnern gestern unterging, ihnen heute aufgegangen ist, vergessen sie die Wahrscheinlichkeit eines Morgens, der für sie ewige Nacht seyn soll. Jetzt aber kann es keine Gefahr haben, die Luft ist ruhig, und im Mondlicht liegen die Alpen. Ein breiter silberner Streif läuft an den Spitzen der Berge hin; im Vordergrunde zittert, leicht gekräuselt, ein kleiner See; an seinem Rande lehnt eine malerische Hütte, und das Feuer, das innerhalb derselben aufsprüht, wirft einen rothen Schein über das Wasser, während der emporwirbelnde Rauch den dunkelblauen Aether färbt und an die überragenden Schneegipfel sich hängt. Wie der Mond im Hintergrunde sinkt, blitzen einzelne Lichter auf, spiegeln sich in dem klaren See und zeigen das Dörfchen und dessen schlanken Kirchthurm. Dunkler, als ob Sturm über sie heranzöge, und drohender, als wollten sie die Sorglosen warnen, treten die majestätischen Alpen hervor, und leichte Schneeflocken wirbeln in das tiefe Thal hinab. Jetzt geht der Mond zu Raste, und mit ihm die von der Tagesarbeit müde Gemeinde von Alagna; ein Licht nach dem andern erlöscht, das Feuer in der Hütte verglimmt, der Rauch hört auf zu steigen, und ein tiefschwarzer Schleier breitet sich über die schroffen, silbern schimmernden Eiskanten. Durch die allgemeine Stille fängt es jetzt an laut zu werden; dumpfer Donner erschallt aus der Ferne, und der Wind beginnt zu pfeifen, erst in kurzen, dann in längern Stößen, und lauter und näher rollt der Donner. Verheißendschwanger bricht die Gefahr ein. Die Bewohner von Alagna sehen und hören sie nicht, sie schlafen. Nur Einer erwacht, schaut um sich, staunt und versucht zu retten. Ein Licht schimmert plötzlich durch eine Oeffnung des schlanken Kirchthurms, die Lärmglocke erschallt, jetzt lauter, jetzt schwächer. Sie läutet den Dörfern das Requiem ihres letzten Schlummers, und erweckt sie nicht. Der Sturm wächst, das Licht löscht aus; auch die Glocke hat zum letzten Male angeschlagen; nieder donnert die Lawine, und nun ist Alles dunkel, Alles still. Nach traurig finstern, zu Minuten beflügelten Stunden tagt des Morgens erster Schein am obersten Gipfel des Monte-Rosa, und steigt allmählich in das Thal herab, den kleinen See und die kleine Hütte zu beleuchten, die ein freundliches Geschick unversehrt erhalten hat, während da, wo noch gestern Abend das Dörfchen stand, ein glänzendes Schneegrab die Schläfer bedeckt. Und nichts ist von dem Dorfe übrig geblieben, als die Spitze des schlanken Kirchthurms, das einzige Zeichen, wo Alagna gestanden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 35.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 246.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 13. Oktober 1836.

So is all her sect: an they be once in a calm, they are sick.
Shakespeare.

Die Ehre.

(Fortsetzung.)

Im Ganzen genommen konnte man sich kein schöneres Verhältniß als das meiner Freunde denken: er des heitersten Vertrauens voll, sein Glück ohne alle Geckenhaftigkeit genießend; nie habe ich ihn auf dem Wunsche ertappt, jünger zu erscheinen, eine Klippe, die in seinem Alter und in seinen Verhältnissen nur durch seine wirklich erhabene Herzenseinfalt zu vermeiden war; sie war die holdeste Mitte zwischen Kind und Frau. Oft, wenn sie geneigt war, sich seinem Willen unbedingt zu unterwerfen, trieb ihr das Bewußtseyn, daß sie jezt eine Ehefrau sey, einen Zug des niedlichsten Eigensinns auf die süßen Lippen und machte sie allen Männern, aber besonders ihrem eigenen, unwiderstehlich, so daß er ihr gehorchte wie ein Kind.

Auf einmal fing eine Laune an diesen Ehehimmel zu trüben: sie beklagte sich, daß ihr Mann nicht eifersüchtig sey. Er lachte und gab nicht Acht darauf; sie konnte es aber nach Art der verzogenen Kinder nicht leiden, wenn man irgend eine ihrer Neckereien mit Gleichmuth hinnahm, und kam immer wieder auf denselben Gegenstand zurück; durchaus sollte er sie durch Argwohn und Mißtrauen quälen. Er sagte freundlich: „Du gibst mir aber nicht die mindeste Veranlassung;“ sie erwiderte rasch: „So will ich es künftig thun, denn ich will sehen, ob du mich liebst, und ohne Eifersucht gibt es keine Liebe.“

Ich hörte dergleichen Diskussionen nicht ungern und dachte mir natürlich als den zunächst liegenden Prüfstein für des alten Herrn Liebe meine eigene Person; ich verfiel in eine angenehme Zerstreuung, aus der mich der General mit dem Vorschlage weckte, mit ihm spazieren zu reiten. Als ich wieder gekommen war und mich umgekleidet hatte, saß Caroline allein, schmollend im Wohnzimmer; endlich sagte sie: „es ist abscheulich!“ — „Was?“ — „Daß mein Mann nicht eifersüchtig ist.“ — „Ei,“ sagte ich mit halblauter Stimme, „ich wollte, er wäre es auf mich.“ Ein brennendes Roth überzog ihre Wangen, und hastig erwiderte sie: „Das wünschte ich gar nicht.“ Ich schwieg und fand leicht andere Gegenstände des Gesprächs, erschien mir aber an diesem Abend durchaus nicht bemitleidenswerth.

Am andern Morgen war eine militärische Feierlichkeit, und der General trat in voller Paradeuniform zu uns in's Zimmer. Er war eine der schönsten kriegerischen Gestalten: sein langer, starker, mit Grau durchwachsener Schnurrbart, und sein spärliches, fast weißes Haar erinnerten an seine vorgerückten Jahre; aber die weißen, unverlezten Zähne, das lebendige Auge, die von Sonne

und Geſundheit gebräunten Züge mit der ſtark gebogenen Naſe, die markige, große Geſtalt gaben der ganzen Erſcheinung ein Anſehen von Heldenthum und Kraft, das auch das Herz des jüngſten Mädchens hätte einnehmen können. Als er nun vollends ſein Roß, daſſelbe, das ihn in ſo vielen Schlachten getragen hatte, beſtieg, kam ich ſelbſt mir auf meinem gedehnten Engländer, mit meiner ſchlanken Gertengeſtalt recht unbedeutend und ſtutzerhaft gegen den Mann vor, auf deſſen Stirn die Erfahrung, und in deſſen Adlerauge der Blick des Feldherrn lag. Mit freundlicher Würde winkte er ſeiner Frau Lebewohl zu, und wir ritten von dannen. Mir war indeſſen unbehaglich zu Muthe, denjenigen, gegen den mein Gewiſſen nicht ganz rein war, ſo im Glanze ſeiner Würde und ſeiner Verdienſte vor mir zu ſehen.

Es galt die Verleihung einer neuen Fahne: die Truppen waren aufgeſtellt und ſpielten bei ſeiner Ankunft die prächtige Ouvertüre von Fr. Schneider auf den Deſſauer Marſch. Es war mir, als ſähe ich den alten Helden ſelbſt in der Perſon meines väterlichen Freundes durch die Glieder reiten; er ſah aus wie einer, der den Abend vor der Schlacht wohl hätte ſagen können: „lieber Gott, miſche du dich nicht darein, ſo will ich ſchon mit den Feinden fertig werden.“ Als die Ceremonie vorüber war, vergaßen die Soldaten ihre ſteife Haltung, und ein lautes, donnerndes Hurrah durchtönte die weite Heide, auf der wir uns befanden; mancher Tzako flog in die Luft und die Säbel klirrten, als ſtimmten ſie in den allgemeinen Jubel. Er wiſchte ſich eine Thräne aus der grauen Wimper und flößte mir in dieſem Augenblick eine ſo feurige Liebe ein, wie ſeine junge Frau es nie gethan hatte. Wir ritten langſam der Stadt zu, in die ich als ein beſſerer Menſch zurückzukehren glaubte. Ich war nun mit mir im Reinen und hatte meine Nebenbuhlerſchaft mit einem ſolchen Manne, und noch dazu bei ihr, die ihm durch alle göttlichen und menſchlichen Geſetze angehörte, für das erkannt, was ſie war: für ein laſſenhaftes Unrecht.

Caroline empfing uns, wie immer, freundlich, und bereitete ſich, nachdem Alles wieder in die gewohnte häusliche Ruhe getreten war, darauf vor, meine Huldigungen wie gewöhnlich in Empfang zu nehmen; indeſſen erfolgte nichts dergleichen, ich war ehrerbietig, verbindlich, aber meine gewöhnlichen Geckenphraſen und verſtohlenen Seufzer blieben diesmal aus. Dies reizte die junge Frau, und ſie drang in mich, ihr zu ſagen, was mir eigentlich fehle, worauf ich ihr nichts zu antworten wußte; zum erſten Male in ihrem Leben war ſie recht eigentlich kokett, ſprang plötzlich auf, ſuchte dies und jenes, warf ſich in irgend einer hübſchen Stellung wieder auf das Sopha zurück, lachte überaus lebhaft, und machte alle die kleinen Manövers, durch die junge Damen Männerherzen zu erobern trachten, und die wir ihrer Meinung nach für pure Natur halten ſollen. Der General ſah dieſen ganzen kleinen Kriegsapparat mit Nachſicht und Gleichmuth an, und ſagte nur wiederholt: „Du biſt ein Kind.“ Endlich, da er abgerufen ward, verſicherte ſie, daß ich mich in eine der Stadtſchönheiten verlieben müſſe; ich wehrte mich gegen dieſe Zumuthung; ſie fing an mich über meine früheren Herzensangelegenheiten zu examiniren; ich verſicherte ihr mit ziemlicher Wahrhaftigkeit, nie welche gehabt zu haben. Sie rief ein über das andere Mal: „Unmöglich! mit ein-und-zwanzig Jahren!“ So etwas war ihr nie vorgekommen! Endlich verließ mich die Geduld, und ich hatte die Impertinenz, ihr zu ſagen, daß ich ganz bereit ſey, mit ihr ſelbſt meine ein-und-zwanzigjährige Nachläſſigkeit wieder gut zu machen. Da ward ſie böſe, nahm ein Licht und ging haſtig in ihr Schlafzimmer.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wanderungen innerhalb Paris.

(Fortſetzung.)

Auf dieſem jetzt öden und verlaſſenen Platze zeigte vor Jahren der famöſe Eſprit ſeine Geſchicklichkeit, welcher, liberaler geſinnt als Basko, ſeine Kunſtſtücke unter freiem Himmel coram populo zum Beſten gab und ſeine Anrede an die Zuſchauer unausbleiblich alſo begann: „Messieurs et Mesdames, vous avez connu tous le fameux Esprit, qui a travaillé pendant quarante ans sur cette place; eh bien! c'était mon père, par consequent je suis son fils, avec votre permission.“ Mittlerweile fing er ſein Becherſpiel an und die burlesken Einfälle und Späße im Strom ſeiner Declamation erheiterten alle Umſtehenden und Vorübergehenden, und zwangen nicht ſelten den frommen Seelen, welche aus der Meſſe kamen, ein verſtohlenes Lächeln ab. Wo iſt endlich jener berühmte Zahnarzt hingekommen, welcher ſonſt auf eben dieſem Platze, nicht weit vom Eingang der Rue des Prêtres-Saint-Germain-l'Auxerrois und der jetzigen Redaktion des Journal des Débats ſtand? Dieſer ehrenwerthe Operateur auf freier Straße hatte keinen ſo prächtigen Aushängerahmen und keine ſo reiche Sammlung von Zähnen erlauchter Perſonen, als Herr Deſirabode im Palais-royal; aber er zeigte Jedem, der es ſehen wollte, eine große Schachtel voll Bandwürmern, wovon er eine indiſche Prinzeſſin befreit hatte, und was die Hauptſache war, er zog die Zähne ohne Schmerzen aus bei vollem Orcheſter und beim Klang der türkiſchen Trommel und der Clarinette. Das war höchſt ſpaßhaft

für die Badauds und wenig koſtſpielig für die Kinnbacken armer Leute.

Alle dieſe Nahrungsmittel unſchuldiger Neugierde hat man grauſamerweiſe den Pariſer Spießbürgern entzogen. Da ſie jezt nichts Beſſeres mehr zu thun haben, gehen ſie, wie andere Leute, auch einem beſtimmten Ziele und ihren Geſchäften nach, ohne alle Minuten zehn Mal ſtehen zu bleiben; ja aus Verzweiflung fahren die beutigen Badauds in den Omnibus, Favorites, Tricycles, Dames blanches, Dames françaiſes, Pariſiennes, Algeriennes u. ſ. w. Die Zeiten haben ſich ſehr geändert und mit ihnen auch Paris. Die einzigen Nachkommen dieſer originellen Pariſer Typen, von denen Mercier noch ſo oft erzählt, treffen wir noch an der Ecke des Quai des Morfondus, und auf dem Platz vor dem Palais de Juſtice an den Tagen, wo die Ausſtellungen der Verbrecher ſtattfinden. Wenn man dieſen guten Leuten noch den Pranger und das Wetterglas des Ingenieurs Chevalier entzöge, wären ſie zu ihrer einzigen Erholung auf die Morgue beſchränkt, denn Romane kann man zu Hauſe leſen.

Es lohnt ſich jezt nicht mehr der Mühe, auf den Brücken und an den Quais lange zu verweilen, wofern man nicht den Vortheil hat, Fiakergaul oder Cabrioletkutſcher zu ſeyn. Wir haben ſo ſchon einen zu langen Halt auf dem Pont-neuf gemacht; gehen wir daher ohne Weiteres an der place dauphine und der place des trois Maries vorüber und verfolgen wir rechts die Quais längs der Seine nach dem Hotel de Ville hinauf. Das waren vor drei Jahren noch holprichte, enge, niedrige Uferſtraßen, gegenwärtig hat man ſie erhöht, hübſch breit und gerade gemacht, mit Bäumen bepflanzt und dazwiſchen ſteinerne Bänke angebracht, auf denen aber erſt die Enkel der jezt lebenden Pariſer Schatten, Ruhe und Kühlung ſuchen werden. Wir betreten zuerſt den Quai de la Megiſſerie, welcher durch die neue Verbeſſerung viel von ſeinem ehemaligen originellen Ausſehen eingebüßt hat. Er hieß früher der Quai de la Ferraille und war der Sammelplatz jener liſtigen Gaudiebe von Werbern, welche im vorigen Jahrhundert hier ihr ſchändliches Geſchäft trieben und dabei nicht ſelten zu den burleskeſten und herzzerreißendſten Scenen Veranlaſſung gaben. Auch waren hier die Ausſtände der alten Eiſenhändler, deren Verbannung von dieſem Orte durch einen Beſchluß in einem Verſe ausgeſprochen wurde, der den Dichter Piis, den damaligen Generalſekretär der Polizeipräfektur, zum Verfaſſer hatte und alſo lautete:

Enjoignons aux vieux ferrailleurs
De vendre leur vieux fer ailleurs.

Ich zweifle ſehr, ob Mangin und Gisquet je ſo beſtimmt und vollends ſo poetiſch in ihren Ordonnanzen geweſen ſind. Heutzutage geht man auf den Quai de la Megiſſerie, wenn man Angelſchnüre und anderes Fiſchereigeräthe kaufen will. Wer Liebhaber von piede de mouton à la poulette iſt und gerade Hunger hat, kann die Paar Schritte noch machen und auf der Place du Chatelet beim Reſtaurant au veau-qui-tète einkehren, von deſſen Balkon herab er den Fiskus das Bett und die Möbeln der ſäumigen Steuerpflichtigen verkaufen, und die Siegesſäule mit dem Brunnen vor ſich prangen ſieht, die Napoleon in der Mitte dieſes Platzes errichtet hat.

Während noch in den Bezirken, wo die Reichen und Vornehmen wohnen, tiefe Stille herrſcht, während noch ſelbſt der Handwerksmann im Marais und am obern Ende der Rue Saint-Denis ſeinen Laden nicht geöffnet hat, ſehen wir hier bereits in früher Morgenſtunde das bewegteſte Leben, und eine Maſſe Käufer und Verkäufer im regſten Verkehr. Alle Plätze und Quais ſind mit Wagen bedeckt, welche beim Schein der halberloſchenen Laternen die Produkte des Landmanns in die Stadt geſchafft haben. Wächter ſtehen dabei, die Pferde ruhen aus und frühſtücken, während die Gemüſeverkäufer in den nächſten Straßen wie beſeſſen ſcheinen. Jeden Augenblick ſtoßen wir auf die leichten Fuhrwerke der Milchmädchen, oder gerathen in Gefahr, den Tiſch einer Gemüſe- und Obſthändlerin umzuwerfen, welche die beiden Seiten der Straße eingenommen haben. Daß die Pariſer eitel und leichtſinnig ſind, iſt allgemein angenommen; daß ſie ſehr hungrig ſind, wird Jeder eingeſtehen, wer den Marché des Innocens, den Hauptmarkt von Paris, mehrere Male beſucht hat. Es iſt unglaublich, welche Maſſe von Seefiſchen, Butter, Käſe, Hühnern, Kälbern, Eiern, zahmem und wildem Geflügel ihnen alle Nacht zugeführt wird; vom bloßen Anſehen kann man ſchon ſatt werden. Im vergangenen Jahre hat Paris für 4,229,588 Franken Seefiſche, für 1,118,971 Auſtern, für 1,260,873 Wildpret, für 1,532,636 Butter verzehrt, und außerdem noch 1,569,536 Kilogramm Trauben, 72,474 Ochſen, 70,739 Kälber, 361,109 Hämmel und 95,336 Schweine aufgeſpeist. Alle dieſe Lebensmittel werden bei Nacht in die Stadt geſchafft; alle Morgen vor Tagesanbruch beginnt ein nächtlicher Markt, wo die Früchte, Gemüſe, Fiſche, Eier und andere Lebensbedürfniſſe en gros verſteigert werden, welche dann die Kleinhändler am Tage wieder im Detail abſetzen. Von Mitternacht an ſezt dieſer Verkehr den Stadttheil um den Marché des Innocens herum in induſtrielle Bewegung; denn hier iſt gewiſſermaſſen der Centralpunkt, wo alle Verkäufer ankommen. Um vier Uhr Morgens iſt dort ein Höllenlärm, erſt gegen Mittag wird es ſtiller, bis endlich Nachmittags völlige Ruhe eintritt.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts beſtand der Marché des Innocens noch nicht; zwei-und-zwanzig Kirchſpiele ſchickten dorthin ihre Todten, und dieſer Platz

war seit achthundert Jahren ein Friedhof. Eine verdeckte, düstere, feuchte, von öffentlichen Schreibern und Modehändlerinnen bevölkerte und mit Grabsteinen und Todtenkränzen angefüllte Galerie umgab diese Begräbnißstätte, welche Cimetière des Innocens hieß. An der Ecke, welche heutzutage die Rue Saint-Denis und Rue aux fers bildet, stand die Pfarrkirche des Innocens. In den Jahren 1724, 25 und 37 beklagten sich die angrenzenden Bezirke über das Fortbestehen dieses Kirchhofs, und trugen auf eine Verlegung desselben an, weil seine Ausdünstungen die Gesundheit der Anwohner ernstlich gefährdeten. Dieselben Klagen wurden in den Jahren 1746 und 55 wiederholt, fünf-und-zwanzig Jahre später aber erst berücksichtigt. Zu Anfang des Jahres 1780 nämlich beauftragte der Pariser Polizeilieutenant zwei Aerzte, Cadet de Vaux und Fontane, über den Gesundheitszustand des Kirchhofs des Innocens Bericht abzustatten, welcher dahin lautete, daß dieser Gottesacker ein wahrer Pestherd für ganz Paris sey, worauf denn beschlossen wurde, daß er in einen Markt umgeschaffen werden solle. Erst sechs Jahre hernach begannen die nothwendigen Vorarbeiten zu dieser Umwandlung. Die alten Gebäulichkeiten umher wurden abgerissen, man grub die Erde des Kirchhofs ziemlich tief aus und schaffte die Todtenknochen in die Katakomben im Süden der Hauptstadt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

(Beschluß.)

Bentons Diorama. Santa Croce von Florenz.

Die Handlung dieses ganzen, von Künstlergeschick in Scene gesetzten Trauerspiels der Natur ist so richtig gedacht und so schön ausgeführt, daß ein Erkennen der Täuschung fast unmöglich wird. Ueberall ist Wahrheit, in dem ersterbenden Klange der Lärmglocke, wie in dem Einbrechen der Finsterniß, in dem Erstehen des jungen Tages, wie in dem langsamen Erglühen der Felsenriffe auf den schneebedeckten Bergen, in dem Hervortreten der kleinen Hütte, wie in dem Auftauchen des Dörfchens mit seiner Kirche und seiner Thurmspitze. Gleich gerechte Anerkennung verdient das zweite Gemälde, das Innere der Kirche Santa Croce, des Pantheons von Florenz, versinnlichend, und gerade, daß der Künstler ein solches Gemälde dem ersten folgen läßt, ist eine kluge, dankenswerthe Wahl. Das von Schnee und Eiszacken geblendete Auge und die von den furchtbaren Höhen, den Gefahr drohenden Abgründen und dem weiten Grabe der Vernichtung geschreckte Phantasie, beide ruhen in einem neuen Gefühle des Staunens und der Bewunderung aus. Wer je den schweren, dunkelfarbigen Vorhang zurückgeschlagen, der vor dem mächtigen Portale von Santa Croce niederhängt, und, sey es im rothen Glanze der untergehenden Sonne oder im Silberlichte des aufgegangenen Mondes, längs der ungeheuern Halle und ihrer Seitenflügel einen Blick hinaufgeworfen, und ihre edeln gothischen Bogen und die achteckigen Säulen geschaut hat, schillernd in aller Pracht der Regenbogenfarben und angehaucht von jener stillen, religiösen Feier, die uns so vielbedeutend sagt, was wir sind, der muß vor Bentons Diorama Santa Croce sogleich erkennen. Das edle, alterthümliche Gebäude, eines der schönsten Denkmäler der geistlichen Baukunst aus dem dreizehnten Jahrhundert, begegnet dem Auge in der vollen Sonnenfülle eines italienischen Mittags; nichts entgeht dem hellen, durchdringenden Lichte, das theils in tausend bunten Tinten durch die hohen, engen Fenster von gefärbtem Glas, theils in einem langen gelben Streif durch das unverhangene Portal hereinfällt. Jetzt ruht es zur rechten Hand voll auf dem Sarkophage Michael Angelo's und auf den Marmorstatuen, welche das Grab dieses größten Malers, Bildhauers und Architekten einer großen Zeit schmücken, bis es langsam nach seiner Büste aufsteigt. Dann zeigt sich, hinter einer der Säulen eines Seitenaltars hervor, das Grab von Petrus Michalius, und ein matter Lichtschein berührt die edle Statue des trauernden Italiens, die über Alfieri's Sarge weint. Auch eine Statue Machiavels, auf seinem Sarkophage ruhend, wird voll sichtbar, während das einzige Monument, welches die Perspektive zur linken Hand erblicken läßt, dem unglücklichen Galileo gehört: Namen, Denkmäler und Erinnerungen, die selbst von den herrlichen Altären, von den schlanken Säulen, von den stolzen Pfeilern und von allen übrigen Wundern der edelsten Baukunst die Aufmerksamkeit gewaltsam abziehen. So oft das Auge den ungeheuern Raum durchwandert, wo noch Weihrauchduft umherzieht, oder geblendet wird vom Glanz der im Sonnenlichte spiegelnden, hell polirten metallenen Leuchter, kehrt es unwillkührlich zu den Grabstätten jener großen Todten zurück, deren Namen ihre Denksteine überdauern werden. Allmählich aber sinkt die Beleuchtung, bis fast unbemerkt die Dämmerung eintritt. Einige Statuen auf Michael Angelo's Grabe trifft der letzte Sonnenstrahl, ein letzter Schimmer verweilt bei Alfieri's Monument, dann wird die Dämmerung zum Spätabend. Die Kirche erscheint kalt, grau, nebelig; das tiefe Dunkel der Mitternacht fällt ein; doch kaum hat sich das Ganze in ihren schwarzen Schleier gehüllt, so werden die Lampen und Lichter angezündet, die theils von den Säulen niederhängen, theils auf den Altären stehen. Das weite Gebäude wird wieder hell, mit Andächtigen füllen sich die leeren Sitze, die erhabene Feier der hohen Messe beginnt, die Orgel tönt, der Weihrauch wirbelt auf, das Klingen des silbernen Glöckchens verkündet das Erheben der Hostie, und sobald die Töne ersterben, erlöscht das künstliche Licht. Aber bald dringt durch den grauen Dämmerschein die volle Rosengluth der aufgehenden Sonne, und in der Fülle ihres ersten Glanzes strahlen das Schiff und die Flügel und die Denkmäler. Die Schau ist zu Ende, nicht die Bewunderung des Zuschauers. So lange jene währt, kann nur äußere Störung ihn erinnern, daß die Bilder, die er sieht, Bilder sind, und wenn er den Saal verläßt, muß es ihm unmöglich dünken, daß Alles, was er gesehen, von Menschenhand mit gewöhnlichen Farben auf eine glatte Fläche gemalt ist. Ich wünsche, daß es recht vielen Lesern beschieden seyn möge, von der Wahrheit des Gesagten durch eigenen Augenschein sich zu überzeugen, und die Gelegenheit dazu dürfte ihnen auch ohne eine Reise nach London geboten werden, denn ich höre, daß das Diorama nächstens eingepackt und durch Frankreich nach Deutschland gesendet werden soll. Kommt es dort wohlbehalten an, so will ich mir gerne den Vorwurf gefallen lassen, daß meine Beschreibung das Beschriebene weniger erreiche, als die Gemälde das Gemalte. W. S.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 247.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 14. Oktober 1836.

— Das Anschaun thut mir Gnüge,
Im Widerwärt'gen große tüchtige Züge!
Goethe.

Wanderungen innerhalb Paris.

(Beschluß.)

Jezt laufen rund um den Platz hölzerne, bedeckte Galerien, welche erst im Jahr 1813 erbaut worden sind und unter denen die Detailverkäufer ihre Waaren feil halten. Das sind die berüchtigten Hallen von Paris, jener großen, eiteln Stadt, welche man heutzutage von allen Ecken und Enden der Welt aufsucht, wie man vormals nach Jerusalem zu dem heiligen Grabe pilgerte. Dort unter jenen kahlen Brettern und Dachziegeln, auf jenem schmuzigen Pflaster hackt die Civilisation der Welthauptstadt ihr Futter klein und bereitet ihr das Blut, dessen sie bedarf, um nicht zu sterben. Man nehme plözlich der Riesenstadt diese verpesteten Schoppen, diese lumpenbekleideten Weiber, welche sich darunter wie Würmer in einem Leichnam bewegen, und Paris ist morgen todt; die schönen Damen, welche sich in Seide und Perlen kleiden und in's Bois de Boulogne fahren, welken in ihren Spizen und Sammtkrägen dahin wie Orangenblüthen; man ersticke das Volk der Hallen, und das Volk der Paläste erstickt mit.

Wenn man die Bewohner der Hallen ansieht, sollte man meinen, jene Männer und Frauen seyen zwischen den Pflastersteinen herausgekommen, worauf sie sich herumtummeln. Da stehen sie immer mit denselben Gesichtszügen und denselben Gedanken, ohne Erinnerung an die Vergangenheit, ohne Hoffnung für die Zukunft. Die neuere Bildung ignorirt sie und sie ignoriren die neuere Bildung. Wenn sich Paris um einen Stadttheil oder um eine ganze Vorstadt vergrößert, so schicken sie eine Colonie dorthin; aber das geschieht instinktmäßig, ohne daß sie fragen oder wissen, warum. — Unter den Galerien der Hallen begegnet man nicht selten ganz fremdartigen Profilen; dort sieht man noch Köpfe, wie sie einem sonst nirgends erscheinen, außer in schweren Träumen, in den Deckengemälden Michel Angelo's und in Dantes Hölle. Die Sprache der Halle gleicht ganz ihren Bewohnern; sie besteht aus einem Idiom, wobei einem die Zähne klappern, wenn es mit seinen schweren, eisernen Worten dawider schlägt. Diese Leute haben so großartige Zusammenstellungen und Bilder, daß das Triviale darin erhaben wird; der Cynismus kleidet sich bei ihnen in Formen, daß wir nicht mehr an seine Nacktheit denken. Auffallenderweise sind die eigentlichen „Damen der Halle" meist schwach und verkrüppelt; sie haben nicht die kräftige Constitution ihrer Männer, und ihre magern, abgestorbenen Gestalten erregen Mitleid und Erbarmen. Nur die Sprache haben sie mit den Männern gemein. Es gibt unter ihnen so zarte Geschöpfe, daß, wenn man sie schimpfen hört, man sich erstaunt fragt, woher denn der Athem gekommen, welcher einen so derben, krassen Fluch ausgestoßen. Das Wort

„Civilisation," worauf der Pariser so stolz ist, existirt für die Bevölkerung der Hallen fast gar nicht, und sie werden es auch nie begreifen. Es muß immer einen Gipfel und eine Basis geben; Reichthum bedingt Armuth, wie der Tag die Nacht, und so lange es noch Glückliche gibt, wird es auch Unglückliche geben. Wo gibt es denn ein Mittel, die Damen der Hallen, die Lumpensammler und Bettler abzuschaffen? und wer soll denn die Gesellschaft aufrecht erhalten, wenn man den Grundstein derselben aus seinen Fugen rückt?

Wie schon bemerkt, war der heutige Marché des Innocens ehemals ein Kirchhof, wo die Pariser acht Jahrhunderte lang ihre Todten bestatteten, bis die Polizei eines Tags diese ganze Vergangenheit in die Katakomben schaffen ließ. Gegenwärtig liegen wieder Todte auf diesem Platze begraben, welche, wie es ihnen vor sechs Jahren verheißen wurde, in's Pantheon kommen sollten, einstweilen aber dort verfault sind und durchaus keine Sicherheit haben, ob das Pantheon oder die Katakomben ihre Gebeine aufnehmen werden. Ich habe mich vergebens unter den staubigen Cypressen- und Immortellenkränzen nach einigen ihrer Namen umgesehen; der Regen hat sie auf den Grabkreuzen verlöscht, und wenn man bei Jemand in der Nachbarschaft darüber Auskunft sucht, erhält man keine Antwort. So sind einmal die Pariser: sie haben Alles erlebt, gethan und gesehen, sie treiben tausenderlei Handwerk, schlagen und amüsiren sich, schimpfen und versöhnen sich wieder, blasen sich auf und fallen wieder zusammen, sind eitel und bescheiden, höflich und grob, verschlagen und tölpelhaft, glauben an Alles und an Nichts, sind hart und gefühlvoll, tapfer und prahlerisch, stürzen wie Löwen den starrenden Bajonetten entgegen, oder fliehen wie eine Lämmerheerde vor einem Schäferhunde, wechseln mit dem Winde oder mit dem Monde, lieben die Künste und richten den Handel und die Industrie zu Grunde, sind alte Kinder, welche singen und weinen, eiskalten Herzens das Leichengefolge Lafayettes und Sieyes nach dem Kirchhof vorüber schreiten sehen und sich mit Wuth in die Fünambules drängen, um Thränen der Rührung über das Wiederauftreten ihres Hanswurstes Debüreau zu vergießen, der so eben von einer Mordanklage freigesprochen worden.

Die Ehre.

(Fortsetzung.)

So sind die Frauen, sie geben sich alle Mühe, uns zu irgend einer Unschicklichkeit zu provoziren, sobald wir sie aber begangen haben, hüllen sie sich in das Gewand verletzter Würde und thun, als hätten sie kein Wässerchen getrübt. Ich ging lachend zu Bette: nie war mir Caroline so wenig verführerisch erschienen, als heute, und ich glaubte nun meiner selbst vollkommen sicher zu seyn; aber dieselbe Revolution, die den Tag vorher der Anblick ihres Mannes in seiner einfachen Würde bei mir hervorgebracht hatte, mochte bei ihr der Gedanke, ihre eigene auf's Spiel gesezt zu haben, veranlassen: sie war viel zu feinfühlend, um sich nicht ihres ungeschickten Betragens bewußt zu seyn, und den andern Morgen war sie Alles, was man sich Liebliches und Holdes denken kann, sie war, wie sie mir das erste Mal vor die Augen trat, nur daß ein leiser Anflug von Verlegenheit ihre großen Augenlieder manchmal zur Erde senkte.

An diesem Tage wurde der Besuch einer Freundin erwartet, die ein paar Wochen bei ihr bleiben sollte. Diese war ihr an Jahren weit vorausgeeilt, aber eine der Frauen, deren Herz ewig jung bleibt. Sie hatte einige nicht ganz üble Romane geschrieben, und ihr Inneres war eine wahre Vorrathskammer von schönen Gefühlen, Zärtlichkeiten, verfehlten Bestimmungen und zerrissenen Herzen; sie nannte alle Männer, die ihr etwas Dichterhaftes zu haben schienen: „Theuerster, Bester," und alle Frauen: „süßes Wesen, holde Seele" u. s. w. — Obgleich sie selbst eine Frau von unangefochtenem Rufe war, so schienen doch Liebe und Poesie so sehr die Elemente ihres Lebens zu seyn, daß sie sich nie entschließen konnte, den Maßstab der Moral an Herzensverhältnisse zu legen; sobald sie gerührt war, war sie entwaffnet. Man erzählte mir folgende Geschichte von ihr. Ihre Jugend fiel in jene Zeit, wo die Gebrüder Schlegel eine wohlthätige Revolution in der deutschen Literatur hervorgebracht hatten, und ihre Verehrung für diese Dichter war unbegrenzt; es war ihr bald gelungen, mit Friedrich Schlegel eine Korrespondenz anzuknüpfen, die ihr das Recht erwarb, ihn nach der Terminologie damaliger Feinempfinder und Schöngeister „mein Schlegel" zu nennen; er hatte eine Reise unternommen, auf der er ihr Landgut berühren sollte, und sie erwartete ihn täglich, als der eintretende Bediente ihrem Harren plötzlich durch die Anmeldung: „Herr von Schlegel wünscht seine Aufwartung zu machen," ein Ende machte. Es trat ein Mann in Uniform und Schnurrbart in das Zimmer, aber vom Enthusiasmus verblendet, breitet sie ihm beide Arme entgegen und ruft wonnetrunken: „mein Schlegel!" Der Mann zieht sich bescheiden zurück und stottert, er sey nicht derjenige, den sie wahrscheinlich erwarte, sondern der Obrist des nahe garnisonirenden Husarenregiments, Namens Schläger; statt aus der Fassung zu kommen, sagte sie ihm bloß: „auch gut, mein Lieber!"

Diese Dame also, mit ihrer durch Poesie modificirten Moral, war gewiß die übelgewählteste Gesellschafterin für eine junge, lebhafte Frau; indessen war sie Carolinen schon vom Vaterhause her befreundet, und im Uebrigen bei all ihren Sonderbarkeiten eine äußerst interessante

Frau. Bei ihr konnte das Gespräch nie auf den gewöhnlichen Alltagsbeziehungen haften, meist drehte es sich um die Literatur. Einst sprachen wir von Werther, einem Buche, das junge, zur Liebe geneigte Herzen gerne zum Gegenstand ihrer Unterhaltung wählen. Caroline kannte es nicht, und Frau von R. gab es ihr Abends mit in ihr Schlafgemach und drang in sie, sich durch die Philosophie des Buchs hindurchzuarbeiten und es mit rechter Aufmerksamkeit zu lesen. Der General mußte am Morgen früh ausreiten, und ich begleitete ihn; um eilf Uhr kamen wir nach Hause und fanden das Frühstück zwar auf dem Tische, aber die Damen nicht gegenwärtig; als nach ihnen geschickt wurde, hieß es: die gnädige Frau liege noch zu Bette. Erschrocken eilte der General in das Schlafzimmer, kam aber bald darauf lachend wieder und erzählte, er habe seine Frau schluchzend im Bette gefunden und Frau von R., in Thränen aufgelöst, über sie hingebeugt; auf die Frage, was es gebe? habe man ihm stumm mit dem Finger den Werther gezeigt. „Sie wird aber gleich kommen," fuhr er fort, „denn sie hat sich tüchtig geschämt." Bald erschien sie auch, noch etwas verweint und neben ihrer Freundin unaussprechlich lieblich, denn es war eine Verschiedenheit der Rührungen in diesen beiden Gesichtern, die ganz zum Vortheil Carolinens gereichte. Sie war ergriffen von der Neuheit des Eindrucks, von der Schönheit des Buchs, und indem man über sie lächelte, freute man sich des unverfälschten Gefühls, das dem Buche diese unzweideutige Huldigung darbrachte; Frau von R. dagegen schwelgte in übertriebenen Ekstasen; sie hatte sich offenbar in den Zustand hineingearbeitet, in den Caroline sich selbst unbewußt gerathen war. Dieser Morgen war mir gefährlich. Es wurden nach diesem Anfang natürlich mancherlei, das Herz aufregende Gesprächscapitel fortgesponnen, denn Frau von R. sprach außerordentlich gut und geistreich, verstand uns auch so gut zu fesseln, daß die späte Eßstunde uns Alle glühendroth und im Innern nichts weniger als ruhig überraschte. Kaum saßen wir wieder zusammen, so war noch etwas von unserm Gespräche nachzuholen, und so fanden uns der General und der Thee noch immer beim selben Capitel, und den ganzen Tag war fast von nichts die Rede gewesen, als von Liebe.

In den nächsten Tagen und fast täglich, so lange Frau v. R. bei ihren Freunden war, wurden Mondscheinspromenaden unternommen, und ich erinnere mich einer, bei welcher ich Caroline den Arm gab, während das ältere Paar, das sich wohl und lebhaft unterhielt, vor uns ging. Es war eine der warmen Nächte, die von Zeit zu Zeit wie schöne Träume aus dem Paradiese sich auf Deutschland herniederlassen; wir gingen im Schloßgarten auf einem Platze, der die Täuschung, daß man sich in Kaschemir oder Granada befinde, vollkommen hervorrief; Cedern erhoben sich, stolz und traurig in sich selbst zurückgezogen, in den Nachthimmel, Palmen wiegten ihre schlanken Blätter, Orangen und Citronbäume dufteten schweigend in die stille Nachtluft, und ferner ertönte eine Tanzmusik. Caroline sagte: „Könnte man doch das Gefühl, das ein solcher Sommermondschein anregt, in ein Wort zusammenfassen! es wäre das Zauberwort der deutschen Poesie." — „Das Wort," erwiderte ich nur ihr hörbar, „heißt — Sehnsucht!" — Sie ging still weiter. Ich konnte dem Eindrucke dieser Umgebung und ihrer Nähe nicht widerstehen, und ein leichtes Zittern befiel mich, das sich meinem Arme mittheilte; sie fragte mich, was mir fehle. Ich zwang mich zum Lachen und sagte ihr: „Ich trage das Zauberwort der deutschen Poesie, denn Sie sind die Sehnsucht und was sie stillt." — Sie wollte meinen Arm lassen, aber ich drückte den ihrigen fester an mich, und beeilte meine Schritte ein wenig, so daß wir nun neben dem General gingen. Er zog uns in's Gespräch, wir antworteten beide, so oft es seyn mußte, aber ich hielt den weichen Arm und die kleine Hand, die sich der meinigen nicht entzog, fest an meine Brust gedrückt, und beging die Verrätherei, während dessen unbefangen neben dem Manne herzugehen und freundlich mit ihm zu sprechen. Endlich trennten wir uns unter der Hausthüre, aber lange noch lag ich im Fenster und kühlte meine heiße Brust in der Nachtluft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Osnabrück, September.

Möfers Denkmal.

Der lang, aber unter ungünstigen Verhältnissen stets vergeblich genährte Wunsch der Osnabrücker, ihrem großen Landsmann Justus Möfer ein seiner würdiges Denkmal zu errichten, war endlich durch die vereinten Bemühungen eines, unter dem Protectorate eines verehrten Prinzen des königlichen Hauses zusammengetretenen Vereins hochgestellter und patriotischer Mitbürger, durch gesammelte Beiträge aller Verehrer Mösers im Weichbilde der Stadt und wo sein Name genannt wird, und durch die seltene Meisterschaft eines jungen Künstlers seiner Ausführung entgegengeführt. Verhüllt in die alt-osnabrückschen Farben, roth und weiß, stand das Bild auf seinem Sockel, nur Eine Hand lehrend und segnend aus dem Schleier der Hüs vorstreckend, den die zuströmende Menge erwartungsvoll umstand; es war der 12te September durch ergangene Einladungen als der Tag der Inauguration verkündigt. Demnach versammelte sich am Morgen dieses Tages der Möfer-Verein, Militär und Civil, katholische und evangelische Geistlichkeit, Vornehm und Gering im benachbarten Gebäude der königlichen Justizkanzlei, und zog auf das Signal dreier Kanonenschüsse zum Standbilde, an dessen beiden Seiten Tribünen für den Verein und für ein Sängerchor errichtet waren; ein Musikcorps stellte sich hinter dem Bilde auf, und der Kreis der Verehrer Mösers schloß sich um das geheimnißvolle Bild, in weiterm Ringe umgeben von der Menge des Volks und theilnehmenden Frauen, und in so weit vom Wetter begünstigt, daß es nach mehreren Regentagen, bei fortdauernder Wolkendecke, doch eben jetzt nicht regnete. Da trat der Vorstand des Vereins, der

Geheimerath und Landdrost von Bar vor, und entwickelte in einer höchst gehaltvollen Rede in großen Umrissen die Verdienste Mösers, am Schlusse derselben mit bewegter Stimme öffentlich seinen Dank bringend den Manen des großen Verstorbenen für das einst genossene Wohlwollen und die unvergeßlichen Stunden seiner Nähe. Ihm folgte ein zweites (Ehren-) Mitglied des Vereins, ein geborener Osnabrücker, jetzt Mitglied des höchsten Gerichts, die vorige Rede aufnehmend und näher im Einzelnen ausführend, und zum Schluß mit gepreßter Stimme auch öffentlich dankend, daß er, dessen bedrängter Jugend sich der Gefeierte auf das Väterlichste angenommen, diesem seine ganze bürgerliche Existenz verdanke. Der aufgestellte Sänger- und das Musikcorps füllten die Pausen vor und nach dieser Rede mit eigens zu dieser Feier gedichteten Gesang- und geeigneten Musikstücken, und nachdem schließlich ein dritter Redner aufgetreten war, und zum Schluß seiner Rede die Enthüllung des Bildes ausgesprochen hatte, da sank der Mantel, und das schöne blanke Erzbild stand frei vor Aller Blicken. Eben trat die Sonne aus dem Gewölk hervor, die Fanfare rauschte, Kanonen donnerten darein, aber schweigend stand die Menge mit unbedecktem Haupte, überwältigt vom Gefühle der innigsten Verehrung, das nun in einen schönen Männerchor (nach der Kreutzerschen Composition „die Kapelle“) überströmte, und dann erst Zeit fand, sich in lautem Beifall über das gelungene Werk zu äußern. Auf einem einfachen Sockel, umgeben von einem eisernen Geländer mit vergoldeten Spitzen, mitten auf einem regelmäßigen, rings mit Bäumen umgebenen Platze erhebt sich das Standbild von Erz, colossal, 22 Centner schwer. Möser steht, das Gewicht des Körpers gleichmäßig auf beide Füße vertheilt, in ruhiger, würdevoller Haltung, gehüllt in einen Mantel, mit der linken Hand eine Pergamentrolle und einen Band, seine Osnabrückische Geschichte, haltend, die rechte vorstreckend, halb lehrend, halb segnend. Unter dem Mantel erblickt man den Staatsrock, das Haupt deckt eine einfache Perrücke, Alles so schön zum Ganzen harmonirend, daß nichts stört. Das Gesicht ist sprechend ähnlich nach einem noch vorhandenen Bilde aus Mösers kräftigen Jahren; aber die größere Aehnlichkeit, wie die Vollendung dieser Statue liegt im Charakter des Ganzen, in der patriarchalischen Würde, Einfachheit und Biederkeit, die ganz so wiedergegeben sind, wie sie im Charakter und im Wesen Mösers, nach dem Zeugniß seiner Schriften und der Generation, die noch mit ihm gelebt hat, begründet lagen. Ehre dem Möser-Verein, der sein Werk so herrlich hinausführte, und Ehre dem jungen Künstler, der in diesem seinem ersten größern Werke neben Mösers Namen auch den seinigen verherrlicht! Es ist Friedrich Drake, ein Schüler Rauchs, der zur Aufstellung seines Bildes persönlich herübergekommen war, und der, außer der Bewunderung seines Werkes, für seine große Bescheidenheit die Liebe Aller, die ihn näher kennen lernten, mitgenommen hat. Ihn begleiten Aller Wünsche, daß ihm oft Gelegenheit werden möge, sein Talent zu bewähren, und daß ihm namentlich in nächster Zukunft das Beethovensche Monument übertragen werden möchte. Man erzählt sich, daß er, nachdem er sich mit Mösers Gestalt und Wesen nach allen aufgebotenen Hülfsmitteln vertraut gemacht, seinen Meistern Rauch und Tieck in Berlin die Ansicht eröffnet habe, der Statue müsse die sonst ungewöhnliche Stellung des gleichmäßigen Ruhens auf beiden Füßen gegeben werden, was beide Meister als sehr bedenklich Anfangs zurückgewiesen. Der junge Mann habe sich aber von dieser ihm lieb gewordenen Idee nicht losreißen können, habe das Modell darnach angefertigt, seinen Meistern gezeigt, und nun zur Belohnung ihre ungetheilte Zustimmung erhalten. Und in der That scheint jetzt, da das Ei des Columbus steht, der Charakter Mösers kaum eine andere Darstellung zuzulassen. Aber wenn gleich die Schönheit des Bildes vorzugsweise im Ganzen zu suchen ist, so ist doch auch fast alles Einzelne in höchstem Grade gelungen, von der Perrücke, die in einer dicken Masse sich in den Nacken biegt, bis zum Hackenschuh mit der Schnalle, die Strümpfe und ihre kleinen Falten nicht zu vergessen. Von größter Wirkung aber ist der Mantel mit seinen breiten, schlichten Rückenfalten, gekräuselter über beiden Armen. Nur indem er beide Schultern mit seiner breiten Fülle bedeckt, wird er Ursache, daß der Kopf der Statue vielleicht etwas zu klein erscheint. Auch fällt der patriarchalische Ausdruck der Statue dadurch etwas in's Clericalische, daß der Band Osnabrückischer Geschichte, bei der Unmöglichkeit, die Aufschrift zu erkennen, leicht für eine Bibel und die Pergamentrolle für eine Bulle gehalten wird, was einen Spaßvogel zu dem Scherze veranlaßt hat, in einer zum Dom gehörigen katholischen Bauerschaft zu erzählen, es sey der Dr. Luther, der den Dom bedrohe; ein unüberlegter Scherz, der nach der dadurch herbeigeführten Aufregung dem Bilde leicht hätte Beleidigungen zuziehen können, die man in der That ernstlich genug befürchtet hat, um in den katholischen Schulen, wie in der Domkirche, auf Veranstaltung Sr. Hochwürden des Bischofs, der selbst Mitglied des Möser-Vereins war, deßfallsige Belehrung ergehen zu lassen. Ein anderer Tadel bezieht sich auf den zwar in angemessenen Verhältnissen, aber aus weißem Sandstein errichteten Sockel, den man in seiner schönen Einfachheit lieber aus Granit sähe. Es darf dies jedoch nicht eigentlich ein Tadel, sondern nur ein unerreichter Wunsch genannt werden, indem die Geldmittel des Vereins weder zu einem reichern, mit vier allegorischen Erzfiguren umgebenen Postamente, wie es der Künstler wünschte, noch auch zu einem Würfel von Granit hingereicht haben. Doch zurück zu unserm Feste. An die Morgenfeier schloß sich, nach guter deutscher Sitte, ein reiches Mahl, an dem gegen 150 Personen Theil nahmen, in einem öffentlichen, schön und sinnig, zum Theil mit Reliquien des gefeierten Mannes dekorirten Saale. Bei rauschender Musik folgte den Toasts auf den König und den hohen Protector des Vereins das Andenken Mösers und ein dem Künstler und dem Möser-Vereine dargebrachtes Lebehoch; Festgesänge circulirten. Das evangelische Gymnasium überreichte durch seinen Director eine lateinische Votivtafel, und die Liedertafel trat auch hier zu einigen schönen Gesängen zusammen. Dies währte bis zum Theater, wo die Pichlersche Truppe ihrerseits die Feier fortsezte, indem auf einen Prolog ein allegorisches Festspiel, das Beifall fand, und dann Nathan der Weise folgte. Den Schluß des schönen Tages bildete ein von der Bürgerschaft veranstalteter Fackelzug, der im Kreise um das Standbild dieses auf eigenthümliche Art beleuchtete. Blumentetten gingen aus den Händen kleiner Mädchen in die der ältesten Bürger über, die den Gefeierten noch gekannt hatten, und die nun sein Monument damit bekränzten, und nochmals vereinigten sich tausend Stimmen zu einem donnernden Lebehoch. Heute nun steht das schöne Bild ruhig und würdevoll da, wie es in alle Zeiten stehen bleiben möge, eine Zierde der Stadt und eine Ehre für sie, wie für den Gefeierten. Seine Gebeine aber hat man unberührt in ihrem Grabe in der St. Marienkirche ruhen lassen, und hat wohl daran gethan; es bleibt aber den Dienern dieser Kirche nunmehr vorbehalten, den einfachen Leichenstein auf einfach würdige Weise zu bezeichnen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 248.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 15. Oktober 1836.

Der eigenthümliche Reiz, welchen das Pflanzenreich auf die Seele des Menschen hat, ist das Gefühl von der noch unmittelbareren, gleichsam leiblicheren Nähe und Einwirkung der bildenden Mutterkraft; es sind die Gedanken, die Gefühle der jungfräulichen Bildnerin selber, welche da, strahlend in den Farben des Regenbogens und in sinnvoller Gestaltung, dunkel, in ihrer Bedeutung aber tief ergreifend, wie die Bildersprache des Traumes, dem denkenden Geiste begegnen.

G. H. Schubert.

Ueber das Poetische in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

Zweiter Artikel.

Nach den im ersten Artikel enthaltenen Bemerkungen über das Poetische in der unorganischen Natur, wenden wir uns zur organischen Welt. — Wir treten hinaus in das Freie, und haben wir die Sonne und den blauen Himmel begrüßt, dann ist es besonders die Pflanzenwelt, die uns anzieht und beschäftigt. Auch bei der Schöpfung ging sie, der heiligen Urkunde zufolge, den Thiergeschöpfen voran. In ihrer reichen Welt ist wieder, was uns vor allem anzieht und erfreut, das in der Pflanze, wenigstens beim Beginn derselben und selbst noch der Blumen und Früchte, vorherrschende Grün, die Farbe der Hoffnung mit Recht genannt. Wie mannichfaltig sind seine Abstufungen: vom hellsten, gelb erscheinenden Grün, wie es im zarten, glänzenden Birkenlaub oder auch in der beginnenden Saat uns anlächelt, durch das volle, gesättigte Dunkelgrün südlicher Gewächse hindurch, bis zum finstern Nadelholz, das aus der Ferne schwarz erscheint. Grün ist schon in gewöhnlicher Sprache ein symbolisches Wort für alles Frische und Lebendige. Welch eine balsamisch gesunde Farbe für das Auge, welches auf ihr verweilt, wie erquickend und sanft belebend, wenn wir nach Stunden und Tagen, die wir in engen, dunkeln Zimmern zugebracht, in die grüne, frische Freiheit des Landes flüchten! Die hellern, höhern Farben der Natur, namentlich das schöne Roth, müssen wir uns nur als starkes Gewürz vorstellen, welches da ist, um die gewöhnliche Nahrung für das Auge, die sanfteren und dunkleren Farben, mehr zu beleben.

Welch ein Reichthum der Formen, von der Wurzel an bis zur Krone! Stamm, Stengel, Blatt, Kelch und Blumenkrone, Frucht und Saamen, wie mannichfaltig und wechselnd Alles, und doch in Allen nur Eines wiederholt. Selbst die Dornen sind nur veränderte Blätter oder Blattstiele, Anfangs weich, erst später verhärtend und stechend, gleich dem Charakter mancher Menschen, der einst in der glücklicheren Jugend weich und mild gewesen war. Das Wort Blume allein schon ist zur Metapher geworden, bei deren Klang uns angenehme Bilder vorschweben: Frühling und Garten und Wiese, Jugend und Schönheit und Liebe. Wie die Blume der Gipfel des Pflanzenlebens ist, so bezeichnen wir alles Höchste, Kräftigste, Schönste, Köstlichste damit, und in diesem Sinne ist das Gehirn die Blume des Rückenmarks. So war den Altgriechen die Blume des Mehls das feinste, so sprachen auch sie schon von der Blume des Weins, so sprechen die Chemiker von Blumen der Metalle; und

wie die alten Ritterromane von ausbündigen Rittern als der Blume der Ritterſchaft redeten, ſo hatte ſchon lange vorher der Redner Cicero von einer Blume der adeligen Jugend in Rom geſprochen. Das für das Schöne in der Natur ſo empfindliche zweite Geſchlecht, ſelbſt eine metaphoriſche Blume zu nennen, daher in der malajiſchen Sprache Ein Wort Blume und Frau bezeichnet, wie gerne pflegt es und bricht es und ſchenkt es Blumen! wie bringt es überall ſo gerne in Gemälden und auf den Stickrahmen Blumen an! Aber die ſchöne Blume iſt auch ſchnell vergänglich, darum ſchon in uralter Zeit ein Bild des Vergänglichen, wie denn die Pflanze überhaupt ein Bild des Menſchen iſt, der im geheimnißvollen Dunkel emporkeimt, am Strahl der Sonne wächst und gedeiht, Blumen und Früchte bringt, dann welkt und abfällt, um, hoffen wir, in ſchönerem Daſeyn wieder aufzublühen.

An ſich ſchon, aus der Hand der Natur, ſind die meiſten Blumen und Pflanzen ein ätheriſcher Gegenſtand, ſo zu ſagen ein vollendetes Naturkunſtwerk für ſich; andere wieder werden, gleich manchen Menſchen, erſt in Verbindung mit andern bedeutend und ſchön, gleichwie auch der Dichter ſchon manche einzelne Gedanken hat, die an ſich von ſchöner Vollendung ſind, andere dagegen, die erſt durch Wahl und Verbindung mit dritten eine Bedeutung gewinnen. Wenn es ſchon ein anmuthiges Geſchäft iſt, einfache Sträuße zu winden, wie wir es bei Kindern ſehen, ſo wird es noch ſinniger und reizender, durch geſchickte Verbindung mannichfaltiger, an Geſtalt, Farbe und Geruch verſchiedener, zumal auch durch mythologiſche oder hiſtoriſche Beziehung ausgezeichneter Pflanzen und Blumen ein künſtleriſches Ganze hervorzubringen: ein Geſchäft, das beſonders von den feinſinnigen Griechen zur ſchönen Kunſt erhoben ward. So unbedeutend Kränze an ſich ſcheinen mögen, ſo wichtig waren ſie ihnen, und ſelbſt den ernſten Römern. Das klaſſiſche Alterthum, das keine Ordenskreuze und Ordensbänder kannte, lohnte Kriegs- und Vaterlandshelden, ſo wie Sieger im gymnaſtiſchen und poetiſchen Kampfſpiel durch Kränze von Lorbeer, Eichenlaub, Pinienzweigen, Eppich, ja ſelbſt von Gras: lezteres eine römiſche Belohnung im Krieg, über welche manche moderne Krieger den Kopf ſchütteln werden. Den meiſten Kränzen aber gab die Beziehung auf mythiſche Verwandlung in Pflanzen oder auf Götter die höhere Bedeutung. — Ohne Kränze um das ſalbenduftende Haupt und um den Pokal wäre das ſchönſte Freudenmahl weniger ſchön und freudig erſchienen. Auch den ſeligen Göttern brachte man Kränze, man ſchmückte ihre Tempel mit Blumengewinden; Opferer und Opferthier waren bekränzt, ſelbſt die Todten wurden mit Kränzen geehrt. Auch wir bekränzen noch die Särge der Abgeſchiedenen, eine ſchöne Sitte; und wenn auch die Lebenden nicht mehr, wie vor Alters, bei ihren Feſtgelagen ſich die Schläfe oder die Pokale zu umkränzen pflegen, ſo zieren ſie doch die Hallen und Säle, wo ſie ſich freuen, mit Blumenſchmuck, ja ganze Häuſer und Straßen, wenn es die Verehrung eines einziehenden Fürſten gilt. Mit Kränzen geziert nahen ſich unſere Mädchen und Knaben zur erſten Feier des Abendmahls, und von noch rührenderer Bedeutung ſind die Kränze, welche die Schläfe der Braut zieren, die vor dem Altare eingeſegnet wird. Man wird oft unwillkührlich an das geſchmückte Opferthier bei den Alten erinnert.

(Die Fortſezung folgt.)

Die Ehre.

(Fortſezung.)

Einſtmals hatte Frau v. R., die gerne Karten ſpielte, den Einfall, eine Partie Whiſt zu machen. Caroline war des Spiels ganz unkundig, nahm aber den ganzen Tag Unterricht bei mir und der Freundin, bis ſie endlich Abends mit einer Art von Sicherheit aufzutreten im Stande war. Ich ſaß ihr gegenüber; als die Partner gewechſelt werden ſollten, meinte der General, daß wir eben ſo gut unſere Plätze behalten könnten, da er gerne in Allem möglichen das Schickſal ſeiner Frau theilen wolle, nur nicht im Kartenſpiele. Ich blieb ihr alſo gegenüber und kann die geheime Wonne nicht beſchreiben, mit der ich ſie immer ſagen hörte: wie viel Levées haben wir? was markiren wir? ja ſogar als ſie lebhaft ausrief: „wir ſind verloren!“ machte es mir ein unausſprechliches Vergnügen. Ich reichte ihr das Kartenſpiel zum Miſchen, und nahm es auch wohl wieder aus ihrer Hand; hundertmal hatte ich ſie ſchon berührt, aber es mußte an dieſem Tage eine beſonders elektriſche Luft ſeyn, denn aus ihren Fingerſpitzen ſtrömte ein Fluidum, was jedesmal meinen ganzen Körper durchzuckte, und was das Schönſte war, ich durfte mir eine ähnliche Wirkung zuſchreiben. Auch dieſer Abend verging, und was mich auch für Qualen in der darauf folgenden Nacht gefoltert haben mögen, es waren nicht die der Hoffnungsloſigkeit.

Nach dieſer, der Wahrheit getreuen Erzählung könnt ihr, meine Freunde, ermeſſen, ob nicht bald eine Aenderung in unſerm Verhältniß eintreten mußte; Frau v. R. rückte dieſen Zeitpunkt noch unabweislicher heran. Einſt erbat ſie ſich meine Begleitung auf einem Gange durch die Stadt; ſie brachte das Geſpräch auf Carolinen, auf ihre frühe Verheirathung, auf ihre Unbekanntſchaft mit der Welt und deren Schlingen; ihr Herz ſey ſo warm und gefühlvoll, und ſie könne ihren Schmerz nicht verbergen, ein ſo junges Weſen an einen zwar herrlichen,

vortrefflichen, aber doch sehr alten Mann gekettet zu sehen. Ich glühte während dieser Rede, und fragte endlich, warum sie mich eigentlich von so verfänglichen Gegenständen unterhalte, da ich vollkommen von der Wahrheit der Sache überzeugt sey. Sie sah mich über meine Bewegung staunend an und legte ihre Hand auf mein Herz, was leicht thunlich war, da ihr Arm in dem meinen ruhte. „Wäre es hier nicht richtig?“ fragte sie halb erschrocken. Ich fühlte, wie mir das Blut zum Kopfe stieg, war aber nicht im Stande, ihr ablenkend zu antworten. Um kurz zu seyn, bald war sie die Vertraute meiner ganzen Leidenschaft und Leiden, und es fehlte nicht an Bitten um Rath und Hülfe. Das war nun eine Sache nach ihrem Geschmacke: eine unglückliche, unerlaubte Liebe! Sie konnte nach der Natur die schönsten Studien zu ihren künftigen Romanen machen, und nahm sich sicherlich vor, diese Gelegenheit nicht unbenuzt zu lassen. Sie betastete jeden meiner Gefühlsnerven, jeden kranken Fleck meines Herzens mit so geübter Hand, daß ich wie ein offenes Buch vor ihr lag und wir Beide erhizt nach Hause kamen.

Ich erwähne dieser halb erzwungenen Confidence, weil sie der Liebe, die bis jezt eigentlich nicht viel mehr als ein Kizel der Sinne und eine Folge des Müssiggangs gewesen war, plözlich ein Bürgerrecht in meinem Herzen einräumte. Von diesem Tage an war sie ein ernsthaftes, nicht mehr zum Scherze taugliches Gefühl geworden, alle bis jezt verehrten Grundsäze waren von diesem Tage an in Schatten gestellt; natürlich glaubte ich, nie habe ein Mensch unwiderstehlicher geliebt, und sobald ich dies erkannt hatte, stand auch der Entschluß fest, mich ferner nicht mehr mit unnüzen Kämpfen zu ermatten.

Der General machte gerne seine ziemlich hohe l'Hombrepartie, wenn er in Gesellschaft war. Es wurde eines Abends, als wir ohne Frau v. R., die häufig kränkelte, ausgegangen waren, sehr spät, und noch immer war das Spiel nicht zu Ende. Der General winkte mir und bat mich, Carolinen, die ermüdet schien, nach Hause zu führen, da er in der schönen Sommernacht keinen Wagen bestellt hatte; ich theilte ihr den Wunsch ihres Mannes mit, und halb zögernd, halb begierig ergriff sie den Vorschlag. Wir wandelten wieder durch die düstern Gassen, aber allein, und in weit gefährlicherer Stimmung, als vor acht Tagen. Wieder hielt ich ihren Arm fest in dem meinigen, aber wir sprachen kein Wort, jeder Laut hätte unsere beiderseitige Stimmung verrathen, die uns Beiden kein Geheimniß war; so kamen wir an das Haus (zufällig begegnete uns Niemand) und dann in einen langen Corridor, der nach ihren Zimmern führte; langsam führte ich sie bis an die Thüre, endlich sagte ich: „Gute Nacht!“ mit jenem zögernden, ausdrucksvollen Tone, der ganze Reden in sich faßt. — „Gute Nacht!“ hauchte sie, und noch immer hielt ich ihre Hand. — „Was ist Ihnen, theure Caroline?“ rief ich mit gedämpfter Stimme, als ich sie so heftig zittern sah, daß sie sich an die Wand lehnen mußte; meine eigenen Glieder waren auch nicht fest. — „O Fritz!“ flüsterte sie, und verbarg ihr Gesicht in beide Hände, die sie frei gemacht hatte. Ich faßte Muth und legte meinen Arm um ihren zusammensinkenden Leib, es konnte auch bloß zur Stüze seyn, aber sie sank in Thränen aufgelöst an meine Brust. Ein flüchtiger Kuß vereinigte unsere Lippen auf einen Augenblick, und schnell, wie von demselben Impuls getrieben, flogen wir auseinander.

Ich ging heftig in meinem Zimmer auf und ab; welche Himmelsleiter stand vor mir, deren erste Stufe ich erstiegen hatte! Diese Träume wurden wieder durch mein schlechtes Bewußtseyn gestört: welchen Verrath war ich im Begriff zu begehen! Ich wollte fort, hinaus in die Welt, den Rhein nie, nie wiedersehen; vor der Hand ging ich nach kurzem Schlummer in das Wohnzimmer hinunter. Da saß sie und die beiden Andern schon um den Frühstücktisch versammelt. Der General las die Zeitungen und schüttelte unwillig mit dem Kopfe. „Hier ist etwas Schändliches geschehen,“ sagte er; „ein Mann hat ein Mädchen gewaltsam entführt, und sie dann entehrt der Familie zurückgeschickt, ohne sie heirathen zu wollen. Die Sache ist vor den Assisen und wird einen scandalösen Proceß veranlassen. — So etwas ist schändlich,“ fuhr er entrüstet fort. „Was ein hübscher Kerl aus freier Gunst bei einem Mädchen oder Weibe erlangen kann, das gönne man ihm, und selbst der Ehemann mag in solchen Fällen mehr ausgelacht als bedauert werden — aber Zwang — pfui! abscheulich!“ Wie von dem nämlichen Gedanken getroffen, sahen Caroline und ich uns an, aber eben so schnell waren ihre Augen auch wieder auf die kaum berührte Tasse gerichtet.

Ich erkundigte mich nach dem Befinden der Damen und that recht abgefeimt unbefangen, oder vielmehr ich war es, denn die leichtsinnig hingeworfene Kriegermoral des alten Soldaten hatte mich ihm gegenüber auf einen ganz andern Standpunkt gestellt; freilich fiel mir unsere Freundschaft schwer auf's Herz, und der Gedanke, die Frau eines so gütigen Freundes zu verführen, hatte mir sogar damals etwas Gehässiges, aber der Satan flüsterte mir zu: „Die Frau deines Feindes wirst du schwerlich Gelegenheit bekommen zu verführen,“ und so befand ich mich denn nach all diesem Hin- und Herdenken in einer ziemlich verruchten Stimmung.

Kaum sah ich mich mit Carolinen allein, als ich sie rasch in meine Arme schloß und sagte: „Also was man aus freier Gunst erlangen kann — —?“ Sie zürnte nicht, stieß mich nicht von sich; sie kreuzte die Arme auf der

Bruſt, ließ das Köpfchen ſinken und duldete es, daß ich ihr Geſicht leiſe aufrichtete und an das meine drückte. Plötzlich riß ſie ſich los und ſezte ſich an das andere Ende des Zimmers an ihren Nähtiſch; ich zog mich ſtill zurück.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von den ſhetländiſchen Inſeln. Im Sommer 1836.

Die Seefahrt.

Seit wenigen Tagen bin ich hier in der wunderlichen Stadt Lerwick, und beeile mich, meinem Verſprechen gemäß, Ihren Leſern Verſchiedenes aus dieſer terra incognita mitzutheilen. Zuerſt etwas von der Seefahrt und den allgemeinen Verhältniſſen des Landes.

Schon acht Tage lang kreuzten wir auf der Höhe der nordöſtlichen Spitze von Schottland, und brauchten die volle Kraft unſerer Planken, um nicht ſüdlich vertrieben zu werden. Der Wind war ſo hart, daß er wenig Leinwand duldete, und dann mußten wir wohl von Zeit zu Zeit beiliegen. Unſer kleiner Schooner ſegelte vortrefflich und hatte hier alle Gelegenheit, ſeine glänzenden Eigenſchaften zu zeigen; aber in dem offenen Raume zwiſchen Schottland und Norwegen ſtört kein Land das Rollen der Wogen, die der nördliche und nordweſtliche Wind mit ungebrochener Kraft aus dem Eismeere hieher wälzt, und Ehrfurcht gebietend dem Seemanne, Schauder erregend für den unerfahrenen Reiſenden, thürmen ſie ſich daher zu wunderbar wandelnden Bergen auf. Sie kommen und gehen in gleichen Zeiten, als müßten ſie ihr Werk der Zerſtörung in feierlicher Ruhe vollbringen. Bei der Tiefe des Meeres, die hier bis zu 120 Klafter ſteigt, iſt es jedoch gerade dieſe Regelmäßigkeit, welche ſie minder gefährlich macht, als die kurzen, ſich durchkreuzenden Wellen kleinerer Gewäſſer. Jezt liegt das Schiff im Fuße der durchſichtigen, hellgrün glänzenden Höhe, ein unüberſteigliches Hinderniß ſcheint ſie dem Laufe des Fahrzeugs entgegenzuſtellen, und die mit ſilberflockigtem Schaum gekrönte Spitze droht das ſchlanke Gebäude mit Einem Schlage zu vernichten und für immer in ihrem Schooße zu verſchließen. Da erfaßt die Woge des Schiffes Vordertheil, ziſchend ſchneidet der Steven in den Waſſerberg ein, und majeſtätiſch ſteigt das Schiff empor, einen Kranz von Waſſerperlen um ſich verbreitend, die zuweilen, von einzelnen Sonnenſtrahlen durchzuckt, in Regenbogenfarben glänzen. Immer mehr und mehr nimmt das Fahrzeug die Lage an, welche die Form der Welle gebeut, und endlich bricht das Waſſer am Hintertheil des Schiffes, weithin ſich über's Deck mit dumpfem Schlage ſtülpend. Dann erzittern die ſchlanken Maſten in ihren Tauen, als würden ſie von einer unſichtbaren Macht geſchüttelt. Hat das Schiff die Spitze der Welle erreicht, dann gleitet es eben ſo langſam hinab, um bald den gleichen Weg auf's Neue zu beginnen. Ein Schaumſtreif bezeichnet lange noch den Lauf des Schiffes. Eine große Brigg war in geringer Entfernung von uns in ähnlichen Verhältniſſen; aber ſelbſt die hohen Maſten dieſes Schiffes wurden von den Wellen abwechſelnd unſern Blicken entzogen. Auch der Himmel vermehrt das Erhabene ſolcher Scene. Dicke Wolken jagen ſich in abenteuerlichen Geſtalten und verdecken das Bild der Sonne, die nur am Saume des Horizontes Wettergallen bildet. So nennt der Seemann eine dem Regenbogen gleich gefärbte Säule, welche zuweilen aus dem Waſſer zum Himmel gerade aufſteigt, und ihre Entſtehung gleichen Urſachen wie der Regenbogen verdankt. Dort hat der Sturm einen Theil des Himmels gereinigt, nur einzelne Wolken fliehen noch vorüber, der Sonne Glanz bricht ungetrübt hervor, und für einen Augenblick gibt auch die See ein anderes Bild. Auf einem Theil des Waſſers liegt noch das dunkle Grau der Wolken und färbt die Woge dunkelgrün, weiterhin aber ſchimmert das Waſſer hellgrün, entfernte Segel werden als glänzend weiße Punkte ſichtbar, bis bald neue Wolken den Horizont in's alte Dunkel hüllen. Endlich drängte der Wind ſüdweſtlich, immer mehr und mehr verfallend, der Himmel klärte ſich auf, und wir hofften bald die Shetlandsinſeln zu erreichen. Aber ſchon war todtenähnliche Stille der ſtürmiſchen Witterung gefolgt, ein Wechſel, welcher für den Seemann das unangenehmſte Ereigniß iſt, aber oft Veränderungen des Windes vorangeht. Das Schiff liegt nun feſt gebannt, ſeine Segel hängen ſchlaff an den Maſten nieder, dieſe mit klappenden Schlägen peitſchend, und ganz der Bewegung der immer mehr und mehr erſterbenden Wellen preisgegeben, leidet es in ſeinem Verband außerordentlich, und mehr als im Sturme. Oft ſcheinen die Wanden, dieſe Hauptſtüzen der Maſten, erſchlafft und verlängert, da ſpannt plötzlich ein gewaltiger Ruck ſie bogenartig auseinander, und oft hat man die eiſernen Stüzen, die Püttings, bei ſolcher Anſtrengung brechen ſehen.

(Die Fortſezung folgt.)

Auflöſung des Räthſels in Nr. 242:

Die Perrücke.

Räthſel.

Nach dem Engliſchen.

Ich geh', gleich meiner Brüder Chor,
Aus tiefer Nacht an's Licht hervor,
Doch bin ich da, geberd' ich mich
Vor allen andern wunderlich.
An Kraft und Tugend mannichfalt,
Sind ſie einfältig von Geſtalt;
Sie rühren ſich vom Flecke nie,
Es wäre denn, man zwänge ſie;
Und wenn ſie dann auch laufen, fliegen,
Sie bleiben alsbald wieder liegen.
Ich bin die luſtige Perſon
In dieſem Kreis von ſteifem Ton:
Stets zappeln meine ſchwanken Glieder,
Ich renne ewig hin und wider,
Ich äffe Jeden, der den raſchen,
Den aalgeſchmeid'gen Leib will haſchen.
Die Brüder ſind geſchäzt im Land
Ob ihrer derben, feſten Hand:
Sie faſſen, zwängen, bohren, ſchlagen,
Sie graben, hauen, ſtüzen, tragen.
Ich bin zu alle dem zu fein:
Mich ſperren ſie in Bauer ein;
Da ſpuk' ich zierlich hin und her,
Das Spiel ergözt und nüzet ſehr.
Von meinen ſämmtlichen Meriten
Iſt dies das größte unbeſtritten.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 249.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 17. Oktober 1836.

— In allem diesem Reiz
Liegt lauernd still ein stummgeschwätzter Teufel,
Der schlau versucht; doch laß dich nicht versuchen!

Shakespeare.
Troilus und Cressida.

Die Ehre.

(Beschluß.)

Als Caroline mich wieder sah, waren Fremde im Zimmer; sie gab mir ein Buch und sagte: „Hier ist Ahnung und Gegenwart wieder, und nun mahnen Sie mich nicht mehr darum.“ Ich trug es fort; meine Ahnung hatte mich nicht betrogen, es war ein Zettelchen darin, auf feinstem Papier mit Goldschnitt, auf dem Pettschaft stand:

„'ne Sonnenblume „elle vous suit partout.“
„Das Motto stand auf einem jaspe sanguin,
„Das Wachs vom schönsten Roth war superfein.“ *

Es war ein rührendes Briefchen, wie sie manchem Manne geschrieben worden sind, und wie sie mancher unbeachtet gelassen hat; sie bat mich, „zu vergessen, was sie in ihrer Schwachheit habe geschehen lassen, sie sprach von ihrem verehrten, geliebten Mann, und beschwor mich, sie nicht ferner zu beunruhigen.“ Ich fand dies Alles sehr vernünftig und sehr tugendhaft, wenn ich aber daran dachte, wie ich sie hatte in meinen Armen halten und küssen dürfen, fand ich's doch gar zu hübsch, und sagte mir selbst: „sie braucht es ja nur nicht zuzugeben, wenn sie im Ernst nicht will.“ Dennoch nahm ich mir vor, mein Möglichstes zu thun, that auch sehr viel, denn ich war von Stunde an sehr zurückhaltend und blieb auch ein paar Tage hintereinander in Gesellschaft und im Tête à Tête ganz kalt mit ihr, als wenn nichts vorgefallen wäre. Das konnte sie aber wieder nicht vertragen: ich sollte zwar nicht über eine willkührliche Linie gehen, die sie mir gesteckt hatte, sollte aber zugleich alle Symptome innern Kampfes, zerrissenen Herzens, kurz des größten Elends an den Tag legen, wenn ich sie zufrieden stellen wollte. Also, wie schon gesagt, sie hielt diese Kälte nicht aus, und eines Tages, ehe ich es mir versah, lag sie in meinen Armen, an meine Brust gedrückt, und weinte Thränen, die ich mit Wonne von ihren Augen küßte. Es war nun bald so weit mit uns gekommen, daß wir jeden verstohlenen Augenblick benuzten, um von unserem Schmerz und unserer Liebe zu sprechen.

Frau v. R., die eigentlich diese verbotene Glut in uns erst recht angefacht hatte, leitete während dieser Zeit das Gespräch sehr oft auf die Wonne der Entsagung, die Schönheit der Tugend nach ihrem Siege, das Unglück verbotener Liebe, und dergleichen mehr. Denn diese brave Frau liebte nichts mehr, als die Leute in's Wasser zu stürzen, um dann den Versuch zu machen, sie wieder

* Byrons Don Juan.

herauszuziehen. Sie sagte mir einmal: „Theuerster, unglücklicher Freund, ich habe viel über Sie und ihren Zustand nachgedacht, und habe nur Einen Rath für Sie gefunden: vertrauen Sie sich dem vortrefflichsten, ehrwürdigsten Manne, dem Generale.“ Ich erstaunte. „Und wenn Sie es nicht wollen, so muß ich es thun.“ Jezt ward die Sache ernsthaft, und ich mußte mich schnell fassen. „Was,“ sagte ich, „gnädige Frau, soll ich dem Generale vertrauen? Ich verstehe Sie nicht.“ — „Ihre Liebe,“ erwiderte sie weich, „zu seiner Gattin!“ — „Ach!“ rief ich aus, „davon sprechen Sie? Ja, es ist wahr, ich habe Ihnen einmal in einer melancholischen Stunde so etwas vorgeklagt, aber schon vor vierzehn Tagen, und das ist längst wieder gut.“ — „Leichtsinniger Mensch!“ sagte sie mit Entsetzen, „sprechen Sie so von den heiligsten Gefühlen, die den Menschen in den Himmel erheben und in die Hölle stürzen können?“ — „O nein, ich habe viel Respekt vor der Liebe,“ sagte ich, „aber hier ist eigentlich davon nicht die Rede, und sagen Sie selbst, ist es in diesem Falle nicht ein großes Glück? Denken Sie doch, ich hätte ja rein meine Zeit verloren — mit der Frau eines Andern!“ — „Glücklicher Leichtsinn der Jugend!“ seufzte sie, „ein neues Capitel in das Buch meiner Erfahrungen!“ Ich war froh, denn hatte ich mir selbst auch den Hals in ihrer Meinung gebrochen, so hatte sie doch durchaus keinen Verdacht mehr.

Eines Tags war der General in Dienstgeschäften von der Stadt abwesend, Frau v. R. lag krank zu Bette und ich saß zum ersten Male ohne alle Furcht vor Störung neben Carolinen. Sie war sehr schön in dieser Stunde (der Obrist lehnte sich bei diesen Worten in seinen Stuhl zurück und schloß die Augen; es war ein Ausdruck jugendlichen Genusses auf seinem schönen Gesichte, der den Augenblick, den er beschrieb, lebendig vor die Sinne der Zuhörer zauberte. — Nach einer Pause fuhr er fort): Wir saßen im süßesten Geschwätz der Liebe neben einander. „Geliebte,“ fragte ich da, „was hat mir zuerst das Glück deiner holden Liebe erworben? ich bin ein unbedeutender, ach nur zu schwacher Mensch, ich habe noch nichts für die Welt, noch nichts für dich gethan, und doch liebst du mich? O sprich und löse mir das Räthsel.“ — „Ich liebte dich schon, ehe ich dich kannte,“ erwiderte sie zärtlich; „sieh, mein Mann hat mich zuerst auf dich aufmerksam gemacht. Als er dich das erste Mal bei deinem Vater sah, sagte er mir: der Fritz Salen, das ist ein Mensch, wie ich sie gerne habe: der ist klug und bescheiden, bieder und muthig, treu und brav bis in die innerste Seele; dem könnte jeder Vater seine Tochter, jeder Mann seine Frau sicher anvertrauen, denn auf seinem Gesichte liegt die reinste männliche Unschuld, die mir noch begegnet ist. Es ist ein Labsal, in unserer Zeit einem solchen jungen Manne zu begegnen. — So hat mein Mann selbst dies Herz zur Liebe vorbereitet, und es gehörte dir, ehe ich dich sah.“

Wie ward mir während dieser Erzählung! Also dem Manne, der so von mir gedacht hat, noch so von mir dachte, dem sollte ich sein Liebstes auf der Welt, sein Weib stehlen? — Es war ein Augenblick der heftigsten, aber heilsamsten Erschütterung für mich; ich ließ Carolinen langsam los, während sie sprach, und ging dann ein paar Mal im Gartensaale auf und ab. Sie saß bewegungslos, aber wohl fühlend, was in mir vorging, auf ihrem Platze; endlich trat ich zu ihr: „Caroline,“ sagte ich, „du empfindest es, welchen Aufruhr deine Rede in mir erweckt hat; du empfindest es, nicht wahr? — Geliebte — lebe wohl! ich gehe aus deiner gefährlichen Nähe. Gewähre mir die lezte Bitte: bleibe immer deiner Pflicht getreu; es möchte kein Zweiter auf eine solche Frage eine solche Antwort bekommen.“

Der Obrist machte eine kleine Pause, dann sagte er: „Philipp, diesmal retteten mich nicht die moralischen Lehren oder die religiösen Eindrücke der frühen Kindheit, beide waren zu schwach; — was mich rettete, war — die Ehre!“

Ueber das Poetische in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

(Fortsezung.)

Zur Pflanzensymbolik, die wir schon in den einfachsten Kränzen finden, gehört auch die Blumensprache im engern Sinne, die besonders im Oriente so beliebt ist und hier so oft geheimer Liebe, die hinter den Mauern und Gittern des Harems schmachtet, zum verschwiegenen Herold und Boten dienen muß. Doch weicht die orientalische Bezeichnung oft ganz von der unsrigen ab, wie der Morgenländer selbst vom Abendländer. Jener geht mehr darauf aus, die Namen gewisser Blumen und Pflanzen zu bereimen, und findet so den Sinn derselben mehr im willkührlichen Reim, statt in der ursprünglichen Gestalt und Beschaffenheit und, so zu sagen, in der Seele der Pflanzen selbst eine analoge Beziehung auf den Gegenstand, den sie andeuten sollen, zu erkennen. Wir Deutsche, wie überhaupt die Occidentalen, sehen mehr auf diesen innern Charakter derselben, und besonders werden einige Blumen, namentlich Veilchen, Vergißmeinnicht, Immortellen, Lilien und Rosen gar häufig symbolisch genommen. Es fehlt uns nicht an mancherlei andern bedeutungsvollen, oft poetisch bezeichnenden Pflanzennamen, die aus dem Volke selbst hervorgegangen sind, und worin sich zuweilen eine religiöse oder mythische Beziehung abspiegelt; aber doch haben wir bis jezt noch

keine eigentliche, in ein poetisches System geordnete Blumensprache, welche von der Hand eines sinnigen Dichters noch zu erwarten ist.

Ich habe der Rose mit erwähnt; sie allein schon repräsentirt das Schöne und Anmuthige der Pflanzenwelt. Man könnte überhaupt über diese Königin der Blumen, den Liebling der Alten und Neuern, des Morgen- und des Abendlandes, ein ganzes Buch schreiben. Stoff genug fände man in ihrer Natur, Gestalt, Farbe und Duft, ihren verschiedenen Arten, ihrem technischen Gebrauch, ihrer mythischen und symbolischen Bedeutung. Bei den Griechen war sie den Musen heilig, aber auch die Lieblingsblume der Grazien und der Venus, welcher sogar ihr Ursprung zugeschrieben wird, so wie die Blume des festlichen Mahls. „Was wäre ohne Rosen?“ fragt ein griechischer Sänger, „Rosenfinger hat die Aurora, Rosenarme haben die Nymphen, rosig ist der Leib der Aphrodite. Auch in Krankheiten hilft sie, auch den Todten nützt sie noch und überdauert selbst die Zeit, denn die verwelkte Rose bewahrt noch den Duft ihrer Jugend.“ — „In ewigen Rosen leben,“ bezeichnet den Römern ein wonniges Daseyn, und „meine Rose!“ sprachen sie, der Geliebten schmeichelnd. Und soll ich, auf spätere Zeit kommend, noch der wohlbekannten artigen Dichtungen und Schilderungen erwähnen, die wir bei persischen und arabischen Dichtern finden, wo besonders „die Liebe der Nachtigall Tausendton zur Rose Tausendblatt“ hervorgehoben wird? Zuletzt bei der Rose noch diese Bemerkung: wenn wir auch Rosen von anderer Farbe als rothe, insbesondere die weißen, schön und annehmlich finden, so gehört doch zum vollen Begriff dieser Blume eben die rothe Farbe, und außer den schöngezackten Blättern dürfen auch die Dornen nicht fehlen.

Die Lilien kommen, wie Plinius sagt, an Adel den Rosen zunächst; ja von Manchen werden sie wegen ihrer reinen, schneeweißen Farbe und lieblichfrommen Gestalt noch über sie erhoben. „Auch Salomon in all seiner Herrlichkeit war nicht so gekleidet wie eine dieser Blumen!“ und durch diesen Ausspruch schon sind sie wie geheiligt.

Lilien und Rosen zeichnen sich vor vielen Pflanzen durch ihren Duft aus; und so mag von ihnen ein schicklicher Uebergang seyn zu der Bemerkung überhaupt: daß es die Pflanzenwelt allein ist, welche dem dunkeln Sinne des Geruchs den reinsten und gesundesten Genuß gewährt. Die animalischen Gerüche sind entweder zu stark und betäubend, selbst wenn sie Anfangs angenehm sind, oder sie sind ekelhaft und widerlich; die von Mineralien sind meistens widerlich oder sehr heftig, und sind sie wirklich angenehm, so rührt das, wie beim Bernstein, oft mehr von Pflanzentheilen her, welche in ihnen enthalten sind. Dagegen sind die Gerüche der Pflanzen, einige ausgenommen, die leicht zu zählen sind, großentheils gesund, erquickend, oft wunderbar lieblich und würzig. Den Duft könnte man die Seele der Pflanzen nennen; ohne ihn ist selbst die prächtigste Blume auf die Dauer weniger anziehend. Zwar in ästhetischer Hinsicht, die bei unserer Betrachtung besonders vorwaltet, scheinen Düfte, für deren Empfindung die Sprache nicht einmal eigenthümlich bezeichnende Namen hat, und weil hier von keiner objektiven Erkenntniß und deutlichem Begriff die Rede seyn kann, wenig Berücksichtigung zu verdienen; und doch haben sie so großen Reiz und so mächtigen Einfluß auf das Psychische und selbst Sittliche des Menschen. Der Maler freilich und der Tonkünstler können sie nicht darstellen, aber der Dichter kann uns doch durch die Schilderung des Gegenstandes, aus welchem diese so feinen, ätherischen Theile ausgeathmet werden, und durch Ausdrücke, die wir überhaupt vom nahe verwandten Geschmack hernehmen müssen, eine Vorstellung von denselben verschaffen. Welche Empfindungen ergreifen uns oft, wenn wir in einer unsichtbaren, ätherischen Wolke von süßen Düften herumwandeln! welch dunkle Vorstellungen werden geweckt!

Doch verlassen wir die Duftblumen und lagern uns unter dem Laubdach eines großen, schattigen Baumes, und dankbar erkennen wir, daß es die Pflanzenwelt ist, die uns in der Hitze kühlenden Schatten und gesunde, erquickende Luft, im Winter Schirmdach und Wärme gewährt. Wir hören das Rauschen, das durch die Zweige des Baumes zieht, mit heiligem Schauer, und ahnen es wohl, wie kindlichen Völkern der Naturgeist auch so sich offenbaren mußte. Die Alt-Hebräer verehrten in heiligen Hainen ihren Jehova, sie priesen die Bäume Gottes, die Cedern Libanons. Griechen und Römer, Germanen und Kelten ahnten und verehrten Göttliches oder göttliche Wesen in hohen und schattigen Bäumen. Wer kennt nicht die oft übertriebene Liebe zu den Platanen bei Griechen und Römern? Hier ist vielleicht am Ort, zu erwähnen, wie schön selbst Plato in einem seiner Dialogen einen herrlich großen, weitschattigen Platanus beschreibt, unter dessen Laubdach Sokrates mit Phädrus sich begibt. Hier, in einer den Nymphen geweihten Gegend, sizt er lehrend bei seinem jungen Freunde auf weichem Gras, bei einer anmuthigen, kühlen Quelle, umweht von lieblichen Düften, bei hellem sommerlichen Geschrill der Cicaden. Und dieser Platanus scheint, sagt Cicero irgendwo, nicht sowohl durch jene Quelle, als durch die Rede Platons so groß geworden zu seyn. Die heiligen, von höhern Wesen bewohnten Eichbäume der gallischen Druiden und der Germanen sind bekannt. Auch die Linde war schon vor Alters wegen ihrer Größe, runden Fülle und Dauer von den Deutschen sehr geschäzt und sehr oft besungen, ja auch als Ort betrachtet, wo Elfen, Feen und ähnliche Geschöpfe ihr Zauberwesen

trieben. Noch jezt iſt ſie unſer Lieblingsbaum: wie angenehm, wie reizend, beſonders wenn er blühend ſeinen lieblichen Duft verbreitet; an ſich ſchon mit Stamm, Zweigen, Blättern und Blüthe eine kleine, ſchöne Welt, und dann noch von einer kleinen, lebendigen Welt, von Inſekten, beſonders Bienen, umſchwärmt, die dort ihre ſüße Nahrung ſuchen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von den ſhetländiſchen Inſeln. Im Sommer 1836.

(Fortſetzung.)

Anblick des Landes. Erzeugniſſe.

Bald trat eine mäßige Kühlung aus Südoſt ein, und bald mußten wir das Land erblicken. Der ganze Himmel war klar, mild wärmten uns die Strahlen der Sonne, und aus dem ſanft bewegten Meere tauchte ſpielend der Tümmler auf. Gegen Mittag zeigte ſich ein dicker Nebel auf der Stelle unſers Geſichtskreiſes, wo die Inſeln liegen mußten, und obgleich wir nur noch zwei Meilen von Somburgh Head, der äußerſten Spize Mainlands, entfernt ſeyn konnten, ſahen wir nichts, als jene finſtere Nebelwolke vor uns. Sehr oft ſtellen ſich dieſe einzeln im Meer liegenden Inſeln dem Anſegelnden unter ſolchem Bilde dar, als wollten ſie das Unfreundliche ihrer Erſcheinung dem Auge ſo lange als möglich verhüllen. Es müſſen dieſe Nebel aus dem Lande aufſteigende Dünſte ſeyn, welche, in der ringsum kälteren Seeluft bald niedergeſchlagen, auf das Land ſelbſt zurückfallen. Kein Seemann wird ſich dann dem Lande nähern; auch wir blieben, unter kleinen Segeln ab und anliegend, in der Nähe des Landes, bis Nachmittags der Nebel in Bewegung kam und endlich ſich zerſtreute. Jezt lag zwar das ganze Land offen vor uns, aber welch ein Anblick! Eine ſchwarze, verwitterte Steinmaſſe ſteigen die Felſen aus dem Meere empor; kein helles Grün üppiger Saaten, mit dem dunkeln Laub des Waldes wechſelnd, ſchmückt dieſe Inſeln, ſelbſt jene Zierde der norwegiſchen Klippen, die Tanne, welche nur einer Spalte im Stein bedarf, um Wurzel zu faſſen, gedeiht hier nicht. Wo ein helleres Braun die Farbe der Klippen lichtet, da iſt es moorigtes Heideland, mit großen Steinbrocken beſät, was die Einförmigkeit des Bildes bricht. — Ein Boot kam uns entgegen, es hatte in der Nähe der Inſel nach Kabliau geangelt. Von dünnen tannenen Planken gezimmert, die erſt von Norwegen über Schottland hieher gebracht werden müſſen, ſcheint das ärmliche Gebäude kaum die ſechs athletiſchen Geſtalten tragen zu können, die es regieren. Alle ſind ganz in Leder gehüllt; ein lederner Ueberwurf ſchüzt die Kleidung von grobem Tuche gegen Näſſe, eine Müze von hellblauer, mit roth vermiſchter Wolle deckt den Kopf. Dieſe Fiſcher erboten ſich, für ein billiges Lootſengeld uns in den Hafen zu bringen, und baten vorerſt nur um Speiſe und Trank. Gierig verſchlangen ſie das ihnen gereichte Fleiſch, die vom Mittage übrige, längſt erkaltete Grüze, köſtliche Speiſe für ſie, die nur von Fiſch und ſchlechten Kartoffeln leben. Noch herrlicher mundete ihnen der Schiffsbrauntwein. Bald waren wir im Hafen und ankerten unter den Häuſern von Lerwick, dem einzigen etwas bedeutenden Orte der Inſeln. Nach wenigen Minuten war das Deck mit Eingebornen angefüllt, die uns aus Neugier oder Gewinnſucht beſuchten. Der Hafen iſt einer der beſten Europa's, geräumig genug für die größten Flotten, mit herrlichem Ankergrunde, und von Felſen ringsum gegen Wind und Seegang geſchüzt. Eine Oeffnung an der nördlichen, eine andere an der ſüdlichen Seite machen den Ein- und Ausgang beinahe mit allen Winden möglich, und da die Form der Klippen beide Einfahrten gut bezeichnet, ſo iſt es leicht, ſie zu finden. Auch im Innern der Inſel iſt der Anblick des Landes düſter. Unerſchöpfliche Torfmaſſen lagern auf dem felſigten Grunde, der für die ganze Inſel nur als Ein Stein erſcheint. Stüke deſſelben bedecken das Moor, auf welchem Heidekraut allein zu gedeihen ſcheint. Hin und wieder wird eine ärmliche Hütte ſichtbar, wer aber möchte ſie für Menſchenwohnungen halten? In der Nähe ſolcher Hütten iſt mit unſäglicher Arbeit ein kleines Stük Torfmoor von Steinen gereinigt und endlich tragbar gemacht worden, ſo daß es jezt ſchlechte Kartoffeln und wenige Gerſte trägt. Die Steine des Feldes waren hinreichend zur Einfriedigung. Auf ſämmtlichen Inſeln wächst kein Baum, kein Strauch, und ſelbſt koſtſpielige Verſuche zur Anpflanzung derſelben ſind fehlgeſchlagen. Man ſchreibt dies der großen Feuchtigkeit der Atmoſphäre und den Seewinden zu. Um leztere abzuhalten, hatte ein wohlhabender Landbeſizer einige aus Schottland bezogene Obſtbäume mit einer hohen Mauer umgeben laſſen, aber die Bäumchen ſtarben trotz der ſorgſamſten Pflege, und nie haben ſie Blüthen oder Früchte getragen. Mehr noch als die Luft mag wohl der Boden ſchuld ſeyn. Doch der Menſch vermag überall zu gedeihen, und die Entbehrung aller künſtlichen Bedürfniſſe erſcheint gerade ſeiner körperlichen Ausbildung förderlich. Hier, wo der Mann um kärgliche Speiſe erſt mit dem tobenden Meere auf Tod und Leben kämpfen muß, wo alle Freuden des Lebens zu fehlen ſcheinen, hier ſind die Einwohner groß und kräftig. Von dieſen Inſeln nehmen die engliſchen und ſchottiſchen Grönlandsfahrer ihre Leute zum Wallfiſchfange, und die neuern Nordpolerpeditionen ſind immer von hier aus bemannt worden. Da jedes Schiff, zum Wallfiſchfange ausgerüſtet, zwiſchen vierzig bis ſechzig Mann Beſazung erfordert, ſo entſpringt hieraus für die Shetlandsinſeln ein bedeutender Gewinn. Nicht minder einträglich iſt die Nordſee-Heringsfiſcherei dem Lande, obgleich die Einwohner nicht perſönlich daran Theil nehmen; denn beinahe alle holländiſchen, oſtfrieſiſchen und ſelbſt franzöſiſchen Fiſcher ſegeln hier an, um Waſſer und Torf einzunehmen. Lezterer iſt von vorzüglicher Güte, hart, lange Zeit Glut haltend, brennt aber mit durchdringendem ſteinkohlenartigem Geruch. Die Fiſcher treiben zugleich einen bedeutenden Schmuggelhandel mit Branntwein, welcher auf dieſen und den Orkadiſchen Inſeln oft ſo ausgedehnt iſt, daß dazu eigene Ausrüſtungen gemacht werden. Außer dieſen Gewerben ſchafft auch die Viehzucht den Einwohnern nicht nur Nahrungsmittel, ſondern ſelbſt einen Artikel zum Austauſch. Das Rindvieh iſt zwar ſehr klein, aber außerordentlich milchreich, wenn es von der Inſel auf die beſſere ſchottiſche Weide kommt, und deßhalb werden viele Kühe nach Edinburgh verſchifft. Noch auffallender durch den kleinen Körperbau ſind die Pferde der Inſel. Gewöhnlich zwiſchen drei und vier Fuß groß, nie über das lezte Maß hinaus, ſind ſie bei dem feinſten Knochenbau von unverhältnißmäßiger Kraft und Ausdauer; ſie tragen große Laſten und den ſtärkſten Reiter, mit welchem ſie ohne zu ſtraucheln auf den ungebahnten Steigen der Inſel gehen, die ſteilſten Felſen erklimmen und über ſchlüpfrige Moore ſchleichen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 250.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 18. Oktober 1836.

Lebe die Klubbergmunizipalguillotinoligokras
Tierepublik! — —
Wurde Weises so ganz zu Thörichtem? wurde die Menschheit
Jemals also entmenscht?

Klopstock.

Die Schreckensregierung.

Nach Lucian Bonaparte.

Die Memoiren Lucian Bonapartes werden mit Neugierde erwartet, und bereits geben die Pariser Journale Auszüge daraus. Der folgende Abschnitt, der gewissermaßen ein Ganzes für sich bildet, schien uns vorzugsweise geeignet, die Leser im Voraus mit dem Tone der Memoiren bekannt zu machen.

* * *

Ich war mit der Deputation von Ajaccio unter Segel gegangen, und ein guter Wind brachte uns in vier-und-zwanzig Stunden nach Frankreich. Es waren vier Jahre, seit ich es verlassen, ohne meinen Curs im Seminar von Air vollendet zu haben; jezt sollte ich es mit einer politischen Sendung wieder betreten. Ich war nicht wenig eitel darauf und meinte, eine so wichtige Person wie ich müsse die Blicke der Menge auf sich ziehen, welche im Hafen von Marseille, wo wir mit Einbruch der Nacht landeten, auf und ab wogte. Kaum hatten wir etwas ausgeruht, verfügten wir uns in die Volksgesellschaft. In einem gewaltigen, spärlich erleuchteten Saale thronten die Mitglieder, die rothe Mütze auf dem Kopf. Die Tribünen waren voll lärmender Weiber. Sobald der Präsident angekündigt, eine Deputation corsischer Patrioten mit wichtigen Nachrichten sey da, wurde uns das Wort gegeben, und ich mußte die Rednerbühne besteigen, ehe ich wußte, was ich sagen sollte. Ich rief laut, die Nation sey in Corsika verrathen, und wir seyen hier, um Hülfe bei unsern Brüdern zu suchen. — Da ich nicht wußte, daß meine Familie sich geflüchtet, fühlte ich noch keinen persönlichen Groll gegen Paoli, und ich wollte ihn schonen; aber je heftiger meine Rede, desto lauter wurde der Beifallruf von den Tribünen; zum ersten Mal machte ich hier die Erfahrung, welch mächtigen Einfluß die Leidenschaften der Zuhörer auf die des Redners üben, und nicht lange, so wurde ich durch das Geschrei der Tribünen zu Worten hingerissen, die sie immer mehr aufregen mußten: nicht bloß schleunige Hülfe verlangte ich jezt, ich schilderte Paoli als einen Menschen, der das Vertrauen der Nation mißbraucht, und nur deßhalb wieder auf seine Insel gezogen, um sie den Engländern in die Hände zu spielen. Bei leztern besonders wurden die rhetorischen Figuren nicht gespart, dies war auch bei den Zuhörern der empfindlichste Fleck, und so wurde mein Lieblingsthema daraus. Ich wurde mit Liebkosungen und Complimenten überhäuft, man wollte mich gar nicht von der Rednerbühne herunterlassen, und so schwazte ich zwei Stunden lang das bunteste Zeug. Jezt ward eine Motion nach der andern vorgebracht:

der Druck meiner Rede, eine Botschaft an die Administratoren des Departements wegen Absendung von Hülfstruppen nach Ajaccio, eine Deputation von drei Mitgliedern, die uns zu den Jakobinern nach Paris begleiten, den Verrath anzeigen und Rache verlangen sollte — alle diese Maßregeln wurden im Sturm und einstimmig beschlossen. Meine Collegen hatten nicht die Mittel zur Reise nach Paris; ich beschloß, allein mit den Marseiller Deputirten abzugehen, und wir verließen die Sitzung nach Mitternacht.

Als ich mir selbst überlassen war, legte sich meine Aufregung; das Bild Paolis, des von mir so lange hochverehrten Mannes, trat vor mich, und das bange Gefühl, das ich dabei hatte, glich so ziemlich schmerzlicher Reue. Ich gedachte unserer Gespräche in Rostino (Paolis Wohnort): eben hatte ich ohne Ueberlegung Aeußerungen gethan, die den Worten, wie ich sie seit Monaten aus einem verehrten Munde vernommen, gerade zuwiderliefen. Wuthgeschrei gegen Paoli hatte meine leidenschaftliche Rede begleitet. Ich sollte nach Paris mit Menschen, deren zurückstoßendes Aeußere, deren wilde Reden, deren pöbelhafter Ton mich sehr unangenehm überrascht. Nach unruhigem Schlaf erhob ich mich verdrießlich, unschlüssig. Die Marseiller Deputirten holten mich zum Frühstück im Kaffeehaus ab; ich ging mit ihnen. Sie führten mich in die Straße Cannebière, die Hauptstraße von Marseille. Ich bewunderte die lange Zeile prachtvoller Gebäude; eine zahllose Menschenmenge, Weiber, Kinder, strömte auf und ab, man mußte sich durchdrängen. Ich fragte einen der Brüder und Freunde, ob ein Festtag sey. „Nein," erwiderte er gleichgültig, „man läßt nur ein paar Dutzend Aristokraten springen; siehst du dort?" Er deutete mit dem Arm, ich blickte hin — und sah die Guillotine, roth vom Blut, in voller Arbeit. Seit einer Viertelstunde wurden hier die reichsten Kaufleute abgeschlachtet, und der Pöbel, dem sie so lange Brod gegeben, erging sich auf der Cannebière, um es mit anzusehen! und die Buden waren voll Käufer wie sonst, die Kaffeehäuser waren offen, Kuchen und Confekt wurden herumgetragen wie an einem Markttage! Das sah ich auf meinem ersten Gang durch die Straßen von Marseille, und ich will es nie vergessen! — Ich ging aus dem Kaffeehaus, unter welchem Vorwand weiß ich nicht mehr, und den andern Tag erklärte ich, ich wolle nicht nach Paris gehen. Die Abgeordneten des Marseiller Klubbs brauchten mich nicht, um sich ihres Auftrags zu entledigen. Ich gedachte die versprochene Hülfe abzuwarten und dann mit meinen Collegen wieder nach Corsika abzugehen.

Wenige Tage darauf stieg meine Familie, flüchtig, von allen Mitteln entblößt, aber voll Muth und im besten Wohlseyn im Hafen von Marseille an's Land. Joseph, Napoleon und ich kämpften rüstig mit dem Mißgeschick. Napoleon war Artillerieoffizier und gab den größern Theil seines Gehalts zur Unterstützung der Seinigen her. Joseph wurde Kriegscommissär und ich erhielt eine Anstellung bei der Kriegsproviantverwaltung. Als flüchtige Patrioten erhielten wir Rationen von Kommisbrod und eine sehr mäßige Unterstützung, mit der wir indessen, besonders durch die Sparsamkeit unserer guten Mutter, auskamen. Was sie mir erzählte, welche Gefahren sie zu bestehen gehabt, wie unser Eigenthum verbrannt worden, wie Paoli den Befehl sollte gegeben haben, uns todt oder lebendig zu bekommen, machte meinen Bedenklichkeiten schnell ein Ende, und ich wäre jezt gerne nach Paris gegangen, aber die Marseiller Deputation war bereits aufgebrochen. Ueberdies verwies mich meine Anstellung auf St. Maximin, eine kleine Stadt, ein paar Meilen von Marseille, und ich begab mich dorthin, um den Magazinsverwalter abzulösen, der zum Inspektor befördert worden war.

Erst seit wenigen Monaten war die Republik in's Leben getreten, und mit den Armen, welche den äußern Feind besiegt, wühlte sie täglich tiefer im eigenen Eingeweide. Bereits wurde der Pöbel mit dem Schaffot vertraut: wehe, wer stille steht! hatte der wilde Collot d'Herbois gerufen. Die Gironde, zu spät zur Besinnung gekommen, hatte Halt machen wollen, am 31sten Mai war sie gefallen. Die Departements, die sich zu ihrer Vertheidigung erhoben, hatten die Waffen niedergelegt. Danton und Robespierre trieben die Republik in's Grenzenlose, und ein einziges Wort bezeichnet diesen traurigen Zeitabschnitt: als „Gemäßigter" bezeichnet zu werden, war soviel als ein Todesurtheil. Die rein demokratische Verfassung vom Jahr 1793, welche ihrem Urheber, dem Philosophen Condorcet, schlechte Ehre macht, war zwar von den Urversammlungen angenommen, aber als unausführbar suspendirt worden, und die Diktatur des Convents hatte mit Hebeln, wie der Aufstand in Masse, das Gesetz wider die Verdächtigen, das gezwungene Anlehen, das Maximum, alle Hindernisse niedergeworfen. Schuhtief im Blute zog der Convent siegreich seine Straße. Lyon und die Vendee wagten es allein, sich der furchtbaren Diktatur zu widersetzen; jede Gemeinde in Frankreich, von der größten bis zur kleinsten, hatte ihren Klub und ein Revolutionscomité, in deren Händen alle Gewalt blieb, wenn die Commissäre des Convents abwesend waren. In solchen Zuckungen lag der Staatskörper, als ich mich mit achtzehn Jahren, fern von den Meinigen, fern von meinen geliebten Landsleuten, allein, wildfremd, in eine von erbitterten Parteien zerrissene Stadt der Provence versezt sah.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber das Poetische in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

(Fortsezung.)

Die ganze Pflanzenwelt, in allen Abstufungen, von der Pflanze, die nur einen Tag lebt, bis zur ungeheuern Adansonia, welche alt ist wie die jetzige Schöpfung, mit der wundersamen organischen Entfaltung ihres stillen Lebens, ist der Stoff einer großen geistreichen Idylle zu nennen, unendlich reizend für unverdorbene, denkende Seelen, schon darum, weil außer wenigen Giftpflanzen, deren Schädliches doch selbst wieder zur Heilkraft werden kann, sie den Menschen überhaupt so freundlich anzieht, so unschädlich und so nützlich erscheint.

Die Botanik ist eine immer gefällige und unterhaltend belehrende Freundin; auch auf den einsamsten Wanderungen, in Gegenden, wo die animalischen Geschöpfe sich entziehen, oder nur mit Gewalt unser werden, gibt es immer noch Pflanzen, mit denen wir uns beschäftigen können. Eine einsame Distel, die ihr Haupt schüttelt im Wehen der Gebirgsluft, oder das Rohr der Wüste, „das der Wind hin und her webet," ist schon reicher Stoff der Betrachtung. Das Poetische der Botanik hat einer ihrer ersten Priester und ihr vorzüglichster Ordner, der unsterbliche Linné, wohl am meisten gefühlt. Dies zeigt er auch in der Flora eines Landes, das uns gar nicht poetisch vorkommt, das aber dennoch viele ausgezeichnete und schöne Pflanzen hervorbringt, nämlich Lapplands. In dieser Flora wird die malerisch beseelte Beschreibung der Andromeda polyfolia, in der die mythologische abgespiegelt wird, immer reizend ansprechen. Ja, ganze Völker haben das Schöne, das Bedeutungsvolle, das Poetische der Pflanzenwelt innig aufgefaßt und in Leben und Denkweise dargestellt; vor allen die Hindus, denen überhaupt die ganze sichtbare Natur, als Emanation des göttlichen Urwesens, so befreundet und heilig ist. Diese Liebe zur Pflanzenwelt, die sich aber auch dort in ihrer höchsten Kraft und Ueppigkeit entfaltet, offenbart sich selbst in ihren geographischen Ansichten und Kosmogonien, wie wir aus den im Sanskrit geschriebenen Vedas und Puranas abnehmen können, wo das feste Land symbolisch durch die heilige Lotosblume vorgestellt wird, die auf dem Wasserspiegel des Oceans schwimmt, etwa wie auch in der scandinavischen Mythologie das Weltall unter dem Bilde der Esche Ygdrasill vorgestellt ist. Und wie rührend ist — um von vielem Schönen aus dem lieblichen Gedicht nur Eines herauszuheben — der Abschied der Sakuntala von ihren Bäumen! Sie, die selber dürstend nicht eher trank, bis sie gewässert waren, umfaßt die Madhawistaude mit der flammigrothen Blume, redet sie zärtlich an und bedeutet ihren Pflegvater, die Pflanze als ihr zweites Ich zu betrachten.

Das Land — im Gegensatz von Stadt und städtischer Kultur — hat auch darum so großen Reiz für uns, weil vorzüglich die Pflanzenwelt es ist, die, in angemessener Verbindung mit Wasser, Gebirg und Luft, uns dort so reizend anspricht. Ein Landschaftgemälde hat an sich schon Anziehendes genug, ohne Staffirung von Thieren oder selbst Menschen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß durch sie ein solches Gemälde, wie die Natur selbst, noch mehr belebt und verschönert wird. Da das Landleben durch und durch in dieser frischen und gesunden Pflanzenwelt sich bewegt, so bekommt auch der Landmann selbst und seine Beschäftigung poetische Elemente. Säen und Pflanzen, grüne Saaten und frohe Ernten, gesundduftende Wälder und Gebüsche, und zwischen allen diesen versteckt ein kleines, trauliches Haus: das sind die Vorstellungen, die wir gewöhnlich mit dem Begriff von Landmann verbinden. Seine Geschäfte sind einfach, abgemessen, und erfordern wohl Nachdenken und Ueberlegung, aber kein Raffinement. Seine Werkzeuge sind zweckmäßig, und doch nicht künstlich zusammengesezt. Seine Bewegung in der freien Luft ist natürlich und gesund. Ein Acker mit säenden, pflanzenden oder einerntenden Landleuten mag leichter poetisch geschildert werden können — vom Dichter oder Maler, gleichviel — als eine kostbare Eisenbahn mit ihren blitzschnellen Locomotiven und Wagen. Auch das Hirtenleben, welches Vielen noch reizender vorkommt, verdankt diese Reize nicht etwa dem einförmigen Weiden und Hüten von Rindern oder Schafen — denn ein ganzer großer Pferch voll der größten und besten Schafe kann uns wenig poetisches Interesse abgewinnen — sondern vor Allem dem Leben in freier, schöner Natur, auf blumigen Auen, in frisch grünen Thalbuchten oder auf sonnigen Bergwiesen mit würzigen Kräutern, in der Nähe von Gebüsch oder Wald, so wie der heitern Ruhe und den harmlosen Spielen und Festen der Hirten und Hirtinnen, wie wir sie, mit besserer körperlicher und geistiger Bildung, als ihnen gewöhnlich zukommt, durch Schilderungen der Dichter verführt, uns vorzustellen pflegen.

Was für poetische Lobpreisungen des Landbaues finden wir nicht bei den Alten, selbst bei den Prosaisten! So in Cicero's Buch vom hohen Alter, wo der alte Staatsmann ordentlich in poetisches Feuer geräth, indem er den Censor Cato die Beschäftigungen und Ergötzungen des Landlebens schildern, und zumal von der wundersamen Bildungskraft der Natur sprechen läßt, durch die der junge Keim entsteht, und aus dem kleinsten Samenkorn die größten und mächtigsten Stämme emporsprossen. Eine leichte Ideenverbindung führt uns auf Virgils Landbau, der immerdar vor seinen übrigen Werken den Vorzug verdient, wie der Landbau selbst vor dem Leben der Hirten und den Kämpfen der Krieger.

In jenem Werke finden wir nur wenig Stoff, der einer poetischen Darstellung widerstrebt, und dem er vergebens poetischen Geist einzuhauchen bemüht ist. An die naturliebenden Griechen, deren Schriften so reich sind an Lobpreisungen und Schilderungen des Landlebens, brauchen wir nur zu erinnern. Darf ich aber hier erwähnen, daß das Ländliche es ist, was den Reden und Gleichnissen, ja selbst dem Leben Christi einen eigenthümlichen Reiz verleiht? Gleich im Anfang des Evangeliums Lucä, den wir die erste und schönste christliche Idylle nennen möchten, sehen wir die Geburt Christi in ländlicher Dürftigkeit und doch herrlich — ein Vorbild vom Charakter des wahren Christenthums, von seiner Demuth und erhabenen Kraft! — zugleich von armen Hirten und von himmlischen Heerschaaren gefeiert. Und als er auftrat, im engen Kreise ein Lehrer der Welt zu werden, sind Gärten, Olivenpflanzungen, Ackerwege, Berggipfel, Meeresufer und Schiffe seine Lehrsäle. Seine Reden und Gleichnisse sind großentheils von Saatfeldern, Feigen- und mancherlei andern Bäumen, Weingärten, Blumen und Pflanzen hergenommen; so wie denn auch, um weiter zurückzugehen, in den Reden und Gesängen der Altväter, des Buches Hiob, der Psalmendichter und Propheten Alles von frischem Naturgeist durchweht ist, und Alles den Charakter eines naturliebenden, landbauenden Volkes trägt, wie das hebräische in ältern Zeiten war und, seiner Gesetzgebung gemäß, immer hätte seyn sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Von den shetländischen Inseln. Im Sommer 1836.

(Beschluß.)

Erzeugnisse. Die Hauptstadt Lerwick.

Fuhrwerke läßt der Boden der Insel nicht zu, selbst das wenige Korn bringen die Pferdchen auf dem Rücken nach Hause, und sie sind für die Insel von unschätzbarem Werthe, weil auch ihre Erhaltung wenig Sorge macht. Nie werden sie im Stalle gefüttert, selbst im Winter müssen sie ihre Nahrung zwischen den Klippen, im Heidekraute suchen, und auch dann ist der Himmel ihr Obdach. Wären diese Thiere größer, so würden sie bei der kargen Vegetation nicht hinreichend Nahrung finden. Solcher Pferde gehen viele nach England, wo sie der Sonderbarkeit wegen, auch zum Reiten für Kinder gehalten werden. Als könnten alle Wesen der Schöpfung, den Menschen ausgenommen, hier ihre eigentliche Größe nicht erreichen, so sind auch die Schafe außerordentlich klein, indessen übertrifft ihre Wolle an Feinheit die der edelsten spanischen Racen. Die Wolle ist aber so kurz, daß sie nur mit Menschenhänden gesponnen und gestrickt werden kann. Man hat hier Handschuhe und Strümpfe von unglaublicher Feinheit, ja es gibt lange wollene Strümpfe von solcher Zartheit, daß sich ein Paar derselben durch einen gewöhnlichen Fingerring ohne Mühe ziehen läßt. Am nützlichsten für die Bewohner der Insel ist aber die Fischerei auf den kleinen Bänken in der Nähe Shetlands. Hier hält sich der Kabliau in großer Menge auf, und wird mit Haken und Schnüren, letztere von siebzig bis achtzig Klafter Länge, gefangelt. Als Köder dienen kleinere Fische, selbst Stücke des Kabliaus, und mitunter auch der in letzterm gefundene, noch nicht ganz verdaute Raub, gewöhnlich aus Heringen bestehend. Der Kabliau bildet den Hauptausfuhrartikel der Inseln. Der Fisch wird aufgeschnitten, gereinigt, einige Stunden in Salz gelegt, dann durch Pressen wieder von der Lake befreit und auf den Klippen verbreitet, wo ihn die stark aufprallenden Sonnenstrahlen bald trocknen. Diese Bereitungsart verschafft ihm den Namen Klippfisch, und als solcher geht er zuerst nach Leith, von dort aber hauptsächlich nach Spanien und Portugall, wo die Fastengebote den Verbrauch des Fisches sehr fördern. Beinahe alle Lebensbedürfnisse müssen die Einwohner von Schottland beziehen. Mehl, Erbsen, selbst Brod, wie zum Gebrauche auf der See, hart gedörrt, gesalzenes Fleisch und Branntwein kommen von dort. Den Transport besorgen zwei kleine Schaluppschiffe, welche abwechselnd zwischen Lerwick und Leith fahren.

Lerwick besteht hauptsächlich aus zwei Reihen Häuser, die den Hafen umschließen. Einige kurze Nebengäßchen vollenden die Stadt. Alle Gebäude sind aus einem grauweißen Steine gebaut, der in der Nähe gebrochen wird; Platten dieses Steins dienen zur Bedachung. Die Häuser sind ohne Geschmack und, der in Großbritannien üblichen Fenstersteuer wegen, mit Vermeidung aller nur irgend entbehrlichen Fenster angelegt. Dadurch bekommt die Stadt einen finstern Charakter, welchen die allgemeine graue Farbe der Häuser, das Steigen und Fallen der Straßen und die Nähe der nackten Klippen noch vermehrt. Letztere bilden das natürliche Pflaster der Straßen, und machen das Gehen auf den Steinplatten beim nassen Wetter beschwerlich und unsicher. Da der größte Theil der Inselbewohner auf dem Meere Beschäftigung suchen muß, so ist die Stadt gewöhnlich menschenleer. Nur kurz vor Anfang der Heringsfischerei ist Alles voll Leben. Diese beginnt um Johannis in der Nähe der Insel. Dann bevölkern holländische und ostfriesländische Matrosen die Straßen, man hört nur die breiten Laute dieser Sprache; plumpe, berußte, schmutzige Gestalten, Torfdunst um sich verbreitend, galoppiren auf den kleinen Pferden auf und nieder, und es erschallt wieherndes Gelächter, wenn ein unbeholfener Reiter über den Kopf des Pferdes abgeworfen wird, und nun mit seinem plumpen Körper den Felsen deckt. Gesang, der Lärm der Tanzenden und Berauschten erschallt aus den niedrigen Häusern, bis der Eintritt der Fischerei Alles abruft, und nun mit Einem Schlage Todtenstille über der Stadt verbreitet liegt, die dann im ganzen Laufe des Jahrs nicht wieder gestört wird. Für die Sittlichkeit der Bewohner sind diese Besuche leider von üblen Folgen, und Londons Straßen haben manches unglückliche Opfer weiblicher Ausschweifung aus den Shetlandsinseln aufzuweisen.

Auf dem Lande sind die Hütten der Bewohner noch ökonomischer eingerichtet. Vier niedrige Steinmauern bilden die Wände, die Fugen zwischen den Steinen sind mit Moos ausgelegt, das Dach besteht aus Torfstücken, die Balken sind Stücke gestrandeter Schiffe, oder sonst angetriebenes Holz, und auch die Thüre ist solchen Ursprungs. Torffeuer erwärmt die Hütte, und der Rauch findet den Weg durch die Löcher des Dachs. Ein einziges Stück Glas, oft der Rest eines Schiffsfensters, zwischen den Steinen eingeklemmt, bringt spärliches Licht in die Hütte. Aber so hart hier auch das Leben ist, der Eingeborene sehnt sich nicht weg. Viele der wohlhabenderen Kaufleute hatten, reich an Genüssen, in Schottland oder England gelebt, dennoch kehrten sie immer nach der theuren Insel zurück. — Das nächste Mal vom geselligen Leben in Lerwick.

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 251.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 19. Oktober 1836.

O fröhlich' Gartenjugend!
O frisch und zartes Blut!
Ohn' Zahl daß Farb' und Tugend,
Wer's denkt in stillem Muth.

Fridrich v. Spee.

Ueber das Poetische in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

(Fortsetzung.)

An Fluren und Aecker reiht sich in natürlicher Verbindung jenes Mittelding zwischen ländlicher und städtischer Kultur, das auch dem an seine steinernen Gebäude gefesselten Stadtbewohner ein Bild des grünen und frischen Landes vorlügt, nämlich der Garten: von den kleinsten Adonisgärten in Töpfen und auf Brettergerüsten, bis zu den größten und reichsten der Könige und Großen. Hier ist, in ganz anderm Sinne als bei Acker und Wiese, die Kunst vorherrschend, und selbst eine Nachahmung der Architektonik, in der Benützung des Anorganischen, z. B. bei Springbrunnen, sichtbar. Bei echter Gartenkunst muß, wie in einem poetischen Kunstwerk, die Ordnung des Ganzen durch die Verbindung der Theile so verschleiert seyn, daß man eben so in der Wahrnehmung des zufällig Schönen und Naturfreien den reinen Genuß des Gegenwärtigen und Unmittelbaren hat, als man durch die Wahrnehmung zweckmäßiger Ordnung und der Kunst in eine ästhetische Behaglichkeit sich versetzt fühlt, indem man den veredelnden Menschen, und also auch sich selbst wiederfindet.

Wie man eine Weltpoetik oder Weltpoesie annehmen kann, wo die Blumen und Früchte der verschiedenartigsten poetischen Geister aller Zeiten und aller Länder, künstlerisch zusammengesellt in engerer Umfassung, ein wundersames, oft reizendes Ganze hervorbringen, so hat man auch eine Weltbotanik, und die finden wir in den Gärten, die wir vorzugsweise botanische nennen, und die wir mit Thiergärten oder Menagerien vergleichen könnten. Hier freuen wir uns, zumal an der Hand eines würdigen Priesters der Flora, nicht nur die schon gewöhnlichen Agaven, sondern auch Palmen, die Musa, das Zuckerrohr, den Pfefferstrauch und andere Kinder der tropischen Länder und der heißen Zone in der alten und neuen Welt, und nicht weit davon wieder Bäume und Pflanzen zu betrachten, welche dem gemäßigten Gürtel, ja selbst dem kalten angehören. Aber wenn die erste Neugierde vorüber ist, wenn nicht der wissenschaftliche Forschungstrieb des Botanikers uns festhält, ergreift uns bald in der Nähe dieser, aus den verschiedensten Zonen zusammengedrängten Gewächse, in der künstlich warmen Atmosphäre ein eigenthümliches Gefühl, das nicht reine Freude ist, wie wenn wir wildfremde Thiere aus mancherlei Zonen in Thierbuden auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, oder wenn wir einen Hindu, einen Neger, einen Araber und Brasilianer bei uns an einem Orte beisammen erblicken. Der Anblick

ist interessant genug, aber zuletzt mag es uns doch vorkommen, als ob diese Thiere, diese Menschen, wie jene Pflanzen, gewaltsam aus dem mütterlichen Boden weggerissen, sehr unbehaglich fühlen müßten, und wir wünschten lieber, wenn auch nur auf kurze Zeit, in den Ländern selbst zu weilen, wo Pflanze, Thier und Mensch in angemessenen heimischen Elementen geboren und gewachsen sind. Wir möchten sehen, wie der Bramine unter dem Palmbaum in der Nähe des Ganges in Selbstbetrachtung versunken ruht, oder die herrliche Pisangfrucht verzehrt, möchten sehen, wie der Araber seine Datteln sammelt oder den Strauß und die flüchtige Gazelle jagt.

Ein schöner Garten war es, mit „allerlei lustigen Bäumen," wo die Stammeltern des Menschengeschlechts gewohnt, ehe sie im Schweiße des Angesichts ihr Brod bauten; paradiesische Gärten sind es, in welche die Kindheit, die ja selber ein Paradies ist, das wir erst dann kennen, wenn wir es verloren haben, und die kindlichen Dichter sich so gern versetzen. Der Morgenländer träumt sich seine irdischen Paradiese, die er auch um sich her im Kleinen darstellen möchte, und in der künftigen Welt hofft er in einem herrlichen Garten voll schattiger Bäume, an kühlen, Erquickung sprudelnden Quellen ein wonniges Daseyn ewig zu genießen.

Die Pflanzenwelt, haben wir gesehen, ist es besonders, in welcher der Landmann sich bewegt; auf ihren Anbau ist er angewiesen, von ihr empfängt er, was ihm nützt und ihn erfreut, und vor allen in Bezug auf sie ist er gezwungen, auf den Gang und den Einfluß der Gestirne, auf die Folge der Jahreszeiten und die meteorologischen Erscheinungen sinnend zu achten. So sind wir denn ohne Sprung auf einen Gegenstand gekommen, der, so trocken er auch erscheinen mag, doch eine poetische Seite hat und recht poetisch und malerisch behandelt werden kann: ich meine den Kalender. Da dieser besonders den Auf- und Niedergang der Sonne, den Wechsel des Mondes und die nach ihnen gemessene Zeit in menschliche Verbindung bringt mit der mütterlichen Erde, mit den Pflanzen und übrigen Geschöpfen, die aus ihrem Schooß entspringen, so ist er schon frühe, mit Erfahrungen der Alten bereichert und selbst von astrologischen Träumen durchwebt, das Orakel der Landleute geworden. Zu allen Zeiten war er mit Religionskultus verwandt; er ist ein Kind des Bedürfnisses und des Natur- und Götterdienstes zugleich. Er ließe sich wirklich noch malerischer behandeln, als bereits geschehen ist, wenn man nach dem Beispiel Annas von Oesterreich, oder schon des russisch-griechischen Kalenders, die wichtigeren Zeitabschnitte und Feste nicht bloß durch rothe Buchstaben, sondern durch verschiedene Farben und Gemälde und Arabesken auszeichnete; z. B. das Opferfest durch helles Grün und Palmen, Pfingsten durch Maiblumen, Birkenbäume und die unschuldige Taube, und so fort andere Feste und Tage durch andere passende Embleme und Symbole. Und so wünschte ich auch von einem Dichter einen christlichen Festkalender nach dem Vorgang des Ovidischen gedichtet, wo die lieblichsten Idyllen und Naturschilderungen mit den anmuthigsten und feurigsten Ergüssen der Lyrik abwechseln könnten.

Man könnte fragen: ist die Botanik poetischer, oder überhaupt interessanter als die Zoologie? Ich möchte es verneinen, vielmehr behaupten, daß wenigstens für die Jugend die Thierwelt anziehender seyn muß als die Pflanzenwelt, welche, abgerechnet den angenehmen Eindruck, den sie im Allgemeinen sogleich beim ersten Anblick macht, in Bezug auf genauere und tiefere Kenntniß mehr für den denkenden Naturfreund Interesse hat. Uebrigens ist für die Meisten wieder nicht sowohl das Thier an sich so anziehend, als vielmehr der Widerschein des Menschlichen und die Verwandtschaft des Menschen mit ihm. Zwar auch die Pflanze hat ihr Leben; schon Aristoteles sagt: die Lebensverrichtungen gehen bei Pflanzen und Thieren auf gleiche Weise vor sich, und nimmt an, daß jene mit den niedrig stehenden Thieren verwandt seyen. Auch in der Pflanze ist Bewegung, im kleinsten Stengel, im zartesten Blatte bewegt sich Leben auf und ab; sie athmet selbst, und schon die alten Griechen verglichen die Blätter mit Lungen, so wie die Wurzel mit dem Mund, wiewohl sie nicht bloß durch diese ihre Nahrung zu sich nimmt. Nicht zu reden von der Bewegung mancher Mimosen, z. B. der Sinnpflanze, oder gar des ostindischen Desmodiums, dessen zwei Seitenblättchen sich beständig bewegen, richten sich fast die meisten Pflanzen nach dem freudigen Lichte, vor allen die Blume, die von der Sonne ihren Namen hat. Auffallend besonders ist die Bewegung bei manchen Gewächsen in ihren Pistillen und Staubfäden zur Zeit der Befruchtung, wo auch eine größere Sympathie mit der Thierwelt, zumal den Insekten, bemerkt wird, wie denn überhaupt dieser wichtige Akt auf das Leben der Einen großen Natur in allen organischen Geschöpfen hinweist, und die reinste und unschuldigste Darstellung eines Vorgangs ist, über welchen die Natur, als über ihre wichtigsten Orgien, einen mystischen Schleier wirft. Ja es gibt Pflanzen, die sogar von Ort zu Ort sich zu bewegen scheinen, wie unter den Pflanzenamphibien die Wasserlinse. Aber all diese Bewegung, dies Leben ist mehr verhüllt, nicht so augenfällig, nicht ohrvernehmlich; es erfordert schon nachdenklichen Forschersinn, Fleiß und Beobachtung, selbst ein bewaffnetes Auge, um das athem- und empfindungslose, an den Boden gefesselte Leben, den verhüllten Geist der Pflanze lebendig aufzufassen: während das Thier gleich unmittelbar durch gemeinsam animalisches Leben, durch selbstthätige Bewegung,

durch Odem und Empfindung mit uns verwandt, vermittelst seiner Organe sich in die Höhe, Breite und Tiefe willkührlich bewegt, und selbst unser geistiges und sittliches Wesen analog abspiegelt. — So finden wir denn uns oft überraschend in dem Thiere wieder, und, was dasselbe scheint, aber beschämender ist, das Thier wieder in uns selbst. Ja, ein Maßstab oder Gleichniß wird dieses oft, um uns zu messen im Guten und im Bösen. Wir reden von Menschen, die klug sind wie Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben, aber auch von Menschen, die wie Tiger sind, oder an häßlicher Unsitte manchen Affen gleichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schreckensregierung.

(Fortsetzung.)

Ich kam nach St. Maximin gegen das Ende Augusts dieses Jahrs, als eben die Revolutionsarmee des Generals Carteaux Marseille besezte, um den Geist der Empörung zu ersticken, den das Beispiel Lyons angefacht, das der Macht des Convents hartnäckig Widerstand leistete. Wenige Tage darauf ergab sich Toulon der vereinigten englischen und spanischen Flotte, in der Meinung, sich den Bourbonen zu unterwerfen, die einem immerhin erwünschter seyn durften, als das Regiment des Schreckens; aber der Abscheu vor dem Verrath und dem fremden Joch steigerten die allgemeine Erbitterung auf's Höchste. Ich meinerseits sah in denen, welche Toulon genommen, dieselben Engländer, die Paoli in's Land gerufen, nachdem er unsere Insel von Frankreich losgerissen, und um deren willen man uns von Haus und Hof gejagt. Nicht lange, so donnerte auch der junge flüchtige Corse auf der Rednerbühne zu St. Maximin, und schnell sah ich mich zum Präsidenten des Revolutionscomités erhoben. In wenigen Tagen war ich ein kleiner Diktator, und so zufällig dies auch gekommen seyn mochte, so bildete ich mir doch nicht wenig darauf ein.

Meinen Einfluß zu befestigen, brachte ich den Abend immer im patriotischen Klub zu, und hier horchte die ganze Stadt meinen Reden. Die wenigen Leute von Bildung waren als verdächtig eingesperrt, und so war es eben kein Wunder, daß ich über alle meine Nebenbuhler auf der Rednerbühne den Sieg davontrug. Die Frauen, vornehm wie gering, kamen regelmäßig mit ihrer Arbeit in die Sitzung; alle arbeiteten, um nicht des Incivismus verdächtig zu werden, und schrien beim Beifallrufen und beim Absingen der patriotischen Hymnen mit den Männern in die Wette. So großes, so mühelose Glück konnte mir leicht den Kopf verrücken. War ich bösartig oder schwach, wie viel Unheil konnte ich da anrichten, oder doch geschehen lassen! Wer im kleinen demagogischen Babel hätte es gewagt, wider den jungen Tollkopf aufzutreten, in dessen Hand es lag, Nachts im Klub, bei Tag durch seine Unterschrift in tausend Familien Schrecken und Tod zu verbreiten? Ein Kloster war vollgepfropft mit Verdächtigen: es stand uns frei, aus diesem jammervollen Asyl der Unschuld irgend welche herauszugreifen und sie nach Orange zu befördern; und das Revolutionstribunal von Orange war Fouquier-Tainvilles würdige Commandite! Armes Frankreich! Wie oft habe ich der Vorsehung gedankt, daß sie in einer für mein Alter so ungewöhnlichen, so gefährlichen Stellung mich vor dem Schwindel bewahrte, daß sie mir schlichte Menschen an die Seite gab, die sich von mir im Guten leiten ließen, wie sie sich auch zu Greueln hergegeben hätten: denn unter der Herrschaft des demokratischen Despotismus — des schlimmsten von allen — ist der Einfluß eines Redners, so lange der Beifall des geschäftigen Haufens ihn hält, mächtiger, als das bessere Gefühl des Volks.

Oft, wenn ich ernstlich mich selbst befragte, mußte ich mir gestehen, glückliche Umstände seyen meiner Menschlichkeit mächtig zu Hülfe gekommen. Ich war ein flüchtiger Patriot, ein Märtyrer für die Revolution, und dies überhob mich dem Verdachte des Aristokratismus und der Mäßigung. Ich konnte bis auf einen gewissen Grad dem herrschenden Vorurtheil trotzen und den geraden Weg gehen. Hätte ich nun aber, wie so Viele, statt so günstig gestellt zu seyn, zwischen persönlicher Sicherheit und meinem Gewissen zu wählen gehabt, hätte ich beständig das schreckliche, das unerbittliche Vorwärts der drohenden Demokratie hinter mir hören müssen, wäre mir, wie so Manchem, nichts geblieben, als das schreckliche Dilemma: tödten oder sterben — weiß ich da so gewiß, wie es mit mir geworden wäre? Wohl rede ich mir ein, ich wäre beim Rechten geblieben, der moralische Muth hätte mich nicht verlassen; ist aber nicht mancher Franzose, der so gut war als ich, ja besser, an diesem Abgrunde ausgeglitten? Wie viele Unglückliche, Söhne tugendhafter Eltern wie ich, sorgfältig erzogen wie ich, sind unterlegen! Ja, es gibt keine kläglichere Verfassung in der Menschenwelt, als wenn der Mann von Ehre Gefahr läuft, ein Bösewicht zu werden, wenn das Loos jedes Einzelnen in der Hand der Gesammtheit liegt, wenn man nie weiß, was man den andern Tag sagen, was man thun, was aus einem werden wird. Jünglinge! lest die Geschichte des Jahrs 1793, nicht in den Proceßschriften der Rhetoren, genannt Geschichtschreiber, nein, im unerbittlichen Moniteur; lest mit Ausdauer, und ihr werdet, gleich euern

Vätern, die Herrschaft der Menge verabscheuen lernen. Unter dem Despotismus eines Einzigen oder Weniger läuft man Gefahr, ein Opfer zu werden; unter dem Despotismus der Menge verdoppelt sich diese Gefahr um's Hundertfache, aber dazu kommt noch eine unendlich schrecklichere — man kann den Henker machen müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, October.

Die Statue Georgs III.

Endlich ist die Statue Georgs III. aufgestellt. Ich sage endlich, bloß weil es sehr lange gewährt hat, keineswegs um denen zu widersprechen, welche der Meinung sind, das Ganze hätte unterbleiben können. Selten ist es wohl einem Monument so schwer geworden, aus der Werkstätte des Künstlers vor das Auge des Publikums zu gelangen. Georg III. starb bekanntlich im ersten Monate des Jahres 1820, und obschon er während der letzten dreißig Jahre seines Lebens kaum etwas mehr als eine Regierungsnull gewesen war, so erfolgte doch ungesäumt der Vorschlag, seinem Andenken ein prächtiges Monument zu errichten. Der Vorschlag ging nicht vom Parlamente, und eben so wenig von einem Vereine, sondern von einem Privatmanne aus, dessen Motiv dabei wenigstens dem Verdacht des Eigennutzes unterlag. Es war der in der Künstlerwelt rühmlichst bekannte Matthew Cotes Wyatt, welcher dem Publikum die Zeichnung eines Monumentes übergab, zu dessen Ausführung er sich erbot, sofern eine Subscription die Kosten decken würde. Die Zeichnung fand, was sie verdiente, allgemeinen Beifall. Sie stellte den König dar in einem von vier Rossen gezogenen Triumphwagen; aber sie verfehlte die Absicht, das Publikum zu elektrisiren, denn nur wenige Geldbörsen öffneten sich, und der Künstler sah sehr bald, daß sein Plan keineswegs den gewünschten Anklang fand. Glücklicherweise handelte indessen das aus den Subscribenten gebildete Comité anders, als in einem ähnlichen Falle ein Comité in Edinburgh gehandelt hat. Kurz nach der Schlacht von Waterloo kam es den dortigen Franzosenfeinden in den Sinn, den gefallenen Schotten ein stattliches Monument zu weihen. Der Kostenanschlag forderte etliche und sechzigtausend Pfund Sterling; allein die Subscription trug nur dreizehntausend und einige hundert Pfund ein. Was that nun das Comité? Anstatt das gesammelte Geld bis zur Vervollständigung des Bedarfs zinsbar anzulegen, oder einen wohlfeilern Plan zur Ausführung zu bringen, ordnete es den Bau nach dem zuerst beschlossenen Plane an, setzte ihn fort, bis der letzte Schilling verbaut war, und verunzierte auf diese Art das herrliche Edinburgh mit einer aus dreizehn colossalen Säulen bestehenden Ruine. Anders, wie gesagt, handelte das Londoner Comité. Es verlieh die eingegangene Summe auf Zinsen, und als sie im November 1832 dadurch auf 5100 Pfund Sterling angewachsen war, wurde, in der Voraussetzung, daß dafür, wenn auch nicht ein König in einem vierspännigen Triumphwagen, doch sonst etwas Anständiges zu bekommen seyn müsse, der Künstler Wyatt um seine Meinung befragt. Zu dem Triumphwagen nebst Zubehör schüttelte Wyatt allerdings den Kopf, doch versicherte er, daß für ungefähr 4000 Pfund eine recht gute Reiterstatue sich herstellen lassen werde, vorausgesetzt, daß der sie ausführende Künstler statt einer Geldbelohnung sich mit der Ehre begnügen wolle. Hierauf ging das Comité ein, und da Wyatt sich bereit erklärte, der uninteressirte Künstler zu seyn, garantirte ihm das Comité die geforderten 4000 Pfund, und appellirte wiederholt an die Freigebigkeit der englischen Nation, eine Maßregel, die auch wirklich zwei oder drei bei Hofe hoch geachtete Edelleute bewog, die fehlende Summe zu unterzeichnen. Damit die Uebersetzung der Pfunde in Thaler nicht einen Verdacht gegen Wyatts Uneigennützigkeit erwecke, bemerke ich, daß dergleichen Arbeiten in Deutschland wohlfeiler auszuführen sind, als in England. Sir Francis Chantry, der berühmte Bildhauer, empfing 8000 Pfund für die Statue des Sir Thomas Munro, welche der Georgs III. an Größe und Umfang durchaus gleich ist. Die Statue Georgs IV. kostete 9000 Pfund, die des Herzogs von York 7000, und für die Reiterstatue Georgs III., welche sein Sohn ihm am Ende der langen Allee in Windsor hat aufstellen lassen, so wie für die bronzene Figur, welche die englischen Damen dem Sieger von Waterloo in Hyde-Park gewidmet haben, und welche damals wegen ihrer paradiesischen Natürlichkeit zu vielem Spott und Gelächter Anlaß gab, sind 30,000 Pfund bezahlt worden. Genug, Wyatt verpflichtete sich nicht allein, für die gebotene Summe sein Künstlerwort rühmlich einzulösen, sondern versprach auch, das Ganze bis zum 4ten Juni laufenden Jahres zu vollenden, an welchem Tage, dem Wiegenfeste Georgs III., die Statue enthüllt werden sollte. Nachdem alles dies geordnet war, entstand sehr natürlich die Frage: welchen Platz man dem Monumente anweisen wolle? Die Sache hatte Schwierigkeiten, aber zuletzt entschied das Comité für die Mitte des geräumigen Waterlooplatzes, und dort würde jetzt Georg III. zu Pferde sitzen, wenn nicht die Alles bewachende und Alles besprechende Presse auf die Unziemlichkeit aufmerksam gemacht hätte, den Sohn eine so unehrerbietige Stellung gegen den Vater einnehmen zu lassen, da die Statue des Herzogs von York auf ihrer hohen Säule am Ausgange jenes Platzes der Mitte den Rücken zukehrt. Also wurde der Beschluß zurückgenommen, und nicht fern vom Waterlooplatze ein freier Raum zwischen den Fahrstraßen des östlichen Pall-Mall und der Cockspurstraße für das Kunstwerk ausersehen. Kaum war das bestimmt, so wurde dem uninteressirten Künstler ein recht boshafter Streich gespielt. Der ganze König und ein Theil seines Rosses waren bereits glücklich gegossen, als an einem schönen Morgen, wo der Guß vollendet werden sollte, von den sechs Zubringern des kochenden Metalls nur ein einziger sich seines Inhalts langsam entleerte, und es sich beim Oeffnen der Röhren zeigte, daß sie mit Holzkohlen verstopft waren. Gießer von Profession können den vollen Umfang dieses Unheils am besten würdigen; die strengste Untersuchung führte leider zu keinem Resultate; nur durch die größte Anstrengung vermochte der Künstler die Statue dessenungeachtet binnen der bestimmten Frist zu vollenden, und schon rüsteten sich alle Neugierigen Londons, dem Schauspiele der Enthüllung beizuwohnen, als Tags vorher das Comité in Ausdrücken des gerechtesten Unwillens ein neu eingetretenes Hinderniß durch die öffentlichen Blätter anzeigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 252.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 20. Oktober 1836.

Gibt's schön're Pflichten für ein edles Herz,
Als ein Vertheidiger der Unschuld seyn,
Das Recht der Unterdrückten zu beschirmen?
Schiller.

Die Schreckensregierung.

(Fortsetzung.)

Doch zurück nach St. Maximin. Zum wenigsten zwanzig Einwohner waren als verdächtig eingesperrt. Sie waren, als ich ankam, gut untergebracht und wurden ziemlich ordentlich behandelt. Mein Revolutionscomité bestand aus Handwerkern, Landleuten und einem alten Mönche, der allein schreiben konnte und bei meiner Ankunft die Hauptrolle spielte. Es war ein Glück, daß der Ermönch, der keineswegs liebenswürdig, aber auch durchaus nicht bösartig war, sich mit einer Art von Enthusiasmus an mich hing; er wich mir nicht von der Seite, trat mir herzlich gerne den ersten Platz ab, und ward mir in dem Grade nützlich, in dem er mir hätte schaden können. Man verschaffte den Verdächtigen Erleichterung, man ließ mehrere derselben auf einem Liebhabertheater in patriotischen Stücken auftreten, was aber die Hauptsache war, man faßte im Comité den Beschluß, nie Jemanden auf die Schlachtbank nach Orange zu schicken. Eine sehr liebenswürdige Dame von sehr guter Geburt war anrüchiger als die andern; es kostete mich viele Mühe, sie dazu zu bringen, daß sie in den republikanischen Stücken spielte, aber ich wollte eine so gute Schauspielerin nicht missen, und so zwang ich sie beinahe, mit uns im Brutus von Voltaire als Junia aufzutreten: diesem diktatorischen Verfahren hatte sie indessen ihre Freiheit zu verdanken. So brachten wir denn jenes entsetzliche Jahr mit so wenig Schrecken als möglich zu; wir thaten nichts, desto weniger ließen wir es aber an Worten und an Adressen an die Pariser Jakobiner fehlen. Es war Sitte, antike Namen anzunehmen, und so nannte sich mein Ermönch, ich glaube Epaminondas, ich aber Brutus. Sämmtliche Comitésglieder folgten unserm Beispiel, und in unsern Sitzungen konnte man griechische und römische Nomenclatur studiren. Eine Flugschrift behauptete, Napoleon habe sich den Namen Brutus beigelegt; dies geht aber rein mich an. Napoleon gedachte seinen Namen herrlicher zu machen, als die Namen der alten Historie, und wenn er jene Mummerei hätte mitmachen wollen, möchte er just nicht auf Brutus verfallen seyn.

Die guten Leute in St. Maximin ließen mich machen; unsere dramatischen Vorstellungen behagten ihnen so gut, als die großen Worte auf der Rednerbühne. Aber ein Ungewitter zog sich von oben her gegen uns zusammen — Barras und Freron waren in Marseille! In den paar Monaten, seit ich in St. Maximin war, hatten sich in die Wette die Siege und die Greuel der Jakobiner gehäuft. Im September war Lyon gefallen, das Heer des Generals Carteaux, bei dem Napoleon stand, belagerte Toulon. Die durch

Merlins Gesetz großartiger organisirte Proscription der Verdächtigen lastete auf dreimalhunderttausend Bürgern und unterwarf sie ohne Gnade der Dictatur der einzelnen Gemeinde. Im Oktober ward Marie Antoinette auf einem Karren, mit gebundenen Händen, vor den Augen von sechsmalhunderttausend Parisern, die vor einer Handvoll Räubern zitterten, zum Schaffot geschleppt. Im November vergötterten die Mörder sich selbst durch ihren Vernunftdienst; die ersten Opfer desselben waren die Köpfe der Girondisten, so wie Bailly's und Lavoisiers, dieser würdigen Priester der wahren Vernunft. Allmächtige Conventsglieder zogen durch die Departements, um die Wuth des Pöbels nicht erkalten zu lassen. Barras und Freron waren in Marseille!

Umsonst hoffte unsere kleine Gemeinde ihren Luchsaugen zu entgehen; ein schuftiger Angeber hinterbrachte ihnen, wie St. Maximin der Guillotine lediglich kein Futter geliefert, wie im Hause, wo unsere Verdächtigen sitzen, ihre Angehörigen aus- und eingehen, und man daselbst so gemüthsruhig sey, daß man täglich Musik mache. Alsbald beschloß man, einem solchen Aergerniß ein Ende zu machen, und zwei Schergen der repräsentativen Inquisition nahmen es über sich, uns auf die Beine zu bringen.

Ich ging eben mit dem Ermönch Epaminondas spazieren, da kam eine alte Frau, deren Sohn unter unsern Verdächtigen war, eilends auf uns zu: „Um Gotteswillen, Bürger Präsident, zu Hülfe! Man schleppt unsere Kinder nach Orange! Gedenke, was du versprochen!“ — „Nach Orange!“ rief ich; „ohne Befehl vom Comité? Die Sturmglocke!“ Im vollen Laufe eilten wir zur Stadt; wir begegneten mehreren Leuten, die mich im Felde suchten. Die Gemeinde war in Aufruhr; ich gab wiederholt Befehl, die Sturmglocke zu ziehen, was auch sogleich geschah; ich berief die Volksgesellschaft und das Comité auf den Platz, der an das Gefängniß stieß, und lief mit etwa hundert Personen dorthin. Um das Haus drängte sich eine bestürzte Menge, vor welcher wir die Thüre nicht sehen konnten. Man machte uns Platz: da standen fünf, sechs Karren, und darauf saß bereits gebunden ein Theil unserer Gefangenen. Ein Mensch mit einer dreifarbigen Schärpe, den Federbusch auf dem Hut, war die Hauptperson, und er hatte ein paar Gensdarmen bei sich und einen Schreiber, gleichfalls im Federbusch, der die Namen der Gefangenen in seine Schreibtafel eintrug. Der Anführer dieser Rotte war ein Geschöpf des Barras. Ich stellte mich rasch vor ihn hin: „Im Namen des Gesetzes, fort von hier! Das Revolutionscomité hat Niemanden abzuliefern befohlen. Die Volksgesellschaft wird sich sogleich versammeln; dort habt ihr eure Vollmachten vorzulegen, allermittelst aber sind die Verdächtigen zurückzubringen. Gensdarmen, im Namen des Gesetzes, macht die Verdächtigen los!“ Der Bursche, nicht wenig erstaunt über meine Keckheit, suchte mich mit den Namen der Männer, in deren Auftrag er gekommen, einzuschüchtern, er schalt mich einen Ci-devant und Gemäßigten und wollte fortmachen. Die Gensdarmen, die schon manches Gefängniß auf diese Weise geräumt, wußten nur, was ihrem Anführer aufgetragen worden, und die Namen Klub und Comité, so allmächtig, wenn es sich vom Umbringen handelte, waren zu schwach, wo es Rettung galt. Zum Glück hatte die Sturmglocke die ganze Einwohnerschaft auf die Beine gebracht, den Verwandten der Unglücklichen hatten meine Worte wieder Muth eingeflößt, Manche waren bewaffnet, und so benuzte ich meinen Vortheil. Ich befahl dem Volk, die Gefangenen loszubinden, und den Abgeordneten, mir in's Comité zu folgen. Wenige Minuten, und die Verdächtigen waren wieder auf ihren Zimmern, und die wohlverschlossenen Thüren von einem zahlreichen Haufen bewacht, der nur von mir Befehle annahm. Dreißig Schlachtopfer waren gerettet, und wenig kümmerte mich — und ich sage Gott Dank dafür — die Gefahr, in die ich mich freudigen Herzens gestürzt.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das Poetische in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

(Fortsetzung.)

Hier drängt sich der Gedanke auf, daß die Betrachtung der Pflanzenwelt dadurch einen Vorzug hat vor der Betrachtung der Thiere, daß wir in ihr den großen, wechselseitigen, zu mancherlei Zweifeln anregenden Kampf und den Mord nicht finden, der in der Thierwelt, vom Menschen an bis zum kleinsten Wurme, stattfindet. Denn daß manche Pflanzen durch andere verdrängt, ausgesogen und vernichtet werden, kümmert uns nicht, weil hier kein Nerve zuckt, keine empfindende und beseelte Existenz mit der Aeußerung des Leidens und Vergehens unser Mitgefühl anregt. Denn nur bei den lebendigen Geschöpfen ist der wahre Tod, jener schreckliche, vor dem das Leben zurückschaudert, der aber unserm Leben wieder wie eine dunkle Folie höhern Reiz verleiht.

Eine rührende Klage über das Schicksal des vom Weibe gebornen Menschen tönt uns aus Hiob zu: „Ein Baum hat Hoffnung, wenn er schon abgehauen ist, daß er sich wieder verändere, und seine Schößlinge hören nicht auf. Ob seine Wurzel in der Erde veraltet und sein Stamm in dem Staube erstirbt, so grünet er doch wieder vom Geruch des Wassers und wächst daher, als wäre er gepflanzet. Wo ist aber ein Mensch, wenn er todt und umgekommen und dahin ist?“ Und später singt

ein griechischer Sänger: „Ach! die Malven, wenn sie im Garten verwelkt sind, oder der grüne Eppich und der schönblühende Dill leben später wieder auf und kommen über's andere Jahr. Nur wir, die großen, die starken und weisen Männer — wenn wir einmal todt sind, nicht mehr hörend in der Erde Gruft, schlummern wir einen sehr langen, grenzenlosen, unerwecklichen Schlaf!“ Zwar auch der Mensch und das Thier sind, als organische Geschöpfe, der Pflanze gleich. Des Menschen wesentliche irdische Unsterblichkeit beruht auch auf Schößlingen und Keimen, die von ihm ausgehen, die er zurückläßt, während die ihm eingeprägte tiefe Sehnsucht über das Irdische hinaus ihn hoffen heißt: „daß der köstlichere Samen, den wir in die Erde bergen, aus dem Grabe zu schönerem Loose erblühen soll,“ wie der unsterbliche Dichter singt. — Ja, wenn das thierische Geschöpf den äußersten Punkt der möglichen Lebenslinie erreicht hat, dann welkt es wie eine Pflanze, schmerzlos und auch unbejammert, dahin, denn der Tod ist hier ein süßer Schlaf, eine Wohlthat der Natur. Aber dieser Ungestüme hält die Zeit nicht immer ein, die vorgeschrieben ist; er wartet nur selten auf die welke Frucht, er reißt nur zu oft mit gewaltsamer Hand das schöne Band entzwei, und er hat auch mancherlei Diener, oft schön verlarvte, freundliche, die vor ihm hergehen und Bahn machen, und mancherlei Begleiter auf seinem Zug, wenn er, bald im heißen Sonnenstrahl, bald in Nacht und Nebel gehüllt, gleich Phöbus Apollo einherzieht, um seine Opfer auszulesen und zu würgen.

Kampf, sagt man, und Vernichtung sey allenthalben in der Natur, und weil es so ist, so sey es gut. Auch die Elemente seyen im ewigen Kampf begriffen, auch aus Unheil werde Segen. Nach ewigen Gesetzen walte die Natur, unbekümmert um das Wohl und das Weh von Einzelnen, von ganzen Ländern. Hier verbreite sie Segen, dort Verderben. — Und wohl erscheint sie dem beschränkten Auge des Sterblichen oft furchtbarer, als mild und wohlthätig, sie erscheint ihm blind und rücksichtlos. Wenn die Sonne mit Segensblick auf Gute wie Böse scheint, wenn der erquickende Regen strömt über Gerechte und Ungerechte, so trifft der tödtliche Blitz, den Bösen vorübereilend, oft den Unschuldigsten; so vertilgt der Hagel den Segen der Flur, der den redlichen Fleiß belohnen sollte; so reißt Ueberschwemmung ganze Häuser hin und wälzt die Leichen der Greise und der Säuglinge mit sich fort. Und wenn die Erde, wie ein Betrunkener taumelnd, in furchtbaren Wehen bebt, und Feuerströme aus ihrem Innersten hervorbrechen: dann vertilgt ein entsetzliches Schicksal, wie ein jüngster Tag, ganze Städte und Länder mit Allem, was darinnen lebt, vom Antlitz der Erde, oder überdeckt es mit dieser wie mit einem ungeheuern Grab. Aber solche Katastrophen, wenn auch natürlich, sind nicht in der gewöhnlichen Ordnung der Natur. Wenn wir auch unwillig sagen müssen: diese gleiche oft einer launischen Mutter, die heute ihre Kinder schmeichelnd an den Busen nimmt, und morgen an den Boden wirft und zerschmettert, so können wir doch nur mit stiller Trauer solchen Jammer betrachten: denn mit wem können wir vernünftigerweise hadern? Und bald wird auch die nämliche Natur durch neue Segnungen und Schöpfungen des Unheils Spuren wieder vertilgen und die Erinnerung daran schwächen. Aber wie anders, wenn wir den ewigen Kampf in der Thier- und Menschenwelt betrachten, der jeden Augenblick im Kleinen und im Großen tödtet und vertilgt, ja, wo getödtet wird, daß man lebe: ein Kampf und Tod, der auch dann noch, wenn wir ihn als Wandlung aus Stoff in Stoff, als Uebergang aus niederer Organisation zur höheren betrachten, doch immer Unruhe erregen muß.

Ihr sagt zu dem schwermüthigen Denker: gehe hinaus in die schöne Natur, und erfreue dich unter der erfreuenden Sonne, an dem Busen der guten Mutter! schöpfe Leben in der lebendigen Welt, wo Alles sich seines Daseyns freut! — Und er geht hinaus. Schön sind Sonne und der Himmel, der über ihm sich wölbt. Ihn locken die saftgrünen Wiesen, der kühle Hain, er ruht sinnend am klaren Bach. Ihn umschwärmt das leichte Insekt im Blüthenduft, im warmen Strahl; aber er sieht auch die Schwalbe vorüberstreichen, die es ergreifen und verschlingen wird. Ueber ihm jubelt die Lerche im heitern Blau, oder die Grasmücke belebt, ihm näher, durch ihren Gesang das dunkle Laub; aber er sieht auch den Nomaden der Luft, den Geier, auf die friedliche Himmelssängerin niederkreisen, oder die lauernde Katze, die im Gebüsche heranschleicht, um ihr Opfer mit grausamer Lust zu würgen. Dort springt das muntere Lamm, die zarte Hand eines Mädchens hat seinen Hals mit rothem Band geziert; aber er sieht darin nur den blutigen Stich, an welchem bald das arme Thier in Todesqual auf immer verstummen wird. Und wenn er das Brüllen des muthigen Stiers vernimmt, der auf der Wiese entgegendräut, so hört er auch schon im Geiste das mörderische Beil auf seine Stirne fallen und das Angstgestöhn des sterbenden Thieres. Er ruht am spiegelklaren Bach und sieht, wie einen Pfeil, die schöne, frische Forelle dahineilen; aber er freut sich nicht dieses Lebens, denn er sieht schon den Angler kommen mit dem todbringenden Widerhaken, oder den Reiher am Ufer schwärmen. Sagt ihm immerhin, daß allenthalben Kampf sey, im großen Körper der Welt, wie in unserm kleinen, wo Arterien und Venen mit einander kämpfen, und daß dies eben geschehen müsse, um das Ganze zu erhalten; was ihr ihm sagt, wird ihm ein bloßes Gleichniß seyn und ihn nicht beruhigen.

Es geht eine alte Sage durch die Vorwelt, von der wir noch rührende Anklänge bei ihren Dichtern finden: daß eine Zeit gewesen, die goldene, das Alter der Unschuld und der Wonne, wo man Mahle hatte ohne Blut und Mord, nur reine Speisen aus der Pflanzenwelt genoß und von den Thieren nur die unschuldige Milch, und wo überhaupt kein mörderischer Kampf war zwischen den Geschöpfen selbst. Wenn der römische Dichter in seinem Pollio die Rückkehr der goldenen Zeit des Saturnus verkündet, so singt er auch: daß alsdann das Kind nicht fürchten werde den gewaltigen Löwen, und daß die schädliche Schlange, wie die giftige Pflanze, aussterben werde. Seine Schilderung erinnert an die erhabene Weissagung des Propheten, welcher, eine bessere Zukunft in Bildern der Unschuld verkündigend, unter andern sagt: zu jener Zeit werden die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Pardeln bei den Böckchen liegen; ein Knäblein werde das Kalb und den Löwen und das Rind zusammenführen; Kühe und Bären werden mit einander auf die Weide gehen und der Löwe Futter essen, wie das Rind; der Säugling werde spielen an dem Loche der Otter und das entwöhnte Knäblein seine Hand strecken in die Höhle des Basilisken.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Statue Georgs III.

Eines der Häuser, in deren Fronte die königliche Reiterstatue der Abnahme ihres Gewandes harrte, ist das Eigenthum der in der merkantilischen Welt vortheilhaft bekannten Bankierfirma: Ransom u. Comp. Gute, spekulative Bankiers mögen die Herren seyn, aber Kunstfreunde sind sie gewiß nicht. Unter dem beinahe hochverrätherischen Vorgeben, daß der vor ihrem Hause zu Roß sitzende Georg III. a Nuisance sey, legten sie Einsprache ein gegen den Fortgang der Arbeit, und da sie solche ohne Widerspruch so lange mit angesehen hatten, bis sie vollkommen fertig war, so konnten sie wenigstens nicht zürnen, als das getäuschte Publikum ihren späten Einspruch eine Spekulation nannte. Ob das Comité keine Lust oder keine Mittel besaß, die Einsprache in klingendem Wege zu beseitigen, weiß ich nicht; kurz, die Sache kam zu gerichtlicher Verhandlung, und die beiderseitigen Anwälte entschädigten das Publikum für seine Täuschung durch höchst witzige Reden. Der endliche Erfolg aber war, daß die Spekulation gänzlich fehlschlug: das Gericht erklärte den erhobenen Widerspruch für durchaus unstatthaft, und verurtheilte die Herren Ransom und Compagnie in sämmtliche, mehrere hundert Pfund betragende Kosten. Nun endlich gelangten Comité und Künstler zu ihrem Zwecke und das Monument am dritten August zu seiner Entschleierung. Wenn ich mir denke, mit welchem Pomp ein solcher Akt in Deutschland würde vollzogen worden seyn, so kann ich für London nur erröthen. Infanterie und Kavallerie würden dort paradirt, Kanonen gedonnert, eine Menge Menschen sich in die schwarzen Sonntagsröcke oder in die silber- und goldgestickten Galauniformen geworfen, und die Zünfte in feierlichem Aufzuge ihre ehrwürdigen Insignien in den Lüften geschwenkt haben. Hier in London nichts von alle dem. Allerdings waren Tausende von Zuschauern versammelt, aber einige Dutzend Polizeidiener genügten, Ordnung zu erhalten. Statt des Kanonendonners bewillkommte ein donnerndes Hurrah das königliche Standbild; statt der fungirenden Magistratspersonen erschien, von Wenigen gefolgt, der Herzog von Cumberland, im Namen und Auftrag Seiner Majestät des Königs, und statt der Bäcker und Fleischer und sonstiger Handwerke fanden sich die Mitglieder des Comité ein. Einer derselben, Sir Frederic Trench, hielt eine angemessene Rede, die er mit den Worten schloß: „Contemplation of the statue before us will touch the heart of every true Briton as it now affects mine. It will immortalize the artist who has executed it, and I hope it will prove as imperishable as the recollection of the virtues it is intended to record.“ Und das war die Feierlichkeit der Enthüllung. König Georg III., in Uniform, den Degen zur Seite, den Haarbeutel auf dem Kragen und den dreieckigen Hut in der rechten Hand, sitzt in den Steigbügeln eines englischen Sattels auf dem Rücken eines muthigen Streitrosses, das den rechten Vorderfuß hebt und den Schweif in der Luft trägt. Des Königs Blick ist Pall-Mall hinab nach dem alten St. Jamespallaste gerichtet. Das Material zu Roß und Reiter ist die feinste, mit einem glänzenden Firniß überzogene Bronze, und das Fußgestell besteht aus einem zwölf Fuß hohen Würfel aus Portlandstein. Die Inschrift, welche derselbe erhalten soll, lautet folgendermaßen: „To His most excellent Majesty, George the Third, King of Great Britain and Ireland, and Defender of the Faith. A Monarch who was the safeguard of Christianity, without the honors of a Saint, and the Conqueror of half the globe, without the fame of a hero; who reigned amidst the wreck of empires, yet died in the love of his people, when peace was established throughout his wide dominions, when the literature and the commerce of his country pervaded the world, when British valor was without a rival and the British character without a stain.“ Inwiefern alles dies wahr ist, will Friedrich von Raumer im dritten oder vierten Bande seiner „Beiträge zur neuern Geschichte“ scharfsinnig untersuchen. Es versteht sich von selbst, daß Jedermann sein Urtheil über das Monument fällt und diese Urtheile sich gewaltig widersprechen. Ob mir das Ganze gefällt oder mißfällt, ist natürlich von viel geringerem Belang, als die Meinung eines hiesigen, sehr hoch stehenden Kunstblattes, und so schließe ich diesen Theil meines Berichts mit einer Uebersetzung der betreffenden Stelle. Nach einer gehaltvollen Einleitung heißt es dort: Wyatts Bildwerk, als ein Ganzes genommen, ist für uns ein böser Augenschmerz. Das coup d'oeil überrascht allerdings, doch nur in Folge ungemeiner Häßlichkeit. Muß Ruhe, das innerste Wesen der Bildhauerkunst, zum Opfer gebracht werden, so darf solches bloß zu Gunsten einer Bewegung geschehen, die so erhaben ist, wie die in Falconets Czar Peter oder in Giovanni di Bologna's Herkules und der Centaur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 21. Oktober 1836.

— Auf zu Taygetos Höh'n und lacänischer Jungfraun
Bachischem Tanz!

Virgil.

Briefe aus Griechenland, von L. Ross.

Ausflug von Sparta nach der nördlichen Mani (Maina).

1. Das Taygeton.

Am 8ten April 1834 verließ ich Mistbra, um längs dem Rücken des Taygeton, auf einem Wege, den noch kein Reisender erforscht hatte, nach Gythion zu reisen. Das Taygeton erhebt sich über dem reizenden und gesegneten Thale der „hohlen Lakedämon" in nackten und schroffen, bis zu zweitausend Fuß hohen Wänden, die in einer Entfernung von je einer viertel, bis zu einer halben Stunde von gewaltigen Klüften bis auf den Boden durchschnitten sind, aus welchem die zahlreichen Bäche hervortreten, die die Ebene bewässern und endlich in den Eurotas fallen. Mistbra selbst liegt an und auf einer Art Vorgebirge zwischen zwei solchen Klüften. Der Anblick des Gebirgs aus einiger Ferne, von den Ruinen des alten Sparta, ist unvergleichlich schön. Ueber jenen nackten, grau und roth gefärbten Felsenwänden bildet das Gebirge eine Abdachung, auf welcher zahlreiche und wohlbevölkerte Dörfer liegen; dann kommt die eigentliche Waldregion mit ansehnlichen Tannenwäldern, die sich wie ein dunkler Streifen am Gebirge hinziehen, und erst über ihnen erheben sich die nackten und spitzigen Gipfel, die wenigstens neun Monate lang mit Schnee bedeckt sind, und in deren von der Sonne abgewandten Spalten der Schnee nie schmilzt, bis zu einer Höhe von siebentausend Fuß * über der Ebene von Sparta. Das ist das Taygeton, von welchem ein Spartaner nie ohne Begeisterung reden konnte. **

Mein Weg wand sich gleich südlich von Parori, *** einer Art Vorstadt von Mistbra, an der Bergwand empor. Der Pfad war so steil, daß ich mich nicht auf dem Maulthier halten konnte, sondern absteigen mußte. An einigen Stellen des Wegs sieht man in den Felsen gehauene Stufen, die von einer alten Straße herrühren. Nicht weit unter dem Gipfel der Bergwand ist rechts vom Wege eine geräumige Höhle, jetzt eine Kirche der allherrschenden Mutter Gottes (*Παναγία Παντάνασσα*), wo alljährlich an ihrem Feste (den 15/27 August) eine stark besuchte Kirchweih (*πανήγυρις*) gehalten wird. Ich konnte keine Spuren des Alterthums daselbst entdecken; aber ich

* Nach den Messungen der französischen Ingenieurs liegt der Theaterhügel von Sparta 245 Meter über dem Meere (also die Ebene im Durchschnitt nicht über zweihundert), während der höchste Gipfel des Taygeton 2409 Meter hoch ist.

** Vergl. z. B. den Chorgesang Aristoph. Lysistr. 1297.

*** *ἡ Παροῦρια*, ein rein griechischer Name. Ich bemerke dies für solche, welche selbst griechische Namen als slavisch zu verdächtigen suchen.

habe keinen Zweifel, daß diese Höhle schon vor Alters irgend einer Gottheit geweiht war. *

Nach fünf Minuten, von der Höhle an gerechnet, war der Rand der Bergwand erreicht. Hier beginnt ein hügelichtes, mit fruchtbarem Erdreich bedecktes, und von zahllosen Quellen bewässertes Terrain, wo die Aecker und Weingärten von Anavryti sind. Alles stand im üppigsten Grün, und die meisten wilden Sträucher schon in voller Blüthe; doch hatten die Kastanienbäume noch kein Laub, obgleich wir in der Ebene seit dem Januar täglich die reifsten Oraugen von den Bäumen brechen. So groß ist schon auf dieser Höhe der Unterschied des Klimas. — Zur Rechten blickte ich auf das Schloß von Misthra und in die Schlucht hinunter, an deren Ausgange die Stadt liegt. Nach einer Viertelstunde ritt ich in das freundliche Dorf ein.

Anavryti (ἡ Ἀναβρυτή, ** von den vielen Quellen so genannt) ist ein großes Dorf von zweihundert und zwanzig Familien, die größtentheils von Handwerken leben, und die Erzeugnisse ihres einfachen Kunstfleißes an die Thalleute (χαμῆται), wie diese Bergbewohner ihre Nachbarn, die Bauern in der Ebene, nicht ohne eine Beimischung von Geringschätzung nennen, abzusetzen pflegen. Man findet hier Gerber, welche vorzugsweise rothes Leder bereiten, Schuhmacher, welche hieraus die so beliebten rothen Schuhe fertigen, Weber und Reifschläger (τριχᾶδες, weil sie Stricke aus Ziegenhaar — τρίχια genannt — machen). Alterthümliche Baureste soll es in dem Gebiete von Anavryti durchaus nicht geben; doch erzählte man mir, daß man bisweilen hellenische Gräber finde.

Mein Wirth, der Demogeront, führte mich nach einer großen Tropfsteingrotte auf der Südseite des Dorfes, zu deren Eingange, in der Mitte einer Felswand, man nur mit Hülfe von Leitern und Stricken gelangen kann. Die Grotte heißt Kataphygi (καταφύγιον), weil die Bewohner des Dorfes, so oft Ibrahim Pascha in das Thal von Lakedämon einfiel, sich hieher zu flüchten pflegten. Den engen Eingang hatten sie mit einer Steinmauer verschlossen, und ein Dutzend Männer mit guten Flinten können hier einem Heere trotzen. Auf dem sonnigen Platze vor der Grotte arbeiteten die Reifschläger, und saßen die Frauen des Dorfes, mit Spinnen beschäftigt. Ihr ganzer Anzug, bis auf die einfache Spindel (τὸ ἀτράκτιον) hinunter, mochte von dem der alten Spartanerinnen wenig verschieden seyn, so gleich sind sich hier die Sitten und Zustände geblieben; nur hat die Baumwolle größtentheils die classische Wollenarbeit verdrängt. — Von Anavryti nach Pigadia (τὰ πηγάδια), einem Dorfe auf der Westseite des Taygeton, sind vier Stunden; der Weg ist aber, des Schnees wegen, nur im höchsten Sommer gangbar.

(Die Fortsetzung folgt.)

* So fand ich jenseit des Eurotas, eine halbe Stunde hinter Skura, eine von keinem Alten erwähnte Grotte voll Votivnischen: vielleicht ein Panteion oder Nymphäon.

** Könnte Anavryti, bei der Verwandtschaft der Namen, das alte Brysea seyn (Pausan. 5, 20, 4.)? Der Mangel an Ruinen spricht dagegen.

Die Schreckensregierung.

(Beschluß.)

Der Sendling der Volksrepräsentanten war nichts als ein Schuft: es hieß damals, er sey Bedienter bei Barras gewesen. Er bewarb sich um dergleichen Missionen als Lieferant für die Guillotine; aber diesmal konnte er sich nicht ausweisen, und zum Glück für uns hatte er Angst. Vor dem versammelten Comité forderte ich ihm seine Papiere ab; er stockte, und sey es nun, daß er keine hatte, oder daß er fürchtete, seinen Herrn zu compromittiren, weil wir gedroht hatten diesen in Paris zu verklagen, er gab allgemach weich, äußerte, man habe ihn falsch berichtet, er handle übrigens nur aus reinem Patriotismus und nach den Verhaltungsbefehlen der Conventsglieder; seine Papiere habe er nicht bei sich, er verlasse sich aber auf uns, und da einmal das Revolutionscomité unter dem Vorsitz eines corsischen Patrioten, und die ganze Volksgesellschaft einstimmig Niemanden nach Orange abgehen lassen wollen, so habe er nichts mehr zu sagen. Wir hörten seine Complimente an, ohne sie wörtlich zu nehmen, und mit einem Male machte er sich zum Abzug fertig; er wollte uns nicht einmal die Ehre schenken, die Nacht in St. Maximin zuzubringen, und verschwand mit seinen Alguazils. Unter den Verdächtigen, die ich gerettet, befanden sich mehrere Glieder der Familie Rey, einer der angesehensten der Stadt; man wird später sehen, wie mir ein junger Mann dieser Sippschaft meine That lohnte; aber dem wohlthuenden Gefühl, das ich jenem Tage verdanke, ist dadurch kein Eintrag gethan. Ich zähle den Tag den glücklichsten meines Lebens bei.

In die lezten Tage dieses Jahrs der Demagogie fällt die Einnahme von Toulon. Im December 1793 trat Napoleon vor Frankreichs Blicken auf! Aber noch lange sollte das Ungewitter währen, bevor das nur zu vorübergehende Meteor socialer Wiedergeburt, alle Stürme beschwichtigend, am Horizonte aufstieg. Ja in der ersten Hälfte des Jahrs 1794 häuften sich die Greuel der Jakobiner noch schrecklicher, und der grausamste, heuchlerischste, feigste von allen, Robespierre, riß schrankenlose Gewalt

an ſich. Es gibt hitzige Köpfe, die ſich nicht ſcheuten, dieſen Menſchen und ſeine Mitſchuldigen, Couthon und Saint-Juſt, zu preiſen; man hat es gewagt, Robespierre als einen Bürger darzuſtellen, der ein Opfer des Neides und der Umtriebe noch ſchändlicherer Menſchen geworden, man hat behauptet, er ſey gefallen, weil er Halt machen wollen auf dem Pfade des Verbrechens: all dies wiederlegt ſich durch die That. Das Revolutionstribunal war nie rührіger als in den lezten Monaten der Gewaltherrſchaft dieſes herzloſen Tribunen. Damals ward, Schlag auf Schlag, alles hingeopfert, was ſich durch Geburt, Vermögen oder perſönliches Verdienſt über den großen Haufen erhob. Im April ward der tugendhafteſte der Menſchen, Malesherbes, im zwei-und-ſiebenzigſten Jahr zum Schaffot geführt, auf Einem Karren mit Schweſter, Schwiegerſohn, Tochter, Enkeltochter und dem Gemahl dieſes jungen Weibes. Sogar die Richter Fouquier-Tainvilles mußten die Blicke abwenden vom ehrwürdigen Greiſe. Robespierre machte immer noch nicht Halt: wenige Tage nach Malesherbes, im Mai, ließ er Lavoiſier verurtheilen, und damit er die wildeſten Tyrannen um nichts zu beneiden hätte, wagte er es, die Zierde ihres Geſchlechts zu opfern, den Engel, der auf Erden Eliſabeth hieß. Robespierre ſtand damals auf dem Gipfelpunkte ſeiner Macht. Daß er hinterher ſeine Mitſchuldigen decimirt, daß er Danton und ſeine Geſellen niedergeworfen, ſollte dies ſeine Schuld mindern? Blut läßt ſich nicht mit Blut abwaſchen. Und ſein Kultus des höchſten Weſens, was war er anders als Verhöhnung des Glaubens der Nation, Verleugnung des Evangeliums? Am Blut hatte der Unbeſtechliche nicht mehr genug, an unſer Gewiſſen mußte er Hand legen! Nein, für ſolche Greuel iſt kein Raum unter dem Mantel philoſophiſcher Nachſicht: hier iſt eine Ausnahme, hier müſſen wir Alle für Einen Mann ſtehen zum feierlichen Fluche, zumal in der neueſten Zeit Frankreich und Europa mit gerechtem Entſetzen ſo ſchreckliche Namen als Feldgeſchrei gehört haben.

Robespierres Bruder war nach der Einnahme von Toulon als Commiſſär zur Alpenarmee geſandt worden. Napoleon, der für den Helden der denkwürdigen Belagerung galt und Brigadegeneral geworden war, befand ſich als Artilleriecommandant zu Nizza. Die Dienſtverhältniſſe brachten ihn mit dem jüngern Robespierre in Berührung, und dieſer wußte ihn zu ſchätzen. Der Herr des Convents, ſo ſcheint es, hatte von den ungemeinen Talenten des Siegers von Toulon gehört, und er ſuchte einen Nachfolger für den Commandanten von Paris, Henriot, deſſen Unfähigkeit ihm nachgerade zur Laſt war. Vom Folgenden war ich ſelbſt Zeuge.

Durch Napoleons Beförderung war unſere Familie in beſſere Umſtände gekommen; ſie hatte ſich, ihm näher zu ſeyn, im Schloß Sallé bei Antibes, wenige Meilen vom Hauptquartier, niedergelaſſen; ich reiste von St. Maximin auf einige Tage hin. Wir waren Alle beiſammen, und der General ſchenkte uns alle Zeit, die er erübrigen konnte. Eines Tags kam er zerſtreuter als ſonſt, und auf dem Spaziergang, zwiſchen Joſeph und mir, eröffnete er uns, daß er, wenn er wollte, ſchon morgen nach Paris gehen könnte, und zwar unter Verhältniſſen, die ihm erlaubten, uns Alle gut zu verſorgen. Ich war entzückt hierüber: endlich einmal in die Hauptſtadt zu kommen, erſchien mir als das höchſte Glück. „Man bietet mir," ſagte Napoleon, „Henriots Stelle an; heute Abend noch ſoll ich mich entſcheiden. Nun, was ſagt ihr?" — Wir ſchwiegen. — „Nun ja," fuhr der General fort, „da darf man ſich ſchon beſinnen: den Enthuſiaſten dürfte man nicht ſpielen; in Paris iſt es ſchwerer, den Kopf auf den Schultern zu behalten, als zu St. Maximin. Der junge Robespierre iſt gut, aber mit ſeinem Bruder iſt nicht zu ſpaſſen, und ich müßte thun, was er wollte. Ich einem Menſchen der Art den Rücken decken! nimmermehr! Wohl weiß ich, wie viel ich ihm nützen könnte, wenn ich ſeinen ſchwachköpfigen Pariſer Commandanten ablöste; aber das mag ich einmal nicht. Noch iſt's nicht Zeit, für jezt kann ich mit Ehren nur im Heere ſtehen. Geduld! ich commandire ſchon noch zu Paris — ſpäter!"

Dies waren Napoleons eigene Worte. Er machte hierauf ſeinem Unwillen gegen die Schreckensregierung Luft, äußerte, ſie müſſe in Kurzem geſtürzt werden, und ſagte zu verſchiedenen Malen, halb nachdenklich, halb lachend: „Qu'irais-je faire dans cette galère?" Der jüngere Robespierre ſprach ihm ſehr zu, aber vergeblich. Nur wenige Wochen, und der 9te Thermidor befreite Frankreich und machte des Generals Prophezeiung wahr. Wenn Napoleon Henriots Commando gehabt hätte, auf welcher Seite wäre der Sieg geblieben?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Einfluß Englands auf Leben und Sprache.

In dieſer Jahrszeit iſt immer ein beträchtlicher Theil der Bevölkerung von Paris abweſend; Richter, Profeſſoren und Studenten ſuchen Erholung auf dem Lande; reiche Familien leben auf ihren Gütern, oder reiſen in Frankreich oder im Auslande, die Bibliotheken ſind großentheils geſchloſſen, und die geſetzgebenden Kammern haben ſchon zu Anfang des Sommers ihre Arbeiten beendigt. Dagegen erfolgt eine bedeutende Einwanderung von engliſchen Reiſenden. Seitdem für die ganze Reiſe von London nach Paris und vice versa von den Unternehmern der Diligencen und Dampfböte nur 25 Franken oder eine Guinee gefordert werden, iſt wahrlich kein Grund vorhanden, warum nicht auch

der minder wohlhabende Mann, der Schneider, Schuster, Fischhändler und Pächter, einen Abstecher nach Paris machen sollte; und so sieht man wirklich eine übergroße Menge englischer Familien allenthalben umherschwärmen. Mit dem Erlernen der französischen Sprache brauchen sie sich nicht sehr abzugeben; denn sie finden hier eine eigene Kirche, eigene Lesekabinette und Zeitungen, Restaurants, und english spoken here steht an so vielen Läden geschrieben, daß sie nicht einmal französisch zu lernen brauchen, um etwas erhandeln zu können. Seitdem die Postverwaltungen der beiden Reiche eine Uebereinkunft wegen der leichtern Versendung der Tageblätter getroffen haben, kommen auch die Londoner Zeitungen in größerer Menge an. Ale und Porter ist an manchen Orten zu haben, in den Champs élysées befinden sich englische Pferde- und Wagenhändler. Bei den Pferderennen wird auch bereits gewettet, wie in England, und die Pferdeliebhaberei ist schon so hoch gestiegen, daß man sich in einigen Journalen über die Sucht der Pariser Dandies in dieser Hinsicht lustig gemacht hat; Chantilly soll das französische Newmarket werden, besonders da dort die schönsten Ställe in ganz Frankreich anzutreffen sind; ein Jockeiclub ist schon lange in voller Thätigkeit, und allmählich steigt die Wichtigkeit eines Jockei, der Preise bei den Pferderennen gewinnt, und den Lord Seymour oder andere Pferdeliebhaber in ihre Dienste nehmen, oder dem sie ihre Lieblingspferde anvertrauen. Nur mit einem englischen Theater hat es hier nicht gehen wollen; wahrscheinlich wollen die Engländer, der Abwechselung wegen, lieber die vielen Pariser Theater besuchen, als eines, das ihnen doch nur unvollkommen die ihrer Hauptstädte ersezt. Es verzweigen sich die Gebräuche und Gewohnheiten der Franzosen und Engländer dergestalt, daß fortwährend englische Wörter in die französische Sprache übergehen, und wahrscheinlich zeigt sich in England eine ähnliche Erscheinung in Betreff des Französischen. Bis jezt hat die französische Akademie die fremden Wörter von ihrem Dictionnaire kühn abgewiesen und einen echt patriotischen Kampf bestanden; allein zulezt werden diese Worte, deren Zahl sich seit der Erfindung der Dampfschifffahrt sehr vermehrt hat, doch ihr Bürgerrecht behaupten, besonders wenn, wie zu wünschen ist, der Friede noch lange dauert, und die englischen Wörter Zeit haben, sich gehörig anzusiedeln. Wahrscheinlich ist die Sucht, glänzende Equipagen zu halten, auch durch die Engländer heimisch geworden, und da dies sehr kostspielig ist, so miethet man welche; da sogar Minister dies thun — und in der That ist kein Minister sicher, daß er lange im Stande seyn wird, eine eigene Equipage zu halten — so ist es für andere Familien keine Schande, desgleichen zu thun. Dies hat einen Speculanten auf die Idee einer Equipagenentrepriſe gebracht. Pariser Tageblätter haben von derselben wie von einem bereits zur Ausführung gediehenen Projekte gesprochen; so weit ist es aber noch nicht. Vor der Hand ist erst der Prospektus da, und in diesem Prospektus sind denn die Sachen so in's Weite und Blaue getrieben, daß zu befürchten steht, es werde das Projekt wie eine Seifenblase zerplatzen. Der Mann (Lachaux heißt er) sucht 2000 Aktienabnehmer, die ihm jeder 500 Franken, also insgesammt eine Million bringen sollen. Mit diesem Gelde will er nun hundert Equipagen anschaffen, so glänzend, als nur immer Privatequipagen seyn können, und diese sollen in allen Stadtrevieren dem Publikum zu Gebote stehen, und zwar nicht allein zu Besuchen in der Stadt, sondern auch zu Landreisen. Bediente sollen dabei seyn in Livrée, so schön, als sie jede reiche Familie in Paris ihren Dienern gibt.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Oktober.

(Fortsezung.)

Die Statue Georgs III. Luftschifferei.

Eine üppigere Phantasie als die Wyattsche dürfte bei der Aufgabe, aus Georg III. eine hübsche Gestalt zu schnizen, sich in Verlegenheit befunden haben; allein nichts konnte widersinniger und unpassender seyn, als den ruhigen alten Herrn auf ein Streitroß zu sezen, das gleich einem Hippocamp vorne und hinten ausgreift. Das heißt einen ernsthaften Landjunker auf einen feurigen Hengst schnallen, der just aussieht, als ob er mit Bantes's Roß um die Wette eine Sarabande tanzen wolle. Einiges an dem Kopfe und Halse ist recht gut, andere Einzelnheiten mögen vortrefflich seyn, aber Alles ist zusammengeflickt und nicht, wie es seyn sollte, in der Gießerei der Einbildungskraft zu einem vollständigen Ganzen verschmolzen. Was für ein Ding Chiaroscuro in der Bildhauerei ist, davon scheint Meister Wyatt noch nie gehört zu haben; wenigstens sind seine Massen von Licht und Schatten über der ganzen Figur nichts als ungeschickte Klumpen. Auch würden wir die dunkle einheimische Bronze dem buntscheckigen Lacke unbedingt vorgezogen haben. Der große Georg sieht nun gerade aus wie ein für große Kinder gebackener Pfefferkuchenkönig. Das aber schickt sich bloß für einen Louis XIV. oder für die Schnabelfigur an einer Aldermansbarke.

Vor länger als einem Jahre beschrieb ich in diesen Blättern, was damals der Löwe Londons war, das äronautische Schiff, das Wunderdinge verrichten sollte. Von einer Größe und einer Kraft, neben welcher selbst der Riesenballon, der, ich weiß nicht von wem, im Jahr 1784 zu Lyon produzirt wurde, 150 Fuß hoch war und 105 Fuß im Durchmesser, so wie 510.000 Cubikfuß verdünnte Luft hielt, zum Umfange einer Seifenblase einschrumpfte, sollte das gewaltige Luftungeheuer die Menschen zu Dutzenden aufnehmen, dem Kampfe mit den Strömungen in den obern Regionen vollkommen gewachsen seyn, und die erste, im Voraus verbürgte Probe durch einen Spaziersing nach Paris ablegen. Alles das sollte geschehen, und der gutleichtgläubige John Bull zahlte für die Erlaubniß, das im Bau begriffene Luftschloß zu beaugenscheinigen, eine bedeutende Masse Schillinge. Im Getreide täglich wechselnder Ereignisse habe ich das lezte Schicksal dieses vielbesprochenen Ballons unberührt gelassen. Es war ein trauriges, indem der Eigenthümer Schulden halber verhaftet und der Koloß stückweise veräußert wurde. Aber der menschliche Geist rastet nie; Zehen versuchen, was Zehnen mißlang, bis endlich doch der Würfel glücklich fällt. Wenige Dinge haben in den lezten Jahren die öffentliche Neugier mehr beschäftigt, als die Luftschifffahrt. Die ersten Versuche in dieser Kunst waren, wie jede Zeile ihrer Geschichte erzählt, von Ungewißheit und Gefahren begleitet, und selbst nachdem man angefangen hatte, zu Füllung der Ballons statt erhizter oder verdünnter Luft die leichteste aller Gasarten, das Wasserstoffgas, zu gebrauchen, blieb trotz dieses bedeutenden Fortschrittes der Ballon doch immer nur ein wissenschaftliches Spielwerk. Dazu kam, daß nicht allein die Erzeugung des Wasserstoffgases zum Zwecke bloßen Vergnügens ein etwas kostspieliger Spaß ist, sondern daß dasselbe auch bisweilen nicht in hinreichender Masse gewonnen werden konnte, um große Ballons damit zu füllen. Dies veranlaßte öfters das Fehlschlagen angekündigter Luftfahrten, und mehr bedurfte es nicht, die ganze Kunst in schlechten Ruf zu bringen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 254.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 22. Oktober 1836.

— Wie sanften Schmerz die Stunde weckt,
Wo Dämmerung die Hügel mählich deckt,
So schwellen Herz und Auge in der Fülle
Der Wehmuth, wenn ein Genius wird stille.

Byron.
Trauerrede auf Sheridan.

Bei Grabbe's Tode. *

Dämm'rung! — Das Lager! — Dumpf herüber schon
Vom Zelt des Feldherrn donnerte der Ton
Der abendlichen Lärmkanonen;
Dann Zapfenstreich, Querpfeifen, Trommelschlag,
Zusammenfluthend die Musik darnach
Von zwei-und-zwanzig Bataillonen!

Sie betete: „Nun danket alle Gott!“
Sie ließ nicht mehr zu Sturmschritt und zu Trott
Die Büchse fallen und den Zaum verhängen;
Sie rief die Krieger bittend zum Gebet,
Von den Gezelten kam sie hergeweht
Mit vollen, feierlichen Klängen.

Der Mond ging auf. Mild überlief sein Strahl
Die Leinwand rings, der nackten Schwerter Stahl
Und die Musketenpyramiden.
Ruf durch die Rotten jetzo: „Tzako ab!“
Und nun kein Laut mehr! Stille, wie im Grab —
Es war im Krieg ein tiefer Frieden.

Doch anders ging es auf des Lagers Saum
Im Weinschank her; — da flog Champagnerschaum,
Da hielt die Bowle dampfend uns gefangen;
Da um die Wette blizten Epaulett'
Und Friedrichsd'or; da scholl's am Knöchelbrett:
„Wer hält?“ und Harfenmädchen sangen.

Zuweilen nur in dieses wüsten Saals
Getöse stahl ein Ton sich des Chorals,
Mischte der Mondschein sich dem Schein der Lichter.
Ich saß und sann — „Nun danket —“ „„Qui en veut?““
Geklirr der Würfel — da auf einmal seh'
Aus meiner alten Heimath ich Gesichter.

„Was, du?“ — „„Wer sonst?““ — Nun Fragen hin und her.
„Wie geht's? von wannen? was denn jezt treibt der?“
Auf hundert Fragen mußt' ich Antwort haben. —
„Wie —“ „„Nun, mach' schnell! ich muß zu Schwarz und Roth!““
„Gleich! nur ein Wort noch: Grabbe?“ — „„Der ist todt
Gut' Nacht! Wir haben Freitag ihn begraben!““

Es rieselte mir kalt durch Mark und Bein!
Sie senkten ihn vergangnen Freitag ein;
Mit Lorbeern und mit Immortellen
Den Sarg des todten Dichters schmückten sie —
Der du die hundert Tage schufst, so früh! —
Ich fühlte krampfhaft mir die Brust erschwellen.

* Er erfolgte zu Detmold am 12ten September, und kam dem Verfasser acht Tage später im preußischen Uebungslager bei Salzkotten zu Ohren.

Ich trat hinaus, ich gab der Nacht mein Haar;
Dann auf die Streu, die mir bereitet war
In einem Kriegerzelt, warf ich mich nieder.
Mein flatternd Oddach war der Winde Spiel;
Doch darum nicht floh meinen Halmenpfühl
Der Schlaf — nicht darum bebten meine Glieder.

Nein, um den Todten war's, daß ich gewacht:
Ich sah' ihn neben mir die ganze Nacht
Inmitten meiner Leinwandwände.
Erzitternd auf des Hohen prächt'ge Stirn
Legt' ich die Hand: „Du loderndes Gehirn,
So sind jetzt Asche deine Brände?

Wachtfeuer sie, an deren sprüh'nder Gluth
Der Hohenstaufen Heeresvolk geruht,
Des Corsen Volk und des Carthagers;
Jetzt mild wie Mondschein leuchtend durch die Nacht,
Und jetzo wild zu greller Brunst entfacht —
Den Lichtern ähnlich dieses Lagers!

So ist's! wie Würfelklirren und Choral,
Wie Kerzenflackern und wie Mondenstrahl
Vorhin gekämpft um diese Hütten,
So wohl in dieses mächt'gen Schädels Raum,
Du jäh Verstummter, wie ein wüster Traum
Hat sich Befeindetes bestritten.

Sey's! diesen Mantel werf' ich drüber hin!
Du warst ein Dichter! — Kennt ihr auch den Sinn
Des Wortes, ihr, die kalt ihr richtet?
Dies Haus bewohnten Don Juan und Faust;
Der Geist, der unter dieser Stirn gehaust,
Zerbrach die Form — laßt ihn! er hat gedichtet!

Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!
Wer, als ein Leuchter, durch die Welt sie trug,
Wohl läßt sie mehr den durch die Zeiten brennen;
Die Tausende, die unter'n Leinen hier
In Waffen ruhn — was sind sie neben dir?
Wird ihrer Einen, so wie dich, man nennen?

Doch sie verzehrt; — ich sprech' es aus mit Grau'n!
Ich habe dich gekannt als Jüngling; braun
Und kräftig gingst dem Knaben du vorüber.
Nach Jahren drauf erschaut' ich dich als Mann;
Da warst du bleich, die hohe Stirne sann,
Und deine Schläfen pochten wie im Fieber.

Und Male brennt sie; — durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!"
Und ich entschlief zuletzt; in einem Zelt
Träumt' ich von einem eingestürzten Tempel.

F. Freiligrath.

Briefe aus Griechenland, von L. Ross.

(Fortsetzung.)

In einer starken Stunde erreichte ich Socha (ἡ Σοχά), das durch eine breite und tiefe Schlucht, in welcher ein Bach hinabfließt, von Anavryti getrennt ist. Socha selbst liegt auf einem langen und schmalen Felsrücken zwischen zwei ähnlichen Schluchten (χεύματα), deren Wasser sich in der Ebene südlich von Amyklä vereinigen, und bei Vaghio, wo das dem mykenäischen ähnliche, aber kleinere und halb eingestürzte Schatzhaus steht (dem alten Pharis, *) in den Eurotas fallen. Diese Schluchten machen die Reise auf dem Taygeton sehr mühselig, da man, um sie zu passiren, entweder gegen tausend Fuß sehr steil hinab- und wieder hinaufsteigen, oder, wo dies den Lastthieren unmöglich ist, sie auf langen, bogenförmigen Umwegen umgehen muß. Ueberdies noch gibt es hier fast keine gebahnten Pfade, und man muß sich oft mit Mühe durch das dichtverschlungene Gebüsch winden, da die Dörfer dieses Hochlandes wohl mit der Ebene, unter sich aber fast gar keine Verbindung haben. Desto mehr aber tragen die tiefen Klüfte, mit ihren rauschenden Bergwassern und den mächtigen Tannen, Platanen und Stacheleichen an ihren Abhängen dazu bei, die großartige, wilde Schönheit des Gebirges zu erhöhen, und bilden durch die weiten Aussichten, die sie auf die wohlbebaute Ebene mit ihren Oelwäldern eröffnen, anmuthige und überraschende Contraste. Warum säumen die Hunderte von Malern, die jährlich nach Italien pilgern, auch Griechenland zu besuchen, wo die würdigsten Aufgaben ihres Pinsels harren?

Socha war vor sechzig Jahren ein sehr großes Dorf, hat aber durch den Aufstand vom Jahr 1770 entsetzlich gelitten, der dem ganzen südlichen Peloponnes tiefe Wunden geschlagen, und vorzüglich in diesen Gegenden die Bevölkerung um mehr als ein Drittheil vermindert hat. Daher sieht man bei Socha, bei Sotira und den folgenden Dörfern die Abhänge der Berge auf ansehnliche Strecken in Terrassen verwandelt, die damals angebaut waren, jetzt aber wieder verwildert sind, weil die verminderte Einwohnerschaft das, was sie bedarf, mit leichterer Mühe in der Ebene erzeugt. Auf der äußersten Spitze des Felsrückens, auf welchem Socha liegt, gegen die Ebene hin ist eine Ruine (Paläokastro), von welcher der Obrist Leake, der davon gehört, aber sie nicht selbst besucht hatte, in seinen Reisen die Vermuthung äußert, daß es der Tempel der eleusinischen Demeter seyn

* Pausan. 3, 20, 3, und 3, 2, 6. — Strabon 8, S. 185. Thu. — Vergl. Leake, travels in the Morea, III. p. 4.

könne. * Obgleich ich dieſe Vermuthung nicht theile, da der fragliche Tempel nach Pauſanias Berichte offenbar weiter ſüdlich gegen Helos hin und näher an der höchſten Spitze des Taygeton gelegen ſeyn muß, ſo eilte ich doch, die Ruine zu beſuchen, die ich zu Fuße in etwas mehr als einer halben Stunde erreichte. Ich fand eine zum großen Theile wohl erhaltene Feſtungsmauer, acht bis neun Schuh breit, aus unbehauenen großen und kleinen Felsſtücken ohne Mörtel aufgeführt (welche Art Gemäuer bei den heutigen Griechen ξερότοιχος heißt). Aehnliche, eben ſo nachläſſig gebaute Mauern habe ich freilich auch in einigen andern wirklich helleniſchen Ruinen geſehen, wie in Sellaſia und Velbina (Belemina); doch möchte ich dieſen Bau nicht für althelleniſch halten, weil nicht allein Thürme gänzlich fehlen, die doch in Sellaſia ſind, ſondern ich auch im Innern nicht einen einzigen behauenen Stein, und eben ſo wenig Scherben von Vaſen entdecken konnte. Ich fand nur einen zerſtörten Wartthurm von byzantiniſcher Bauart, daneben eine Ciſterne, und die Trümmer einiger, wie die Mauer, aus loſen Steinen gebauter Häuſer, und glaube daher, daß das Ganze ein Werk des Mittelalters iſt.

Durch eine im Dorfe lebende Tradition, daß dieſe Feſte älter als Sparta ſey, daß die Könige des Landes urſprünglich hier gehauſt, daß man von hier aus erſt den Wald ausgerottet, der die Ebene bedeckte u. ſ. w., darf man ſich nicht täuſchen laſſen. Aehnliche Sagen von Königen und Königstöchtern (βασιλοπούλα), knüpfen ſich in Griechenland gern an jede Ruine; daher heißen ſo viele Trümmer die Königsburg (τὰ Βασιλικά), wie Sikyon und Nemea, oder das Schloß der Schönen (τῆς ὡριᾶς τὸ κάστρο), wie am Berge Lykäon und anderer Orten. ** Aber ſelten haben dieſe Sagen eine weitere Ausbildung und ein beſtimmtes Gepräge erhalten, und ſie ſind daher meiſtens ohne poetiſchen Werth. — Auch in Socha ſelbſt gibt es keine alten Reſte; doch hatten zwei junge Leute in der Nähe vor etwa zehn Jahren einen Topf mit hundert und zehn Silbermünzen ausgegraben, größtentheils ſehr alten äginetiſchen und böotiſchen oder thebäiſchen Tetradrachmen. Allein die meiſten derſelben hatten ſie gleich damals, zur Kriegszeit, durch einen Silberarbeiter in Miſthra zu ſilbernen Ringen (παρλία) um ihre Flinten und Piſtolen, und zu ſilbernen Patrontaſchen, wie ſie die Pallikaren am Gürtel tragen, verarbeiten laſſen. Ich ſah davon nur noch ein Dutzend bei dem Biſchofe von Lakedämon.

(Die Fortſetzung folgt.)

* Leake, travels in the Morea, I., 188. — Vergl. Pauſan. 3, 20, 5 und 6.

** So heißt es z. B. in einem Volksliede:

Ἐπῆγα 'σ ὅλ' τὰ κάστρα
Καὶ 'σ ὅλα τὰ βουνά.
Σὰν τῆς Ὡριᾶς τὸ κάστρο
Δὲν εἶδα πουθενά.

Auf alle Schlöſſer ſtieg ich,
Auf alle Berg' im Land;
Doch wie das Schloß der Schönen
Kein andres je ich fand.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Fortſetzung.)

Luftſchifferei.

Es war ein Fortſchritt in der Luftſchifffahrt, als der engliſche Luftſchiffer Green vor etwa fünfzehn oder ſechzehn Jahren den Einfall hatte, von dem mindeſtens ſechsmal wohlfeilern Kohlengas Gebrauch zu machen, und ſein damit am Krönungsfeſte Georgs IV. zum erſten Male im Großen angeſtellter Verſuch gelang ſo vollkommen, und ſeine mit gleichem Erfolge ſeitdem beſtandenen 220 Auffahrten haben die Güte der Erfindung ſo beſtätigt, daß jezt wohl Niemand mehr daran denkt, einen Ballon mit Waſſerſtoffgas zu füllen. Der Umſtand jedoch, daß die ſpezifiſche Schwere des Kohlengaſes um ein Bedeutendes größer iſt als die des Waſſerſtoffs, und daß in der Bereitung des erſtern mehrfache Verſchiedenheit ſtattfindet, verminderte wieder auf der andern Seite die Nüzlichkeit der Erfindung; denn da beſonders aus lezterm Grunde es faſt unmöglich war, die Kraft eines mit Kohlengas gefüllten Ballons genau zu berechnen, mußte der Luftſchiffer ſich ſtets auf Maſchinen beſchränken, zu klein für die Aufnahme von Gelehrten und ihrer viel Raum fordernden Apparate. Ueberzeugt aber, daß aus der Luftſchifffahrt nur dadurch eigentlicher Gewinn zu ziehen ſey, daß ſie zu Anſtellung großer wiſſenſchaftlicher Experimente Gelegenheit biete, dachte Green an die Fertigung eines Ballons, dreimal größer als der größte, deſſen er ſich bis jezt bedient, und ſchritt ſofort zur Ausführung, als die Eigenthümer des hieſigen europäiſch berühmten Vauxhall ſich zu Tragung der Koſten entſchloſſen. Daß dies am Ende keine Kleinigkeit war, ergibt ſich daraus, daß der vollendete Ballon die hübſche Summe von 2100 Pfund Sterling koſtet. Das Seidenzeug allein, gegen zweitauſend engliſche Ellen, wozu der Stoff aus Italien roh eingeführt und mit beſonderer Vorſicht hier gefärbt und gewoben worden iſt, kommt auf ſiebenhundert Pfund zu ſtehen. Der Ballon ſelbſt hält 150 Fuß im Umfange und mißt gefüllt, mit Inbegriff des angehängten Schiffchens, 80 Fuß in der Höhe. Das Seidenzeug iſt in 44 Gehren zerſchnitten, abwechſelnd weiß und carmoſin, und jede iſt 90 Fuß lang. Sie ſind ziemlich breit über einander gelegt und doppelt genäht, die Naht aber, um das Entweichen des Gaſes durch die Nadelſtiche zu verhindern, iſt mit einem ſo feſten Kitte überzogen, daß der Saum gerade der haltbarſte Theil iſt, obgleich auch das übrige Seidenzeug eine Art Firniß bedeckt, deſſen Zubereitung Green zu ſeinen Geheimniſſen zählt. Die Klappe iſt von Leder mit hölzerner Einfaſſung und dick gefirnißt, und über das Ganze zieht ſich ein aus dem feinſten Hanfe eben ſo dauerhaft als elegant geſtricktes Nez. An atmoſphäriſcher Luft erfordert es ungefähr 5546 Pfund, den Ballon zu füllen, und ſo gefüllt

kann er einen atmosphärischen Druck von 20,455,800 Pfund oder 9122 Tonnen ertragen. Ihn mit reinem Wasserstoffgas zu füllen, brauchte man gegen 564 Pfund dieses Gases, und dies würde etwa 250 Pfund Sterling kosten. Dann aber besäße die Maschine eine Aufsteigungskraft von 4982 Pfund, und rechnet man 700 Pfund auf das Gewicht des Ballons nebst Zubehör und 562 Pfund auf Ballast, so könnte er immer noch acht-und-zwanzig Personen, mit einer durchschnittlichen Schwere von 140 Pfund, über die Erde zu den luftigen Regionen tragen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Lachaurs Equipagenentreprise. Gewächsausstellung.

Alles dieses soll die Miethsleute nicht mehr kosten, als was sie sonst für einen Miethwagen auszugeben pflegen, ja sogar noch etwas weniger; denn bei besondern Gelegenheiten, z. B. bei der jährlichen Fahrt nach Longchamp, oder beim Namenstage des Königs, oder einem Balle bei Hofe steigen die Preise der Miethequipagen sehr bedeutend. Der Unternehmer der hundert Equipagen verlangt aber keinen Tag im Jahre mehr als gewöhnlich, nämlich zwei Franken für die Stunde, zehn Franken auf den halben Tag und achtzehn auf den ganzen. Da nun jede Erfindung den Erfinder belohnen muß, so behält sich der Mann vierhundert Aktien vor, und das Recht, eine der hundert Equipagen zu seiner Verfügung zu haben. Es kommt also nun darauf an, die verlangte Million zusammenzubringen. Ach! auf eine solche Million harrt der Vicomte Volberel schon seit einigen Jahren, um seine hundert Omnibus-Restaurans in Paris herumfahren und die Leute mit Speise und Trank versehen zu lassen, und obschon er seine liegenden Gründe mit den Gebäuden darauf als Pfand anbietet, und einige hundert Ankündigungen in die Zeitungen hat einrücken lassen, so ist er doch bisher nicht vermögend gewesen, die Pariser zur Einlegung der verlangten Million zu bewegen; seine schönen Küchenherde bleiben kalt und seine marmornen Zubereitungstische stehen leer. Wenn es nur dem Herrn Lachaux nicht auch so geht! Indessen scheint es doch nicht so gewagt, die Pariser in schönen Equipagen zu einem billigen Preise umherrutschiren zu wollen, als sich zu ihrem allgemeinen Speisewirthe aufzuwerfen. Sollte das Unternehmen zu Stande kommen, so wird große Bequemlichkeit, aber auch ein großer Uebelstand die Folge davon seyn. Wer wird alsdann den Reichen vom Nichtreichen, den ehrlichen Mann vom Betrüger unterscheiden können? Gesetzt, eine glänzende Equipage hält vor einem Kaufladen; ein Bedienter in bordirter Livrée öffnet einem Herrn oder einer Dame den Schlag, und dieser oder diese schlüpft mit vornehmer Miene in den Kaufladen, wählt sich für einige hundert Franken Waaren aus, und befiehlt dem Kaufmann, das Geld in irgend einem bezeichneten Hotel abzuholen. Der Kaufmann muß natürlich glauben, er habe es mit sehr begüterten Leuten zu thun, da sie in einer glänzenden Equipage vorfahren. Nun aber findet es sich hernach, daß dieselben bei Lachaux zwei Franken ausgegeben haben, um einen oder mehrere Kaufleute zu prellen. Die natürliche Folge davon wird seyn, daß die Kaufleute keiner Equipage, so prächtig sie auch seyn mag, mehr trauen. Schon jetzt hat die Erfahrung ihnen große Vorsicht eingeflößt; diese wird aber noch unendlich gesteigert werden, wenn einmal die Lachaurschen hundert Equipagen in Paris herumrollen. Es sollte mich nicht wundern, wenn Jemand auf den Einfall käme, auch eine allgemeine Blumenlieferung für Paris zu veranstalten; denn neulich in der öffentlichen Sitzung des Vereins zur Beförderung des Gartenbaus hat Jemand eine Abhandlung vorgelesen, woraus erhellt, daß in Paris ungefähr eine Million Franken jährlich für Blumen ausgegeben wird. Im Winter auf den Bällen und bei allen Namensfesten brauchen die Pariser eine außerordentliche Menge von Blumen, und es ist daher ein bedeutender Industriezweig, dieselben auf natürlichem und künstlichem Wege zu erzeugen und den Bedarf der Pariser Blumenmärkte damit zu befriedigen. Vielleicht unternimmt nun einmal irgend ein Speculant ein allgemeines Treibhaus auf Aktien, und zeugt Blumen, einheimische und fremde, und zwar schaarenweise. Die Gewächsausstellung besagter Gartenbaugesellschaft bot dieses Jahr, wie gewöhnlich, eine große Mannichfaltigkeit dar, doch waren der Blumen weniger, da diesmal die Ausstellung im September stattfand, einem Monate, in welchem zu Paris die Gärten nur noch wenig Blumen aufzuweisen haben, besonders nach einem heißen Sommer, wie der letzte war. Die Absicht des Vereins geht dahin, mit der Ausstellungszeit stets zu wechseln, damit sich die Kunst der Gärtner in den verschiedenen Jahrszeiten erproben könne. Bei der Ausstellung waren besonders die Dahlias schön in die Augen fallend. Dies ist jetzt die Lieblingsblume der Reichen in ihren Gärten, und in der That übertrifft dieselbe an Glanz und Verschiedenheit der Farben alle andern; daher man in den großen Gärten lange Reihen derselben in der größten Pracht blühen sieht, und zwar so, daß nur eine einzige von jeder Nüance da ist, und man an diesen Blumen alle Abstufungen der Farben durchlaufen kann. Auch die Blumenmaler stellen gerne diese glänzenden Produkte Flora's dar, welche bis in den Herbst hinein auf den Beeten prangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 248:

Das Quecksilber.

Räthsel.

Wer einem Dom bebt sich ein Giebelfeld,
Bald prächtig hoch, bald niedrig schiefgestellt.
An ihm ist für das innerlichste Leben
Im Heiligthum ein äußres Maß gegeben.

Es trägt der Maßstab, von des Menschen Hand
Auf ihn, wie auf sein Bauwerk, angewandt:
Oft hauset Armuth dort im Prachtgemache,
Oft reiches Leben hinter niedrem Dache.

Die kleine Welt im Tempel malet sich
Auf jenem Giebel kraus, doch leserlich,
Bald ernst, bald froh, in wechselvollen Zügen:
Die lies, o Mensch: sie werden selten trügen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 255.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 24. Oktober 1836.

Ils firent de l'esprit tant qu'ils purent, et jusque sur les bords de l'abime.

J. Janin.

Esprit.

Paris, im Sommer 1836.

Wer steht mir dafür, daß das Wort, welches ich meinem Freunde zurufe, von ihm so verstanden wird, wie ich mir's denke? — Du bist mein Freund: ich fühle, was ich damit sagen will; aber denkt sich der, an den das Wort gerichtet ist, nicht vielleicht etwas ganz anderes dabei als ich? — Ich liebe! — Wer verbürgt mir, daß die Antwort, die ich aus dem Munde der Geliebten erhielt, mehr als ein Echo war? und wer vollends, daß sie mich versteht, daß zwei Seelen, gleichgestimmte Saiten, von demselben Gefühle wiederhallen? — Die Sprache gibt uns Worte, die Worte zeugen Gedanken; aber diese Gedanken sind das Eigene jedes Wesens, das Resultat seiner Individualität und ändern sich mit dieser. Die Völker sind die großen Individualitäten der Welt, die Titanensöhne des schaffenden Geistes. Jedes Volk spricht seine Sprache, und diese Sprache wird übersezt, und man glaubt sein Wesen übertragen zu haben, aber man hat nur das Gerippe eines Wesens und nicht das Wesen selbst. — Ich sah vor einiger Zeit in einem Diorama eine Schweizergegend; sie war so schön wiedergegeben als möglich: die aufsteigende Sonne beleuchtete die Gletscher, die Nebel hüllten die Thäler in Grau, und erlaubten nur hier und dort einen Blick in die lachende Natur. Ich staunte die künstliche Nachahmung an, und freute mich der gelungenen Uebersetzung. — Die Schlacht an der Moskwa, die Kanonen, die Gefallenen, die Sterbenden und die über sie Wegschreitenden sah ich in einem andern Bilde: Alles sehr schön, nur Eines, das Leben fehlte. Ich fühlte nur eine dunkle Ahnung dessen, was ich einst erlebt, eine dämmernde Erinnerung an das, was ich einst lebendig vor mir gesehen.

Jedes Volk, ein jeder Mensch hat seine eigene, ihm allein angehörige Sprache, und wer sie übersezt, kann sicher seyn in Bezug auf die Worte; die Empfindungen, Gefühle, Ideen werden nur ahnend berührt, sie dämmern nur wie das zweifelhafte Licht der aufgehenden Sonne, und werfen nur schwankende, unbegrenzte Schatten und matte, vage Lichtstreifen. Die Worte mag man übersetzen, die Ideen sind in diese eingehüllt, aber nur wer das Geheimniß gefunden, die Schale zu zerbrechen, wird sie erkennen.

Der Deutsche sagt: ich liebe! der Franzose übersezt: j'aime. Aber wahrlich, er hat nur das deutsche Wort übersezt; der große Gedanke, der in dem kleinen deutschen Worte liegt, ist ihm fremd. Er hat eine andere Idee mit j'aime angeschlagen, er fühlt anders sein Inneres wiederhallen, er zittert in Lust und einem

Gefühle zwischen Sehnsucht und Genußgier; während der Deutsche nicht zu athmen wagt, weil sein Inneres schauert vor einem Gefühle, wie es jenen heiligen Frevler an der Gottheit durchzuckt haben mag, als er einst mit bebender Hand das Feuer des Himmels raubte. — Ich liebe meine Braut, mein Weib, mein Kind, meinen Freund und meinen Gott, sagt der Deutsche, und hier schließt sich der Kreis; aber der Franzose setzt hinzu: j'aime le vin, la viande, le boeuf und was sonst noch Alles, und wir übersetzen j'aime durch: ich liebe. La gloire ist etwas ganz anderes in Frankreich, als der Ruhm in Deutschland; la patrie und das Vaterland sind zweierlei. — Doch wozu weiter beweisen, was natürlich ist! L'esprit heißt in Deutschland Geist; „er hat Geist" ist aber etwas ganz anderes, als: il a de l'esprit. Wollt ihr wissen, was dies kleine Wort bedeutet? Soll ich's übersetzen? — Ein schönes Feuerwerk, kunstreich und geschmackvoll: hier sprühen hundert leichte, kleine Sternlein auf; dort fahren die schnellen Raketen zum Himmel und theilen sich und springen in vielen hochrothen Funken herum und spielen gar anmuthig in der Luft; jetzt die Schwärmer, endlich eine große Leuchtkugel, die mit einem Knalle zerplatzt, der erschreckten Damenseelen einen Noth- und Hülferuf auspreßt, und dann in leichten, freundlichen Goldfunken die Erschreckten wieder versöhnt. Und am Ende? Das leere Holzgerüste, das noch eben so schön strahlte, die ausgebrannten Puffer und etwas Pulvergestank. Ich weiß nicht, ob die Uebersetzung wörtlich ist, aber es liegt auch daran nicht viel, da eben die Worte nur das weiche Wachs sind, das man nach Belieben modeln und gar wunderliche Gesichter und Figuren hineindrücken kann.

Diese Feuerwerkerkunst ist heutzutage in Frankreich ungefähr alle Kunst, die es hier gibt. J. Janin ist der Oberfeuerwerker, der beste Künstler, den man finden kann. Es ist eine Freude, ihm zuzusehen; er ist der Meister, und seine Schüler mühen sich ab, es ihm gleich zu thun. Es ist schrecklich, wie diese Wuth der Feuerwerkerei um sich gegriffen hat. Man kann bei all dem Feuer gesunden Leibes erfrieren, bei all dem Lichte kaum mehr eine Hand vor den Augen sehen. Aber, was schlimmer ist, diese Flämmchen blenden den Wanderer und führen ihn, wie unsere alten deutschen Irrlichter, in den Sumpf, in dem er erstickt, oder wenigstens, wenn er Glück hat, ganz artig besudelt herauskommt.

Mit dem Schmucke der schönsten Bonmots, der leuchtendsten Feuerwerkerfunken, erzählt man eine Schandthat, und mit etwas Esprit ist man im Stande, sie so gut auszuführen, daß die schaulustige, schöne und gebildete Welt vor Lachen kaum zum Denken kommt. Il est un drôle, mais il a de l'esprit, heißt ungefähr: „Er ist ein Schuft, aber er ist ein Mann, den man küssen möchte, und dem man verzeihen muß, und hätte er seine Schwester an einen alten Sünder verkauft." Ich kenne einen hochstehenden Mann, und dieser Große hat seine Freunde verleugnet, seine Wohlthäter verrathen, seine Stellung zu Diebstahl und Wucher — um die Ideen in's Deutsche zu übersetzen, in Frankreich würden die Worte andere seyn — mißbraucht, und wurde der Verräther an seinem eigenen Selbst. Aber was liegt daran? er ist ein Ehrenmann und hat vor Allem mehr Esprit als die, die ehrlich genug waren, nicht zu glauben, daß in jener Feuerwerkerkunst das Wesen unserer Zeit verkörpert sey. Es gibt in Frankreich eine Zeitung, die mit sehr viel Esprit heute vertheidigt, was sie gestern angegriffen, heute vergöttert, was sie gestern in den Koth herabgezogen, und wieder morgen verdammt, was sie heute vergöttert. Wer darf sie tadeln? geschieht das Alles doch mit Esprit! Und nach ihr folgt die Schaar der Gleichgesinnten, die nicht gerade eben so viel Esprit haben, aber die ihr wenigstens im Geiste nachzustreben suchen; denn bei dem Handel kommt etwas heraus.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe aus Griechenland, von L. Rofs.

(Fortsetzung.)

Von Socha ist wieder eine starke Stunde bis Sotira. Zwanzig Minuten vor diesem leztern Dorfe, links am Wege, hat man vor vier Jahren achtzehn blauweiße Marmorplatten gefunden, aber herausgerissen und zum Bau der neuen Kirche des Dorfes verwandt. Hier scheint also ein altes Heiligthum, wenn auch nicht der Tempel der Demeter, gelegen zu haben. In Sotira fand ich nur einige Frauen und Kinder, welche mit Eseln heraufgekommen waren, um Brennholz zu holen; denn nach griechischer Landessitte haben alle diese Gebirgsorte (Anavryti ausgenommen) Filialdörfer (καλύβια) in der Ebene, wo sie den Winter zubringen, und die Bauern von Sotira waren noch nicht in ihren Sommersitz zurückgekehrt. Kurz vor Sonnenuntergang zogen auch die Frauen wieder ab, nachdem sie mir ein Haus zum Nachtlager geöffnet hatten, und ließen mich mit meinen Maulthiertreibern als alleinige Herren des Dorfes zurück. Eine solche Lebensweise der Bauern mag den Lesern sonderbar vorkommen, in Deutschland, wo schon der Umzug aus einem Hause in das andere ein umständliches Unternehmen ist; aber der griechische Bauer, selbst der ziemlich wohlhabende, kennt keine Tische und Stühle, keine Kisten, Koffer und Bettstellen; ein paar Kessel und Töpfe, ein paar Schläuche und einige wollene Teppiche (στρώματα),

auf denen er mit Weib und Kind schläft, kann er auf zwei oder drei Eseln leicht fortschaffen; binnen einer Stunde ist sein Haus geräumt, und er läßt nur die kahlen vier Wände zurück. Seine Ernte an Getreide, Wein, Oel und Baumwolle läßt er begreiflich in der Winterwohnung, und schafft in das Sommerdorf, welches übrigens immer als der Hauptsitz und als der eigentliche Stammort angesehen wird, nur so viele Vorräthe, als er für die wenigen Monate zu bedürfen glaubt. Das auffallendste Beispiel einer solchen halb nomadischen Lebensweise geben die großen und wohlhabenden Dorfschaften Magulíana, Vitína, Nemnitza u. s. w., welche im nördlichen Arkadien, in der Gegend des alten Methydrion, auf dem Rücken des Mánalon und mehr als dreitausend Fuß über dem Meeresspiegel liegen, und aus wohlgebauten stattlichen Steinhäusern bestehen. Ihre Bewohner wandern alljährlich im September oder Oktober mit ihren Heerden fünf bis sechs Tagereisen weit in das südliche Messenien hinunter, bis in die Gegend von Methone und Korone, wo sie den Winter zubringen und die fruchtbaren Staatsländereien bebauen. Anfangs Mai kehren sie von dort in ihre Geburtsdörfer zurück, aber schon zu Ende dieses Monats eilt ein großer Theil der Männer wieder nach Messenien, um die Ernte zu besorgen, und bringt auf diese Weise kaum ein Viertheil des Jahrs in der eigentlichen Heimath zu. Wer in den genannten Monaten im mittleren und westlichen Peloponnes reist, begegnet ihnen mit Caravanen von fünfzig bis sechzig Lastthieren, Männer, Weiber und Hunde zu Fuße, die jüngeren Kinder nebst den Hühnern und Katzen zu oberst auf dem Gepäcke sitzend. Der steinigte Rücken und die Tannenwälder des Mánalon könnten für sich allein nicht ein Drittheil der rüstigen Bevölkerung ernähren, welche sie auf diese Weise mit Stolz und Vorliebe als Heimath begrüßt. Doch zurück zum Taygeton und meiner einsamen Herberge in dem entvölkerten Dorfe.

Ich ließ ein tüchtiges Feuer anzünden, denn nach Sonnenuntergang, der hier, hart an dem hohen Gebirge, sehr früh erfolgt, blies ein kalter Lufthauch von den beschneiten Gipfeln herunter. Mein Bedienter kochte ein Gericht wilder Kräuter (ἀγριόχορτα), die er am Wege gelesen, und die ein sehr schmackhaftes Gemüse sind, und nach einem erquickenden Schlafe brach ich am folgenden Morgen früh wieder auf.

Die Wege von hier bis Gorani waren noch beschwerlicher, als am vorhergehenden Tage, oder vielmehr, es gab gar keinen Pfad mehr. Zuerst passirte ich Dipotama (τὰ Δυπόταμα) und noch höher hinauf Poliana (τὰ Πολιανά), in einer tiefen, von einem Bergbache mit hundert Wasserfällen durchrauschten Schlucht. Ich hätte gern auch das Dörfchen Dorissa besucht, und wäre es nur seines an die Dorier erinnernden Namens wegen gewesen (ἡ Δώρισσα); allein es hätte mich einen Umweg von mehreren Stunden gekostet. Die Scenerie in diesen waldigen Schluchten ist über alle Beschreibung schön. Von Poliana nach Kumusta mußte ich einen Führer nehmen; wir überstiegen einen hohen Bergrücken und klommen einen so steilen, mit lockerm Geröll bedeckten Abhang hinunter, daß ich noch zur Stunde nicht begreife, wie die Lastthiere nicht den Hals brachen. Hier hatte ich den höchsten Gipfel des Taygeton, den h. Elias, zur Rechten gerade über mir. Er heißt so von einer Capelle des Propheten Elias, zu welcher an dem Feste dieses Heiligen (den 20sten Juli a. St.), wenn der Gipfel von Schnee ziemlich frei ist, gewallfahrtet wird. Ist dies der Gipfel Taleton des Pausanias, wo man dem Helios opferte? So wäre Brosea in dieser Gegend zu suchen. Allein die Folge seiner Erzählung läßt eher vermuthen,* daß der Taleton näher an Sparta war, und dann dürfte dies der Evoras (der Weitschauende oder Wohlsichtbare) seyn. Auf die scheinbare Uebereinstimmung der Namen Helios und Elias hat man, obgleich dies ein beliebtes Steckenpferd der archäologischen Topographen ist, so viel wie nichts zu geben. Der Prophet Elias hat in Griechenland Götter aller Art von hohen und niedrigen Bergspitzen verdrängt: auf dem Helikon die Musen, auf Aegina den Panhellenischen Zeus, auf dem Menelaïon bei Sparta den Rufer im Streit Menelaos u. s. w.; es gibt im ägäischen Meere keine Insel, wo er sich nicht wenigstens auf einer Bergspitze eingenistet, und allein in der südlichen Maina, über Tänaron, sind nicht weniger als fünf Gipfel des Taygeton, welche h. Elias heißen.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Pausan. 3, 20, 5. — Leake a. a. O. III, S. 4 ist in Hinsicht auf die Gipfel der entgegengesetzten Meinung.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Errichtung des Obelisken von Luxor.

Der Verein zur Beförderung des Gartenbaus ertheilte wie gewöhnlich Preise zur Belohnung der emsigsten Gärtner und Gartenliebhaber, vorzüglich aber den erstern, bei denen es jedoch kaum solcher Aufmunterung bedarf, denn ihr Privatvortheil spornt sie schon hinlänglich dazu an, den Blumenbau zu vervollkommnen, da sich die Produkte desselben sehr gut in Paris absetzen lassen. Indessen haben diese Belohnungen doch den Vortheil, daß sie die Gärtner zum kunstmäßigen Betreiben ihres Faches aufmuntern; sie werden halbe Botaniker und suchen fremde Gartengewächse in Frankreich einzuführen. Auch der königliche Pflanzengarten ist zu

diesem Zwecke behülflich; denn dort werden die Sämereien und Setzlinge fremder Gewächse, welche daselbst angebaut werden, sehr freigebig ausgetheilt; und solche öffentliche Anstalten werden auch nur durch Mittheilung nützlich, denn mit dem bloßen Aufbewahren ist es nicht gethan. — Als die Pflanzenausstellung zu Ende ging, so wie auch die Pferderennen und der Jahrmarkt von St. Cloud, hatte Paris einen andern Gegenstand des Tagesgesprächs; denn nun regte es sich sehr lebhaft auf dem Concordeplatze wegen Aufrichtung des Obelisken von Luxor, oder wie die morgenländischen Gelehrten schreiben, Louqsor. Dieser Obelisk ist in gegenwärtigem Augenblicke das besprochenste Ding in der Stadt. Jeder gibt seine Meinung ab über die Art und Weise, wie er dem für ihn bestimmten Fußgestelle nahe gebracht werden soll, und über die Mittel, ihn aufzurichten. Mancher Müßiggänger bringt einige Stunden des Tages damit zu, die zwei- oder dreihundert Arbeiter zu besuchen, und da nun schon seit einigen Monaten daran gearbeitet, und auch der ganze Oktober damit hingehen wird, so sieht man, daß die müßigen Leute vollauf zu thun haben. Welch schönes Denkmal hätte man mit dem vielen Gelde errichten können, das dieser alte Obelisk, nicht einmal einer der größten seiner Art, bereits gekostet hat oder noch kosten wird! und bei all diesen Kosten sieht doch Jedermann ein, daß der Stein nur eine ärmliche Figur mitten auf dem großen Concordeplatze spielen wird. Ein lustiger Kopf, vielleicht einer jener regelmäßigen Besucher der Arbeiten, hat berechnet, daß jedes Pfund von diesem großen Stein beinahe 26 Franken kostet, und daß es wahrscheinlich auf 50 Franken kommen wird. Vielleicht hat dieses einige gierige Speculanten vermocht, heimlich etwas davon abzuhauen und etwa ein Loth desselben zu 20 Franken zu verkaufen. Man hat sich genöthigt gesehen, den Stein ganz und gar in einen Kasten einzuschließen und ihn so dem für ihn bestimmten Standorte näher zu bringen. Ein kleines Pariser Tageblatt gibt einen Spaß zum Besten, indem es den Nutzen zu beweisen sucht, der daraus entstehen würde, wenn der Stein in zwölf Stücke zerbräche. Erstlich würde Jedermann Mittel angeben, die Stücke wieder zusammenzuheften; man würde zwölf Plätze von Paris damit zieren oder die Stücke theuer verkaufen können, und endlich, sagt der Corsaire, würde von dem Obelisken keine Rede mehr seyn. Gewiß haben die alten Gallier, welche in mehreren Gegenden Frankreichs ungeheuer lange und dicke Steine aufgerichtet haben, nicht so viele Kosten darauf verwendet; wie sie aber dabei verfahren, darüber ist die Nachwelt nicht belehrt worden. In Paris hatte sich ein unbekannter Mann, Namens Laclé, mit dem Anerbieten gemeldet, für 50,000 Franken den Obelisken vermittelst einer eigenen von ihm erfundenen Maschine aufzurichten. Dieses Anerbieten ist nicht angenommen worden. Obschon das Aufrichten des Obelisken durch ein anderes Verfahren sicher sechs- bis achtmal so viel kosten wird, als das vorgeschlagene, so hat die Regierung doch aus dem Grunde, weil der Mann noch keinen praktischen Beweis seines Talentes in der Mechanik abgelegt hat, letzteres nicht annehmen zu dürfen geglaubt; denn wenn sein Versuch fehlschlüge und der Obelisk zerbräche, so hätte die Regierung die ganze Verantwortlichkeit davon; ein aus mehreren Steinen bestehender Obelisk wäre aber wenig mehr werth. Jetzt läßt der Mann das Modell seiner Maschine in seiner Wohnung sehen. Leute, welche sie untersucht haben, versichern, daß sie sehr sinnreich angelegt ist. Sie sollte erstlich den Obelisken dem Fußgestell nahe bringen, sich dann durch eine Wendung des Hauptbebels mit demselben aufrichten und den Stein auf das Postament stellen. Vielleicht wäre der Versuch gelungen und man hätte dadurch ein Bedeutendes erspart; aber, wie gesagt, man hat es nicht wagen wollen, weil im Falle des Mißlingens Alles verdorben worden wäre, und zwar auf eine nicht mehr gutzumachende Art.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Oktober.

(Beschluß.)

Luftschifferei.

Eine genaue Berechnung — und die Rechenkunst hat es in solchen Dingen wirklich zu fast untrüglicher Gewißheit gebracht — weist nach, daß der Ballon in diesem Falle fünfzehn englische, über drei deutsche Meilen hoch zu steigen vermöchte. Da nun bekanntlich kein zur Zeit entdeckter Berg von seinem Fuße bis zu seinem Gipfel mehr als eine starke deutsche Meile mißt, so könnte die eingeschiffte Gesellschaft, wenn andere Umstände es erlauben, ungefähr zwei Meilen über dem höchsten Berge wissenschaftliche Forschungen anstellen. Das wäre dann schon etwas und eine gute Einleitung zur Reise in den Mond. So hoch und mit so viel Begleitern wollte Green das erste Mal sich nicht versteigen. Es wurde daher nicht allein das Schiffchen, in gewöhnlicher Form von starkem Flechtwerke und an beiden Enden mit einem reich vergoldeten kolossalen Adlerkopfe geziert, auf eine viel kleinere Zahl von Personen eingerichtet, sondern auch zur Vermeidung des dadurch unnöthigen Aufwandes die Füllung mittelst Kohlengas gewählt. Am neunten September fand nun die Auffahrt Greens in Begleitung von zwei Damen und sechs Herren statt. Von diesem Ereignisse kann ich als Augenzeuge nicht sprechen, denn an jenem Tage wanderte ich noch in den Hochgebirgen Schottlands, und wie weit mich auch von dort das Auge trug, London und Vauxhall waren doch zu weit entlegen. Die öffentlichen Blätter berichten indessen, daß die Füllung des Ballons vier Stunden Zeit gekostet, die Kraft von fünfzig starken Männern und von einundvierzig angehängten Gewichten, jedes zu sechsundfünfzig Pfund, den Ballon nicht zu halten vermocht, Green mit seiner Gesellschaft sich zwei englische Meilen in die Luft erhoben, und das Ganze vollkommen der Erwartung entsprochen habe. Alles das wiederholte sich bei der zweiten Auffahrt am zwanzigsten, und davon war ich Augenzeuge. Jeder Fremde hätte bei dieser Gelegenheit von der Londoner Neugier sich überzeugen können. Tausende und Abertausende gingen in der Nähe der Vauxhallgärten auf und ab, alle Anhöhen waren besetzt und in den Gärten wogte buntes Gewimmel. Eine geräumigere Gondel nahm diesmal achtzehn Personen auf; doch sechs derselben — und darunter waren zwei mit furchtbaren Schnurr- und Backenbärten — schien, wie der Ballon aufging, der Muth auszugehen. Sie risklrten einen kühnen Sprung, um wieder festen Boden unter sich zu fühlen, und wie ich drei sitzen gebliebene Frauengesichter den Entsprungenen ein boshaftes Lächeln nachsenden sah, da war es mir herzlich lieb, daß ich nicht zu den Sechsen gehörte. Für die nächste Auffahrt, die einige Meilen höher gehen soll und zu welcher bereits sämmtliche Plätze besprochen sind, beabsichtigt Green in einer noch größern Gondel ein Zimmer für drei Gelehrte zum Behuf wissenschaftlicher Experimente einzurichten. Legen daher die lieben Zollanstalten gegen die weitere Ausbildung der Luftschifffahrt nicht feierlichen Protest ein, wer weiß, was schon im künftigen Jahre geschieht! W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 256.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 25. Oktober 1836.

— Land, auf das mein Auge sieht,
Du rauhe Amme wilden Volks!
Byron.
Childe Harold.

Briefe aus Griechenland, von L. Ross.

(Fortsetzung.)

Die Häuser und Kirchen von Kumusta (ἡ Κουμουστά) bauen sich tief in einer Bergschlucht sehr malerisch an der Felswand terrassenartig über einander empor, mit Weinreben, Granat- und Feigenbäumen und andern Baumarten untermischt. Von hier ist wieder eine Stunde beständigen Hinansteigens nach dem Kloster Gola (τῆς Γολιᾶς), welches in einem Walde von Kastanienbäumen liegt. Auch hier konnte ich nichts von Antiquitäten erfragen; erst beim Wegreiten erfuhr ich von einem Mönche, der mich eine Strecke begleitete, daß eine halbe Stunde jenseits des Klosters, gegen das Hochgebirge hin, in den Aeckern sich sehr viele Ziegel finden, und daß vor mehreren Jahren auch ein Gefäß mit hellenischen Münzen dort ausgegraben worden sey; aber Quaderfundamente, oder auch nur Mauern aus gebrannten Steinen sind nirgends vorhanden.

Das Dorf Gorani (οἱ Γοράνοι) liegt wieder in einem tiefen Flußthal, dessen Wände aber eine sanftere Abdachung haben und mehr mit Erdreich bedeckt sind, als in den vorhergehenden Schluchten. Ein befestigter Thurm, der Familie Jatrakos gehörig, überragt die übrigen Häuser des Dorfes; denn hier betritt man die Grenze der Gebiete Vardunia und Mani, oder des Landstrichs, wo bis vor wenigen Jahren unaufhörliche blutige Privatfehden gekämpft wurden. — Unterhalb Gorani, über dem Ufer des Flusses selbst, liegt auf einer kleinen Erhöhung die Ruine einer byzantinischen oder fränkischen Festung aus dem Mittelalter.

Von dem hohen Bergrücken, über welchen mein Weg südlich von Gorani führte, überblickte ich gegen Südosten und Süden den ganzen lakonischen Meerbusen und die Küsten der maleatischen Halbinsel bis zur Insel Kythera, näher unter mir aber das Hügelland Vardunia, das durch die Vorberge des Taygeton gebildet wird, die sich hier bis an den Eurotas erstrecken. In diesem Lande saßen bis zur Revolution die Vardunioten, ein Türkenstamm von albanesischer Abkunft, und durch Wildheit und Raubgier im ganzen Peloponnes verrufen. * Nach Norden hin raubten und plünderten sie im flachen Lande, unter sich lagen sie in beständigen Familienfehden, und selten verging ein Jahr, wo sie nicht auch blutigen Hader mit ihren südlichen, ähnlich gesitteten Nachbarn, den Maniaten, gehabt hätten. Jetzt sind ihre Thürme verödet und zerfallen, der Staat hat ihre Güter geerbt, und die Namen des Anus-Aga, des Muktar-Bardunias und anderer berühmter Krieger dieses Stammes leben

* Vergl. Leake, travels, I., p. 189. 264.

nur noch in den Liedern (τραγούδια) des Volks. Nur einzelne ihrer Söhne, noch Knaben, als das Schwert des Aufstandes ihre Väter traf, sind als unbekehrte Christen (νεόφυτοι oder νεοφώτιστοι) zurückgeblieben; einer meiner Maulthiertreiber war ein solcher.

In anderthalb Stunden von Gorani erreichte ich Arna (ἡ Ἄρνα), ein ansehnliches Dorf unter hohen Kirschen- und Nußbäumen, welches vorzüglich von Weinbau * lebt, und von dem benachbarten Kuzantina nur durch eine schmale, aber tiefe Schlucht getrennt ist. Hier fand ich in der festen Burg des Kapitäns (jezt Obristen) Nikolakis Jatrakos, der eben erst Tags zuvor aus seiner Winterresidenz in einem Thale von Vardunia hier eingezogen war, die gastlichste Aufnahme. Eine solche Burg, (πύργος) besteht aus einem drei bis vier Stockwerke hohen viereckigen Thurme, der verschiedene Wohnzimmer enthält, und dessen flaches Dach mit runden Thürmchen an den Ecken und mit einer Brustwehr mit Zinnen und Schießscharten (πολεμιζήριον) gekrönt ist. An diesen Thurm stößt ein festgebautes Wohnhaus, dessen Wände gleichfalls Schießscharten haben. Den Hofraum oder Burghof, der eine Cisterne enthält, umgibt eine starke Mauer mit vorspringenden Bastionen. Eine oder zwei demontirte Kanonen lagen im Hofe. Besondere Sorgfalt wird auf den Eingang verwandt, der gewunden ist und mehrere Thore hat. Erst vor wenigen Jahren hatte der Obrist Jatrakos in dieser Burg eine hartnäckige Belagerung von Seiten seiner Feinde aus der Mani ausgehalten, und ich sah in den Mauern, in den Fensterladen und an den Wänden der Zimmer noch die Spuren der Kugeln. Man könnte sich, in dieser Beziehung wenigstens, nach Jarthausen zum alten Ritter Götz von Berlichingen versezt glauben. Aber der Vergleichungspunkte sind noch weit mehr, und man verdamme nicht voreilig als Rohheit und Barbarei, was eine Entwicklungsperiode ist, die, wie die Geschichte lehrt, alle Länder Europas unter ähnlichen Verhältnissen haben durchmachen müssen.

Das Nachtessen bei meinem ritterlichen Wirthe war ganz im Style der übrigen Umgebung. In einem schmalen, hohen Gemach, vor einem mächtigen Kamine, in welchem ein prasselndes Feuer loderte, war ein Tisch für uns Beide aufgeschlagen und mit Speisen reichlich belastet. Zwei Pallikaren, worunter wieder ein bekehrter Türke, warteten schweigend auf; und während wir lange, für mich belehrende Gespräche über die Landesart und Sitten dieser kriegerischen Gegenden pflogen, tauchte einer der Diener alle Viertelstunden durch eine Fallthüre in demselben Gemach in den Keller hinunter und brachte eine Flasche selbstgebauten Weines nach der andern, von immer älteren Jahrgängen, herauf, bis ich endlich fürchtete, daß es des Guten zu viel werden möchte, und wir uns schlafen legten.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Weinbau im Hochgebirge ist in Griechenland sehr häufig. So versieht z. B. die Ebene von Tripolis (2000 Fuß über dem Meer) Sparta zum großen Theile mit Wein, und Arachova am Parnassos lebt nur von Weinbau.

Esprit.

(Beschluß.)

Jede Wahrheit ist von diesen Anbetern eines Götzen gewichen. Wozu braucht es auch dieser, wenn die Lüge, die in dem Feuerwerkergolde zu glänzen weiß, belacht, belobt, geehrt und bezahlt wird? Jedes Gefühl der Würde, der Liebe, jeder höhere Gedanke ist dieser neuen Kunstschule fremd. Wer ihr angehört, hat jene abgeschworen. Um das Beifallslächeln eines geistreichen Salons stößt man dem Freunde den Dolch des Witzes in's Herz. Aber schrieb denn diese Schule nicht gegen Paganini, weil er kein Conzert für die Armen geben wollte? Wohl that man dies und hatte Esprit genug, uns zu beweisen, daß von nun an Paganinis Geige verstummen müsse, daß er nie ein Künstler gewesen, und wir uns gar arg getäuscht, wenn wir dem Zauber seines Bogens geglaubt. Ich weiß nicht, ob darin Geist liegt, aber sehr viel Esprit wurde dabei verpufft; und ich kenne einen Mann, der seinem Hausherrn, einem hinlänglich überflüssigen Theaterdichter, zwei Recensionen seines lezten Dramas vorhielt und fragte, ob er die eine gegen einen Empfangschein der Miethe, oder die andere, die sein Werk in Stücken zerriß, abgedruckt zu sehen wünsche? Ist das nicht unendlich sentimental? und zehnmal sentimentaler als alle schönen Feuilletons, die gegen Paganini geschrieben würden, als er kein Conzert für die Armen geben wollte?

Die erhabenen Gefühle dieser neuen Schule, wenn ich sie in den wortreichen Feuilletons, in den seelengroßen Romanen, in den blutigerhabenen Theaterstücken lese, sehen mich wie hohnlachende Larven der Lüge an. Ich will den Anhängern dieser neuen Kunstschule verzeihen, wenn sie das Schöne, Hohe und Erhabene mit ihrem Funkenspiele übergießen, mit ihrem Pulverdampfe räuchern, wenn sie es mit lachendem Munde zu sich herabziehen, um es mit Koth zu besudeln; sie wissen es eben nicht besser. Aber wenn sie Gefühle heucheln, die ihnen fremd, dann zuckt es in mir, und ich möchte laut vor aller Welt rufen: „Frevler! deine unreine Hand besudelt das Reine!“ Ich weiß nicht, ob ich den Judas gerichtet haben würde, weil ihn die Habsucht trieb, seinen Meister zu verrathen;

denn die Sünde war, wie gräßlich auch, doch menſchlich; aber als er den Kuß auf ſeine Wange drückte, als er das Zeichen des Liebesbundes zum Stempel des Verrathes machte, zerriß er den lezten Faden, der ihn noch an Menſchheit und Menſchliches knüpfte, und mußte ſich ſelbſt richten und verdammen. Jene ſchönen Gefühle ſind Lichter, die man in einen todten Schädel ſteckt, um glauben zu machen, daß aus den ausgebrannten Höhlen das Licht des Lebens und der Wahrheit hervorſtrahle. Aber wer ſich die Mühe gibt, zuzuſehen, der erblickt den modernden Schädel, der hohngrinſend das Licht, das in ihm brennt, Lügen ſtraft. Fürwahr, ein Deutſcher wird nie die rechte Höhe jener Kunſtſchule des Eſprit erreichen. Er kann, wie ſie, mit den Gefühlen ſpielen; aber in der Nacht, wenn die Geiſter umgehen, fühlt er unwillkührlich die Macht der Liebe, der Freundſchaft, der Hingebung und Aufopferung, die er noch ſo eben im Kreiſe der Freunde belacht. Der Unterſchied iſt groß genug.

Es gibt kaum etwas tiefer Entwürdigendes, als die Lehren dieſer neuen Schule der Selbſtſucht, die den Eſprit zu Hülfe gerufen hat, um aus ihm ihrer innern Schlechtigkeit ein Prunkkleid zu machen. Wo die Eigenſucht herrſcht, iſt eine ſolche Erſcheinung natürlich, und wenn man mit Eſprit heute jede Schandthat in ein ſchönes Licht zu ſtellen weiß, ſo geſchieht nichts anderes, als was vor Jahrtauſenden und Jahrhunderten geſchah, wenn man die Schmach eines römiſchen Kaiſers und die Schande eines franzöſiſchen Königs in der Kunſt vergötterte. Aber der Fortſchritt iſt auch hier ſichtbar: jene Schmach und Schande war damals ein Privilegium Weniger, und iſt heute ein Gemeingut unendlich Vieler geworden; ſie ſpricht mit tauſend Zungen, in hundert Blättern, auf den Brettern und auf der Rednerbühne, und, gräßlicher! auf der Verbrecherbank und auf dem Richtplatze.

Dieſe ganze neue Kunſtſchule ſteht im Dienſte des Mammon, und die Künſtler haben es ſo weit gebracht, daß ſie dieſen Dienſt als eine Ehre darzuſtellen wiſſen. Jeder kennt ſein Gewicht und weiß, was er werth iſt, und bietet ſich in Beſcheidenheit für dieſen Preis feil. Und hat er einen Käufer gefunden, ſo beginnt ſein Wirken und Arbeiten, und er ſchafft Kunſtwerke nicht für die Ewigkeit, nicht für Morgen, ſondern für Heute, wie ſie der Meiſter gebietet. Hier gilt es, eine Wahrheit in eine Lüge umzugießen, und ſchnell geht der behende Schaffner an's Werk, und es gelingt ihm. Aber Morgen wird die Lüge eine Wahrheit, und da er eben nur für Heute arbeitet, iſt das geſtrige Werk vergeſſen. Die Freunde ſtehen geſchäftig zur Seite und harren, bis das Kunſtwerk zu Tage gefördert iſt, und dann eilt die Schaar von dannen, um neue Kunſtwerke nach dem Muſter des Meiſterbildes zu ſchaffen. Es iſt ein luſtiges Treiben, und vor Allem ſehr ſpirituel.

Daß es dabei nicht ſonderlich auf feſte Regeln ankommt, iſt leicht zu denken, wenigſtens iſt die Form ſehr ungebunden, und nur der Geiſt hat ſeine feſten Geſetze. Das erſte Geſetz aber iſt: „Ich bin Ich!“ Ich weiß nicht, ob ſie es unſern deutſchen Philoſophen abgelernt haben, und glaube es auch kaum; aber dieſe große Zauberformel ihrer Werke ließe ſich in ein recht ſchönes Syſtem bringen, und die Ringe der großen Kettenreihe würden ſich, wie eben Kettenringe, einer dem andern auf ein Haar gleichen. Ich bin Ich, und wieder Ich, und endlich noch einmal Ich. Der alte engliſche Matroſe dachte ungefähr ſo, als er ſagte: erſt Rum, dann wieder Rum, und endlich noch einmal Rum! Er ſtand leider nicht auf der hohen Stufe unſerer Spiritualiſten, aber ſicher iſt der Spiritualismus des Matroſen dem unſerer Freunde nicht ſo fremd, als man beim erſten Anblick glauben möchte. Eine gute Mahlzeit, Champagner, Rheinwein liegen nicht außer der Berechnung, wenn ſie ihr Credo Morgens beim Aufſtehen abbeten. „Was iſt, iſt vernünftig!“ iſt der von ihnen dem Hegeliſchen Syſtem abgeborgte Lehrſatz; doch iſt er nur bedingt wahr und gilt nur für die Mehrzahl; denn es gibt auch Ketzer, und zwar ſolche, die ſich bei dem: „was iſt“ nicht gerade ſo befinden, wie ſie glauben ein Recht zu haben, es zu wünſchen. Dann wird Lärm geſchlagen, und unſere braven Spiritualiſten ſprechen von Moral, vom Rechte der Menſchheit, und rufen Gott und die Engel zu Hülfe, um das: „was iſt“ anders einzurichten, aus purem philoſophiſchen Eifer, damit dann Hegels Satz wahr ſey.

Die neue Kunſtſchule zählt gewichtige Männer, und ich könnte welche nennen, vor denen der Großprophet J. Janin nicht bedeckten Hauptes erſcheinen möchte, aber ich denke es iſt genug. Der Pulvergeſtank des abgebrannten Feuerwerkes wird ſtärker und ſtärker, und es hat beinahe das Anſehen, als ob die Funken hier und dort im Stillen fortglimmten. Es ſtinkt arg, wenn nur nicht am Ende ein Brand daraus entſteht! Ich fürchte ſo etwas.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Prag, Oktober.

Die Krönung.

Wir haben in den lezten Wochen ein feierliches Schauſpiel gehabt, welches vor vier-und-vierzig Jahren zum lezten Male vor den Augen unſerer Väter vorübergegangen iſt, die Krönung eines böhmiſchen Königs; wir haben eine ſehr glänzende Zeit verlebt, die wohl auch eine frohe Zeit geworden wäre, hätte nicht gerade beim Beginn der Feſtlichkeiten die drohende Feindin aller menſchlichen Fröhlichkeit, die Cholera, ſo mächtig um ſich gegriffen, daß ſie in der ganzen Stadt düſtern Trübſinn verbreitete, der, jede Luſt

tödtend, auch dem gewöhnlichen Enthusiasmus der Volksverehrung, der sich bei der Ankunft des Landesfürsten zu verkünden pflegt, Fesseln anlegte. Zwar waren Straßen und Gebäude zu dem Einzug des Kaiserpaares festlich, zum Theil überreich geschmückt. Triumphbogen wölbten sich, den Herrn des Landes zu empfangen, die Behörden, der Handelsstand, die Zünfte, das Bürgermilitär und die Schuljugend paradirten auf dem Wege, ihn zu begrüßen, und überall hatten sich Tausende in einer Art von stumpfer Neugierde versammelt, den Zug mit anzusehen; aber der Geist des Frohsinns, die Aeußerungen der lebendigen Volksliebe fehlten, das Vivat! ertönte lau von den Lippen des Mannes, wie des Jünglings, der mit Entsetzen daran dachte, bei der Heimkehr vielleicht das Weib, den Vater oder die Geschwister im Todeskampfe mit der asiatischen Würgerin zu finden. — In der Hofburg angekommen, empfing der Kaiser und die Kaiserin noch am Tage der Ankunft die Aufwartung der Behörden und des Militärs, während die Präsentation der Damen für den folgenden Tag verschoben war, an welchem sich der Hof in das Théâtre paré verfügte, welches in den Mittelclassen zu großer Unzufriedenheit Anlaß gab. Es war nämlich bei Vertheilung der Billets nicht mit der gehörigen Ordnung und Unparteilichkeit verfahren worden. Personen, die wohl auf einige Auszeichnung Anspruch machen konnten, waren Billets verweigert, oder auf den obern Galerien angewiesen worden, während sie Andere, die in jeder Hinsicht tief unter ihnen stehen, unter dem Adel im Parterre prangen sahen. Wir sind nicht genug in die Mysterien der Austheilung eingeweiht, um alle Motive dieses Verfahrens genau zu kennen, und wollen Niemand Unrecht thun; doch ist nicht zu leugnen, daß die Mißgriffe, die hier vorgegangen, bedeutend waren. Die Oper, welche zur Krönung gewählt worden, war Meyerbeers „Kreuzritter in Egypten," und die Stände hatten eine große Summe auf deren äußere Ausstattung verwandt. Auch waren die Costüme im wahren Sinne des Wortes glänzend zu nennen, und die Comparsen zahlreicher, als sie unser schmales Theater verträgt, so daß sich mitunter die Gruppen deckten und den Raum überfüllten, und das Arrangement des großen Einzugs, der sich trotz der Ueberfülle von Gestalten klar und malerisch entfaltete, dem Regisseur, der ihn angeordnet, alle Ehre macht. Auch manche der Decorationen sind schön gemalt, einige derselben aber entsprechen weder ihrem Zwecke noch den Ansprüchen einer Bühne, wie die hiesige. Auch zur Bellinischen „Norma" haben die Stände neue Decorationen malen lassen, welche insgesammt dem Theater bleiben, aber die Costüme des Kreuzritters wurden nach der fünften Vorstellung der Direction wieder abgenommen und sollen an den Meistbietenden versteigert werden. Um der Aufführung auch den höchsten Kunstglanz zu verleihen, wurde Madame Schröder-Devrient von Dresden zur Krönung hieher berufen, und gab den Armand d'Orville. Das war abermals ein Fehlgriff; Mad. Schröder-Devrient ist allerdings die erste dramatische Sängerin in Deutschland, ein recht wirksamer Romeo, eine imposante Norma, ein herrlicher Fidelio; doch der Armand fordert eine in italienischer Manier gewandte Sängerin, und sagt ihrem Talente durchaus nicht zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Errichtung des Obelisken von Luxor.

Man hat es vorgezogen, dem Ingenieur Lebas, welcher bereits in Egypten den Obelisken heruntergenommen und eingeschifft hat, das Wiedererrichten desselben aufzutragen, denn dieser Mann hat seine Fähigkeit durch die That beurkundet, und da man es ihm an nichts fehlen läßt, so ist es auch wahrscheinlich, daß er das Unternehmen glücklich zu Stande bringt. Freilich gehört weniger Kunst dazu, etwas zu Stande zu bringen, wenn man alle Mittel zu seiner Verfügung hat, als mit Wenigem und einer sehr einfachen Maschine dasselbe aufzurichten. Deßhalb, dünkt mich, lobt man diesen Lebas zu sehr in Paris; sein Unternehmen kostet ungeheure Summen, und es könnte ihm kaum mißlingen; denn zu allen Vorkehrungen wird Rath geschafft, es mag kosten, was es will. Allerdings ist er ein geschickter Mann, aber ich glaube, alle Ingenieurs würden hier ungefähr dieselbe Geschicklichkeit bewiesen haben; nur hat er bereits, wie bemerkt, einige Uebung voraus. Nachdem der Obelisk lange in dem Schiffe, worin er gekommen, gelegen hatte, fing man damit an, ihn vom Ufer auf den Concordeplatz zu ziehen und auf ein ungeheur starkes Gestell aus Zimmerholz zu legen, welches so eingerichtet war, daß es umgedreht werden konnte; vermittelst dieses Gestells nun ist der Obelisk in die Richtung gebracht worden, worin er bis zum Fußgestell in der Mitte des Platzes gezogen wurde. Man sollte glauben, die Mechanik habe jetzt Mittel, vermittelst Maschinen einen solchen Obelisken fort- und auch emporzuschieben; dies scheint aber nicht der Fall zu seyn; wenigstens hat Lebas kein solches Mittel angewendet, sondern von dem Orte an, wo der Obelisk lag, zwei schräg sich erhebende parallele Mauern erbauen lassen, welche durch dicke Balken mit einander in Verbindung stehen. Ueber sechs Wochen sind mit Errichtung dieser Mauern hingegangen. Endlich hat man denn angefangen, den Kasten, worin der Obelisk verborgen ist, langsam hinaufzuziehen. Lebas scheint den Maschinen so wenig hold zu seyn, daß er nicht einmal eine Dampfmaschine haben wollte, die man ihm anbot, um den Obelisken die schräge Bahn hinaufzuschaffen; es scheint aber, der Eigenthümer der Maschine hatte in den Ministerialbureaux Ansehen oder Kredit genug, um den Befehl auszuwirken, daß der Obelisk vermittelst derselben bis zur Oberfläche des Fußgestells hinaufgezogen werden solle. Nun verging wieder einige Zeit, bis man mit vielen Kosten die Dampfmaschine errichtet hatte; und als sie endlich in Bewegung kam, zerbrach Einiges daran, und man bemerkte, daß die Maschine zwar zog, aber auch wieder losließ, so daß man sich also keine große Hülfe von derselben versprechen konnte, und Lebas herzlich froh war, daß er einen Grund oder Vorwand hatte, die Dampfmaschine bei Seite zu lassen; so wurde das Hinaufziehen vermittelst Winden durchgesetzt; die Arbeit ging langsam von statten, aber auch desto sicherer. Jetzt ist man dem Fußgestell bereits sehr nahe, und nun ist die allgemeine Aufmerksamkeit gespannt, denn nun kommt der wichtigste Moment des ganzen Unternehmens: der Obelisk muß aufgerichtet werden, und zwar so, daß er mitten auf das etwas ausgehöhlte Fußgestelle zu stehen komme, und an dem Obelisken, welcher bereits unten einen alten Riß hat, nichts weiter beschädigt werde. Gelingen wird dies wahrscheinlich, obschon einige Leute fürchten, das Postament werde bei dem furchtbaren Drucke auseinandergehen. Heutzutage berechnet man aber solchen Druck genau; auch stehen schon so viele Böcke mit Seilen und Winden da, daß man wahrlich ungeschickt zu Werke gehen müßte, wenn man den Obelisken fallen ließe.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 257.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 26. Oktober 1836.

Der Todte liegt so still im Haus
Beim bittersüßen Leichenschmaus.
Cowper.

Skizzen aus Irland.

Von einem deutschen Reisenden.

Die Todtenwache.

Wir hatten unser landesübliches Glas Punsch nach Tische geleert und waren zu den Ladies getreten, welche der schöne Herbstabend vor die Hausthür gelockt hatte, von wo man über den niedriger liegenden Park hin eine herrliche Aussicht auf die Umgegend genoß. Da kam die kleine Clara, ein blondes Kind von eilf Jahren, die jüngste Tochter meines freundlichen Wirths, Sir Lucius, gesprungen und rief, sich an Lady O'H—n schmiegend: „Mutter, die Dienstboten bitten, ob sie nicht heute Abend zu Nora's Wache gehen dürfen, sie wollen sich auch gewiß nicht betrinken.“ — „Ist die arme Nora todt?“ riefen Alle. „Ja wohl,“ erwiderte Clara, „sie ist die letzte Nacht gestorben.“ — „Das thut mir leid,“ sagte der alte Herr, „aber sie hat schon lange gelitten.“ — „Und dürfen die Dienstboten gehen?“ fragte die Kleine wieder. „Meinetwegen,“ antwortete Lady O'H—n, „wenn der Vater nichts dawider hat. Nora's Eltern sind respektable Leute, und ich glaube schon, daß es ordentlich zugehen wird.“ — „Nun, ich habe auch nichts einzuwenden, aber John und Biddy müssen zu Hause bleiben,“ sprach Sir Lucius. — „O, die gehen ohnehin nicht!“ rief Clara und sprang davon, den Domestiken die angenehme Botschaft zu bringen.

Ich wußte bis jezt nicht recht, wovon eigentlich die Rede sey; doch man ließ mich nicht lange im Dunkeln. „Es ist ein Mädchen,“ sagte die Frau vom Hause, „das mehrere Jahre bei unsern Kindern gewesen ist und uns treu und redlich gedient hat. Vor einem halben Jahre mußten wir sie Krankheits halber entlassen, und seitdem ist sie nicht mehr aus dem Bette gekommen.“ — „Doch was ist es mit der Wache?“ fragte ich. „Das ist,“ entgegnete Sir Lucius, „ein Gebrauch, der Ihnen vermuthlich unbekannt ist: denn meines Wissens findet man ihn nur auf unserer Insel und in den Bergen von Schottland. Sobald Jemand gestorben ist, versammeln sich die Verwandten und Freunde Abends im Hause und bringen, bis er begraben ist, jede Nacht mit den Hinterbliebenen zu. Manchmal geht's toll genug bei diesen Wachen her, und besonders die sogenannten Freunde treiben meistens ein Wesen, das nach unserm Gefühl schlecht in ein Todtenhaus paßt. Mitunter wird dem Whisky, der nie fehlen darf, so reichlich zugesprochen, daß es arge Balgereien und blutige Gesichter absezt. Dergleichen ist jedoch diesmal nicht zu besorgen. Das Haus liegt nicht weit von hier, höchstens einen Büchsenschuß von der Einfahrt in den Park, und ich glaube fast,

daß es für Sie die Mühe lohnen möchte, hinzugehen. Penrose wird Sie gern begleiten; denn wenn ich selbst mitginge, so würde ich die Leute nur stören und Ihr Zweck würde nicht erreicht." Ich war um so neugieriger, diese Sitte näher kennen zu lernen, da ich in den schottischen Hochlanden von etwas Aehnlichem gehört, aber nie Gelegenheit gehabt hatte, mich darüber näher zu unterrichten. Um neun Uhr machte ich mich daher mit dem achtzehnjährigen Penrose auf den Weg.

Das Haus, wenn man es so nennen darf, war wie die meisten irischen Bauerwohnungen gebaut. Eine etwa sieben Fuß hohe Mauer aus Feldsteinen, mit Kalk verbunden, außen und innen abgeputzt und überweißt, bildete die äußere Wand, in welcher außer der vordern Thür sich kein weiterer Eingang befand. Das Dach war mit Stroh oder Heidekraut gedeckt, aus dem am nördlichen Giebelende ein aus Ziegeln aufgemauerter Rauchfang hervorblickte, der, von außen überweißt, im Mondlicht weithin zu sehen war. Die Fenster waren klein und ziemlich spärlich; an der Vorderseite wenigstens bemerkte ich deren nicht mehr als drei. Durch die Hausthür gelangten wir unmittelbar in die Küche, welche durch eine querlaufende Wand von dem einzigen übrigen Gemach geschieden wurde, das als Schlafzimmer diente, während die Küche als das geräumigste Lokal zugleich als Wohnzimmer und für alle häuslichen Verrichtungen benuzt wurde. Kurz vor unserm Eintreten war der Priester fortgegangen, der ein nicht sehr entfernter Vetter der Gestorbenen war, und also aus doppelten Rücksichten die Eltern gegen Abend zum zweiten Male besucht hatte. In der Küche trafen wir sechzehn bis achtzehn Leute, Männer und Weiber, die uns willkommen hießen. Von den Verwandten der Gestorbenen war jedoch Niemand darunter; diese befanden sich sämmtlich mit den Eltern im Schlafgemach. Dorthin gingen denn auch wir, um unser Beileid zu bezeugen. Die Eltern schüttelten meinem jungen Freunde treuherzig die Hand und schienen es sehr hoch aufzunehmen, daß der Sohn ihres Gutsherrn zur Wache gekommen sey und sogar einen fremden Gentleman mitgebracht habe. Auch mir dankten sie sehr freundlich, und der Vater meinte, er kenne mich zwar nicht, aber man sehe es wohl, daß ich ein Katholik sey, denn sonst wäre ich nicht zu so armen Leuten gekommen.

Während Penrose ihnen darauf kurz erzählte, daß ich ein Freund seines Vaters und auf Rath***e-Lodge zum Besuch sey, hatte ich Gelegenheit, mich etwas näher umzusehen. Auf einem reinlich überzogenen Bette lag die Leiche in einem weißen Todtenhemde und einer gewöhnlichen Nachtmütze; ihre Arme waren über die Brust gekreuzt und umschlossen, wie auch anderwärts in katholischen Landen üblich, ein Crucifix. Bis nahe an die Hände war sie mit einer vermuthlich geschenkten weißen baumwollenen Decke zugedeckt, welche tief herabhing und wie die Leiche mit weißen Bändern geschmückt war. Dieser Verzierung, hörte ich nachher, wird ungern und nur aus höchster Armuth entsagt; auch werden nie Bänder von einer andern Farbe als weiß gewählt, ausgenommen bei Ermordeten, deren Hemde und Bett stets mit langen rothen Schleifen besezt wird. Auf einem eichenen Tische in der Mitte des Zimmers brannten drei Lichter, die übliche Zahl, und zwar, wie ebenfalls Sitte, lauter gegossene Kerzen, auf den besten Leuchtern, die man von den Nachbarn hatte zusammenleihen können. Das übrige sehr einfache Geräthe bestand, außer einer andern zweischläfrigen eichenen Bettstelle, in einem Kleiderschrank aus demselben Holz, einigen Stühlen und dergleichen. Auf dem Tische neben den Leuchtern stand ein blaugeblümter Theetopf von Fayence mit etlichen ähnlichen, aber nicht zusammengehörigen Tassen, sämmtlich von wohlhabenden Nachbarn geborgt. Vom Krämer des nächsten Dorfs war die gewöhnliche Quantität, eine Unze Thee und ein Viertelpfund braunen Zuckers geholt worden, wozu die Schwester der Hausfrau jezt auch ein großes, würfelförmiges Weißbrod brachte, das sie sofort anschnitt und mit einer Tasse Thee meinem jungen Begleiter das erste Stück darbot, indem sie sagte: „Der Mann, der uns das Brod gibt, hat das beste Recht auf den ersten Schnitt, und da er selber nicht hier ist, so kommt es billigerweise seinem Sohn und Erben zu." Diese buchstäbliche Anwendung des irischen Sprichworts war charakteristisch und machte einen angenehmen Eindruck auf mich, obwohl ich bereits wußte, daß Sir Lucius ein freundlicher Gutsherr sey. Auch ich durfte eine Tasse nicht ausschlagen; doch da es Sitte ist, daß die Verwandten der Gestorbenen mit der Leiche möglichst allein gelassen werden, so verfügten wir uns bald zurück in die Küche, wo sich unterdessen noch mehr Leute eingefunden hatten, von denen einige uns schon bei der gestrigen Jagdpartie aus freien Stücken den ganzen Tag begleitet und hülfreiche Hand geleistet hatten.

(Die Fortsezung folgt.)

Briefe aus Griechenland, von L. Ross.

(Fortsezung.)

Arna liegt auf der Südseite des Rückens eines der Vorberge vom Taygeton, nahe an 3000 Fuß über dem Meere; das Dorf Kastaniza, zwei Stunden weiter südlich, liegt gar über 3500 Fuß hoch (1159 Meter). In der Schlucht gerade unter Arna entspringt der Arniotiko,

der alte Smenos, * der sogleich mit einer bedeutenden Wassermasse aus einer Höhle hervortritt, und demnach der unterirdische Abfluß des geschmolzenen Schnees und der Regenwasser von den höhern Berggipfeln ist. Dafür verliert sich auch im Sommer das Wasser in seinem weiten und steinigten Bette, ehe es das Meer erreicht; und während der Fluß oberhalb des Schlosses Pardunia stark genug bleibt, um mehrere Mühlen zu treiben, durchschreitet man ihn schon zwischen Limperdon und Limne (Aegiá) trockenen Fußes. Die Lage von Arna ist unvergleichlich schön: hinter dem Dorfe die Wälder des Gebirgs und darüber die winterlichen Schneekoppen, während man nach Süden in den lachenden Frühling hinunterblickt, in das weite, sorgsam angebaute Smenosthal, dessen Fruchtbäume in voller Blüthe standen, und darüber hinaus das spiegelglatte Meer und die fernen Küsten von Malea und Kythera. Ein halbes Stündchen südwestlich von Arna, auf einer Felshöhe zwischen zwei Armen des Smenos, hatte man mir gesagt, liege eine Ruine. Ich ging mit dem Obristen Jatralos dahin, fand aber wieder nur eine kleine Festung aus dem Mittelalter, die Mauern aus lockern Felsstücken nur vier bis fünf Schuh breit, und an dem einen Ende die Ruinen eines ähnlichen Thurmes, wie in Socha. Die Geschichtsforscher des griechischen Mittelalters mögen bestimmen, aus welcher Zeit diese vielen kleinen Festungen im Gebirge herrühren.

Die Resultate meiner Wanderung über das Taygeton bis hieher waren geringer, als ich mir versprochen hatte. So viel scheint gewiß, daß durchaus keine bedeutenden Ruinen mehr vorhanden sind; wenn gleich die hellenischen Gräber und die Auffindung hellenischer Münzen bei Anavroti, Socha und Gola, und die wenigen Reste eines Marmorgebäudes bei Sotira beweisen, daß dieses Hochland auch vor Alters bewohnt war. Eben so wenig habe ich etwas von alten Steinbrüchen, Bergwerken und Schachten gesehen oder erfragen können. Das Gebirge ist durchgehends Kalkstein. Guter, schwarzer Schiefer findet sich häufig.

Die Wälder des Taygeton sind sehr beträchtlich und haben mächtige Tannenstämme. Allein das Gebirge ist zu durchschnitten, um das Holz herabschleifen zu können, und die Bergbäche haben zu wenig Wasser, und ihre Betten sind zu sehr mit großen Felsblöcken angefüllt, als daß die Baumstämme auf ihnen geflößt werden könnten. So vermodert das meiste Holz unbenuzt.

Diese Wälder sind reich an wilden Schweinen, an Wölfen, Schakals und Füchsen; mitunter findet sich auch ein Luchs. Hirsche und Rehe sind in geringer Zahl. Ob es Gemsen gibt, konnte ich nicht mit Gewißheit erfahren. Die Bären sind längst ausgerottet. Die genannten Raubthiere finden hinreichende Atzung an den zahlreichen Schaf- und Ziegenheerden.

Die Bevölkerung des Gebirges ist rein griechisch, ohne Beimischung von Albanesen. Mögen auch einst, nach Verdrängung der slavischen Zwingherren, einzelne Individuen dieses Stammes zurückgeblieben seyn, so haben sie sich unter den Griechen verloren, wie sich die etliche Hundert türkische Neophyten, die nach dem lezten Kriege in Lakonika zurückgeblieben sind, unter den Griechen spurlos verlieren werden. Die bei richtiger Prüfung * der Etymologie doch nicht allzu häufigen slavischen Ortsnamen beweisen aber nicht mehr, als die jetzigen türkischen Namen vieler Dörfer.

---

* Pausan. 5, 24, 6.

* Was soll man sagen, wenn Herr Fallmerayer Namen, wie Lykovuno (Λυκοβουνὸ, Wolfsberg) für slavisch erklärt? oder wenn er bei der Benennung ἔσωθεν χωρία (die hintern Dörfer, wie die Dörfer jenseits des Taygeton in Bezug auf Mistbra heißen) an die slavische Poststation Opschina vor Trieste denkt! Heißt das griechisch verstehen?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Wasserwerke. Eisenbahn. Der Kriegshafen von Cherbourg.

Die Erwartung ist gespannt; steht einmal der Obelisk auf seinem ungeheuern Granitpostament (ein Anstoß für Gelehrte, weil sie kein Postament für Obelisken anerkennen wollen), so wird Lebas als ein großer Ingenieur verherrlicht werden, und wäre es noch Brauch, wie unter der Restauration, berühmte Männer mit Titeln zu schmücken, so würde er gewiß Baron oder gar Graf werden; aber mit dem Baronen- und Grafenmachen ist es vorüber, und seit 1830 kann sich Jeder selbst so betiteln, wenn ihn so etwas glücklich macht; nur darf er nicht verlangen, daß Andere diese Titel anerkennen. Zur Erfindung neuer Maschinen wird die Aufrichtung des Obelisken keinen Anlaß geben, und die Mechanik hat wahrscheinlich nichts dabei zu gewinnen. Glücklicherweise werden jezt in Frankreich eine Menge von Arbeiten unternommen, bei denen die Mechanik viel zu schaffen hat, und welche daher dem Maschinenbau förderlich sind. Zu Beziers in Languedoc hatte ein bloßer Schlosser sich anheischig gemacht, eine Dampfmaschine zu verfertigen, welche das Wasser aus der Tiefe sehr hoch hinaustreiben sollte. Vermuthlich hatte er die Kosten zuvor nicht richtig berechnet, und also die bewilligte Summe überstiegen. Die Stadtbehörde war unzufrieden, und kaum konnte der Mann so viel erlangen, daß man ihm seine Auslagen wieder erstattete. Dieser Versuch war wohl geeignet, den Muth des armen Schlossers niederzuschlagen, zumal seine Vaterstadt die von ihm verfertigte Maschine mit vieler Gleichgültigkeit behandelte. Allein

verſtändige Reiſende wurden bei ihrem Aufenthalt in Beziers aufmerkſam auf die neue Maſchine, und erſtaunten über die eben ſo einfache als wirkſame Einrichtung derſelben. Sie rühmten dieſelbe an andern Orten; der Schloſſer wurde aufgeſucht, ſogar zu Paris, wo es doch an geſchickten Künſtlern nicht fehlt, wurden ähnliche Maſchinen bei ihm beſtellt, und in gegenwärtigem Augenblicke iſt er an acht Orten beauftragt, eine Waſſerkunſt anzulegen, unter andern in der Stadt St. Germain, die auf einer Anhöhe liegt, und nach welcher jetzt eine ziemlich weit fortgeſchrittene Eiſenbahn von Paris aus angelegt wird. Bisher war der Waſſermangel in dieſer Stadt drückend, bekommt ſie alſo nun Waſſer und eine Eiſenbahn, ſo wird ſie ſich ſchnell heben. Die Eiſenbahn ſoll nicht allein zu dem beſtändigen Perſonenverkehr zwiſchen Paris und St. Germain dienen, ſondern auch das von dem wöchentlichen Ochſenmarkte zu Poiſſy kommende Vieh ſchnell nach der Hauptſtadt ſchaffen. Der Viehbedarf iſt ungeheuer in Paris; mit dem Forttreiben des Rindviehs von Poiſſy nach Paris wurde aber viele Zeit verloren, und die Thiere kamen ganz ermüdet an; iſt aber einmal die Eiſenbahn fertig, ſo werden ſie zu St. Germain, wofern die Bahn nicht bis Poiſſy verlängert wird, auf die Wagen geladen und vermittelſt der Dampffahrt ſchnell nach Paris geſchafft. Auch die Waaren aus der Normandie, welche zu Poiſſy auf der Seine ausgeladen werden, können alsdann ſchnell nach der Hauptſtadt geſendet werden. Aber mit dieſer Eiſenbahn wird es gehen wie mit der Errichtung des Obelisken auf dem Concordeplatze; es iſt ein erſter Verſuch, welcher ſehr theuer zu ſtehen kommt, und vielleicht wird er noch dazu nicht zum Beſten ausfallen, denn es fehlt noch an Erfahrung. Die Anlegung dieſer Bahn iſt jedoch ein Privatunternehmen, und der Staat wenigſtens wird nichts dabei einbüßen. Ein rieſenhaftes Werk iſt der Hafenbau zu Eherbourg in der Normandie, der ſchon unter Ludwig XVI. begonnen, durch die Revolution unterbrochen, dann unter Napoleons Regierung mit verdoppeltem Eifer aufgenommen, auch von den ältern Bourbonen nicht ausgeſetzt worden war, und jetzt immer weiter geführt wird. Um einen Kriegshafen zu machen, woran es der Normandie gänzlich fehlte, hat hier ein $1\frac{1}{2}$ Lieues langer Damm in einem ſehr tiefen Meere angelegt werden müſſen. Ganze Steinbrüche ſind bereits zu dieſem Werke verwendet worden, und was es gekoſtet hat, um hier einen breiten und feſten Fahrweg weit in's Meer hineinzubauen, ſoll kaum glaublich ſeyn. Dazu kommt, daß der Damm auch befeſtigt werden muß, um die künftig im Hafen liegenden Flotten zu beſchützen. Einigemal hat das Meer lange und mühſame Arbeiten durch einen Sturm verdorben; einmal iſt ſogar ein Fort mit 500 Mann Beſatzung von den Fluthen verſchlungen worden. Dadurch iſt man vorſichtiger geworden, hat den Bau mit mehr Kunſt wieder begonnen, und jetzt ſchon kann der Damm den Wellen trotzen. Es werden noch manche Jahre vergehen, ehe der Rieſendamm mit ſeinen Forts vollendet daſtehen wird; aber jährlich rückt die Arbeit dem Ziele näher, und das tobende Meer kann ſchon die Schranken nicht mehr über den Haufen werfen, die es von dem ruhigen und ſichern Hafen trennen. Dg.

Prag, Oktober.

(Fortſetzung.)

Die Krönung.

Während im Innern des Wladislawſchen Saales königliche Pracht das Feſt der Erbhuldigung umgab, hatten ſich abermals zahlreiche Schaaren Volks in den Burghöfen und allen Umgebungen des kaiſerlichen Schloſſes verſammelt, und bei einer Promenade des Hofes in den Baumgarten, wo der Kaiſer und die Kaiſerin, wie alle Erzherzoge und Erzherzoginnen, aus den Prachtwagen ſtiegen, und unter den dichtgedrängten Reihen der Anweſenden herumwandelten, zeigte ſich noch der lebhafteſte Volksenthuſiasmus, ja es ſchien, als hätten die Spaziergänger ihr Leid und das Bewußtſeyn deſſelben in den beengenden Stadtmauern zurückgelaſſen.

Der noch vor der Krönung erfolgte Tod des Grafen Ferdinand v. Chotek, Fürſterzbiſchofs von Ollmütz, erregte auch in den höhern Ständen, die ſich bis dahin für unanteſtbar gehalten, einige Scheu, ſo daß ein großer Theil des Adels aus den Provinzen des Kaiſerreichs, welcher nicht durch Funktionen an Prag gebunden war, an die baldige Rückkehr in die Heimath dachte, und ſchon den Tag nach der Krönung die Reiſewagen nach Süden und Oſten abgingen, während unſere nördlichen und weſtlichen Nachbarn, ſchon durch die Fama gewarnt, die Krönungsſtadt nur ſparſam beſucht hatten. Um dieſelbe Stunde, wo der würdige Prieſterfürſt den letzten Athem aushauchte und ſein Bruder, unſer Landeschef, am Todtenlager die Kraft ſeiner Seele prüfte, fuhr der geſammte Hof zu einem zweiten Beſuche des Theaters über die Brücke. Um der böhmiſchen Nation eine landesväterliche Aufmerkſamkeit zu bezeugen, war die Vorſtellung eines böhmiſchen Stückes anbefohlen, und von der Direction die Ueberſetzung von Goldoni's „Diener zweier Herrn“ erwählt worden. Die geſammte kaiſerliche Familie war in einer Doppelloge verſammelt, und der Kaiſer ſchien ſich recht gut zu unterhalten, während der übrige Theil der Geſellſchaft dem Anſchein nach wenig oder nichts von dem verſtand, was da unten vorging. Noch zwei andere Gäſte vom Dresdener Hoftheater, Demoiſelle Bauer und Herr Devrient, welche gleichfalls zu Gaſtrollen für die Krönungszeit eingeladen worden waren, erſchienen in dem zweiten deutſchen Stücke: „Strudelköpfchen,“ nach dem Franzöſiſchen von Th. Hell. Der Hof blieb bis zu Ende, und wurde bei ſeiner Entfernung, wie beim Erſcheinen mit Händeklatſchen und Vivatruf begrüßt.

Kanonendonner und Glockengeläute eröffneten am 7ten September den vornehmſten Akt dieſer wichtigen Zeit, die Krönung Kaiſer Ferdinands als König von Böhmen, die mit großer Feier, wenn gleich mit ſtarker Abkürzung des altherkömmlichen Ceremoniels vollzogen wurde, und welche das feſtliche Bankett im Huldigungsſaale ſchloß, wo der neugekrönte König mit ſeinem Conſecrator unter hohem Baldachin an einer, die Oberſtlandesoffiziere an zwölf langen Tafeln ſpeiſten, die Kaiſerin aber mit den Familiengliedern und ihren Gäſten, den Tags zuvor angekommenen König und Königin von Sachſen, auf der reichgeſchmückten Tribüne als Zuſchauer erſchienen. Zwei kirchliche Feierlichkeiten folgten ſofort, welche, in ganz eigener Wechſelwirkung ſtehend, eine die andere bedingte, nämlich die Inſtallation der Erzherzogin Thereſe als Aebtiſſin des Prabſchiner Damenſtifts, und die Krönung der Kaiſerin zur Königin von Böhmen durch dieſelbe. Es trat diesmal derſelbe Fall ein, wie bei der Krönung Leopolds II. und ſeiner Gemahlin, wo ebenfalls die Stelle der Aebtiſſin unbeſetzt war, und die Erzherzogin Maria Anna erſt dazu eingeſetzt werden mußte, um ihre Mutter zu krönen.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 258.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 27. Oktober 1836.

Das Thierreich in allem seinem Suchen und Bewegen ist ein äußeres Abbild der Thätigkeit des Geistes im Menschen; es ist ein Buch, welches die Entwickelungsgeschichte jenes Geistes vorbildlich erzählt.

G. H. Schubert.

Ueber das Poetische in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

Dritter Artikel.

Unmerklich, wiewohl auf nicht ganz heiterem Wege, sind wir in das Reich der Thiere getreten. Zwar ist dieses nicht so bunt und so reich und so mannichfaltig als das der Pflanzen, wo für den fleißigen Forscher in der Nähe und in der Ferne noch immer neue Eroberungen blühen. Das Reich, wenigstens der höhern Thiere, ist weit ärmer an Classen, Gattungen und Arten, darum auch leichter zu ordnen und zu überschauen, und seine Grenzen sind größtentheils schon fest bestimmt. — Dort, bei den Pflanzen, ist bedeutungsvolle Stille, ein verzaubertes Leben; nur rauschende Blätter, wenn sie der Wind bewegt, verkünden unserm Gehör ihre Gegenwart; hier aber empfängt uns von allen Seiten, aus der Höhe und in der Tiefe, ein lautes und warmes Leben; mannichfaltige Töne und Stimmen, von den leisesten an, die wie Geisterlispeln uns berühren, bis zur Stimme, die den Donner überbrüllt, erfüllen und verwirren unser Ohr. Hier ist ewige Bewegung von Ort zu Ort, hinauf und hinunter; Alles fliegt, geht, rennt, schwimmt oder kriecht auf der Erde hin. Und dann, welche Formen! die edelsten und schönsten, Ausdruck furchtbarer Kraft und hohen Muths; aber auch Unform, ekle Häßlichkeit, zumal an Geschöpfen, die in äußerer Form den Menschen am nächsten stehen. — Die Thiere erfreuen und ergötzen, beleidigen und ärgern uns; denn wir sehen hier den Einen Menschenverstand in den mancherlei Thierarten in mehr oder minder gebundener Form, in verschiedenen Richtungen sich offenbaren; jede einzelne Eigenschaft erscheint auf eine bestimmte Thierart beschränkt: so z. B. fast menschliche Verständigkeit im Elephanten, Klugheit im Pferde, List und Schlauheit im Fuchs, Anstelligkeit und Gelehrigkeit im Hunde. Und, wie wir früher gleichfalls schon voraus erwähnt haben, auch den sittlichen Charakter finden wir oft überraschend wieder. Der Maler Tischbein behauptet sogar, jedes Menschengesicht trage den Charakter einer andern Thierart an sich. Auch schon früher haben Porta und Andere angenommen, daß das Angesicht des Menschen, der Spiegel seiner Seele, durch vorherrschende Thätigkeit gewisser Muskeln und Nerven oft eine frappante Aehnlichkeit mit manchen Thiergesichtern bekomme. Man möchte sagen, die Thiere seyen da, um den Menschen daran zu erinnern, wie viel höher er stehe und wie leicht er wieder zu ihnen herabsinken könne.

Je mehr wir freilich bei immer höherer Kultur uns dem Thiere entfremden, desto weniger bemerken wir jene

Erscheinungen, wogegen kindliche oder rohere Völker bei ihrer frischen Naturanschauung die Thierwelt mehr verstehen, wie noch jezt der Araber oder der Kosake, der mit seinem Rosse zusammen lebt, der zu ihm spricht und von ihm verstanden wird. Wirklich hat man bemerkt, daß gewisse Thiere, die sonst verschlossen sind, bei freundlicher Annäherung des Menschen und bei der Gewohnheit des Zusammenlebens gleichsam ihr Inneres mehr aufschließen. Namentlich ist den Hindus die Thierwelt nahe, bei welchen überdies der aus dem Emanationsglauben herfließende Glaube an Seelenwanderung diese Geschöpfe in näherer und zärterer Beziehung erscheinen läßt, daher denn auch in ihrer Götterlehre die Vermischung des Menschlichen und Thierischen oft so grell hervortritt. Auch die Altgriechen, überhaupt mehr in der Natur und mit der Natur lebend und wirkend, faßten die Thierwelt mit freundlicher Beziehung auf, wiewohl sie die edle, menschliche Gestalt mit Recht über Alles schäzten, und, ungleich den Egyptern, die im Apis und der Kuh die schaffende und erhaltende Naturkraft verehrten, oder jenen Hindus, in deren Pantheismus Elephant, Affe, Kuh und fliegendes Roß so bedeutungsvolle Symbole sind, ihren Göttern die Thiere nur als Attribute zugesellten oder höchstens in einigen untergeordneten Wesen thierische Gestalt und Charakter mehr hervortreten ließen.

Aus jener freundlichen Annäherung und Beobachtungsweise ist, durch Zeitumstände geweckt, die kühnste oder natürlichste aller Dichtarten entsprungen: die äsopische Fabel oder der Apolog, bei den Griechen und den Hindus, worin der Mensch zu seiner mildern Belehrung und Warnung sich selbst im Thiere abgespiegelt findet. Die Thierfabel fand auch bei den germanischen Völkern im Mittelalter großen Beifall, ward sogar zu bedeutenden Symbolen, ernsten und heitern, von der Baukunst aufgenommen, und erreichte gegen das Ende dieser Zeit in jener künstlerisch epischen Zusammensetzung, „im Reineke Fuchs“ ihren höchsten Gipfel. Sie ist noch jezt die Lieblingspoesie der Kinder. — Auch in den naturhistorischen Schriften der Alten offenbart sich jene freundliche und bedeutungsvolle Auffassung: so selbst beim strengen Aristoteles, noch mehr beim späteren Aelian, der besonders darauf hinzuweisen liebt, wie die Thiere auch ohne Belehrung und Unterricht, bloß von der Natur geleitet und gelehrt, so wunderbar Künstliches beginnen und vollenden. Selbst der sichtende und verständige Plinius verschmäht nicht Erzählungen von Thieren, die an das Wunderbare grenzen. Und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn dasselbe noch mehr bei jenen Männern geschieht, welche im gerngläubigen Mittelalter mit der in ihren Augen so geheimnißvoll wunderbaren Natur sich beschäftigten; selbst nicht, wenn noch die Wiederbeleber des naturgeschichtlichen Studiums, namentlich der vielseitig gelehrte Conrad Geßner, Erzählungen vortragen, die wir Neuern nur ungläubig belächeln können. Auch der poetisch gestimmte Buffon findet menschliches Gefallen daran, manche Thierarten darzustellen, wie sie zur Höhe menschlicher Ueberlegung und Sittlichkeit, gleich frei sich bestimmenden Wesen sich erheben, deßgleichen selbst unser Schreber, welcher, um Ein Beispiel aus vielen anzuführen, vom Seebären, dem Reisenden Steller nacherzählend, gar manches Artige und Seltsame vorträgt, z. B. von seiner Weiber- und Kindesliebe, seiner strengen Kinderzucht, seinen Kämpfen, und von den Thränen die er vergieße, wenn er Unrecht erlitten und sich nicht rächen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Irland.

(Fortsezung.)

Besonders die Weiber waren sehr neugierig, zu erfahren, wer denn der Fremde sey, den „ihr junger Herr“ mitgebracht habe, und ich bemerkte, daß die Domestiken meines Freundes, die sich bereits eingestellt hatten, wiederholt bei Seite gezogen und einem Examen unterworfen wurden. Sie mußten erwähnt haben, daß ich ein Ausländer sey, denn ich hörte eine Alte, die gerade das Feuer schürte, in sehr mitleidigem Tone halblaut sagen: „der arme Franzos! gewiß hat er kein Wort englisch!“ Da sie und die Uebrigen jedoch hierüber bald beruhigt waren und außerdem noch in Erfahrung brachten, daß ich so gut zur Kapelle gehe * wie sie, so trat bald eine gewisse zutrauliche Stimmung ein, die wir bei der Gesprächigkeit und dem natürlichen Takt, welche man fast überall beim irischen Landvolk findet, sehr leicht für unsere Zwecke benuzen konnten. Sobald sie hörten, wir seyen in der Absicht gekommen, bei ihnen zu bleiben, beeiferte sich Alles, es uns bequem zu machen, und erst nach einiger Zeit gelang es uns, es dahin zu bringen, daß man von uns weniger Notiz nahm. Man hatte uns ein paar Stühle auf den Ehrenplaz neben dem Herde gebracht, und alsbald saß die ganze Gesellschaft, jezt an dreißig Personen, bunt untereinander um das Torffeuer, in welches von Zeit zu Zeit einige Stücke sogenannten Sumpfholzes ** geworfen

* „Er geht zur Kapelle“ ist ein gewöhnlicher Ausdruck zur Bezeichnung des Katholiken; geht Jemand „zur Kirche,“ so ist er Protestant, und geht er „zum Meetinghause,“ so versteht es sich, daß er ein Nonconformist sey.

** Bogwood; dieses als Kien gebrauchte Holz gehört einer Kiefernaattung an, die jezt aus Irland verschwunden scheint. Man findet es über die ganze Insel beim Torfgraben in Strichen, wo jezt kaum ein Strauch wächst, gewöhnlich

wurden, um es recht hell auflackern zu lassen. Einen eigentlichen Herd findet man in den irischen Bauerwohnungen selten; das Feuer wird zwischen ein paar Ziegelsteinen auf der bloßen Erde, oder vielmehr dem gestampften Lehmboden — eine Bretterflur gibt es nicht — an der Wand gerade unter dem Schornstein gemacht, und da ein Kaminschooß zu den Seltenheiten gehört, so muß sich der Rauch seinen Weg in die Höhe suchen, so gut er kann. In der Wand, ein paar Fuß über der Feuerstätte, war eine horizontale eiserne Stange eingemauert, an der ein großer eiserner Theekessel hing, der bereits recht lustig summte. Auf der Anrichte vor dem Tellergerüst brannte eine ziemlich düstere Kerze, und ein zweites Licht hatte man auf einem etwas erhöhten Vorsprunge der gegenüberstehenden Wand angeklebt, so daß mit Hülfe des Kiens der Raum ziemlich erhellt war.

Sobald jeder seinen Platz gefunden hatte, nahm die gutmüthige Alte, welche mich anfänglich zum Franzosen gestempelt hatte, den Kessel vom Feuer und füllte eine Kanne von Steingut mit siedendem Wasser, während zwei Männer Biergläser herumreichten, zu denen man uns Ehren halber ein paar Theelöffel brachte, die in aller Eile von Rath***e-Lodge herbeigeschafft worden waren. Einer der Beiden, die auf solche Weise die Wirthe oder Kellner machten, brachte hierauf Penrose eine Dose mit Zucker und die Whiskyflasche, indem der Andere ihm das dritte Ingredienz zum Landespunsch, das heiße Wasser, reichte. Auch mir widerfuhr dieselbe Ehre, die Uebrigen aber ließen dann eins wie das andere von Hand zu Hand im Kreise herumgehen, bis Jeder seinen „Tumbler“ gefüllt hatte. Einige der Weiber waren — ob aus Mangel an Gläsern oder andern Ursachen, bleibe dahingestellt — bescheiden genug, sich mit der Anwartschaft auf einen Antheil an der Mixtur ihrer Nachbarn zu begnügen, andere dagegen machten ihr Gebräu so gut und so stark, wie die Männer. Hierauf wünschte Einer nach dem Andern, ehe er nippte, uns Beiden ein langes Leben oder gute Gesundheit, und behielt dann, da es keinen Tisch in der Küche gab, sein Glas in der Hand, bis es geleert war. Nachdem auch wir sodann auf das Wohlseyn der Anwesenden getrunken hatten, wurden kurze Thonpfeifen und Tabak gebracht, wovon mehrere der ältern Weiber ebenfalls ihren Antheil erhielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

zehn bis zwölf Fuß unter der Oberfläche und in sehr großen, wohlerhaltenen Stämmen, die jedenfalls einer postdiluvianischen Zeit angehören. Auch Eichenholz wird, obschon viel seltener, gefunden, und dann wegen seiner außerordentlichen Härte und Dichtigkeit gewöhnlich zu feinen Schnitzarbeiten benuzt, die mit Silber gefaßt werden.

Der Hochwächter.

Ich liege krank darnieder
Und habe keine Ruh;
Mir drückt die Augenlieder
Kein sanfter Schlummer zu.

Hoch aus der Glocken Munde
Ertönt es dumpf und hohl,
Und jede Viertelstunde
Erschallt des Wächters „Wohl.“

O, ruf' nicht „Wohl“ vom Thurme,
Du Wächter in der Höh!
Viel lieber ruf' im Sturme
Ein schauerliches „Weh!“

Denn von der Luft getragen,
Da ahnest du es kaum,
Wie viele Pein und Plagen
Hier unten fassen Raum.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

Das Oktoberfest.

München ist die Stadt des Lebens. Der Bayer stürzt sich überhaupt gern ohne Zaudern und ohne ängstliche Vor- und Umsicht in den rauschenden Strom, der uns Gottlob öfter auf freundlichen Wogen gestärkt an's Ufer zurückträgt, als in seine Untiefen hinunterreißt; er kennt keine Sünde, als nicht Bier zu trinken, und die Hauptstadt ist in einem Lande wie das Zifferblatt an einer Uhr, welches auch dem, der den innern Mechanismus nicht begreift, die Zeit anzeigt, nur daß er die Augen offen halte und sich nicht auf die Ohren verlasse, denn wenige Uhren schlagen, und noch wenigere schlagen richtig. Auch dieses Jahr wurde das Oktoberfest, der heranschleichenden Cholera zum Trotz, in hergebrachter Weise gefeiert. Jedes Volksfest ist ein Auferstehungstag für die Nationalität, die sonst in unsern Tagen ganz und gar ein erwachsendes Kind ist, welches sich seiner Naivetät schämt, und nur noch hin und wieder in Stunden fröhlichen Rausches einen übermüthigen Purzelbaum schlägt, der an jene Zeiten erinnert, wo es noch keine Hosen und keine Perrücke trug. Mit der Freude ist's wie mit der Andacht: wo drei sich freuen, freut sich der vierte mit; die Freude ist keine alte Großmutter, die am festlichen Morgen nur an begünstigte Neffen und Enkel Kuchen und Nüsse austheilt: sie ist, wie die Sonne am Himmel, die, wenn sie einmal aufgeht, Alles, was sich im Kreis ihrer Strahlen befindet, erwärmt.

Die Theresienwiese, auf welcher das Volksfest gehalten wird, stellt sich dem Auge als eine kaum übersehbare grüne Fläche dar, die an zwei Seiten von der Stadt und ihren

freundlichen Vorstädten begrenzt ist; an der dritten ruht der Blick auf den seltsam gestalteten Massen des tyroler und bayerischen Gebirgs, welches riesenhaftwunderlich den Horizont abschließt. Hier wimmelt es nun von Zelten und Buden aller Art; Garküchen, Conditoreien, Wein- und Bierschenken wechseln mit einander ab. Auch der Armen ist freundlich gedacht, theils durch Errichtung einer Tribüne zu ihrem Besten, von wo aus man die beste Aussicht auf die Wiese und ihre Herrlichkeiten hat, und auf der man gegen mäßiges Entrée einen guten Platz findet, theils durch einen sogenannten Glückshafen, der auf eine triebsamere Feder, als das Mitleid, berechnet ist, und durch tausenderlei Siebensachen, welche begehrlichen Augen entgegenblinken, zahllose Haufen heranlockt. In der Mitte der Buden nun noch der für den Hof bestimmte Pavillon, ringsherum Plätze für das aufzustellende Preisvieh, so wie die Rennbahn, etwas in die Ferne gerückt die Schießbahnen — hier wären die Ufer abgesteckt, zwischen denen der brausende Menschenstrom sich hindrängt. Der Münchener weiß, daß man in den Himmel nicht zu früh kommen kann. Deßhalb findet sich schon zwei bis drei Tage vor Beginn des Festes eine Masse von Spaziergängern aus allen Ständen auf der Theresienwiese ein, und der Fremde hat die beste Gelegenheit, sich mit der Bevölkerung der Stadt und ihren Eigenthümlichkeiten bekannt zu machen, da sein Auge noch durch andere Dinge nicht in Anspruch genommen wird. Da sieht er denn den ehrbaren Beamten, voll Würde in Blick und Gang, der der Sonne in's Antlitz sieht, um nach zwanzig Polizei- oder Criminalverbrechen einmal wieder ein ehrliches Gesicht zu sehen; den steifen, eingetrockneten Gelehrten, der die frische Luft mäßiger genießt als den Kaffee, und der gewiß nicht spazierengehen würde, wenn der grausame Arzt ihn nicht mit irgend einem hectischen Uebel aufgeschreckt hätte; den griechischen Anachoreten mit langem, krausem Bart, der sich verwundert, daß auch in Deutschland die Sonne scheint; den wohlbeleibten Bürger mit mächtiger Pfeife in Mund oder Rocktasche, der den ersten besten Nachbarn oder Bekannten kopfschüttelnd befragt: ob, was ihm nicht scheine, Pschorrs Bier in diesem Jahr eben so gut gerathen sey, wie im vorigen; den lustigen Studenten mit reichgestickter schwarzer, rother, grüner oder blauer Mütze, der sich schon allein dadurch amüsirt, daß er an diesem hellen Nachmittag kein Collegium besuchen darf; den kecken Knaben, welcher den laufenden Hirsch, an dessen hölzernem Herzen in einigen Tagen der beste Schütze seine Geschicklichkeit erproben soll, in seinem Tannengebüsche mit wichtiger Kennermiene untersucht; und dazwischen, wie schillernde Blumen, die reiche Frauen- und Mädchenwelt, von der in Mousselin und Seide gekleideten Dame an, mit dem prangenden Sonnenschirm, der ihr zugleich Fächer und Theatervorhang ist, bis zum muntern Riegelhäubchen, welches den zierlichen Leib in schnöden Kattun hüllen muß, und dennoch leicht und anmuthig wie eine Sylphe daherschwebt. Auch die Wirthe verdienen in ihren Buden eine kurze Musterung; sie sind wie ihr Getränk: der Bierwirth braun und kräftig, wie sein Bier, er lacht selten, aber herzhaft, er hütet sich vor dem Niedersitzen, denn er weiß, daß er nicht schnell wieder aufsteht, man hört ihn nicht ein einziges Mal: „bitte recht sehr!“ oder: „Sie sind zu gütig!“ sagen. Der Weinwirth ist sein directes Gegenbild; er trägt äußerst feine Wäsche, auch wohl im Vorhemd einen goldenen Knopf; er lächelt angenehm, und empfängt seinen Sechser, ohne sich höflichst zu verbeugen; man sieht's, daß er hauptsächlich auf die Damen reflectirt. Der Kaffeewirth ist ein bizarres Compositum, wie es aus Kaffee, Sahne und Zucker entstehen muß; er ist nicht halb so süß, wie sein Zucker, nicht zum vierten Theil so bitter, wie sein Kaffee, aber immer etwas fetter als seine Sahne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Prag, Oktober.

(Beschluß.)

Die Krönung. Das Volksfest.

Den Abend nach der Krönung der Königin erfolgte die, übler Witterung wegen lange verschobene Stadtbeleuchtung, welche wenig Erhebliches darbot: überall die Anfangsbuchstaben F und M und das „Hecta lueri“ wiederholt, oder meist verunglückte Transparente, und nur an einigen Stellen wunderschöne Lichtmassen, wie z. B. am Roßthore, den Gartenhäusern des Landgrafen Fürstenberg und Grafen Schönborn u. s. w. Der Hof fuhr in einem langen Wagenzuge, dem sich die gesammten Stadtwagen anschlossen, und die Straßen waren ziemlich mit Menschen gefüllt, doch lange nicht wie bei der Illumination während der letzten Anwesenheit des Kaisers Franz I. Ein Hofball versammelte nicht allein Alles, was Prag in diesem Zeitpunkte Hohes und Glänzendes in seinen Mauern einschloß, sondern auch die Mittelclassen und einen großen Theil der Bürgerwelt in den reichgeschmückten Sälen der Hofburg, und den Beschluß aller Krönungsfeierlichkeiten machte auf eine würdige Weise das von den Ständen veranstaltete Volksfest. Auf der weiten Fläche hinter dem Invalidenhause war ein sehr geschmackvoller Pavillon zur Aufnahme des Hofes, nebst zwei anstoßenden Tribünen für die Appartementsfähigen, außerdem noch mehrere Gebäude zu Spielen, Tribünen für das Publikum und achtzehn Büffets für die Bewohner der sechzehn Kreise und der Stadt Prag erbaut, und neben den letztern Tanzplätze eingerichtet worden, und sobald die Kaiserin mit dem Hofe angekommen — der Kaiser war unpäßlich — begannen die festlichen Hochzeitzüge der Stadt Prag, wie der böhmischen Kreise. Manche der letztern waren höchst charakteristisch und sinnig geordnet und nach ihrer Art kostbar ausgestattet. Vorzüglich zeichneten sich der Berauner, Bunzlauer, Elbogner, Klattauer und Pilsener Kreis aus. Man sagt freilich, das Ganze sey nicht Original, was durch die Ausstellung der Abbildungen des Münchener Oktoberfestes in der Buchhandlung von Borrosch und André noch bestätigt wird. Die Züge der bayerischen Landleute sind überdies meist noch viel glänzender arrangirt, doch mitunter etwas zu künstlich, und wenn man bei uns den allegorischen Festwagen des Bunzlauer Kreises, mit lieblichen Genien besetzt, schon zu theatralisch fand, was würde man zu dem römischen Triumphwagen des Landsberger Magistrates sagen? — Die obengenannten Kunstgäste aus Dresden traten in sehr vielen Rollen mit ungetheiltem Beifall auf. Devrient ist unstreitig nächst Moriz einer der vorzüglichsten deutschen Schauspieler im Fache der Liebhaber, und das Interesse an seinen Darstellungen war desto lebhafter, da das lebenslängliche Engagement des Erstern zu Stuttgart, welches ihm die Kunstliebe des Königs von Würtemberg gewährte, die letzte Hoffnung zerstörte, ihn noch den Unsrigen zu nennen, wozu unsere Direction alle möglichen Schritte gethan hat.

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 259.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 28. Oktober 1836.

It is admirable pleasures and fery honest knaveries!
Shakespeare.
Merry wives of Windsor.

Skizzen aus Irland.

(Fortsezung.)

Während dieſe Dampfmaſchinen in Gang geſezt wurden, entſpann ſich hin und wieder ein Geſpräch, das bald, wie bei allen dieſen Wachen regelmäßig geſchieht, in ein Geſchichtenerzählen überging. Eine Probe, die in mehr als Einer Hinſicht charakteriſtiſch iſt, dürfte hier wohl am Orte ſeyn. „Ich bitte Ew. Ehren um Verzeihung,“ begann Micaul Sheehan, ein Bauer aus dem nächſten Dorfe, „aber Sie ſind ja kein Engländer, und ſo werden Sie es mir auch nicht übel nehmen, wenn ich einen Spaß erzähle, daß Sie ſehen, wie dumm die Engliſchen ſind, ſo klug ſie ſich dünken.“ — „Das iſt ſo ſicher wie ein Gewehr! — und das iſt Gottes Wahrheit!“ fielen ihm ein paar ſtämmige Burſche in's Wort, während die Uebrigen ihren Beifall durch weniger laute, doch hinreichend verſtändliche Zeichen an den Tag legten. Der Erzähler aber fuhr fort: „Nachbarn, ihr habt Alle den alten Herrn Cosby gekannt. Gott habe ihn ſelig! er war ein Proteſtant und ein Prediger obendrein, aber bei dem allen ein redlicher Mann, ein echter Irländer, und wenn er heute noch lebte, will ich gehängt ſeyn, wenn ich ihm nicht den Zehnten ſo gut zahlte, wie ich ihn dem Orangemann, der jezt an ſeiner Stelle iſt, verweigere, und ſollte er mir darum das Bett unter dem Leibe wegnehmen!“ — „Recht ſo, Micaul!“ ſchrien Alle durcheinander, „keinen blutigen Fartding ſoll er haben! — laß ihn nur kommen, wir wollen ihm ſchon die Hörner blaſen! — Der alte Herr hat den Armen gegeben, was er von den Reichen nahm, aber dieſer — dem Neger iſt's Geld an's Herz gewachſen, und das nennt er ſeine Religion! — Doch was iſt's mit den Engländern?“ — „Nun, ſollt's ſchon hören,“ begann Micaul wieder, nachdem der Ingrimm gegen den Zehnten ſich ein wenig Luft gemacht hatte, „und es iſt die baare Wahrheit und nicht für einen Halbpfennig Lüge darin. Der alte Sheemus, der Bedienter auf dem Pfarrhofe war, hat mir's ſelber erzählt, und ich habe die beiden Herrn mit eigenen Augen geſehen. Nun denn, es ſind noch keine zwanzig Jahre, da reiſten zwei Engländer, ein paar recht große Gentlemen, hier durch's Land, eigentlich, glaube ich, um Becaſſinen zu ſchießen, denn damals gab's noch viel mehr, als jezt, wo der Weizen ſchon auf manchem Morgen ſteht, der damals noch Sumpf war. Beim alten Herrn Cosby waren ſie vierzehn Tage zum Beſuch, und er ſchonte ſeinen Wein ſo wenig, wie ſeine Speiſekammer, ſo daß ſie, meine ich, keinen ſchlechten Begriff von iriſcher Gaſtlichkeit bekommen haben müſſen. Whisky tranken ſie nicht, aber einen Streich ſpielte er ihnen doch. Kurz ehe ſie abreiſen wollten, kam die Rede bei Tiſch auf

allerhand, und einer von den Beiden faßte sich endlich ein Herz und sagte zum alten Herrn: „Sie sind so gütig gegen uns, daß Sie es mir gewiß nicht übel nehmen, wenn ich eine dumme Frage an Sie mache; aber sagen Sie mir doch im Ernst, gibt es wirklich wilde Irländer?“ — Ihr könnt euch wohl denken, was der alte Gentleman innerlich gelacht haben mag, aber er kniff die Daumen in die Hände und blieb so ernsthaft wie ein Richter bei den Assisen, denn er hielt viel auf einen guten Spaß, und bessere Gelegenheit konnte ihm nicht geboten werde. „Wilde Irländer?“ entgegnete er, „ei freilich, genug!“ — „Und wo denn?“ fragten die beiden Engländer hastig. „In den Bergen, so viel als Hasen,“ war die Antwort. „Aber wie kann man wohl an sie kommen?“ fragte der Erste wieder. „Oh!“ sagte der alte Herr, „wir fangen sie in Fallen; wenn Sie Lust haben, einmal einen zu sehen, so will ich eine Falle aussetzen lassen.“ Nichts hätte den Beiden erwünschter seyn können, und Herr Cosby gab also seinen Leuten die nöthigen Befehle, aber versteht sich, nicht gerade wegen der Fallen. — Den andern Tag, als sie wieder bei Tisch saßen, mußte Sheemus hereinkommen und sagen: „Herr Cosby, ein Irländer hat sich gefangen.“ Wie der alte Sünder das Lachen hat halten können, weiß ich nicht, aber gehalten hat er's, da will ich meinen Eid darauf ablegen. „Nun, Gentlemen,“ fragte Seine Reverenz, „wollen Sie ihn sehen?“ Versteht sich, daß sie die Neugier bis in die großen Zehen prickelte; also sagte der alte Herr: „Gut, Sheemus,“ sagte er, „laß ihn nur an eine gute Kette legen; aber daß er nur nicht loskommt, hörst du? und dann kann er hier hereingebracht werden.“ Gesagt, gethan. Damals, müßt ihr wissen, war da oben auf dem Berge, wo jezt Tom Laffan wohnt, ein alter Schäfer, der sich im ganzen Jahr nur einmal, und das am Ostersonntage, den Bart abnahm und überhaupt obendrein so haarig war, als, wie Vater Geoheghan sagt, Esau gewesen ist. Den hatten sie also ordentlich angerichtet, und als Sheemus die Thür wieder aufmachte, kam der Kerl nackt — Ladies waren ja nicht da — in's Zimmer gesprungen und machte eine Wirthschaft, als ob er von einem tollen Hunde gebissen wäre. Sie hatten ihm eine große Holzkette um den Leib gelegt, welche vier Mann hinten halten mußten, aber Simon schrie auf irländisch, wovon die Englischen kein Wort verstanden, wie wenn er ein Gallon Potteen * im Leibe gehabt hätte, schlug um sich mit Händen und Füßen und arbeitete mit greulichen Geberden gerade auf die Engländer los, daß sie sich vor Angst in eine Ecke flüchteten und aus Leibeskräften schrien, man solle ihn doch hinausbringen. Dies geschah denn am Ende auch, aber ich glaube wahrhaftig, die beiden Gentlemen zittern noch, wenn sie nur von wilden Irländern reden hören — das heißt, wenn sie noch am Leben sind — denn der alte Herr ließ sie getrost wieder nach England zurückreisen, ohne daß er ihnen je hinter die Hecke geholfen hätte, und ich will gehängt seyn, wenn die nicht allenthalben ihren Eid darauf geben, daß sie selbst einen wilden Irländer gesehen haben, der wie ein Waldmensch oder ein — nun, wie heißt es denn? — wie ein Türk ausgesehen hat.“

(Die Fortsetzung folgt.)

* Von Schmugglern eingeführter Whisky, der viel stärker und weit beliebter ist, als der veraccis'te.

Ueber das Poetische in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

(Fortsetzung.)

In der Fabel scheinen die Thiere fast immer mehr oder weniger dem Komischen genähert, und jede einzelne Thierart ist gleichsam eine Charaktermaske, ähnlich denen im italienischen Possenspiel, bei deren Erscheinen, wenn wir nur den Namen nennen hören, wir sogleich den stereotypischen Charakter erkennen und wissen. Hier trägt freilich der Mensch das Komische in die Thiere selbst hinein; aber wir finden auch schon an sich komische Thiere, so wie es andererseits deren gibt, die wir erhabene oder tragische nennen könnten. So, um von den Säugethieren zu sprechen, gleich der Thierkönig Löwe, vielnamig bei den Orientalen, und ein furchtbares Gleichniß. Er, nächst dem Stier, dem Adler und dem Menschen bei den Hebräern einer von den vier Stolzen des Himmels und der Erde — welch ein erhaben tragisches Geschöpf: stark, grausam, großmüthig, sein dumpfes Brüllen, majestätisch fürchterlich, ein Zeichen des nahen Würgers, und darum mächtig, auch die schnellsten Thiere, die es vernehmen, in lähmenden Schrecken zu versetzen. — Der Elephant ist besonders bei den Hindus ein ausgezeichnetes Geschöpf. Er ist nach ihrem Glauben Gefährte und Diener der Götter, und die acht Weltelephanten sind darin von großer Bedeutung. Er ist als verständiges Thier, als Handbegabter, wie er wegen seines Rüssels im Sanscrit heißt, Sinnbild der höchsten Weisheit und Kunst. Selbst büßende Brahmanen und Fürsten verehrt in ihm der an die Seelenwanderung glaubende Hindu. Seine colossalen Gebilde stehen vor den Tempelhallen gleichsam als Wächter; als Sockel tragen sie die Reihe der Pfeiler. Er wird im Liede besungen, ja als fromm gepriesen, indem er, wie ein Sabäer, Sonne und Mond anbeten soll. — Große Verehrung genießt dort auch die Kuh und der Stier. Dieser erschien auch den Alten weit edler, als uns. So wird er von griechischen Dichtern oft mit kräftigen Helden und Anführern verglichen.

— Ich habe ihn bereits als einen der vier Stolzen des Himmels und der Erde erwähnt. So erscheint er in der Vision des hebräischen Sehers am Flusse Chebar. Und diese symbolische Bedeutung auffassend, haben ihn, den Löwen, den Adler und den Menschen die Kirchenväter und Andere als Attribute den vier Evangelisten beigesellt, und zwar haben, abweichend vom heiligen Irenäus, bei welchem zuerst diese Symbolik zu finden, Spätere, wie Hieronymus, vor allen aber die Maler, bis auf die neueste Zeit dabei beharrend, dem Matthäus einen Menschen, dem Markus einen Löwen, dem Lukas einen Stier und dem Johannes einen Adler beigegeben.

Vor vielen Andern erwähnt sey das kluge Pferd, welches, schön und edel gebaut und muthigen Sinnes, der Liebling nomadischer und tapferer Völker ist, selbst Schlachten gewinnen und Reiche erobern hilft, und welches wir Neuern, die wir uns Christen nennen, gemeiniglich mit Undank belohnen und oft abscheulich martern, ohne daß Gesetz und Volksstimme die Grausamkeit bestrafen. Seinen herrlichsten Lobpreiser hat es in jenem göttlichen Gedichte gefunden, welches das älteste und das erhabenste in der Welt ist, und in welchem wir überhaupt die Thierwelt auf hochpoetische Weise dargestellt finden. (Hiob Cap. 39.) Das Schiff der Wüste, das mit geringer Speise leicht gesättigte, langdurstende und ausdauernde, aber auch rachsüchtige und wildbrünstige Kameel, welches so oft in den malerischen Schilderungen arabischer Dichter vorkommt, mag auch als würdiges Sinnbild der Söhne des Ismael selbst erscheinen. Wirklich ist es auch auf einer trajanischen Münze vorgestellt neben einer mit einer Stola bekleideten Frau, die einen Zweig von der Balsamstaude und ein Antilopenhorn in den Händen hält, und Arabien vorstellen soll. (S. Millins „Mythologische Galerie," 2te Ausg., Platte XLIX.) Auch die leichten Rehe seyen erwähnt, von griechischen Dichtern oft mit muntern Mädchen verglichen, so wie die schönaugige Gazelle, von den Hebräern vorzugsweise „Zierde oder Schönheit" benannt, das Lieblingsgeschöpf orientalischer Dichter. Und — daß ich von Wald und Sandwüste auf das Wasser überspringe — auch des Delphins muß ich gedenken, von welchem „menschenfreundlichen und musikliebenden Geschöpfe" die Alten gar wunderbar Schönes zu erzählen wußten. — Der Bär steht in der Mitte zwischen Ernst und Komischem; lezteres besonders, wenn er tanzen muß, was bei seinem finstern, mürrischen und groben Wesen nur täppisch ausfallen kann, jenes im Grimm und gereizter Wuth. Der Fuchs hat etwa das Komische eines lustigen, ausgelernten Räubers, wie Cartouche, aber eben so wenig Edles, als dieser selbst, und unter den mancherlei, zum Theil häßlichen Arten von Hunden ist wohl die edelste die Dogge, die selbst im Kriege zu gebrauchen. Komisch ist der übrigens so verständige und gutmüthige Pudel, und vielleicht eben um dieser Tugenden willen. Es gibt überhaupt wenige Thiere, die einestheils wegen guter Eigenschaften so geliebt und gepflegt, anderntheils wieder so verachtet und verschmäht werden, als der Hund. Ein unreines, unheiliges Geschöpf erscheint er den Orientalen, die Altperser ausgenommen, denen er neben dem wachsamen Hahn ein vielgeliebtes Thier gewesen. Im Mittelalter war die Benennung Hund gleichfalls schimpflich; dagegen gab es wieder und gibt es Damen, die für ein Hündchen zärtlicher besorgt sind, als für ihre Kinder, und Jagdliebhaber, denen das Leben eines Jagdhundes mehr gilt, als das eines Menschen. Der Wolf bleibt immer ein unedles Thier; er hat weder die Schlauheit des Fuchses, noch die treue Verständigkeit des Hundes, noch selbst den Muth des Stieres; er ist freßgierig, ungeschlacht, grausam gegen Schwächere, feig gegen Gleichstarke; aber doch gilt er den altgermanischen Völkern für einen Liebling Odins, und sein Erscheinen wurde als Glück weissagend betrachtet. In der Thierfabel der Alten und Neuern ist er eine Person, die häufig auftritt. — In der mittelalterigen Sage spielt auch der Wärwolf eine große Rolle: ein, schon vom Herodot erwähnter Glaube, der wohl nicht auf die, bei den ältern Germanen beliebte Vermummung in Thiergestalten, wovon die Fastnachtsmasken herrühren sollen, sich gründen mag, noch weniger aber auf die späterhin den Deutschen zugeschriebene „teutonische Wuth," welche Manche mit der scandinavischen Berserkerwuth identificiren möchten, und in welcher die Germanen weder Feind noch Freund, ja nicht einmal sich selbst geschont hätten, und so gewissermaßen Wölfe geworden wären. — Ganz komisch ist der Affe, die Teufelskarrikatur des Menschen. Man gehe in einer Menagerie herum, wo mancherlei seltene und seltsame Thiere zu schauen sind. Hier wird der Affe in der Nähe hoher und gewaltiger Thiere, gleichsam der fürstlichen Personen, den lustigen Rath oder Hanswurst vorstellen, der das liebe Publikum, und nicht bloß das junge und plebejische, kurzweilig unterhält, wenn es, nicht ohne Schauer, an den Sprüngen und dem Gebrüll der hohen Herrschaften und an ihrer offenen Tafel sich satt gesehen hat.

Wir gehen jezt zum Reich der Vögel über. Diese, zwar vielartigen, aber an Gestalt und Bildung unter allen lebendigen Wesen, etwa die Fische ausgenommen, am meisten sich selber gleichenden Geschöpfe haben besondern Reiz für das jugendliche Gemüth, und warum, läßt sich leicht erklären. Das vorzüglichste Element dieser Freiheit liebenden, muntern und immer beweglichen Wesen ist das Reich des Klanges und des Lichts, die reine, belebende Luft, welche sie im Innersten durchströmt und erfüllt, und so können sie sich leicht den Menschen entziehen. Sie sind vor allen Thieren mit der Gabe holder

Töne begabt, die wir Gesang nennen, und die wirklich der menschlichen Stimme am nächsten kommen; sie sind selbst im Stande, Worte, ja ganze Sätze zu erlernen und nachzuplaudern, was kein anderes Thier vermag. Dazu kommt ihre meistens niedliche Gestalt und artige Färbung, so wie der wunderbare Trieb, der viele von ihnen in die wärmeren Erdstriche über Alpen und Meere hinführt, von wannen sie im Frühling zurückkommen, um zu nisten und zu brüten; ferner dies artige Nesterbauen selbst und das Ausbrüten der niedlichen, häufig schöngefärbten Eier, was dieser Klasse ausschließlich zukommt, und dann die rührende Sorgfalt der Weibchen und Männchen für das junge, von der Schale befreite Geschöpf; wie denn überhaupt manche Vögel, z. B. die Taubenartigen, an menschliche Zärtlichkeit und eheliche Verbindung erinnern. — Und soll ich noch erwähnen, daß diese zahnlosen Geschöpfe dem Menschen zwar sehr nützlich sind, aber doch, selbst die grimmigsten aus dem raubritterlichen Volke der Habichte nicht ausgenommen, die gern auch, wie andere Raubritter, auf Bergen und Felsen horsten, das Leben und die Gesundheit desselben niemals unmittelbar gefährden? — So waren denn diese harmlosen, fröhlich genießenden Wesen zu allen Zeiten Lieblinge des Menschen, wiewohl sie an Gestalt weiter als die Säugethiere sich von ihm entfernen, indem bei ihnen die Stirne ganz verschwindet, der Mund zum Schnabel wird, die Arme zu Flügeln, die Füße zu Krallen, die Haare zu Federn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Oktoberfest.

Das Fest beginnt mit dem 2ten Oktober. Es hat die lobenswerthe Intention, mit der Erinnerung an einen für das Land bedeutenden Tag die Anregung eines heilsamen Wetteifers in Ackerbau und Vieh- und Pferdezucht durch ausgesetzte Preise zu verbinden. Einen ähnlichen Zweck sollten sich alle Feste dieser Art stellen; unsere Zeit ist ernst, wenigstens ernsthaft; nur das erfreut uns, was einen soliden Grund hat und mit irgend einem würdigen Interesse des Lebens in Verbindung steht; an der bunten Seifenblase sehen wir nichts, als daß sie zerplazt. Der 2te Oktober war aber diesmal sehr unhöflich; es regnete stark, ein rauher Wind wehte, und die Sonne ging den ganzen Tag nicht einmal auf. Dennoch war die Wiese voll von Menschen, sogar von Damen. Ich kam etwas spät; eine solche Masse ausgespannter Regenschirme, von den mannichfaltigsten Farben, die sämmtlich durch das ungestüme Wetter verdorben wurden, sehe ich wohl so bald nicht wieder; für einen Parapluimacher war's ein Anblick zum Entzücken. Ich machte einen Gang durch die Reihen des zur Besichtigung aufgestellten Preisviehes; träge und, des Regens ungeachtet, höchst zufrieden, hatte der unförmliche Mastochse sich auf den Boden gelagert, gewiß entschlossen, nicht vor dem zehnten Peitschenhieb wieder aufzustehen; die Kuh stand freilich, aber das große, weiße Auge halb schließend und den Kopf mißmuthig zur Erde senkend; nur das Schwein befand sich in seinem Element, und wühlte mit sichtlichem Wohlbehagen den lockern Boden auf. Am liebsten verweilte ich bei den Hengsten; es waren schöne, wohlgebaute und muthige Thiere, die für Bayerns Pferdezucht das vortheilhafteste Zeugniß ablegten. Nach Ankunft des Königs wurden die Festlichkeiten durch einen Zug von Wagen, die mit den Emblemen bayerischer Industrie und Oekonomie ausgeschmückt waren, eröffnet; ich bemerkte unter diesen Wagen einen mit der auf einer angebänaten Tafel befindlichen Inschrift: „Erste Rübenzuckerfabrik in Bayern," und einen andern, auf welchem ein vollständiger Brauapparat, sammt dem dazu gehörigen Personal, aufgestellt war. Das Ganze würde sich bei besserem Wetter besser ausgenommen haben; das angebrachte Flittergold ersezte das Sonnengold nicht völlig. Darauf begann das Pferderennen. Auffallend war mir eine Bestimmung des mit Bezug auf das Rennen erlassenen Programms, wornach die am schönsten gekleideten drei Rennknaben Preise erhalten sollten. Ein Pferderennen wird immer der gespanntesten Theilnahme der Zuschauer versichert seyn dürfen; in dem edelsten, kraftvollsten Thiere die höchste Anspannung für das seiner Natur angemessenste Ziel, jeder Muskel zuckend und straffer hervortretend, das Auge blitzend vom Feuer angestrengtesten Wetteifers; das gleichzeitige Fortstürmen, das sekundenlange Balanciren der losgelassenen Kräfte in dem Nebeneinanderbleiben der Thiere, das allmähliche Zurückbleiben einiger hinter den übrigen, dann das völlige Sprengen der Anfangs noch enggeschlossenen Kette, endlich wohl gar das durch einen ungeschickten Reiter, der die übertriebene Hize im Vordringen nicht rechtzeitig zu mäßigen verstand, herbeigeführte plötzliche Ermatten des schon zum Voraus mit Jubel als Sieger Begrüßten: da drängt sich so viel Leben zusammen, daß der Blick im eigentlichsten Verstand gefesselt wird, daß der Athem stockt und daß, wenn nun rauschende Musik das Ende des Kampfes verkündet, dem Zuschauer zu Muth ist, als ob er jezt selbst ausruhen dürfe von schwerer Arbeit und Mühe. — Montags und Dienstags wurden mit Stutzen, Büchsen und Pistolen allerlei Schießen nach Vogel, Hirsch und Scheibe angestellt. Das Volk schien an diesen Schießübungen lebhaften Antheil zu nehmen, und bei dem eingetretenen schönen Wetter versagten es sich wohl Wenige, Nachmittags auf einige Stunden nach der schönen Wiese herauszuspazieren. Mich zog vor Allem der Eingangs gedachte Glücksvasen und die Scenen an, die zunächst in seinem Umkreis vorfielen. Hier steht, schwankend und unentschlossen, die ehrbare Miene der Ueberlegung im naiven Gesichtchen, ein niedliches Dienstmädchen und schüttelt nicht ohne Mühe aus dem kleinen Beutel, der für seinen Inhalt doch noch viel zu groß ist, einen Sechser hervor; noch einmal wiegt sie ihn in der Hand; ein lüsterner Blick zur Kuchenbude oder zur nächsten Bierwirthschaft hinüber; aber nein, die bunten Glaskoralien, die Spiegel und die Spangen sind doch gar zu schön, und warum sollte denn sie, gerade sie, kein Glück haben? Schnell tritt sie heran, hastig ergreift sie ein Loos, und traurig zieht sie ab, während in demselben Augenblick ein lustiger Student laut lachend die beneidenswertheste Perlenschnur, die er gewonnen, um den Finger wickelt und sie dann dem ersten schönen Kind, das ihm begegnet, gleichgültig zuwirft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 260.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 29. Oktober 1836.

Chor der Vögel. — Vieles schon, so neu, wie seltsam,
Haben wir erflogen,
Und Wunderdinge genug gesehn.
Aristophanes.

Ueber das Poetische in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

(Fortsetzung.)

Vögel sind es, die mehr heiteres Leben in die Natur bringen. Wie ohne das erquickende Grün eine Landschaft solchen Namen nicht verdient, so ist sie ohne Gesangvögel weniger anmuthig und reizend. Die Vögel machen eine Gegend gern zu dem, was man heimlich nennt. So ist uns schon der Hahn, der zur frühen Tagesarbeit erweckt und dessen Ruf nach dem Volksglauben Gespenster und unholde Geister verscheucht — „seine Stimme zerstört das Böse," heißt es in der Zend-Avesta — ein willkommener Freund nach einer trübselig durchwachten Nacht. So sind die Störche freundliche, sichere Boten des beständigeren Frühlings, nach welchem wir uns im langen Winter gesehnt haben. Selbst mit heiliger Scheu wurden manche Vögel von alten Völkern betrachtet, als prophetische und vorbedeutende Geschöpfe. Dieser Glaube gründet sich bekanntlich auf die Vorahnung des Witterungswechsels, der diesen luftigen Geschöpfen besonders eigen ist. Ich übergehe die Augurien, deren sich die Römer bis zur Lächerlichkeit bedienten, erwähne noch, daß selbst heutiges Tags manche Vögel für Unglück bedeutende angesehen werden, z. B. der Rabe, die Krähe, die Eule, das Leichhuhn, aus welchem die schauerliche Klagmutter entstanden ist, und zuletzt, in Bezug auf den Schwan, eine Stelle des Cicero. „Die Schwäne, sagt er, sind dem Apoll heilig; denn sie scheinen von ihm mit der Divinationsgabe begabt, weil sie, vorahnend, was für Heil im Tode sey, mit Lust und Gesang sterben." Die Schwäne erinnern mich wieder an die nordische Sage, nach welcher die Walkyrien oder auch andere Jungfrauen sich gern in diesen Vogel verwandeln. Vogel galt und gilt bei vielen Völkern für Geist und Seele, die ja gleich jenem schnell von Ort zu Ort sich bewegen kann. Ja, der heilige Geist erschien in der Gestalt einer Taube, anzudeuten den milden Geist des Christenthums. Geflügelt sind die himmlischen Seraphe des Propheten, wie ihr irdisches Nachbild über der Bundeslade, die Cherubim, geflügelt erscheinen die Engel. Auch in der griechischen Mythologie finden wir diese Beflügelung. Eine merkwürdige Stelle darüber lesen wir in des Aristophanes Vögeln, der überhaupt das Poetische dieser Wesen, und so auch ihr Komisches glücklich dargestellt hat, welches in einer gewissen naiven, einfältigen Neugierde und Betrüglichkeit bei aller sonstigen Scheu sich kund gibt.

Schon in alten Zeiten waren die Vögel häufig in's Fabelhafte verändert, oder Mythen an sie angeknüpft. Besonders kommen Verwandlungen von Menschen in dieselben vor; ich erwähne den Wiedehopf, die Nachtigall,

die Schwalbe und den Eisvogel. Auch die deutsche Volkssage hat Aehnliches; ich erinnere an den Kukuk und die Eule. Selbst als unholder Geist erscheint der Vogel in der Edda, etwa wie auch in deutschen Mährchen der Teufel in Vogelgestalt herumspukt. Wie ferner in einigen Liedern der Edda Vögel reden, so reden auch in den morgenländischen Mährchen die Papageien und andere Vögel miteinander.

Ueberdies sind uns manche fabelhafte Compositionen aus Vogel und andern Geschöpfen von Morgenländern und Griechen überliefert. Beide liebten an sich schon, Thiergestalten aus ganz verschiedenen Gattungen und Klassen miteinander zu vergleichen und auch im Namen zusammenzusetzen. Dies ging selber in spätere Systeme über und wird von den Neuern vielfältig nachgeahmt. So haben die Alten aus der Giraffe einen Kamelparder gemacht; den Strauß nannten sie ein Sperlingkameel und das Murmelthier eine Bärmaus. Aber sie setzten auch fabelhafte Geschöpfe zusammen, und in Bezug auf Vögel ist namentlich der Greif zu merken. Man fabelte von diesem vierfüßigen Vogel, dem augenscheinlich der Geier zu Grunde liegt, daß er in einer Gegend Hinterasiens Gold bewache, welches ihm die einäugigen Arimaspen abkämpfen wollen. Ueber dieses Fabelthier ist eine bedeutende Stelle im Leben des Apollonius von Thoana zu finden, wo unter andern auch erwähnt wird, daß die Bildner dem Sonnenwagen vier Greife vorzuspannen pflegen; denn der Greif war dem Apollo als Sonnengotte heilig.

Noch ein ganzer Schwarm geflügelter Phantasiewesen geht im Osten und Westen vor uns auf. Von denen der griechischen Sage erwähne ich bloß die stymphalischen Vögel und die Strygen: geflügelte Unholde, welche den Kindern ihre Nahrung rauben und wohl aus der Nachteule gefabelt sind. Einsam dagegen, als einziges Geschöpf, steht im Orient der Phönix, der nicht von Früchten oder Kräutern, sondern von den Thränen des Weihrauchs und dem Saft des Amomums lebt, und „wenn er fünf Jahrhunderte seines Lebens vollendet, auf der Krone der schwankenden Palme, nach einer andern Sage, auf dem Altar des Sonnentempels, d. i. der Zeit, aus Kassia, Narden und andern Würzpflanzen sich ein Nest erbaut, auf welchem er, als seinem Grab und seiner Wiege, sich selbst verbrennt, um aus der Asche verjüngt wieder aufzustehen:“ ein astrologisches Symbol von der Umkehr der Sonne und der Sterne, wohl auch die Hoffnung schönerer Zeiten bezeichnend, die aus der vergangenen hervorgehen sollen. — Der Greif der Griechen ist wohl im Anka der Araber zu finden, der, diesen zu Folge, einst in Arabien gehaust habe, aber wegen seiner Freßgierde und Grausamkeit, auf die Bitte des Propheten Handala, in eine ferne, wüste Insel im westlichen Ocean auf ewig verbannt worden sey. — Hieher gehört auch der Vogel Rock, der, nach der Meinung der Araber, im äußersten Osten hausen soll, und von welchem mancherlei wunderbare Sagen der Seefahrer im Gang waren. Seiner erwähnt auch der Venetianer Marco Polo als eines ungeheuern Vogels von Adlergestalt und von solcher Stärke, daß er selbst Elephanten mit in die Luft fortführen könne.

Bei den Arabern kommen noch manche fabelhafte Vögel vor, worunter ich erwähne den Vogel Hama und den ungeheuern Hahn des Herrn. Jener soll, so meinten die vormuhamedanischen Araber, der Geist seyn eines Ermordeten, der, so lange man den Mörder nicht ergriffen hat, in Vogelgestalt bei dem Grabe des Todten immerfort rufe: gebt mir vom Blut zu trinken! und der auf immer davon fliege, sobald der Mörder ergriffen ist. Der Hahn des Herrn aber wird als ein schneeweißer Hahn geschildert, mit Flügeln, die aus Smaragd, Karfunkel und Perlen zusammengesezt sind, von denen der eine gegen Morgen, der andere gegen Abend sich ausbreite u. s. w. Zulezt sey erwähnt, daß die Alten den Hippogryphen oder Roßgeier nicht kannten. Er kommt zuerst namentlich in Arioſto's Roland vor, wo er einem Zauberer dient.

Im nächsten Artikel führt uns der natürliche Gang in das unheimliche Reich der Reptilien.

(Schluß des dritten Artikels.)

Skizzen aus Irland.

(Fortsetzung.)

Das bisherige Kichern brach jezt in so lautes Gelächter und Beifallrufen aus, daß die Hühner, welche oben auf den Querbalken saßen, aus ihrer Nachtruhe aufgestört wurden und gegen das Strohdach hinauf flatterten; denn nur über dem Schlafzimmer befand sich ein Bretterboden, welcher nach der Küche zu durch einen Verschlag geschlossen war; die lezztere dagegen war ganz offen bis an's Dach. Als die Lachmuskeln der Gesellschaft wieder einigermaßen zur Ruhe gekommen waren, ging es von allen Seiten über die Engländer her, und den Spöttereien mischten sich manche ernstere Bemerkungen über die Zwangsherrschaft der Sassenahs bei, welche von patriotischen Wünschen und mitunter von derben Flüchen begleitet wurden. Weil ich indessen für heute gern etwas anderes als Dorfpolitik und halbverdauten O'Connellismus zu hören wünschte, so gab ich Penrose einen Wink, demzufolge er alsbald eine andere Geschichte hervorlockte, welche diesmal aus dem Feenreich entlehnt war und die ich mit unbedeutenden Variationen schon in meinen Kinderjahren in Deutschland gehört hatte. Da einmal die „kleinen Leutchen“ auf dem Tapet waren, so folgte ein Mährchen dem andern, und bei jedem wußte der Erzähler sich auf so gute Gewährsleute zu berufen, daß in der ganzen Versammlung, außer Penrose

und mir, sicherlich Niemand den geringsten Zweifel hegte, zumal da ja die Meisten mit eigenen Augen den weißen Hasen gesehen hatten, der fast regelmäßig unter dem Zeenbusch auf Peter Murthas Felde zu finden war, und dem für sein Leben Niemand etwas Leides gethan hätte, nachdem wer weiß wie viele Jäger umsonst ihre Flinten auf ihn abgedrückt hatten.

Während in der Zwischenzeit die Whiskyflasche mehrmals die Runde gemacht hatte, und der Kessel zu neuem Gebräu fortwährend über dem Feuer summte, war ein Uhr herangekommen. Des langen Sitzens müde, schlugen jezt ein paar junge Bursche vor, Blindekuh zu spielen, ein Antrag, dem auch sogleich von der ganzen Gesellschaft Folge gegeben wurde. Das Lachen und Lärmen wurde nun so toll, daß es hingereicht hätte, die Todte aufzuwecken. Die Küche war zwar nicht mit Geräthe überfüllt, denn außer einigen Schemeln, zwei Bänken und der erwähnten Anrichte befanden sich nur ein Schweinetrog und ein paar Holzblöcke dort, die bis dahin als Sitze gedient hatten; aber dennoch konnte es bei der Menschenzahl nicht fehlen, daß alle Augenblicke einer über den andern purzelte, und zum Schaden noch den Spott tragen mußte. Doch bald wäre aus dem Scherz Ernst geworden. Ein Bursche und ein Mädchen nämlich, die den ganzen Abend sehr schön mit einander thaten, hatten sich über das Getümmel erhoben und sich auf die obersten Sprossen einer Leiter geflüchtet, mittelst welcher man gewöhnlich auf den Boden über dem Schlafgemach stieg. Da aber ein flinker Bursche, dem eben die Augen verbunden waren, sehr ungestüm um sich griff, so kam die Leiter in's Gedränge, und ein altes Weib, das mit der Pfeife im Munde sich seinen Händen entwinden wollte, stolperte seitwärts gegen den Fuß derselben, so daß sie sammt ihrer Bürde über einen Haufen Flüchtlinge fiel, die sich an die Wand retirirt hatten. Zum Glück standen diese so gedrängt, daß, wie man zu sagen pflegt, kein Apfel, geschweige denn ein Brautpaar zur Erde kommen konnte. Die fallende Schöne fand daher sammt ihrem Schatz auf den Köpfen der unten kauernden Gruppe einen Ruhepunkt, und klammerte sich an dem ersten besten so fest an, daß sie mit Ausnahme einer kleinen Kleiderconfusion ihre halsbrechende Reise sanft genug vollendete, und nur die von allen Seiten auf sie losgelassenen Witze ihr das Blut etwas in's Gesicht trieben.

Inzwischen war die Hitze und der Tabaksqualm so arg geworden, daß ich fast die eigentlichen Leidtragenden beneidete, welche noch immer, ohne sich in das Getümmel zu mischen, bei ihrer Tasse Thee und der Leiche saßen. Außerdem war es drei Uhr; wir hatten vollkommen genug gesehen und gehört, und Penrose sowohl als ich sehnten uns nach unsern Betten. Wir nahmen daher eine günstige Gelegenheit wahr, um unbemerkt aus der Thür zu schlüpfen und durch die kalte Nachtluft im Galopp nach Hause zu eilen, wo eine halbe Stunde später unsere Matratzen uns Ruhe von dem Taumel der Nacht gewährten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, October.

Verbesserungen im Gefängnißwesen.

Man ist jezt in Frankreich sehr emsig mit Verbesserung der Gefängnisse und des Zustandes der Gefangenen beschäftigt, und in der That ist dies eine Aufgabe, deren Lösung von der fortschreitenden Humanität strenge gefordert wird. Im Allgemeinen bessert sich der Zustand aller Stände in Frankreich, und wo Unfug und Unrecht geschieht, ist auch ein Tagesblatt bereit, es öffentlich zu rügen, was die Beamten und alle diejenigen, die einige Macht in Händen haben, außerordentlich scheuen; und diese Furcht vor öffentlicher Rüge bewirkt das Gute, daß Mißbrauch der Macht weit weniger vorkommt, als sonst der Fall seyn würde. Aber das Innere der Gefängnisse blieb lange unbekannt, weil es dem Publikum nicht zugänglich war: dies konnte jedoch bei der einmal eingeführten Oeffentlichkeit aller Staatsanstalten nicht ewig dauern, und so bricht denn jezt auch das Licht von allen Seiten in diese Gemächer des Elends, und erleuchtet leider manche schauderhaften Auftritte. Eine natürliche Folge davon ist der allgemeine Wunsch, die Gefängnisse verbessert zu sehen, und der Gegenstand wird in Tagesblättern und gelehrten Vereinen besprochen und verhandelt. Es fehlt auch nicht an Widersprüchen von Seiten derjenigen, welche eine vorgefaßte Meinung von der Schädlichkeit der allzugelinden Behandlung der Gefangenen haben. Man sehe doch, sagen sie, die Schelme, welche aus dem Bagno entlassen werden; meistens stehlen, rauben und morden sie, sobald sie wieder in Freiheit gesezt sind; wären sie strenger gezüchtigt worden, so würden sie nicht mit solcher Frechheit wieder in der bürgerlichen Gesellschaft erscheinen. Statt sie zu bessern, hat die gelinde Behandlung sie nur schlechter gemacht. Darin haben diese Leute Recht, daß das Gefängniß die Gestraften oft schlechter macht, weil sie mit noch Verruchtern in Verbindung gerathen, die alles moralische Gefühl vollends in ihnen ersticken. Gegen diese Ansteckung des Lasters sucht man daher jezt in Frankreich vorzüglich anzukämpfen, und nichts scheint wirksamer dagegen, als das in Amerika übliche Pönitenziarsystem. Deßhalb ertönt nun überall, auf der Rednerbühne, in den gelehrten Vereinen, in den Tagesblättern der Ruf: das Pönitenziarsystem der Amerikaner! Gewiß werden wir in Kurzem mehr als eine Anwendung dieses Systems in Frankreich erleben. Man läßt aber dabei, wie es scheint, eine bereits vor drei Jahren erschienene Flugschrift eines Beamten, Deville de Mirmont, außer Acht, welcher beherzigenswerthe Bemerkungen über das von Beaumont und Toqueville herausgegebene und vom königl. Institute gekrönte Werk über die Pönitenziarhäuser macht hat. Deville ist Dichter und zugleich Aufseher der Centralzuchthäuser in Frankreich, zwei Verrichtungen, die sich dem Anscheine nach nicht wohl mit einander vertragen, bei ihm aber recht gut abwechseln. Wenn er sich in Paris aufhält, dichtet er, und wenn er von Amtswegen in Frankreich herumreisen muß, um Kerker und

Verbrecher zu besichtigen, so ist er bloß Beamter. Das Dichtergefühl verbindert ihn, gegen das menschliche Elend sich abzuhärten, und deßhalb verdienen seine Bemerkungen mehr Berücksichtigung, als wenn er ein bloßer Beamter wäre. Denn als solcher würde er vielleicht die bestehenden Einrichtungen für vortrefflich halten, und die Rügen Beaumonts und Tocquevilles als unbefugt abweisen. Dies thut Demme aber nicht, er gesteht, daß in ihrem Werke sehr viel Gutes enthalten sey, und daß sie das Verdienst haben, auf die Verbesserung der Gefängnisse mit Nachdruck angetragen zu haben; dabei behauptet er indessen, sie haben die Centralgefängnisse Frankreichs nicht hinlänglich kennen gelernt, um darüber aburtheilen zu können, und dann seyen die von ihnen vorgeschlagenen Verbesserungen nach den amerikanischen Mustern auf Frankreich nicht alle anwendbar, z. B. die gänzliche Absonderung der Gefangenen würde in Frankreich eine so harte Strafe seyn, daß sie die Gefangenen, statt sie zu bessern, zur Verzweiflung bringen müßte.

(Der Beschluß folgt.)

München, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das Oktoberfest.

Dort gewinnt ein rosenwangiges Miegelhäuschen den zierlichsten Rosenkranz, aber sie ist unglücklicherweise Protestantin, und weiß nicht, ob es sich mit einem guten Gewissen verträgt, ihn anzunehmen; endlich entschließt sie sich, denn sie denkt: du kannst ihn, wenn es nicht eben Sonntag ist, um den Hals tragen; es sind ja so gut Perlen, wie andere. — „Das weiß doch der Teufel!“ flucht hier der Bauer mit seinem bebänderten Hut, und wendet sich verdrießlich ab; „vier Loose nehmen und viermal verlieren, heißt vierundzwanzig Kreuzer verlieren, und dafür hätte ich meiner Nannerl die Nadelbüchse, die ich zu gewinnen dachte, allenthalben kaufen können.“ — Eben so sehr nahm ein ziemlich weit von allen übrigen abgelegenes Zelt, worin vier junge Gemsen gezeigt wurden, meine Aufmerksamkeit in Anspruch; selten habe ich drei so vollkommene Originale vereinigt gesehen, als sich in den beiden Bauern, Vater und Sohn, die die Gemsen gefangen, und in dem Marktschreier darstellten, den sie sich vermuthlich, wie eine Trompete, die nicht erst geblasen werden darf, für Tagelohn gedungen hatten. An dem Eingang des Zeltes steht eine hoch aufgeschossene, vierschrötige Figur, die man ziemlich lange betrachten muß, wenn man sich überzeugen will, daß sie lebt. Große, bis an die Lenden hinaufgezogene Stiefeln, eine enganschließende gelbe Hose, eine blaue, um den Leib schlotternde Jacke, ein tief in die Augen gedrückter Hut, mit einer schmutzigen Hahnenfeder geziert; die linke Hand sitzt, als wäre sie darin festgenagelt, beständig in der Tasche, die rechte hängt mit aller Anmuth, die das allgemeine Gesetz der Schwere mit sich bringt, wenn ihm kein Eigenwille widerstrebt, am Körper herunter; sie erbebt sich nur — und dann, wie am Draht gezogen — wenn Jemand den Eintritt begehrt, um die drei Kreuzer Entrée in Empfang zu nehmen, und zugleich, falls nämlich der Eintretende eine Militärperson ist, sonst nicht, den Hut abzuziehen. Vor dem Zelt, in immer neuen Wendungen die unerhörten Vorzüge der Gemsen herausstreichend, spaziert der Marktschreier auf und nieder; er ist wohl beleibt, von kurzer, untersetzter Statur, und erstaunlich witzig. „Hier herein, meine Herren! vier Gams und ihre deutsche Säugamme, reine Natur; solche Gams sehen Sie nirgends in der Welt, als hier; es kostet nur einen Groschen, und wen der Groschen gereut, dem geb' ich zwei zurück; so bin ich. (Ein Gensdarme geht vorüber, er faßt ihn beim Arm und zieht ihn herein; der Lange nimmt den Hut ab.) Solche Herren dürfen nicht so vorbeigehen, die müssen Alles sehen, dann (mit einem überaus pfiffigen Blick, etwas leiser) sehen sie Nichts. Heda, du uncontributirter Lümmel (es hatte sich, während er den Rücken gewandt, Einer dem Zelt genähert und schaute, von dem Langen wohl bemerkt, doch durch keine Miene abgehalten, durch eine Ritze hinein), glaubst du, daß hier Eulenspiegels Bildergalerie ist, daß, wer unehrlich ist, nichts sieht? Immer herein, meine Herren! der Kopf zahlt einen Groschen, wer keinen Kopf hat, hat's umsonst.“ — Ich trete hinein. Drinnen finde ich einen alten Mann; man darf kein Physiognomist seyn, um darin den Vater des vor der Thüre placirten fleischernen Automaten zu erkennen. Er hat es glücklich herausgebracht, daß die jungen, lebhaften Gemsen, wenn er sie auf den Rücken nimmt, von selbst herunterspringen, und wiederholt dies Experiment unausgesetzt und regelmäßig, wie eine Uhr ihren Schlag. — Am Mittwoch wurden unter Leitung eines hiesigen Turnlehrers von einundvierzig Gesellen der Bäcker- und Schäfflermeister einige gymnastische Spiele ausgeführt. Spiele dieser Art, wobei es, wie einst bei den meisten Spielen der Alten, auf Entwickelung körperlicher Kraft und Geschicklichkeit ankommt, haben in einer Zeit, wie die unsrige, wo fast immer nur geistige Kräfte sich aneinander messen, einen besondern Reiz, und was die erwähnten betrifft, so glückte ihre Ausführung zum Theil in lobenswerthem Grade. Schon den Zug sah man gern: Mustanten in seltsamen, bauschigen Gewändern, wie Repräsentanten einer längst vergangenen, nie wiederkehrenden Zeit, die Preisfahnen, glänzend im goldenen Sonnenschein, und dann, gleichfalls in alterthümlicher Tracht, die Kämpfer, fast lauter martige, flämmige Gestalten, strotzend von Lebenslust und Lebensmuth. Zuerst erfolgte ein Ringkampf, wobei es natürlich an possirlichen Scenen nicht gebrach; den meisten Beifall fand ein handfester Bäckergeselle mit einem verwegenen schwarzen Bart, der, nicht zufrieden, seinen Gegner zu überwinden, ihn jedesmal verächtlich über die Schulter schlug und ihn, auf den königlichen Pavillon zu, stolz und übermüthig einige Schritte verwärts trug. Darauf ein Lanzenwerfen, ein Heben und Rollen gewichtiger Felsstücke, ein Wett- und Seillauf, und zum Schluß eine, dem Auge gefällige Gruppirung sämmtlicher Theilnehmer.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 251:
Die Stirne.

Homonyme.

Der Käfich, in dem wir sitzen hier,
Er ist ein Dorn im Auge mir.
Der Mann, der fertig ihn gemacht,
Wird immer hinten angebracht;
Aber die Frauen
Sind immer vorne zu schauen.
Und stellt er sich vor jenen Mann,
So wird er selber jener Mann,
Doch hängt er an Frauen sich oft, und immer
Wird er alsdann selbst Frauenzimmer.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 261.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 31. Oktober 1836.

Den Eigendünkel und den kleinen Magen
In Langeweile durch Europa tragen,
Heißt Reisen. —

Lewis.

Aus Coopers neuester Reisebeschreibung.

Fenimore Cooper hat so eben eine neue Reisebeschreibung herausgegeben: A Residence in France with an excursion up the Rhine and a second visit to Switzerland, 2 vol. London. Die Bedeutung des Buchs scheint uns im Ganzen mit dem Rufe des Verfassers nicht im Verhältniß zu stehen. In Paris war er diesmal während der Cholera und des Juniusaufstandes, und seine Bemerkungen über die durch die Julirevolution herbeigeführten Verhältnisse Frankreichs sind oft sehr treffend; aber über Deutschland weiß er desto weniger zu sagen, seine Urtheile erheben sich kaum über das Niveau gewöhnlicher englischer Touristen, und die bei jeder Gelegenheit auftauchende naserümpfende, republikanische Polemik gegen unsere politischen und gesellschaftlichen Zustände wird am Ende lästig. Wir wüßten nichts Zusammenhängendes auszuheben, und der Leser muß mit einer Anekdote und einem Urtheil vorlieb nehmen.

* * *

Lafayette erzählt aus dem Munde englischer Offiziere eine Geschichte vom General Knyphausen, der im Jahr 1776 die hessischen Miethtruppen in Amerika commandirte. Dieser Herr war ein gewaltiger Degen, aber vom Seewesen verstand er nichts, und von Geographie nicht viel mehr. Auf der Ueberfahrt von England nach Amerika befand er sich auf Lord Howes Schiff und brachte daselbst mehrere unlustige Wochen zu, indem die Flotte durch den Umstand, daß manche der Transportschiffe sehr schlecht segelten, ungewöhnlich lange aufgehalten wurde. Endlich konnte es Knyphausen nicht mehr aushalten; eines Tags stellte er sich steif vor den General hin und begann wie folgt: „Mylord, ich weiß, es ist Schuldigkeit des Soldaten, sich zur See zu fügen, aber die Truppen Sr. Durchlaucht, meines gnädigsten Herrn, sind mir anvertraut, und so halte ich mich verpflichtet, anzufragen, ob wir nicht in einer der finstern Nächte, die wir gehabt, an Amerika vorbeigesegelt seyn könnten?“

* * *

„Wir standen auf einem Balkon des Ludwigsburger Schlosses, von wo man einen sehr lieblichen Strich Wald- und Gartenland übersieht, da deutete der Führer auf ein Dörfchen, in einem entlegenen Thale, dessen Kirchthurm über einen Waldstreif herüberblickte. „Does mein Herr see it?“ — „Nun ja, das ist halt ein abseits, übrigens gar nicht übel gelegenes Dorf.“ — Es war Marbach, Schillers Geburtsort! Das Interesse, das sich für die Menge an die Wohnplätze, an die Gewohnheiten, an das Aeußere berühmter Männer knüpft,

kann nicht leicht Jemanden fremder seyn als mir; der bloße Anblick einer Celebrität gibt mir nie einen Eindruck; aber nie in meinem Leben fühlte ich inniger, wie hoch die wahre Größe über der gemachten steht, als in dem Augenblick, da mir jener Umstand bekannt wurde. Das abgelegene Dörfchen gewann auf einmal eine Bedeutung, wie sie aller Pomp und alle Erinnerungen des Königthums dem Ludwigsburger Pallaste nicht zu geben vermögen. Armer Schiller! In meinen Augen ist er Deutschlands Genius der Jetztzeit. Goethe hat einen gemachten Ruhm um sich verbreitet, von der Sorte, zu welcher Geklatsch und Theetrinken so viel beitragen als hohes Genie; er hat sich glücklich eine Celebrität zusammengekocht (a coddled celebrity) — denn wohlgemerkt, die Mode hat dabei ihr Spiel, ganz unabhängig vom Verdienst — während Schillers Ruhm bloß und rein auf seine Verdienste gegründet ist. Ich wette mein Leben, er währt auch am längsten und leuchtet am Ende am herrlichsten. Die Schulen, ein herrschender Geschmack und die Modelaune können zu jeder Zeit Dutzende von Goethen hervorbringen, aber Männer wie Schiller schafft nur Gott. Die Deutschen sagen, wir vermögen Goethe nicht zu fassen; eine Uebersetzung ist aber am Ende doch einer der besten Probirsteine des Genies, denn der schlechten Uebersetzungen sind zwar sehr viele, ist aber ein tüchtiger Kern im Original, so wird er selbst in einem jener Machwerke zu Tage kommen."

Daß Cooper kein großer german scholar ist und sich beim Studium unserer Literatur auf Uebersetzungen beschränken muß, wird aus einer andern Stelle des Buchs mehr als wahrscheinlich. — Die Reisenden näherten sich auf dem Wege in die Schweiz der würtembergischen Stadt Tuttlingen. „Der Tag war schön, und wir fuhren munter durch ein Thal hin; da wies A. auf einen kleinen Fluß, der sich durch die Wiesen zu unserer Rechten wand, und rühmte seine Lieblichkeit. „Ich stehe dafür, es hat einen Namen; frage einmal den Postillon." — „Wie ist diesen Fluschen?" — „Mein Herr, der Donau!"

Skizzen aus Irland.

(Beschluß.)

Tags darauf fand das Begräbniß der Gestorbenen Statt. Die Kapelle und der Friedhof der sehr zahlreichen Gemeinde lagen auf freiem Felde, etwa eine englische Meile entfernt, und der Zug mußte bei uns vorüber. Voraus mit weißen Tüchern um die Hüte gingen drei Knaben, von denen der mittlere ein sehr einfaches, nicht einmal angestrichenes Kreuz trug, das besonders an den Spitzen und an den Armenden mit fein gekräuseltem weißen Papier umwunden war, eine Art Verzierung, die ich übrigens nur dies einzige Mal auf der Insel gesehen habe, obwohl sie öfter vorkommen mag. Hinter diesem Kreuz, welches offenbar als Surrogat für das vom Parlament verpönte Crucifix gelten sollte, folgten sechs alte Weiber in scharlachfarbenen Mänteln, die in dieser Gegend die gewöhnlichsten sind. Die davon unzertrennlichen Capuzen hatten sie, was sonst nur bei kaltem oder regnigtem Wetter geschieht, über den Kopf und tief in's Gesicht gezogen, so daß von dem ganzen Körper kaum mehr als Augen, Nase und Füße zu sehen waren. Während des ganzen Weges erhoben sie, bald zugleich, bald abwechselnd, die altirische Todtenklage (keening), ein wildes, grauenerregendes Geschrei, das, allem Anschein nach, ohne bestimmten Wortkert, von einem unheimlich tiefen Geheul stets mit eigenthümlicher Modulation zu den höchsten, schneidendsten Tönen überging, und verbunden mit den unförmlichen Gestikulationen, wobei sie die Hände und Arme niemals unter den Mänteln hervorbrachten, unwillkührlich an die Hexen auf der Heide erinnerte. Diese Klageweiber sieht man indessen nur bei den Begräbnissen der Katholiken; sie werden dazu regelmäßig gemiethet, und bei reicheren altirischen Familien finden sich ihrer oft zehn bis zwölf und mehr, doch tragen sie dann nicht ihre gewöhnlichen Mäntel, sondern ähnliche lange weißlinnene Gewänder, die ihnen von den Hinterbliebenen als Geschenk gegeben werden. Unmittelbar nach ihnen kam der Sarg, welcher mit einem weißen Leintuch bedeckt war und von vier Männern getragen wurde. Wie das Leichenbett bei der Wache, so war auch jezt die Decke des Sargs mit weißen Bandschleifen besezt, ermangelte aber sonst aller übrigen Verzierungen, die man wohl in andern Ländern findet. Den Leidtragenden schloß sich ein Zug von etwa fünfzig bis sechzig Männern und Weibern an, doch war es mir auffallend, daß von allen, selbst die nächsten Verwandten nicht ausgenommen, keiner auch nur das geringste äußere Trauerabzeichen an sich trug. Die meisten Männer waren in ihren gewöhnlichen Alltagskleidern, und nur die Weiber hatten sich besser als sonst in der Woche angethan. Namentlich sah man bei allen reinliche weiße Mützen, ein besonderes Unterscheidungszeichen der katholischen von den protestantischen Weibern und Mädchen, die man entweder in bloßen Köpfen, gewöhnlich aber in Hüten sieht. Der Mangel an Trauerkleidern ist übrigens nur der Armuth zuzuschreiben; doch ist zu bemerken, daß die Verwandten sammt und sonders bei den Begräbnissen von Ermordeten niemals unterlassen, lange rothe Schleifen an Arm und Hut zu tragen und auch die Sargdecke auf gleiche Weise zu schmücken, wenn auch das Geld dazu geborgt werden müßte.

Bei den Leichenbegängnissen der Gentry geht es natürlich anders zu, indessen findet auch bei diesen, selbst in reichern Familien, selten irgend etwas Statt, was Pomp genannt werden könnte. Ich habe später einmal der Beerdigung der Lady eines protestantischen Freundes beigewohnt. Hier ward der Leichenwagen von vier schwarzen Pferden gezogen, die, wie der Wagen, mit schwarzem Tuch behangen und mit schwarzen Federn geschmückt waren. Den zwei Trauerkutschen mit den Leidtragenden folgten etwa zwanzig andere Wagen, denen sich ungefähr sechzig Herren zu Pferde anreihten, worunter auffallender Weise sich sämmtliche katholische Pfarrer der Nachbarschaft befanden. Der Landleute, welche sich aus der Umgegend dem Zuge angeschlossen hatten, mochten fünf- bis sechshundert seyn. Von allen diesen Personen waren jedoch nur ungefähr sechs geladen, und der Leidtragende gehörte nicht zu den größern Gutsbesitzern der Grafschaft. Wäre das Begräbniß nur um einen Tag noch verschoben worden, so hätte sich gewiß die doppelte Zahl eingefunden: denn selbst der Tod der Lady war nur auf wenige Meilen in die Runde bekannt geworden. Hier trugen die nähern Verwandten sämmtlich schwarze Trauermäntel, die entferntern Flor, und sämmtliche Kutscher und Bedienten, die zum Leichenbegängniß gekommen waren, erhielten im Trauerhause ein weißes baumwollenes Tuch um den Hut und eine lange weiße Schärpe. Ersteres muß so groß seyn, daß der Beschenkte es später als ein Halstuch gebrauchen kann, die leztere aber wird der Sitte gemäß so gemessen, daß sie ein Hemde gibt.

Eine Ausschmückung der Kirchhöfe, wie bei uns, kennt man in Irland nicht, dafür ist man häufig genöthigt, die ersten acht oder vierzehn Tage nach der Beerdigung allnächtlich Wache auf dem Friedhofe halten zu lassen, damit nicht die sogenannten „Auferstehungsleute“ kommen und den Leichnam stehlen. In einiger Entfernung von den größern Städten ist dies weniger zu besorgen, doch besonders in der Umgegend von Dublin geschieht es gar nicht selten, daß Leute, die am Tage begraben worden sind, Nachts zu fecierlustigen Medicinern wandern, die in der Regel zehn Pfund Sterling dafür zahlen.

Liebesplatz.

Dort, wo an dem zerrissnen Zaune
Das Dornenbeeklein sich erkühnet
Hervorzudrohen böser Laune,
Hat sich mein Lieb mit mir versühnet.

Wo an dem grünen Wiesenraine
Drei Erdbeer'n stehn an einem Stengel,
Da küßte mich im Blumenscheine
Zum ersten Mal mein froher Engel.

Und auf dem Gras bei jenen Fichten
Bin ich mit ihr in Lust gesessen.
Die Halmen wieder aufzurichten,
Das haben selig wir vergessen.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Oktober.

(Beschluß.)

Das Oktoberfest. Oeffentliche Sammlungen.

Donnerstag Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Es war ein schöner, stiller Abend, und eine unermeßliche Menschenmenge, die man weniger sah, als, einem in der Ferne grollenden Meere gleich, hörte, hatte sich versammelt. Der tiefblaue Himmel, die über die weite Wiese ausgesäten, flackernden Lichter, die Musik — auch ohne Feuerwerk hätte das Alles entzückt. Aber das Feuerwerk schloß sich diesen Herrlichkeiten auf würdige Weise an. Ein Feuerwerk machte auf mich von jeher einen höchst eigenthümlichen Eindruck: das Feuer, dies wilde Element, gleich einem gezähmten Tiger unterhaltende Künste machend, die ungeheuerste der Naturkräfte, die Eisen verbrennt, Felsen schmilzt, der von allem Geschaffenen Nichts widerstehen kann, in zierlichen Rädern, in abgemessenen Kreisen, die ihr von Menschenhand vorgezeichnet sind, dahin hüpfend, als ob sie nach der Geige des Tanzmeisters eine Menuett ausführte — das wirkt auf mich wie Umkehr der Weltordnung, Wahnsinn der Natur. Die Sternengarben, der Feuerbrunnen, die Raketen, die, sich oben in blaue, gelbe oder rothe Sterne verlierend, wie um die Wette in die Höhe schossen und, wenn sie's gut machten, beklatscht wurden, zulezt die imposante Feuerstadt — Alles dies mochte den Himmel freilich eifersüchtig machen; doch hätte er an sich halten und sich mit seinen armseligen Sternschnuppen nicht lächerlich machen sollen; er ließ eine oder zwei fallen; die Lumperei nahm sich betrübt genug aus. — Am Freitag und Sonnabend wurden die die ganze Woche hindurch fortgesezten Schießen beendigt und die Preise vertheilt; am Sonntag fand, das Fest abschließend, ein Nachrennen statt. Während der ganzen Zeit waren, Bibliothek und Münzkabinet ausgenommen, die sämmtlichen wissenschaftlichen Sammlungen des Staats, so wie die Glyptothek, für Einheimische und Fremde geöffnet, und wurden reichlich besucht. Ein kurzer Gang durch diese bedeutenden Säle bilde den Schluß meines diesmaligen Berichts.

In dem zoologischen Kabinet macht der Elephant die Honneurs; dies plumpe Ungethüm, dies Thier der auf den Ueberraschungseffekt berechneten Mißverhältnisse, steht hart am Eingang und erschreckt die Damen, die sich den Repräsentanten thierischer Intelligenz, allen Naturgeschichten zum Trotz, artiger und anmuthiger gedacht. Mit mehr Vergnügen, d. h. mit weniger Angst, verweilen sie bei seinem Nachbar, dem Elendthier, und wenn sie zulezt zum Panther und Leoparden vordringen, fühlen sie sich ordentlich heimisch, es ist ihnen, als ob sie in guter Gesellschaft werthgeschäzte Freunde und Bekannte begrüßten. Viel Spaß macht ihnen ein überaus gutmüthig und selbstzufrieden vor sich hingrinsendes Faulthier, welches in der Attitude eines Pfarrers, der seine Gemeinde segnet, ausgestopft ist. Im Kabinet der Vögel machen sie die überraschende Bemerkung, daß es auch

unter den Gänsen Nonnen gibt; von diesem Kabinet trennen sie sich am schwersten; der Kolibri, dies Kind des Nectars, dieser befiederte Edelstein, in dem, wie in einem Focus, die Farbe sich in ihrer vollen Göttlichkeit offenbart, fesselt mit magischem Zauber jedes schöne oder nicht schöne Auge; er ist der Magnet des Orients, dem wohl keine Seele widersteht. Einem Vater, der seinem kleinen Sohn die Thiere zeigte, folgte ich durch alle Säle; er ging an allen, die er nicht auch auf seines Nachbars Dachrinne hätte antreffen können, schnell und schweigend vorüber, mochten die seltsamen Formen des Kindes Aufmerksamkeit auch noch so sehr reizen; aber wenn er den Sperling, die gemeine Haustaube, die Spinne, den Hund u. dgl. mehr herausfand, nahm er den Knaben auf den Arm und blieb minutenlang stehen. Und nun zur Glyptothek. Höchst bedeutend tritt dem Beschauer schon das Gebäude selbst entgegen; diese edle Einfachheit, der es dennoch, was so selten ist, an Würde und Fülle nicht gebricht, ist so ganz geeignet, jene Ruhe in der Seele hervorzurufen, deren sie bedarf, wenn sie zu wahrhaftem Genuß große Eindrücke in sich aufnehmen soll. Gewiß ist es ein selten wiederkehrendes Gefühl, was den Menschen ergreift, wenn er an einem hellen, frischen Morgen in diese edlen, harmonischen Säle eintritt und nun zum ersten Mal vor den würdigsten Repräsentanten höchster menschlicher Thätigkeit aus allen Jahrhunderten steht. Ich habe manchen Eintretenden beobachtet, den bedächtigen Geschäftsmann und den flüchtigen Studenten, den ernsten Künstler und den tändelnden Dilettanten; aber Alle waren still, als ob sie in die Hallen großer Todten einträten, die gestört werden könnten durch phrasendrechselndes Geschwätz; nur eine einzige Dame sprach etwas laut von carrarischem Marmor, doch die flog schnell wie ein Spaß an mir vorüber, von Saal zu Saal. Sind es doch auch die größten Todten, die, wenn sie selbst schweigen, Schweigen gebieten. In den egyptischen Saal, mit seinen starren, finstern Götterbildern, in denen nichts lebt, als die in schauerlicher Einförmigkeit ewig wiederholte Idee des Todes, und die des Künstlers furchtsame Hand nicht einmal loszulösen wagte von dem fesselnden Stein, wird man zuerst gewiesen; dann schreitet man durch alle Perioden griechischer und römischer Kunstbildung fort, bald hinan, bald hinunter, eine Pilgerreise in Nebel und Nacht, über Berg und Thal, bis man zuletzt im Saal der Neuern anlangt, und vor Thorwaldsens und Canova's Werken, zur Genugthuung für so manche widerwärtige, entgegengesetzte Empfindung, mit Stolz und Freude fühlt, daß unsere bettelhaft-armselige Gegenwart doch nicht ganz und gar bedeutungslos ist, daß sie Bedeutung hat für die Kunst. Im Saal der Neuern stand ein Mann, kopfschüttelnd, den Ausdruck höchster Verwunderung im Gesicht, vor der Büste Napoleons. „Mein Gott, wie ist das möglich!“ flüsterte er mir zu, als ich ihn fragend ansah. Sein Ausruf und seine Verwunderung klärten sich mir bald ergötzlich genug auf. Er hatte zwei Nummern im Katalog verwechselt, und glaubte, statt vor Spalla's Napoleon, vor Canova's Venus zu stehen.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Das Gefängniß der Nationalgarde.

Was die Italiener Carcere duro nennen, wäre dem Franzosen die grausamste Pein. In der That ist der Franzose ein zur Geselligkeit geborener Mensch, und eine gänzliche Absonderung von der menschlichen Gesellschaft kann er schwerlich ertragen. Dieses Absondern würde auch nicht einmal ohne ungeheure Kosten zu bewerkstelligen seyn. In den Centralgefängnissen befinden sich zuweilen 1500 Arrestanten; wie sollte man so viele Menschen dergestalt von einander absondern, daß nicht die geringste Gemeinschaft unter ihnen stattfände? Eine vom Generalinspector gemachte Erfahrung ist merkwürdig. Viele zu langer Haft verurtheilte Verbrecher sterben nämlich im letzten Jahre ihrer Haft, oder überhaupt kurz vor ihrer Entlassung. Aerzte vermuthen, die gespannte Hoffnung und Freude bewirke eine so heftige Gemüthsunruhe, daß daraus Krankheit entstehe und diese den Tod nach sich ziehe. Uebrigens läßt sich von allen ältern Gefängnissen Frankreichs, und ich glaube, fast aller Länder behaupten, daß sie abscheulich eingerichtet sind, und daß auf die Gesundheit und die Pflege der Gefangenen wenig oder gar keine Rücksicht genommen wurde. In Paris hat man einige neue Gefängnisse gebaut, die mehr Lob verdienen als die ältern, und nach diesen wird man sich hoffentlich in der Provinz richten. Auch sieht man immer mehr die Nothwendigkeit ein, die jüngern Gefangenen von den ältern ganz zu trennen, und auch die bloß Angeklagten, welche vielleicht später ein Urtheilsspruch für unschuldig erkennt, mit den verurtheilten Verbrechern nicht mehr in dieselben Kerker zusammenzuwerfen; sogar in Paris, unter den Augen der Regierung und im Angesichte wachsamer Freunde der Humanität, wurde in dieser Hinsicht viel Unfug begangen, weit schlimmer mußte es also in der Provinz aussehen. Ein ziemlich lustiges Gefängniß, das aber kaum diesen Namen verdient, ist das der Nationalgarde. Wer sich weigert, seinen Dienst zu verrichten und auf die Wache zu ziehen, kann zu vier-und-zwanzig Stunden, auch wohl, wenn die Saumseligkeit oder die Weigerung sich mehrmals wiederholt hat, zu vier bis fünf Tagen Haft verurtheilt werden. Der zur Haft Verurtheilte begibt sich mit Weinflaschen und andern Lebensmitteln, oder wenn er das Geistige dem Materiellen vorzieht, mit Büchern oder Zeichnungsmaterial in das Haus, man zecht, spielt, läßt sich vom nächsten Kaffeehause allerlei kommen, und so vergehen die Stunden und die Tage der Haft. Dieses lustige Gefangenenleben hat auch schon zu einem Vaudeville Anlaß gegeben, und ich glaube nicht, daß in diese Mauern jemals die Verzweiflung eingetreten ist; auch reicht der Schlüssel des Portiers und eine Schildwache der Bürgergarde hin, um die widerspenstigen Bürger hier in der Haft zu halten. Zuweilen wird fürchterlich im Gefängniß gelärmt. Da nun der Waffendienst eben nicht beschwerlich ist, so muß man schon eine ziemliche Dosis von Trägheit oder bösem Willen haben, um sich zu einer Haft in jenem Hotel verurtheilen zu lassen. Die Urtheile werden von den Offizieren der Nationalgarde selbst, mit Zuziehung einer Jury von Bürgern, ausgesprochen; der vor Gericht Gezogene hat es also mit seines Gleichen zu thun, und kann sich über Mißbrauch der Gewalt nicht beklagen; jedoch hat es zuweilen hartnäckige Bürger gegeben, welche von diesem Bürgertribunal an die Justizbehörden in erster und zweiter Instanz appellirten, und um einer Haft von vier-und-zwanzig Stunden oder einer Geldbuße von fünf Franken zu entgehen, einen ganzen Monat lang Prozeß führten, und zwanzigmal mehr an Gerichtskosten ausgaben. Dg.

Auflösung der Homonyme in Nr. 260:
Zimmermann; Frauenzimmer.

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 110. und Monatsregister Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 262.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 1. November 1836.

Mir will das kranke Zeug nicht munden,
Autoren sollten erst gesunden.
Goethe.

Die Modernen.

Dies Geschlecht von Menschenaffen
Hat stets mit sich selbst zu thun;
Weil es kann nichts Neues schaffen,
Darf der Spiegel nimmer ruhn.
In unendlicher Zergliederung
Machen sie die Seelen todt,
Und in eitler Selbsterniederung
Speisen sie den eignen Koth.

Immer leerer, immer nakter,
Immer hohler wird die Zeit,
Immer dünner und abstrakter,
Nur ein Schein von Wirklichkeit.
Als man nur noch Moden wechselte,
Gab es Neuigkeiten doch;
Seit man sich Systeme drechselte,
Kriecht kein Hund vom Ofenloch.

Jeder bläht sein kleines Wesen
Wie ein Frosch zum Weltall auf;
Höchstens, was er just gelesen,
Nimmt er nebenbei in Kauf.

O du Guter, Selbstzufriedener,
Blase, blase, was du kannst,
Immer stärker und entschiedener —
Sieh doch, endlich platzt der Wanst!

Mißlich bleibt es, klein geboren,
Aus Beruf ein Riese seyn;
Zieh' den Zwerg an beiden Ohren,
Zerr' am Hals, am Arm, am Bein —
Doch womit wird Alles endigen?
Höchstens wird ein Krüppel draus,
Und als Schrecken der Lebendigen
Spukt er hin und her im Haus.

Weil ihr doch nun immer zierlicher,
Feiner eure Fäden spinnt;
Weil es doch euch stets manierlicher,
Glatter von dem Munde rinnt —
Warum wollt ihr euch nicht reißen
Aus den letzten Ketten los?
Und hinfort, statt Brod zu beißen,
Beißt doch eure Zähne bloß!

Sey hinfort nur der gepriesen,
Dessen Wort es deutlich weist,
Wie sich trefflich läßt genießen
Ueberall der reine Geist.

Denn nicht länger ſoll man ſündigen
An dem Fortſchritt der Natur;
Auf, und laßt uns laut verkündigen
Die betretne neue Spur.

Nicht mehr der Geſtalten plaſtiſche
Fülle, die den Geiſt erdrückt;
Nicht mehr des Geſangs phantaſtiſche
Hülle, die den Kopf verrückt;
Sondern reine Kunſtanſchauung,
Ohne Bild und Melodie,
Reinen Geiſtes Auferbauung,
Poeſie der Poeſie.

H. P.

Briefe aus Griechenland, von L. Roſs.

2. Die nördliche Mani. — Gytheion.

Gegen Mittag verließ ich Arna, immer im Smenosthale hinabſteigend, welcher Fluß auf dem größten Theile ſeines Laufes die Grenze zwiſchen den Landſchaften Mani und Vardunia bildet. In drittehalb Stunden erreichte ich die venetianiſche Feſtung Vardunia, auf einem ſteilen Abhange über dem rechten Ufer des Smenos, von welcher der gleichnamige Diſtrikt ſeinen Namen hat. Die ſtarken Thürme und die gewölbten Caſematten dieſer jezt gänzlich verlaſſenen Feſtung ſind im größten Verfall, und nur von einem Dutzend armer Familien aus den nächſten Dörfern bewohnt, die hier unentgeldlich ein Obdach finden.

Unterhalb Vardunia verengt ſich das Flußbett auf eine Strecke ſo ſehr, daß man einen weiten Umweg machen muß, über die Dörfer Kokkina Loria und Malteſina, die ſchon zur Mani gehören. Von hier ſtieg ich wieder in das Thal hinunter, um auf dem linken Ufer des Fluſſes, unter dem Dorfe Stronda, eine Ruine zu ſehen, von welcher man mir erzählt hatte. Fünf Minuten oberhalb der hier liegenden Mühlen, an einer Stelle, wo der Smenos zwiſchen ſteilen Felswänden eingeengt iſt, ſteht mitten im Fluſſe noch ein hoher Pfeiler von einer zweiſtockigen Waſſerleitung, die von dem rechten Ufer auf das linke hinüberführte, und an beiden Ufern finden ſich Reſte von dem Gemäuer des Aquäducts, der hier längs den Felſen hingeführt war. Einige hundert Schritte weiter unterwärts tritt auf dem linken Ufer ein Vorſprung des Felſens ſcharf über dem Waſſerſpiegel vor. Hier iſt die Leitung, um koſtſpielige, in dem Fluſſe ſelbſt zu erbauende Pfeiler zu vermeiden, in einer Länge von etwa vierzig Schritten durch den Felſen gehauen; der Kanal iſt vier bis fünf Schuh hoch und zwei bis drei Schuh breit, ſo daß ich bequem durchkriechen konnte; an jedem Ende iſt außerhalb der Oeffnung eine Figur von etwa drittehalb Schuh Höhe in Hautrelief in den Felſen gehauen. Die Figur am weſtlichen Ende des Kanals iſt ſtark verwittert oder beſchädigt und kaum kenntlich; die an der öſtlichen Oeffnung iſt gut erhalten, und wenn ſie auch in der Ausführung unvollendet erſcheint, wie das Material (grauer Kalkfels) es bedingte, ſo iſt doch die Zeichnung correct und kräftig. Sie ſtellt einen nakten Mann — Herakles — en face vor; er ſtüzt ſich mit der rechten Hand auf eine Keule, während ſein linker Arm auf einen Stein oder Baumſtamm gelehnt zu ſeyn ſcheint. Beide Figuren heißen bei den Bewohnern der Umgegend der König und der Königsſohn (*ὁ βασιλεὺς καὶ ὁ βασιλόπουλος*).

Von dieſem intereſſanten Monumente hatte ich noch faſt anderthalb Stunden über Archontikon nach Limperdon zu reiten. An dem linken Ufer des Fluſſes ſieht man hin und wieder Reſte der Waſſerleitung, welche wahrſcheinlich in dem engen Theile des Flußbettes unter dem Schloß von Vardunia anfing, und das Waſſer des Smenos, das ſchon Pauſanias * als trefflich zu trinken rühmt, nach Gytheion führte. Von Archontikon an, welches ganz unter Feigen-, Oliven-, Mandel-, Kirſchen- und andern Fruchtbäumen liegt, erweitert ſich das Thal zu beiden Seiten des Fluſſes zu einer kleinen Ebene. Limperdon ſteht eine Viertelſtunde rechts vom Fluſſe auf einem kleinen Hügel. Hier war ich an den alten Kyr Elias empfohlen, den angeſehenſten Bauern im Dorfe, und der, wie ich ſpäter erfuhr, als wohlhabend und einflußreich in der ganzen Mani in großer Achtung ſteht. Er nahm mich mit wahrhaft herzlicher Gaſtlichkeit auf.

Der Zeitpunkt, wo ich die Mani betrat, war ein ſehr intereſſanter. Schon hatte die damalige Regentſchaft die Maniaten durch die zur Demolirung ihrer Thürme und zur Einſtellung ihrer Privatfehden angeordneten Maßregeln an der empfindlichſten Seite angegriffen, und dieſen an eine wilde Freiheit gewöhnten, und jede Neuerung, auch die beſte, als einen Schritt zur Knechtſchaft verabſcheuenden Volksſtamm auf's Aeußerſte gegen ſich aufgebracht. Ich will hiemit gewiß nicht einem Zuſtande der Dinge, wie er in der Mani war, das Wort reden; ich meine nur, daß eine ſolche Erſcheinung, wie die Geſchlechtseintheilungen und die Waffenverbrüderungen, die Familienkriege und die ganze kriegeriſch-republikaniſche Organiſation dieſes Landes unter einem ſcheinbar monarchiſchen Oberhaupt,** nicht kurzweg nach

* Pauſan. a. a. O.: *ὕδωρ πιεῖν ἡδὺ εἶπεν ἄλλος τῶν παραχόντων ποταμός.*

** Der Bei, der wenig mehr als der oberſte Kriegshauptmann und der Vermittler zwiſchen dem Lande und dem Sultan war.

legislativen Theorien, sondern nach historischen Analogien — Hochschottland und Corsika, zum Theil auch Friesland und Ditmarschen — beurtheilt seyn will. Die Entwicklung eines Landes kann durch die Uebertragung der Civilisation anderer, weiter vorgeschrittener Länder mächtig gefördert und beschleunigt werden; aber bloße Gesetze und Ordonnanzen sind kein Zauberstab und können nicht ein ganzes lebendes Geschlecht wie mit Einem Schlage in andere Wesen umwandeln. Die Kluft, die in Europa zwischen dem Mittelalter und den modernen Zuständen liegt, ist dreihundert Jahre breit; man hätte diese Kluft in der Mani verengen, man hätte sie überbrücken können; aber unmöglich war es, die Maniaten mit einem Sprunge aus dem Mittelalter in das Paradies der Gesetzlichkeit hinüberspringen zu lassen.

Auf solche Gedanken mußten mich die Gespräche führen, die an diesem Abend unter dem gastlichen Dache des Kyr Elias gepflogen wurden. Ich fand bei ihm fünf oder sechs Kakovunioten, oder, wie sie sich selbst scherzweise nennen, Kakovuläer,* die mit ihren Frauen aus Porto Quaglio bei Tänaron, zwanzig Stunden weit, hieher gekommen waren, um ein kleines Tagelohn zu verdienen. Die Männer graben die Weinberge um, für achtzig Lepta täglich und Speise und Trank; die Weiber jäten das Unkraut aus dem Weizen (βοτανίζουσι) für eine halbe Drachme Taglohn. Mit dem kärglichen Ersparniß kehren sie in ihre steinigte und dennoch von allen Theilen Griechenlands allein übervölkerte Heimath zurück.

Der Widerstand gegen die Befehle der Regierung beschränkte sich damals noch auf schweigenden Ungehorsam, offener Widerstand hatte höchstens erst an einem oder zwei Orten Statt gefunden; allein da man wußte, daß in Gytheion Truppen und Kriegsschiffe erwartet wurden, so ahnete man, daß es zu Gewaltthätigkeiten und zum Kampfe kommen werde. Dennoch war hier an der Grenze noch Alles ruhig, ich sah in der ganzen Gegend keinen bewaffneten Menschen, und der alte Elias und seine Gäste konnten selbst ihre Verwunderung nicht bergen, daß das Verbot des Waffentragens seit einem Jahre, und zum ersten Male seit Menschengedenken, in der ganzen Nordhälfte des Landes ohne Widerrede durchgeführt worden war. In Kakovunia war es freilich gar nicht berücksichtigt worden, und die Fehden gingen dort noch ihren alten Gang. Dagegen tadelten sie laut den Befehl, ihre Thürme abzubrechen. „Die Thürme," sagten sie, „sind unsere Wohnhäuser, und wenn man uns bei unserer Armuth nicht wenigstens den vollen Werth bezahlt, damit wir andere Häuser bauen können, so bleiben wir ohne Obdach, was unmöglich der Wille des Königs seyn kann. Ueberdies würden wir uns dadurch unsern Feinden bloßstellen; denn das Gesetz der Blutrache ist bei uns zu fest eingewurzelt, als daß seine Folgen sogleich aufhören sollten." Freilich, meinten sie, wünsche wohl die Mehrzahl ihrer Landsleute eine Abstellung der alten Gebräuche, aber Einer traue dem Andern nicht, keiner wolle zuerst die Waffen ablegen, und die Sache brauche Zeit. — Gegen die Abgabe des Zehnten erklärten sich die Kakovuläer noch bestimmter. Ihr steinigtes und wasserloses, dabei übervölkertes Land, wo sie mit saurer Mühe kleine, wenige Schritte lange und breite Plätze an den Abhängen der Berge ebneten und etwas Erde zusammenscharrten, um eine Handvoll Gerste oder Bohnen darauf zu pflanzen, könne in dieser Hinsicht unmöglich mit dem übrigen Griechenland auf gleichen Fuß behandelt werden. Sie hätten in ihrer Heimath, wohin sie sich vor den Türken geflüchtet, mit beständiger Armuth und Hungersnoth zu ringen, und Viele von ihnen wären bereit, auszuwandern, wenn ihnen der König, den Gott viele Jahre erhalten möge (und dabei brachte Einer nach dem Andern, so wie das gefüllte Glas herumging, die Gesundheit des Königs aus), wenn der König ihnen die Gegenden um Helos, oder noch lieber das gesegnete Thal von Misthra, das Erbtheil ihrer Väter, als Wohnsitze einräumen wollte. Vergebens bezweifelte ich diese leztere Behauptung; sie nahmen mir dies sehr übel, und versicherten mit großem, unerschütterlichem Ernste, daß sie die unmittelbaren Nachkommen der alten Spartiaten seyen. „So haben wir's von unsern Vätern gehört," (τὸ ἔχομεν πατροπαράδοτον), war ihr Beweis, den sie sich nicht anfechten ließen. Wolle man sie aber zwingen, so schloßen sie, diese für sie unmögliche Abgabe zu entrichten, so würden sie sich zur Nothwehr gezwungen sehen; ihr Land habe sechstausend waffenfähige Männer, und ihre Berge, so wie der Mangel an Wasser seyen eine starke Schutzwehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Κακοβουλαῖοι, von κακοβουλία (das Land des bösen Rathes), wie man die Umgegend von Tänaron, des früher hier getriebenen Seeraubs wegen, statt Kakovunia nannte.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Oktober.

Die Verbannten und Verwiesenen in Sibirien.

Vor einiger Zeit erschien hier in Petersburg in russischer Sprache in zwei Bänden ein geographisch-statistischer Abriß des Gouvernements Jeniseisk, welches im colossalen Sibirien allein schon einen so ungeheuern Raum einnimmt, daß es für sich einen bedeutenden Staat bilden könnte, denn es

umfaßt bei einem Areal von 2 863,000 Quadratwerſten 26 Breitengrade. Der Verfaſſer, Herr von Stepanow, verwaltete daſſelbe einige Jahre als Civilgouverneur, während welcher er mit Eifer bemüht war, es in allen Beziehungen genau kennen zu lernen. Sein Werk kann als Muſter für alle ähnlichen ſtatiſtiſchen Beſchreibungen dienen, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß dergleichen Werke auch von allen übrigen Theilen des großen Sibiriens exiſtirten, das uns Ruſſen noch immer — geſchweige denn dem fernen Auslande — ſo mangelhaft bekannt iſt. Wir finden in dieſem Buche nicht nur einen vollſtändigen Abriß der phyſiſchen Geographie des Gouvernements Jeniſeisk, ſondern auch die intereſſanteſten Andeutungen über ſeine Adminiſtration und den ſittlich-intellectuellen Zuſtand ſeiner Bevölkerung, die jährlich, wie alle andern Theile Sibiriens, durch die aus dem europäiſchen Rußland dahin abgehenden Verbrechertransporte bedeutenden Zuwachs erhält. Dieſe Notizen hat Herr von Stepanow mit allgemeinen Bemerkungen über ganz Sibirien, das ſich, einige lokale Modifikationen ausgenommen, ſo ziemlich in allen ſeinen Theilen gleicht, geſchickt zu verbinden gewußt, ſo daß man mit der Beſchreibung dieſes einen Gouvernements eine ziemlich genügende Ueberſicht vom ganzen Lande erhält. Wir heben aus dem Werke eine der intereſſanteſten Stellen aus: die Lebensweiſe der Verbannten und Verwieſenen in Sibirien, über welche bis jezt noch ſo unrichtige Ideen bei uns Ruſſen und im Auslande herrſchen.

Die nach Sibirien aus allen Gegenden des europäiſchen Rußlands beſtimmten Verbrechertransporte ſind allemal ſehr zahlreich; einzeln oder in kleiner Anzahl werden ſie nie dahin verſandt. Gewöhnlich beſtehen ſie aus dreihundert und mehr Individuen. Sie werden durch Militärcommando's, die zum Corps der innern Wache gehören und die in Etappen formirt ſind, von einem Ort zum andern auf allen großen, nach Sibirien führenden Heerſtraßen bis an's Ziel ihrer endlichen Beſtimmung escortirt. Das Geleite beſteht nach der Größe der Verbrecherzahl aus einem größern oder kleinern Trupp Soldaten, von einem Offizier befehligt, dem nächſtdem noch eine gewiſſe Zahl berittener Koſaken beigegeben iſt. Der Zug geht unabläſſig in der größten militäriſchen Ordnung und unter Beobachtung der ſtrengſten Disciplin vorwärts. Den Exilirten wird auf dieſer langen Reiſe die nothdürftige Kleidung verabreicht, die ſich nach der jedesmaligen Jahrszeit richtet. Die Criminalgerichte des europäiſchen Rußlands verurtheilen die Verbrecher im Allgemeinen entweder zur Zwangsarbeit, oder zur Verweiſung nach Sibirien; in Tobolsk aber wird das Loos der Verbrecher in lezter Inſtanz entſchieden. Die dort für ihre Angelegenheiten ſpeciell beſtehende Behörde theilt ſie in Claſſen und ordnet ihre Verſendung in die Gouvernements an. Nach dieſer Claſſification zerfallen ſie in eigentliche Verbannte (Katorſchnik), temporäre Fabrikarbeiter, Handwerker, Dienſtboten, Landbauer und in ſchwache, abgelebte Greiſe. Sie nimmt ihnen bei der Ankunft alles baare Geld ab, verſendet es mit der Poſt an die Orte, die ihnen zum beſtimmten Aufenthalte dienen werden, deren Behörden ſie wiederum dem Cameralhofe zuſtellen, welcher dieſe Gelder unter gehöriger Sicherheit anzulegen hat. Erſt wenn die Verwieſenen in ihren Anſiedelungen ganz eingerichtet ſind, werden ihnen dieſe Geldſummen mit allen unterdeſſen aufgelaufenen Zinſen zugeſtellt. Die Tagemärſche, Raſttage und Aufenthaltspunkte der Verbrechertransporte ſind mit der größten Genauigkeit beſtimmt, ſo daß keine Verzögerung, auch nur um wenige Stunden, eintreten darf. Für jeden Centralort Sibiriens ſind ihre jedesmaligen Ankunftstage im Voraus beſtimmt; ſo treffen ſie z. B. in Krasnojarsk, der Hauptſtadt des mir anvertrauten Gouvernements Jeniſeisk, allemal am Mittwoch ein. Die im Gouvernement bleibenden Verbrecher werden ſogleich der für ihre Angelegenheiten beſtehenden Expedition übergeben, der übrige Theil ſezt ſeinen Weg nach Irkutsk fort. Die Expedition verfügt ſofort über das Schickſal der Neuankommenden: die Verbannten werden in die Branntweinbrennerei nach Kamensk und die Salzſiederei nach Troizk abgefertigt, die zur Anſiedelung Verwieſenen werden unter Aufſicht der Dorfälteſten den Kronbauern übergeben. In den Strafurtheilen der ruſſiſch-europäiſchen Criminalgerichtshöfe findet ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen Verbannung auf lebenslängliche oder temporäre Zwangsarbeit und Verweiſung zur Anſiedelung nach Sibirien ſtatt. Das erſtere Strafurtheil trifft nur ſehr ſchwer gravirte Verbrecher, wie Hochverräther, Mörder, Feueranleger und Straßenräuber. Dieſe werden, an ihrem Beſtimmungsorte angelangt, unter ſtetem Gewahrſam zu wirklich ſehr harten Arbeiten im Innern der Bergwerke und Fabriken verwandt; die zu temporärer Zwangsarbeit condemnirten Verbannten treten, nachdem ſie dieſe Strafzeit überſtanden, in die Categorie der Anſiedler, welche Strafe die unbedeutenderen Uebelthäter, wie Diebe, Vagabunden, Trunkenbolde und anderes unmoraliſches Geſindel der Art trifft, welche, ſchon in ihrer Heimath für dieſe ungeſetzlichen Handlungen beſtraft, durch dieſe Correctionsmaßregeln nicht gebeſſert werden konnten. Das Loos der auf Anſiedelung nach Sibirien Verwieſenen iſt ungleich leichter, als das der zu Zwangsarbeiten Verurtheilten. Erſtere treten in die Rechte der Kronbauern, ſind als ſolche keineswegs glebae adscripti, verdingen ſich anfänglich als Arbeiter bei andern Bauern, ſpäter, bei größerer Wohlhabenheit, werden ſie ſelbſt Wirthe und erhalten zu dem Behuf von der Krone ein Stück noch nicht urbaren Landes, das ſie in einer beſtimmten Friſt urbar gemacht haben müſſen; während dieſer Jahre ſind ſie frei von allen Abgaben, erhalten von der Regierung die nothwendigen Ackerbauwerkzeuge und einiges Vieh, und üben unbeſtrittenes Eigenthumsrecht auf Alles aus, was ſie ſich in dieſem Zuſtande erwerben. Im europäiſchen Rußland wird der Verbrecher eingekerkert, in Sibirien iſt er frei, nicht einmal gebunden an den Wohnort, den er nach Belieben verändern kann. Indeſſen kann nicht geleugnet werden, daß dieſe Leute meiſt viel verderbter dort anlangen, als ſie die europäiſchen Gouvernements verließen. Auf dem Wege nach Sibirien, in der ſteten Geſellſchaft der verworfenſten Böſewichter, erlangen ſie eine ſo vollkommene Kunde von Unthaten aller Art, daß ihre neuen Vaterlande die Zöglinge ihre Lehrer häufig übertreffen. Die Zahl der ſeit ſo vielen Jahren ſchon aus dem europäiſchen Rußland nach Sibirien verſezten Verbrecher iſt bereits groß, und hat ſichtlich zu der in den drei lezten Decennien beträchtlich vermehrten Bevölkerung des Landes beigetragen; jährlich kommen neue an, und doch verlieren ſie ſich im Umfange dieſes coloſſalen Landes ſo ſehr, daß man ihrer kaum gewahr wird, wenn ſie nicht durch neue, außerordentliche Exceſſe die allgemeine Aufmerkſamkeit rege machen. Während meiner Verwaltung des Gouvernements Jeniſeisk wanderten in demſelben, mit Ausſchluß von 1857 Katorſchnik, 24,750 Verwieſene unter 50,000 Kronbauern frei herum.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 2. November 1836.

— In dieſe Berge ſtoben einſt die armen Spartiaten,
Und ſie ſind es, die heute noch ſich nennen Maniaten.
Um ſich ihr Leben und das Gut der Freiheit zu beſchirmen,
Bauten ſie Städte im Gebirg und Dörfer mit viel Thürmen.
Unmöglich war es ihrem Sinn, in Knechtſchaft ſich zu geben;
Sie wollten frei ſeyn, bleiben frei, und nicht wie Waſſard' leben.

Maniatiſches Lied.*

Briefe aus Griechenland, von L. Roſs.

(Fortſetzung.)

Merkwürdig war die auffallende, dem griechiſchen Volke eigenthümlich inwohnende Rednergabe, die ſich auch in den Geſprächen dieſer gänzlich rohen Bewohner des abgelegenſten Winkels Griechenlands nicht verleugnete. Klar, beſtimmt, mit rhetoriſchem Schmucke floß ihre Rede dahin; mit dialektiſcher Gewandtheit begegneten ſie ſchnell jedem Einwurfe und ließen ſich nicht irre machen. Einen eigenthümlichen Reiz gewinnt dabei die Rede der Maniaten, ungeachtet der ſingenden Ausſprache, die ſie mit allen Bergvölkern gemein haben, durch das Alterthümliche ihrer Mundart; ſie gebrauchen manche gewählitere Wörter, als der gewöhnliche Dialekt; ſie betonen ſcharf und richtig (z. B. παιδία, χωρίον, συκέα ſtatt des gebräuchlichen παιδιά, χωριόν, συκιά); endlich bilden ſie die dritte Perſon Pluralis des Verbums nicht allein im Praeſens des Indicativs und im Conjunctiv auf ουσι und ωσι, ſondern auch im Imperfect und Aoriſt auf ασι, z. B. πίνουσι, λέγουσι, γράφωσι, im Imperfect ἐκάμνασιν, ἤθέλασι, im Aoriſt ἐπάψασιν, ἐπολεμήσασιν, εἶπασι u. ſ. w. Die Vorliebe für den attiſchen Aoriſt auf κα, beſonders bei den Verbis auf άω oder όνω, haben ſie mit den Athenäern und den meiſten der heutigen Griechen gemein: ἔδωκα, ἐπάρωκα, ἄκουκα, ἐκόπωκα, und ſelbſt im Conjunctiv δώκω. Eigenthümlich iſt ihnen jedoch, daß ſie die unregelmäßigen Aoriſte bisweilen abundanter auf κα bilden, z. B. εἶπακα, ἔγραφκα, wie dies die gemeine Sprache bei dem Aoriſt des Paſſivs zu thun pflegt: ἐδέχθηκα, ἐπληγώθηκα, ἐφωνάχθηκα. Wenn nun aber die Ausſprache der Maniaten, und faſt alle Eigenthümlichkeiten ihrer Mundart ſich vorzugsweiſe in den altlakedämoniſchen Colonien Melos und Thera wieder finden, wie werden dies Herr Fallmerayer und die, die ihm beiſtimmen, aus ihrer Hypotheſe von den Mardaiten des Libanon erklären?

Mit der größten Unbefangenheit redeten meine Mitgäſte von der Blutrache ihres Vaterlandes, als ob es nach göttlichem und menſchlichem Rechte eben nicht anders ſeyn könne. Als ſie mich an einem Faſttage Milch eſſen ſahen, machten ſie die launigſten Bemerkungen

* Da es unmöglich iſt, die naiv platte Sprache dieſes Liedes im Deutſchen treu wieder zu geben, ſo ſetzen wir die Zeilen des Originals hieher.

Σ' αὐτὰ τὰ ὄρη φύγανε οἱ μαῦροι Σπαρτιάται,
Καὶ εἶν' αὐτὰ ποῦ λέγονται τὴν σήμερον Μανιάται.
Γιὰ νὰ φυλάξουν τὴν ζωὴν καὶ τὴν ἐλευθερία,
Ἔκτισαν χώρας ἀ τὰ βουνὰ καὶ περισσὰ χωρία.
Δὲν ἦτον φρονικὸ 'α αὐτοὺς, νὰ γένουν σκλάβοι δοῦλοι,
Ἀλλὰ νὰ ἦν' ἐλεύθεροι, γιὰ τί ὅσον ἦτον μοῦλοι.

über die Verschiedenheit unserer Sitten und unseres Glaubens. „Wir würden es für die größte Sünde halten," sprachen sie, „heute mit von deiner Milch zu essen, die wir uns nach Ostern gut schmecken lassen; wir würden vorziehen, wenn es seyn müßte, einen oder zwei Morde zu begehen (*νὰ κάμωμεν ἕνα ἢ δύο φονικά*), als so unsern Glauben zu verletzen. Wer hat jetzt Recht?" — Wenn Einer einen Mord begangen hat, so ist er den Verwandten oder Freunden des Erschlagenen Blut schuldig (*χρεωστεῖ αἷμα*). Die Rache kann ein halbes Menschenalter verschoben werden, sie muß endlich erfolgen, und gebiert wieder neue Rache. Sie erzählten mir ein Beispiel eines Knaben, dem, als er noch in den Windeln lag, sein Vater erschlagen worden war. Zwölf Jahre alt geworden, nahm der Knabe eine Flinte, lauerte dem Mörder seines Vaters auf und erschoß ihn. Triumphirend kehrte er zurück; er hatte ja, wie es in der Kunstsprache heißt, „sein Blut herausgebracht" (*ἐβγαλε τὸ αἷμά του*). Ein anderer Knabe, dessen Vater kurz nach seiner Geburt einen Andern ermordet hatte und landflüchtig geworden war, kam bis zum siebzehnten Jahre seines Alters nie aus dem väterlichen Thurme, weil das mächtige Geschlecht des Erschlagenen ihm auflauerte. Endlich wurde die Sache, ich weiß nicht mehr wie, beigelegt. — Ein philhellenischer Offizier erzählte mir, wie er zur Zeit des Präsidenten Kapodistrias in ein Maniatisches Dorf kam, wo die Besitzer zweier Thürme, die auf Schußweite von einander lagen, unter sich in Fehde waren. Sie beschossen sich gegenseitig aus ihren Thürmen, während die Weiber auf beiden Seiten ruhig aus und ein gingen, um den Kämpfenden Munition und Lebensmittel zuzuführen, denn sie unterliegen dem Gesetz der Blutrache nicht. — Häufig sucht man auch Minen unter dem Thurm des Gegners zu legen, und ein Maniat kann Jahrelang darben und sparen, um dazu das nöthige Pulver zu erschwingen. — Uebrigens nimmt der Maniat es nicht übel, wenn man fragt: „wie viele Morde hast du begangen?" (*πόσα φονικὰ ἔχεις καμωμένα*). Einer, der in Sparta bei mir arbeitete, und von dem ich wußte, daß er aus solchen Ursachen seine Heimath verlassen habe, antwortete mir gelassen: „Wohl drei oder vier!" (*κάν τρία ἢ τέσσαρα*). Sie sind eben so stolz darauf, wie ein Tyroler, der von seinen Thaten gegen die Franzosen spricht, so wenig es mir in den Sinn kommt, diese Fälle einander gleich zu stellen. Der Maniat ist aber eben auch überzeugt, seine Pflicht gethan zu haben, wenn er Blut für Blut fordert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderungen innerhalb Paris.

2. Nach dem Jardin des Plantes.

Um schnell und bequem an das Ziel unserer heutigen Wanderung zu gelangen, können wir nichts Besseres thun, als uns über den Pont-neuf nach der Place Dauphine begeben und dort in den Omnibus steigen, der nach den Gobelins fährt und den Faubourg Montmartre und das Quartier du Jardin du Roi, so nennen die alten Leute aus der Zopfzeit den Jardin des Plantes, mit einander verbindet. Wir fahren zunächst über den Quai des Orfèvres, längs des mittäglichen Arms der Seine hin, bis der schwere, beladene Wagen langsam den Pont Saint-Michel hinansteigt. Von dieser Brücke aus überblicken wir einen großen Theil der Ile de la Cité, worauf einst ganz Paris beschränkt war. Der Reichthum und die Industrie haben sich aus diesem Stadttheil geflüchtet und sind über die Brücke gezogen, um sich an andern Orten auszubreiten; nur das Elend ist zurückgeblieben und hat, mit dem Laster gepaart, sich dort fester als je eingenistet. Uns zur Linken öffnet sich die Rue de Jérusalem, eine von Sergens de Ville und Cabrioletkutschern ewig bevölkerte Sackgasse, welche zur Polizeipräfektur führt, dem traurigsten Aufenthaltsort, den die heutige Civilisation leider zu dulden gezwungen ist. Gerade vor uns sehen wir in einiger Entfernung das vergoldete Gitterthor des Palais de Justice mit seinen schwarzen Bewohnern und seinen düstern, mittelalterlichen Galerien, in denen Buchhändler und Pantoffelmacher sich niedergelassen haben, dicht neben der Conciergerie, wo die Jauche aller Laster und Verbrechen zusammenfließt. Jenes einzelnstehende, äußerlich elegante Haus rechts, dessen Fuß die Seine bespült, ist die Morgue, welche seit Kurzem restaurirt, neu angestrichen, abgeputzt und frisch übertüncht worden ist. Man hat ihre alten, verwitterten Mauern in- und auswendig geweißt, die zerbröckelnden Karnieße ausgebessert und dem alten Schieferdache ein ganz leichtes, anmuthiges Aussehen gegeben. Auch das Innere dieser Fleischbank für menschliche Cadaver hat eine weniger abschreckende Gestalt bekommen. Statt des frühern Drahtgitters trennt jetzt eine durchsichtige Glaswand den Saal der Todten von dem der Lebenden, welche die Todten besuchen; jedem Leichnam ist ein eigenes steinernes Bett von schwarzem Marmor angewiesen, worauf er nakt, der Länge nach ausgestreckt, liegt, mit einem Stück schmutzigen Leders auf dem Bauch und mit seiner Garderobe über dem Haupte. Unweit der Morgue erhebt sich das Hotel-Dieu, hinter dessen grauen Fenstern sich gelbe, bleifarbene Gesichter gespenstisch hin und her bewegen. Jene hölzerne, bedeckte Brücke dort, welche über den schmalen Seinearm aus den Krankensälen des Hotel-

Dieu in die Nebengebäude hinüber führt, die noch zu dem Hospital gehören und auf der andern Wasserseite gelegen sind, jene Brücke, sage ich, gleicht einer Todtenbahre; die Seufzerbrücke in Venedig hat kein so unheimliches Aussehen und hat auch wohl nie so viel Klagen und Schmerzgestöhn mit angehört, als diese Brücke des Hotel-Dieu zu Paris. Ernst und feierlich überragen im Hintergrunde die Thürme von Notre-Dame das Elend, die Schmach, die Leiden, deren Schauplatz die eben aufgezählten fünf Gebäude sind. Die alte Mutterkirche ist das einzige Prachtgebäude, welches die Cité in ihrem Schooße bewahrt hat; um sie herum ist Alles Trauer, Jammer und Verwüstung; zu den Füßen ihrer himmelanstrebenden Thürme breitet sich ein verödeter, mit Schutt und Bausteinen bedeckter Platz aus, wo ehemals der erzbischöfliche Pallast gestanden, welchen eines Tags, an den Paris ewig denken wird (es war während des Carnevals 1832), das Volk, mit Maskenkleidern auf dem Leibe und mit der Cholera in den Eingeweiden, dem Erdboden gleich machte und vom Gipfel bis auf den Grund zertrümmerte, als wäre er in einen Abgrund versenkt worden.

Während wir aber den Leser von allen Merkwürdigkeiten der Cité, die man vom Pont Saint-Michel aus übersieht, unterhalten haben, ist der Omnibus ruhig seines Wegs weiter gefahren, und wir haben bereits den Quai Saint-Michel und einen Theil der Rue Saint-Jacques, jener classischen Straße des Quartier latin, hinter uns. Eben fahren wir über die Place Maubert an der Halle vorbei, deren liebenswürdigen Höckerweiber Vadé, der französische Homer der Pariser Obst- und Gemüsemärkte, besungen und gefeiert hat. Der Kutscher muß die Pferde anhalten, weil er sonst leicht den Ausstand irgend einer Dame der Halle umwerfen könnte, was einen schrecklichen Lärm und eine noch größere Verwirrung abgeben würde; denn auf den Ausständen dieser Höckerweiber liegen frische Eier, Butter, Bücklinge, holländische Heringe und Brautkränze für Neuvermählte friedlich neben einander. Wir dürfen froh seyn, daß wir ohne weiteren Aufenthalt durch die Rue Saint-Victor auf den Place de la Pitié gelangt sind, wo wir aussteigen, weil der Eingang zum Jardin des Plantes nur zwanzig Schritte weit entfernt ist.

Es ist dies der schönste, reichste, aber am wenigsten besuchte von allen öffentlichen Gärten innerhalb Paris; es ist, als ob er zehn Meilen weit von der Hauptstadt läge, während er doch eigentlich ganz in der Nähe von Notre-Dame liegt. Indessen ist dieser Mangel an regelmäßig starkem Besuch ein Vortheil für die Studirenden, denen der botanische Garten täglich von vier Uhr Abends bis zur Nacht offen steht, und welche daselbst die Flora aller Breiten mit Muße studiren können. Der eigentliche, zum praktischen Studium eingerichtete botanische Garten ist mit einem Gitter umgeben, und bildet einen Garten im Garten, der kaum einen unpassendern und unvollständigern Namen haben könnte, als Jardin des plantes; denn was man darin gerade am allerwenigsten sucht und findet, sind Pflanzen. Man bemerkt allerdings einige sehr schöne Treibhäuser mit Ofenröhren, und in der eben erwähnten Abtheilung einige Beete unter freiem Himmel, wo sich neben jedem Gewächs pedantisch ein eiserner Stengel erhebt, der ein Stückchen Eisenblech mit dem Namen und den Eigenschaften der Pflanze in Apothekerlatein trägt. Doch damit hat die große Mehrzahl nichts zu schaffen; der Pariser Bürger kommt nur hieher, um die Thiere zu sehen.

Die Tiger, Panther, Leoparden, Hyänen und andern reißenden Thiere sind in Käfigen mit eisernem Gitter eingeschlossen und bewohnen ein eigenes, weitläuftiges Gefängniß. Seit einigen Jahren hat sich die Zahl dieser Bestien fast verdoppelt. Die Sahara, der Atlas und Chimborasso, kurz Ebenen, Wüsten, Wälder und Berge sind von Frankreich in Contribution gesezt worden, und im Fache der wilden Thiere bleibt wenig mehr zu wünschen übrig. Die französische Expedition nach Algier hat auch den Vortheil gehabt, daß sie einige Dutzend Löwen nach Paris gebracht, welche zwar meist an der Schwindsucht oder am Heimweh gestorben sind, aber nun, zierlich ausgestopft, in den Galerien des Naturalienkabinets als Zeugen französischer Waffenthaten in Afrika prangen. Das ist eine augenscheinliche Revenue, welche Frankreich einigermaßen für die Millionen Franken und die Tausende von Kindern entschädigt, die es in der Ebene von Mitidscha und den Umgebungen von Bona begräbt. Der Käfig des weißen Bären ist gegenwärtig leer; dieses arme Thier ist vor Hitze an demselben Tage gestorben, wo ein numidischer Löwe vor Kälte den Geist aufgab. Es geht nicht wohl an, alle Temperaturen der Erde in einer und derselben Zone von geradlinigten Käfigen zu vereinigen, und die väterlichste Fürsorge muß scheitern, wenn sie hier die Pole mit dem Aequator vermählen will. Es stehen übrigens in diesem Augenblick nur wenige Käfige leer. — Die Thiere wissen genau die Fütterungszeit; wenn sie herannaht, werden sie unruhig, gehen hin und her, gähnen, brummen, springen an den Wänden in die Höhe und werfen den Zuschauern gierige, funkelnde Blicke zu. Neulich erzählte mir der Thierwärter folgenden Vorfall: Während der Restauration besuchte ein Neugieriger in früher Morgenstunde die Menagerie und traf zu seinem nicht geringen Schrecken auf einen frei herumspazierenden Löwen, der durch irgend einen Zufall oder eine Nachlässigkeit aus seinem Käfig entkommen war und jezt langsam majestätisch auf den Schreckenbleichen zuschritt. Zu gleicher Zeit rief ihm eine Stimme, die des Wächters, zu, aufrecht und unbeweglich stehen zu bleiben; mit innerlichem Zittern wurde

der Rath befolgt, und der Aufseher lockte nun daß reißende Thier in den Käfig, ohne daß es dem Fremden etwas zu Leide that. Hätte sich dieser auf die Flucht begeben, so wäre er ohne Rettung verloren gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Verbannten und Verwiesenen in Sibirien.

Merkwürdig ist das Mißverhältniß der Geschlechter in dieser Verbrecherzahl. Unter der angegebenen von 24,730 Individuen befanden sich nur 3895 Weiber. Nach vielfältiger Erfahrung glaube ich aber behaupten zu dürfen, daß wenn Weiber sich einmal zur Ausübung von Verbrechen entschlossen haben, sie die Männer überbieten. Sie vollziehen sie nicht nur ganz kaltblütig, sondern mit einer gewissen Lust. Zwei verheirathete junge Verwiesene wünschten, um nicht mit ihren Männern zu leben, ein noch entfernteres Exil zu erhalten. In dieser Absicht brachten sie ganz ruhig ein junges Mädchen um, indem sie es so lange, die Beine nach oben, den Kopf nach unten, in der Luft umherschwenkten, bis es erstickte. Zwei andere Weiber tödteten einen schwachen Greis bloß deßwegen, um ihren Geliebten, die man wegen eines neuen Verbrechens nach Irkutsk exilirt hatte, dahin folgen zu können. Ueberhaupt liegt die Haupttriebfeder zu Verbrechen bei den verwiesenen Weibern in der Liebe, während die ursprüngliche Veranlassung zu den meisten Unthaten der exilirten Männer Eigennutz und Gewinnsucht ist.

Jetzt einige Worte über die erste Aufnahme der nach Sibirien Verwiesenen, und wie letztere sich gleich Anfangs dabei zu benehmen pflegen. Kommt ein Verbrecher in das ihm zugewiesene Dorf, so gebietet ihm die Noth, sich Arbeit zu suchen: denn von diesem Moment an beginnt seine eigene Sorge für Kleidung, Heizung und Nahrung. Findet er sie in seinem Dorfe nicht, so kann er, versehen mit einem Erlaubnißschein, in ein anderes Dorf, in ein anderes Kirchspiel, ja sogar in einen andern Kreis übergehen. Seine Verpflichtung gegen den Wirth und die ihm vorgesetzte Obrigkeit erfüllt er aber selten mit gehöriger Pünktlichkeit, am wenigsten im Sommer. Er nimmt sein Handgeld und seine Kleidung, läßt den in den Händen des Wirths befindlichen Aufenthaltsschein, der letzterem als Garantie dienen soll, bis die gereichten Gaben abverdient sind, zurück, läuft in die Berge und Wälder, stiehlt, raubt hier, und führt so oft ein sehr kümmerliches, bedrängtes Leben; aber er hat seinen höchsten Wunsch erreicht: er ist frei, unabhängig und braucht nicht zu arbeiten; zuweilen ereilt ihn hier der Winter, und er erliegt in diesen endlosen Steppen dem Hunger und der Kälte. Zuweilen treffen mehrere Gleichgesinnte zusammen und bilden dann kleine Räuberbanden von acht, zwölf bis fünfzehn Mann. Sie wagen sich dann an größere und kühnere Unternehmungen, nehmen den Jägern ihre Gewehre, den Landleuten ihre Pferde weg. Unter der Anführung eines aus ihrer Mitte gewählten Hauptmanns plündern sie die Bauern aus, selten Reisende. Regierungseffekten werden sie aber nie antasten. In manchem Jahr beunruhigen zwei bis drei solcher Banden einen Bezirk, sie zünden dann die Häuser an, ergreifen die Bauern, foltern sie am Feuer, um ihnen das Geständniß zu erpressen, wo sie ihr Eigenthum versteckt haben, das sie ihnen dann nach Möglichkeit abnehmen. Die großen Landstraßen sind gegen ihre Angriffe völlig sicher gestellt, nur die kleinen Landwege und abwärts liegenden Orte sind von ihnen bedroht. Die Landpolizei operirt sehr wirksam und thätig gegen diese Räuber; auch werden häufig auf den Nebenwegen, um sie einigermaßen sicher gegen sie zu erhalten, Militärvedetten ausgestellt. Bei dem ersten Gerücht von dem Daseyn einer Räuberbande eilt die Landpolizei, sogleich eine gewisse Zahl Bauern, mit ihren Piken und Sensen bewaffnet, zu versammeln; jedoch geschieht dies immer so, daß nicht zu viele derselben den nothwendigen Landarbeiten entzogen werden. Ist's nöthig, so vereinigen sich mit diesem Trupp Bauern berittene Kosaken, zuweilen aber auch ein Soldatendetaschement von den in den sibirischen Hauptstädten cantonnirenden Truppencorps. Mitunter, wiewohl selten, vergehen einige Jahre, wo man nichts von solchen Banden hört; so hatte das Gouvernement Jeniseisk während meiner Verwaltung drei Jahre völlig Ruhe vor ihnen; es war dies in dem Zeitpunkt, wo Se. kaiserliche Majestät Allerhöchst zu befehlen geruhten, jeden Bauern, der solche Räuber angriffe, mit einer Medaille zu belohnen. Zuweilen wagen die Verwiesenen den Versuch, in zahlreichen Haufen nach Rußland zurückzukommen; aber ganz Sibirien ist ja ein colossales Gefängniß, und in einem seiner unendlichen Räume werden die Deserteurs immer wieder aufgefangen und zurückgebracht. Gewöhnlich geschieht dies mit dem Beginn des Winters. Bis nun die Untersuchungen, die sie durch stete Täuschungen und Lügen noch sehr erschweren, geschlossen sind, ist der Thurm ihr winterlicher Aufenthalt. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese ewigen Desertionen der Ansiedler von ihren Wohnstätten den sibirischen Behörden unendlich viele Schwierigkeiten und viele vergebliche Arbeit verursachen müssen; aber sie sind einmal ein unvermeidliches Uebel bei der gegenwärtig noch bestehenden Ordnung der Dinge, sie werden sich in der Folge der Zeit immer mehr mindern und endlich ganz aufhören müssen, je mehr den Verbrechern die Aussichten zum Entkommen schwinden; auch ist dieses Uebel immer nur gering gegen den dagegen gewonnenen, unendlich wichtigen Vortheil, das europäische Rußland von der Pest dieser Uebelthäter befreit zu haben, welche, wenn sie auch im großen Sibirien als Vaganten frei herumstreifen, sich doch nie ganz aus ihm verlieren können, sondern zuletzt immer wieder der rächenden Themis in die Hände fallen. Werden in einem der sibirischen Distrikte Vagabunden gefangen und haben die Behörden ihren wahren Aufenthalt entdeckt, so schicken sie sie ohne Verzug durch Etappencommando's dahin ab; dies geschieht einigemal im Jahr mit größter Strenge, bis sie einsehen lernen, daß nach dem europäischen Rußland zu entkommen eine Unmöglichkeit für sie ist, und die Nothwendigkeit ihnen gebietet, ihren Wohnplätzen treu zu bleiben. Die Regierung trägt dabei freilich keine leichte Bürde; sie muß die Kosten der Alimentation der Vagabunden während ihres Gewahrsams in den Thürmen und des Transports bestreiten, was bei der ewigen Wiederholung dieser Scenen gewiß keine unbedeutende Auslage ist; sie ist aber ein bei der ökonomischen Verwaltung dieses Landstrichs unvermeidliches Uebel. Ueberhaupt wird begreiflich, daß das ganze System die Regierung sehr viel kostet, wenn man erwägt, daß allein im Gouvernement Jeniseisk, diesem an sich schon ungeheuer ausgedehnten Landstrich, auf ungemessenen Flächen, von Bergketten und undurchdringlichen Wäldern eingeschlossen, gegen 25,000 in den Dörfern unter den Landleuten vertheilte Verbrecher frei herumgehen, welche von der Desertion abzuhalten eine physische Unmöglichkeit ist. Die Bezirksvorsteher und Dorfältesten besitzen noch dazu keine hinreichenden Zwangsmittel.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 264.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 3. November 1836.

Fierce fiery warriors fight upon the clouds
In ranks and squadrons.

Shakespeare.
Julius Caesar.

Das Nordlicht am 18ten Oktober 1836.

Ein Tag, dem alle Tage gleichen,
Und eine ganz gemeine Nacht,
Langweilige Philister ſchleichen
Bereits nach Hauſe mit Bedacht.

Der hat die alten Witze heute,
Und jener Cortes angebracht,
Der hat auf Koſten andrer Leute,
Sie haben über ihn gelacht;

Und Mancher grollt den andern allen,
Weiß nicht, was ihn verdrießlich macht,
Und kalte, feuchte Nebel wallen
Und ſchleichen giftig durch die Nacht.

Da plötzlich wird es licht, es ſpaltet
Ein heller Schein die ſchwarze Nacht,
Ein Nordlicht wunderbar entfaltet
Die glühendrothe Strahlenpracht.

Der Himmel, der dem Volk in Nöthen
Verlieh die heilige Gottesmacht,
Will nun für uns vor Scham erröthen,
Daß keiner mehr daran gedacht.

Das Blut, das einſt für uns gefloſſen
In Leipzigs großer Völkerſchlacht,
Hat ſeinen Widerſchein ergoſſen
Am Firmament um Mitternacht.

Verhängnißvolle Siegesfeier
In nie zuvor geſehner Pracht,
Von Berg zu Berge heiliges Feuer,
Von Geiſterhänden angefacht!

Sprecht, welcherlei Geſchickes Boten
Seyd aus den Gräbern ihr erwacht,
Daß man euch Todten nicht verboten
Zu feiern die Oktobernacht?

Wolfgang Menzel.

Wanderungen innerhalb Paris.

(Fortſetzung.)

Die Bären des Jardin des Plantes befinden ſich in hoch aufgemauerten Gräben, in deren Mitte ein ziemlich hoher, kahler Baum ſteht; in einem dieſer Gräben leben drei braune Bären brüderlich beiſammen. Die Pariſer können ſich Stundenlang mit Martin unterhalten, denn

alle Bären des Pflanzengarten heißen Martin. Ihre größte Luſt iſt, ihn auf den Baum in der Mitte des Grabens zu locken, und wenn Martin dies nicht gutwillig thut, wenden ſie allerlei Künſte an. Das gewöhnliche Kunſtſtück, welches am Ende faſt immer die gewünſchte Wirkung hervorbringt, beſteht in folgendem Manöver: man befeſtigt am Ende einer langen Schnur ein Stück Brod oder Fleiſch und wirft dieſelbe, gleich einer Angelſchnur, über die eiſerne Stange, welche zwiſchen den beiden kahlen Aeſten angebracht iſt, in die der behauene Baum oben ausgeht. Man läßt nun die Lockſpeiſe eine Zeitlang vor der Naſe des unten um den Baum ſpazierenden Bären hin und her tanzen, welcher Anfangs zwar wenig darauf zu achten ſcheint, aber doch von Zeit zu Zeit vergebens darnach ſchnappt. Nicht lange, ſo wird Martin ärgerlich, geht ein paar Mal anſcheinend träge und gleichgültig, aber immer mit ſchielendem Seitenblick um den Baum herum und ſchwingt ſich endlich, wenn er den günſtigen Zeitpunkt wahrgenommen zu haben und ſeiner Beute ſicher zu ſeyn glaubt, mit einem Satze auf den unterſten Aſt. Aber ſein Plagegeiſt hat unterdeß keine Bewegung Martins aus dem Auge verloren; er iſt noch geſchwinder als ſein liſtiger Gegner, er zieht ſchnell den Faden an, und wenn der Bär mit Mühe bis zum Gipfel des Baumes hinangeklettert iſt und ſich nach dem gehofften Leckerbiſſen umſieht, ſchallt ihm lautes Hohngelächter entgegen. Da er nun einmal oben iſt, ſetzt er ſich ruhig in Poſitur; er weiß zu gut aus Erfahrung, daß unter den höhnenden Zuſchauern immer einige dankbare, gutmüthige Seelen ſich befinden, welche ihm den Spaß, den er ihnen gemacht, mit einem Kuchen oder ſonſtigen Leckerbiſſen belohnen, und er verrechnet ſich nie. Denn wir ſehen ſofort, daß man ihm von verſchiedenen Seiten Brod und Lebkuchen zuwirft, welche er ſehr behende auffängt, bis er endlich ermüdet von ſeinem unbequemen Poſten hinunterſteigt, zur größten Unzufriedenheit ſeiner Verehrer. So oft ich den Jardin des Plantes beſuche, pflege ich längere Zeit bei den Bären zu verweilen; man kann daſelbſt intereſſante Beobachtungen über einen gewiſſen Theil der Pariſer Bevölkerung anſtellen. Man darf ſicher darauf rechnen, daß ein zahlreiches Publikum um das Gitter des Grabens, worin jene zierlichen Thiere auf und ab ſpazieren, verſammelt iſt. Als allgemeine Regel ohne Ausnahme ſteht feſt: unter den Zuſchauern befindet ſich ein Pariſer Gamin, welcher den Bären mit ſeiner Schnur neckt, ein Naturforſcher aus der Rue Copeau oder Mouffetard, welcher den Umſtehenden die Naturgeſchichte des Bären erzählt, eine Kindsmagd, welche mit ihrem Nachbar in Krahbofen plaudert, und endlich ein Gevatter Schneider oder Handſchuhmacher nebſt Familie, welcher nie vergißt, dem Martin den herkömmlichen Kuchen mitzubringen und bei dieſer Gelegenheit ſeiner Frau und älteſten Tochter die obligate Legende vom ſeligen Bär Martin, dem Erſten ſeines Stammes, aufzutiſchen. Dieſe Sage lautet ohngefähr alſo: „Vor ſo und ſo viel Jahren fiel hier eine ſonderbare Art des Selbſtmordes vor; ein alter Mann, ein Veteran der Kaiſerzeit, rutſchte plötzlich zum Schrecken der Zuſchauer in den Graben hinab und blieb ausgeſtreckt mit zur Erde gekehrtem Geſichte liegen. Sogleich ſchritt der grimmige Bär auf ihn zu und faßte ihn im Genicke. Man beeilte ſich, ihm zu Hülfe zu kommen; allein es war zu ſpät, Martin hatte ihn unterdeß verſpeist. Das iſt gewiß die wohlfeilſte Art des Selbſtmordes, man erſpart dabei Strick, Pulver und Kohlenbecken.“ Gleichwie alle Bären, welche von Anbeginn den Jardin des Plantes geziert haben, Martin benannt ſind, ſo erbt ſich auch die Sage fort, daß jeder von ihnen alljährlich einen Pariſer auffreſſe.

Beſonders reich iſt der Garten an ausländiſchen Vögeln aller Farben und Arten; ſehr vollſtändig iſt namentlich die Sammlung der Raubvögel, welche in ſo prächtigen, geräumigen Vogelbauern ſitzen, daß die große Mehrzahl der Studenten ſie um ihr Quartier beneiden muß: im ganzen Quartier latin iſt kein einziges Hotelgarni, das dieſen lauen, luftigen Pavillons vorzuziehen wäre, in denen man auf Regierungskoſten wohnt. Die Adler, Falken, Geier, Habichte, Eulen führen dort ein Herrenleben. Der Condor hat den Chimboraſſo vergeſſen und unterhält ſich mit ſeinem Nachbar, dem Goldadler, indem er mit ausgeſpannten Flügeln wider die Drahtwände ſeines Bauers ſchlägt oder ſich auf ſeine Hühnerſtange ſetzt und in die Sonne blickt. Neben ihnen ſteht träumeriſch auf ein Bein geſtützt der Lämmergeier mit ſeiner ſchönen Halskrauſe und dem neumodiſchen Zwickelbart am Unterſchnabel; er hat vielleicht Heimweh nach ſeinen Alpen, was er durch ein häßliches Eſelsgeſchrei kund gibt. Außerdem bemerkt man noch eine mächtige Ohreule und zwei beſonders ſchöne gelbe Perleulen, welche bekanntlich die böſe Gewohnheit haben, in den Kirchen das Oel aus den Lampen zu ſaufen und den ſpät in der Nacht nach Hauſe gehenden Leuten die Perrücken vom Kopfe zu ſtehlen, um ihren Jungen ein recht weiches Bett zu machen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland, von L. Roſs.

(Fortſetzung.)

Von der gaſtlichen Behauſung des alten Kyr Elias ritt ich am folgenden Tage nach Linne (dem alten Aegiä). Hier liegt auf dem rechten Ufer des Smenos

eine Kirche des h. Demetrios, großentheils aus alten Quadern und Marmorn gebaut, mit mehreren glatten Säulen und schlechten jonischen Capitälen. Der Kirche gegenüber ist auf dem linken Ufer des Flusses, an dem Abhange eines kleinen Hügels und an seinem Fuße, die sogenannte Paläochora, oder die Ruinen von Aegiá, die aber höchst unbedeutend sind. Nur die Trümmer eines Bades lassen sich noch erkennen; alles Uebrige beschränkt sich auf Fundamente und einzelne Quader. Von dem Tempel des Poseidon fand ich hier keine Spur. Homers* Beiwort „lieblich" paßt sehr wohl auf diese Gegend. Das kleine Thal ist von sanften, schön begrünten und großentheils mit Eichen bewachsenen Hügeln umgeben. Das Flußbett des Smenos wendet sich von hier an mehr rechts in fast südlicher Richtung, während der Weg nach Gytheion ostwärts läuft. Bei Aegiá beginnt eine sumpfige, mit Weiden (λεχιά) bepflanzte Fläche, die durch eine Gruppe felsiger Hügel von dem Smenos geschieden ist, und an deren östlichem Ende das verfallene Dörfchen Limne liegt. Im Winter steht auch diese Wiese unter Wasser. Bei Limne biegt sich das Thal wieder südlich und bildet einen wirklichen See; allein auch hier forschte ich vergebens nach Resten des Tempels.**

Von Limne an führt der Weg durch ein sich windendes Thal zwischen Hügeln und durch kleine Eichenhaine in einer starken Stunde (dreißig Stadien) nach Gytheion. Ungefähr auf zwei Dritteln des Wegs kam ich an mehreren Quadern aus Kalkstein und Bruchstücken von weißem Marmor vorüber, und erfuhr später, daß während des Kriegs ein gefangener türkischer Neger sich das Leben dadurch rettete, daß er versprach, an dieser Stelle einen Schatz nachzuweisen. Man grub, und fand viele Marmorplatten; ehe man aber am folgenden Tage die Nachgrabung fortsetzte, hatte der Neger Gelegenheit gefunden, zu entfliehen.

Weiter gegen Gytheion hin sind links am Wege wieder einige Reste der Wasserleitung, und noch weiter links am Fuße der Anhöhen die Ruine eines römischen Gebäudes aus Ziegeln, das sich mit seiner Rückwand an den Hügel lehnt. War es vielleicht eine Wassermühle, oder hatte es irgend einen ähnlichen Zweck und bezog das nöthige Wasser aus dem darüber hinlaufenden Aquäduct?

Wo das Thal sich gegen den Meerbusen hin öffnet, liegen links die Ruinen des alten Gytheion am Abhange einiger kleinen Hügel und auf der Ebene zwischen ihrem Fuße und dem Ufer. Die neue Stadt aber liegt zwei bis drei Stadien weiter südlich, an dem felsigen Abhange des Berges Larysion, der Insel Kranae gegenüber, auf dem Platze, der im Alterthum Migonion hieß, und durch die Sage von der Liebe des Paris und der Helena berühmt war. Denn auf dem niedrigen Felseneiland Kranae hatte er — so erzählt man — die schöne Schwester der Dioskuren zuerst umarmt, und zum Andenken hatte er gegenüber am Ufer ein Heiligthum der vermählenden Aphrodite (Ἀφροδίτη Μιγωνίτις) gegründet.*

Das schon von Homer** gefeierte Eiland heißt jezt Marathonesi (die Fenchelinsel), und sein Name wurde bisher auf die neue Stadt übertragen, die erst seit dreißig bis vierzig Jahren aus einer Anlage des damaligen Maniatbeis Tzannettis Gligorakis entstanden ist*** und sich durch ihren steigenden Handel immer mehr hebt. Denn hier geschieht die Ausfuhr der Produkte Lakonikas, des Oels und der Seide von Sparta, und des Oels, des Honigs und der Gedereicheln (βαλανίδια) der Landschaft Mani. Ob nicht die einst so berühmten Purpurschnecken des lakonischen Meerbusens auch jezt noch mit Vortheil zum Färben gebraucht werden könnten?

Ich ging noch am selbigen Nachmittage nach den Ruinen von Alt-Gytheion zurück, welche nicht unbedeutend sind. Die Hügel, an welchen sie liegen, bestehen aus einer Art lockern Kalksteins, der voll versteinerter Austern und kleinerer Muschelarten ist, und mit der Steinart, aus welcher der Tempel des Zeus in Olympia gebaut war, die größte Aehnlichkeit hat. Hart am Ufer findet man zuvörderst die Reste zweier großer Gebäude, mit vielen kleinen Zimmern und Abtheilungen, die, wie es scheint, Badehäuser waren, und bei hohem Meeresstande fast ganz unter Wasser stehen. Der gemauerte Canal einer kleinen Wasserleitung führt von der Landseite in eines dieser Häuser, vermuthlich um nach dem Bade sich mit süßem Wasser abwaschen zu können. Der Fußboden der Kammern besteht aus einer groben Art von Mosaik.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Homer, Il. 2, 583: Λήγιόν ἠγαθέην.

** Pausan. 3, 21, 5. — Leake (travels, I., p. 158) ist gänzlich im Irrthum über die Lage von Aegiá.

* Vergl. über die Oertlichkeiten Pausan. 3, 27, 7 bis 22, 5.

** Homer Il. 3, 445.

*** Maniatisches Lied, V. 51, 52.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 25sten Oktober.

Die Errichtung des Obelisken von Luxor.

Auf demselben Platze, auf welchem vor einigen Jahrzehnten das Volk in seinem Grimme so blutige Rache an denen übte, die es als seine Feinde betrachtete, versammelte sich heute von frühem Morgen an ruhig und friedlich eine unzählbare Volksmenge, um einem Schauspiele anzuwohnen, von dem außer Rom, Constantinopel, St. Petersburg und der französischen Stadt Arles noch keine europäische Stadt bisher Zeuge gewesen war. Die längs dem früher sogenannten Revolutionsplatze hin sich erstreckenden zwei Terrassen des Tuileriengartens glichen einem langen, von den buntesten Farben durchwebten Teppiche. Die Menschen jedes Standes

und jedes Alters, welche sich dort aufgepflanzt hatten, standen unbeweglich, das Auge auf den Monolithen geheftet, dessen Errichtung ihre Neugierde befriedigen sollte. Einen bewegteren Anblick bot der Platz selbst dar, in dessen Mitte sich das ungeheure Fußgestell des Obelisken, so wie die großartigen Vorrichtungen befanden, die zu seiner Errichtung dienen sollten. Immer strömten neue Zuschauer herbei, aber hatte einer sich seinen Standpunkt gewählt, so verließ er denselben nicht mehr, um auch die geringste Bewegung zu bemerken, die diese gewichtige Masse machte. Der Obelisk war vermittelst einer eigens dazu erbauten sehr langen, schief aufsteigenden Mauer bis an sein Fußgestell gebracht worden. Die Maschine, welche ihn nun auf den Socel setzen sollte, deren Beschreibung ich aber Sachverständigen überlasse, war sehr einfach, die Art der Operation sehr verständlich. Um halb zwölf Uhr fingen die 480 Artilleristen an, vermittelst einer Menge Schiffstaue den Stein in Bewegung zu setzen. Die ganze königliche Familie hatte sich in das Gebäude des Marineministeriums begeben, dessen Dach sogar von Zuschauern wimmelte. Das Volk, von der Schwierigkeit der Operation durch natürlichen Scharfblick überzeugt und durchdrungen, harrte mit gespannter Neugierde des Erfolgs. Das dumpfe Geflüster, das über der unzählbaren Menschenmenge schwebte, wurde nur durch die einförmige Stimme der Platzgeister übertönt, von denen man in Paris überall verfolgt wird, und die eine „neue Beschreibung des Obelisken," oder „couplets chantés à l'occasion de l'érection de l'obélisque," oder Eßwaaren zum Verkaufe boten. Das Denkmal, das der große Sesostris errichtet, das von der Größe der hundertthorigen Thebe Zeuge war, soll nun vor unsern Augen emporsteigen; wir sollen sehen, was menschlicher Verstand über die Kraft der leblosen Materie vermag. Diese ungeheure Masse Stein, 70 Fuß lang, am Fuße 7½ Fuß breit und etwa 500,000 Pfund schwer, bewegt sich vor unsern Augen, richtet sich auf, wiewohl etwas langsam. Ist oben etwas vergessen, so klettern die Seeleute, deren Dienste man zur Handhabung der Taue bedarf, an dem mit einem bretternen Hemde bekleideten Steine wie an einem Schiffsmast hinauf, springt unten ein Balken, so eilen die Zimmerleute herbei, den Erfolg durch Nachhülfe zu sichern. Die Befehle werden mit einer bewunderungswürdigen Ordnung gegeben und eben so befolgt. In seinem Schwerpunkte angelangt, wird der Monolith durch vier starke eiserne Ketten festgehalten, damit er nicht auf die andere Seite überschlägt, und so sehen wir denselben um halb vier Uhr glücklich auf seinem Fußgestelle ankommen. In 25 Minuten hat man ihn am 31sten Oktober 1831 im Dorfe Luxor über den Trümmern von Thebe abgehoben, und in vier Stunden hat man ihn am 25sten Oktober 1836 unter dem allgemeinen Bravorufe des Pariser Volks hier errichtet. Der Maschineningenieur, der mehrere Jahre seines Lebens dem Luxor gewidmet, der ihn in Egypten abgebrochen, nach Frankreich geführt und die ganze Operation geleitet hat, ein kleiner, unansehnlicher Mann, hüpfte vor Freude wie ein Kind und klatschte in die Hände. Diesen Abend speist er mit dem Könige, um königliche Lorbeeren für die glückliche Ausführung seiner schwierigen Aufgabe einzuernten. Unmittelbar nach beendigter Operation stiegen die vier Seeleute an dem Obelisken hinauf und schwenkten oben grüne Zweige und dreifarbige Fahnen unter dem lebhaftesten Händeklatschen und Bravorufen der Menge. Vom Eindruck des Monuments läßt sich noch gar nichts sagen, denn der größte Theil des schiefaufsteigenden Mauerwerks steht noch, dem Monolithen hat man sein Hemd noch nicht abgezogen, und die zur Errichtung nöthigen Maschinen erlauben noch keinen ungehinderten Anblick. So viel nur kann ich sagen, daß wir an den auf dem Luxor sich befindenden Hieroglyphen unsere Neugierde nicht wohl laben können, da er auf einem Fußgestelle steht, das ein Drittel von der Höhe des Monuments hat.

St. Petersburg, Oktober.

(Fortsetzung.)

Die Verbannten und Verwiesenen in Sibirien.

Es sind schon viele Plane entworfen worden, die Ansiedler in Sibirien durch ein geregeltes Berufsleben an Ordnung und Häuslichkeit zu gewöhnen, und dem flüchtigen Umherstreifen in den Wäldern und Bergschluchten für immer zu entfremden; keiner von allen erwies sich aber bei der praktischen Ausführung als zweckmäßig; denn der Müßiggang, aus dem alles andere Uebel entspringt, ist dieser Menschenclasse zur andern Natur geworden. Einen der besten Plane reichte vor einiger Zeit Herr von Zeddler, Civilgouverneur von Irkutzk, bei der Regierung ein, er erhielt selbst des Kaisers Beifall, aber, genauer geprüft, ward er bei der großen Zahl der Verbrecher und ihrer jährlichen bedeutenden Vermehrung unzulänglich befunden. Ihm zufolge sollte die Regierung jedem Kronbauern, welcher in die Verehelichung seiner Tochter mit einem Verwiesenen willigt und ihn als Familienglied in sein Haus aufnimmt, eine gewisse Summe Geldes als Gratifikation geben. Die dergestalt abgeschlossenen Ehen würden aber im größten Mißverhältniß mit der Zahl der Verwiesenen stehen, nämlich wie 1:100. Nur zwei Mittel können zur wirklichen Erreichung des Zweckes führen: Beschäftigung und eine den Verwiesenen möglichst nahestehende Beaufsichtigung. In den ackerbautreibenden Gouvernements — wofür das Gouvernement Jeniseisk gilt — müßten aus den Verwiesenen Colonien für den Landbau gebildet, in andern, wo Industrie und Handel vorherrschen, könnten sie in Manufakturen und Fabriken mit Nutzen verwandt werden. Ob aber Ackerbaucolonien ohne ein wirkliches Familienleben, ohne aus diesem sich erzeugende Liebe zum Eigenthum, ohne Hoffnungen für die Zukunft bestehen und gedeihen können, glaube ich nicht, wenigstens werden sie den dabei beabsichtigten Zweck, Verhütung der Desertion, nicht erreichen. Deßwegen glaube ich, daß sie auch im Gouvernement Jeniseisk keinen glücklichen Fortgang haben können, das zwar von der Natur zu einem ackerbautreibenden bestimmt zu seyn scheint, wo aber das angedeutete große Mißverhältniß zwischen beiden Geschlechtern die Mehrzahl der männlichen Verwiesenen zur Vereinzelung verurtheilt. Indessen hat die Regierung neuerlichst beschlossen, hier Dörfer oder Colonien für die Verwiesenen anzulegen. Im September 1827 bestätigte der Kaiser den ihm unterlegten Entwurf, 5955 Verwiesene im Gouvernement Jeniseisk in zweiundzwanzig neuanzulegenden Dörfern zu colonisiren. Zu diesem Behuf sind jedem Ansiedler fünfzehn Desätinen des besten Landes in verschiedenen Cantons des Gouvernements zugemessen. In jedem Bauerhofe werden vier Exilirte untergebracht, einer von ihnen ist Wirth, drei andere Arbeiter. Ersterer übernimmt die ganze Leitung der innern Wirthschaft, wohin vornämlich die Zubereitung der Nahrungsmittel gehört. Die Regierung hat vorläufig alle Kosten der ersten Einrichtung und des Baus der Häuser übernommen, und sie treten sofort in die volle Verpflichtung als Kronbauern ein. Zum Ankauf der Geräthe und Werkzeuge, so wie des nothwendigen Hausviehs, hat sie die Summe von 269,091 Rubel in Papier assignirt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 265.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 4. November 1836.

— Grabumwuchert halbvergeſſener
Heroen Gräber, die der Zeit nur ſchwach
Noch widerſtehn! Sie kennt der Ruf nicht mehr,
Und Fremde nur geh'n dieſen Trümmern nach.
Byron.
Childe Harold.

Briefe aus Griechenland, von L. Rofs.

(Fortſetzung.)

Fünf Minuten vom Ufer landeinwärts, am Abhange des größeren Hügels liegt das Theater, mit der Oeffnung ſeines Halbcirkels gegen das Meer gewandt. Es iſt gegenwärtig in einen Weingarten umgeſchaffen. Ein kleiner Theil der Sitze, von weißem Marmor, iſt noch am Platze; viele der übrigen liegen in der Nähe, oder ſind in die Terraſſen eingemauert, welche die Weinpflanzungen unterſtützen. Die einzelnen Marmorſtücke der Sitze ſind vier bis ſechs Schuh lang und vierzehn und einen halben Zoll hoch; die eigentliche Sitzfläche hat vierzehn Zoll, die etwas vertiefte Fläche aber, auf welcher die Füße der höher ſitzenden Zuſchauerreihe ruhten, nur dreizehn Zoll Breite; Alles nach engliſchem Maaß. — Die beiden Flügel (Enden) des Theaters ruhten auf einem künſtlichen, zum Theil gewölbten Unterbau aus Quadern, Bruchſteinen und Mörtel, von dem noch einige Reſte vorhanden ſind.* In der Orcheſtra hat man, wie man mir erzählte, vor etwa fünf-und-zwanzig Jahren eine vollkommen unbeſchädigte männliche Statue faſt ohne Bekleidung gefunden und angeblich um 800 Thaler an einen Engländer verkauft. An der Baſis ſoll ein A geweſen ſeyn. Hart unter der Rückſeite des linken (nördlichen) Flügels des Theaters iſt ein kreisrundes Gebäude aus Quadern, von dreizehn bis vierzehn Fuß im Durchmeſſer, und bis an die aus Ziegeln gewölbte Decke, von der aber nur ein Theil erhalten iſt, jetzt (bei verſchüttetem Boden) etwa zehn Fuß hoch. Inwendig war es mit Stuck überzogen, an welchem man noch einige Spuren von Farben wahrnimmt. — Fünfzig bis hundert Schritt weiter vom Theater, auf derſelben Seite, ſind in einer kleinen Senkung zwiſchen den Hügeln die Reſte eines beträchtlichen römiſchen Gebäudes aus Ziegeln, mit gewölbter Decke und großen Seitennischen; die Wölbungen der Niſchen wie der Decke ſind mit Stuck verkleidet und ahmen große Kammmuſcheln nach. Auf der Spitze des Hügels über dem Theater war die Akropolis, von deren Mauern einige Bruchſtücke erhalten ſind.

In dem ganzen Umkreiſe der Stadt, vorzüglich aber auf den Hügeln, findet man gegen zwanzig oder dreißig Ruinen von kleinen Gebäuden aus Ziegeln, Bruchſteinen und Mörtel; in den Wänden zehn bis zwölf Zoll tiefe und etwa anderthalb Fuß hohe Niſchen; die gewölbten Decken größtentheils eingeſtürzt. Da ich dieſe Gebäude für Grabkammern erkannte, ſo ſtellte ich am folgenden Tage, welcher ein Sonnabend war, in einem derſelben eine Nachgrabung an. Der Eingang der Kammer lag

* Pauſan. 5, 21 erwähnt das Theater gar nicht.

gegen Nordweſten; ſie hatte inwendig zehn Fuß Länge bei ſieben Fuß Breite, und bis an das Deckengewölbe neun bis zehn Fuß Höhe. In jeder der beiden längeren Wände waren vier, in der kürzeren Hinterwand drei Niſchen. Ich fand ſowohl im Innern, als längs der Außenſeite der Mauern in geringer Tiefe gemauerte Gräber von römiſcher Conſtruction, mit großen Ziegelplatten überdeckt; allein dieſe Deckplatten waren durch die Feuchtigkeit und den Druck der Erde bereits zerbrochen und die Gräber mit Schutt gefüllt; die ganze Ausbeute beſchränkte ſich auf einige Grablampen * und unbedeutende zerbrochene Thongefäße. Inzwiſchen war halb Gytheion zuſammengelaufen, um dem Franken zuzuſehen, der hier für den König nach Schätzen ſuchte, und die guten Maniaten konnten ſich nicht dabei beruhigen, daß ich nicht tiefer grub; denn endlich, meinten ſie, müſſe ſich der Schatz doch finden.

Am Sonntag Nachmittag ritt ich mit dem Eparchen und einem Offizier wieder nach Limne, denn ich hatte den Tempel des Poſeidon von Aegiä noch nicht aufgegeben. Wirklich zeigte man uns am ſüdlichen Ufer des Sees, zwiſchen dieſem und dem Smenos, zwei Ruinen von Gebäuden römiſcher Bauart aus Ziegeln und Mörtel; der Tempel aber war auch heute nicht zu entdecken.

Von hier ritten wir das ganze Smenosthal bis an das Meer hinunter, über Petrovuni, wo nach wenigen Wochen gekämpft werden ſollte, und kehrten über das große Dorf Mavrovuni, nur eine Viertelſtunde ſüdlich von Gytheion zurück. Die Mavrovunioten drängten ſich friedlich und freundlich um den Beamten, der als Arzt ihre Zuneigung und ihr Vertrauen in einem beſondern Grade erworben hatte, und nichts konnte andeuten, daß dieſelben Leute binnen Kurzem ſich gegen die Regierung bewaffnen würden.

Gytheion war vermuthlich ſchon ſeit älteſter Zeit der Kriegs- und Handelshafen von Sparta, und ohne Zweifel iſt Gytheion gemeint, wenn Thukydides erzählt,** daß die Athenäer unter Tolmides (um 455 v. Chr.) die Schiffswerfte der Lakedämonier verbrannten; wenigſtens bezieht Diodoros *** dieſelbe Begebenheit auf dieſe Stadt. Der Name kommt aber erſt bei Skylax vor. So lange Gytheion in gleicher Abhängigkeit von Sparta blieb, mochte es ziemlich unbedeutend ſeyn, und nur als Feſtung und Waffenplatz in Kriegszeiten Wichtigkeit haben. In dieſer Eigenſchaft wird es in der Zeit des achäiſchen Bundes häufig erwähnt. Philipp III. wagte keinen Angriff auf die Hafenſtadt * (um das Jahr 219), aber von den Römern unter dem Conſul L. Quinctius hatte Gytheion eine ſchwere Belagerung zu beſtehen und wurde endlich genommen. ** Es wurde jezt mit dreiundzwanzig andern Städten, welche fortan die Eleutherolakonen hießen (bei Livius die Seelakonen, Lacones maritimi), förmlich von Sparta getrennt. Von dieſer Zeit an ſchwang ſich die Stadt beträchtlich empor und wurde der wichtigſte Ort des Bundes der Eleutherolakonen, dem ſie auch Strategen zu geben pflegte,*** wie ſie in unſern Tagen auch wieder der Hauptort der Nachkommen jener und eine Zeitlang Sitz ihres Feldhauptmanns (des Beis) geworden iſt. Aus dieſer ſpäten Blüthe Gytheions aber erklärt ſich, daß alle ſeine Ruinen der Umgegend den Charakter der römiſchen Epoche tragen. Damals mag auch die von mir entdeckte Waſſerleitung angelegt worden ſeyn, welche aus dem obern Theile des Smenosthals Trinkwaſſer in die Stadt brachte. Aus derſelben Zeit rühren die oben beſchriebenen Gräber her.

---

* Eine dieſer Lampen hat den Namen des Töpfers, Λουκίου. Vergl. meine Inscr. Gr. Inod., fasc. 1, n. 55.

** Thukyd. 1, 108.

*** Diodor. 11, 84.

* Polyb. 5, 19, 5.

** Livius 34, 29, 35, 12 und 13.

*** Inſchrift in meinen Inscr. Gr. n. 51.

Wanderungen innerhalb Paris.

(Fortſetzung.)

Weil wir doch in der Nähe ſind, wollen wir nicht verſäumen, dem Orang-Outang unſern Beſuch zu machen, welcher ſeit vier oder fünf Monaten ganz Paris nach dem Pflanzengarten gelockt hat. Regelmäßig nämlich wird, wie ſchon bemerkt, dieſer Garten nur von Fremden und den Bewohnern der umliegenden Stadttheile beſucht; von Zeit zu Zeit aber ereignet es ſich, daß ſämmtliche Einwohner der Hauptſtadt nach dem entfernten Faubourg Saint-Marceau wallfahrten. Der Wallfiſch und die Giraffe haben nach einander alle Gaffer von Paris, der neugierigſten, gaffſüchtigſten Stadt der Welt, hieher gelockt. Gegenwärtig zieht der Orang-Outang eine Volksmenge an, welche ſich unaufhörlich in den Alleen des Gartens drängt. Jedermann will Jack ſehen; die Griſette aus der Rue Saint-Denis, welche ihn ein Scheuſal nennt, will eben ſo gut ihre Neugierde befriedigen, als andere aufgeklärte Leute, welche ihn Monſieur Jack nennen und, weit entfernt, ihn für einen ungeſchwänzten, unvernünftigen Affen zu halten, ihn wegen ſeiner menſchlichen Ohren, Hände und Naſenlöcher ſtark in Verdacht haben, daß er ein wirklicher Menſch von beſonderer Art, vielleicht gar ein von ſeinen Unterthanen verkaufter aſiatiſcher Prinz ſey, der einzig und allein

deßhalb noch nicht reden könne, weil er noch keine Uebung im Franzöſiſchen habe. Daher würde man ſich gar nicht wundern, wenn Herr Jack eines Tages, nachdem er Schreibunterricht bei einem der erſten Kalligraphen genommen, eine ſchöngeſchriebene Eingabe an die Deputirtenkammer richtete, um ſeine aſiatiſche Krone wieder anzuſprechen oder am Ende gar ſeine Rechte als Herzog von der Normandie geltend zu machen. Jack iſt übrigens ſehr wohl erzogen, durchaus nicht tückiſch und boshaft, er ſpielt gerne mit den Kindern ſeines Wärters, liebt die kleinen Mädchen und ißt und trinkt mit demſelben zierlichen Anſtande, wie viele Menſchen. Der Ebarivari hat eine eigene Bildergalerie, Orang-Outangiana betitelt, eröffnet. Auf einem dieſer Blätter ſehen wir Herrn Maleur dem Herrn Jack eine Viſite machen; beide ſitzen einander gegenüber; Jack hat Maleur's Hut auf und Maleur ſtarrt mit vorgeſtrecktem Kinn und platt zurückgedrängter Stirn den ihm gegenüberſitzenden Jack ſo blödſinnig an, daß man nicht weiß, welcher von Beiden dem Affengeſchlecht angehört.

Ungefähr in der Mitte des Gartens ſehen wir ein lebendes Beiſpiel von der kurzen Dauer großer Berühmtheit in Paris. Die arme Giraffe! wie hochgefeiert war ſie einſt, wie einſam und verlaſſen ſchreitet ſie jetzt hinter ihrer Umzäunung daher! Jack hat ganz Recht, wenn er ſich um alle Gunſtbezeugungen des Publikums wenig bekümmert und den feinen Kopfſalat dem vergänglichen Ruhme vorzieht. Wer erinnert ſich nicht, wie man vor acht Jahren nur von der Giraffe ſprach? Die Damen trugen Hüte à la giraffe, Kopfputz à la giraffe, Stoffe à la giraffe; kurz Alles in Paris war damals à la giraffe, und wie viele Pariſer ahnen heutzutage, daß die Giraffe wirklich noch exiſtirt? Indeß einige alte, zurückgezogen lebende, verabſchiedete Staatsdiener aus den Pensions bourgeoises des angrenzenden Stadtviertels beſuchen ſie noch von Zeit zu Zeit, was zwar auch in eigennütziger Abſicht geſchieht, aber doch geſchieht. Sie wollen nämlich nachſehen, wann es rathſam iſt, die flanellene Unterjacke anzuziehen, denn die Aerzte haben der Giraffe bei ungünſtiger Witterung Flanell zu tragen verordnet, weßhalb ſie jenen regelmäßigen Beſuchern des Gartens als Thermometer dient; das ganze umliegende Stadtviertel kleidet ſich zugleich mit der Waiſe der afrikaniſchen Wüſte in Flanell. Ich freue mich jedesmal, wenn ich die Giraffe ſehe, jenes ſeltſam gebaute Rieſenthier, welches ſo hochbeinig iſt, daß die Büffel und Kühe, welche mit ihm in ſeiner Umzäunung eingeſchloſſen ſind, bequem unter ſeinem Bauche durchgehen können. Vor einiger Zeit hatte böswillige Schadenfreude das Gerücht ausgeſprengt, die Giraffe leide am Heimweh und nehme zuſehends ab, wie früher der Mohr, welchen der Paſcha von Egypten ihr zur Begleitung und Verpflegung mitgegeben hatte, und in den eine vornehme Pariſerin, wie der böſe Leumund ſagt, ſich ſo heftig verliebte, daß ſie ſogar ſeine Entführung bewerkſtelligte. Was das Unwohlbefinden und Heimweh der Giraffe anlangt, ſo können wir dieſem Gerüchte widerſprechen. Die Giraffe iſt eine Stockfranzöſin geworden, wie uns ihr Wärter verſichert; ſie denkt an Abyſſinien nur mit Achſelzucken, ſie iſt friſch, munter und geſund, ſie bückt ſich, wenn ſie ein grünes Blatt vom Gipfel des Baumes herunterholen oder eine Schwalbe im Fluge liebkoſen will, ſie ſpielt und jagt ſich mit den Kühen und Ziegen, die mit ihr in einer Abtheilung beiſammen ſind.

Neben dieſer leichten, luſtigen Geſtalt ſehen wir in einer von dicken Pfählen gebildeten Umzäunung zwei Elephanten, gute, ſchwerfällige, plumpe Thiere, Vater und Sohn, welchen die Soldaten, Studenten und Kindermädchen gâteaux de Nanterre zu ſpeiſen geben. Hier finden wir auch wieder den gelehrten, naturforſchenden Spießbürger aus dem Marais, den wir ſchon bei den Bärengruben angetroffen; es iſt ſehr ergötzlich mit anzuhören, wie er ſeinen Begleiterinnen die Sitten des Elephanten und die Eigenſchaften dieſes klugen, verſtändigen Thieres erzählt, welches man nur nicht necken und in Zorn bringen dürfe. Er wiſſe davon ein Geſchichtchen zu erzählen, welches allen Spaßmachern zur Warnung dienen könne. Da der gute Mann mit ſo vernehmlicher Stimme ſpricht, daß die Vorübergehenden ſtehen bleiben, haben wir die Anekdote mit angehört und wollen ſie mittheilen: „Im Jahr 1811 neckten den einen unſerer beiden Elephanten preußiſche Offiziere, indem ſie ihm allerlei Sachen vorhielten, die ſie ihm dann vor dem Rüſſel wieder wegzogen. Nicht ſo brutal und unmächtig in ſeiner Rache, als Père Martin in ſeinem Graben, füllte das kluge Thier ruhig und bedächtig ſeinen Rüſſel mit ſchlammigem Waſſer aus dem Baſſin, das in ſeiner Umzäunung iſt, und entleerte ihn ſo geſchickt, daß er nur ſeine Beleidiger traf, die mit einem tüchtigen Platzregen übergoſſen wurden. Voll Zorn hielten ſich die preußiſchen Junker deßhalb an den Wärter des Elephanten und überhäuften ihn mit Schimpfworten. Dieſer erwiderte mit gelaſſener Ironie: „Messieurs, votre adversaire, le voici! entrez, s'il vous plait, pour prendre votre revanche.“ Die Preußen wurden ausgelacht und gingen nach Hauſe, um die Kleider zu wechſeln. Nun ſage man noch, daß der Elephant keine menſchliche Ueberlegung habe.“ Darauf fährt der Cicerone fort, Jedem, der ihn hören will, ſeine naturgeſchichtlichen Kenntniſſe auszukramen, welche er ohne Zweifel Büffon verdankt. Er rühmt des Thieres Milde und Dankbarkeit gegen Alle, die es nicht beleidigen oder ihm gar Gutes thun; auch merke es ſich trefflich, wenn man ihm was verſprochen habe, und ſey dann deſto

fleißiger, werde aber auch — denn ein Elephant glaube noch an Treue und Redlichkeit unter den Menschen — ganz wüthend, wenn man ihm das Versprochene nicht halte. Er vergißt nicht, Wein und Reisbranntwein als Lieblingsgetränke des Elephanten anzuführen, welche er auf die geschickteste Weise aus versiegelten Bouteillen vermittelst seines Rüssels herauszieht. Sonst habe man ihn im Kriege gebraucht und ganze hölzerne Thürme voll Soldaten auf ihn gepackt; in neuester Zeit sey er auch dramatischer Künstler geworden und habe in der Porte Saint-Martin und im Cirque Olympique mit rauschendem Beifall Vorstellungen gegeben. In der Regel werde er viel über tausend Jahre alt, nur nicht auf der Bühne und im gezähmten Zustande. Diese naturhistorischen Notizen sind echt aus dem Leben gegriffen. An allen öffentlichen Orten findet man zwar in Paris Merkwürdigkeiten gewisser Art; aber nur im Pflanzengarten kann man den Pariser Philister auf seiner rechten Höhe und in seiner unerschütterlichen, spießbürgerlichen Selbstzufriedenheit bewundern; er weiß Alles und noch etwas mehr. Bei solchen Gelegenheiten kann man ungefähr die Summe von halben Kenntnissen und barocken Vorurtheilen schätzen, welche sich in seinem Hirne eingenistet haben. Jede Widerlegung und Belehrung ist da vergebens.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Oktober.

(Beschluß.)

Die Verbannten und Verwiesenen in Sibirien.

Von dem Moment an, wo die Verwiesenen in ihren neuen Beruf treten, müssen sie sich selbst nähren, kleiden und die den Kronbauern obliegenden Steuern der Regierung zahlen; so war es übrigens mit allen bis jetzt in Sibirien angesiedelten Verbrechern, und die Regierung hat bei diesen neuen Etablissements die früher festgesetzten Regeln nicht abändern wollen. Weil sie aber als anfangende Landwirthe, die dem ihnen vorgesetzten Hauptzweck, dem unablässig fleißigen Anbau des Landes, leben sollen, keine Mittel zum Nebenerwerb haben, so hat ihnen die Regierung einen Vorschuß von 210,855 Rubel bewilligt, für welche Summe sie in den zwei ersten Jahren sich die nöthige Saat zum Bestellen ihrer Felder anzuschaffen haben. Die erstgedachte Summe von 269,091 Rubel wird ihnen ohne Wiedererstattung verliehen, die letztere müssen sie aber der Regierung zurückzahlen. Im März 1829 begann man den gedachten Entwurf an Ort und Stelle mit der größten Thätigkeit auszuführen. In den im Voraus dazu bestimmten Distrikten wurden die Landstrecken zum Bau der Dörfer gemessen, sofort in den Dörfern der Kronbauern diejenigen bisher bei ihnen angesiedelten Verwiesenen ausgewählt, welche in den für sie aufzuführenden Dörfern untergebracht werden sollten, und die nöthige Zahl von Inspectionsbeamten für sie angestellt; nachdem alles dies geordnet war, erhielt jeder Verwiesene sein Hausgeräth, wohin vornämlich das Hauptwerkzeug des russischen Bauern, das Beil gehört, womit allein er fast Alles auszuführen im Stande ist. Unter den rastlosen Schlägen der Axt fielen die zum Bau der Häuser bestimmten Wälder. Alles hatte einen so raschen Fortgang, daß wie auf einen Zauberschlag mehrere Dörfer vollendet dastanden. Es war streng vorgeschrieben, daß nach Verlauf von vier Jahren, gerechnet vom März 1829, die ganze, aus zweiundzwanzig Dörfern bestehende Colonie vollendet seyn sollte. Die Regierung scheint indessen dieses Colonialsystem nicht plötzlich, sondern nach und nach ausführen zu wollen. Nach der Ansiedelung jener ersten 5955 Individuen könnte füglich noch eine gleiche Zahl auf demselben Boden untergebracht und so in Folge der Zeit progressiv fortgeschritten werden. Nach Verlauf der den Ansiedlern gestatteten vier ersten Arbeitsjahre beginnen die ihnen von der Regierung gesetzten zwölf Bildungsjahre, während welcher sie das ganze von ihr erhaltene Darlehen, 210,855 Rubel, zu tilgen haben. Die Colonisirung von beinahe 6000 Individuen kostet sie mithin 269,091 Rubel. Würde sie nun noch eine gleich starke Zahl, nämlich 11,910, ansiedeln, so käme sie nach dem bestehenden Exilreglement der Einzelne nur auf 22 Rubel 60 Kopeken zu stehen. Kann eine so wichtige Staatsoperation wohl wohlfeiler realisirt werden? Die Zahl der während zehn Jahren aus Rußland nach Sibirien überhaupt transportirten Verbrecher ist mir nicht genau bekannt, so viel weiß ich aber bestimmt, daß innerhalb neun Jahren, von 1823 bis 32, in das von mir administrirte Gouvernement Jenisseisk 25,597 gesandt wurden. Nach diesem Verhältniß muß ihre Anzahl in allen vier Gouvernements, welche das heutige Sibirien bilden, über 100,000 Individuen betragen haben. Wie schon oben angegeben ward, beträgt der Umfang des Gouvernements Jenisseisk 2,883,009 Quadratwerste, in welcher Hinsicht es sich mehreren bedeutenden europäischen Reichen gleichstellen kann. Die ganze Bevölkerung, Eingeborene und Verwiesene zusammengenommen, beträgt aber nur 106,080 Individuen männlichen und 85,077 weiblichen Geschlechts, überhaupt also 191,157 Köpfe.

Unter den in Sibirien lebenden Verbannten befinden sich — wenn auch in geringer Zahl — zwei Menschenclassen, die durch ihre Eigenthümlichkeiten zu merkwürdig sind, als daß sie nicht hier mit einigen Worten erwähnt werden sollten: es sind die Juden und die der griechischen Kirche abtrünnig gewordenen Sektirer (Raskolniki). Erstere leben, wegen Verbrechen aus dem europäischen Rußland exilirt, in ganz Sibirien zerstreut. Man gab sich alle Mühe, sie für den Ackerbau zu gewinnen, aber vergeblich. Nur mit größtem Widerwillen und unter stetem Widerstreben verrichten sie dergleichen Arbeiten. Von den frühesten Zeiten an's Schacherhandwerk und speculative Handelsoperationen gewöhnt, paßt sich dieses Volk eher der Bevölkerung in den Städten, als den einfachen Landleuten an, was die Regierung auch vermocht hat, ihren frühern Plan aufzugeben. Die Abtrünnigen leben in Sibirien, bei der bekannten Toleranz der Regierung, in der freien, ungehinderten Ausübung ihres selbstgeschaffenen Religionssystems, wohin namentlich auch der irrige Wahn gehört, daß man durch freiwillige Verstümmelung am eigenen Körper ein Gott wohlgefälliges Werk verrichte. Sie finden unter der übrigen sibirischen Bevölkerung keinen Anhang.

Als vieljähriger Zeuge aller Lebensverhältnisse der sibirischen Verwiesenen, glaube ich das Zeugniß ablegen zu können, daß ich unter allen civilisirten Staaten Europa's keinen kenne, der so viele Fürsorge für seine durch das Gesetz bestraften Verbrecher beweist, dessen Verfügungen so sehr den Geist der Humanität athmen, und der auf so klug berechnete Weise Strenge mit Milde zu vereinigen weiß, als Rußland.

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 5. November 1836.

Ihr unterscheidet nichts an einem Mann
Als seinen äußern Schein, und der, weiß Gott,
Stimmt selten mit dem Herzen.

Shakespeare.
Richard III.

Arrowsmith,

eine englische Criminalgeschichte von Wilhelm von Chézy.

In einer kleinen Stadt Englands drängte sich eines Tags das Volk mehr noch als gewöhnlich zu der Sitzung des Gerichtshofs, vor dem heute ein Verbrecher stand, der mit unerhörter Frechheit eine Freveltat ganz in der Nähe des lebhaften Ortes vollbracht hatte. Mit Schauder und Neugier suchte die zahlreiche Versammlung der Züge des Mörders ansichtig zu werden, dessen Urtheil die Stimme des Volkes schon im Voraus gesprochen hatte, und obschon das glatte Antlitz des Mannes das friedliche Gepräge vollkommener Ruhe trug, so zögerte doch Niemand, diesen gelassenen Ausdruck der Mienen und der Haltung für die Gleichgültigkeit eines verhärteten Bösewichts zu erklären. Ja, diese vorgefaßte Meinung der Zuschauer ging so weit, daß sie in Zischen und Murren ausbrachen, als der Angeklagte auf die erste Frage nach Stand und Namen sich mit der Benennung bezeichnete, welche dem Ermordeten zukam: Jonathan Arrowsmith, aus Jamesbill in Pensylvanien.

Mit Mühe gelang es dem Gerichtshof, die geziemende Ruhe wieder herzustellen, worauf der Lord Oberrichter sprach: „Ihr habt unstreitig Beweise für Eure Behauptung?“ — „Gewiß, Mylord,“ entgegnete der Angeklagte, „insofern Ihr mir nur Zeit gönnen wolltet, sie herbeizuschaffen.“ — „Wir haben Euch alle nothwendige Zeit vergönnt,“ fiel des Königs Anwalt ein; „länger aber vermögen wir nicht zu zögern, besonders da die Gesandtschaft der nordamerikanischen Freistaaten erklärt hat, ihr sey kein Ort mit Namen Jamesbill in Pensylvanien bekannt.“ — „Ei,“ meinte der Angeklagte, „die Gesandtschaft mag wohl besser in der Geographie Londons bewandert seyn, als in der der heimischen Wälder, und es ist grausam von Euch, daß Ihr mir nicht einmal Zeit laßt, die Antwort auf meine Briefe nach der Heimath abzuwarten.“ — „Die Antwort könnte längst da seyn,“ warf der Kronanwalt ein, „und der Gerichtshof sieht wohl ein, daß Ihr ihn nur mit leeren Vorwänden hinhalten wollt. Wo habt Ihr Euern Paß?“ — „Den habe ich am Tage vor meiner Verhaftung verloren.“

Der Oberrichter gebot dem Kläger, seine Klage vorzubringen, und der Anwalt las die Akte ab, deren wesentlicher Inhalt folgender war: „Es war im Februar dieses Jahrs, als eines Abends in einem Wirthshaus, eine kleine Tagereise von hier, ein einzelner Reiter auf einem Schecken einkehrte, und auf die Frage des Wirths erklärte, er heiße Jonathan Arrowsmith, komme aus Nordamerika und bereise England zu seinem Vergnügen. Da der Fremde nicht viel Worte zu lieben schien, und

außerdem noch viele Gäste da waren, ließ der Wirth von dem einsylbigen Gesellschafter ab und beschäftigte sich, wie manche andere, vielfach mit einem gewissen Saunders, der aus Irland, seiner Heimath, zu kommen vorgab, und die versammelten Zecher mit allerhand Lügen und Schwänken unterhielt, augenscheinlich um mit der Lustigkeit zugleich die Freigebigkeit seiner Zuhörer zu erregen und zu benutzen, was ihm denn auch trefflich gelang, so daß der Wirth zu seinem großen Vergnügen die Stunde des Schlafengehens weiter, als gewöhnlich, hinausgeschoben sah, und sich bewogen fand, dem muntern Gaste jegliche Bezahlung zu erlassen. Dieser aber zechte, nach kurzer Ruhe, um drei Uhr nach Mitternacht, beim Schein des letzten Mondviertels, seinen Stab weiter, der Amerikaner dagegen brach einige Stunden später auf. — Am folgenden Abend nun kam ein Mann, der sich Arrowsmith nannte, auf einem Schecken reitend, in unserer Stadt an, stieg im Ankerwirthshaus ab und verlangte alsbald ein eigenes Zimmer und einen Wundarzt. Dieser kam und fand eine Verletzung, die einem Streifschuß glich, der, hinten auf der Achsel, in schräger Richtung von oben nach unten gegangen war. Der Verwundete behauptete, er habe sich durch Unvorsichtigkeit mit seiner eigenen Pistole verletzt, und könne keine rechte Auskunft geben, wie dies eigentlich zugegangen, da er von vielem und starkem Rum etwas erhitzt gewesen sey. Der Wundarzt beruhigte sich bei dieser Auskunft, so unwahrscheinlich sie ihm auch vorkam, und behandelte den Kranken mit all der Sorgfalt, die nun nöthig wurde, da die anscheinend so leichte Wunde demselben ein äußerst heftiges Fieber zuzog, das ihn vierzehn Tage lang auf seinem Lager festhielt. — Unterdessen ward es bekannt, daß in der Nähe der Stadt der Leichnam eines ermordeten Mannes gefunden worden, der, wahrscheinlich von Thieren zerfressen, ganz unkenntlich sey, und der Ueberrest eines Fremden seyn dürfte, da aus der Stadt und Umgegend Niemand vermißt werde; zugleich hieß es, der Leichnam habe noch Reitstiefeln mit schweren Sporen an den Füßen gehabt, was zu beweisen schien, daß der Verunglückte beritten gewesen. Dieser letztere Umstand fiel dem Wundarzt auf, da es ihm plötzlich klar wurde, die Wunde seines Kranken könne wohl von einem Schusse herrühren, den ein Reiter vom Sattel aus gegen einen Fußgänger abgefeuert; und so sah er sich bewogen, seine Vermuthungen dem königlichen Anwalt mitzutheilen, worauf denn die Verhaftung des Verdächtigen und die Einleitung einer Untersuchung erfolgte." — „Das Ergebniß dieser Untersuchung," schloß der öffentliche Ankläger, „ist nun, daß ich gegenwärtigen Mann, der sich einmal Saunders genannt hat, und dessen übrigen Verhältnisse nicht zu ermitteln waren, auf Leib und Leben anklage, den Nordamerikaner Jonathan Arrowsmith auf des Königs Heerweg ermordet und seiner Habseligkeiten beraubt zu haben."

Das Zeugenverhör begann. Da der Weg, auf welchem der Ermordete gekommen, nicht hatte ausgemacht werden können, so war der Wirth jenes Hauses, dessen die Anklageacte in der Einleitung erwähnt hatte, der erste Zeuge, welcher auch den Angeklagten für den muntern Irländer Saunders erkannte, der in seinem Wirthshause die Gäste so sehr zum Lachen und Trinken gereizt habe. Nun öffnete sich auf des Oberrichters Wink die Flügelthüre, und in den Saal ward ein aufgezäumtes und gesatteltes Roß geführt. „Angeklagter, kennt Ihr dieses Thier?" fragte der Richter. Der Angeklagte erhob sich alsbald und ging auf das Pferd zu, dem er auf den Hals klatschte, wobei er sagte: „Armer Scheck, du mußt jetzt seit so vielen Monden im Stall stehen und wirst ganz steif werden, wie dein unglückseliger Reiter auch. Aber ich hoffe zu Gott, dem Beschützer der Unschuld, daß wir morgenden Tages frank und frei mitsammen von dannen ziehen werden." — „Ihr und der Scheck?" sagte der Wirth; „beim Himmel, ihr zwei gehört mit Recht nicht zusammen, denn auf diesem Thier ist der Nordamerikaner aus meinem Haus von dannen geritten." Der Oberrichter winkte, und das lebende Ueberführungsstück, dessen Erscheinen die Zuschauer des ernsten Auftritts nicht wenig belustigt hatte, ward hinausgebracht. „Was habt Ihr gegen das Zeugniß dieses Mannes einzuwenden?" fragte der Richter. „Nur eine Kleinigkeit," hieß die Antwort; „er verwechselt die Personen und hält mich für einen Irländer, statt für einen Amerikaner, der ich wirklich bin." — „Und wer wäre denn der Ermordete?" — „Habt ihr ihn mir vorgeführt?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Wanderungen innerhalb Paris.

(Beschluß.)

Wir können dem Leser unmöglich alle Thiere aufzählen, welche den Pflanzengarten bevölkern. Nichts ist aber artiger, als der Anblick so vieler Truthähne, Trappen, Pfauen, Störche, Flamingo's, Kraniche, Ibis, Kiebitze, Möven, Pelicane, Gänse und Enten, welche alle in einer Umzäunung beisammen leben; auch gewährt es eine sehr angenehme Unterhaltung, die Kameele, Gazellen, Lama's, Zebra's, Kanguruhs, Gemsen, Ziegen, Rehe, Hirsche, Kühe und Schafe der verschiedensten Länder in zehn Quadratschuh breiten Thälern und auf klafterhohen Hügeln springen und grasen zu sehen. Mit einem Worte, der Pariser Jardin des Plantes ist eine große, weitläuftige Menagerie, ein Bagno von Ungeheuern aus der Wüste, ein Hühnerhof und eine Weide

für die Repräsentanten der harmlosen, pflanzenfressenden Geschlechter, ein wahres Miniaturbild der Schöpfung, ein Theater, welches jeden Tag, und zwar unentgeldlich, Fremden und Einheimischen offen steht. Wer in Paris wohnt oder es besucht, kann alle Tage die Reise um die Welt machen, ohne daß er um ein anderes Cap, als um die Ecke der Rue des Fossés Saint-Victor zu steuern braucht. Hier war es, wo der berühmte französische Naturhistoriker Büffon mit seinem Spitzenjabot, seinen Mechelner Manschetten und seinem Haarbeutel die Natur studirte; denn in seinem nobeln Jahrhundert hielt sich der Naturforscher nicht für verbunden, seine Fußsohlen auf dem brennenden Sande des Orients und auf den Eis- und Schneefeldern Lapplands abzuhärten. Büffon hat sich nicht, wie unser Humboldt, in die entgegengesetzesten Himmelsstriche gewagt; er trug Schnallenschuhe und seidene Strümpfe, er sah dem Sonnenaufgang von seinem Fenster zu und lernte das Polareis bei einem Glase Gefrornem und die heißen Zonen bei einer Tasse Mokkakaffee kennen. Er sprach mit begeisterter Vorliebe von Pferden, ist aber sein Lebtage auf kein Pferd gekommen, so wenig als Hiob, der erste Sänger des Pferdes. So oft den großen Naturbeschreiber eine unwiderstehliche Reiselust anwandelte, nahm er einen Regenschirm und wagte sich ganz mutterseelenallein unter die Lindenallee, welche zu dem Gewächshause von rothen Backsteinen nahe bei der Bärengrube führt. Dort studirte er die Nelken und Ranunkeln und vertrieb sich die Langeweile mit einem Bären. Nach Hause zurückgekehrt, begann er ein neues Capitel seiner Naturgeschichte, dessen Anfang entweder lautete: Vor allen Thieren der Schöpfung kann der Bär... oder: Unter allen Blumen des Gartens ist die bescheidene Nelke... Darauf schlief er auf einem der höchsten Schneegipfel der Schweizer Alpen in seinem Alkov hinter gold- und silberdurchwirkten seidenen Vorhängen ein. Majestati naturae par ingenium — so lautet die Inschrift unter Büffons Statue, welche im Saal der Bibliothek des Jardin des Plantes aufgestellt ist. Der berühmte Naturforscher soll sie bei seinen Lebzeiten in einem Anfalle von Bescheidenheit, wie sie den französischen Akademikern des verflossenen Jahrhunderts eigenthümlich war, selbst verfaßt haben.

Außer der lateinischen Inschrift und dem Gewächshause von rothen Backsteinen ist heutzutage im Jardin des Plantes nichts mehr von Büffon übrig geblieben; die Sichel der Zeit und die Ordonnanzen des Herrn Thiers haben alle alten Baulichkeiten aus dem Wege geräumt. Für die Affen hat man ein eigenes Palais in elegantem Styl errichtet, über dessen Haupteingang nach der Angabe des Charivari mit großen goldenen Buchstaben angeschrieben werden soll: au grand ministre Thiers les singes reconnaissans. Man hat ferner zwei wunderbar schöne Treibhäuser gebaut, die binnen ganz kurzer Zeit wie auf einen Zauberschlag aus dem Boden hervorgewachsen sind und durch Dampf geheizt werden; sie haben ein so luftiges, leichtes Ansehen, und sind doch fest und solid, wie Granit. Sie gleichen von außen ungeheuern Kiosken, voll abendländischer Grazie und morgenländischer Poesie, worin sich die Palmen, gleich verbannten Sultanen, an unsern schwachen Sonnenstrahlen wärmen. Nie hat man größern Prachtaufwand gemacht, um die fremde, ausländische Aristokratie des Pflanzenreichs zu herbergen. Ich weiß Fürsten in Europa, welche in minder prachtvollen Gebäuden wohnen, als hier die indischen Bäume. Zahlreiche Blitzableiter schützen ihre Kuppeln; zahllose schlanke Eisenstäbe, an denen ein künstlicher Firniß das Metall unkenntlich macht, fassen die Tausende und aber Tausende von Fensterscheiben ein, welche die Sonnenstrahlen auffangen. Diese wahrhaft bewundernswürdigen Treibhäuser liegen auf einer kleinen Erhöhung, rechts von den zwei Lindenalleen, deren Schatten den Spaziergänger an das entgegengesetzte Gitterthor des Gartens führt, wo man nur zwanzig Schritte vom Wasser entfernt ist und die Aussicht nach dem Bastilleplatz hin über die schöne Austerlitzbrücke hat, durch deren eiserne Triumphbogen die Seine ihren siegreichen Einzug in Paris feiert.

Jezt aber ist es Zeit, den Hügel des Labyrinths zu besteigen und seine Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Auf der Mitte des Wegs etwa treffen wir die berühmte Ceder vom Libanon, welche Tournefort im Jahr 1735 aus Syrien in seinem Hute mitgebracht hat. Gegenwärtig dehnt der hundertjährige Baum seine ewig grünen Zweige weithin aus, und unter dem Schatten seiner Blätter, welche sich über unserm Haupte zu einem dichten Laubdach, zu einer heiligen Kuppel zusammenwölben, spielen und freuen sich die Kinder des nahegelegenen Stadttheils. Indem wir langsam die melancholischen Gänge des Labyrinths, welche die Ceder vom Libanon mit ihrem angenehmen Harzgeruch erfüllt, hinansteigen, begegnen wir von Zeit zu Zeit einigen jungen, blassen, unbärtigen oder sehr bärtigen Lesern. Sie kleiden sich höchst einfach und sind Enthusiasten für die Naturwissenschaft, denen das Genie Curiers graue Haare macht. Stören wir sie nicht in ihrer Verzückung! Oben auf dem Gipfel des Hügels unter dem kleinen, gußeisernen Ruhmestempel angelangt, sehen wir vor uns ein weites Panorama. Zu unsern Füßen ist Paris gelagert und regt und bewegt sich wie ein unermeßlicher Ameisenhaufen, während hinter unserm Rücken in Grabesstille die Todtenstadt ruht, der Kirchhof des Père Lachaise, dessen weiße, marmorne Denkmäler durch die Zweige der Ceder wie vorüberschwebende Geister erscheinen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Die Malibran.

Die Malibran ist todt. In London hat ihre Laufbahn begonnen, und wiewohl eine Malibran der Welt angehört, hat doch von allen Städten dieser Welt London auf sie das nächste Recht. Leider muß man es sagen, wenn sie ein Opfer ihres Kunsteifers wurde, so war vielleicht die englische Hartherzigkeit viel daran Schuld. Das Musikfest in Manchester zu verherrlichen, traf sie daselbst in Begleitung ihres Gemahls am eilften September ein. Schon am folgenden Morgen fühlte sie durch Unwohlseyn sich verhindert, der großen Probe in der Kirche beizuwohnen. Dagegen sang sie Dienstags sowohl des Morgens im Oratorium, als des Abends im Concerte, weniger, weil sie sich wohler fühlte, als weil sie den laut gewordenen Verdacht zu widerlegen wünschte, daß ihre Krankheit eine gemachte sey. Aus gleichem Grunde sang sie wieder Mittwochs früh in der Kirche und Abends im Concerte — hier zum lezten Male. Das ungewohnte Wanken ihrer Stimme hatte bereits am Morgen den gebrochenen Zustand ihrer Gesundheit bezeugt, und es wäre von Seiten des Comité wohl menschlich gewesen, sie von der Abendleistung zu entbinden. Doch Geldinteresse ist in England ein hartherziger Tyrann; wofür der Engländer zahlt, das will er auch vollständig haben, und müßte die Kunst nicht nach Geld gehen, persönliche Beachtung würde keinen Künstler nach England locken. So brachte die Sängerin einer mißverstandenen Pflicht ihr Leben zum Opfer, und mit der lezten Kraft in ihrer Brust sang sie erst in einem vierstimmigen Beethovenschen Canon und dann — ihren Schwanengesang — in dem schönen Duett zwischen Andronico und Irene, Fanne se alberghi in petto, aus Mercadante's Oper Andronico. Es ist kaum zu glauben, daß das Publikum von dem Unwohlseyn der Sängerin wissen oder an der zitternden Stimme und an den erbleichenden Zügen es erkennen und doch encora rufen konnte. Gleichwohl geschah das, und wenigstens der lezte Theil des Duetts mußte wiederholt werden. Unverzüglich nach ihrer Entfernung aus dem Orchester sank sie ohnmächtig nieder; ein anwesender Arzt schlug ihr eine Ader, und nun zeigte Jemand der Versammlung an, daß der Arzt ihr für diesen Abend alles weitere Singen schlechterdings verboten habe. Als Beleg für die angedeutete Sinnesart des Comité diene Folgendes. Ein Mitglied desselben, ein reicher, feister Baumwollenspinner, war Zeuge der Ohnmacht und des Aderlasses. Sobald die Künstlerin die Augen wieder aufschlug, rief der Bauchherr: „Sagt' ich's doch, daß sie sich erholen werde; nun kann sie schon wieder singen!“ Die Malibran hörte es. Ein rasches Roth überflog ihre bleiche Wange, sie sah den Gemästeten schweigend an, und wie seine von Fett zusammengedrückten Augen ihren Blick wirklich auszuhalten vermochten, sagte sie: „Ihre Prophezeiung ist unrichtig, mein Herr; ich bin kein englischer Boxer, dem man etwas Blut abzapft, damit er wieder frisch an die Arbeit gehe.“

Die Leistungen der in ihrer Jugendblüthe, im kaum vollendeten achtundzwanzigsten Jahre weggerafften Künstlerin sind auch in diesen Blättern so oft besprochen worden, daß selbst diejenigen sie kennen, die — aus freiwilliger oder gezwungener Loyalität — Börne's Entzückungen bei ihrem Auftreten in Paris in seinen verbotenen Briefen nicht gelesen haben sollten. Dessenungeachtet mag ein Wort der Erinnerung nicht überflüssig scheinen. Europa war bloß gerecht in den Huldigungen, mit welchen es die seltene Künstlerin gefeiert hat. Sie verdiente die Kränze, welche Paris und Mailand und Neapel ihr gewunden haben. In Gesang wie in Spiel ragte die Malibran durch die Geschmeidigkeit ihrer Stimme wie durch ihre lebhafte Auffassung über alle ihre Zeitgenossinnen empor. Die Musik jedes Styls, jeder Schule, jedes Jahrhunderts war ihr leichtes Spiel. Mehr als einmal hat sie an einem und demselben Abend in fünf verschiedenen Sprachen gesungen, und da die leidenschaftliche Scene aus dem Freischütz eben so treu und wahr, wie die heitern, reizenden Weisen der Provence, deren viele sie selbst componirt. Der ungemeine Umfang ihrer Stimme befähigte sie, die ganze Reihe von Gesängen zu beherrschen, in welche gewöhnlich Contralto und Sopran sich theilen. Dabei ist allerdings nicht zu leugnen, daß die wilde Lebhaftigkeit ihres Gemüths sie oft zu einem Fluge und zu Cadenzen fortriß, die eher excentrisch als schön waren, im Muthwillen ihrer vollen Kraft wetteiferte sie mit den Arpeggi von Beriots Geige, und eilte von den höchsten zu den tiefsten Noten mit einer Kühnheit, vor welcher minder feste Sänger schüchtern zurückbeben. Wer aber die Malibran in aller Hoheit ihrer Größe sehen, ganz den reinen Ausdruck begreifen wollte, den sie in die Musik zu legen verstand, der mußte sie im Oratorium hören, im ernsten Pathos ihres deh parlate, in der ruhigen, heiligen Melodie ihres Pastorale im Messias oder in dem prächtigsten aller Recitative: singet dem Herrn, in Israel in Egypten. In diesem lezteren war sie und der Geist der Scene so völlig eins, daß kein Maler die Prophetin Miriam in Aussehen, Gestalt und Haltung würdiger sich zu denken vermocht hätte. Das Charakteristische ihres Gesanges war auch das Charakteristische ihres Spiels, stets getragen, bisweilen zu weit getragen von dem Geiste, der sie auf der kurzen, aber glanzreichen Bahn riesenhafter Duldung und Anstrengung unterstützte. Konnte sie in keiner Rolle durchaus mit der sibyllinischen Größe einer Pasta oder mit dem tiefen Gefühle einer Schröder-Devrient sich messen, so hatte sie doch ihre Momente der Begeisterung, in denen sie jeden Zuhörer dergestalt elektrisirte, daß in seinem Gedächtnisse kein Raum blieb für ihre Nebenbuhlerinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Mein Nachbar ist ein Fabrikant:
So wird er freilich nicht genannt,
Denn ward die wunderlichste Waare
Von ihm geschaffen? Gott bewahre!
Doch ist, was er zu Markt gebracht,
Durch ihn zur Waare erst gemacht;
Durch Menschenhände und Maschinen
Ist, was vorher schon war, erschienen:
Er setzt nur ab, was er erstand,
Zu dem er nichts hinzuerfand.
Beim profitabelsten Vertriebe
Sind seine größte Noth die Diebe.
Da bist kein Selbstschuß, denn der Dieb,
Der stehlend rubig zu Hause blieb,
Verzaubert ihm die besten Güter
In einem Nu in Ladenhüter.
Am Ende meint der Dieb wohl gar,
Daß er im Grunde keiner war;
Denn leider ist der edle Orden
Im röm'schen Recht vergessen worden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 267.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 7. November 1836.

Elisabeth. — Das Weib ist nicht schwa … ibt starke Seelen
In dem Geschlecht.

Schiller.

Eine Woche im Juraland.

Dritter Brief.

Auf meiner kleinen Reise bin ich am Schluß des vorigen Briefs nach Orbe gelangt. Ich hatte damals versprochen, Einiges von den Schlachtfeldern von Grandson und Murten zu erzählen, allein bei näherer Betrachtung scheint es mir zweckmäßiger, diesen beiden berühmten Wahlstätten später einen eigenen Artikel zu widmen.

Orbe liegt an einem Hügel, und tiefer windet sich der gleichnamige freundliche, klare Fluß durch reiche Felder. Das Thal breitet sich anmuthig und lachend aus, in der Ferne die ernste Riesenmauer des Jura mit ihren blauen und violetten Tinten. Wiesen, Wein- und Obstgärten und Gebüsche ziehen sich in anmuthigem Wechsel die Anhöhe hinauf. Die Orbe erheitert und befruchtet das Thal, und an einer freistehenden Anhöhe, mitten in dem schönen Becken, stehen in weiteren und gedrängteren Gruppen die Häuser der Stadt und die Ruinen des alten Schlosses.

Orbe war eine der zwölf Städte, welche die Helvetier verbrannten, ehe sie nach Gallien zogen. Cäsar schlug und zwang sie, die Städte wieder aufzubauen. Später wurde sie wieder von Attila zerstört; aber die Stadt erhob sich auch zum zweiten Male und wurde die Hauptstadt des transjuranischen oder kleinen Burgunds, das sich vom Jura bis zum großen St. Bernhard erstreckte und ein Theil der fränkischen Monarchie war. Die Merovinger hielten in Orbe Statthalter, die sich fast unabhängig machten, und als der lezte umgebracht worden war, ernannte Dietrich seine geistreiche Schwester Theudelinde zur Regentin des transjuranischen Landes. Jugend, Schönheit, Liebenswürdigkeit und Herzensgüte zeichneten sie nicht allein aus, sondern auch durchdringender Verstand, große Regierungsthätigkeit und eine Gerechtigkeitsliebe, die ihren Hofleuten, den Rittern und Herren im Lande oft sehr lästig war; sie gehorchten aber, denn die schöne junge Fürstin ließ nicht mit sich scherzen, und über Alles ging ihr die Liebe der Armen. Darum lebt ihr Andenken auch jezt noch nach zwölf Jahrhunderten im Volke, und gern erzählen sich die Leute von der „schönen Prinzessin.“ Sie verschönerte die Stadt sehr und hielt einen Hof, der in jenen rohen Zeiten berühmt war wegen seiner feinen Sitte. Wie ihre Großtante, die bekannte Brunehild, war sie in Staatswissenschaften wohl erfahren, schrieb treffliche lateinische Briefe und stand selbst mit dem Pabst in Briefwechsel. Die schöne Frau blieb unvermählt. Gegen das Ende ihrer Regierung flüchtete sich Brunehild nach Orbe zu ihr und bat um heimliche Freistatt gegen ihren Verfolger, den König Lothar II., Fredegonden's Sohn. Theudelinde war auch

nicht so hart, ihr dieselbe zu versagen, und die flüchtige Königin ward im Orber Schlosse verborgen. Aber auch hier kundschafteten sie Lothars Leute aus, ergriffen und schleppten sie zu dem martervollen Tod, den uns Johannes von Tours berichtet. Doch die Nemesis blieb nicht aus, denn nach einiger Zeit ward derselbe Lothar II. unter Orbe's Mauern vom Grafen Conrad von Strättlingen geschlagen und getödtet, worauf dieser Conrad Statthalter des transjuranischen Burgunds ward und in Orbe residirte, eben so wie sein Sohn, der die traurigen Umstände des Reichs benuzte, um sich unabhängig von demselben und zum König von „Kleinburgund“ zu erklären. Seine Residenz Orbe kam schnell sehr empor und stand von nun an über ein Jahrhundert an der Spize der westlichen Schweiz. In einem furchtbaren Kampf hielt sich Rudolph I. gegen das mächtige kaiserliche Heer, und nach dessen Rückzug dachte er daran, die tiefen Wunden und die gräßliche Verwüstung des Landes wieder zu heilen. Die Noth auf dem lange ungebaut liegenden Lande war damals so groß, daß die Einwohner sich haufenweis in die Stadtgräben drängten, um sich mit den faulenden Leichen der Gefallenen zu nähren, die da in Menge aufgehäuft lagen. Dieser Rudolph I. war drei-und-zwanzig Jahre lang ein wahrer Vater und Freund seines Volks. Er baute Städte und Dörfer wieder auf, sorgte thätig für Wiederbelebung des Ackerbaus und des Handels, gab den Städten Märkte und andere nüzliche Freiheiten. Nach ihm kam sein Sohn Rudolph II., der Gemahl der im hiesigen Lande noch jezt so berühmten und geehrten Königin Bertha, die besonders gern in ihrem Schloß Payerne am Genfersee Hof hielt, wo es noch steht, noch immer ein stattlicher Zeuge jener kräftigen Zeit, die auch an trefflichen Frauen nicht arm war. Bertha wurde eine echte Nachfolgerin Theudelindens. Zwar war sie nicht so schön, liebenswürdig und gelehrt, wie jene, aber nicht weniger menschenfreundlich und thätig für das Glück ihres kleinen Volks. Zu Payerne, wo sie auch oft Hof hielt, denn sie hielt es für gut, immer im Land umherzureisen, überall selbst zu sehen und die Beamten zu überraschen, gerade wenn sie am wenigsten daran dachten — zu Payerne bewahrt man in der Schloßkirche, wo sie begraben liegt, ihren Sattel und den darauf befestigten Spinnrocken. Wenn sie auf ihrem Maulthier saß und spann, um keinen Augenblick zu verlieren und damit den Frauen im Lande ein gutes Beispiel zu geben, hörte sie auch die Berichte ihrer Beamten und Verwalter, so wie die Klagen und Wünsche ihrer Unterthanen an. Man hat das unbedeutende und leere Königsberz Carls II. unter die Sterne versezt, wie viel mehr verdiente es nicht Bertha's Rocken und Spindel! gewiß nicht weniger als die Friedrichsehre am Haupt der Kassiopeja. Unter König Rudolph II. stieg das Königreich Kleinburgund am höchsten, kam aber unter dessen Sohn Conrad schon wieder von seinem Gedeihen herab, denn das Land litt entsezlich durch die Einfälle der Ungarn und der nach der Schlacht von Poitiers versprengten Mauren. In dieser Zeit mußte sich die alternde Königin Bertha mit wenigen treuen Edelleuten in das Schloß von Neufchatel flüchten und blieb da lange eingeschlossen. Unter Rudolph III., mit dem Beinamen der Faule, sank vollends Alles in Kleinburgund, und da er keine Söhne hatte, so vererbte er sein Land 1032 an den Kaiser Conrad. Im zwölften Jahrhundert rissen die Grafen von Zähringen das Land wieder vom Reiche los, verloren es aber im folgenden Jahrhundert, denn von ihnen eroberten es die Grafen von Savoyen. In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts (1475) begannen die Schweizer Eidgenossen ihren Kampf gegen Johann, Grafen von Romont und Baron von Vaud, das blutige Vorspiel zu ihrem Heldenkriege mit Carl dem Kühnen von Burgund.

(Die Fortsezung folgt.)

Arrowsmith.

(Fortsezung.)

Noch einige Zeugen kamen an die Reihe und erkannten den Beklagten für den Spaßmacher Saunders; dieser wandte die Blicke himmelwärts und berief sich mit dem Ton der festesten Zuversicht auf das Zeugniß des Allwissenden, der sein Herz kenne. Diese Verstocktheit empörte die Zuhörer und schien auch auf die Geschworenen einen höchst ungünstigen Eindruck zu machen. Nun fragte der Kronanwalt nach den allenfallsigen Entlastungszeugen. „Ich kann keine aufbringen, da ich wildfremd im Lande bin.“ — „So könnt Ihr doch wenigstens angeben, welchen Weges Ihr gekommen seyd?“ — „Ich hatte kein Ziel, als nur, durch Bewegung mich zu erheitern, und fragte nicht nach den Namen der Städte und Dörfer. Auch würden wohl die Wirthe sich schwerlich eines so bescheidenen Reisenden erinnern, wie ich Euch früher schon bemerkte, und was gewiß begründet ist; denn gesezt auch, ich wäre nicht ich, hat Euch auf Eure Nachfragen irgendwer Auskunft über den andern Arrowsmith auf dem Schecken gegeben?“ Kopfschüttelnd wandte sich der Kronanwalt von dem Angeklagten ab und dem Gericht zu, vor dem er seine Anklage wiederholte und sich auf alle die Zeugnisse berief, welche den Thatbestand unwiderleglich zu beweisen schienen, wobei die Aussage des Wundarztes noch das lezte entscheidende Gewicht in die Schale legte. Ueber diesen Punkt schlüpfte die Vertheidigung leicht hinweg, kaum die angebliche Betrunkenheit hervorhebend, die als Ursache der Verwundung angegeben worden, denn der Wirth hatte bezeugt,

daß der Amerikaner sich als Mitglied eines Mäßigkeitvereines angekündigt und gezeigt hatte. Dagegen stützte sie sich auf zwei Umstände: erstens war es nicht ausgemacht, daß der Ermordete eine und dieselbe Person mit dem oft erwähnten Arrowsmith sey, zweitens hatte man dem Angeklagten nicht die gehörige Zeit vergönnt, die nöthige Rechtfertigung vorzubereiten, unter dem Vorgeben, daß dieser nur mit eitlen Ausflüchten Zeit gewinnen wolle.

So gedieh endlich die Sache zum Spruch, als auf die letzte Frage, ob er noch etwas vorzubringen habe, der Angeklagte mit einer unerklärlichen Zuversicht entgegnete: „Ich vertraue auf Gott und meine gute Sache, und bin sicher, daß die Macht der Wahrheit die Herzen meiner Richter zum Besten lenken wird.“ — „Eure Sache scheint nicht günstig für Euch zu stehen,“ meinte der Kronanwalt, „und Ihr hättet, wenn Ihr unschuldig wäret, in der That das höchste Unrecht, so unthätig von einem Wunder Eure Rettung zu erwarten.“ Ein verzücktes, stilles Lächeln war die ganze Erwiderung des Angeklagten, ohne daß es irgend einen Eindruck zu machen schien, denn so überzeugt waren die Zuhörer von dem Thatbestand des Verbrechens, daß ihre Aufmerksamkeit bereits nachzulassen begann und es ihnen däuchte, die Förmlichkeiten, welche der Stellung der verhängnißvollen Fragen vorhergingen, seyen diesmal wohl überflüssig, da die Entscheidung nicht länger zweifelhaft seyn könne. Endlich erhob sich der Oberrichter, um an die Geschworenen drei Fragen zu stellen. Sie lauteten: Erstens, hat gegenwärtiger Saunders den reisenden Nordamerikaner Jonathan Arrowsmith am 12ten Februar dieses Jahrs auf offener Straße mit Gefährte angegriffen und denselben ermordet? Zweitens, hat benannter Saunders den besagten Arrowsmith an dem bezeichneten Tage auf offener Straße mit Gefährte angegriffen und denselben so verwundet, daß der Tod nicht unmittelbar durch die Verletzungen, sondern durch später hinzugetretene Umstände erfolgte? Drittens, hat dieser Saunders den Arrowsmith mit offener Gewalt angefallen, um ihn zu berauben? und hat er dies vollführt?“

Als der Vorsitzer der Geschworenen eben den Zettel mit den Fragen in Empfang nehmen wollte, drängte sich ein Mann an der Thüre durch die Wachen und schrie mit starker Stimme: „Ich rufe des Königs Recht an für Wittwen und Waisen!“ Der Oberrichter winkte dem Mann vorzutreten und sagte: „Mein Freund, Ihr beschwört uns bei heiligen Namen, und deßhalb kann ich Euch nicht mit derjenigen Strenge abweisen, welche sich hier wohl ziemte, und will Euch nur bemerken, daß Ihr, um das Recht anzurufen, den gehörigen Weg unter der Leitung eines Sachwalters einzuschlagen habt. Gott befohlen!“ — „Mylord,“ entgegnete der Fremde, „vergönnt mir nur einige Worte, und Ihr werdet sehen, daß ich hier am rechten Platze bin.“ — „So sprecht, aber kurz.“ — „Ich heiße Philipps und wohne in London, wo ich einem Privatgeschäftsbüreau vorstehe. Zu dieses mein Büreau kam vor Kurzem eine Dame aus Jamesbill in Pensylvanien, Mistreß Arrowsmith —“ — „Verdammte Lüge!“ schrie der Angeklagte; „wie käme meine Frau nach London? Das ist eine Verschwörung, um mich durch falsches Zeugniß zu verderben, mich armen Mann!“ — Der Oberrichter gebot Stille, und Philipps fuhr in seinem Bericht fort: „Die Dame verlangte Auskunft über Jonathan Arrowsmith, ihren Mann, der seit acht Monaten bereits in England angelangt sey und seit der Zeit keine Nachricht mehr gegeben habe. Da sey sie nun, von bösen Träumen erschreckt, mit ihren Kindern aufgebrochen, um ihn zu suchen. Ich versprach der Frau, mich zu erkundigen, brachte auch bald das traurige Schicksal ihres Gatten in Erfahrung, und daß der Mörder vor Gericht stehe. Nun eilten wir wie auf Sturmesflügeln hieher, um, wo möglich, das Unsere beizutragen, daß der Verbrecher nicht der verdienten Strafe entgehe.“ — Die bereits schon abgespannten Zuhörer waren bei dieser Erzählung wieder aufmerksam geworden, und erwarteten mit großer Neugier, dem Mörder die Wittwe und die Waisen seines Schlachtopfers gegenüber zu sehen; der aber sprach: „Ich widersetze mich der Erscheinung der vorgeblichen Frau Arrowsmith, denn obschon die Verhandlungen geschlossen sind und die Fragen gestellt, so könnten doch die Weibertränen einen für mich ungünstigen Eindruck auf die Jury machen, die bisher noch immer an meine Unschuld glaubt.“ — Ein allgemeines Hohngelächter von der Galerie beantwortete diese mit großer Gelassenheit gesprochenen Worte, auf die der Kronanwalt entgegnete: er erkenne zwar das Verfahren als beendet an, glaube aber, daß trotz dem nichts ausgeschlossen werden dürfe, was auf die Ueberzeugung der Geschwornen wirken könnte, und darum bestehe er auf dem Erscheinen der Wittwe. Die Gründe des öffentlichen Anklägers schienen unabweisbar, und bald darauf wurde eine ältliche, aber immer noch gut aussehende Frau, begleitet von einem hochaufgeschossenen Knaben und einer sehr hübschen Jungfrau, alle drei in tiefe Trauer gehüllt, vor die Schranken geführt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Böttigers Bibliothek. Kunstausstellung.

Die Versteigerung der Büchersammlung des verstorbenen Hofraths Böttiger, mitunter wahrhafte Schätze enthaltend, ist zu Ende. Allgemein wird behauptet, daß ihr Resultat ungleich günstiger für die Erben ausgefallen seyn würde, wenn man sie weniger beeilt und eine größere Anzahl

Kataloge hauptsächlich in entfernte Gegenden gesendet hätte. Der gesammte Erlös soll nach Abzug des mannichfachen Kostenaufwands kaum 7000 Thaler betragen. Unstreitig wurde die hiesige öffentliche Bibliothek durch diese Versteigerung um manche ihr zuvor mangelnde Schrift bereichert. Ueberhaupt ist es recht erfreulich, wie sehr sich die der vortrefflichen Anstalt vorstehende Behörde bemüht, die zu Anschaffung neuer Schriften jährlich ausgesetzte, verhältnißmäßig nur geringe Summe immer auf das Zweckmäßigste anzuwenden. Bei dieser Gelegenheit verdient auch besonders bemerkt und gerühmt zu werden, daß ganz neuerlich zwei Besitzer sehr ansehnlicher Buchhandlungen, die Herren Barth und Arnold zu Leipzig und Dresden, die während ihrer vieljährigen, rastlosen Geschäftsthätigkeit schon manchen Beweis ihres stets regen Sinnes für gemeinnütziges Wirken gegeben, in Rücksicht der Beschränktheit der Fonds zur Unterhaltung dieser öffentlichen Bibliothek, sich bewogen gefunden haben, derselben alle Schriften ihres sehr umfangreichen Verlags unentgeltlich zu überlassen. — Die Ausstellung, nachdem sie zwei Monate gedauert, hat nunmehr ihren Schluß erreicht. Bis zuletzt gingen eine Menge Bilder ein, welche nicht in dem gedruckten Verzeichnisse der Beiträge berührt werden konnten. Vermuthlich ist darum kein besonderer Nachtrag gedruckt worden, damit die Künstler sich ein andermal mit Meldung und Einsendung ihrer Stücke mehr beeilen, wenn sie das Publikum auf solche aufmerksam gemacht zu sehen wünschen. Die nachgekommenen Beiträge sind großentheils von gutem Gehalt. So war die Einfahrt einer Galeote und mehrerer andern Fahrzeuge bei hochaufgethürmten Wogen nach Curhafen, von Grolig gemalt, eine sehr gelungene Darstellung, voll Effekt und Naturwahrheit. Ein altes Kloster mit seinen mancherlei Spitzen und Thürmen, von Leupold, war so glücklich componirt, als mit rühmlichem Fleiße in Ton- und Ausführung behandelt. Sprechende Aehnlichkeit, verbunden mit geistvoller, sorgfältiger Ausführung, empfahl, nebst mehreren andern wohlgerathenen Oelgemälden von Bähr, das Porträt des Landschaftmalers Professors Friedrich. Den Charakter besonderer Lieblichkeit sprach ein kleineres Werk der Sculptur, einen noch sehr jungen Fischerknaben darstellend, mit vorzüglichem Glücke aus. Der sehr wohlgebildete Knabe, mit nichts als einem Hemde bekleidet, das ihm zugleich vorne als heraufgenommene Schürze dient, worin er unstreitig Fische hat, blickt eben über die Schulter hinab nach einem in der Nähe seines Fußes liegenden, der vermuthlich aus der Gefangenschaft in der Schürze sich selbst ranzionirte. Es leuchtet so viel Wahrheit und Natur aus dem Ganzen, daß man zu dem allerliebsten Genrestücke immer von Neuem zurückkehrt. Nieß heißt der Künstler; er ist ein Schüler des Professors Nietschel, der seinem trefflichen Meister große Ehre zu machen verspricht. Als eine recht achtungswerthe Leistung ist ein anderes in Oel gemaltes Genrestück von Ernst Otto zu betrachten. Es hat Gretchen in Goethe's Faust zum Gegenstande, wie sie, mit Freude strahlenden Augen in den ihr zugekommenen Schmuck versunken, solchen der Nachbarin Martha vorzeigt. Freilich ist die Physiognomie der alten Gelegenheitsmacherin ungleich besser getroffen, als Gretchens Gesicht, dem eine weit stärkere Portion Unschuld zu wünschen gewesen wäre.

(Der Beschluß folgt.)

London, October.

(Fortsetzung.)

Die Malibran. Reformen im brittischen Museum.

In Norma mußte jedes Lob verstummen; doch ist Fidelio das Vollendetste, was England von der Malibran gesehen hat; auch verstand sie gerade in dieser Rolle sich vor dem Zuviel zu bewahren, welches in andern Opern bisweilen Leben oder Vernunft zu zerreißen drohte. In der Opera buffa, als Zerlina, Rosina, Cenerentola, Fidalma, kannte ihre Lebhaftigkeit fast keine Grenze; vielleicht wurde sie mitunter zur Grimasse; dann aber hatte diese, wie die Fehler, so die Reize aller von der Laune des Augenblicks geborenen Capricen. Oft übertrieb die Malibran auf der Bühne, nie, ohne zu fesseln, und nur ein fischblutiger Kritiker konnte sie sehen und dann zu Hause ruhig das Spiel der zergliedern, die, während sie spielte, unwiderstehlich zum Lachen oder Weinen zwang. Ungeheuer, an's Unglaubliche grenzend war die Kraft, vermöge welcher die Malibran leistete, was sie geleistet hat. Eine fünfstündige Probe, während der Pausen ein Gesang in diesem oder jenem Frühconcerte, eine erschöpfende Abendvorstellung, unmittelbar darauf Theilnahme am philharmonischen oder an einem andern Concerte, und diese Theilnahme so frisch und lebendig, als habe die Sängerin den ganzen Tag gerastet, dann wieder Singen in einer Privatgesellschaft, und zum Beschluß den Tanz der Tarantella — Alles dies hat die Malibran noch im Laufe der letzten Season mehrere Male bestanden. Wer zu ihrem befreundeten Umgang gehörte, oder auch nur bisweilen in ihrem Hause Zutritt hatte, mußte neben der Künstlerin das Weib achten und bewundern. Dabei war sie eine scharfe Beobachterin, ihr Witz eben so fein, als unerschöpflich, und ihre Laune selten launenhaft. Auch verstand sie den Pinsel so geschickt zu führen, daß einige ihrer Gemälde, selbst wenn nicht die Malibran die Malerin gewesen wäre, allgemeines Lob gefunden haben würden. Wie sie aber ihre Kunst liebte, das braucht nicht gesagt zu werden. Nun ist sie todt und begraben, aber die Mitwelt weiß, wie arm das lyrische Drama durch ihren Tod geworden ist.

Vor ungefähr vier oder fünf Monaten sprach ich von der Gegenwart und Zukunft des brittischen Museums, von jener klagend, von dieser hoffend, und kann jetzt schon mit der Meldung erscheinen, daß die Klagen anfangen Abhülfe zu finden. Die öffentlichen Beschwerden über die frevelhaften Gebrechen jenes Nationalinstituts haben, einmal laut geworden, zu viel Aufsehen erregt, und durch die vorgelegten Vergleichungen mit verwandten Anstalten des Auslandes den englischen Stolz zu tief verwundet, als daß ein Stillstand in den Reformen zu befürchten wäre. Die ungebührlich langen Ferien während der Ostern, Pfingst- und Weihnachtswochen, in denen gerade tausende, zur gebildeten Classe gehörende Einwohner Londons allein Muße zum Besuche des Museums haben, sollen auf die Hauptfeiertage beschränkt seyn. Dann soll ein geräumiges, jetzt noch im Bau begriffenes Lesezimmer bis zehn Uhr Abends offen stehen. Weiter soll die Anfertigung eines systematisch geordneten Catalogs mit Eifer betrieben und der vollendete zu wohlfeilem Preise durch den Druck vervielfältigt werden. Das und manches Andere soll geschehen. Manches aber ist auch bereits geschehen; das zeigt der Augenschein, seit nach Ablauf der letzten Sommerferien die Hallen, frisch angestrichen und blank gescheuert, sich dem Publikum wieder aufgethan haben. Die Antikengalerie erscheint in neuer und, was um Vieles wichtiger, in besserer Ordnung.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 268.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 8. November 1836.

— There is no power in Venice
Can alter a decree established;
'Twill be recorded for a precedent.

Shakespeare.
Merchant of Venice.

Arrowsmith.

(Beſchluß.)

Mit Erſtaunen ſahen die Zuſchauer, daß der Verbrecher, ſtatt zu erbleichen, mit freundlichem Lächeln den Eintretenden entgegenſchaute, die geſenkten Blickes vorwärts ſchritten. Aber dies Staunen verwandelte ſich im nächſten Augenblick in eine ſonderbare Ueberraſchung: die Frau in Trauerkleidern blickte auf, ſtieß einen Schrei aus und ſank in Ohnmacht, die Kinder aber, ohne ihrer zu achten, flogen mit dem Ausruf: „Vater!“ in die Arme des Angeklagten. Unbeſchreiblich war die Verwirrung der nächſten Viertelſtunde: die Kinder und die von ihrer Ohnmacht ſich erholende Frau in den Armen des Todtgeglaubten, der, wie ſie, in einem Athem weinte und lachte, auf den Galerien das tobende Volk, deſſen Geſinnungen urplötzlich umgewandelt waren, hinter den Schranken Richter und Geſchworene gleich ſtarren Bildſäulen.

Endlich kehrte die der Würde des Orts angemeſſene Ordnung zurück, und der öffentliche Ankläger nahm das Wort. „Unendlich freut es mich,“ ſagte er, „wenn die Erſcheinung dieſer unvermutheten Zeugen dazu führen kann, den Angeklagten von dem Verdacht zu befreien, der auf ihm ſo ſchwer laſtet, und den immer noch zu vertreten meine traurige Pflicht mich zwingt. Darum bitte ich die Ankömmlinge dringend, vor allen Dingen zu beweiſen, daß ſie in der That diejenigen ſind, für welche ſie gelten wollen.“ Philipps und die Frau ſahen mit großer Beſtürzung einander an, und es ergab ſich, daß ſie in der Eile alle Urkunden mitzunehmen vergeſſen hatten; der Oberrichter fand ſich nun, auf des Kronanwalds Verlangen, genöthigt, zu erklären, daß der Gang der Verhandlung ſeinen geſetzlichen Verlauf haben müſſe, da kein gültiger Grund da ſey, ihn zu unterbrechen. Frau und Kinder umklammerten ſchreiend die Kniee des Angeklagten, der wiederum ruhig und ergeben gen Himmel blickte, während die Geſchworenen ſich zurückzogen, um die vorgelegten Fragen in Erwägung zu ziehen.

Unterdeſſen war die an dieſem Tage ſchon mehr als einmal geſtörte Ruhe wiederum bedroht; aber der Oberrichter beſchwichtigte die murrenden Zuhörer, ſo wie die jammernde Familie mit der Verſicherung, daß, wenn auch die Geſchworenen die Fragen mit „Ja!“ beantworteten, der Irrthum in der Perſon hinreichen werde, den Spruch umzuſtoßen. Bald darauf kehrte die Jury aus dem Berathungszimmer zurück und erklärte auf alle drei Klagepunkte: nicht ſchuldig. Die Zuhörer klatſchten Beifall, der Losgeſprochene lachte hell auf, die Seinen jubelten und wollten ihn fortziehen. Der Kronanwalt

aber erhob seine Stimme, verlangte Stille und sprach dann: „Ich verlange die Verhaftung des gegenwärtigen Mannes, der, wenn auch nicht an dem Nordamerikaner Arrowsmith, doch an irgend einem andern Individuum ein Verbrechen begangen hat, dessen ich ihn vor einem späteren Gericht anklagen werde.“ Diese Verhaftung bestätigte der Richter, und der auf's Neue Angeklagte sagte zu den Seinen: „Eilt nach London, meine Lieben, sorgt für die Beweise meines Namens und Standes und für gute Leumundszeugnisse.“ Worauf Frau und Kinder von dannen eilten — und nichts mehr von sich vernehmen ließen.

Als der nächste Gerichtstag erschien, hatte der königliche Anwalt keine neuen Beweise über die Identität der Personen, ausgenommen den Umstand, daß er den Weg, welchen der Reiter auf dem Schecken gekommen, um ein paar Tagereisen weiter erkundet hatte, und seine Anklage lautete dahin, daß ein Unbekannter einen andern Unbekannten ermordet habe. Der Beklagte aber berief sich auf eine peremtorische Einrede gegen den Beginn alles Verfahrens, indem er erklärte und durch Zeugen erwies, daß der Ermordete in der That ein gewisser Jonathan Arrowsmith gewesen, er selbst aber der Irländer Saunders sey, woraus folge, daß er nicht mehr um eines Verbrechens willen vor Gericht stehen könne, von dem er einmal freigesprochen worden. Da die Zeugnisse unwiderleglich waren und die Thatsache der früheren Freisprechung dem Gericht nur zu gut bekannt, so mußte die Einrede des Angeklagten für gültig anerkannt werden nach dem Wortlaut des Rechtsgrundsatzes: „Dasselbe nicht zweimal.“ Die fernere Untersuchung wegen Täuschung des Gerichts hatte auch keinen Erfolg, indem Saunders *nicht überwiesen* werden konnte, die Scene, die ihn rettete, herbeigeführt zu haben. Dabei konnte man des sogenannten Philipps und seiner Begleitung nicht habhaft werden, und sah sich genöthigt, den Mörder ganz frei zu lassen, der bei der Erklärung blieb, er habe von dem ihm vorher nicht angekündigten Erscheinen der Frau und ihrer Kinder nur denjenigen Vortheil gezogen, der ihm, beim unbeschränkten heiligen Rechte der Vertheidigung, nicht als Vergehen angerechnet werden dürfe, besonders da ja das Gericht dem betrüglichen Vorgeben der Fremden keine *amtliche* Folge gegeben habe. Allen weiteren polizeilichen Beobachtungen wußte Saunders mit leichter Mühe im Gewühle Londons sich zu entziehen, und die Verbindungen, durch welche ihm seine eben so freche als listige Rettung möglich ward, werden wohl vor dem Auge der irdischen Gerechtigkeit immerdar verschleiert bleiben.

Eine Woche im Juraland.

(Fortsetzung.)

Man macht sich eine ganz falsche Vorstellung von den damaligen Schweizern, wenn man sie für menschlich und großmüthig, oder nur für billig hält. Sie wußten recht gut, daß das Waadland von Savoyen nur durch die Waffen unterworfen worden und nur mit Gewalt in dieser Abhängigkeit erhalten werde, dessen ungeachtet fielen sie plündernd, sengend, brennend und verwüstend über Morges, Estavayer, Lasarra, Cossonay und andere kleinere Orte her und schlachteten ihre ganz unschuldigen Einwohner zu Hunderten, um ihr Hab und Gut noch besser plündern zu können. So sollte es auch Orbe ergeben, in dessen festem Schloß der tapfere Ritter Jour eine kleine Besatzung befehligte. Diese aber vertheidigte sich hartnäckig und tödtete den Belagerern viele Leute. Schon gaben die Schweizer die Hoffnung eines günstigen Erfolgs auf, als der Scharfrichter von Bern — denn dergleichen Leute hatten sie immer bei ihren Heereshaufen vorräthig — einen alten verlassenen und vergessenen unterirdischen Gang fand, der mitten in die Burg führte. Durch diesen drang er des Nachts mit einem guten Haufen Schweizer ein. Als sie im Innern, gerade auf dem Waffenplatz herausgekrochen waren, riefen sie ihren Waffengefährten draußen zu, nun den Sturm zu beginnen. Die kleine Besatzung war einen Augenblick von Schrecken betäubt, ermannte sich aber gleich wieder, obgleich sie wußte, daß nun für sie keine Rettung mehr sey. Es begann ein furchtbarer Kampf. Indessen hörte man von außen die schweren Kriegsmaschinen herbeifahren und an den Mauern brechen; an den äußern Festungswerken wurden die Sturmleitern angelegt, und derer, die herauf kamen, wurden immer mehr, da sich ihnen nur wenige Vertheidiger entgegenstellen konnten, und auch von diesen Wenigen sank Einer nach dem Andern. Zuletzt wurden sie von allen Seiten so gedrängt, daß sie nicht mehr in Reih und Glied oder in Masse fechten konnten; sie theilten sich also in kleine, dichte Haufen, fechtend Rücken gegen Rücken, und verkauften so ihr Leben theuer. Man kämpfte in den Höfen und Corridors, in den Sälen, Zwingern und Winkeln, zuletzt zwischen den höchsten Mauerzinnen. Von hier wurden alle Augenblicke erschlagene Savoyer hinabgestürzt, und dann ertönte von unten nach dem dumpfen Fall ein langes, wildes Freudengeschrei. Oben hallten die Bogen des alten Schlosses wider vom Siegsgeheul der Schweizer, von dem Röcheln der Sterbenden, dem Seufzen der schwer Verwundeten, von furchtbaren Hieben mit Schwertern und Morgensternen. Aber noch immer hielt sich der große Thurm

mitten im Schloß, denn hierher hatte sich Jour mit den Auserlesenen der Besatzung zurückgezogen. Die Thüren waren fest verrammelt; es wurde Feuer daran gelegt, und endlich stürzten auch diese zusammen. Ueber ihre rauchenden Planken drangen die Schweizer in den Thurm, und ein einziges, furchtbares Aechzen ward gehört; es war das lezte Lebenszeichen der Savoyer, die unter den schweizerischen Keulen und Schwertern fielen. — Von diesem Tage an kam der Distrikt Orbe halb an Bern, halb an Freiburg, und so blieb es auch, als sich das Waadland 1798 von Bern losriß und sein eigener Herr ward.

Meine Reisegefährten waren in Orbe zu einem großen Essen und Trinken bei Verwandten gebeten, zu dem mich die waadländische Gastlichkeit des Hausherrn auch einlud; ich hatte aber Anderes im Sinn. Während jene lustig und vielfach mit den Gläsern anstoßend bei Tisch saßen, pilgerte ich nach dem kleinen Dorf Valeire, eine gute Stunde weit von Orbe. Auch ich wollte hier bei einem alten Bekannten einsprechen und ihn in seiner kleinen Wohnung heimsuchen. Hier auf seinem alten Familiengut liegt Bonstetten begraben, der gute, freundliche, geistreiche, immer heitere Greis, den ich freilich in seiner frühern, schriftstellerischen Periode, in seiner Johannes Müller-, Matthisson-, Friederike Brunschen Liebeszeit nicht kannte, sondern nur in den lezten Jahren seines Lebens, wo er aber noch Kraft genug hatte, über diese überschwenglichen und unsäglichen Freundschaften zu lächeln und in aufrichtigen Momenten zu gestehen, er begreife nicht recht, wie dies zugegangen. An seinem Grabstein in der Kirche saß ich wieder um ein Uhr Mittags wie vor einigen Jahren an seinem Bett in Genf, in dem er gern den ganzen Morgen lesend oder sprechend zubrachte. Es war mir, als wende er sich wieder rasch um und klopfe mit der Hand heftig an die Wand, was er immer that, wenn er eine andere Meinung über etwas hatte. Ich konnte durchaus an dem Grabe nicht sentimental und traurig werden, so viel Mühe ich mir auch gab; und daran erkannte ich, daß sein freundlicher, alles Rührende und Ergreifende gern vermeidender Geist um mich war. Ich schied von dem Grab wie von dem Theetisch einer angenehmen, geistreichen alten Frau.

In der Schenke von Champvent wollte ich Nachmittags mit meinen Gefährten wieder zusammentreffen, um noch die drei Stunden bis nach Grandson zu machen. Ich fürchtete mich vor dem Dunst, der Hitze und den Fliegen in der Schenke, darum blieb ich an den Mauern des alten Schlosses unter einem Baum sitzen, von wo ich die Straße von Orbe her übersehen konnte.

Wie die immer grünen Epheuranken an den Thürmen, so schlingen sich auch um diese mächtigen Burgmauern anziehende Erinnerungen. Die Königin Bertha baute auch dieses Schloß zum Schutz gegen andringende Saracenen und Ungarn, darum wählte sie dazu die kühne, weitherrschende Lage, und baute es mit fünfzehn Fuß dicken Mauern, die in damaliger Zeit allein Schutz gegen die andringenden Horden gewähren konnten. Eine edle Frau baute die Burg und eine edle Frau ward darin geboren: Gabriele von Vergi, die Geliebte des Ritters von Coucy, die Gemahlin Fajels von Vermandois. Die rührende Geschichte, wie der Geliebte ihr sein Herz aus dem heiligen Lande zugeschickt, wie der grausame Gemahl es ihr vorgesezt und sie von Stunde an keine Speise mehr berührt, haben französische Romanciers und provençalsche Troubadours vielfach besungen, und auch unser Uhland hat sie bearbeitet.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Reformen im britischen Museum.

Mit besonderer Neugier trat ich in die Elginsche Galerie, wie die Sammlung der vom Lord Elgin während seines gesandtschaftlichen Aufenthalts in Constantinopel zusammengebrachten und der englischen Nation für baare fünfundvreißig tausend Pfund Sterling verkauften Fragmente von Marmordenkmalen der griechischen Bildhauerkunst aus dem Zeitalter des Phidias in der Kunstwelt kurzweg heißt. Ich war neugierig zu sehen, ob unter den Dingen, die da geschehen sollen, ein Anfang mit den versprochenen Abgüssen gemacht werde, zumal ich gehört, daß eine vollständige Reihe derselben zu Vermehrung der Dresdener Kunstschätze bestimmt und dort Gegenstand der gespanntesten Erwartung sey. Und wirklich sind zwei Italiener — warum gerade Italiener, weiß ich nicht — mit der Arbeit beschäftigt. Wie vor Zeiten die sächsischen Maurer, wenn sie weißgetünchte Wände mit künstlichem Marmor decorirten, sich hinter einen Vorhang versteckten, damit niemand den geheimnißvollen Schaafpelz sehen sollte, der, in Farbe getaucht und leicht gegen die Wand geschwungen, das Marmorwunder bewirkte, so haben die italienischen Werkmeister sich mit dichten Leinwandschirmen umstellt, auf daß kein profanes Auge ihre Mysterien erblicke. Man behauptet indessen, daß allerdings nur auf solche Art ihre Kunst Geheimniß bleiben könne, und daß der Stoff, in welchem sie die Abdrücke nehmen, nichts weiter sey als ein zähes Gemisch von Wachs und Glaserkitt. Ein kleines Zimmer zur Linken der großen Skulptur-Galerie ist neuerlich zur Aufnahme von ungefähr zweihundert, unter der lezten Regierung angekauften etruriſchen Vasen eingerichtet worden, die so zart und vollendet sind, daß sie gewiß zum Schönsten dieser Gattung gehören und den geschicktesten aller irdischen Töpfer schaamroth machen müssen. Sie steigen in Höhe von dem eleganten, kaum zwei Zoll langen Gefäße zu der prächtigen, drei volle Fuß messenden Amphore. Ein anderes, an

die Galerie stoßendes Zimmer ist drei Mumien eingeräumt, welche die Regierung aus der, vor ungefähr sechs Monaten unter den Hammer gekommenen, an Merkwürdigkeiten aller Art sehr reichen Sammlung des ehemaligen großbrittanischen Consuls zu Cairo, Salt, erstanden hat. Mumien sind freilich keine Seltenheit; auf dem Continente sind sie oft Anhängsel der Bibliotheken, von der großen Universitäts-Bibliothek in Göttingen bis zu der kleinen Raths-Bibliothek in Leipzig. Aber solche Mumien wie die Salt'schen sind allerdings eine Seltenheit. Nach den äußeren Zierrathen der Behältnisse zu schließen, können die darin Ruhenden nichts Geringeres seyn als ägyptische Könige. Die Finger der ausgeschnittenen, das der Verwesung entrissene Original repräsentirenden Figur sind mit goldenen und andern Ringen bedeckt, und auf einigen sind ganz curiose Characterе in Carneol geschnitten. Was sie bedeuten, überlasse ich dem hiesigen Doctor Rosen und dem Leipziger Professor Seyffarth zu ergründen. Die Bestimmung ist mir keinen Augenblick zweifelhaft; ich erkläre sie, bis mein Irrthum mir bewiesen wird, für Siegelringe. In der Bibliothek hat die Neuerung zur Zeit am wenigsten sichtbar günstig gewaltet. Dagegen hat das Fach der Handschriften einen wesentlichen, gewichtigen Zuwachs erhalten, nicht bloß durch die sogenannten Arundels-Manuscripte, sondern auch durch den Ankauf von fünf und fünfzig Bänden orientalischer Handschriften, bis vor Kurzem Eigenthum der hiesigen königlichen Societät. Das Publikum erkennt die Verbesserungen durch vermehrten Besuch. Von Weihnachten 1854 bis ebendahin 1855 belief sich die Zahl derer, die theils zum Behuf wissenschaftlicher Forschungen, theils zum Zwecke künstlerischer Ausbildung, theils um vieler andern Ursachen willen das Museum besucht hatten, auf 289,104. Von Weihnachten 1855 bis zum letzten Juli 1856 ist die Zahl bereits 257,558, und man braucht jetzt nur einmal an einem der drei öffentlichen Wochentage durch die Säle zu gehen, um von einem bedeutenden Mehr am Ende des Jahrs im Voraus überzeugt zu seyn. W. S.

Dresden, Oktober.

(Beschluß.)

Panorama. Tieck. Die Schröder-Devrient.

Dem hier aufgestellten Panorama von St. Petersburg fehlte eine Zeitlang der zureichende Besuch. Der Panoramen, Dioramen und ähnlicher Ausstellungen sind nach und nach so viele geworden, daß natürlich die Theilnahme des Publikums an solchen Gegenständen um so mehr ermatten mußte, da manche darunter theils durch die Dürftigkeit des Objekts, theils durch den in der Darstellung wahrzunehmenden Mangel an Kunst sich wenig empfohlen hatten. Als man sich indessen vom Werthe jener Nachbildung immer mehr überzeugte, vermehrte sich auch der Besuch zusehends. Wirklich ist dieses Panorama ganz geeignet, sich ein richtiges Bild von einer Stadt zu machen, die hauptsächlich durch ihre Größe und die imponirenden, zum Theil sehr grandiosen und colossalen Gebäude ein bedeutendes Interesse schon von außen in Anspruch nimmt. Nicht mit Unrecht wurde indessen vielleicht die Ausstellung daran gemacht, daß die großen Straßen und Plätze zu verödet dalägen. — Die immer disponiblen Füße der zahlreichen fremden und einheimischen Pflastertreter hatten erstaunlich viel zu thun während der Anwesenheit des Königs von Griechenland. Wo er zu erwarten, zuweilen auch, wie sich aber freilich gemeiniglich erst später zeigte, nicht zu erwarten war, da trieben sich gewöhnlich schon mehrere Stunden zuvor große Menschenhaufen ungeduldig herum. Die freundliche Anmuth in der Gestalt des jungen Fürsten und hauptsächlich das ungewohnte, prachtvolle Costüm hatte allerdings viel Anziehungskraft. — Tieck kehrte erst vor Kurzem von seiner Badereise zurück. Zwar leidet er noch immer an den Folgen des durch die Zeitungen schon verkündigten Sturzes seines Wagens auf der Hinreise, doch ist es erfreulich, daß von dem großen Unglück, welches einzig daher rührte, daß der Postillon an einem Bergabhange die nöthige Einhemmung unterlassen hatte, sein Körper im Wesentlichen nur wenig gestört erscheint und sein Geist offenbar die alte Frische und Elasticität behauptet. Vor Kurzem erst hat ihn die königliche Akademie der Geschichte, der Alterthümer und der schönen Künste zu Stockholm zu ihrem Mitgliede ernannt, und der dermalige Präsident derselben, von Bestow, ihm das Diplom mittelst eines, seine ausgezeichneten Verdienste würdigenden Schreibens übersendet. In letzterm ist unter anderm bemerkt worden, daß Haller, Goethe und Schiller ebenfalls zu den auswärtigen Mitgliedern dieser Akademie gehört, noch jetzt unter andern Heeren und Sismondi daran Theil nähmen, und erst im vorigen Jahr unser in Wissenschaft und Kunst gleich ausgezeichneter Prinz Johann die Einladung zum Ehrenmitgliede angenommen habe. — Ein wahrhaftes Fest aller Freunde des Gesanges und der Schauspielkunst fand am Abend des 21sten Septembers statt, wo die so lange schmerzlich vermißte Schröder-Devrient endlich wieder als Romeo in den Capuleti und Montecchi auftrat. So oft sie auch bereits Alles in dieser Rolle entzückt und so bedeutende Sängerinnen, wie Heinefetter und die frische, jugendliche Pixis, darin Beifall gefunden hatten, so hätte das Schauspielhaus doch dreimal größer seyn müssen, um der Menge von Ansprüchen auf Plätze Genüge zu leisten. Es war eine köstliche Vorstellung. Fräulein Schneider und das übrige Personal unterstützten die, besonders auch als Schauspielerin so große Priesterin der Kunst auf das Sorgfältigste. Das ungestüme Verlangen von Gesangstücken ist allerdings das unwiderleglichste Zeichen des Wohlgefallens an ihrer besonders gelungenen Ausführung; allein auf der andern Seite ist es doch auch bei so anstrengenden Rollen, wie die von Romeo und Julie, eine wirklich grausame Forderung. Sie geschah indessen, und beide Sängerinnen unterzogen sich ihr mit dem glücklichsten Erfolg. Das mehrmalige Heraufrufen derselben Virtuosin an Einem Abend, welches ebenfalls vorkam, kann man auch eine ziemliche Ueberlast nennen. Als am Schlusse des Stückes die Heldin des Abends nochmals im allgemeinen Sturme gerufen wurde, erschien sie, um ihren Dank in freundlichen Worten zu erkennen zu geben. Ich bemerke übrigens, daß diese Oper hier gewöhnlich halienisch aufgeführt wird; aber auch die deutsche Bühne darf so eben keineswegs über Mangel an neuen Produkten klagen. Aubers „Ballnacht“ gehörte mit zu den Neuigkeiten und wurde sehr gut exekutirt. Besonderes Glück machte der recht unterhaltende „Reisewagen“ nach dem Französischen von Th. Hell, und so eben erfreut man sich auch an dem allerliebsten Gastspiele des Ehepaares Holtei.

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 9. November 1836.

Die Erdtheorie verdankt allein den foſſilen Organismen ihren Urſprung, ohne ſie hätte man wohl niemals an aufeinander folgende Epochen, an eine Folge verſchiedenartiger Bildungen denken können; durch ſie haben wir das Wenige erkannt, was wir von den Umwälzungen der Erdkugel wiſſen.

Cuvier.

Zur Archäologie der Erde.

Die Geologie iſt die Lieblingswiſſenſchaft des Jahrhunderts, und ſomit auch diejenige, welche im raſcheſten Vorſchreiten begriffen iſt. Der Menſch hat einmal den Schlüſſel zur Hieroglyphenſchrift der Flötze gefunden, und ſo ſind die Hauptkulturvölker der Zeit, Deutſche, Engländer, Franzoſen, auf's Emſigſte bemüht, die aus den Eingeweiden der Erde zu Tage geförderten Urkunden zu leſen, zu ſammeln, zu vergleichen. Dieſe Forſchungen hängen zu genau mit der Frage nach dem Urſprung des Menſchengeſchlechts, ja mit ſeiner Zukunft zuſammen, als daß es nicht jedem für höhere Betrachtungen Empfänglichen ziemte, ſich wenigſtens mit den allgemeinſten Reſultaten bekannt zu machen. Die größten Männer des Faches laſſen ſich auch gegenwärtig freundlich zum größern Publikum herab und ſuchen dem allgemeinen Verſtändniß nahe zu bringen, was, von Wenigen entdeckt, Alle angeht. Ein Werk der Art iſt die ſo eben erſchienene Mineralogy and Geology, considered with reference to natural Theology, vom berühmten Oxforder Lehrer William Buckland. Wir benutzen dieſes Buch eines der glücklichſten Bearbeiter der Archäologie der Erde, um in einer allgemeinen Ueberſicht zu zeigen, wie ſich die Wiſſenſchaft gegenwärtig das Vorkommen der foſſilen organiſchen Ueberreſte überhaupt, ihr Auf- und Nebeneinanderliegen in den Flötzen, die Vermiſchung der verſchiedenſten Thierklaſſen ꝛc. erklärt. Wir werden ferner an einigen der intereſſanteſten Beiſpiele darthun, wie wunderbar erhalten einerſeits manche Ueberbleibſel untergegangener Schöpfungen ſind, andererſeits, welch überraſchende und wichtige Schlüſſe der menſchliche Scharfſinn darauf zu bauen im Stande iſt.

* * *

Allgemeine Geſchichte der foſſilen organiſchen Ueberreſte.

In der Geſchichte der menſchlichen Entdeckungen gibt es kaum ein merkwürdigeres Faktum, als daß es dem gegenwärtig lebenden Geſchlechte faſt ganz vorbehalten blieb, von der Exiſtenz der zahlloſen untergegangenen Thiergeſchlechter, welche vor dem Auftreten des Menſchen die Oberfläche unſeres Planeten belebt, einigermaßen ſichere Kunde zu erlangen. Nach den raſchen Fortſchritten, welche ſämmtliche Naturwiſſenſchaften in dem lezten halben Jahrhundert gemacht, läßt ſich jezt eine Geſchichte der foſſilen organiſchen Reſte geben, wie ſie noch vor wenigen Jahren ganz unmöglich geweſen wäre. Dank den großartigen Arbeiten Cuviers und ſeiner zahlreichen Nachfolger, ruht jezt unſere Kenntniß vom Knochenbau einer Menge untergegangener Geſchlechter ſo ziemlich auf ſo ſicherer Grundlage und iſt faſt ſo zuverläſſig als die Anatomie noch lebender Geſchöpfe. Die Leſer kennen

den von Cuvier aufgestellten und vielfach erprobten Erfahrungssatz, daß sich von der Beschaffenheit eines einzelnen Körpertheils, ja oft von einem einzigen Knochen oder Zahn auf die Form und die Verhältnisse der andern Knochen und das Wesen des ganzen Thiers schließen läßt. Dieses Gesetz gilt in gleicher Allgemeinheit für die gegenwärtig existirenden Reiche der belebten Natur, wie für alle die Geschöpfe, welche den jetzigen Bewohnern unsers Planeten vorangegangen; und dies geht so weit, daß wir nicht allein den Bau des fossilen Skelets eines untergegangenen Thiers, sondern selbst die Lagerung der einst an jedem Knochen befestigten Muskeln, den äußern Körperumriß, Nahrung, Sitten, Lebensweise von Geschöpfen, die längst vom Schauplatz des Lebens abgetreten waren, bevor der Mensch auftrat, mit großer Wahrscheinlichkeit auszumitteln vermögen. Das Studium der organischen Ueberreste ist aber auch die eigentliche Grundlage der neuern Geologie geworden, und demselben sind vornehmlich die Fortschritte zuzuschreiben, welche diese Wissenschaft seit dem Anfang des laufenden Jahrhunderts gemacht.

Wir finden gewisse Familien von organischen Ueberbleibseln durch Erdschichten jeden Alters hindurch, wobei sie so ziemlich die generischen Charaktere beibehalten, die ihnen noch in der jetzigen Schöpfung zukommen; hieher gehören z. B. die Nautilus, die Seeigel, die Terebratulen, unter den Pflanzen die Farren und Palmen. Andere Familien dagegen sind auf besondere Formationen beschränkt; es gibt nämlich gewisse Punkte, wo ganze Gruppen auf einmal abbrechen und von andern ungleichartigen abgelöst werden. Sehr richtig ist daher die Bemerkung, daß hinfort der Versuch, den Bau der Erde und ihre Umwälzungen zu erforschen, ohne sich genau nach den Charakteren der organischen Ueberreste umzusehen, so abgeschmackt wäre, als wenn einer die Geschichte eines alten Volkes schreiben wollte, ohne sich an die Zeugnisse zu kehren, welche seine Münzen und Inschriften, seine Denkmäler und die Trümmer seiner Tempel und Städte an die Hand geben. Die Schichten, aus welchen die Erdrinde besteht, stellen hinsichtlich ihres mineralogischen Charakters eine so gleichförmige Reihe von Sandstein-, Thon- und Kalklagern dar, die sich, nicht nur in verschiedenen, sondern selbst in denselben Formationen ganz unregelmäßig wiederholen, daß Aehnlichkeit der chemischen und mechanischen Zusammensetzung ein höchst unzuverlässiger Beweis für gleichzeitige Bildung ist, während Uebereinstimmung in den organischen Resten für ein ganz sicheres Zeichen der Gleichzeitigkeit gelten kann; ja ohne diese Reste wären diese Beweise für die unendlich langen Zeiträume, welche die Geologie zur Bildung der Erdschichten theoretisch in Anspruch nimmt, verhältnißmäßig weder zahlreich noch entscheidend. (Die Forts. folgt.)

Eine Woche im Juraland.

(Beschluß.)

Um fünf Uhr waren meine Reisegefährten noch nicht angekommen, ich brach also allein nach Grandson auf, den Kopf voll Gabrielen, Otto von Grandson, Gerhard von Estavayé und der Schlacht bei Grandson, deren Wahlstatt zu besuchen und recht anzusehen mich eigentlich hieher führte. Diese romantisch-historische Präoccupation war auch wohl die Ursache, warum ich die von Andern so gerühmten Ufer des Neuenburger Sees nicht gar schön finden konnte. Wenn man vom Genfer See kommt, scheint hier Alles eng, arm und einförmig: auf der einen Seite nur die lange, dunkle Jurawand mit einigen Vorbergen, auf der andern die waadländische Ebene, die sich nur unbedeutend nach dem Jorat hin erhebt, und in der Mitte der See, der sich hier nicht mehr ausdehnt als der Genfer Untersee, während den leztern nicht nur seine Ufer, sondern auch die Ansicht der savoyischen Alpen und Faucigny-gletscher so reizend machen. Abends war herrlicher Mondschein, der Vieles ausgleicht und verschönert. Er lockte mich auch um zehn Uhr noch hinaus, wo das Schlachtfeld beginnt und sich an den Höhen von Bonvillars und Aubert bis zu den Felsen von Vaumarcus hinzieht. Bald war es mir, als sey ich nicht allein; allerdings, auf dem Weg unter dem Rain, wo ich saß, gingen zwei Männer weg. Der Eine war von den Schweizern im neapolitanischen Dienst, der Andere Kutscher bei dem Herzog von Montebello, französischem Gesandten in Bern.

Das anmuthige Grandson ist das Stammhaus einer der ältesten und berühmtesten Rittersamilien der Schweiz, die in der früheren Landesgeschichte oft vorkommt. Sie erlosch mit dem wackern Otto von Grandson am Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf eine traurige Art. Schräg über dem See, nahe bei einem buschigen Vorgebirg liegt das Städtchen Estavayer mit seinem alten Schloß, auf dem einst auch viele tapfere Ritter gehaust haben. In jener Zeit lebte da Gerhard, ein gewaltiger, aber böser und tückischer Degen. Seine Frau war die schöne, unglückliche Katharina von Belp. Kaum siebzehn Jahre alt, aber schon in der vollsten und reichsten Jugendblüthe, ertheilte sie auf einem glänzenden Turnier zu Neufchatel den Preis. Der glückliche Sieger war Otto von Grandson, einer der schönsten und wackersten Ritter seines Landes. Er war so entzückt über die reizende Katharina, daß er sie öffentlich für die Königin der Liebe erklärte, und darüber mit jedem anders Denkenden auf Leben und Tod zu kämpfen sich erbot. Auch Katharina liebte ihn, denn sie wußte nicht, daß ihr Vater, ohne sie zu fragen, ihre Hand dem Ritter Gerhard von Estavayé versprochen hatte. Auf dessen Zureden wurde sie gleich

nach dem Turnier in ein Kloſter gebracht, und dies verließ ſie nicht eher wieder, als bis ſie, aller Thränen ungeachtet, ihr Vater und Gerhard zur Trauung daraus wegführten. Von nun an begann für ſie ein Leben voll Schmerz und Sehnſucht, denn Otto's Bild war ihr auch in's Kloſter und in Gerhards Schloß gefolgt. Oft hörten die an der Schloßmauer plätſchernden Seewellen in ſtiller Nacht ihre halblaute Klage zu den weichen Accorden ihrer herzvertrauten Harfe, wenn ſie allein war, denn der Ritter weilte oft am ſavoyiſchen Hof in Romont. So geſchah es auch in einer ſchönen Sommernacht, wo das Silberband des Monds ſich über die kaum bewegten Wellen hinzog. Mitternacht hatte ſchon lange auf der Schloßuhr geſchlagen, auch von den Ortſchaften, Klöſtern und Münſtern über dem See waren die Glockenſchläge längſt verhallt. Sie ſaß auf dem Söller, der auf den See hinaus ging; im Schloß war ſchon lang Alles ſtill, Katharina glaubte allein noch zu wachen, darum ſang ſie mit vollem Herzen ein Lied der Klage unglücklicher, getrennter Liebe, ein Lied der Sehnſucht nach dem fernen Geliebten. Die Saiten waren noch nicht verklungen, da begann eine Laute vom See her ihre Weiſe in leiſem Vorſpiel zu wiederholen, und eine Männerſtimme ſang darauf klagend wie Katharina. Sie erkannte ſie, es war Otto, deſſen Kahn dicht am niedern Ufergebüſch lag, das den ſüßen Sänger bald verbarg. Katharina ging das Herz über, ſie zitterte und bebte und betete; aber nichts ebnete die Wellen in dem ſturmbewegten Herzen, und ehe ſie es ſich verſah, war ſie in ſüßem Zwiegeſpräch mit dem Ritter, das erſt die Morgendämmerung unterbrach. Schon nach einigen Stunden kehrte Gerhard in's Schloß zurück, und eine vertraute Zofe Katharinens, die heimlich Alles beobachtet hatte, verrieth ihm, was vorgegangen. Wüthend ſtürzte er mit dem Dolch auf ſie zu, Katharina warf ſich an einem Crucifix nieder, den Todesſtreich erwartend, und nur mit Mühe wurde der Ritter von den Seinigen verhindert, ſie an der heiligen Stelle zu tödten; ſie ſollte leben, aber in tiefem, ſchrecklichem Gefängniß ihre Schuld büßen. Die furchtbare Sage berichtet, ſie habe da noch fünf-und-zwanzig Jahre gelebt, öffentlich hieß es, ſie ſey todt. Leicht war Gerhards Rache an der armen Katharina, ſchwer aber an Otto von Grandſon, dem reichen, angeſehenen und mächtigen Ritter. Offen konnte er ihn nicht angreifen, das wäre Thorheit geweſen und hätte auch nur ſeine Schande offenkundig gemacht. Darum verbiß er ſeine Wuth und harrte der Gelegenheit, ſich zu rächen. Der Graf von Savoyen ſtarb bald darauf plötzlich auf der Jagd; Otto und Gerhard waren zu verſchiedenen Augenblicken allein um ihn geweſen, und bald fiel einiger Verdacht auf Erſtern. Die nächſten Verwandten des Grafen, der König von Frankreich, deßgleichen die Herzoge von Burgund, Orleans und Berry unterſuchten auch die Sache nach allen Umſtänden genau, erklärten jedoch einſtimmig, Otto von Grandſon ſey ganz unſchuldig. Gerhard von Eſtavayé aber glaubte, der Augenblick der Rache ſey nun gekommen, darum trat er vor den Bailli Ludwig von Joinville und klagte den Ritter Otto des Hochverraths und Mordes am Grafen von Savoyen an, erbot ſich auch, ſeine Anklage durch Zweikampf auf Leben und Tod zu erhärten. Der junge Graf von Savoyen berief hierauf die Sache vor ſich und ſchrieb ein feierliches Gericht nach Bourg en Breſſe aus. Dieſe ſonderbare, ganz unerwartete Herausforderung gegen den vornehmen und allgemein hochgeachteten, am Hof und im Kampf berühmten Grandſon, dieſe Anklage aus Gerhards Munde erregte bei den franzöſiſchen, burgundiſchen und ſavoyiſchen Rittern allgemeines Staunen und Neugierde; daher ſtrömten ſie in Menge gen Bourg. Gerhard begann damit, ſeine Anklage zu wiederholen, verlangte aber, der Zweikampf ſolle nicht in Bourg, ſondern nach den Privilegien der waadländiſchen Ritterſchaft in Waad ſtatt haben. Hierauf erhob ſich Otto, machte das Kreuz vor ſich und erwiderte mit würdiger Ruhe, wiewohl er ein ganz reines Gewiſſen habe, ſo ſey er doch zu jedem Kampf bereit, ſelbſt auf der Stelle; Gerhard habe gelogen, denn ſeine Unſchuld ſey ja bereits vom König von Frankreich, dem erſten Monarchen der Welt, vom Herzog von Burgund und allen Fürſten des königlichen Hauſes anerkannt und ausgeſprochen; dabei berief er ſich auf ſein früheres ritterliches, tadelloſes und vorwurfsfreies Leben. Hierauf berieth ſich der junge Graf von Savoyen mit ſeinen Rittern, Räthen und Rechtsgelehrten und erklärte dann, zur Erhärtung der Wahrheit ſolle der begehrte Kampf am 7ten Auguſt 1399 zu Bourg, den Privilegien der waadländiſchen Ritterſchaft unbeſchadet, ſtatt haben. Frankreich, Burgund, Savoyen und die ganze romaniſche Schweiz nahmen nun Partei in der Sache, für und wider Otto, der kurz vor dem angeſetzten Tag auf der Jagd von einem Eber verwundet worden war. Er hätte deßhalb auf Verſchiebung des Kampfs antragen können, that es aber nicht, ſondern erſchien am feſtgeſetzten Tag in Bourg. Der Kampf ſollte vor dem Grafen Amadeus von Savoyen ſtatt haben auf geharniſchten Pferden und mit unverdächtigen Waffen, d. h. einer Lanze, zwei Schwertern und einem Dolch. Als Otto ſein ſonſt ſo vertrautes und befreundetes Streitroß beſteigen wollte, bäumte es ſich gewaltig und wollte ihn nicht aufſitzen laſſen, nur durch viele Knappen konnte es gebändigt und zum Stehen gebracht werden. Das Zeichen zum Beginn des Rennens wurde gegeben, die Ritter ſprengten mehrmals ohne Erfolg gegen einander an, dabei war aber an den Bewegungen von Otto's Lanze deutlich zu ſehen, daß ſie nicht mit der ſonſtigen unbeugſamen Kraft gehalten werde; beim dritten

Rennen wich sie ganz und Gerhards Lanze drang durch die Armbiegung des Harnisches tief in Otto's Brust, und er stürzte todt vom Pferde. „Man sagt, er wollte sterben.“

Die Zwergfamilie.

Vor Kurzem wurde zu London die Frau des Zwergs Santiago de los Santos, selbst eine Zwergin, künstlich entbunden, nachdem sie sich schon voriges Jahr einer ähnlichen Operation hatte unterwerfen müssen. Das Kind kam lebend zur Welt, lebte aber nur eine Stunde; es maß 15½ Zoll und wog 1 Pfund 1½ Unzen; es war vollkommen regelmäßig gebildet. Die Eltern widersezten sich der Section auf's Bestimmteste, und äußerten große Betrübniß, daß ihre Hoffnung auf Nachkommenschaft abermals vereitelt worden. Santiago mißt nur 25 Zoll und ist 50 Jahre alt. Er ist in der spanischen Colonie Manilla geboren, und seine Eltern scheinen ihn in der Kindheit in einem Walde ausgesezt zu haben, weil sie sich seiner Kleinheit schämten. Der Vicekönig fand ihn auf einem Jagdzuge und nahm sich seiner an. Seine Eltern, die man später ausfindig machte, waren Landleute von ganz gewöhnlicher Größe, und er hatte sehr kräftige Geschwister. Nach dem Tode seines Gönners, des Vicekönigs, begab er sich nach Madras, und vor etwa sechs Jahren ward er vom Kapitän eines Kauffahrers nach England gebracht. Auf der Ueberfahrt war er von einer Welle in die See gespült, aber wieder aufgefischt worden. Er litt Anfangs in dem ungewohnten Clima sehr von der Kälte, und noch jezt hat er einen Abscheu vor kaltem Wasser. Dem Feuer wagt er sich nie nahe, obgleich ihm nicht wohl ist, wenn keines im Zimmer brennt. Er ist von festem Körperbau, gesund und sehr aufgeweckt und munter. Er ist äußerst mäßig, gewöhnlich trinkt er nichts als warmes Wasser, und nur an Festtagen erlaubt er sich ein paar Gläser Wein; er ist gastfreundlich und macht auf sehr gute Art den Wirth. Er ist ein Freund der Musik, aber seine vornehmste Liebhaberei ist Schmuck und Silbergeschirr. Sein Pflegevater ließ ihn in der katholischen Religion erziehen, und so liest er Morgens und Abends seine Gebete und bekreuzt sich mit großer Andacht. Außer seiner Muttersprache spricht er einen indischen Dialekt, geläufig portugiesisch und erträglich englisch. Seine kleine Frau lernte er in Birmingham, ihrem Geburtsort, kennen. Sie heißt Anna Hopkins und mißt 38 Zoll, 15 mehr als er. Sie ist 31 Jahre alt und ein äußerst zierliches Weibchen. Ihr Vater ist ein Mann von 6½ Fuß, ihre Mutter ist von mittlerem Wuchse und ihre Geschwister, neun an der Zahl, sind groß und stark. Die beiden Leutchen leben sehr gut miteinander, sie hatten sich auf den ersten Blick verliebt; nur Eines Glaubens sind sie nicht, denn Anna Hopkins ist Protestantin. Getraut wurden sie am 6ten Juli 1834.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Das Donauweibchen. Al. Dumas. Delrieu.

Zweiundzwanzig neue Theaterstücke im September sind wahrlich Alles, was man von einem Vakanzmonate erwarten konnte, und sicher haben die Pariser Theater keine Vakanz genommen. Ich hätte von beinahe vierzig neuen Stücken zu reden, wenn ich alle diejenigen anführen wollte, die seit meinem lezten Theaterberichte aufgeführt worden sind; von diesen vierzig sind aber mehrere bereits wieder untergegangen, so daß es wahrlich nicht die Mühe verlohnt, sie wieder auszugraben. Taglioni, der Balletmeister, hat zum Wiederauftreten seiner Tochter, die ziemlich lange, ja allzulange der Bühne durch Unpäßlichkeit entzogen worden war, das bekannte „Donauweibchen“ in ein Ballet umgewandelt. Ein Feenstück, besonders ein deutsches, paßt selten für den Geschmack der Pariser. Sie haben selbst hunderte von Feenmährchen, das Cabinet des fées, worin sie gesammelt sind, macht beinahe eine ganze Bibliothek aus; aber nicht alle Zaubermährchen ergözen das französische Publikum. Auf der Bühne besonders gehört schon viele Kunst dazu, um ein Feenstück beliebt zu machen; denn hier bringt das Publikum nicht die Gemüthlichkeit mit, welche erforderlich ist, um an solchen Stücken sich zu ergözen. Taglioni's „Donauweibchen“ gefällt daher auch sehr wenig in ästhetischer Hinsicht; überhaupt hat dieser Balletmeister bisher wenig Erfindungsgeist gezeigt; aber die Tochter hilft dem Vater nach, sie tanzt, und dies ist die Hauptsache. Adam hat eine gefällige Musik dazu gesezt; auch gewährt das Ballet ein mannichfaltiges Schauspiel, und somit wird sich das Donauweibchen wenigstens so lange auf der Bühne halten, als die Tochter des Verfassers darin die Hauptrolle spielt. Nach ihrem Abtreten wird der Vater das Manuscript seines Ballets zu den Familienpapieren legen können. Alex. Dumas, dessen Don Juan de Marana nun Alles geleistet hat, was man von diesem bizarren Stücke erwarten konnte, und wenigstens so oft gespielt worden ist, daß der Theaterdirecter seine Auslagen wieder erhalten hat, wo nicht ganz, doch zum großen Theil, scheint eingesehen zu haben, daß solche abgeschmackte und kostspielige Stücke auf die Dauer nicht gefallen können und keinen Director bereichern; er hat einen bessern Weg eingeschlagen, und diesmal das abenteuerliche und ausschweifende Leben eines englischen Kunstgenies in der Person des berühmten Kean, den man auch in Paris hat spielen sehen, dramatisirt. Diese mit vieler Kühnheit, aber doch auch mit Geschicklichkeit ausgeführte Schilderung, welche komisch und zugleich sehr abenteuerlich ist, hat gefallen, und bereits hat das Varietétheater fünfzig Vorstellungen davon gegeben. Gewiß wird dieses Stück auf die deutschen Bühnen übergehen. Denselben Weg sollte auch V. Hugo einschlagen. Dieser Dichter mag aber einsehen, daß das Drama sein Fach nicht ist, und daß er weise handelt, wenn er sich an's Lyrische hält. Wenigstens verlautet nicht, daß er sich mit neuen dramatischen Arbeiten beschäftige. Am Théâtre français hat sich ein alter, im classischen, das heißt veralteten Sinne dichtender Schriftsteller Namens Delrieu nach langem Schweigen wieder in die Schranken gewagt, und ein Trauerspiel unter dem Titel Léonie gebracht, das in der Regierungszeit des sehr zweifelhaften fränkischen Königs Pharamund spielt. Schon mehrere Dichter haben aus jener barbarischen Zeit tragische Darstellungen gewagt, aber entweder muß man alsdann auch die rohen Sitten der alten Franken schildern, die hat aber selten ein Pariser Dichter tief aufgefaßt, oder man legt jenen Zeiten feinere Sitten unter, als sie wirklich hatten, und dann entsteht ein falsches Gemälde, das den Kunstkennern unmöglich gefallen kann. Delrieu ist nun vollends unvermögend, diesen spröden Stoff anziehend zu bearbeiten; denn der alte Mann ist noch im dramatischen Lehrgebäude der vorigen Zeit befangen, und scheint den Sinn der jezigen Welt nicht zu begreifen. Er hat einmal ein ziemlich gutes Trauerspiel in classischem Geschmacke geschrieben, nämlich seinen Artaxerxes, der sich auf der Bühne erhalten hat und noch von Zeit zu Zeit gegeben wird.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 270.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 10. November 1836.

— Luſt und Pein,
Verliebt und grauſam ſeyn,
Das ſchickt ſich wohl zuſammen.
Opitz.

Gedichte von Ludwig Seeger.

Krieg und Frieden.

Deine Locken will ich krauen,
Mädchen, ſey'n die ſtolzen Brauen
Strafend auch herabgeſenkt.

Eine Hand in deinen Flechten
Will ich mit dir raufen, rechten,
Walten kühn und unbeſchränkt.

Aber gieb die Hand, die kleine,
Und ich lege drauf die meine,
Mit der deinen eng verſchränkt.

So, bewahrt in holden Zwingern,
Bleibt in den verſchlungnen Fingern
Uns des Friedens Pfand geſchenkt.

Liebe muß ja ewig hadern,
Aber tief in Sinn und Adern
Ruht der Friedenskeim verſenkt.

Soll die kleinſte Pflanz erblühen,
Muß die Sonne zürnen, ſprühen,
Die doch nur auf Liebe denkt.

Blume muß mit Dorn und Spitzen
Stechend auf den Boden ritzen,
Eh ſie ſich zum Lichte lenkt.

Wehre nicht dem holden Zorne,
Glut entſtrömt dem heißen Borne,
Wenn ſich Liebende gekränkt.

Laß den Liebeshaß nur gähren,
Und mit der Verſöhnung Zähren
Sey der üpp'ge Kelch getränkt.

Wanderluſt.

Funkelnd zittert an den Scheiben
Thau im Laube.
„Willſt in dumpfer Stube bleiben?“
Fragt die Taube,
Geht vor'm Fenſter auf und nieder,
Nickt mir zu,
Girrt und ſchüttelt ihr Gefieder
Immer wieder:
„Läßt dir dieſer Morgen Ruh?“

Wie es durch die Lindenbäume
Funken regnet,
Weggeſchüttelt ſind die Träume;
Klar begegnet

Klarem Blau mein Aug' erweitert,
Und hervor
Tret' ich wunderſam erheitert
Und geläutert;
Durchgeriſſen iſt der Flor.

Lieder ſchmettern, Rehe lauſchen
Im Gehege;
Und aus grünen Büſchen rauſchen
Flügelſchläge.
Tauſend Stimmen in die Wette
Schlagen an,
Eine Melodienkette;
Wie zur Wette
Klingt's dazwiſchen fern heran.

Hinterm Berge läuten Glocken;
Wie ſo gerne
Laß ich von dem Klang mich locken
In die Ferne!
Lieben muß ich dich und loben,
Heimiſch Thal:
Dennoch weit hinweg gehoben
Möcht' erproben
Ich die Flügel wohl einmal.

Nachgefühl.

Ich athme linden, lauen, duft'gen Hauch,
Ein Schimmer weht, als wie von Blumenſternen.
Wohl ſeh' ich nirgends einen Blüthenſtrauch,
Doch fühl' ich ſicher hin mich zu den Fernen.

Selbſt in der Straßen abendliche Feier,
Inmitten grauer Häuſer, todter Wände
Strömt über Zaun und bröckelndes Gemäuer
Der Duft herein vom blühenden Gelände.

Auch du mußt fern von mir, Geliebte, blühn,
Doch fühl' ich fort der reichſten Liebe Düfte;
Nicht des Entzückens Funkenblitze ſprühn,
Mein Herz beſpült es ſanft, wie Frühlingslüfte,

Als ſtreift' an einem Maitag, lang und lind,
Der himmliſch milde, ſüß unwiderſtehlich
Mit ſeinem Glanzgewebe mich umſpinnt,
Ich durch ein Thal, friſchgrünend, unabſehlich.

Der Sterbende.

Du winkteſt mit der Hand zum Lebewohl,
Ein Seufzer noch entſtieg dir matt und hohl,
Ein Blick noch auf die Deinen ohne Schein,
Mit einer Thräu' im Auge ſchliefſt du ein.

Du weinteſt, weil du lebteſt, oft im Traum,
Erwacht gedachteſt du der Thränen kaum:
Wenn dir des zweiten Lebens Morgen ſcheint,
Dann iſt's, als hätteſt du im Schlaf geweint.

Zur Archäologie der Erde.

(Fortſetzung.)

Unter den Reſultaten, zu welchen wir durch das Studium der Geologie gelangen, ſind wohl die Aufſchlüſſe, die uns die Geſchichte der foſſilen organiſchen Ueberreſte gibt, die überraſchendſten. Wer an genauere Naturbetrachtung nicht gewöhnt iſt, dem muß es ganz unglaublich vorkommen, wenn man ihm von rohem, lebloſem Kalkſtein erzählt, wie ſich unter dem Mikroſcop zeige, daß große Stücke ſeiner Maſſe einſt Theile lebender Körper geweſen ſeyen. Der Gedanke iſt überraſchend, daß die Wände unſerer Häuſer oft aus wenig mehr als aus zerriebenen Schalen beſtehen, in welchen einſt auf dem Boden alter Meere und Seen Thiere hauſten.

Es iſt wirklich zu verwundern, daß dem Menſchen ſo viele Jahrhunderte hindurch ein Faktum ſoll verborgen geblieben ſeyn, das jetzt ſo augenfällig vor uns liegt, das Faktum, daß ein nicht kleiner Theil der gegenwärtigen Erdoberfläche ſeinen Urſprung den Reſten von Thieren verdankt, welche die Bevölkerung der alten Meere bildeten. Manche weite Ebenen und gewaltige Berge ſtellen gleichſam das große Beinhaus untergegangener Generationen vor, rieſenhafte Monumente, welche Zeugniß dafür ablegen, wie in unermeßlichen Zeiträumen Leben und Tod auf Erden waltete. Je tiefer wir in die Schichten der Erdrinde dringen, deſto weiter hinauf kommen wir in der Archäologie der Schöpfung. Wir finden übereinander mehrere, durch wechſelnde Thier- und Pflanzenformen ausgezeichnete Stockwerke, und dieſe organiſchen Formen entfernen ſich im Allgemeinen immer mehr und mehr von den jetztlebenden Arten, je weiter wir in die Grüfte immer älterer Schöpfungen hinabdringen. Wenn wir nun dabei wahrnehmen, wie beſtändig und regelmäßig eine Gruppe von organiſchen Reſten mit einer Reihe von Erdſchichten auftritt und mit einer andern, welche wieder eine verſchiedene Gruppe in ſich ſchließt, abbricht, ſo gibt uns dies die ſicherſte Grundlage zu Bildung der Abſchnitte, welche in der Geologie Formationen heißen, und dieſer Abſchnitte laſſen ſich nun in den übereinander gelagerten Schichten der Erdrinde mehrere nachweiſen. Die auf die Geologie angewandte Zoologie und Botanik hat bereits eine ausnehmend große Menge nicht mehr exiſtirender Geſchlechter und Arten ausgemittelt, die aber mit den gegenwärtig lebenden

Thieren und Pflanzen nicht nur im Allgemeinen in der interessantesten Verwandtschaft stehen, sondern sogar in der großen Kette der Lebendigen manche Lücke, die wir in ihren Uebergängen bemerken, auf's Glücklichste ausfüllen. Diese Entdeckung von Gliedern, welche in der jetzigen Schöpfung zu mangeln schienen, ist von der höchsten Bedeutung, indem sie streng auf die Einheit einer gemeinschaftlichen ersten Ursache hinweist, und es vollends augenfällig macht, wie jedes Individuum in einer so eng gegliederten Reihe ein integrirender Theil eines umfassenden ursprünglichen Plans ist.

In den tiefsten Schichten treten Thiere und Gewächse aus den niedrigsten Ordnungen allerdings in überwiegendem Verhältnisse, doch keineswegs ausschließend auf. Im Uebergangsgebirge, das unmittelbar auf dem Urgebirge gelagert ist, und in dem sich die ersten Spuren organischen Lebens zeigen, finden wir nicht bloß die Ueberreste von Korallen und Muscheltbieren, sondern sehen bereits die oberste Thierclasse, die Wirbelthiere, in den Fischen repräsentirt. In manchen der ältesten Schichten des Flötzgebirges kommen schon Reptilien vor, wie im Kupferschiefer im Mansfeldschen, und die merkwürdigen, in neuester Zeit im bunten Sandstein bei Hildburghausen und im Staate Connecticut entdeckten Fußstapfen sind wahrscheinlich die ersten Spuren von Säugethieren und Vögeln. * In den mittlern Regionen des Flötzgebirges sind bis jezt die ersten wallfischähnlichen Thiere entdeckt worden, und endlich in den sogenannten tertiären Bildungen kommen Vögel und Land- und Seesäugethiere vor, die sehr selten der Gattung, häufig aber dem Geschlecht, und sämmtlich den Ordnungen nach den jetztlebenden entsprechen. Somit werden, und dies ist das allgemeinste Resultat der bisherigen Forschungen, die vollkommeneren Thierformen von unten nach oben immer zahlreicher, während die niedrigern Ordnungen, Zoophyten, Krustenthiere und Mollusken, zwar häufig in andern Gattungen und Geschlechtern auftreten, hie und da auch familienweise ganz verschwinden und in andern Sippen wieder erscheinen, im Ganzen aber sich durch die ganze Reihe Versteinerungen führender Bildungen durchziehen.

Die reichsten Fundgruben organischer Reste bildeten sich durch die Anhäufung der schaaligten Gehäuse von Thieren, welche einst in langen Reihen von Generationen auf dem Boden der Meere lebten. Manche Flötze bestehen dem größten Theil ihrer Masse nach aus nichts als aus Myriaden von dergleichen, durch die Bewegung des Wassers in der Länge der Zeit klein geriebenen Muschelgehäusen. In andern Schichten dagegen finden sich in zahlloser Menge unverletzte Korallen und zerbrechliche Muscheln mit ihren feinsten Gräten und Fortsätzen, zum Beweis, daß die Thiere an der Stelle, wo sie noch liegen, lebten und starben. Dergleichen mit dem Abfall zahlloser Generationen lebender Geschöpfe geladene Flötze sind nun aber ein sprechender Beweis für die ungeheuer langen Zeiträume, in denen diese Thiere da, wo jezt unsere Continente sich erheben, auf dem Boden der Meere lebten, sich vermehrten und starben.

Außer diesen augenfälligern Resten von Mollusken und größern Thieren erscheinen bei genauerer Untersuchung nicht selten ungeheure Massen mikroscopischer Muscheln, deren Menge und ungemeine Kleinheit gleich sehr in Erstaunen setzen. Soldani zählte in nicht ganz anderthalb Unzen eines Steins aus den Bergen von Casciana in Toskana 10,451 mikroscopische Muscheln mit Kammern. Der Rest des Steins bestand aus Muschelfragmenten, aus kleinen Stacheln von Seeigeln und einer kalkspathigen Masse. Von manchen Arten dieser Muscheln wiegen vier- bis fünfhundert nicht mehr als einen Gran; er hat berechnet, daß von einer Art tausend Individuen kaum einen Gran wiegen würden. Man kann sich ferner von ihrer Kleinheit daraus einen Begriff machen, daß sie sich in ganzen Massen durch ein mit der feinsten Nadel durchstochenes Papier sieben lassen. Unsere Einbildungskraft wie unser Auge erliegen bald dem Versuch, die unendliche Kleinheit zu fassen, die uns da entgegentritt, wo sich die Schöpfung in die Enge zieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Ueber die Fußstapfen vorweltlicher Vögel s. Morgenblatt Nr. 200, 1836.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, October.

Beschorts Jubiläum.

Der alte Beschort, ein Schauspieler aus der guten Zeit und ein Liebling des Publikums, welcher in seinem langen Lebenslaufe, raca avis! nie dessen Wandelbarkeit erfahren, beging eben die Erinnerung seiner fünfzigjährigen Dienstzeit. Er hat fünfzig Jahre dem Publikum gedient! Es muß ein eigenes Gefühl seyn, wenn ein Schauspieler am Morgen dieses fünfzigsten Jahrestages sich dieses Dienstes erinnert. Um was hat er gedient, und welchen Launen! Mußte er doch seine Grundsätze so oft ändern, um zu gefallen, als ein Staatsdiener in diesen lezten fünfzig Jahren des europäischen Lebens genöthigt war, die seinen umzuschleifen, zu biegen und zu wenden, wollte er loyal bleiben und treu den wechselnden Regierungen und Maximen. Ich halte es indessen für noch schwieriger, dem Publikum treu zu bleiben und bei sich in Ehren, als dem Staate und sich. Wie Einer die Aufgabe löse, der jezt jung ist und in das nächste semiseculum hineinlebt, ist eine eigene Frage. Beschort ist der Sohn einer Zeit, die sich die Aufgabe nicht so schwer machte. Mit leichtem Blute und jenem beauemen Philanthropismus stürzte man sich in die Strömung: man flutbete fort im Schaume, erst später thaten sich die Strudel und Wirbel auf, die in die Tiefe der Zerrissenheit führten. Glücklich diejenigen, welche darüber

wegschwammen und Heiterkeit und Frohsinn beibehielten. Beschort ist unter den Künstlern einer dieser Wenigen. Er verkündete es in der feierlichen Versammlung, und sprach seine Zuversicht aus, daß er heiter und froh zu bleiben hoffe, bis er in die Umarmung des Thanatos sinke. So würde ein neuerer Künstler auch schwerlich sprechen. Aber auch nur einem in Kunst und Leben gleich bewährten Manne konnte eine so ungewöhnliche Ehre zu Theil werden. Vor einem eigens dazu geladenen Publikum ward er, in Anwesenheit aller Mitglieder, Behörden und Obern des Theaters, auf die festlich geschmückte Tribüne geführt, und mit Gesang, Blumen und Anreden begrüßt und entlassen. Etwas seltsam konnte es scheinen, daß der Gefeierte selbst nicht allein das Wort ergriff, sondern den eigentlichen Redner und Vermittler zwischen den Feiernden, den Zuschauenden und sich selbst machte. Zum Theil war dies jedoch nöthig, indem die Gabe des Repräsentirens unter den jüngern Geschlechtern selten geworden ist, eine Gabe, die Beschort aus seiner Zeit noch in anmuthiger Fülle besitzt. Er sprach es aus, was man aus den Symbolen nur ahnen konnte: weßhalb man da war und was es galt, und beseitigte dadurch auf der Stelle, was doch nur ein leeres Spiel gewesen wäre, den Anschein der Ueberraschung. Er sprach es muthig aus: ihr seyd hergekommen, um mich zu ehren und zu erfreuen, und ich freue mich, fühle mich geehrt, und danke euch. Hier tritt in Ehren der Fall ein, wo ein Comödiant einen Pfarrer lehren kann, und es gibt Fälle, wo jeder Pfarrer (d. h. der eine Pfarre, ein öffentliches Amt hat) Comödie spielen muß. Dies Comödie spielen wird nur dann sträflich, wenn es ungeschickt geschieht. Herr Beschort wünschte den Versammelten, daß sie sämmtlich dasselbe Fest feiern möchten! Dies ist ein Wunsch, zu dem das Publikum nicht Amen sagen darf. Es sieht zwar schon traurig auf unsern Brettern aus, wenn aber nicht allein die Notabilitäten, sondern auch alle Lahmen und Blinden bis zum fünfzigjährigen Jubiläum ausdienen müßten, möchte selbst ein so langmüthiges Publikum, wie das gegenwärtige in Berlin, die Geduld verlieren. Seine Collegen, unter denen kein einziger Zeitgenosse von ihm ist, haben Beschort einen silbernen, sinnvoll nach der Angabe des Redakteurs des Gesellschafters, Herrn Professor Gubitz, ausgeschmückten Pokal geschenkt und durch königliche Gnade ist ihm ein Benefiz bewilligt worden. Bei dem geselligen, ihm von den Schauspielern gegebenen Feste erregte eine launige Danksagung der Coulissen (von Herrn Gropius), daß er sie nie beim Abgange „zerrissen," besondern Beifall, denn Beschort ist ein Schauspieler, der durch die Sturm- und Drangperiode hindurch seine alte, unter den Matadoren unsers Theaters erworbene Kunst rein erhalten hatte. Noch als Greis spielte er den Gracioso Perin in Moreto's „Donna Diana" mit einer schalkhaften Anmuth, die ihres Gleichen suchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Theater.

Delrieu's Artaxerxes hat keine würdigen Nachfolger erhalten; denn seine folgenden dramatischen Dichtungen bedeuteten wenig, und die lezte, Léonie, ist vielleicht die unbedeutendste von allen. Seines Alters und ehrbaren Charakters halber ist er jedoch in den Feuilletons der Pariser Zeitungen mit vieler Schonung behandelt worden; der Constitutionnel, beinahe das einzige, dem alten classischen Geschmacke unwandelbar huldigende Blatt, hat ihn fast gelobt; das Stück wird auch wohl noch gegeben, aber es kränkelt, und hat sicher kein langes Leben mehr zu hoffen. Delrieu ist, wie es scheint, aus dem mittäglichen Frankreich gebürtig, wo die Dichter nicht auf das Urtheil des Publikums warten, sondern eine hohe Meinung von sich selbst bekommen, wenn man ihnen einigermaßen Beifall zollt. So soll denn auch Delrieu seit der guten Aufnahme seines Artaxerxes sich für einen der ersten Dichter Frankreichs halten; man erzählt von ihm, er gehe auf den Straßen umher, bleibe an den Ecken stehen, wo die Theaterzettel angeheftet sind, und wenn er mehrere Leute beisammenstehen sehe, um zu lesen, was am Abend gegeben werde, so pflege er sich ihnen zu nahen und laut zu sagen: „Diesen Abend wird des berühmten Delrieu Artaxerxes gegeben; da wird es schwer halten, Plätze im Théâtre français zu bekommen." Eben dieses Theater gibt noch ziemlich häufig Rosiers Lustspiel: „Ein Criminalproceß," in welchem bekanntlich die Sucht der Damen, den gerichtlichen Verhandlungen bei wichtigen Criminalprocessen beizuwohnen, lächerlich gemacht werden soll. Diese Sucht ist jedoch nicht allgemein, und kann auch wohl als bloße Neugierde ausgelegt werden, die Personen zu sehen und zu hören, welche sich durch außerordentliche Thaten, wären es auch Schandthaten, bemerklich gemacht haben und zum Gegenstande des Tagesgesprächs geworden sind. Es entsteht aus dieser Neugierde eben nichts Böses, mithin kann das Lustspiel hier auch keinen großen Nutzen stiften; allein es ist ziemlich gut angelegt und wird mit Vergnügen gesehen. Nicht so glücklich war Rosier mit einem andern Lustspiel, „Mademoiselle de Montmorency," in welchem er die ruchlosen Sitten aus der Regierungszeit Ludwigs XV. getreu schildern wollte. Das Gemälde schien so ekelhaft, daß das Publikum es nicht mehr als einmal ansehen wollte. Durch die vielen schmutzigen Stücke abgeschreckt, hat sich das Publikum, welches das Théâtre français zu besuchen pflegt und in der Regel einen geläutertern Geschmack verräth, als die Zuschauer in andern Theatern, wieder zu den Molièreschen und Racineschen Stücken gewendet, die deßhalb, wenn die Rollen gut besezt sind, stark besucht werden; somit hat also die Romantik, die schlechtere nämlich, dem alten classischen Theater nicht allein nicht geschadet, sondern sogar genützt; denn nun ist die Verehrung des französischen Publikums nicht mehr ein blinder, auf Herkommen gegründeter Eifer, sondern eine durch Vergleichung entstandene Hochachtung. Dies verhindert nun freilich nicht, daß in andern Theatern die Erzeugnisse der kühnsten und ausschweifendsten Phantasie beklatscht werden; aber auf dem Théâtre français scheint man sie nicht mehr dulden zu wollen. Bekanntlich haben sich auch in der lezten Session der Deputirtenkammer mehrere Deputirte bestimmt wider eine Unterstützung des Théâtre français ausgesprochen, falls diese nur dazu dienen sollte, abgeschmackte Theaterstücke aufzuführen. Andere Theater, die keine Unterstützung von der Regierung erhalten, haben freilich die Hände frei, und können folglich aufführen, was ihnen beliebt, oder was ihrem Publikum gefällt; denn von diesem hängt doch das Endurtheil ab, und so wenig als in einem freien Staate die Tageblätter die Richtung der öffentlichen Meinung bestimmen, da sie im Gegentheil von derselben geleitet zu werden pflegen, so wenig bestimmen die Theater den Geschmack der Zuschauer; denn diese lassen durch ihren Beifall oder ihre Mißbilligung merken, ob ein Stück ihrem Geschmacke oder ihrer Laune gemäß oder zuwider ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 271.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, den 11. November 1836.

L'art de la civilisation tend sans cesse à rendre tous les hommes semblables en apparence et presque en réalité; mais l'esprit et l'imagination se plaisent dans les différences.

Mad. Staël.
Corinne.

Italienische Städtebilder.

Siena.

I.

Ein längerer Aufenthalt in den kleinern Städten Italiens hat bei manchen Unbequemlichkeiten den Vortheil, daß man die Italiener mehr in der Nähe beobachten und ihr ganzes Treiben bestimmter kennen lernen kann. Die größern Städte dieses Landes sind Rendezvous der ganzen Welt geworden, und namentlich seit den lezten sechs Jahren waren Rom und Neapel während der Wintermonate von Fremden so überfüllt, daß man in manchen Quartieren in England, in andern in Frankreich, und wieder in andern in Deutschland sich zu befinden glaubte. Die Fremden sind es dann, welche das gesellschaftliche Leben bilden und eigentlich gestalten; sie haben mit sich und etwa mit der Vergangenheit, natürlich aber am wenigsten mit der Gegenwart und den Bewohnern Italiens zu thun. Auf diese nun wird man zurückgeführt, wenn man während langer Zeit nur italienisch um sich reden hört, und nur hin und wieder einmal ein fremdes Gesicht an einem oder dem andern Tag durch die engen Straßen jener Orte wandern sieht, welche man mit Unrecht bloß benuzt, um von einer großen Stadt in die andere zu kommen. Und doch hat sich vornehmlich in den kleinern Städten, troz aller modernen Umwandlung, ein Rest jenes historischen Lebens erhalten, das seit Jahrhunderten die individuellsten Gestalten erzeugte, und oft in einem Umkreis von drei bis vier deutschen Meilen die verschiedenartigsten, aber fast immer bedeutendsten Schöpfungen in Staat und Kunst hervorrief. Wer erkennt nicht in dem stillen, man kann sagen unbewegten, geistlosen und todten Leben Orvietos, daß diese Stadt fortwährend Asyl der bedrängten Priesterschaft war, und sich rühmen konnte, die eigentlich „treue Stadt“ zu seyn? An seinen Thoren gingen auch im Jahr 1831 die Ruhestörer Italiens vorüber, ohne irgend einen Angriff zu wagen, oder der Mühe werth zu halten. Von den vornehmsten und begütertsten Leuten des Städtchens sind die allerwenigsten in Florenz, vielleicht ein einziger Marchese in Neapel gewesen. Die Gedanken seiner Bewohner sinnen auf nichts Höheres, als ein ruhiges Leben fortzuführen, ein etwaiges Patrimonium durch einen Prozeß in's Unendliche zu bewahren und wo möglich zu mehren, alljährlich eine gute Weinlese zu halten und den gewonnenen Ertrag möglichst theuer nach Rom zu verkaufen, den Dom, dies schönste Kirchengebäude Italiens, so gut es gehen will, zu erhalten und herzustellen und das Fest des Corpus Domini und der Erhöhung der Madonne so glänzend, als der Ort es zuläßt, zu begehen.

Die Geistlichkeit weiß den Signori und der Commune dafür Dank, und sorgt dafür, daß die untern Volksclassen nicht die vorgeschriebene Sphäre einer gründlichen Unwissenheit überschreiten, und daß man in jener Region nichts anderes sich einfallen lasse, als Sonntag Morgens in die Messe und Abends um drei-und-zwanzig Uhr auf dem Corso auf und ab zu gehen. Die Orvietaner waren ihrer historischen Herkunft nach von jeher Guelfen.

Anders das nahe Viterbo. Man trifft nicht leicht ein elenderes, frecheres Gesindel im römischen Staate, als in Viterbo und seiner Umgegend. Montefiascone spukt seit Jahr und Tag in allen Reisebüchern als Haupträubernest, ein Titel, dessen es auch in der neuesten Zeit nicht ganz unwürdig geworden. Hier brach gleich bei der ersten Regung des lezten Aufstandes wieder ein Haufen Assassini los, der sogar den österreichischen Courier zu überfallen wagte. Wie sicher auf der entgegengesezten Seite, auf dem Ciminus, nach Rom zu, die Wege sind, zeigt der Posten von Gensdarmen, den häufige, auch noch in der neuesten Zeit wiederholte Anfälle in dieser Einsamkeit unerläßlich machen. Dergleichen, ehemals eine alltägliche Erscheinung, ist jezt im römischen Staat charakteristisch und auffallend, da man von der Romagna bis an die neapolitanische Grenze ohne alle Gefahr reisen und sicher seyn kann, den Gensdarmen nirgends als in den Städten zu begegnen. Auch weiß man, daß, vielleicht mit der einzigen Ausnahme des Distrikts von Perugia und Citta di Castello, die gemeinsten, unnatürlichsten Verbrechen in und um Viterbo begangen werden. Dazu kommt beim gemeinen Volk eine bodenlose Unwissenheit, ein verzehrender Hang zum Lotto und Kartenspiel, ausgezeichnete körperliche Kraft und die Lust, stets mit Neuerern und Neuerungen sich zu verbinden. Wie die Städte Italiens ehemals unter einander wetteiferten, sich durch Großthaten vor einander hervorzuthun, so streben sie jezt auf bescheidenere Weise durch die Feier glänzender Feste sich zu überbieten. So feiert Viterbo im September das Fest der Beschützerin der Stadt, der heiligen Rosa, und sucht durch prächtige Aufzüge und himmelhohe Tabernakel selbst den sicilianischen Staat zu verdunkeln. — Viterbo nun war stets ghibellinisch gesinnt, immer geneigt, gegen die Päbste aufzustehen, Gegenpäbste zu beschützen und etwaigen Prätendenten mit oder ohne Recht sich anzuschließen.

(Die Fortsezung folgt.)

Zur Archäologie der Erde.

(Fortsezung.)

Aehnliche Anhäufungen mikroscopischer Schalen wurden auch in manchen Süßwasserbildungen beobachtet. Ein auffallendes Beispiel der Art bietet die ungemeine Verbreitung der Reste eines mikroscopischen Krustenthiers aus dem Geschlechte Cypris. Diese Thiere stecken zwischen zwei flachen Schalen, wie die zweischaligen Muscheln, und wohnen noch jezt in Seen und Moräßen. Manche Mergellager unter der Kreide in England stecken so voll dieser Schalen, daß häufig die Blätter, in die sich der Mergel leicht spalten läßt, davon ganz wie mit feinem Saamen bestreut erscheinen. Aehnliches kommt in neuern Gebirgsarten als die Kreide vor, nämlich in den großen Süßwasserbildungen der tertiären Periode im mittlern Frankreich; hier, in der Auvergne, streichen auf zwanzig Meilen in die Breite, achtzig in die Länge, Lager von Geschieben, Sand, Mergel und Kalk, welche sich aus süßem Wasser wenigstens siebenhundert Fuß dick abgesezt haben. Das blättrige Wesen mancher Mergelschichten dieser Formation rührt nun von nichts Anderem, als von zahllosen Myriaden ähnlicher Cyprisschalen, welche im Mergel papierdünne Abtheilungen bilden. Weiß man nun, daß diese Thiere ihre Haut sammt der Schale jährlich abwerfen, so kann man schwerlich einen bündigeren Beweis dafür haben, wie ruhig das Wasser war, in dem die Thiere lebten, und wie ganz allmählich, in unendlich langer Zeit der See sich mit seinem Schlamm füllte.

Sehr häufig findet man Süßwassermuscheln und Reste von Seethieren am selben Fleck untereinander, und dies weißt denn geradezu darauf hin, daß hier dereinst die Mündung eines großen Flusses war, wie ja auch heutzutage an den Deltas des Nils und anderer großen Ströme die Bewohner des Flusses und der See im brakigten Wasser nebeneinander wohnen. Nicht weniger häufig ist das Vorkommen von Landthieren neben Wasserthieren; so finden sich in den Sand- und Thonlagern des Tilgatewalds in England Süßwasser- und Sumpfmuscheln vermischt mit den Knochen großer Landeidechsen, wie des Megalosaurus, Iguanodon und Hyläosaurus; mit ihnen kommen auch die Knochen des Plesiosaurus, eines Seeamphibiums, vor, und wir schließen daraus natürlich, daß jene vom Land in eine Flußmündung geschwemmt wurden, in welche der Plesiosaurus seinerseits von der See her gekommen war und hier, im gemeinschaftlichen Sammelplaz des thierischen und mineralischen Abfalls des nahen Landes, seine Knochen gelassen hatte. Ein anderes Beispiel bieten die Orforder Kalkschiefer. Dort enthält eine einzige, nicht sechs Fuß dicke Schieferschichte ein Gemisch von Landthieren und unzweifelhaften Seemuscheln; die Knochen von Känguruhähnlichen Thieren, von großen Landeidechsen und Pterodactylen (fliegenden Eidechsen) einerseits, und andernseits Ammoniten, Nautiliten und Belemniten und viele andere Seemuscheln liegen so wirr durcheinander, daß sich dieses

Flötz offenbar auf dem Boden eines Meers, nicht fern von einer alten Küste, hat bilden müssen. Das Vorkommen von Landthierresten unter solchen Verhältnissen läßt sich nur daraus erklären, daß ihre Leichen vom Lande, und zwar nicht weither dahin geschwemmt wurden, wo sie im Meere ein Grab fanden.

Die bisher betrachteten Fälle sind Beispiele von den Prozessen, wo sich die Reste von See-, Fluß- und Landthieren, welche in langen Zeiträumen natürlichen Todes gestorben waren, allmählich anhäuften. In Folge anderer, gleichsam stoßweise wirkender Ursachen scheinen nun aber manche Flötze sich sehr rasch aufgehäuft und dabei plötzlich nicht allein Muschelthiere, sondern auch die höhern Classen der damals lebenden Bewohner der See vernichtet zu haben. Wir sehen noch jezt analoge Fälle, wo lokal Thiere in Menge plötzlich ihren Tod finden; so sterben die Fische, wenn sich bei ungewöhnlich heftigen Stürmen zu viel Schlamm mit dem Seewasser mischt, ferner wenn das Wasser über unterseeischen Vulkanen zu sehr erhizt und mit schädlichen Gasen geschwängert wird. Wenn Salzwasser plötzlich Süßwasserseen oder Strommündungen überschwemmt, oder wenn, in Folge des Durchbruchs eines Landsees, ein Strich des Meers plötzlich von einer ungeheuren Masse süßen Wassers verdrängt wird, so gehen häufig ganze Schaaren von Wasserthieren zu Grunde.

An den meisten fossilen Fischen ist nichts von mechanischer Gewalt zu bemerken; sie scheinen vielmehr nur dadurch ihren Tod gefunden zu haben, daß sich schädliche Substanzen mit dem Wasser mischten, in dem sie lebten, sey es nun, daß sich plötzlich die Temperatur erhöhte, oder daß sich das Wasser mit kohlensaurem Gas, oder Schwefelwasserstoffgas, oder mit bituminosen und erdigten Stoffen in Gestalt von Schlamm schwängerte. Die Umstände, unter denen die fossilen Fische am berühmten Fundort im Monte Bolca bei Verona vorkommen, scheinen darauf hinzuweisen, daß sie plötzlich starben, wenn sie in einen gewissen Strich des damaligen Meeres gelangten, welcher durch die vulkanischen Ausbrüche, deren augenfällige Zeugen die benachbarten Basaltfelsen sind, verpestet war. Die Skelette der Fische liegen parallel mit den Platten des Kalkschiefers; sie sind immer ganz und liegen so nahe beisammen, daß sich in einem Block oft sehr viele Individuen finden. Die Tausende von Exemplaren in allen Kabinetten Europa's kommen fast alle aus Einem Steinbruch. Alle diese Fische müssen an diesem fatalen Fleck plötzlich zu Grunde gegangen und rasch in der Kalkmasse, die sich eben niederschlug, begraben worden seyn. Der Umstand, daß man an manchen Individuen sogar noch Spuren der Hautfarbe bemerkt beweist, daß sie verschüttet wurden, ehe ihre weichen Theile in Fäulniß übergegangen waren. Auch die Fische von Torre d'Orlando in der Bucht von Neapel bei Castellamare müssen plötzlich getödtet worden seyn. Nach Agassiz gehören die dort im Jurakalk zusammengehäuften zahllosen Individuen sämmtlich einer einzigen Art an; ein ganzer Schwarm scheint auf einmal seinen Tod gefunden zu haben, an einem Fleck, wo das Wasser durch einen Ausbruch des wohl schon in jener frühen Zeit thätigen Vesuvs verdorben war.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris Oktober.

(Fortsezung.)

Die italienische Oper. Das Athénée des arts.

Die Musikliebhaber und die vielen Fremden in Paris haben nun wieder den Genuß der italienischen Oper, welche bekanntlich nur sechs Monate im Jahr (von Oktober bis März) spielt. Die Truppe ist dieselbe, wie im vorigen Jahr. Die Grisi, die sich ganz besonders vervollkommnet hat, ist wieder die Hauptprimadonna; der Malibran war das Pariser Publikum schon seit einigen Jahren beraubt, so daß ihr Verlust minder empfunden wird; aber ihr vortrefflicher Gesang, ihr kindlich-liebliches Wesen, sogar ihre Launen, die sich manchmal sehr naiv äußerten, sind den Besuchern der italienischen Oper noch in lebhaftem Andenken, und man bedauert allgemein den frühen Verlust eines von der Natur so reich ausgestatteten Geschöpfes. Mich dünkt, ich sehe sie noch, wie sie vor einigen Jahren in einer öffentlichen Versammlung zu Gunsten der polnischen Flüchtlinge milde Beiträge sammelte, wie sie selbst das Beispiel der Wohlthätigkeit gab, und mit welcher Anmuth sie umherging, wie sie so herzlich dankte, wenn sich die Beutel der Reichen aufthaten und ihr die Gaben überreicht wurden. Das arme Kind (denn ein wahres Kind blieb sie bei ihrer außerordentlichen Reizbarkeit beständig) hat nur wenig glückliche Jahre in ihrem Leben gezählt; ihr Vater Garcia hatte ihr die Musik, wo nicht eingeprügelt, doch eingezwungen, und sie hatte beständig vor diesem harten und zornigen Manne gezittert, und vielleicht nur, um ihm zu entgehen, einen amerikanischen Kaufmann geheirathet, mit welchem sie nicht glücklich war, der bankerott wurde und in der Folge nach Frankreich kam, nicht um seine Frau, sondern ihr am Theater erworbenes Geld zu holen, weßhalb sie sich zulezt von ihm scheiden ließ. Nun lernte sie den Tonkünstler Beriot kennen und heirathete ihn. Mit diesem war sie überaus glücklich; aber dieses Glück hat, wie Alles hienieden, nur kurze Zeit gedauert. Man hat von ihr einige Gesänge; als Tonkünstlerin hat sie ihren Vater nicht erreicht, der mehrere Opern gesezt hat und dabei ein vortrefflicher Sänger war, aber als Sängerin gehörte sie sicher zu den ersten Virtuosinnen unserer Zeit. — Die italienische Oper hat ihre Darstellungen mit dem Bellinischen Pirata begonnen; seitdem wechseln Bellini's Opern mit den Rossinischen ab, die noch immer sich der allgemeinen Gunst erfreuen, besonders wenn sie so gut aufgeführt werden wie hier. Diesen Meister aber zu neuen Compositionen zu vermögen, hat bisher fehlgeschlagen, und er scheint wirklich seine musikalische Laufbahn geschlossen zu

haben. — Zu den Kunstgenüssen der letzten Zeit in Paris gehörte auch eine öffentliche Sitzung des Athénée des arts und ein Concert des Menestrel. Man weiß, daß das Athénée des arts aus Gelehrten und Künstlern besteht und auch Damen als Mitglieder aufnimmt. In seinen öffentlichen Sitzungen lassen sich Dichter, Prosaiker und Tonkünstler hören. Ein Herr Pallet de Plombières, ein schon sehr bejahrter Mann, rührte mir das Herz durch seine kläglichen Verse über das „Altern in trauriger Einsamkeit.“ und ich bedauerte den Mann recht innig; ich erstaunte aber nicht wenig, als er hernach wieder auftrat und diesmal sehr kurzweilig einen politischen Bartscheerer in Paris schilderte; nun that es mir beinahe leid, der frühern Dichtung des Mannes so leicht mein Mitleid geschenkt zu haben. Eine Dame wagte es auch aufzutreten, und las ganz tapfer einen Aufsatz vor: „Empfindungen beim Erwachen meiner Tochter,“ die wenigstens bewiesen, daß sie eine gute Mutter ist und sich nicht scheut, ihre Muttergefühle vor aller Welt zu bekennen. Sie hieß Madame Chevreau-Lanercier, und man sagte mir, sie gebe Unterricht in Erziehungshäusern; dadurch ward ihr kühnes Auftreten erklärlich. Der weiblichen Professoren und Privatlehrerinnen gibt es in Paris eine bedeutende Anzahl, wie denn überhaupt Frauen hier eine Menge von Erwerbszweigen haben, die ihnen ihren Unterhalt auch ohne die Mithülfe von Männern sichern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, October.

(Fortsetzung.)

Richard II. Judenedicte. Raumer.

Solche Feierlichkeiten dienen übrigens nur dazu, uns in Erinnerung zu bringen, wie des zu Feiernden immer weniger wird. Selbst Raupach schweigt. Er soll auf seinem Gut in Schlesien der landwirthschaftlichen Oekonomie ganz hingegeben seyn. Wenn ein so altes Possenspiel wie der „reisende Student oder das Donnerwetter,“ aufgefrischt mit modernen Zusätzen, Furore machen kann, und als neuestes Zusatzstück gelten muß, so verräth dies hinlänglich unsern Mangel an produktiver Kraft. Man pflegte sonst alljährig ein Shakespeare'sches Drama einzustudiren; auch dies ist lange unterblieben. Eben ist „Richard der Zweite,“ von Eduard Devrient für die Bretter eingerichtet, erschienen. Ich behalte mir darüber für ein nächstes Mal den Bericht vor. Dies wundervoll schöne Stück des großen Genius hätte vielleicht einer andern Zeit bedurft, um die gehörige Theilnahme zu erwecken; unsere ist kaum gestimmt, die Verklärung der Majestät in sich, zumal wenn sie mehr als intensives Charaktergemälde auftritt, denn als Handlung, die vor unsern Augen sich entwickelt, zu würdigen. Die Nebengestalten griffen nicht lebendig ein, Mehreres war offenbar störend; dennoch wirkte der Hauptcharakter, von Devrient dargestellt, in der zweiten Hälfte außerordentlich.

Die viel besprochenen Judenedicte sind noch immer das Thema der Conversation. Aus offiziellen Mittheilungen erfahren wir, daß die Vorfälle in Posen durch das Gerücht über Gebühr entstellt sind, und sich auf unbedeutende Reibungen beschränken, welche nur blaue Flecke und keine Wunden hinterließen. Blaue Flecke schmerzen oft freilich länger als wirkliche Wunden, die schnell zuwachsen; indessen ist man allerseits bemüht, auch diese Flecke zu verwischen. Eine allerhöchste Zuschrift hat einige besorgte Israeliten, welche direct ihre Befürchtungen zu Füßen des Thrones niedergelegt, beruhigt, indem sie die unglücklichen Auslegungen jenes bekannten Edicts für Mißverständnisse erklärt, und den Betheiligten erlaubt, diese höchste Willensmeinung öffentlich bekannt zu machen. Die Auswanderung mehrerer begüterter Familien, von denen allerdings die Rede gewesen, wird aller Wahrscheinlichkeit nach nunmehr unterbleiben. Wie verdrießlich auch diese Angelegenheit auf das Privatleben eingewirkt und zu ungünstigen Schlüssen verführt hat, so dürfte sie andererseits doch auch nicht ohne wohlthätige Folgen bleiben. Das Aufsehen, welches diese factisch geringfügige Sache gemacht, wird ein deutliches argumentum ad hominem seyn, wie ungegründet die Befürchtung derer ist, welche Reactionsversuche gegen Ansichten und Fortschritte für möglich halten, die einmal anerkanntes Eigenthum der Zeit sind. Bei der Gelegenheit hat sich auch herausgestellt, wie schwer es ist, das Eigenthumsrecht der Namen, die wir führen, zu erweisen. Was christliche Namen sind, auf welche die Juden keine Rechte hätten, ist um so weniger klar, als die Hälfte der als echt christlich recipirten von den Juden notorisch als Stammerbschaft zurückgefordert werden kann. Die altgermanischen, griechischen, römischen und maurischen dürften aber doch heutzutage als Gemeingut der ganzen Welt zu betrachten seyn.

Literarisch ist es sehr still. Der angekündigte politische Roman von Steffens will nicht erscheinen. Ein neues „deutsches Taschenbuch,“ hier von Dr. Karl Büchner bei Dunker und Humblot herausgegeben, erregt durch die Mannichfaltigkeit und die Auswahl seiner Beiträge ein besonderes Interesse. Die darin enthaltene Lebensbeschreibung des Fürsten Pückler-Muskau von Th. Mundt ist zwar interessant, könnte es aber gewiß noch mehr seyn, wenn der Fürst nicht mehr lebte und der Verfasser nicht durch seine Parteirücksichten und andere, die ganz außer ihm stehen, controllirt würde. Ludwig Rellstab muß die in seinem Injurienproceß mit Spontini ihm zuerkannte Gefängnißstrafe absitzen. Friedrich von Raumer ist mit reichen historischen Schätzen aus den englischen Archiven zurückgekehrt. Selten mag der Aufenthalt eines deutschen Gelehrten in England fruchtreicher gewesen seyn, wie denn auch keiner einer solchen Aufnahme und Anerkennung sich rühmen mag. Als public character wurde er jedoch erst dann daselbst anerkannt, als die Toryblätter entschieden Partei gegen ihn nahmen und der berühmte heftige Aufsatz des Quarterly Review gegen ihn erschien. Man muß in England von der einen Partei erhoben und von der andern mit Koth beworfen werden, um überhaupt etwas zu seyn. So hat unser Landsmann denn das erreicht, was ein Engländer hier nach Raumers erstem Aufenthalte ihm absprach, nämlich daß sein Werk von Einfluß seyn könne; „denn,“ sagte er, „Herr von Raumer ist nicht Tory, nicht Whig, nicht Conservativer und nicht Liberaler, also im öffentlichen England — nichts.“ Also muß der Deutsche seine schönste Erbeigenschaft verleugnen, um in England nur etwas zu werden — seine Unparteilichkeit. Es haben dann wenigstens jetzt viele Deutsche die Anwartschaft, in England zur Geltung zu kommen. — Unserer Universität steht eine große Aenderung bevor. Sie ist während ihrer fünfundzwanzigjährigen Dauer so anbrüchig geworden, daß sie neuer Stützen bedarf und vom Fundament auf unterbaut wird. Man hat damit angefangen, die alten Karzer abzureißen. Indessen wirkt diese Reformation vorläufig nur äußerlich, und der Maurermeister besorgt sie.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 12. November 1836.

Die Felsarten der Flötzzeit, so wie die in ihnen enthaltenen organischen Ueberreste, stimmen mit den Bildungen des jetzigen Meeres und den Formen seiner lebendigen Bewohner ziemlich überein, und mit und neben ihnen zeigen sich unverkennbare Spuren eines mitten in jenem vormaligen Meere gelegenen, von vollkommeneren Landthieren bevölkerten Festlandes.

G. H. Schubert.

Zur Archäologie der Erde.

(Fortsezung.)

Auf gleiche Weise haben nun ohne Zweifel Niederschläge aus schlammigtem, vielleicht mit schädlichen Gasen gemischtem Wasser nacheinander dicke Lager von Thon und Mergel, wie in der sogenannten Liasformation, gebildet und dabei nicht allein die Muscheltiere auf dem Boden des Meers, sondern auch die höhern Seegeschöpfe, welche im Bereich jener stürmischen Bewegungen lebten, rasch erstickt und begraben. Es beweisen dies die Tausende von Fischen und Eidechsen, welche häufig im Lias vollkommen erhalten gefunden werden. Oft ist kaum ein einziger Knochen, eine einzige Schuppe verrückt, und dies könnte unmöglich der Fall seyn, wären die freiliegenden Körper dieser Thiere auch nur wenige Stunden der Fäulniß und den Angriffen von Fischen und andern kleinen Thieren auf dem Boden des Meers ausgesezt gewesen.

Ein anderer berühmter Fundort fossiler Fische ist der Kupferschiefer am Harz bei Mansfeld, Eisleben u. s. w. Manche dieser Fische erscheinen krumm gezogen, und dies hat man aus dem Zappeln der Thiere im Todeskampf erklären wollen; es rührt aber in Wahrheit daher, daß sich die Muskelfasern im Tode ungleich zusammenziehen, weßhalb Fische und andere Thiere in dem kurzen Zeitraum zwischen dem Tod und dem vor der Fäulniß eintretenden Zustande der Erschlaffung steif werden. Da nun an jenen Fischen diese dem Tode unmittelbar folgende Steifheit zu bemerken ist, so folgt daraus, daß sie vor Eintritt der Fäulniß begraben wurden, und zwar offenbar in demselben bituminosen, kupferhaltigen Schlamm, der sie getödtet. In jenen stürmischen Perioden unseres Planeten, wo sich die Flötzgebirge niederschlugen, waren die häufigen und gewaltsamen vulkanischen Ausbrüche ohne Zweifel auch mit atmosphärischen Störungen verknüpft, welche den damals lebenden Fischgeschlechtern so verderblich wurden, wie wir jezt noch bei plözlichem starkem Wechsel der Luftelektricität bemerken. Agassiz hat beobachtet, daß bei rasch eintretendem Wechsel im Druck der Luft auf das Wasser die Schwimmblasen der Fische nicht selten übermäßig ausgedehnt werden, ja sogar bersten. Oft sieht man Schaaren todter Fische, die auf diese Weise bei heftigen Gewittern umgekommen, auf den Schweizer Seen treiben.

Aus unserer bisherigen, ganz allgemeinen Geschichte der fossilen organischen Körper geht hervor, daß nicht allein die Reste von Wasserthieren, sondern auch die von Landthieren und Pflanzen fast ausschließlich in Schichten gefunden werden, die ihre Bildung der Wirkung des Wassers verdanken. Dies erklärt sich nun sehr leicht,

wenn wir bedenken, daß die Knochen aller todten Thiere, wenn sie unbedeckt auf trockenem Boden liegen bleiben, in wenigen Jahren durch Zersetzung der Luft und durch mancherlei Thiere völlig zerstört werden. Unter besondern Umständen werden zwar hin und wieder selbst jetzt noch Thierskelette auf dem Lande erhalten; so erzählt Kapitän Lyon, daß in den Wüsten Afrikas todte Kameele häufig in der heißen, trockenen Luft vertrocknen und der Kern eines Sandhügels werden, den der Wind auf sie häuft; unter diesem Sand bleiben sie begraben, wie die Strünke von Palmen und die alten Denkmäler Egyptens. Aber im Allgemeinen haben sich, mit Ausnahme der wenigen Knochen, die sich in Höhlen gesammelt, oder die unter Erdfällen, durch vulkanische Ausbrüche oder durch Sandwehen begraben worden seyn mögen, Reste von Landthieren nur in durch Wasser gebildeten Schichten erhalten können. Noch jetzt sehen wir ja, wie die Leichen von Landthieren von den Flüssen in der Regenzeit in Seen, Strommündungen und Meere geschwemmt werden; und so sonderbar es auf den ersten Blick erscheinen mag, daß Ueberbleibsel von Landthieren in Schichten liegen sollen, die sich auf dem Meeresboden gebildet, so erklärt sich die Sache leicht, wenn man bedenkt, daß das Material der geschichteten Gebirgsarten größtentheils nichts ist, als der Detritus, der Abfall älterer Bildungen. Regen, Ströme und Ueberschwemmungen haben diesen Detritus in Seen, Strommündungen und Meere geführt, und so sind wohl auch viele Leichen von Landthieren und Amphibien weit weg geschwemmt worden durch Strömungen, welche so ungeheure Massen zerriebener Gebirgsarten in Gestalt von Grus, Sand und Schlamm vom Lande weggerissen. Auf diese Weise sind die durch Wasser gebildeten Flötze die gemeinsame Lagerstätte von Seethieren und von Landthieren geworden.

Nur durch das Studium der über die ganze Erde verbreiteten Fossilien können wir hoffen, die geheime Geschichte unseres Erdballs mehr und mehr aufzuschließen. Sie sind die Urkunden, welche lautes Zeugniß ablegen für Umwälzungen und Catastrophen lange vor dem Auftreten des Menschen auf Erden; sie schlagen das Buch der Natur vor uns auf und führen ganze Reihen von Thier- und Pflanzengeschlechtern an uns vorüber, von denen wir ohne die neuern Entdeckungen in der Geologie so wenig wüßten daß sie gelebt haben, als daß sie untergegangen sind.

Italienische Städtebilder.

(Fortsetzung.)

Perugia und seine Umgegend, in seiner geschichtlichen Erscheinung schwärmerisch, tief und hartnäckig, oft wieder aufnehmend und festhaltend, was die Zeit schon als ungehörig verworfen, erscheint auch so in den Ueberbleibseln seiner getrübten Gegenwart. Immer noch bewahrt der reizende Ort einen Funken von höherer gesellschaftlicher Bildung, immer noch nährt die reine Luft des hochgelegenen Städtchens aufstrebende Geister und jugendlich frischen Muth, der dann den Zeitbewegungen sich hingab, wenn er, von den Uebrigen verlassen, allein stand und sich opferte. Nirgend vielleicht in ganz Italien hat die Kunst sich bestimmter an Vorbilder angeschlossen, welche die nächste Umgebung darbot, als hier, nirgend sind noch jetzt die Gestalten und Gesichter der alten Maler so treu in der Wirklichkeit wiederzufinden. Nur das nahegelegene Assisi, die Weihestätte des h. Franz, geht unaufhaltsam dem schlimmsten Verfall entgegen, und dürfte noch lange vergebens nach einem Zweige sich umsehen, durch den es der höchsten Noth sich erwehren könnte. Von der Hauptstraße entlegen, hat es nicht einmal die Vortheile Loretos, lebt aber sonst wie dieses, wie Compostela und alle Wallfahrtsörter, ohne redliche Thätigkeit irgend einer Art, ohne Verkehr, nur von den Einkünften reicher Klöster und Heiligthümer, und von dem, was die im Oktober immer noch zahlreichen Pilger den Einzelnen spenden wollen.

Dies ließe sich, wenn man wollte, überall, namentlich im Römischen, weiter verfolgen, und sich z. B. nachweisen, wie Fabriano in der anconitanischen Mark, schon vor Jahrhunderten eine der gewerbthätigsten Städte Italiens, auch heute noch durch seine Färbereien, Leder-, Papier- und Hutfabriken ganz den Anschein einer deutschen oder französischen Fabrikstadt hat, und statt des selten in diesem Süden fehlenden „lieben Volks von Müssiggängern“ überall emsig beschäftigte Leute zeigt. Dergleichen wird natürlich durch die Lokalität bedingt, und so dürfte von den kleinern Städten nur bei denjenigen, welche Mangel an Wasser oder unfruchtbaren Boden haben und von der Hauptstraße abliegen, entschiedener Verfall und somit gänzliches Lossagen von ihrem frühern Leben nachzuweisen und erklärlich zu finden seyn.

Siena's Lage hat auf jedes Blatt sanesischer Historie Einfluß gehabt. Auf vereinzelten, durch malerische Gründe von einander getrennten Hügeln gelegen, ist es von allen Seiten den Winden ausgesetzt, und wie diese willkührlich und zufällig von Tramontana zu Scirocco, von Scirocco zu Tramontana umschlagen, wechselte auch die politische Gesinnung und die Municipalverfassung der Sanesen. Wie verschieden davon saß ihnen gegenüber zu Florenz im Arnothale, das nicht allzunahe Berge umschließen, ein ernstes Volk von Denkern, nicht weniger tüchtig, Politiker und Historiker, als Künstler und Dichter hervorzurufen, während man bei dem

windigen Völkchen Siena's vergebens nach einem großen Staatsmanne, einem Geschichtschreiber oder Dichter ersten Ranges sich umsieht. Sein eigenthümliches Geschick war, und ist noch heute, stets mit sich und der nächsten Gegenwart beschäftigt zu seyn, ohne den Blick vorwärts in die Zukunft zu richten, ohne mit verständigem Geist abzuwägen und zu berechnen. Es gab Zeiten, in denen es Siena freigegeben war, sich zu einer der ersten Städte Italiens zu machen. Hätte man an der Arbia im Jahr 1260 nach der ruhmvollsten Schlacht bei Monteaperto den Sieg so gut zu benutzen und zu verfolgen, als zu erringen gewußt, Florenz, die mächtigste Nebenbuhlerin Siena's, hätte vielleicht für immer unterliegen und hernach seine Bundesgenossen sich ergeben müssen. Was that man aber in Siena? Man glaubte den Frieden für alle Zeiten nach außen gesichert, und desto mehr Muße zu haben, unter sich neue Feindschaften anzuspinnen oder alte wieder aufzunehmen. Entschiedener trat dies, um nur noch das Eine anzuführen, und prägnanter hervor, als ihre Republik in den lezten Zügen lag. Hätte man damals, im sechzehnten Jahrhundert, als man in einem Anflug von Muth und Begeisterung die feindlichen Spanier bei dem Stadtthor Camullia drängte und zum Rückzug in die Festung nöthigte, auch dort noch angegriffen, Don Diego's * Schlauheit wäre rathlos, der Sturz der Republik wenn auch nicht entfernt, doch Karl V. auf alle Weise erschwert und später hinausgerückt worden. Aber das Feuer hielt bei den Sanesen nie an, es loderte auf, ergriff häufig in Zeiten der Noth und Bedrängniß den rechten Augenblick, erhob zu wahrhaften Heldenthaten, erlosch dann aber in sich, ohne von einer großartigen Flamme etwas anderes, als größere Gereiztheit und bloße Erinnerung zu hinterlassen. Die Glanzthaten haben hier eine große Aehnlichkeit mit denen, welche die Neugriechen in ihrer Revolution vollbrachten. Wenn der Augenblick der Noth gekommen war und sie, von Feinden belagert, zur härtesten Entsagung getrieben waren, hielten sie heldenmäßig bis zum Uebermenschlichen aus, waren einig und gingen aus den zweifelhaftesten Kämpfen nicht selten als Sieger hervor. Dies gethan, frei von äußerem Zwang, fingen sie wieder an sich zu zersplittern, in Factionsgeist gegen einander zu wüthen, so daß die Sanesen sich vor ganz Italien den noch bis auf den heutigen Tag erhaltenen Namen der Narren (pazzi) verdienten, indem sie einst unter sich wacker sich herumbalgten, ja blutig bekriegten, als ein mächtiger Feind ihre Thore niederzuwerfen und ihre Mauern zu besteigen drohte. Sie verschuldeten selbst den Verfall und das allmählige Ende ihrer Republik, und wie man auch auf Karl V. die Beschuldigung und die Schmach häufen mag, ihnen widerrechtlich eine Besatzung gegeben, eine Festung gebaut und endlich das Joch aufgebürdet zu haben — die Zuckungen dieses Staats im fünfzehnten Jahrhundert beweisen schon, wie lange man aufgehört hatte, einer wahrhaft freien Republik würdig zu seyn. Dante's harter Tadel:

— In giammai
Gente si vana, come la Sanese,

sollte seine buchstäbliche Bestätigung finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Don Diego war das gehässige Mittel, dessen die spanische Regierung sich bediente, um die Pläne des Großherzogs Cosimo von Florenz zur Unterjochung von Siena durchzusetzen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, October.

(Beschluß.)

Die kleinen Jungdeutschen.

Die Ausstellung ist eröffnet. Sie erregt eine solche Theilnahme, und, was mehr ist, sie verdient sie, daß der Schlußsaz dieses Briefes kein passender Raum wäre, um von dem, was sie bietet, auch nur anzufangen. Die Erwartungen pflegen sich zu steigern mit den Schöpfungen der jüngern Künstler; diesmal sind sie übertroffen. Ihr Referent wird kaum in einem besondern Briefe auch nur die vorzüglichern Gemälde Ihnen vorführen können; aber mit einem poetischen Faktum will ich diesen dennoch schließen, als Beruhigung für die, welche in unserer jüngern Generation die Abnahme des Sinnes für Poesie behaupten oder fürchten. Im hiesigen Schindlerschen Waisenhause, einem sehr wohlthätigen Institute, durch die Privatfrömmigkeit längst vergangener Geschlechter gestiftet, werden die verwaisten Knaben aus gebildeten Familien erzogen. Eine wissenschaftliche Erziehung ist in den, für unsere Zeit etwas barock gewordenen Institutionen bedingt, denn eigentlich soll die Wohlthat nur solchen Knaben zufließen, welche sich den Universitätsstudien und namentlich der Theologie widmen. Es hält schon schwer, Auslegungen zu finden, um auch die zu begünstigen, welche ein Kunstfach ergreifen. Indessen steht das Waisenhaus unter der Leitung des würdigen Bischofs Reß, der gewiß Alles anwendet, was sich mit dem Buchstaben der strengen Statuten verträgt, um ihnen eine zeitgemäße Auslegung zu geben. Nur die Art, wie zwei Knaben von zehn und eilf Jahren sie verstanden, wird sich weder mit seiner, noch der Willensmeinung der Stifter vertragen. Beide Knaben fühlten nämlich, nach der Lectüre einiger Reisebeschreibungen, die Ueberzeugung in sich, daß unsere conventionelle Welt mit allen ihren Formen und Bedingungen sich überlebt habe, und es die Aufgabe eines kräftigen Geistes sey, sich ein junges Vaterland — wo es keine Schuldisciplin gibt — selbst zu schaffen. Hätten ihnen die Mittel zu Gebot gestanden, würden sie eine Aurora, Phönix, Eos, oder sonst ein Journal zur Frühlingsregeneration ihres Vaterlands herausgegeben haben. Da dies nicht ging, beschlossen sie, auf irgend eine wüste Insel zu fliehen und dort ihr junges Deutschland zu gründen. Sie schlugen nicht Lärm von ihrem Vorsatz, und dadurch unterscheiden sie sich von andern jungen Deutschen, sondern entflohen bei Nacht und Nebel mit dem Erlös einiger verkauften Bücher und einer silbernen Uhr. An der

Spree finden sie einen Kahn, der sie für einige Groschen bis gegen Spandau zu führt. Da sie aber hier weder eine wüste Insel, noch das Meer entdecken, geben sie zu Fuß weiter, oder vielmehr in entgegengesetzter Richtung, und — es scheint kaum glaublich in einem Lande, wo es Gensdarmen gibt — kommen bis Elbing, wo ihr lezter Silbergroschen verzehrt ist, und sie glücklicherweise einer wohlmeinenden Polizei in die Hände fallen. Die kleinen Jungdeutschen hatten nach Weise der Altdeutschen, die Städte vermeidend, in den Wäldern geschlafen, und wenn auch nicht von Eicheln, doch von Wasser und Brod größtentheils gelebt. Die Phantasien von der Seligkeit ihrer Robinsonade hatten sie alle Schmerzen verwinden lassen, und es war noch ihr größter, als sie ergriffen und vorläufig wieder zurück in ihr Waisenhaus geschickt wurden.

Paris, October.

(Fortsetzung.)

Das Athénée des orts. Der Menestrel.

Nach den Versen und der Prosa in der Sitzung des Athénée kam der längere und für das Publikum anziehendere Theil, nämlich der musikalische. Hier ließ sich zuerst Jemand auf einem neuen Instrumente hören, welches unter dem Namen Colcorde angekündigt wurde; es schmachte aber nicht sehr angenehm, und ich zweifle, daß diese Erfindung großen Beifall finden wird. Besser gefiel Halma auf der Violine und Couinx auf der Flöte; Lezterer hieß auf dem Concertzettel Flûte honoraire du Roi, also ein Titularsdiskt der königlichen Kapelle, der demnach wohl eben so wenig zu flöten, als in Deutschland ein Titularbofrath zu rathen hat. Dann kam ein Doppelconcerto für Fortepiano und Harfe von Herz, von dem beinahe alle Fortepianostücke herrühren, welche hier in Concerten aufgeführt werden. Dieser Mann hat gewiß schon eine prächtige Equipage; wenigstens ist er im Stande, sie zu halten. Seine Compositionen gehen reißend ab, und glücklich schätzen sich die Reichen, wenn sie ihn als Lehrer für ihre Töchter bekommen können. Von Zeit zu Zeit begibt er sich nach London, Lords und Misses senden nach ihm, um Unterricht von ihm zu bekommen, und zahlen gern eine oder zwei Guineen für die Stunde. Hat er nun einige tausend solcher Guineen beisammen, so kommt er wieder nach Paris, sezt Concerto's und gibt Unterricht. Nicht so gut ist es ihm, glaube ich, mit seiner Theilnahme an einer von seinem Bruder unternommenen Instrumentenfabrik gegangen, denn diese soll keine Geldstücke abgeworfen haben. Ein Herr Chaudesaigues hatte es unternommen, das ernsthafte Concert durch seine Schnurren zu erheitern. Dieser Sänger hat nämlich eigene Lieder, die er wahrscheinlich selbst dichtet und in Musik sezt; die Strophen wechseln mit prosaischen Einschiebseln ab, die er sehr schnell und auf eine drolligte Art hersagt. In einem dieser Lieder schildert er die lächerlichen Abenteuer eines ungeschickten und unerfahrenen Jünglings; in einem andern beklagt sich ein Ehemann über seine häuslichen Trübsale; in einem dritten werden die Unbequemlichkeiten der Omnibus komisch dargestellt u. s. w. Eigentlich gehört solch ein Schnurrenmacher besser in eine Privatgesellschaft, als in das Concert eines gelehrten Vereins; das Pariser Publikum nimmt es aber nicht so genau, besonders da der Eintritt bei den öffentlichen Sizungen des Athénée nichts kostet. Chaudesaigues fand ich beim Concert des Menestrel wieder, wo er dieselben Späße zum Besten gab, und wenige Tage darauf trat er sogar bei einer Benefizvorstellung im kleinen Palais-royal-Theater auf; der Mann scheint also einstweilen zu den allgemeinen Erheiterungsmitteln der Pariser zu gehören, wie im vorigen Winter l'homme à la poupée. Das Concert des Menestrel war mit 2 numerirt. Vielleicht erinnert sich Niemand mehr aus diesen Pariser Berichten, daß vor einem halben Jahr zum ersten Male von dem Herausgeber oder Eigenthümer eines musikalischen Blattes: le menestrel, ein Concert veranstaltet wurde, welches ihm desto leichter seyn mag, da er mit manchen Tonkünstlern in Verbindung steht. Diese Concerte nun sollen alle sechs Monate wiederholt werden, und alle Abonnenten des Menestrel haben freien Zutritt zu diesen halbjährlichen musikalischen Uebungen. Der Menestrel liefert nichts als Lieder, oder wie es hier allgemein heißt, Romanzen; daher macht der Gesang auch den Haupttheil bei seinen Concerten aus. Es ließ sich außer dem erwähnten Chaudesaigues noch ein guter Liedersänger Namens Achard, und ein noch besserer Namens Richelmi hören, ein zartes, dünnes Männchen, welches seine leise Stimme ganz dem Dienste der Romanze widmet, und den man daher auch überall, wo Romanzen gut gesungen werden sollen, antrifft. Nur steht zu befürchten, daß der hagere Mann sein Stimmchen beim Romanzensingen einmal ganz aushaucht. Auch eine Dlle. Lebrun sang, und dann noch die Frau des Herausgebers, oder wie er sich betitelt, des Directors des Menestrel, Namens Panseron. Dieser Mann ist aus dem Musikconservatorium hervorgegangen und hatte Anfangs hohe Erwartungen erregt; er thut aber weiter nichts, als einige Romanzen setzen und Sänger und Sängerinnen in Concerten auf dem Clavier begleiten. Dabei ist er dick und stark, ganz das Gegentheil von dem schmalen Richelmi.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 266:

Der Verleger.

Räthsel.

Ein seltner Geschöpf auf dem Erdenrund,
Im Meer und am Himmelsgezelt,
Viel Wunder erzählt euch davon mein Mund,
Ob ihr in Zweifel sie stellt.

Es ist bald Mensch, bald Pflanze, bald Thier,
Bald gar ein Himmelsgestirn,
Daß ihr darüber zerbrechet schier
Euer oft zerbrochenes Hirn.

Ihr tragt's in den Händen mit euch herum,
Ich seh's an den Augen euch an,
Die sehn's auf dem Observatorium;
Bald ist es Weib und bald Mann,

Bald ohne Geschlecht, bald Hermaphrodit;
Ihm gab die schaffende Hand
Oft gar zwei Seelen, oft eine mit,
Oft keine, mit weisem Verstand.

Es läuft gar oft um sich selber herum
Auf Erden, am Himmel, im Meer;
Oft steht es nur festgewurzelt und stumm,
Als ob es lebendig nicht wär'.

Und ist es zuweilen crystallisirt,
So freut mich der doppelte Glanz;
Doch am liebsten säh' ich es copulirt
Mit seinen zwei Bräuten im Tanz.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 273.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 14. November 1836.

Non corpora modo adfecta labo, sed animos quoque multiplex religio invasit.

Livius.

Eine Nacht aus dem Leben meines Großoheims.

Von Willibald Alexis.

Die furchtbare Krankheit hatte ihr erstes Opfer in unserer Stadt abgefordert. Die helle Herbstsonne schien in den breiten Straßen auf ganz veränderte Physiognomien. Wie mit einem Zauberschlage waren die Gesichter um einige Zoll länger, die Blicke der Lebenslustigsten, die sonst nach nichts fragten und in die Welt hinein lachten, ausfordernd das Meer der Uebel, daß es am Fels ihrer Jovialität sich breche, auch sie waren mit einem Male matt, scheu, forschend. Wie man an einander vorüber eilte, verhüllt bis an's Kinn, das Tuch vor dem Munde, wie die Bekannten sich ängstlich zunickten und fragende Blicke zuwarfen, ob der andere schon wisse, oder ob er nicht gar noch mehr wisse! Endlich siegte die angeborne Neugier über die Furcht. Man flog nicht mehr an einander vorüber, man blieb stehen und theilte sich die neuen, entsetzlichen Nachrichten mit. Und wer enthielt sich dieser Neugier, wer trat nicht zu, wenn er Bekannte sah oder bekannte Namen nennen hörte? denn war es nicht besser, ausgesprochen zu hören, welche Opfer sie gefordert, wer ausgeschieden war aus dem Kreise derer, um die wir uns noch ängstigen konnten, als von dem unbestimmten Gerüchte täglich, stündlich gepeinigt zu werden? Nur meinen Großonkel, den Professor Staubfieber, rührte nichts an. Er blieb, was er gewesen, in seinem Gange, Blick, Tracht, Lebensweise, nur darin sein Wesen ändernd, daß er nicht wußte, ob er lachen oder sich ärgern sollte; lachen über eine Thorheit, oder sich ärgern über ihre Verbreitung.

Der Professor war ein Geisterseher, wie mancher Gelehrte aus dem vorigen Jahrhundert in diesem Gespenster sieht, wo wir nur natürliche Erscheinungen gewahren. Hundert Gespenster ließ ihn sein Argwohn täglich erblicken, nur das eine gräßliche, mit widerwärtiger Maske in das Leben der Völker und der Einzelnen spukende, wollte er absolut nicht sehen und anerkennen. Er hatte den Kopf geschüttelt bei den ersten Nachrichten vom Anzuge der Krankheit, und bevor sie noch die Grenze Europas überschritten, wußte er, daß sie nichts sey als ein Gewebe der Illusion, dessen sich diese und jene Partei bemächtigt, um ihre Zwecke zu fördern. In demselben Grade, wie die Angst wuchs und selbst zur Epidemie wurde, stieg meines Großoheims Ueberzeugung von der Nichtexistenz der Krankheit. Ja, während Aller Augen sich verdüsterten, strahlte um seine ein seliger Glanz der Selbstzufriedenheit über das Resultat oder die Stärke seines Scharfsinns. Jetzt war das erste Opfer

gefallen; ein namhafter Mann, innerhalb vier-und-zwanzig Stunden frisch und gesund, und eine entstellte Leiche, mit allen den schrecklichen Symptomen des aus der Fremde gekommenen Uebels, wurde nächtlicher Weile, unter abschreckenden Ceremonien hinausgeführt. Ich war zum Großoheim geeilt: „Nun glauben Sie es doch?“ Er lächelte: „Was denn? daß der Rath gestorben ist? — Recht gern, aber weiter nichts.“

Am Abend war Gesellschaft bei der Geheimeräthin ***, eine Gesellschaft, welche sich aus irgend einem Grunde nicht absagen ließ, obgleich man der Wirthin wie den Gästen die Abwesenheit an allem, was gesellige Heiterkeit heißt, ansah. Es waren seit dem Morgen wieder mehrere namhafte Todesfälle bekannt geworden. Besonders hatte das plötzliche Sterben zweier Schwestern Aufsehen erregt, blühender junger Mädchen, welche von den meisten der Anwesenden erst vor wenig Abenden bei einem andern Feste gesehen, begrüßt, bewundert worden waren. Die Wirthin zog jeden Eintretenden bei Seite und legte ihm die Verpflichtung auf, nur von der einen fatalen Sache nicht zu reden. Wie bereit sie jeden fand, in ihre Wünsche einzugehen! Man versicherte sie, man sey mit demselben Wunsche gekommen, und danke der Wirthin, daß sie die Bitte ihnen erspare. Aber ehe man sich in den Kreis setzte, flüsterte man sich im Winkel zu, was man eben erfahren hatte. Die Andern, in Gruppen, beobachteten die Gesichter der Sprechenden und theilten sich auch ihrerseits mit, was sie in Erfahrung gebracht, aber Alles geschah leise, das fatale Wort wurde nicht genannt, und wer nicht in einer der Gruppen stand, hörte gar nichts.

„Aber sind wir denn in einem Bethause oder in einer heitern Gesellschaft!“ rief die Wirthin und lud die Zerstreuten um den Theetisch. „Wie wurde das gestrige Stück aufgenommen?“ Man sprach dafür und dagegen. Man lobte und tadelte die junge Actrice, die darin debutirt. An dem Fenster schienen die Herren in einem Streit über dieselbe begriffen. „Dürfen wir nicht auch davon hören?“ sagte die Geheimeräthin. „Wer ist der Bewunderer, wer der Gegner der allerliebsten B.?“ — „Darüber war nicht der Streit. Wir finden eine Aehnlichkeit zwischen ihr und beiden verstorbenen Fräulein ***. Der Herr Rath meint indeß, sie gleiche mehr der älteren, ich dagegen finde, daß sie im Profil der jüngsten täuschend ähnlich sieht.“ Herren und Damen mischten sich in den Streit. Man verglich die Züge, Augen, Sprache, man erörterte die Eigenschaften und Vorzüge der Geschwister. Eine Dame rief: „Mein Gott, und daß gerade so liebenswürdige, gesunde, junge Mädchen sterben müssen!“ — „Und wie!“ rief die Nachbarin, zusammenschaudernd. „Weiß man denn gar keine Veranlassung?“ fragte eine Dritte. Einige wußten, daß die jüngere vor acht Tagen eine Weintraube gegessen, andere bestritten es. Man führte Beispiele an, wo der Genuß einer einzigen Beere den Tod herbeigeführt, während andere absolut bestritten, daß ein kleiner Diätfehler so fürchterliche Folgen haben könne. Auch hier fehlte es nicht an Beispielen.

„Stellen Sie sich vor,“ sagte eine Dame, „unser Miethsmann, der Advokat, hat erklärt, er wolle auch nicht um einen Fingerbreit von seiner bisherigen Lebensweise abgehen. Wir sehen den Bonvivant jeden Morgen die unverdaulichsten Sachen, Leberpasteten, Trüffeln, Confituren frühstücken, und es ist fürchterlich, es auszusprechen, jeden Mittag trinkt er nach wie vor seine Flasche Wein aus.“ Man entsetzte sich, und die Dame versicherte, viele ihrer andern Miethsleute hätten erklärt, sie wollten auf der Stelle ausziehen, weil es eine zu empörende Versuchung sey, und sie verdenke es ihnen nicht, denn sie selbst zittere jedesmal beim Nachhausegehen vor dem Gedanken, den frevelnden Menschen als entstellte Leiche auf dem Flure zu erblicken. So lebhaft hatte sie das Bild ausgemalt, so ergriffen wurden mehrere von der Vorstellung, daß einige Damen erklärten, eigentlich sollte Niemand ruhig außer Hause seyn, wenn man denken könne, daß so etwas beim Nachhausekommen einem begegne. Andere führten das Beispiel eines reichen Rentier an, der sich, seit die Krankheit über den Fluß gekommen, völlig abgesperrt habe und in Pelze verhüllt, beständig schwitzend, in seinem abgeschlossenen Zimmer lebe und nur durch eine Klappe in der Thür die nöthigsten Communikationen unterhalte und vorsichtig seine Lebensmittel in Empfang nehme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Italienische Städtebilder.

(Fortsetzung.)

Ein launenhaftes Volk, wie die Sanesen, nur mit sich und seinen Interessen beschäftigt, ganz der Gegenwart und dem Augenblick hingegeben, diesen oft auf das Glücklichste benutzend, durch den reinsten Himmel und die Bergluft in fortwährender Elasticität erhalten, konnte in dem Weltgericht der Völker nicht wohl anders als durch Künstler vertreten werden. Und wenn in neuester Zeit mit großem historischem Blick das Wesen und die Eigenthümlichkeit der Italiener in ihre künstlerische Natur gesetzt wurde, kann jetzt hinzugefügt werden, daß in dieser Beziehung die eigentlichsten Italiener, die italienischsten Italiener, wenn man sich des Ausdrucks bedienen will, in Siena's Geschichte aufzusuchen sind.

Dies möge als Uebersicht und Einleitung dienen zu der Gegenwart dieser Stadt. — Hier hört das gesellschaftliche Leben während des Oktobers und Novembers so gut als gänzlich auf. Man zieht alljährlich zweimal in die Villeggiatur, zuerst im Mai und dann wieder während der Herbstmonate, hält sich dagegen während der größten Hitze in der Stadt auf, weil die hohen Häuser und die engen Straßen hier immer einen erquicklichen Schatten und erfrischende Kühlung darbieten. Die drei schmalen Arme, in welchen die Stadt in der Weise von Perugia sich hindehnt, zwangen natürlich, eng und hoch zu bauen, und sorgten so dafür, daß man nicht, wie in Rom und Neapel, in den breiten und weiten Straßen der glühenden Sonnenhitze preisgegeben ist. Die Fremden, welche sich im Sommer, angelockt durch die gesunde Bergluft und den schönen italienischen Dialekt, immer noch einzustellen pflegen, verlassen die Stadt im Oktober, nachdem die Universitätsferien schon seit Anfang Juni's in der Zahl der Bevölkerung eine Lücke gelassen haben. Es gehört zum guten Ton, den Oktober, und wo möglich auch den November nicht in Siena zu verleben. Wie langweilig und ungenügend auch viele Adelige den Aufenthalt auf dem Lande finden mögen, sind sie nicht durch Schulden oder durch Krankheit daran verhindert, sie beziehen ihre Villen, um das dolce far niente wo möglich noch weiter zu treiben. Zurück bleiben natürlich alle, welche durch Amt oder Gewerbe fortwährend an Siena gefesselt sind; doch suchen auch diese sich durch kleine Fahrten, durch häufigere und längere Spaziergänge vor dem römischen und florentinischen Thor, und namentlich dadurch zu entschädigen, daß sie ihr Abendbrod unter freiem Himmel einnehmen. Auch ihnen kommt auf diese Weise der Monat der Weinlese, nach dem Carneval der fröhlichste des ganzen Jahrs, einigermaßen zu gute. Das öffentliche Singen und Schreien, schon an sich in Siena in Vergleich zu andern, viel größern Städten besonders auffallend und fortwährend Ergötzung des niedern Volks, wiederholt aller Orten die schon Jahre lang gehörten Volksmelodien. Man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß man im Oktober keinen Abend sich schlafen legt, ohne ein Dutzend Mal das: O Teresia, la mamma ti vuol dare etc. gehört zu haben. Mit Eröffnung der Universität (12ten November) kehren natürlich die Professoren von ihren Reisen, die Studenten aus ihrer Heimath zurück. Die Stadt, welche im Oktober ausgestorben schien, fängt wieder an sich zu beleben, zumal da viele Familien ebenfalls diesen Termin benutzen, um Siena früher, als sie bei der Abreise glauben mochten, wieder zu sehen und die langweilige Villeggiatur mit dem nun wieder neuen Stadtleben zu vertauschen. Die größere Anzahl der Signori hält aber wenigstens bis Ende Novembers, ja andere bis Anfang des Januars aus, um namentlich den nicht unbeträchtlichen Ausgaben zu entgehen, welche das hier übliche Gratuliren zu Weihnachten und Neujahr etwa veranlassen könnte.

Meinen nächsten Brief werde ich benutzen, um in die fernere Schilderung der sanesischen Verhältnisse eine Darstellung des gesellschaftlichen Lebens in Italien überhaupt zu verflechten.

Der hohe Kasten.

Gedichtet für's Weisbader Fremdenbuch, am 28sten Juni 1836.

In den Kasten verschließt der Geizige Perlen und Demant,
Spendet nicht rechts noch links, hütet nur Alles für sich;
Doch du, Mutter Natur, hast gütig den Nachbar des Sentis,
Jenen Kasten, der hoch über die Fluren sich hebt,
Gütig hast du geöffnet die Lade, und Perlen und Demant
Weit in's Rheinthal hin und nach dem See hin gestreut.
Wenn der Wanderer sich der Berge, der Wiesen erfreuet,
Und des ewigen Schnees, der dort die Alpen gefranst,
Wenn der Sentissee, der Rhein herüber ihm winken,
Tausend Hütten im Thal tausendfach Grüße ihm weih'n,
Dann, dann werden sie sein, die Perlen, der herrliche Demant,
Welche du, Mutter Natur, reich um den Kasten gestreut;
Und wenn Eines ihn drückt (doch sanft, wie Liebende drücken,
Wenn die Trennung nicht lang, Abschied nehmend die Hand),
Ist's, daß ferne der Kreis, dem sonst sein Leben gehöret,
Daß der Demant nicht ihm und nicht die Perle erglänzt.

Karl Buchner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, Oktober.

Akademie der Wissenschaften. Kunstverein. Literatur.

Die letzte öffentliche Sitzung, womit die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften die fünfzigjährige Gedächtnißfeier ihrer Stiftung beging, wurde von dem Präsidenten derselben, dem Staats- und Conferenzminister Grafen Kolowrat, mit einer Rede über die Tendenz der Versammlung eröffnet. Sodann las Dr. Kalina über das bisherige Wirken der Gesellschaft, Professor Zippe über die böhmischen Edelsteine, der böhmische Historiograph Franz Palacky über die älteste Epoche der schönen Kunst in Böhmen, der Bibliothekar des böhmischen Museums, W. Hanka, über Böhmens Krönungsmünzen und Prof. Pleischl über Krystallbildung durch Sonnenwärme. Diese wissenschaftlichen Vorträge wurden durch Vorlegung böhmischer Edelsteine im natürlichen Zustande und nach erhaltenem Schliff, alter böhmischer Schildereien, einer vollständigen Collection böhmischer Krönungsmünzen und Krystallisationen erläutert. — Die Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag hat das kunstliebende Publikum

schon wieder aufgefordert, dem Actienplan zu Ankauf und Verloosung von Kunstwerken vaterländischer Künstler für das nächste Jahr beizutreten. Für die eingegangenen Beiträge werden wie im vorigen Jahr gute Originalgemälde, plastische Kunstwerke und Zeichnungen — ausnahmsweise auch ausgezeichnet schöne Copien nach Bildern berühmter Meister — erkauft, welche jährlich unter die Actionäre zur Verloosung kommen. Die zu diesem Zwecke eingesendeten Kunstwerke werden vor der Verloosung in einem angemessenen Lokale zur öffentlichen Ansicht ausgestellt. Uebrigens sollen die vorzüglichsten, in der Galerie oder Akademie der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, oder sonst in Prag, oder überhaupt in Böhmen befindlichen Gemälde und Zeichnungen, oder sonstigen Kunstgegenstände und Alterthümer in Kupfer gestochen, oder auf Stein nachgezeichnet, und Abdrücke dieser Arbeiten den Actionären, welche bei der Verloosung ohne Gewinnste ausgehen, unentgeltlich vertheilt werden. Jährlich werden wenigstens zwei solche Abdrücke geliefert. — Vom Verein der Kunstfreunde für Kirchenmusik in Böhmen sind auf das Jahr 1837 abermals zwei Preise, bestehend in fünfzehn Dukaten und acht Dukaten in Gold für Compositionen von Pastoralmessen ausgesetzt worden, wovon der erste Preis für die als beste anerkannte und der zweite für die ihr an Werth nächststehende Composition bestimmt ist. Die Messe, wobei ein zeitgemäßes Graduale und Offertorium mit einbegriffen werden, muß sich für den täglichen Gottesdienst auf dem Lande eignen, im wahren Kirchenstyle erfunden und ausgeführt seyn. Die Bewerber müssen Böhmen seyn und in Böhmen leben. — Im Verlage der Buchhandlung Kronberger und Weber ist ein interessantes astronomisches Werkchen herausgekommen: Die zweite große Weltenkraft, nebst Ideen über einige Geheimnisse der physischen Astronomie, oder Andeutungen zu einer Theorie der Tangentialkraft, von Wilhelm von Biela, k. k. Hauptmann, dem Entdecker des nach ihm benannten Cometen, welcher sich unter den Mathematikern und Sternkundigen unserer Zeit einen so ehrenvollen Ruf erworben hat, daß er unter die ersten Autoritäten derselben gezählt wird. Auch dieses Werkchen, die Frucht Jahre langer gelehrter Forschungen, wird unstreitig eine bedeutende Sensation in der astronomischen Welt machen, da es Wahrheiten enthält, welche neu und wichtig genug sind, um der Wissenschaft andere Formen zu geben, zugleich aber auch durch einen höchst faßlichen und populären Vortrag dem bloßen Liebhaber eben so zugänglich ist, als dem Gelehrten. — Der Karlsbader Brunnenarzt, Dr. de Carro (zwar nicht auf dem Titel genannt, doch allgemein als Verfasser bekannt), hat die außerdeutsche Lesewelt mit einem recht artigen Guide des Etrangers à Prague beschenkt. Das niedliche Büchlein bietet zwar wenig Originelles dar, und der Herausgeber hat die deutschen Beschreibungen Prags tüchtig benutzt, doch ist dies mit Verstand und Umsicht geschehen, und es wird seinen Zweck vollkommen erfüllen. Wenn Eines daran zu tadeln ist, so dürfte es der Umstand seyn, daß Dr. de Carro, um nicht gerade so wie seine deutschen Vorgänger einzutheilen, in seiner Distribution oft nicht natürlich geblieben ist.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, October.

(Fortsetzung.)

Die komische Oper.

Von den Concerten komme ich wieder zu der Oper zurück, nämlich zu der komischen, welche in diesen Tagen eine Operette von einer Dame auf die Bühne gebracht hat. Diese Erscheinung ist allerdings nicht ohne Beispiel; Madame Gail hat einige recht hübsche Operetten componirt, nachdem sie ihren Mann, den Professor der griechischen Literatur am Collège de France, verlassen, der noch dazu ehemals den Abbétitel hatte. Von solchen Abenteuern ist die Verfasserin der neuen Operette: le mauvais oeil, weit entfernt: sie ist noch eine Demoiselle und heißt Loisa Puget. Einige zartsinnig gedichtete und in Musik gesetzte Lieder hatten ihr schon einigen Ruf verschafft, unter andern das in Concerten häufig gesungene à la grâce de Dieu und Ave Maria, von denen ich zur Zeit in diesen Berichten gesprochen habe. Zu der Operette, ihrem ersten Versuche in der Theatermusik, hat sie einen Text von Scribe und G. Lemoine sich erbeten. Ersterer oder Beide haben kürzlich einen neuen Roman, der auch le mauvais oeil heißt, gelesen, und wahrscheinlich war in Scribe's Seele sogleich nach dem Lesen der Plan zu einer Operette fertig; denn bei ihm bedarf es ja nur einer leisen Anregung, damit sich eine Anekdote oder ein Zug aus der Sittengeschichte zu einer dramatischen Darstellung gestalte. Im Morgenlande fürchtet man allgemein die Wirkung des bösen Blickes der Mißgunst. In dem Stücke aber rührt der böse Blick von einem Kobolde her, welcher die Leute in einer Gegend Spaniens behext. So glaubt man allgemein, er habe ein junges Mädchen behext, das man mit einem Freier verheirathen will, den sie aber nicht leiden kann. Ein Mönch soll den bösen Geist austreiben, und es zeigt sich zuletzt, daß dieser Mönch nur ein Pseudomönch ist, denn unter der Kutte hat sich ein echter Liebhaber, Hauptmann eines liberalen Streifcorps, verborgen; dieser Hauptmann kommt dadurch in's Gedränge, daß die Karlisten in's Dorf, wo ihm seine Geliebte festbannt und wo er den Kobold vertreiben will, einrücken; jedoch werden diese unbefugten Friedensstörer vertrieben und der Hauptmann bekommt seine Geliebte. Diesen leichten Stoff hat nun Scribe mit seinem Gehülfen in seiner gewöhnlichen geistreichen Art behandelt, und das Stück ist gut genug, um mittelst der Musik zu gefallen. Loisa Puget hat gezeigt, daß auch eine Operette nicht über ihre Kräfte geht; vielleicht spornt dieses Gelingen sie zu weitern Versuchen in einem Fache an, worin andere Liederdichter in Paris nicht so glücklich gewesen sind. Man kann sehr anmuthige Lieder setzen und doch ein schlechter Operncomponist seyn; dies hat die Erfahrung nur allzuoft bewiesen. Kurz vorher hatte dasselbe Theater eine größere Operette gegeben, unter dem sonderbaren Titel: Deadeste, Musik von einem bisher ganz unbekannten Tonkünstler Namens Godefroy, welcher sich dadurch keinen Ruhm erworben hat; auch scheint das Stück bereits bei Seite gelegt zu seyn. Es gibt der Operetten so viele, und zwar so viel gute, daß man wahrlich keine neuen braucht, welche schlechter sind als diejenigen, die sich in der Volkskunst erhalten haben. Deadeste ist ein arabisches Spiel. Bei dieser Gelegenheit bemerkt ein Pariser Tagblatt, daß diejenigen Operetten, deren Text sich in der Sphäre eines unbekannten Welttheils bewege, nie viel Glück auf der Pariser Bühne gemacht hätten; darin irrt es sich aber; denn Boyeldieu's „Kalif von Bagdad“ und Nicolo's „Wunderlampe,“ nebst vielen andern, die man anführen könnte, sind Beweise vom Gegentheil. Nicht weil die Handlung in einem fremden Lande vorgeht und ungewöhnliche Costüme und Gebräuche vorführt, sind manche Operetten durchgefallen, sondern weil die Handlung nicht lebhaft oder geistreich genug war, und von keiner originellen Musik unterstützt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 274.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, den 15. November 1836.

— Um morsche graue Zinnen
Wankt fliehend das Phantom der Größe, die von hinnen!

Byron.
Childe Harold.

Briefe aus Griechenland, von L. Ross.

Ausflug von Sparta nach der nördlichen Mani (Maina).

3. Von Gytheion über Krokeä nach Sparta.

Montag den 11ten April reiste ich von Gytheion ab. Gleich nördlich von der alten Stadt treten die Hügel wieder hart an's Ufer und bestehen hier fast ganz aus versteinerten Muscheln. An dem abschüssigen Rande derselben sieht man Reste alter Gräber, aus Ziegeln gemauert. Weiterhin sind am Wege Trümmer einer modernen Wasserleitung. In dem Thale eines Baches, der aus den Vorbergen des Taygeton herabkommt, geht die Straße nach Sparta links ab. Nach Uebersteigung eines Felsrückens, auf dem einige verlassene maniatische Thürme liegen, kam ich in ein zweites kleines Thal, ein halbes Stündchen vor Trinasos. Hier tritt rechts unter dem Fuße der Felsen, nur fünfzig bis hundert Schritte vom Ufer, eine starke salzige Quelle hervor. Der untere Theil des kleinen Thales ist versumpft; niedrige Sanddünen trennen den Sumpf von dem Meere. Auf diesen Dünen stehen die Ruinen dreier großen römischen Gebäude aus Ziegeln, von denen das mittlere, hart am Rande des Meeres, ein Badehaus gewesen zu seyn scheint. Zehn Minuten weiter das Thal hinauf ist eine sehr beträchtliche Ruine ähnlicher Bauart, deren unteres Stockwerk fast in seiner ganzen Höhe erhalten und in fünf oder sechs große Kammern getheilt ist. Vielleicht gehörten diese Gebäude sämmtlich zu einer Villa der Familie des Eurykles, welche unter den ersten römischen Kaisern die mächtigste und einflußreichste in Lakonika war.*

Die Ruinen der alten Trinasos liegen auf einem rauhen und abschüssigen Felsenufer, den drei Klippen gegenüber, welche der Stadt ihren alten,** und dem benachbarten elenden Dorfe seinen heutigen Namen (τὰ Τρίκορφα) gegeben haben. Sie hatte die Form eines Halbkreises und sehr starke Befestigungen, deren Mauern in der Höhe einiger Schuh erhalten sind. Die Steinbrüche, wo man die Quadern gebrochen, liegen einen Büchsenschuß weiter den Hügel hinauf. Im Innern sieht man noch viele Ziegel und Fundamente aus großen Quadern; obgleich die Maniaten die meisten Steine von hier zum Bau von Neugytheion über Wasser abgeholt haben.

Eine Viertelstunde hinter Trinasos kam ich an die Mündung des Vasilopotamos, eines tiefen, in der sum-

* Ueber diese Familie vergl. Strabon 8, S. 186, Tchn. — Pausan. 2, 3, 5. — Böckh zum C. J. Gr. I., n. 1389. — Viele Münzen des Eurykles.

** Pausan. 3, 22, 5.

pfigen Ebene ſich bildenden Fluſſes, der von den Geographen gewöhnlich mit dem anderthalb Stunden weiter öſtlich ſich mündenden Eurotas verwechſelt wird. Ich hoffte mir hier Purpurſchnecken zu verſchaffen, und hatte einen weißen Hund meines Maulthiertreibers dazu auserſehen, nach dem Beiſpiele der Phöniken an ihm die Probe zu machen; allein des ſtarken Südwindes wegen konnten die Fiſcher nicht in See ſtechen. Von hier wandte ich mich nördlich und ritt über ſteinigte Hügel längs dem Rande des Sumpfes nach Stephania. Schon von Trinaſes an bemerkte ich am Wege häufig Bruchſtücke von krokeatiſchem Porphyr, ſey es, daß ſie von dem Transport dieſer Steine herrühren, oder weil die Felſen nach und nach in dieſe Steinart überzugehen anfangen. In Stephania, das an der Südſeite eines kleinen Thales liegt, tritt der Porphyr ſchon in größeren Strecken zu Tage, und eine halbe Stunde über dem Dorfe, auf den Gipfeln der koniſchen, großentheils mit Erde bedeckten und mit einzelnen Eichen bewachſenen Hügel, ſind die alten Porphyrbrüche von Krokeá, die Pauſanias * erwähnt und auf die eine Stelle des Strabon ** zu zielen ſcheint.

Die Wiederentdeckung dieſer Brüche, die oſtwärts von der gewöhnlichen Straße von Sparta nach Gytheion liegen, wird den franzöſiſchen Geographen verdankt. Der hieſige Porphyr, eine Art von verde antico, iſt grün, mit eingeſprengten gelben Flecken, und von außerordentlicher Härte. Er bricht, wie ſchon Pauſanias *** bemerkt, nicht in großen Maſſen, ſondern findet ſich nur in Klumpen von einem bis zwei Schuh im Durchmeſſer. Auf der Oberfläche iſt er wie von der Sonne ausgebleicht, von einem matten, welken Grün; in den tieferen Lagen werden die Farben ſaftiger und dunkler. Die Alten ſcheinen dieſen hochgeſchäzten Stein (*πολυτελὴς* bei Strabon) vorzugsweiſe zur Bekleidung von Waſſerbaſſins und Bädern verwandt zu haben, z. B. in dem Badehauſe, welches Eurykles in Korinth gebaut hatte ****; ich habe Bruchſtücke des *λίθος Κροκεάτης* über ganz Griechenland gefunden, in Sparta und Olympia, in Argos und auf der Akropolis von Athen. Der Brüche ſind mehrere nahe bei einander, und man kann unmittelbar wieder anfangen, wo die Alten aufgehört haben; auch ſind die zwei Stunden Weges bis an die Mündung des Baſilopotamos ohne alle Mühe fahrbar zu machen, ſobald nur wieder Nachfrage nach dieſer edlen Steinart eintritt.

(Der Beſchluß folgt.)

* Pauſan. 3, 21, 4; vergl. 2, 3, 5.

** Strabon 8, S. 193 Tchn.

*** A. a. O.: *μία μὲν πέτρα συνεχὴς οὐ διήκουσα λίθου δὲ ὑφάσονται σχῆμα τοῖς ποταμίοις ἐοικότες.*

**** Pauſan. 2, 3, 5.

Eine Nacht aus dem Leben meines Groſsoheims.

(Fortſezung.)

In dem Augenblick trat ein bekannter Arzt in's Zimmer. Er wurde umdrängt von den Damen und mit Fragen beſtürmt, was er von dem Fortſchritte des Uebels wiſſe? Seine Antworten klangen ausweichend, indem er die Beſorgniſſe zu beſchwichtigen ſuchte. „Sagen Sie uns nur das, wertheſter Herr Medicinalrath," fragte eine Dame, die ſich die heiße Stirn mit dem Tuche kühlte, „ob Schwitzen wirklich ein untrügliches Präſervativ iſt? Mein Bruder erhält ſich, ſo viel es ſeine Geſchäfte erlauben von Morgens bis Abends in gelinder Transſpiration. Mein armer Mann kann dies leider nicht, da er den halben Tag auf dem kalten, zugigen Bureau zubringt. Ich finde es eigentlich unmenſchlich, daß man in ſolcher Zeit nicht von Staatswegen die Geſchäftslokale ſtärker heizt und ganz verſchließt. Iſt es nicht abſcheulich, daß ein armer Beamter jede Minute fremden und unbekannten Leuten, deren Luft vielleicht ſchon verpeſtet, den Zutritt gewähren muß? Da fragt er ſie aus, athmet ihren Athem ein, ſchreibt, was aus ihrem Munde kommt, nieder und gibt ihnen ſeine eigene Feder in die Hand, um ihren Namen darunter zu ſetzen. Wenn der Staat ſo unverzeihlich mit ſeinen Beamten verfährt, was ſollen die andern, armen Leute erwarten?" — „Die andern, armen Leute denken anders," ſagte der Arzt. „Und bedenklicher als dieſe phyſiſche Epidemie iſt die moraliſche, welche durch den Pöbel aller Staaten geht und hie und da zu fürchterlichen Exceſſen führt, der unſinnige Glaube nämlich, daß gerade der Staat es ſey, der die höhern Claſſen begünſtige und die ärmern der Wuth der Krankheit preisgebe. Und in der That, es betrübt das Herz, zu ſehen, wie die barfüßige Armuth, die in feuchten Kellern, in engen, dumpfen Löchern von den ſchlechteſten, ungeſundeſten Lebensmitteln ihr Daſeyn Friſtenden am meiſten der Krankheit ausgeſezt ſind und am zahlreichſten von ihr weggerafft werden. Wenn es dagegen ausreichende Mittel gäbe, dieſe zu fördern wäre die erſte Pflicht der Obrigkeit."

„Alſo Sie ſind doch auch für's Schwitzen?" unterbrachen ihn mehrere Damen. „Und daß man die ungeſunden Nahrungsmittel ganz verbieten ſollte?" ſagte eine Zweite. „Das könnte doch wenigſtens der Staat thun, das wäre ſeine heiligſte Pflicht, daß er die Gurken ganz unterſagte, die Melonen und unreifen Birnen." — „Könnte nicht der Polizeipräſident," fiel die oben erwähnte Hauswirthin ein, „das ſcandalöſe Leben, wie es mein Bonvivant von Miether führt, von Obrigkeits wegen ihm verbieten, zu ſeinem eigenen Beſten, zur Vermeidung

des allgemeinen Aergerniſſes und der Anſteckung? Wenigſtens dünkt mich, ſollten die Wirthe das Recht haben, den Miethcontrakt für aufgelöst zu erklären und dem Miether zu kündigen, wenn er ſo Anſtößiges, Gefährliches ſich erlaubt.“

Die Mehrzahl meinte, wenn nur das Schwitzen allgemein eingeführt würde. Der Arzt zuckte die Achſeln. „Wir ſtehen wie Neulinge vor dem großen Problem, und nur das glauben wir herausgebracht zu haben, daß es ſo wenig für dieſes, als für irgend ein Uebel in der Welt eine Radicalkur gibt. Wir haben Beiſpiele, daß der geringſte Diätfehler den Tod zur Folge hatte, und andere, daß ein Schlemmer mitten unter Darbenden erhalten wurde. Wie gefährlich jede Einſeitigkeit werden kann, davon überzeugt mich eben wieder ein trauriges Beiſpiel. Der Rentier drüben am Markt, der Ihnen Allen bekannt ſeyn wird, glaubte vermöge ſeines Reichthums der Krankheit ein Schnippchen ſchlagen zu können. Die unglückſelige Fluth von Brochüren über die Krankheit hatte er ſammt und ſonders verſchlungen, und aus dieſer traurigen Lectüre von halb verſtandenen, von ſchlecht verdauten Begriffen und Erfahrungen ſich ein Gebräu von Lebensregeln componirt, das an ſich kaum minder ſchrecklich als das Uebel ſelbſt iſt. Darauf fußend, iſolirt ſich der reiche Mann, ſtatt mit ſeinen Mitteln ſeinen Nebenmenſchen zu helfen und in einer wohlthätigen Betriebſamkeit die finſtern Gedanken und nervöſen Reize todt zu ſchlagen, von allem Umgang, aller Berührung. In einem verhangenen Zimmer, den Leib mit Magenpflaſtern belegt und mit Pelzen umhüllt, in Handſchuhen und mit einer Maske vor'm Geſicht, führte er ſeit vierzehn Tagen ein Leben, wogegen die Strafe eines zur Galeere Verurtheilten eine Kleinigkeit iſt. In Schweiß, Einſamkeit und Dunkel, darbend bei widerwärtigen Medicamenten, lebte er mit Niemand, als den tauſend Geſpenſtern, welche ſeine Angſt hervorrief. Keine menſchliche Stimme, kein freundliches Auge durfte zu ihm dringen. Ein ungewöhnlicher Tritt, ein fremdes Geſicht an ſeinem Gitterfenſter konnte ihn erſchrecken, und außer den wenigen, durch die ſeltſame Präparation unſchmackhaften Nahrungsmitteln erhielt er von der Außenwelt nichts als die täglichen Nachrichten von den Fortſchritten und den Opfern der Krankheit. Daran würgte der unglückliche Egoiſt, ſich ſelbſt ſeine lezten Stunden zu einer Folter machend —“ — „Aber das Schwitzen hat doch ſeine Wirkung gehabt?“ unterbrachen mehrere Damen. „Allerdings,“ entgegnete der Arzt; „wenn ich mich nicht täuſche, kommt dort ſein Leichenzug um die Ecke. Man fand ihn heute Mittag todt, als der Bediente ihm das Eſſen bringen wollte.“ Eine Todtenſtille war eingetreten. Die Herren drängten an's Fenſter, auch mehrere Damen widerſtanden der Neugier nicht. Erſt als der lezte Wiederhall des mit unheimlicher Eile vorüberfliegenden Wagens auf dem Steinpflaſter verhallt war, ſaßen die Gäſte wieder ſchweigend und bleich um den Tiſch.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris Oktober.

(Beſchluß.)

Die Ausſtellungen der Kunſtſchulen.

Für die jungen Künſtler aller Art in Paris iſt der Oktober wichtig, weil da die Preiſe für Malerei, Bildhauerei, Baukunſt, Kupferſtecherei und Muſik ausgetheilt werden und hiemit den Gekrönten das Recht gegeben wird, auf Staatskoſten die Kunſtakademie zu Rom auf vier Jahre zu beziehen. Ihre Kunſtwerke waren in dieſen Tagen öffentlich ausgeſtellt, und zwar, wie gewöhnlich, in dem Gebäude der neuen und zum Theil erneuten Kunſtſchule. Von dieſem wichtigen Bau habe ich im vorigen Jahr bei Gelegenheit der damaligen Kunſtausſtellung geſprochen. Seit einem Jahr iſt derſelbe bedeutend vorgerückt. Ein junger und rüſtiger Baumeiſter hatte den Eifer des ebenfalls jungen und rüſtigen Miniſters Thiers benüzt, und mit Hülfe der bedeutenden Summen, die der Miniſter zu ſeiner Verfügung ſtellte, den Bau in's Große getrieben und merklich gefördert. Vielleicht wäre es beſſer und minder koſtſpielig geweſen, ein ganz neues Gebäude aufzuführen, als aus einem alten Kloſter, das großentheils eingeriſſen werden mußte, eine große Kunſtſchule in italieniſchem Style zu machen; allein während ſich in dieſem alten Kloſter das Musée des monumens français befand, war ſchon Einiges vorgearbeitet worden, das man doch auch nicht verlieren wollte; die ehemalige Kirche konnte zu Ausſtellungen dienen, an Platz zu Erweiterungen fehlte es auch nicht, und ſo arbeitete man denn fort und änderte das Kloſtergebäude ſo um, daß am Ende ſchwerlich etwas zu erkennen ſeyn wird, außer der ehemaligen Kirche. In dieſer wurden denn diesmal auch zuerſt die Kunſtarbeiten der Schüler der römiſchen Kunſtakademie und dann die der Pariſer Schule ausgeſtellt. Unter den erſtern zeichnete ſich ein Gemälde aus, die Verführung Eva's durch die Schlange. Adam konnte natürlich bei dieſer Verführung nicht zugegen ſeyn; da der junge Maler ihn aber doch auch nicht weglaſſen wollte, ſo hatte er ihn ſchlafend dargeſtellt. Eva war eine recht kräftige Figur mit einem ſehr ſchönen Kopfe und blondem Haare. Auch befanden ſich bei dieſer Ausſtellung ſehr fleißig gearbeitete Zeichnungen von architectoniſchen Verzierungen aus Pompeji. Bei der Ausſtellung der Pariſer Kunſtſchule waren bloß die gekrönten Gemälde, Bildhauerſtücke, Kupferſtiche und architectoniſchen Zeichnungen zu ſehen, nachdem zuvor die ſämmtlichen Concursſtücke in jedem Fache beſonders ausgeſtellt worden waren, ſo daß das Publikum völlig in Stand geſezt ward, darüber zu urtheilen. In der Bildhauerkunſt war die Aufgabe: der ſterbende Sokrates. Alle hatten den bekannten Typus des ſokratiſchen Kopfes genau copirt. Aus dieſer ruhigen Satyrphyſiognomie läßt ſich aber ſchwerlich abnehmen, daß der Weltweiſe ſterben will und ſich über den Zuſtand der Seele unterhält. Einige haben ihm eine Schale in die Hand gegeben, die eben keinem Giftbecher ähnlich ſieht. Den Malern war aufgegeben worden, den aus dem

Felsen Wasser schlagenden Moses darzustellen. Seitdem Horace Vernet die Künstler mit den morgenländischen Figuren und Costümen vertraut gemacht hat, z. B. in seinem bekannten Gemälde Judith und Holofernes, das ein genaues Studium der orientalischen Natur beweist, fangen auch die jungen Künstler an, das Lokale bei den morgenländischen Darstellungen besser zu berücksichtigen. Davon sah man Spuren an diesen Darstellungen eines Zuges aus der jüdischen Geschichte. Der Gegenstand war aber zu weit umfassend, wie mich dünkt, für die jungen Schüler; denn um denselben gehörig wiederzugeben, müßte zuerst eine unermeßliche, von der Sonne versengte Sandwüste mit einem glühenden Himmel geschildert werden, in dieser einige dürre Felsen und neben denselben Moses und das jüdische Volk. Wie hätte das Alles in den vorgeschriebenen Raum gefaßt werden können, zumal die Figuren eine bestimmte Größe (ich glaube ⅓ der natürlichen) haben müssen! Daher hatten auch einige Schüler den Moses beinahe so groß gemacht als den Felsen, und er sah aus, als ob er aus einer der Pariser Bornes-Fontaines Wasser ziehen wollte. Keiner der Schüler war im Stande gewesen, das Großartige der Umgebung richtig zu schildern, und dennoch liegt das Wunderbare der Handlung gerade in dem Contraste zwischen dem Wasserquell und der heißen, unbeschränkten, dürren Wüste. Den jungen Architecten hatte man den Entwurf eines zu öffentlichen Kunstausstellungen bestimmten Pallastes aufgegeben. Diesen hatten sie denn auch mit aller möglichen Pracht entworfen. Der Staat, welcher mehrere Millionen müßig daliegen hätte, könnte nach ihren Entwürfen gewiß die schönsten Paläste aufbauen, es käme nur auf's Geld an. Bei Gelegenheit dieser Ausstellung ist, vielleicht zum fünfzigsten Male, die Frage aufgeworfen worden, ob es nützlich sey, gekrönte Schüler in Italien reisen zu lassen. Manche verneinen es; die technische Fertigkeit mag in der That wenig bei dem Aufenthalt in Rom gewinnen; aber die Ideen müssen sich doch erweitern und der Kunstgeschmack vervollkommnen. Dg.

Prag, October.

(Beschluß.)

Litteratur. Neue Oper von Ebert und Dessauer.

Der kleine deutsche Wegweiser: Prag und seine Merkwürdigkeiten, von W. A. Gerle (dritte umgearbeitete Auflage, vermehrt mit einer Anleitung zur Besichtigung Prags bei beschränkter Zeit), findet einen gefährlichen Nebenbuhler an dem bei Gottlieb Haase Söhnen erschienenen topographischen Grundriß von Prag und dessen Umgebungen, zunächst als Taschenwegweiser für Fremde, entworfen von Dr. Leaky. Dieses Werkchen — eigentlich der Prodromus eines größern Werkes über Prag in Beziehung auf Geschichte, Kunst und Alterthum, womit der Verfasser die Werke von Schaller, Griesel und Schottky entbehrlich zu machen, und eine vorläufige Beilage zu der neuen ausführlichen Topographie von Sommer, welche die Beschreibung der sechzehn Kreise Böhmens umfaßt, zu liefern gedenkt — ist aus einem vieljährigen Leben in dieser Hauptstadt geschöpft, und Fremde besonders erhalten im Anhange ein bequemes, topisch geordnetes Netz in der beliebten Manier der „Huit jours à Venise“ und anderer ausländischen Werke, das in sinnig angelegten drei-, zwei- und eintägigen Wanderungsplanen besteht. — In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist so eben ein antiquarisches Werkchen erschienen: Böhmens heidnische Opferplätze, Gräber und Alterthümer, von Dr. M. Kalina von Jäthenstein, dessen Gegenstand allerdings von großem Interesse ist.

Der Schluß des vorigen Monats brachte uns wieder einmal ein ganz heimisches dramatisch-musikalisches Werk: „Lidwinna,“ romantische Oper in drei Abtheilungen, von Karl Egon Ebert, Musik von Joseph Dessauer. Wir wollen uns mit einer Zergliederung der Dichtung — welche bei einer Oper doch immer nur secundär ist — nicht aufhalten, und begnügen uns mit der Andeutung, daß sie die wohlgelungenste von Eberts dramatischen Arbeiten seyn dürfte, wenn er gleich abermals einen Fehlgriff in der Wahl des Stoffes gemacht, und diese Lidwinna von vorn hinein zu sehr aller moralischen Würde beraubt ist, um als Heldin eines Drama's zu gelten, auch ihre Reue über ihre Vergehungen keineswegs hinlänglich fühnt, um die Verklärung am Ende zu verdienen, die auch nur da zu seyn scheint, um zu einer Schlußdekoration Gelegenheit zu geben. Was die Musik betrifft, so möchten wir sie mehr eine melodienreiche als melodiöse nennen; sie enthält eine große Anzahl zum Theil schöner, doch wenig kräftiger Motive, die auch nicht genug festgehalten und durchgeführt sind. Dessauer, als Lieder- und Romanzencomponist rühmlich bekannt, besitzt nebst tüchtigen musikalischen Kenntnissen unstreitig auch für die Oper ein schönes Talent, viel musikalischen Verstand und Phantasie; doch ist die letztere nicht energisch genug für diesen grauenvollen Stoff, der eigentlich einen musikalischen Höllenbreugbel zum Tonsetzer zu fordern scheint. Insbesondere ist die Ouvertüre für die düstere Handlung in zu leichtem und tändelndem Styl gehalten, wie wir überhaupt oft Motive in französischem Geschmack, mit deutscher Instrumentation bekleidet, vorfinden. Dessauer scheint Spohr und insbesondere Meyerbeer zu seinen Vorbildern gewählt zu haben, vorzüglich einzelnen Rhythmen an die Art und Weise des Letztern; aber wenn man auch Dessauers Motiven nur selten und vorübergehend eine Reminiscenz, vorzüglich an Meyerbeer nachweisen kann, so heben sie sich doch auch nicht so kräftig hervor, um ihre Originalität geltend zu machen, und eigentlich ergreifend ist nur das erste Finale, unstreitig die beste Nummer der ganzen Oper. Sonderbar ist auch an der Führung der Instrumente bis zu dem erwähnten Finale die Eigenheit, daß die Violinen meist gleichstimmig mit der Singstimme sich bewegen, was einige Monotonie verursacht. Wie der Dichter seine Verse so mundrecht als möglich, so muß auch der Tondichter seine Musiknummern so sangrecht als möglich zu machen suchen, insbesondere aber sich der einfachsten und natürlichsten Mittel bedienen, um dem Sänger, zumal den Sängern unserer Zeit, die durch die Italiener so sehr verwöhnt sind, die Ausführung, so viel er nur immer kann, zu erleichtern. Das lernt der Tonsetzer durch Uebung und Erfahrung, und Dessauer ist bei diesem ersten Werke im Opernfache in den Fehler gefallen, es durch äußerst schwierige Intonationen und zu künstlichen Satz den Producenten vielmehr zu erschweren, als zu erleichtern. Diese Erfahrung wird ihn für die Zukunft belehren. Die Production schien noch einige Proben zu verlangen. Die Maschinerie erschütterte schon in der ersten Abtheilung das Zwerchfell, und als nach der zweiten der Maschinist sich gerufen glaubte und hervortrat, schallte ihm lautes Gelächter entgegen. Der Componist, Dem. Luzer und Hr. Pöck wurden wiederholt hervorgerufen. Wir wollen das ja nicht vergessen zu erwähnen, weder diese noch jener würden uns das so leicht verzeihen, da leider Künstler aller Art auf diese zweideutige und so häufig mißbrauchte Gunstbezeugung noch immer einen viel zu hohen Werth legen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 275.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 16. November 1836.

— O haſſenswerther Wahn!
Was zeigſt du doch dem regen Witz der Menſchen
Das, was nicht iſt!

Shakespeare.
Julius Cäſar.

Eine Nacht aus dem Leben meines Groſsoheims.

(Fortſetzung.)

„Heißt das nun Ihr Wort mir halten!“ ſagte die Geheimeräthin mit dem Tone gerechten Vorwurfs. „Wenn es noch um die ſchönen Schweſtern geweſen wäre, aber was geht uns der alte, widerwärtige Egoiſt an, der ſich auch vordem wenig um ſeine Nebenmenſchen kümmerte? Laſſen wir ihn ruhen, und wenn wir auch nicht ſagen wollen, er hat es verdient, ſo können wir uns doch damit tröſten: es iſt beſſer, daß ihn, als andere gute Menſchen das Loos getroffen hat.“ Man beeiferte ſich, der Wirthin Recht zu geben und den Bruch des allgemeinen Vertrages zu rügen. Ja man ſchien geneigt, die Schuld auf den Arzt zu wälzen, als ſey er es, der das verdrießliche Geſpräch genährt habe, und unter den Herren eiferten einige gegen die unangenehme Art des Egoismus, welche gewiſſe Männer vom Fach immer nur von dieſem reden laſſe. Der Arzt hörte es nicht, und that durch ein mit den jungen Damen angeknüpftes Geſpräch das Seinige, der Unterhaltung eine heitere Wendung zu geben. Sie ſchritt auch eine Weile fort, bis ein raſcher Klingelzug den Zeitungsträger ankündigte. Alle waren nur Ein Blick, Ein Ohr auf den, der das Blatt zuerſt gefaßt hatte und auf der lezten Seite die Liſte der Erkrankten und Geſtorbenen überflog. „Wie viel?“ fragte es mit Einem Munde. Die Zahl der Geſtorbenen überſchritt um einige Wenige die des geſtrigen Tages. Eine lange Pauſe trat ein. „Und wie viele werden gar nicht angemeldet ſeyn!“ äußerte eine verdrießliche Stimme. Der Blick des Gegenüberſitzenden deutete ſeine Meinung an, daß die wenigſten Fälle gemeldet würden; die Herrn Aerzte nähmen ſich die Erlaubniß, der Krankheit andere Namen zu geben. Einige fanden das abſcheulich, andere vertheidigten es aus Rückſichten der Menſchenfreundlichkeit. Man wurde auf's Neue warm, und jeder Gegenſtand lag ferner dem allgemeinen Geſpräch, als der verpönte.

„Wir verſehen es Alle,“ ſagte der Arzt, ſich zur Wirthin ſetzend, welche es nun aufgab, Wächterin des Geſetzes zu bleiben, „daß wir durch äußere Mittel die Gedanken von dem entfernen wollen, was uns ganz natürlich in dieſem Augenblick zumeiſt beſchäftigt. Je mehr wir das Uebel durch ein geheimnißvolles Schweigen umhüllen, um ſo unheimlicher und furchtbarer wird es, und tritt uns gerade da am ſchreckhafteſten entgegen, wo wir es am wenigſten erwarten. Als pſychiſcher Arzt würde ich es mir zur Pflicht machen, meine Patienten mit dem Uebel vertraut zu machen, indem ich ihm ſeine ſchwachen und wo möglich ſeine heitern Seiten abgewänne; und auf jeden Fall thäte der, welcher nichts davon hören will,

beſſer, wenn er ſeine Umgebungen mit Geſprächen davon überſättigte, daß ſie aus Ueberdruß davon abſtänden, als daß er ihnen verbietet, es in ſeiner Gegenwart zu erwähnen, ein Verbot, das, wie jedes widernatürliche Geſetz, den offenen Aufruhr dagegen mit ſich führt.“ — „So muß das fürchterliche Geheimniß,“ ſagte die Geheimeräthin, „auch noch unſere geſellige, freie Heiterkeit tyranniſiren!“ — „Nur deßhalb, gnädige Frau, weil Sie ihr Feſſeln anlegen wollen, welche ſie nicht verträgt.“ — „Nun, ſo ſey denn Alles frei gegeben, wir wollen von gar nichts anderm mehr reden, als dem Uebel!“ rief die Wirthin. „Je ärger, um ſo beſſer. Sie äußerten ja heute noch kein Wort, Herr Profeſſor,“ wandte ſie ſich zu dieſem. „Sehe ich mich doch, nach unſeres Medicinalraths Maximen, jezt faſt gezwungen, die Herren, die noch nicht von der Tagesordnung ſprachen, ordentlich aufzufordern, es bald und in Kürze zu thun, damit Sie nicht zur Unzeit nachkommen und uns erſchrecken. Glauben Sie an die Anſteckung?“

Der Gelehrte machte ein viel ſchlaueres Geſicht, als ich je an ihm geſehen, indem er aus der Doſe eine lange Priſe nahm: „Ganz gewiß, meine gnädige Frau.“ — Man war verwundert, ihn bekehrt zu finden. „Gibt es etwas Anſteckenderes als die Furcht? und es hat ſich noch immer bewieſen, daß ſie um ſo mehr graſſirt und ihre Wirkungen um ſo fürchterlicher ſind, je weniger dahinter iſt. Ich bin nur erſtaunt, daß dieſe Krankheit nicht noch reißendere Fortſchritte macht; es ſollte mich gar nicht wundern, wenn ſie in einem Tage von hier bis Paris flöge und im nächſten bis Madrid; auch daß ſie nicht mehr hinrafft, und unter einer Geſellſchaft von Zwanzigen, wie wir hier beiſammen, nicht wenigſtens die Hälfte umſinkt, iſt beim Zuſtand unſerer Nerven ſchon bemerkenswerth.“ — „Mein Gott, was meinen Sie damit?“ fragten Einige, welche die Ironie des Gelehrten nicht ſogleich gefaßt. „Sie glauben alſo noch immer an kein wirkliches Uebel?“ fragte die Wirthin. — „Iſt die Schwäche, die Illuſion, der Betrug, die Spekulation, alle dieſe Geburten des Egoismus, ſind ſie kein Uebel?“ — „Weiter wäre es nichts!“ — „Ganz und gar nichts weiter,“ ſagte der Profeſſor mit dem Tone, mit dem er ein unbeſtrittenes Dogma vom Catheder herab ſeinen Zuhörern vortragen würde. „Weil wir an das Uebel glauben, iſt es da.“ — „Aber ſeine entſetzlichen Wirkungen?“ — „Es ſterben auch ſonſt Leute.“ — „Aber in dieſer Anzahl, ſo ſchnell, ſo fürchterlich?“ — „Alles Product der Einbildung. Warum werden Monſtra geboren? weil ihre ſchwangern Mütter mit gräßlichen, widerwärtigen Vorſtellungen ſich befaßten. Wer ſich den Tod leicht denkt, dem kommt er leicht, wer ihn ſich ſchwer denkt, dem ſchwer. Durch den Aberglauben, das Geträtſch von Hunderttauſenden iſt er wie eine Lawine vom Ganges bis an Oder und Spree gewachſen, und hat die Geſtalt gewonnen, in der er jezt unſere Furchtſamen erſchreckt und unſere Gläubigen hinwegrafft.“ — „Wer hat denn aber das Uebel ausgeheckt?“ — „Das weiß ich nicht; und wenn ich es wüßte, dürfte ich es vielleicht nicht ſagen. Von wem geht ein Aberglaube aus? Von dem Pöbel, durch irgend einen zufälligen Umſtand veranlaßt. Dann kommen die Klugen, die Spekulirenden und bemächtigen ſich ſeiner, und die Dummheit hilft ihnen. Die klugen Leute im Alterthum erfanden Greife, Centauren, Drachen; damit ſchreckten die phöniciſchen Kaufleute die muthigen Schifffahrer von entfernten Gegenden ab. Damit thut man's jezt nicht mehr; alſo muß man andere Dinge erfinden, um uns einzuſchüchtern. Was kommt nun bequemer als irgend eine Krankheit, Erkältung, Fieber, Diarrhöe, um ſie zur Geißel Gottes zu machen? Der Weiberglaube hat überall geholfen, und nun iſt das Uebel da, ſo groß, ſo ungeſchlacht, dunſtig, daß es die halbe Welt verhüllt und die Vernunft umſonſt dagegen kämpft.“ — „Und die hunderttauſend Geſtorbenen in allen Ländern, bei allen Völkern —“ — „Sind einer Illuſion zum Opfer gefallen,“ ſagte der Profeſſor und nahm eine zweite Priſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Griechenland, von L. Roſs.

(Beſchluß.)

Von dem Flecken Kroke vermochte ich keine ſichere Spur zu finden. Einige hundert Schritte öſtlich von dem Dorfe Ulaï-Bei zeigen ſich in einem Felde einige große Marmorquadern. Jedenfalls lag Kroke in der Nähe. — Ein junger Menſch erzählte mir hier von einer Inſchrift an einer Felswand, genannt γραμμένη πέτρα, an der Hauptſtraße nach Gytheion. Ich ging faſt eine Stunde weit mit ihm zurück, ohne daß er ſie zu finden vermochte; doch hörte ich ihre Exiſtenz ſpäter beſtätigen. Ich bereute den Spaziergang nicht, ſo anmuthig iſt dieſes Land der weiland wilden und raubluſtigen Bardunioten: ſanfte, wellenförmige Hügel und Berge, Wald und Gebüſch, klare Quellen und grüne Raſenplätze; dabei die beſtändige Ausſicht auf das Hochgebirge, und hin und wieder ein Blick auf's Meer. Nur entvölkert erſchien die Gegend, die mit den Türken ihre meiſten Bewohner verloren hat.

In Levethova, wo ich übernachtete, findet ſich in der Fontäne ein Relief mit den Dioskuren eingemauert, aus blauem Marmor, nicht über einen Fuß hoch und ſtark beſchädigt. Sie ſind nackt vorgeſtellt, den runden Helm

oder Hut auf dem Haupte, zwiſchen ihnen die beiden Urnen (Dioten), hinter ihnen ihre Roſſe; darunter die Inſchrift: Diis Castori et Polluci — — —; den Reſt konnte ich nicht leſen, da er mit Kalk verklebt war. Ich wollte den Stein ausheben laſſen, um ihn nach Sparta zu ſchaffen; aber die Bauern widerſezten ſich mit einem Eifer, wie er mir noch nirgends in ähnlichen Fällen vorgekommen iſt. Dieſe Figuren ſeyen die Schuzgeiſter (στοιχεῖα) ihres Dorfes, deren Abweſenheit ihnen Unglück bringen werde; müßten ſie den Stein endlich hergeben, ſo würden ſie ſo lange ſupplicíren, bis ſie ihn von der Gnade des Königs wieder erhielten. Wirklich wurden in Kroké die Dioskuren beſonders verehrt. Da ich mithin der ſorgſamen Aufbewahrung des Monuments verſichert ſeyn konnte, ſo nahm ich das Unrecht nicht auf mich, dieſen ehrwürdigen Schatten des alten Götterglaubens zu verlezen.

Von Levoſhova führt ein Pfad über unfruchtbare, mit Heidekraut bewachſene Hügel nach dem verlaſſenen Dorfe Vigla. Auf der Südſeite deſſelben ſteht eine Kirche, wie es ſcheint auf dem Platze eines Tempels, und großentheils aus Reſten deſſelben erbaut, von gemiſchter joniſcher und doriſcher Ordnung. Von hier ritt ich über das Dorf Potamia, unter Oelwäldern in das Kloſter Serviza hinauf, das wieder hoch am Taygeton liegt, und wo man mir von Alterthümern geſagt hatte. Das Kloſter iſt ſehr maleriſch und beherrſcht eine weite, herrliche Ausſicht. Ich fand aber, außer einigen ſchlecht gearbeiteten architektoniſchen Stücken, nur ein gutes Relief in der Mauer der Kirche: ein Reiter auf einem ſich bäumenden Roſſe; neben demſelben und, wie es ſcheint, von ihm fortgeriſſen, eine weibliche Figur. Vergebens forſcht man in dieſen Klöſtern nach Büchern, Handſchriften, Dokumenten. Wo ſich noch dergleichen das Mittelalter durch erhalten hatte, da iſt es in dem lezten Jahrhundert zu Grunde gegangen. Man findet nicht einmal ſchriftliche Aufzeichnungen über den Aufſtand vom Jahr 1770.

Vor Xerokampi, hart am Fuße des Taygeton und an der Mündung der Beraſchlucht, führt eine ſehenswerthe antike Brücke über die Raſina (den Fluß von Kumuſta). Sie hat einen Bogen, der aus langen, quer über die ganze Breite der Brücke reichenden Quadern gebaut iſt; der Reſt des Gemäuers iſt polygonal, ſogenannt kyklopiſch. Darf man wirklich dieſe Art von Mauerwerk nicht unter die rein griechiſche Periode herabſetzen — denn gewöhnlich wird ihr Alter ſehr überſchäzt — ſo wäre durch dieſes noch von keinem Reiſenden geſehene Monument die wichtige Frage gelöſt, ob die Griechen den Bogen gekannt und bei ſolchen Bauwerken, wo er eigentlich hingehört, angewandt haben.

Von hier ziehen ſich faſt ununterbrochene Oelwälder mehrere Stunden weit längs dem Fuße des Taygeton hin. Zwiſchen Amyklä und h. Joannes, unweit der Quelle Kephalari, ſind Ruinen, welche ich ſchon früher beſucht hatte, und welche, wie ich durch meine vergeblichen Nachforſchungen auf dem Hochgebirge mich jezt auch überzeugt hatte, für die Reſte von Bryſeä zu halten ſind. * Ein zweites Stück des von Leake beſchriebenen Frieſes, das ich bei meinem erſten Beſuche hier fand, iſt jezt in dem kleinen Muſeum in Sparta; eben ſo das Relief, welches der berühmte Reiſende in dem Kirchlein über der Quelle ſah. Hier überfiel mich einer jener Platzregen, wie man ſie nur in Griechenland im Frühling und Herbſt erleben kann. In Waſſer gebadet, durchzog ich das freundliche Dorf h. Joannes, deſſen wohlgebaute Häuſer ganz unter dichten Pflanzungen von Orangenbäumen verſteckt ſind, und langte erſt nach Einbruch der Nacht wieder in Miſithra an.

* Leake, travels, I, p. 187.

Rückkehr.

Mein Herz iſt ganz der Luſt zurückgegeben,
Die mich durchzückt in meiner Kindheit Leben.
Woher der Schauer
Nach dieſer langen Dauer?
Erhebe dich, mein Blick, ſieh um dich her!
Kennſt du der Heimath Ort nicht mehr?

Ich athme Heimath, und mein Blick iſt trunken
An die geliebte Linde hingeſunken,
Ich darf dem Rauſchen
Des Stromes wieder lauſchen,
Worein ſich Abends, wenn der Mondſchein fiſcht,
So ſüß der Linde Säuſeln miſcht.

Du Baum, der mich als Knabe ſchon beſchattet,
Wie viele Wandrer ſaßen ſchon ermattet
Auf deinem Raſen!
Und wie viel Müde laſen
Den Namen hier auf dieſem Meilenſtein,
Verſenkt in tiefe Heimwehpein!

Niemand erkennt mich von den Leuten allen,
Die nach der Stadt an mir vorüberwallen,
Und dennoch nicken
Bekannte meinen Blicken.
Halt an mein Herz, du Buſen hochgeſpannt,
Bis mich zuerſt mein Lieb erkannt.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Oktober.

Thiers. Neue Kunstwerke.

Vier Dinge sind es, die in diesem Augenblick am Arno Aller Augen und Herzen in Anspruch nehmen: die vor Kurzem endlich enthüllte Kuppel des Benvenuti nebst einigen andern Fresken von geringerem Umfang, der Bau zweier Kettenbrücken, der Tod der Malibran und der Besuch des Herrn Thiers. Thiers, um mit ihm zu beginnen, schien sich in Florenz sehr zu gefallen, und seinen hiesigen Aufenthalt dem römischen vorzuziehen. Er kehrte hieher, nach seinem frühern Lieblingsausdruck, zu seinen Alten zurück, und ließ fast keinen Morgen vergehen, ohne auf einige Stunden in die Galerie der Uffizi zu kommen. Ueberdies machte er hier vielfache Ankäufe in Copien Rafaelischer Bilder, in alten Möbeln aus dem sechzehnten Jahrhundert, Medaillen u. dergl., um auf diese Weise einen Theil seiner anderthalb Millionen für die Ausschmückung seines künftigen Hotels zu verwenden. Wer die feine Schlauheit der Italiener in Allem, was Kunsthandel heißt, einigermaßen kennt, und daneben sich erinnert, wie Thiers vor nicht gar langer Zeit in der sixtinischen Kapelle zu Rom den Wald vor lauter Bäumen nicht sah, und immer noch nach Michel Angelo's jüngstem Gericht fragte und verlangte, oder später, als er von Paris aus die Abformung vieler Monumente in Italien betrieb, den Moses von Michel Angelo durchaus in Florenz finden wollte — der wird wissen, was von solchen Ankäufen, die er noch dazu selbst betrieb, zu halten seyn mag. Für Thiers existirt in der Kunstgeschichte nur die Zeit de la renaissance, wie man in Frankreich das sechzehnte Jahrhundert jezt zu nennen pflegt; Maler, Bildhauer und Architecten, die das Glück hatten, frühern Jahrhunderten anzugehören, haben das Unglück, heute von Herrn Thiers nicht beachtet zu werden. Vom hiesigen geselschaftlichen Leben wenig in Anspruch genommen, soll er einen alten, auch, wie er behauptet, vorbereiteten Plan, eine Geschichte der Mediceer, wieder aufgenommen haben. Ja es scheint, als wenn solche Augenblicke der Begeisterung für die großen Zustände der florentinischen Republick ihm einen Rücktritt aus dem öffentlichen Leben als wünschenswerth, und eine längere Anwesenheit in Florenz als nothwendig vorspiegelten. Es ist nun lustig, die materiellen Urtheile der Italiener über ihn zu hören. Anfangs wurde seine Erscheinung wenig beachtet; seine Damen fielen zuerst und deßwegen auf, weil sie nach feinster, aber hier im Allgemeinen wenig beachteter Sitte öffentlich stets in Schwarz gekleidet erschienen. Die Frau, jung und hübsch, wie sie ist, gefiel allgemein, wenn auch das hiesige Auge an andere Formen gewöhnt ist. Daß aber ein so kleiner und äußerlich so unbedeutender Mann mit einem so kleinen Kopfe solch Aufsehen habe machen können, schien den Florentinern ein Räthsel bleiben zu wollen. — Vor einigen Wochen schon ist die Kuppel in St. Lorenzo von Benvenuti enthüllt worden. Sie stellt in acht Abtheilungen folgende Gegenstände vor: Gott Vater segnet Adam und Eva, Adam und Eva essen von der verbotenen Frucht, Abels Tod und Kains Verwünschung, Noahs Opfer, Geburt Christi, Kreuzigung, Auferstehung Christi, jüngstes Gericht. Ueber jeder einzelnen Darstellung aus dem Alten Testament ist eine passende Figur (Moses, Aron, David, Johannes der Täufer), über denen des Neuen Testaments sind die Evangelisten zu sehen. Der Hof hat dem Künstler seine Zufriedenheit mit dem Werke bezeugt, und ihn noch dazu reichlich und ehrenvoll beschenkt. Für Benvenuti war dies schon deßwegen wünschenswerth, weil die voraus öffentliche Meinung die Abtragung des schönen Gerüstes, auf welchem er das Werk vollendet hatte, zu bedauern anfing, und um dieses nicht den Anblick der Fresken selber erkaufen wollte. Missirini's Beschreibung hat der Arbeit eher geschadet, als genüzt. Was hat es geholfen, so arg in die Trompete gestoßen und so viele Stellen aus allen Winkeln des Dante zusammengelesen zu haben, als daß der Maler in der Stille denken und beten kann: bewahr' uns Herr vor unsern Freunden! — Die Decke Bezzuoli's im Pallast Pitti ist ebenfalls in diesen Tagen fertig geworden, und von seinem Freunde Gianpieri auf recht angemessene Weise beschrieben. Die eilf Bilder führen uns aus dem Leben Cäsars folgende Begebenheiten vorüber: Cäsar auf Rhodus, Cäsar weint vor dem Bildniß Alexanders, Triumvirat von Crassus, Cäsar und Pompejus, Cäsar schlägt die Brücke über den Rhein, Cäsar am Rubicon, Cäsar am Anio, in der Schlacht von Pharsalus, rettet seine Commentarien durch Schwimmen, verläßt die Cleopatra, Dictator Perpetuus, verzeiht dem Ligarius. Diese Werke finden ihrer Ausführung wegen Beifall, und stempeln Bezzuoli zu einem der besten Freskomaler in Italien. Als Deckengemälde drücken sie vielleicht etwas zu sehr durch ihren kräftigen Ton; in dieser Beziehung wird Guido Reni's Aurora in Rom (Guido sey sonst, wer er wolle) für Alle, welche Soffiten zu malen haben, immer ein seltenes Vorbild bleiben. Werke von solchem Umfang, zusammengehalten mit der in ganz Toskana sichtbaren Verbesserung von Straßen und Brücken, mit der Austrocknung der Maremmen, mit dem Bau und der Erweiterung der Mauern in Livorno, werden der Nachwelt ein redendes Zeugniß von der Fürsorge der hiesigen Regierung seyn. Wenn die Künstler solchen Aufmunterungen nicht immer auf genügende Weise entsprechen, so rührt dies von dem trostlosen Zustande her, in welchem die Kunst, namentlich die Malerei, sich überall in Italien befindet, daher denn auch die Ausstellung in der lezten Septemberwoche so über alle Vorstellung unbedeutend war. Ich weiß nicht, ob bloß hier, in Gegenwart und in unmittelbarer Erinnerung großer Meisterwerke, der gegenwärtige Standpunkt der Kunst so sehr in die Augen fällt, oder ob wirklich die Italiener so ganz auffallend hinter Deutschen und Franzosen zurück sind. Man ist daran gewöhnt, überall auf Ausstellungen eine Menge unbedeutenden Zeugs mit unterlaufen zu sehen; hier aber (und Florenz ist noch immer vor Rom und Neapel voraus) wüßte ich in drei bis vier großen Sälen, von einer großen Tafel Benvenuti's bis zu den ersten Zeichnungen von Akademien, nur folgende Sachen hervorzuheben: eine Nachtscene aus der florentinischen Pest von Casamai, die Salbung eines der jüdischen Könige vom jungen Mussini, ein brav gearbeitetes männliches Porträt vom jungen Sabatelli. — Die Bildnerei fängt mehr und mehr an, sich an Bartolini anzuschließen; nur Demi schien in einer Carita (lebensgroße Figur einer florentinischen Mutter im modernen Geschmack in der Mitte zweier Kinder) nichts von diesem Einfluß zu verrathen. —

(Der Beschluß folgt.)

Beilagen:

Literaturblatt Nr. 115 u. Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 276.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 17. November 1836.

— Wir Vögel haben hier ein alt Gesetz,
Vor grauer Zeit in der Störche Tafeln eingehau'n.

Aristophanes.
Die Vögel.

Egypten und die heiligen Vögel.

Im Wunderland Egypten, wo schäumend geht der Nil,
Da ruhn die alten Todten in ihren Kammern still,
Es deckt die Pyramiden der Wüste heißer Sand,
Und an den Riesenmauern nagt Sturm und Sonnenbrand.

Die alten Götter liegen zerschlagen in dem Staub,
Vom Brausen der Jahrtausende zerstreut, wie fallend Laub;
Und Isis und Osiris, mit aller Pracht und Macht,
Sie liegen tief begraben in grauer Vorzeit Nacht.

Und Memnons Säule starret stumm durch die Eb'ne hin,
Sieht nur auf seinem Rosse den wilden Beduin,
Der kauernd in den Tempeln der hingerauschten Zeit
Die Zeite spannt in stumpfer Gedankenlosigkeit.

Im Wunderland Egypten, wo schäumend geht der Nil,
Da ist es in der Ebene gar öd und todtenstill.
Da ragen Palmen einsam hervor aus nacker Flut
Und hoch von oben senget der Sonne wilde Glut.

Wie eine Braut verlassen, die noch im Mondschein wacht,
Und ihre Jammerlaute hinseufzet in die Nacht,
So bist du, Land Egypten, vergessen und verkannt,
Ehvor mit tiefer Ehrfurcht und lautem Ruhm genannt.

Doch sieh', im fernen Norden, am blauen Horizont,
Wo sich des Leuchtthurms Kuppel am Aetherfeuer sonnt,
Da zieht ein weißer Streifen, herüber über's Meer
Getrieben, wie vom Winde ein Silberwolkenheer.

Und immer näher zieht sich das flatterige Band,
Schon senkt sich's mählich nieder auf das erreichte Land;
Es schlingt sich immer weiter landeinwärts vom Gestad,
Und bahnt sich immer schneller den ungebahnten Pfad.

Nun wandert nach den Wellen des Nils der lange Zug,
Und ob den Fluthen rauschet der Heil'gen Vögel Flug.
Sie stoben aus dem Norden vor Wintersüberdruß,
Und bringen fröhlich wieder der Heimath ihren Gruß.

Wir haben nicht vergessen im weiten, fernen Land,
O Heimath, deiner, die einst auch uns so treu erkannt.
Wir haben nicht vergessen, wie du in grauer Zeit
An deinen Dankaltären auch uns dein Herz geweiht,

Und fortgeerbet treulich vom Vater auf den Sohn
Von deinem Liebedienste, von unserm Liebelohn.
Drum wallt zu deinen Gräbern, du schlafend Volk, von Jahr
Zu Jahr in Pilgerfahrten die dir geweihte Schaar.

Ob auch im Staube liegen die Götter allesammt,
Und Niemand unser denket, doch unser Dank noch flammt;
Ob auch in ew'gem Schlummer liegt, was uns einst gekannt,
Wir suchen doch die Stätte, von heil'ger Lieb' entbrannt.

Nun lebt's und webt's im Thale, wo schäumend geht der Nil,
Es lauschen selbst in Gräbern die alten Todten still,
Und Memnons Säule winket, ob wohl die Brust ihm todt,
Noch einen Gruß der Freude herab im Abendroth.

Und durch die weite Eb'ne trägt's hin der Wüstenhauch,
Und sagt's den Katakomben und Pyramiden auch:
Es rauschet ob den Wellen des Nils ein langer Zug,
Frohlockt nun auch und lauschet der heil'gen Vögel Flug.

Eine Nacht aus dem Leben meines Grosoheims.

(Fortsezung.)

Man sah mit geisterblassen Gesichtern auf den Professor, der sich an dem Eindruck, den seine Rede gemacht, zu weiden schien. Es traf kein Blitz den Frevler. „Ja man gehe nur nach den Schlangenzügen des Egoismus," hob er wieder an, „wie er sich überall einnistet in die modernen Phantome, und agirt in der Gestalt des Enthusiasmus, sey es des religiösen oder politischen. Wir, die wir ihn vorblinzeln sehen in verstohlenen Augenblicken, dürfen es nicht sagen, sonst werden wir Ketzer gescholten, Atheisten, beschränkte Köpfe, Philister, und am Ende zerrissen, weil wir so dreist sind, uns nicht selbst zerreißen lassen zu wollen. Das weiß er auch und lacht über uns, aber wir lachen in uns doch über ihn." — „Sie meinen also, die Magenpflaster und der vinaigre des quatre voleurs —" — „Und der Rothwein wäre auch unnütz —" — „Und man könnte unbesorgt Melonen essen?" so überstürmten sich die Fragen. „Aber kann das Ihr Ernst seyn? es sollte ganz und gar nichts, auch nicht ein kleiner Kern an dem Uebel seyn?" wiederholte eine Dame. — „So gewiß Sie mich hier sitzen sehen, es ist nichts daran, gar nichts daran, als die Furcht, die abscheuliche Furcht, und die Intention Anderer, daß Sie sich fürchten sollen." — „Und Sie, Herr Professor, sind davon überzeugt, daß, wenn Sie sich nicht davor fürchten und nicht daran glauben, die Krankheit Ihnen auch nichts anhaben kann?" — „Kann mir ein Ding was anhaben, das für mich nicht existirt? — Ich lade sie ein zu mir, sie soll kommen, und ich will ihr Rede stehen." — „Lästern Sie nicht!" — „So gewiß wir hier um einen runden Tisch sitzen, so gewiß da die Theekanne dampft, so gewiß ich ein Mann bin, der seine Studien durchgemacht und so viel Lebenserfahrung hat, daß er weiß, was Einbildung ist, so gewiß werde ich einmal sterben, aber nicht an dem Phantom. Und so wenig ich jezt das Licht ausputzen werde, indem ich es putze, denke ich abgerufen zu werden, bevor diese Kerze auf natürlichem Wege heruntergebrannt ist." Der Professor putzte und — putzte das Licht aus.

Man schrack zusammen und sah ihn betroffen an. Aber Niemand bemerkte eine Veränderung in seinen Zügen. „Nicht wahr, meine Herrn und Damen, das könnte wieder eine Vorbedeutung seyn, und ist doch nichts als eine Ungeschicklichkeit. Ich war vielleicht ungeschickt, indem ich Ihnen so unverblümt eine Wahrheit sagte, während Sie Illusionen wollten, aber gewiß war ich ungeschickt, indem ich mit einer Putzscheere ein Wachslicht putzen wollte, welches doch, wenn es gut fabricirt ist, nicht geputzt zu werden braucht. Aber da liegt die Ungeschicktheit beim Wachsfabrikanten. Zudem, wer berief gerade mich, die Putzscheere in die Hand zu nehmen? es war ein Vorwitz. So ist unser ganzes Treiben und Seyn eine Kette von Ungeschicktheit und Vorwitz, deren sich der Aberglaube bemächtigt, und wenn etwas vorfällt, was uns trifft, während es uns nach den Naturgesetzen nicht treffen sollte, so können wir immer nachrechnen, insofern wir so viel Besonnenheit uns erhalten haben, daß wir selbst daran Schuld sind. Wer den Dingen scharf in's Auge sieht und das Vertrauen zu sich selbst nicht verliert, der kann voraus wissen, was ihn treffen und was ihn nicht treffen wird." Nach dieser Rede, welche nicht ohne Wirkung war, empfahl sich der Professor. „Er dürfe es mit der Abendluft nicht verderben," sagte er zu denen, welche ihn in Verdacht haben konnten, er fürchte sich doch vor dem Fluidum, das in der feuchten Spätluft schädlicher seyn sollte als bei hellem Tage.

„Ist das nun nicht auch eine egoistische Illusion," sagte der Arzt zu den neben ihm Stehenden, „sich allein für den Erleuchteten zu halten, der etwas nicht sieht, was alle Verständige und Erfahrene sehen? und ist das kein Dünkel, den augenfälligen Beweisen, den Erfahrungen von Hunderttausenden keinen Glauben zu schenken, weil ihm im beschränkten Kreise seiner Wahrnehmungen dergleichen noch nicht vorkam, oder vielmehr, weil es die kleine, enge Illusion stört, welcher er huldigt?" Eine ansehnliche Dame suchte den Gelehrten zu vertheidigen: es sey doch groß, sich zu denken, daß der freie Geist sich über die fürchterlichen, geheimnißvollen Mächte der Natur erheben und frei bleiben könne in der Vorstellung. Sie fand aber wenig Anklang. Die Gesellschaft war gestört und man brach auf. „Was nehmen Sie da in den Mund, meine Liebe?" fragte die Wirthin die freigeistige Dame. „Arrowrootwurzel," antwortete diese, „es ist das einzige untrügliche Mittel, sich vor der angesteckten Luft zu bewahren. Ich kann es Ihnen unbedingt empfehlen,

denn ich weiß es aus der zuverläſſigſten Quelle.“ Die meiſten der Anweſenden waren ſchon damit verſehen.

Schneller als je hatte ſich die Geſellſchaft empfohlen. Man hielt ſich nicht an Thür und Treppe auf. Die Wirthin, als ſie allein war, löſchte die Kerze, welche der Profeſſor vorhin geputzt, aus und legte ſie in ihren Nachttiſch. „Man kann doch nicht wiſſen,“ ſprach ſie bei ſich, „und ſchaden kann es doch auf keinen Fall.“

Der Profeſſor ſaß zu Hauſe an ſeinem Schreibpulte. Eine angefangene Abhandlung: über den Einfluß des Aberglaubens auf die Geſchichte der menſchlichen Entwicklung, hielt ihn noch ſpät wach. Mitternacht ſchlug, aber er konnte ſich aus dem Schlinggeflecht ſeiner Ideen nicht herausfinden. Ein ſo klarer Kopf, wie er, ging nie zu Bette, bevor er nicht einen Abſchluß gemacht und ein Reſultat gefunden. Um halb zehn war dies in der Regel fertig, und er ging um zehn zu Bette; diesmal ward er völlig an ſich irre, denn mit jeder Viertelſtunde nach zehn entwickelte ſich ein dunklerer Satz, eine noch unklarere Vorſtellung aus den vorigen, Bilder und Gedanken drehten ſich im Cirkel um, und ihm fehlte der Zauberſtab, die irrlichtelirenden Gedanken in's Geleiſe zurückzuführen. Er ging auf und ab, um ſich Ruhe zu verſchaffen. Als er wieder an den Pult trat, erſchrack er über das, was er geſchrieben. Es konnte nicht von ihm herrühren. Solche Gedanken, ſolche confuſe, excentriſche Phantaſiebilder hatte er nie gehabt. Er ſtrich das Unbegreifliche durch und fing von Neuem an. Er überlas es, und es war noch zehnmal krauſer und verwirrter, als das vorige. Der Profeſſor war, wie geſagt, ein Mann, der durchaus keine imaginären Einwirkungen ſtatuirte. Er fühlte ſich an den Puls, er prüfte die Atmoſphäre ſeines Zimmers, den Ofen, ob die Röhre nicht zu früh zugemacht worden — Alles war in Richtigkeit, nur ſeine Gedanken nicht.

Die Stille war dem Gelehrten ſonſt erwünſcht; diesmal wäre es ihm lieber geweſen, wenn irgend ein Geräuſch ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftigt hätte, das Gekreiſch trunkener Nachtſchwärmer, ein ſchreiendes Kind im Nebenhauſe oder eine Katzenmuſik auf dem Dache. Aber die geſpenſtiſche Furcht vor dem Uebel ſchien alle lebenden Weſen in frühen Schlaf eingelullt zu haben. Nicht einmal ein Holzwurm pikte und die Wanduhr hatte er vergeſſen aufzuziehen. Er lehnte ſich an's Fenſter, ob denn gar nichts zu hören ſey. Es wäre ihm ſogar lieb geweſen, wenn die zwölfte Stunde von den Thürmen noch nicht ausgeſchlagen hätte. Die Straßenlaternen brannten trüb, die Wolken zogen über den unfreundlichen Himmel.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Gelehrtencongreſſe. Sklavenhandel. Nachdruck.

Wir haben hier wieder einen Gelehrtencongreß auf dem Hôtel de ville gehabt. Es fanden ſich bei den Sitzungen etwa hundert Zuhörer ein, und ſo ging es über vierzehn Tage lang. Da die Verhandlungen wahrſcheinlich im Druck erſcheinen werden, ſo wird es bequemer ſeyn, alsdann darüber zu urtheilen. Auch im innern Frankreich iſt im September ein Congreß von Gelehrten und Literaten gehalten worden, nämlich zu Blois; dies iſt der vierte Verein dieſer Art. Von Paris kamen nur Wenige; hier haben ſie ja Vereine genug, und brauchen nicht dreißig Meilen zu wandern, um einander aufzuſuchen. Für die Landſtädte mögen ſie ihr Gutes haben; ſolch ein Congreß, wobei wichtige Gegenſtände erörtert werden, rüttelt die Leute aus ihrer Trägheit auf, bringt ſie zum Nachdenken und treibt ſie an, etwas für das gemeine Beſte zu thun, macht ſie auch wohl aufmerkſam auf Denkmäler, Anſtalten und Sammlungen, die ſie beſitzen, deren Werth ſie aber nicht kannten. So ſoll es auch diesmal zu Blois gegangen ſeyn. Es wurde den Einwohnern von einer Verbindung geſprochen, welche man in der Normandie zu gemeinnützigen Zwecken geſtiftet habe, und nun bekamen die Leute Luſt, eine ähnliche Verbindung in ihrer Gegend zu veranſtalten. Eine Engländerin hatte ſich zum Congreß nach Blois begeben, um dort, wie ſie bereits auf dem belgiſchen Congreß zu Lüttich gethan, den verſammelten Perſonen die Nothwendigkeit an's Herz zu legen, etwas zur Abſchaffung des Sklavenhandels beizutragen. Sie zeigte, daß, obgleich dieſer abſcheuliche Handel durch Staatscongreſſe und Verträge abgeſchafft ſey, derſelbe doch unaufhörlich fortgeſetzt werde, und zwar auf eine weit grauſamere Art, als zuvor. Da nämlich jetzt die Sklavenhändler wiſſen, daß man ihnen auf die Spur geht, ſo ſuchen ſie die angekauften Sklaven in ihren Schiffen zu verbergen, und ſtecken ſie in Kiſten, Fäſſer und Verließe. Nie war die Behandlung der Neger ſo arg, als ſeitdem der Negerhandel verboten iſt. Einzelne können freilich nichts thun, als ihren Abſcheu ausſprechen und die Regierung zur völligen Unterdrückung des ſchändlichen Handels auffordern, und dies iſt es, was der engliſche Wohlthätigkeitsverein zur Abſchaffung des Sklavenhandels, deſſen Abgeordnete jene Dame wahrſcheinlich war, bezweckt. Auf dem Feſtlande kennt man die auf dem Meere begangenen Greuel nur ſehr unvollkommen, und daher iſt es gut, daß der engliſche Verein die Völker aufklärt und aus ihrer Gleichgültigkeit aufrüttelt. Was uns nicht unmittelbar angeht, pflegen wir Continentalvölker gehen zu laſſen, wie es geht. Die Engländer ſind in dieſer Hinſicht weit voran; ihre Humanitätsvereine ſuchen nicht allein zu Hauſe zu wirken, ſondern auch in der Fremde, da ſie überzeugt ſind, daß nur dann, wenn alle Völker gleichmäßig ihre Geſinnungen äußern, allgemeine Maßregeln zu Stande kommen werden. Auch die Regierungen müſſen zuweilen etwas gerüttelt werden, wenn ſie ſich entſchließen ſollen, Hand an's Werk zu legen. Davon hat in einer materiellern Angelegenheit der franzöſiſche Buchhandel, beſonders der Pariſer, in letzterer Zeit einen Beweis gehabt. Mehrere Jahre lang hat er den Miniſtern und den geſetzgebenden Kammern die Folgen des immer ſich erweiternden Nachdrucks in Belgien vorgeſtellt, ohne daß etwas zu ſeinen Gunſten entſchieden ward. Nun hat endlich der Miniſter des öffentlichen Unterrichts eine Commiſſion ernannt, um ernſtlich zu unterſuchen, wie

diesem Nachdruck zu steuern sey. Bereits stecken Millionen belgischer Capitalien in den Anstalten, die in jenem Lande entstanden sind, um den Nachdruck im Großen zu treiben. Bald würde es kein nur einigermaßen im Publikum verbreitetes Buch geben, von welchem nicht ein belgischer Nachdruck vorhanden wäre. Bereits sind die Druckanstalten so bedeutend, daß sie den Nachdruck acht oder vierzehn Tage nach dem Erscheinen des Originals in Umlauf seyen können. Allerdings wird auch in Frankreich viel nachgedruckt. Englische Bücher besonders erscheinen hier in wohlfeilern Ausgaben, als in England; aber man druckt auch in England viele französischen Bücher nach; hier ist der Schaden also gegenseitig, und im Grunde verliert jedes der beiden Länder wenig dabei; was für einen Ersatz kann aber Belgien für den ungeheuern Schaden bieten, den es dem französischen Buchhandel zufügt? Es hat ja keine andere Literatur, als die französische, und was es an Originalwerken herausgibt, hat meistens nur für Belgien Interesse, und kann keinen französischen Verleger in Versuchung führen, es nachzudrucken. Der Schaden ist also ganz auf französischer Seite, und könnte demselben durch eine Uebereinkunft mit der belgischen Regierung künftig vorgebeugt werden, so wäre dies sicher ein großes Glück nicht allein für die Buchhändler, sondern auch für die Schriftsteller.

(Die Fortsetzung folgt.)

Florenz, Oktober.

(Beschluß.)

Kettenbrücken. Die Malibran. Literatur.

Von zwei Kettenbrücken, die in diesem Augenblick in den Cascinen und vor dem Thore St. Nicolo über den Arno gebaut werden, ist die eine in den Cascinen nach einer Arbeit von sechs Monaten fertig geworden. Da diese Art von Brücken in Toskana außer einem kleinen Versuch neben der großherzoglichen Villa Poggia a Cajano und einem größern in der Umgegend von Volterra selten, in Florenz aber ganz unbekannt war, strömte die ganze Stadt, namentlich an Sonntagen, wenn es stark geregnet hatte, hinaus, um sich zu überzeugen, ob das scheinbar schwache Mauerwerk noch dem reißenden Arno getrotzt habe. Da aber die Arbeit rasch und ohne Hinderniß fortschritt, und das Ganze nun vollendet dasteht und so bequem von einer Seite des Arno auf die andere leitet, werden die Florentiner nicht müde, ihr dopseltes bello zu wiederholen. Etwas „meschin“ kommt die Arbeit ihnen aber dennoch neben den majestätischen Steinmassen von St. Trinita, Ponte Vecchio und Carraja vor; und wo man die Eisenketten aus der Fremde bezieh[en] an an der Pietra serena das vortrefflichste Bau[stein] welchem Ueberfluß besitzt, wo keine schmale unzugä[ng]lich[e] Wasserader, sondern ein ziemlich breiter Strom zu überwölb[en] wäre, hätte man mit etwas mehr Kosten und in etwas kürzerer Zeit eine steinerne Brücke aufführen können. — Es ist unglaublich, wie tief und allgemein in Italien der Tod der Malibran betrauert wird. Man weiß zu gut, was an ihr verloren wurde. Sie vereinigte in sich zu einem künstlerischen Ganzen die Stimmfertigkeit der Sontag, die seelenvolle Klarheit der Milder, das musikalische Genie der Schechner, die hochtragische Größe der Pasta, ohne einer von diesen Sängerinnen in dem gleichzustehen, was sie, jede nach ihrer Individualität, vorzüglich herausgebildet hatten. Sie war, geboren wo sie immer wolle, eine italienische Schechner, mit etwas weniger Metall, aber mit mehr Elasticität der Stimme, mit derselben Vielseitigkeit in Lösung der verschiedenartigsten Aufgaben, mit dem nämlichen Gefühl für musikalische Repräsentation, von gleicher Innigkeit und Tiefe, zur Sängerin geweiht durch dieselbe heilige Scheu vor Publikum und Componisten. Hier lasse ich dahingestellt, ob der Aufenthalt in Italien ihrer musikalischen Bildung förderlich gewesen; so viel aber ist gewiß, daß die Malibran bei ihrem ersten Auftreten in Rom im Jahr 1832 eine reinere, unbefleckte Gesangweise hatte, als da sie zum lezten Male im Jahr 1835 zu Mailand in der Scala sang. Von englischen Musikfreunden ist im Frühling dieses Jahrs dieselbe Bemerkung gemacht worden. Da die Malibran todt ist, die oben genannten Sängerinnen meist verstummt und dem Publikum entzogen sind, die Catalani nur noch selten in hiesigen Privatcirkeln, öffentlich gar nicht mehr sich hören läßt, der Tacchinardi, dieser lezten Hoffnung echter Musikfreunde, eine Kehlschwindsucht droht, wird es zulezt keine europäische Sängerin mehr geben. Die Grisi und Ungher sind in Vergleich zu diesen immer nur Künstlerinnen zweiten Ranges. — In der italienischen Literatur gibt es wenig Neues. Maffei hat den Schillerschen Tell übersezt. Das Lieblingsstück der Schillerschen Muse scheint aber in Italien die Maria Stuart bleiben zu wollen. Dies rührt daher, daß der Italiener, wie in der Comödie lachen, so im Trauerspiel weinen will; daher der ungeheure Eindruck, welchen Kotzebue's Menschenhaß und Reue und fast alle Iffland'schen Stücke auf dieses Volk machen, daher der große Beifall, welchen die schwachen Schöpfungen von Silvio Pellico beim großen Publikum finden. — Es erscheint hier in Heften eine sehr gepriesene Uebersetzung des Thucydides, eine Jahre lang vorbereitete Arbeit des wackern Gräcisten Boni. — Platen ist neulich durch eine kurze, aber passende Biographie bei den Italienern eingeführt worden. Romieri aus Neapel, der seiner Freundschaft zum jungen Leopardi ein ganzes Leben zum Opfer bringt, der unserm Dichter während dessen lezter Lebensjahre ebenfalls befreundet war, hat in bezeichnenden Zügen seine Entwickelung, seine Hauptwerke, sein Verhältniß zu Deutschland und Italien, sein Lebensende dargestellt und charakterisirt. Uebersieht man in dieser Schrift, die leider nicht allgemein verbreitet werden konnte, das Leben und Wirken des deutschen Dichters noch einmal, so bleibt es auffallend, daß einer Dichter seyn konnte „in seiner Seele Tiefen,“ ohne für bildende Kunst ein Auge zu besitzen. In Goethe vibrirte, als er „Winkelmann und sein Jahrhundert“ schrieb, als er Italien besuchte, immer noch der durch Winkelmann und dessen Schule nachhaltende Einfluß von Rafael Mengs, deßwegen erklärlich und begreiflich, weil man keine genügende Vorstellung von griechischer Kunst hatte, weil die Werke des Phidias und die Aegineten noch nicht den Geschmack von ganz Europa umgestaltet hatten. Seitdem dürfte schwerlich Jemand die Beacisterung Platens für den colossalen, höchst ordinären „Neptun des Giov. Bologna“ (soll wohl Ammanati heißen), für den Julian von Campagna und für andere Kunstwerke der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts theilen. Auch sieht man, daß Platens Ansicht bei längerm Aufenthalt in diesem Lande sich anders gewöhnt hatte. In der zweiten Auflage seiner Gedichte sind Werke besungen, welche einer ganz andern, frühern Zeit angehören; daneben aber findet noch das Porträt der Königin Johanna (?) im Pallast Doria als Werk des Leonardo (?) eine Stelle. Freilich wenn es noch vor nicht vielen Jahren für ein Werk Rafaels ausgegeben werden konnte, ist einem für bildende Kunst im Allgemeinen stets beacisterten Sänger eine solche Meinung im Interesse seines Gegenstandes nicht zu verargen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 277.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 18. November 1836.

Wenn man den Geiſt und den Charakter einer Sprache ſtudirt, ſo lernt man die philoſophiſche Geſchichte der Meinungen, der Sitten und Nationalgewohnheiten; und die Umwandlungen, welche die Sprache erleidet, müſſen über die Bahn des Gedankens nothwendig ſehr viel Licht verbreiten. Aber eine ſolche Analyſe wäre ihrer Natur nach metaphyſiſch; man muß alſo ſtehen bleiben bei dem Eindruck, welchen das Idiom einer Nation in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande auf uns macht.

Frau v. Staël.
Deutſchland.

Wie Deutſchen und die Franzoſen in ihren Sprachen. *

Von J. B.

Ein geiſtreicher franzöſiſcher Schriftſteller hat geſagt: „Der Styl iſt der Menſch!“ Wie keck auch dieſer Ausſpruch iſt, er iſt wahr. Immerhin kann man die Worte auf die Wage legen und die eine oder andere Schale je nach der Zugabe ſinken machen; aber ſchon jener Weiſe des Alterthums, der ſagte: „Sprich, damit ich dich erkenne!“ tritt für Büffon in die Schranken und zeigt, daß ſchon vor ein paar tauſend Jahren das, was er vor ein paar Jahrzehenden ſagte, eine erkannte Wahrheit war. Die Sprache iſt das Volk, heißt dieſe Wahrheit, von dem Einzelnen auf die Geſammtheit übertragen. Vielleicht kann man auch dieſen Satz beſtreiten, vielleicht auch hier die eine oder andere Wagſchale im einzelnen Falle ſinken machen; aber wer das ganze Gewicht eines Volkes, ſeine Sitten und ſeine Geſetze, ſeine Geſchichte und ſeinen Glauben in die eine, und ſeine Sprache in die andere Schale wirft, wird ſehen, daß die Zunge die Mitte hält. Eine Vergleichung der verſchiedenen Sprachen würde beweiſen, daß die Sprache das treueſte Bild eines Volkes iſt, daß ſie das Volk ſelbſt repräſentirt, und die zwiſchen den einzelnen Sprachen obwaltenden Verſchiedenheiten würden eben ſo viele Zeugen dieſer Wahrheit ſeyn. Aber es geht über des Menſchen Kraft, allen Völkern in ihr Heiligthum zu folgen, um ſie bei ihren Gebeten und ihren Flüchen, bei ihren Liebesſeufzern und ihren Angſtrufen zu belauſchen, und ſo bleibt dem Einzelnen nur überlaſſen, ſo weit zu dringen, als ſein beſchränkter Blick es ihm erlaubt.

Die Sprache iſt der Körper des Gedankens, und beide bedingen ſich gegenſeitig; es beſteht zwiſchen beiden dieſelbe Wechſelwirkung wie zwiſchen Geiſt und Materie. Die Sprache iſt nothwendig das treue Bild des Gedankens, des Geiſtes, und die Sprache eines Volks das Bild des Volkes ſelbſt, das ſie ſpricht, d. h. die Sprache iſt das Volk. Die deutſche Sprache iſt eine Urſprache, und ſchon hierin liegt ein unendlicher Vorzug vor allen, die Töchter der lateiniſchen ſind. Sie iſt lebendig und ſchaffend, und jeder Deutſche, der Bauer und der Schriftſteller, haben ein gleiches Recht, neue Worte zu erfinden,

* Dieſer Aufſatz eines Deutſchen wurde auf dem lezten Congrès historique zu Paris vorgeleſen und beifällig aufgenommen, obgleich bei der Regiſtrirung des Verfaſſers für ſein Vaterland und ſeine Mutterſprache die Parallele zwiſchen beiden Völkern häufig nicht zu Gunſten der Franzoſen ausfallen konnte.

Anm. der Red.

die augenblicklich jedem Deutschen verständlich sind. Aber nicht allein diese lebendige Schöpferkraft verdankt sie ihrer Ursprünglichkeit, sondern auch ihre malerische Wahrheit. Jedes Wort zeigt ein lebendiges Bild, und in den Nachahmungen der Naturerscheinungen, die sich in allen Sprachen wiederfinden, ist die Natur, die den Deutschen täglich umgibt, das Original und die Sprache das treue Bild; während die Sprache, die in einem andern Lande entstanden, die Naturerscheinungen jenes andern Landes nachlallt und so als Tochtersprache ohne lebendige Urbilder und Modelle ist. Die Folgen eines solchen Zustandes sind bedeutend genug, denn eine Tochtersprache kann selbst das Volk, das sie spricht, nur erlernen, nur begreifen, aber nie fühlen. Und wer ahnt nicht, daß schon hier der Keim liegt, der den Geist schärft und das Gefühl schwächt, daß andererseits eine ursprüngliche, mit ihren Tönen das Herz bereichernde Sprache schon deßwegen ein gefühlvolleres Volk schaffen muß, als die, deren Töne nur an sein Gedächtniß, an seinen Verstand anschlagen.

* * *

Allgemeines über den Charakter der beiden Völker in den beiden Sprachen.

Es gibt vielleicht nicht zwei Völker auf Erden, die so wesentlich verschieden sind, wie das deutsche und das französische Volk. Man stellt sie sich deßwegen oft als nothwendig feindlich vor. Ich glaube, daß sie gerade deßwegen Hand in Hand gehen sollten, daß sie gerade deßwegen nur vereint etwas zu leisten im Stande sind; denn das, was dem Einen fehlt, findet man sicher bei dem Andern. Es war stets ein Weltunglück, wenn sie sich feindlich gegenüber gestanden.

Der Franzose hat das Gefühl seines Rechtes, der Deutsche das Gefühl der Pflicht. Die Geschichte würde den Beweis dieser Behauptung übernehmen, wenn die Sprache dazu nicht hinreichte. Die französische Revolution zeigte uns ein Volk, das die Erklärung der Menschenrechte verlangte, und willig für dieselben sein Blut, sein Eigenthum zum Opfer brachte. Aber diesem Volk fehlte leider das Gefühl seiner Pflicht, es hatte keine Worte für pflichtmäßig, für pflichtwidrig, pflichtvergessen, und mußte, um diese Begriffe wiederzugeben, eine Umschreibung (conforme, contraire au devoir, qui oublie son devoir) anwenden. Die Vertreter des französischen Volkes glaubten, indem sie die Rechte der Menschen und Bürger verkündigten, die Nation gerettet zu haben; aber das Volk, indem es vergaß, daß die Pflicht wie das Recht für Alle gleich, konnte sich, durch leicht erklärlichen Haß, durch äußere Aufreizungen getrieben, zu Ausschweifungen verleiten lassen, die uns leider oft daran erinnern, daß die französische Sprache ein fürchterliches Wort, das Wort abrutir hat, welches die deutsche Sprache in ihrer Schöpferkraft wohl zu übersetzen im Stande ist, das man aber bis heute in Deutschland kaum angewendet finden möchte.

Die französische Sprache hat nur Einen Ausdruck für Sollen und Müssen, nämlich devoir. Sollen erlaubt einem noch eine Wahl, ist bedingt, müssen unbedingt; jenes Pflicht, dieses Zwang. Der Franzose hat zwar für Müssen ein verkrüppeltes Verbum: Il faut, wörtlich: er muß. Aber gerade in diesem il faut liegt sein innerer Abscheu vor jedem Zwange, der ihm nicht erlaubt zu sagen: je faus oder tu faux, sondern höchstens von einem dritten: il faut; er scheint sich dieses Zustandes des Zwanges zu schämen und redet somit von sich selbst als von einem Dritten. Die französische Sprache hat ebenfalls für Können und Dürfen nur Ein Wort: pouvoir. Die Sprache macht somit in Frankreich nicht den strengen Unterschied zwischen können, die Macht haben zu handeln, und dürfen, das Recht haben zu handeln, und so scheint es, daß der Franzose, wenn wir nur seine Sprache befragen, das Recht hat, Alles zu thun, was zu thun er die Macht hat, während der Deutsche Vieles thun könnte, was er nicht thun darf. Das Gefühl der Pflicht ist in der deutschen Sprache somit viel lebendiger vertreten, als in der französischen, und die Sprache ist hier nur das Bild des Volkes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht aus dem Leben meines Grosoheims.

(Beschluß.)

„Endlich fern an dem Ende der Straße ein Geräusch. Es kommt näher; das Rollen eines Wagens wird vernehmbar. Ein flackernder Glanz spiegelt sich auf dem nassen Straßenpflaster. Der Schein wird immer heller, das Geräusch lauter. Jetzt läßt sich nicht mehr verkennen, was es ist. Der verhängnißvolle Wagen hält vor der Thür. Es klopft. Ich öffne das Fenster: „Was wollen Sie hier, meine Herren? Sie irren sich wohl im Hause.“ — „Das ist doch Nr. 67?“ sagte der Fackelmann, an das Hausschild leuchtend. — „Allerdings, doch möchte die Nummer verschrieben seyn. Hier im Hause ist Niemand todt oder krank.“ — „Das müssen sie bei uns doch besser wissen,“ sagt verdrießlich der Mann und zieht sein vergriffenes Taschenbuch aus der Brust. „Freilich, da steht's

ja.“ — „Wen wollen Sie abholen?“ — „Den Professor Staubsieber.“ — „Meine Herrn, Sie irren gewiß, das bin ja ich.“ — „Ich bin nicht hier, um mich von Ihnen belehren zu lassen,“ ruft barsch der Mann. „Sie sind hier aufnotirt und damit ist es gut.“ — „Aber um des Himmels Willen, meine Herren, ich muß doch selbst am besten wissen, ob ich gesund bin oder krank, und ich bin ganz gesund.“ — „Das kann ein Jeder sagen.“ — „Mein Gott, Sie sehen und hören ja aber, daß ich es bin!“ — „Die Obrigkeit hat zu bestimmen, wer krank ist und nicht, wer todt ist und nicht todt, und nicht Sie, mein Herr. Von der Obrigkeit habe ich den Befehl, Sie abzuholen, und habe für mich keine Lust, hier in der feuchten Nachtluft mit Ihnen zu disputiren. Darum seyn Sie so gut, mein Herr Professor, und machen auf, damit wir Sie transportiren können.“ — „Aber als was denn? ich bitte Sie!“ Der Mann blätterte wieder verdrießlich in seinem Buche, indem der andere mit der Fackel ihm leuchtete. „Hier stehen Sie — Professor Staubsieber — kann ich's wirklich doch nicht recht lesen! — entweder schon todt oder — doch darauf kommt's hier nicht an. Sie haben die Güte, sich in den Wagen und vor's Thor tragen zu lassen, das ist die Sache.“

„Ich umklammerte fieberhaft zitternd beim Anblick des fürchterlichen Wagens das Fensterkreuz und schrie: „Nein! Nein!“ — „Mein Herr,“ antwortete es, „ob Sie der Meinung sind, daß Sie noch leben, oder nicht, ist vollkommen gleichgültig, wenn Sie hier als todt stehen, und begraben werden müssen. Davor schützt Sie nichts, und außerdem werden Sie als Gelehrter wissen, welchen Strafen Sie sich durch Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit, die wir in diesem Augenblick repräsentiren, aussetzen. Darum, zum lezten Male, schließen Sie auf!“ — „Nun ist es an mir, zu beweisen. Wodurch beweist man, daß man lebt? Ich zahle Miethabgabe, meine Quittungen schreibe ich auf Stempelpapier. Zieht die Obrigkeit ihre Abgaben von den Lebendigen oder von den Todten? Vergebens! Der riesige Mann rüttelt an der Thür, daß die Straße davon wiederhallt: „Wird's bald?“ Und ich klammere mich immer fester, die Knie zittern, die Hände sind eiskalt, die Fingerspitzen blau — ich glaube selbst, er hat recht!“

„Täuschung, Illusion, Professor!“ schreit er herauf, und sein wildes Gesicht reicht bis an die Fensterbrüstung, und die Wachstuchklappen seiner Mütze schlagen, vom Winde geweht, an die Scheiben. — „Du allein, Professor, bildest dir ein zu leben, und willst den Staat um deine Leiche betrügen? Uns, die wir nach dem Reglement leben, bildest du nichts ein, wir sehen durch alle Illusionen, und wissen, wie du dich auch ausstaffirst mit thörigten Lebenszeichen, daß du längst todt bist. O über den Egoismus, dich zum Schaden deiner Nebenmenschen in's Leben hineinlügen zu wollen! Wenn wir allen Illusionen glauben wollten, dann lebten so Viele, daß auf der Erde nicht Platz für sie wäre; aber ich sage dir, von den Millionen, die es sich einbilden, leben in Wahrheit kaum Hunderte. Warum wagst du's nicht zu gestehen, Professor, daß du abgestorben bist? Weil die Lüge sich in dir eingefressen hat, so groß, so ungeschlacht dunstig, daß sie dir die Welt und die Wahrheit über dein kleines Ich verhüllt, und die Vernunft umsonst dagegen ankämpft. Du willst deine Pension fortbeziehen, deinen Namen alljährig im Catalog fortgedruckt sehen. Und die Angst, wie ist sie ansteckend! Du bist nicht der erste, bei dem wir anklopfen, um ihn fortzutragen, der mit blauen Lippen und gläsernen Augen uns die armselige Lüge entgegenhält. Doch die Polizei läßt sich nicht täuschen; nicht was du glaubst, gilt, sondern unsere Listen, mit denen die Phantasie nichts zu thun hat. Jezt wirf uns den Hausschlüssel herunter, denn ich sehe ein, daß dir die lezte Anstrengung deiner Illusion die Kraft geraubt hat, selbst herunterzusteigen und uns zu öffnen.“

„Ach, er hat Recht! — Da fällt der Schlüssel auf's Pflaster. Da hebt ihn der andere auf. — Sie schließen den Thorweg. — Die Fackel verschwindet. — Allbarmherziger! kann ein todter Mann noch beten? Ja, ja, ich bin es! es rinnt kein Tropfen Bluts mehr in mir, die Augen bewegen sich nicht mehr; blaß, ohne Farbe ist Alles um mich her. Was in mir pocht, ist nicht das Herz. Die Würmer ziehen ein in ihren neuen Pallast, und theilen sich in die Prunkgemächer und Speisekammern. — Sie finden wenig, es ist hohl, hohl Alles. — Der Herr, der es verließ, war ein Bankeroutier, er hat Alles aufgezehrt, gepraßt, um den Schein, daß er noch reich sey.“

„Da — sie steigen die Treppe herauf, keuchend mit der Bahre. — Dort setzen sie sie nieder, um auszuruhen. — Wie oft werden sie ruhen beim Hinuntersteigen! Und das Gedächtniß wird immer schwächer, immer trüber der Schein — nun — noch nicht — doch, doch — sie brechen die Thüre auf — Ich glaube, ja — ja — ich glaube an die — Umsonst, das Wort erstickt! — Jezt faßt er mich, der Mann mit dem Basiliskenblick — das ist ein Schmerz, vom Wirbel zur Zeh ein Blitz, eine zuckende Gluth, eine schneidende Kälte. — „Legt ihn hinein — der ist fertig!“

Die Geheimeräthin war am nächsten Morgen die erste, welche sich nach dem Befinden des Professors erkundigen ließ. Sie hatte einen wüsten Traum gehabt. Es war ein Vehmgericht abgehalten worden: vor einem Kreise von Ungethümen, mit Fledermausflügeln und

häßlichen Larven, ſtand todesbleich der Profeſſor, des Verbrechens angeklagt, an die allgemeine Landplage nicht geglaubt zu haben. Er hatte ſich vertheidigt, aber ſeine Worte, ſobald ſie aus dem Munde kamen, wurden böſe Inſekten, die ihn ſelbſt ſtachen und peinigten. Die Geheimeräthin konnte nicht wieder einſchlafen, ſie zündete die Kerze an, welche ſie in ihrem Tiſche am Bette vorfand. Als ſie am Morgen, entſchlummert, wieder die Augen aufſchlug, war ſie bis auf ein Stümpfchen abgebrannt. Erſchrocken blies ſie ſie aus und ſchickte nach dem Hauſe des Profeſſors.

Vor dieſem war ein unheimliches Zuſammentreten. Der Bote ward nicht hineingelaſſen, denn der Profeſſor war über Nacht von einem heftigen Anfalle der Krankheit heimgeſucht worden. — „Was das Merkwürdigſte bei dem Vorfalle iſt,“ ſagte der junge Revierarzt, „ſo ſcheint der Patient, auf das Uebel vorbereitet, ſie gewiſſermaßen erwartet zu haben. Man fand ihn völlig angezogen zwiſchen ſeinem Schreibpult und den Fenſtern niedergeſunken. Auf dem Papiere vor ihm hat er die ſeltſamſten Dinge niedergeſchrieben, gleichſam als habe er jede Inſtanz, wie ſie ſich ihm genähert, empfunden und darüber ſofort ein Document aufnehmen wollen. Dies gewährt der Kunſt viele Anzeigen über den Gang der Krankheit, welche auch zugleich, ſo hoffen wir, zu ſeiner Wiederherſtellung ein Fingerzeig ſeyn werden.“

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſetzung.)

Das literariſche Eigenthum. Der Obelisk.

Man hat in den hieſigen Blättern mit der Abſchaffung des Nachdrucks im Auslande eine andere Frage in Verbindung zu bringen geſucht, die nämlich über das Eigenthum der Geiſtesprodukte; allein mich dünkt, man hat Unrecht, die an ſich ganz einfache Angelegenheit zu verwickeln. Die Frage über das literariſche Eigenthum kann von der Angelegenheit des Nachdrucks ſehr wohl getrennt werden. Auch beſteht ein Geſetz über das geiſtige Eigenthum, und ſo lange dieſes Geſetz durch kein anderes verdrängt wird, kann es bei den Verhandlungen mit fremden Mächten zum Grunde gelegt werden. Nun behauptet man zwar in den Tagesblättern, dieſes Geſetz ſey ſehr mangelhaft; es kann ſeyn, daß es einiger Verbeſſerung fähig iſt; allein im Allgemeinen wird man ſchwerlich etwas Beſſeres an die Stelle ſetzen können. Man meint oder behauptet nämlich, daß die Verfügung, welche den Verfaſſern oder ihren Verlegern, wenn ſie dieſen das Eigenthumsrecht abgetreten haben, zwanzig Jahre nach ihrem Tode, oder zehn Jahre, wenn keine directen Erben da ſind, das Verlagsrecht zuſichert, für die Verfaſſer oder Verleger nicht günſtig genug ſey, daß dieſes Eigenthumsrecht vielmehr ewig dauern müſſe. Wie viel Streit würde dann aber unter den Nachkommen eines Verfaſſers entſtehen, und welch verwickelte Proceſſe würden neue Auflagen nützlicher Werke unmöglich machen! In Hinſicht des Eigenthumsrechtes von Kunſtwerken iſt die Frage allerdings nicht ſo leicht zu entſcheiden. Man hat hier Proceſſe gegen Tapetenfabrikanten beginnen ſehen, weil ſie ein bekanntes Schlachtgemälde oder den Kupferſtich davon auf ihren Tapeten nachgeahmt hatten. Kann das Eigenthumsrecht des Künſtlers oder ſeines Verlegers ſo weit gehen, daß er Allen und Jeden verbieten kann, dem Publikum einen anſchaulichen Begriff von dem Kunſtwerke zu geben? Iſt etwa auch der Tonkünſtler berechtigt, Schadloshaltung von einem andern Tonkünſtler gerichtlich zu fordern, weil dieſer eine Arie oder ein kurzes Stück von dem Erſtern als Thema variirt hat? Ueber Meyerbeers letzte Oper: „die Hugenotten,“ haben ſich zwanzig Tonkünſtler hergemacht, und Phantaſien, Variationen, Quadrillen, Potpourris und noch andere Dinge darnach geſetzt. Soll alles dieſes als eine Beeinträchtigung des Eigenthumsrechts des Componiſten angeſehen und gerichtlich geahnt werden? Alsdann könnte ja auch ein Schriftſteller gerichtlich belangt werden, weil er Stellen aus einem andern Werke citirt und eingerückt hat, was unter der Napoleonſchen Herrſchaft einmal beſteuert wurde. Sollen die Unterhandlungen mit den fremden Mächten in Hinſicht des Verbots des Nachdrucks erſt dann angeknüpft werden, wenn alle dieſe Fragen hinreichend werden beantwortet ſeyn, ſo ſteht zu befürchten, daß ſie noch lange nicht werden beginnen können. Man ſollte ſich daher Anfangs auf den Nachdruck der gedruckten Bücher und etwa der Muſikalien beſchränken; das Weitere könnte ſpäter verhandelt werden.

Nun ſteht er endlich da, der vielbeſprochene Obelisk, von dem Geoffroy de St. Hilaire in der wenig bekannten Zeitſchrift la Phalange behauptet oder eigentlich vermuthet, und zwar ohne hinreichenden Grund, daß er, wie die andern Obelisken, von den Egyptern als Denkmal des Durchbruchs des Granitgebirges im Nilthal errichtet worden ſey. Um den Urſprung des Obelisken bekümmern ſich übrigens die Pariſer nicht viel; genug, er ſteht da, nachdem ſie vierzehn Tage lang hingegangen waren, um zu ſchauen, wie man es anfangen würde, um ihn aufzurichten. Er wird immer zwar ein höchſt ehrwürdiges, aber auch ein ſehr kleinliches Denkmal auf dem größten aller Plätze in Paris ſeyn, der noch dazu nur auf einer einzigen Seite von Gebäuden begrenzt iſt. So ſtellten die Egyptier niemals ihre Obelisken auf. Warum wählte man nicht lieber das Innere des viereckigen Hofraums im Louvre? Hier hätte er ſich ſehr bedeutend ausgenommen und wäre ein paſſender Verkündiger des Antikenkabinets im Louvre geweſen. Wahrſcheinlich war es der jetzigen Regierung willkommen, auf dem Richtplatze, auf welchem die ältern Bourbonen Ludwig XVI. ein Ehrendenkmal errichten wollten, etwas aufſtellen zu können, was gar keine politiſche Bedeutung hat, und nicht im Mindeſten an den blutigen Verfall vom Jahr 1793 erinnert. Käme jemals die alte royaliſtiſche Partei wieder an's Staatsruder, wozu es freilich gar keinen Anſchein hat, ſo würde dem Obelisken wiederum eine Wanderung bevorſtehen; denn ſicher würde ſie ihn nicht auf dieſem Platze laſſen. Während man noch mit dem Aufrichten des alten egyptiſchen Monolithen emſig beſchäftigt war, arbeitete man nicht weit davon, auf der Concordebrücke, in einem ganz entgegengeſetzten Sinne; man trug nämlich die rieſenhaften Bildſäulen wieder ab, die man vor kaum zehn Jahren nach reiflicher Ueberlegung und mit großen Koſten daſelbſt aufgeſtellt hatte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 19. November 1836.

Oh! blame not the bard, if he fly to the bowers,
Where pleasure lies carelessly smiling at fame;
He was born for much more, and in happier hours
His soul might have burn'd with a holier flame.
Thomas Moore.

Altirische und schottische Musik.

(Von einem deutschen Reisenden.)

Im ganzen Umfang der brittischen Inseln gibt es vielleicht keinen Landstrich, wo sich des Alterthümlichen in Sitten und Gewohnheiten noch so viel unter dem Volk erhalten hätte, als Wales. Dort hört man auch noch heute greise Barden alte Lieder mit der Harfe begleiten, und wenige Reisenden dürften die walisischen Gebirge durchwandert haben, denen das eigenthümliche Saitenspiel und die oft wundersam ergreifenden Nachklänge längst verschwundener Jahrhunderte nicht in angenehmer Erinnerung geblieben wären. In Irland dagegen, dessen Symbol die Harfe ist und das in grauer Vorzeit den Walisern wie den Schotten Lehrmeisterin war, ist das einst nationale Instrument seltener unter dem Volke geworden, als man erwarten sollte. Die Nachkömmlinge seiner alten Barden, obwohl auf dem Lande auch bei den höhern Classen noch immer bevorzugt und willkommen, haben in ihrem Spiel wie in ihren Sangweisen viel von irischer Eigenthümlichkeit verloren, ja von manchen derselben hört man fast nur neuere englische Lieder. Dennoch ist es kein halbes Jahrhundert, seit (1792) die irischen Harfner sich in Belfast zu einem großen Preiswettstreit zusammenfanden, der einem damaligen ausgezeichneten Musiker Gelegenheit verschaffte, eine Menge alter Melodien aufzuzeichnen, zu welchen später Thomas Moore die bekannten schönen Lieder dichtete, welche fast in alle neuern Sprachen, und erst kürzlich auch in's Russische übersezt worden sind. Allem Anschein nach würde die „Harfe von Tara's Hallen" unter dem wildverworrenen Geschrei politischer Agitation schon ganz verstummt seyn, wenn sich nicht bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts, wie es scheint, im Andenken jenes Wettstreits, zu Belfast eine „irische Harfensocietät" gebildet hätte, die von Indien aus durch reiche ausgewanderte Landsleute mit bedeutenden Summen unterstüzt, es sich zur Aufgabe macht, das nationale Instrument als solches zu erhalten und fortzupflanzen. So rühmlich indessen das Bestreben dieser Gesellschaft seyn mag, so wenig läßt sich doch hoffen, daß eine künstliche Lebensverlängerung von reeller Dauer seyn werde. Man kann Musikanten, mitunter vielleicht gar Künstler bilden, aber die eigentlichen national irischen Harfner wird man nicht fortpflanzen, weil der Volksgeist, dem sie angehören, in seinen lezten Zügen liegt. Dies wird um so klarer, wenn man ihre jetzige Stellung mit derjenigen vergleicht, welche sie nicht bloß in frühern Zeitaltern, sondern noch im vorigen Jahrhundert behaupteten. Als 1745 der heldenmüthige Karl Eduard Stuart auf kurze Zeit den Pallast seiner Väter wieder in Besitz hatte, strömten, ihrer alten Gewohnheit getreu, die

irischen Harfner nach Edinburgh an den Hof, und wurden mit ihrem Saitenspiel vom Prinzen nach Sitte seiner Vorfahren mit allen Beweisen von Achtung und Huld empfangen. Jezt dagegen, geringgeschäzt im Nachbarlande, gelten sie selbst den Altiren für wenig mehr als andere herumziehende Musikanten, und man hat sie nur deßwegen lieber, weil sich die nationalen Erinnerungen an ihr Instrument knüpfen.

In Schottland ist der Klang der Harfe schon seit mehreren Jahrhunderten verhallt und nach und nach durch die Sackpfeife verdrängt worden. In den schottischen Niederlanden war sie niemals heimisch, aber die Hochlande hatten sie vermuthlich schon mit ihrer ersten Bevölkerung von Irland aus erhalten. Neuere Bergschotten wollen dies zwar nicht zugeben, und behaupten, das Instrument ihrer Vorfahren habe nur vier Saiten gehabt, sey also, als das einfachere, aller Wahrscheinlichkeit nach älter als die Harfe von Erin. Dieser Versicherung ist jedoch um so weniger zu trauen, da dieselbe mindestens theilsweise schon durch die beiden ältesten der noch vorhandenen caledonischen Harfen widerlegt wird. Die erste derselben wurde um's Jahr 1460 von einer Lady des Hauses Lamont aus Argyleshire nach dem Hause von Lude in den Hochlanden von Perth gebracht, wo sie noch jezt sich befindet. Sie ist 38½ Zoll hoch und hat dreißig Saiten. Die zweite, welche in demselben Hause aufbewahrt wird, wurde bei Gelegenheit einer Jagdpartie von der Königin Maria einer Miß Beatrix Gardyn geschenkt. Sie ist nur 31 Zoll hoch und hat Löcher für 28 Saiten, von denen die längste 24, die kürzeste 2½ Zoll messen würde. Diese beiden Harfen sind in ihrer Construction von den irischen durchaus in nichts Wesentlichem verschieden. Noch mehr aber wird jener Behauptung durch ein altes gaelisches Lied widersprochen, in welchem der Dichter eine sehr alte Harfe anredet und nach den Tagen ihres Glanzes fragt, worauf sie erwidert: sie habe einem Könige von Irland gehört und bei manchem königlichen Gelag in seinen Armen geruht; später hätten Dargo, der Sohn des Druiden von Baal, Gaul von Filan, Oscar, O'Duine, Diarmid, ein Arzt, ein Barde und zulezt ein Priester sie besessen, der in Abgeschiedenheit über ein weises Buch nachgedacht habe. — Außerdem spricht endlich noch gegen das höhere Alter der Harfe in Schottland das Zeugniß des Cambrensis, eines walisischen Priesters, der im zwölften Jahrhundert schreibt, daß damals die Schotten sich in der Musik selbst vor ihren Lehrmeistern, den Iren, ausgezeichnet hätten, während er zugleich Schottland die Tochter Irlands nennt, was sich jedoch nur auf die Hochlande und die sylvestres Scotos beziehen kann. — Ganz ähnlich, wie mit der Harfe, verhält es sich auch mit den ältesten uns aufbewahrten schottischen Melodien, unter welchen wir gar viele bekannte irische Nationalweisen und selbst die berühmten: „Erin go bragh" und „Coolin" wiederfinden, nur mit dem Unterschiede, daß die leztern eine weit höhere Kunstvollkommenheit und Ausbildung besizen. Indessen gibt es namentlich unter denen, welche vorzugsweise dem nördlichen Hochland angehörten, auch manche, die keinen irischen Anstrich tragen, dagegen aber auf eine auffallende Art einigen der chinesischen Melodien ähneln, welche Ouseley in seinen orientalischen Sammlungen mittheilt, so wie andererseits auch Lempriere auf seiner Reise nach Marocco die Bemerkung gemacht hat, daß die lebhaften Moorischen Lieder außerordentlich viel mit dem Charakter der schottischen Melodien gemein haben. Sollte sich dies bestätigen, so möchten Geschichtsforscher daraus im Zusammenhange mit altirischen Traditionen nicht unwichtige Fingerzeige entlehnen können.

(Der Beschluß folgt.)

Die Deutschen und die Franzosen in ihren Sprachen.

(Fortsezung.)

Das Gefühl des Rechts ohne das der Pflicht ist ein Unglück, und es ist die Ursache, daß viele der Blüthen, die in den ersten Tagen der französischen Revolution eine gesunde Frucht versprachen, hinwelkten, als sie der Scirocco der Leidenschaft berührte. Das Gefühl der Pflicht ohne das des Rechts hat bei dem Deutschen ganz andere, nicht weniger verderbliche Folgen, denn es lehrt ihn oft den Nacken beugen, wo als Mann aufzutreten ihm die Ehre gebietet, es lehrt ihn Unrecht ertragen selbst da, wo nicht einmal die Nothwendigkeit ihn dazu zwingt. Schon in den ersten Zeiten der deutschen Geschichte zeigt sich dieser Charakter des deutschen Volks. Einer der tapfersten Volksstämme der Germanen, die Friesen, zahlten ihren Tribut an Rom, den sie schuldig zu sein glaubten, weil sie ihn einmal zu zahlen versprochen hatten, und für den sie selbst ihre Weiber und Kinder verkaufen mußten, so lange, bis sie nichts mehr zu verkaufen hatten, und dann erst boten sie den Römern das blanke Schwert anstatt der Kuhhäute, die man von ihnen als Tribut verlangte. Und sie trugen diese Schmach gerade in dem Augenblicke, wo zwei ihrer Fürsten zu Rom sich mit Gewalt im Schauspiele auf die Ehrensize der Senatoren sezten, indem sie erklärten: „das Volk der Germanen ist das tapferste der Welt, und somit auch das erste." Das geschah vor etwa zweitausend Jahren, aber noch heute könnte Aehnliches stattfinden, denn noch heute

herrscht im deutschen Charakter ein ähnlicher Widerspruch wie einst zwischen den Friesen in Friesland, die den Tribut zahlten, und den Friesen in Rom, die sich die Sitze der Senatoren mit Gewalt anmaßten. — Die Schweizer, die die Tyrannei der habsburgischen Vögte so weit ertrugen, daß sie sich vor einem Hute beugten, sind jene Friesen in Friesland, dieselben Schweizer aber, die dann, zum Aeußersten gebracht, mit Löwenwuth kämpften, jene kecken Friesen im Cirkus zu Rom. Und in unsern Tagen, waren nicht jene Deutschen, die in Spanien und an der Moskwa für Napoleon fochten, und die ihn dann an der Katzbach besiegten, dieselben? Lag nicht in ihnen derselbe Widerspruch wie in jenen Friesen? Das Gefühl der Pflicht, das das Gefühl des Rechts verdunkelte, hieß die Friesen ihren Tribut bezahlen, führte in unsern Tagen die Deutschen auf die Schlachtfelder in Spanien und Rußland, und erst als das Maaß überlief, wurden sie dem Feinde, den sie selbst gelehrt, sie zu verachten, furchtbar; denn der Deutsche weiß unendlich viel zu ertragen, aber einmal gezwungen, die Bürde abzuschütteln, ist er gewaltig und muthig, wie der gereizte Löwe. Hütet euch! ein Fußtritt kann ihn wecken!

Der Franzose ist rascher entschlossen, der Deutsche dagegen gibt den einmal gefaßten Entschluß nicht so leicht wieder auf, wie der Franzose. Für die beiden Worte: wollen und mögen hat der Franzose nur Eines: vouloir. Der scharfe Unterschied, den die deutsche Sprache zwischen mögen — ein Wollen, das dem Wunsche nahe steht, das bedingt ist und sich nach den Umständen ändern kann — und wollen, das unbedingt und ohne Widerspruch ist, besteht in der französischen Sprache nicht. In diesem Unterschiede hat der Deutsche ein Mittel zwischen Wollen und Nichtwollen, welches zeigt, daß er oft Etwas wohl thun möchte, ohne gerade es thun zu wollen; aber in diesem Unterschiede allein liegt auch der Beweis, daß er sich weniger rasch entschließt wie der Franzose, der zwischen Nichtwollen und Wollen kein Mittelglied kennt; und endlich, daß der Deutsche, einmal zum Entschlusse gekommen, das Wort ich will aussprechend, fester auf seinem Entschlusse beharren wird, da er es eben nur da anwendet, wo er die Festigkeit seines Willens erkannt, und keinen Zweifel, kein mögliches Rückschreiten, das nur in dem Worte mögen liegt, mehr zugibt.

Der Franzose ist bestimmter als der Deutsche, wie uns schon seine doppelte Verneinung zu beweisen scheint. Es genügt ihm nicht, durch ein einfaches nicht seine Absicht auszudrücken, und so verstärkt er sein no stets durch ein pas, jamais, point. Man könnte vielleicht sagen, daß der Franzose überhaupt negativer, absprechender als der Deutsche ist, der Deutsche dagegen affirmativer, zugebender, wie jene doppelte Verneinung um so mehr zu beweisen scheint, wenn man sie dem Deutschen jawohl! gegenüberstellt. Es genügt dem Deutschen, wie dem Franzosen kein einfaches ne, kein einfaches Ja, und so verstärkt er dasselbe und sagt: Jawohl!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Die Kunstausstellung.

Meinem Versprechen gemäß beeile ich mich, Ihnen Einiges über die diesmalige Kunstausstellung zu sagen. Wer an ein Rückwärtsgehen glaubt, komme her. Ich führe ihn in einem stattlichen Hause durch eine lange Reihe von Sälen, und hat er Augen, um zu sehen, und Erinnerung für das, was er vordem gesehen hat, wird er einräumen: es gibt einen Fortschritt, und nicht einen in der Wahrheit allein, auch in der verkehrten, von denen, die nur Wahrheit wollen, angefochtenen Schönheit. Hier haben die Maler mit brennenden Farben, mit leuchtenden Zügen an die Wände geschrieben: es gibt noch eine künstlerische Wahrheit, die Hand in Hand mit der Schönheit geht. — Noch nie war unsere Ausstellung das, was sie in diesem Jahr ist. Ich weiß nicht die Zahl der aufgehängten Bilder, noch harrt ihrer überdem eine große Menge in dem Fegefeuer der Packkammern, aber schon jetzt ist die mehr als verdoppelte Anzahl von Sälen, Zimmern und Corridoren gegen die vorigen Ausstellungen mit Gemälden angefüllt, deren Mehrzahl, um es mäßig auszudrücken, billige Ansprüche an ein Kunstwerk erfüllen. Aber aus diesem Reichthum gelungener Bilder treten viele heraus, die vollendet sind, ja unter den wohlgefälligen und schönen einige, die an Conception, Poesie und Technik den Vergleich mit den Meisterwerken älterer Zeiten aushalten. Ihre Leser werden das vielleicht übertrieben nennen, oder glauben, ich schreibe es in einem Rausche der Begeisterung nieder, die Fülle des Guten und Blendenden habe das Urtheil stumpf gemacht, wie es ja menschlich ist, und nicht die schlimmste, wenigstens keine Modesünde. Nein, weder ist Ihr Korrespondent berauscht, noch sind es Kritiker und Publikum. Der Eindruck der Kunstausstellung als Ganzes ist im Gegentheil ein ganz anderer. In dem Maße, als wir Besseres finden, fühlten wir uns schon von dem Uebermaß gedrückt. Vor dem Ausgezeichneten verschwindet das Gute, und selbst das Vollkommene verliert seine Wirkung durch den Vergleich mit dem Eminenten. So geräumig die Säle sind, so günstig das Licht, noch nie sind so viele Klagen laut geworden über ungünstiges Aufhängen der Bilder. Competente Stimmen erklären, daß dieses und jenes Bild, welches jetzt kaum bemerkt wird, an einer andern Stelle die bewundertsten Meisterwerke todtschlagen würde. Wo ist denn das Fundament der Kunst, wenn der Effekt von der Nachbarschaft mit einem schlechten oder guten, einem blauen oder rothen Bilde, vom Schatten eines Fensterkreuzes oder einer Mauervertiefung abhängt! Das Auge ermüdet vom Aufsuchen, und wie auf einem überschwemmten Markte das Beste verschleudert wird, so fehlt die frische, warme Würdigung, welche ehedem die vorzüglichen Werke begrüßte. Daß mit jeder Ausstellung ein jüngerer Maler den ältern überflügelt, daran sind wir gewöhnt; der Geschlagene gewann Zeit, in einer folgenden Ausstellung sich wieder aufzurichten; aber hier überwältigen die Massen. Wer letzthin Feldherr war

im kleinen Kriege, rangirt jezt als Gemeiner in dem großen Völkerheere; und wenn die Kraft auch wieder wüchse, wo sind die Generalsstellen, die Marschallstellen für so Viele! Wer in den abgelaufenen Jahren durch die Ateliers unserer Künstler wanderte, versprach schon Ausgezeichnetes für die Ausstellung; auch mit scharfer Kritik verhieß man dem und jenem Bilde, daß es die Zierde derselben seyn werde. Wo ist nun die Zierde hin? Verdeckt, überglänzt von irgend einem Bilde, das wieder von einem andern überstrahlt wird. Wenn das uns demüthigt mitten im Triumph, und den Einzelnen entmuthigen mag, erfreut doch auf der andern Seite die Wahrnehmung, daß auch kein Einziger von den Mitkämpfenden durch falsche Effekte, durch eine gesuchte Originalität die Sieger zu übergipfeln sucht. Dieser Fluch in der Literatur, das Nackтauszieben, das sich Spreizen mit einer ekelhaften Subjectivität, um zu glänzen, ist der jungen Schule der Maler durchaus fremd. Siegend oder besiegt, gehen sie den sichern, festen Gang in der Kunst fort, die sie erlernt, als wahr erkannt, und haschen nicht, um ihren Gemälden Lichtwirkung zu verschaffen, nach momentanen Meteoren. Die Künste gehen sonst in der Regel einen analogen Weg; diesmal haben in Deutschland die jüngsten Maler die jüngsten Dichter verlassen und stehen unbefleckt da von den krankhaften Bestrebungen, die am Ende nur dazu dienen, die Impotenz zu verhüllen. Suche man auch hier hervorzuheben, daß es die frische Subjectivität der Maler ist, die wirkt, in Lessing der mystische Sinn bei voller Mannesкraft, bei Hildebrand die heitere Lebensfülle, hier jüdische Erinnerungen, dort christlicher Glaube — man reicht damit nicht weit. Es ist das tiefe, ernste Studium ihrer Kunst, die Frucht einer Lehre, die nicht die Subjectivität ertödten, aber ihr die edelsten Bahnen weisen will, und neben dem Studium der Natur, in ihren edleren Erscheinungen, das der anerkannten älteren Dichter, was die Düsseldorfer Maler so schnell über das gewöhnliche Niveau der Kunst erhoben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Die Statuen der Concordebrücke. Das Versailler Museum.

Diese Colosse müssen jezt nach Versailles wandern. Sie erdrückten die Brücke und nahmen sich auf derselben, da sie nicht breit ist, gar nicht gut aus; allein von Weitem, längs der Seine, war der Effekt doch so übel nicht; man hatte sich daran gewöhnt, und hätte nur die hohen Fußgestelle verkürzen dürfen, um ihnen ihr phantastisch-riesenhaftes Ansehen zu benehmen. Abends beim Mondschein sahen diese Riesen allerdings recht gespenstig aus. Nun hat aber der König, dem noch immer die Anlage seines historischen Museums zu Versailles außerordentlich am Herzen liegt, gedacht, jene geschichtlichen Figuren paßten vortrefflich zu diesem Museum, und daher müssen sie mit großen Kosten wieder herabgenommen und nach Versailles geführt werden, wo sie den Schloßhof zieren sollen. Auch hier werden sie noch immer colossal aussehen, ja vielleicht noch colossaler, als auf der Brücke, wo sie wenigstens einen weiten Horizont hinter sich haben. Sie sollen durch zwölf kleinere Bildsäulen ersezt werden, was denn wieder den Bildhauern Beschäftigung gibt. Diese Brücke hat ein eigenes Schicksal. Napoleon hatte zuerst den Einfall, die zum Pallaste des ehemaligen Corps législatif, jezt Deputirtenkammer, führende Concordebrücke mit Bildsäulen zu schmücken, und als er die Krone verlor, waren bereits mehrere derselben fertig; natürlich waren es berühmte Feldherrn seiner Armee. Damit war den Bourbonen nicht gedient; sie ließen daher die fertigen Statuen im Magazin, und bestellten zwölf neue, welche berühmte Staatsmänner und Feldherrn aus der ältern französischen Geschichte darstellen sollten. Diese wurden nach vielen Jahren erst fertig und gegen das Ende der Restauration aufgestellt. Jezt kommt also die dritte Generation von Statuen. Erst seit Kurzem scheint der König eingesehen zu haben, daß es auf dem von ihm eingeschlagenen Wege mit seinem historischen Museum doch nicht recht gehen werde. Da er nämlich schnell bedient seyn wollte, wie beinahe alle Fürsten, so mußten die Künstler sich übereilen, um die vom Könige bestellten historischen Gemälde und Porträts fertig zu machen, und dadurch ist manches Schlechte nach Versailles gekommen. Wahrscheinlich hat Niemand dies dem Könige sagen mögen, obschon Schmeichelei an diesem Hofe noch nicht so heimisch ist, wie an ältern Höfen; aber zulezt hat es der König selbst eingesehen, und nun soll das Schlechte wieder heraus und durch Besseres ersezt werden. Also wiederum Arbeit für die Künstler, die sich wahrlich über die jezige Regierung und die jezige Zeit nicht zu beklagen haben. Zwar werden sie nicht überreichlich belohnt; allein sie haben Arbeit. Historische Gemälde, Freskobilder, Statuen, Verzierungen von Triumphbogen, Tempel mit Säulenhallen, Wiederherstellung von Gebäuden aus dem sechzehnten Jahrhundert, wer kann Alles nennen, was sich ihrer Kunst darbietet und ihre Phantasie in Anspruch nimmt! Gewiß, es ist für sie eine gute Zeit gekommen. Lassen sie dieselbe vorbeigehen, ohne etwas Großes und Dauerhaftes hervorzubringen, so ist es ihre Schuld, und man müßte dann an der neuen Kunst fast verzweifeln.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 272:
Ein Zwillingspaar.

Charade.

1.

Ein Maler, berühmt in seiner Kunst,
Bei Männern und Frauen in großer Gunst;
Landschaften mal' er, wie hingehaucht,
Wenn sich sein Pinsel in Farben taucht;
Und Alles lebet und liebt darin,
Und lobt des Malers geschickten Sinn.

2. 3.

Ein schön Stilleben, das Er gemalt;
Oft scheint's die Farben, womit es prahlt,
Oft sind sie sanft wie des Abends Roth,
Wenn ihm die Sonne die Hand noch bot;
Doch regt sich ein heimliches Leben drin,
Das zeugt von des Malers schöpferischem Sinn.

1. 2. 3.

Auch mich hat sein Pinsel, getaucht in Luft,
Schön weiß gemalt und begabt mit Duft,
Ein vielfach Glöckchen, das läutet nicht,
Doch die Liebe hört, was das Glöckchen spricht:
„Und blühtest du nur nicht für dich allein,
So wird dein Leben gewonnen seyn.“

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 279.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, den 21. November 1836.

Der Kunst gelobt' ich ganz ein ganzes Leben,
Und wenn ich sterbe, sterb' ich für das Schöne.
Platen.

An Gottlob Weller.

Nie lob' ich Wortgepränge,
Das eitel stümperhaft,
Doch tadl' ich nie die Klänge,
Die wahre Kunst erschafft.

Die heutigen Poeten
Erscheinen immerdar
Als wandelnde Cometen,
Sich keines Zieles klar.

Sie tragen viel zu frühe
Der Brust Gefühl zur Schau,
Sie scheuen alle Mühe
Und lieben leichten Bau.

Ich preise jene Schwaben
Und ihre Dichterlust,
Und Rückerts Liedergaben
Aus seiner reichen Brust:

Ich nenne sie bestechlich
Ob ihrer Herzlichkeit,
Doch ihre Form zerbrechlich,
Nur kurzem Lenz geweiht.

O Freund der schönsten Jugend,
Ach, kurzer Zeit Genoß,
An dem ich meine Tugend
Und meinen Geist erschloß!

Sprich, tadelst du die Reinheit
Des Zorns, der in mir kocht,
Mit dem ich schlug Gemeinheit
Und für das Schöne focht?

Du hast daraus gelesen
Den großen Genius,
Der jüngst vom Leid genesen
Im alten Syrakus.

Nicht hab' ich Streit begonnen
Um Platens Meisterschaft,
Nein, schon den Sieg gewonnen
Durch meiner Worte Kraft.

Zu rächen seine Manen
Vermocht' ich kühnen Muths,
Zu ziehn um seine Fahnen,
Wer echten deutschen Bluts.

Ich habe frei gesprochen,
Was längst ich tief gedacht,
Und jene Schmach gerochen,
Die seiner lang gelacht.

Ich ward durch ihn erhoben,
Er war mein Cherubim,
Und was an mir zu loben,
Das Alles dank' ich ihm.

Drum zückt' ich kühn die Lanze
Und traf die rechte Statt,
Doch fiel aus seinem Kranze
Auf mich ein Lorbeerblatt.

Johannes Minckwitz.

Altirische und schottische Musik.

(Beschluß.)

Ossianische Episoden werden noch jetzt in den Hochlanden zu ihren alterthümlichen, obwohl vermuthlich etwas veränderten Weisen gesungen. Im Uebrigen aber verdient es Erwähnung, daß die uns erhaltenen sonstigen Compositionen, besonders der nördlichen Hochlande, wie Bruchstücke älterer Melodien aussehen, wild, abgerissen und unvollkommen. Es steht demnach zu vermuthen, daß sie nicht ursprünglich für die Sackpfeife berechnet, sondern umgeändert und entstellt worden seyen, um diesem unvollständigen Instrument zu entsprechen. Wales scheint die Sackpfeife fast gleichzeitig mit der Harfe, obwohl von der entgegengesetzten Seite, erhalten zu haben; indessen in den schottischen Hochlanden war die letztere unstreitig bei weitem das älteste Instrument. Die Sackpfeife erhielten sie von den Hebriden, wohin nach einer Tradition jener Inseln die Dänen sie gebracht hatten, wurden aber gewiß nicht früher mit ihr bekannt als im zehnten Jahrhundert. Eigentlich national und heimisch wurde sie wahrscheinlich erst geraume Zeit, nachdem Kenneth Mac Alpine die Pikten bezwungen und das königliche Hoflager von Argyleshire nach Scone verlegt hatte. Bei der damals eingetretenen Verwilderung scheint sie als das robere, kriegerischere Instrument über die sanftere, harmonische Harfe den Sieg davon getragen und demnächst auch bewirkt zu haben, daß die ursprünglichen Harfenweisen ihrem mangelhaften Spiel angepaßt wurden. Zu diesem Schluß ist man um so mehr berechtigt, da in ihrer jetzigen Form keine der noch erhaltenen Melodien über jene Zeit hinauf reicht, viele derselben aber deutlich durchschimmern lassen, daß sie ursprünglich für die Harfe componirt worden seyen. In Irland ist die Sackpfeife niemals eigentlich national geworden. Seine nördlichern Bewohner (welche durch ihre geographische Lage in näherm Zusammenhange mit den Schotten blieben und deßhalb auch noch unter Jakob I. in den schottischen Parlamentsacten „der gute alte Freund, die Erischerin von Ireland“ genannt werden), hatten sie zwar allerdings in späterer Zeit, etwa im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert, von ihren Nachbarn erhalten, bedienten sich ihrer aber vorzugsweise nur als Kriegsmusik, statt der Trommel, und bei Leichenbegängnissen. Die Niederschotten hatten gleichfalls eine Sackpfeife, die aber in ihrer Form wie durch ihre südliche Abstammung sehr von der Dänenpfeife der Hochländer verschieden war. Bei den Letztern hat sich das Instrument bis auf den heutigen Tag erhalten und macht, trotz aller seiner Mängel, einen eigenthümlichen Eindruck auf den Reisenden, der durch seine kriegerischen wie durch seine klagenden Töne fast unwillkührlich an die Zeiten der letzten Stuarts erinnert wird. Als im vorigen Jahrhundert nach Vertreibung Karl Eduards die Clans gesetzlich aufgehoben wurden, schien, wie alles Nationale, auch die Sackpfeife mit dem Untergange bedroht; aber obwohl man den Häuptlingen ihre alten Rechte und Freiheiten nahm, so wurde doch mit ihrer Abhängigkeit die Anhänglichkeit der Clansleute an sie nicht gestört, und dauert noch bis auf diese Stunde vorzüglich unter dem Landvolke der entlegenen Gegenden in wenig verringertem Grade fort. Früher waren die Pfeifer die beständigen Gefährten besonders der Chiefs; die Strenge, welche England in Folge der Ereignisse von 1745 eintreten ließ, brachte zwar auch hierin eine Aenderung hervor, und die Sackpfeife war eine Zeitlang, so gut wie die Hochlandstracht, geächtet. Da sie indessen bei den schottischen Regimentern als Kriegsmusik beibehalten wurde, so kam sie bald auch in den Bergen wieder zum Vorschein und nahm nach und nach wieder ihre alte Stelle ein. Gegenwärtig, wo alles Altschottische mit Liebe wieder hervorgesucht wird und der Kilt wieder zu Ehren gekommen ist, gibt es daher wenige Clanshäupter, die nicht einen Pfeifer hielten. Als ich vor einigen Jahren jene Gegenden bereiste, traf ich sogar mehrere Gentlemen, die das Instrument sehr gut bliesen. Bei den Häuptlingen, welche ich auf ihren Gütern besuchte, sah man gewöhnlich schon des Morgens zur Frühstückszeit einen stattlichen Mann in Hochlandstracht mit seinem Ledersack unter dem Arm auf dem Rasen vor der Hausthür auf und ab stolzieren, um uns mit seinen Pibrochs zu unterhalten. Während des Diners nahm er in der Regel entweder denselben Platz ein, oder postirte sich in der Halle und spielte, bis die Ladies uns verließen. Bei dem alten Chief von Mac Intosh pflegte der Pfeifer zugleich mit dem Dessert im Speisezimmer zu erscheinen und unter Clansmusik dreimal die Tafel zu umgehen, worauf ihm ein Glas gereicht wurde. Einen beinahe feierlichen Eindruck aber machte es auf mich, als ich bei mehreren Bällen den Pfeifer in vollem Staat, das Gathering (Sammeln) seines Clans blasend, etwa zehn Minuten vor seinem Chief in den Saal einschreiten sah, wo er sich

aufstellte, um fortzuspielen, bis sein Gebieter mit der Familie angelangt war und ihm das Zeichen zum Aufhören gab. Auf einem großen Balle, wo der Häuptlinge, so viel ich mich erinnere, vier oder fünf anwesend waren, hörten wir die Pfeifer fast eine Stunde lang; doch auch dann entfernten sie sich nicht, sondern blieben, um nachher zu den „Hochland-Reels," wofür fast nur sie geeignet sind, uns Tanzmusik zu machen. Sie genießen in der Regel noch besondere Vorrechte, und Herr und Frau vom Hause vertrauen ihnen mehr, als allen andern ihrer Leute. Alljährlich findet, ich glaube immer in Dunkeld, ein großer Wettstreit Statt, zu dem die Pfeifer aus den ganzen Hochlanden zusammenkommen, um sich um die Preise zu bewerben. Da sie, wie die meisten Musiker, gewöhnlich eine eigene Art von Eitelkeit besitzen, so dienen die Wettstreite sehr dazu, das Pfeifenspiel zu vervollkommnen, während die Herren ihrerseits sich ebenfalls nicht wenig darauf zu gute thun, einen berühmten Pfeifer in ihren Diensten zu haben.

Die Deutschen und die Franzosen in ihren Sprachen.

(Fortsetzung.)

Die Franzosen sprechen oft von der rêverie allemande, ohne daß sie sich meist selbst Rechenschaft geben, was sie dadurch ausdrücken wollen. Tiefsinn, Schwärmerei sind die Worte, die diese rêverie bezeichnen. Beide sind ohne Uebersetzung in Frankreich. Nur tiefer Sinn, profondeur d'esprit, läßt sich in Frankreich wiedergeben, aber nicht jene echte deutsche Tiefsinnigkeit, jener krankhafte Tiefsinn, der in England zum Spleen, in Frankreich zum Selbstmorde, in Deutschland zum Nachdenken über sich selbst führt. Das was die Franzosen durch rêverie allemande sich klar zu machen suchen, ist in Deutschland durch Worte vertreten, die ohne Uebersetzung für den Franzosen sind; denn der Deutsche glaubt nicht nur (croit), sondern er wähnt auch, er denkt (pense) nicht nur, sondern er grübelt auch noch über das, was er gedacht hat; sein Glaube verfliegt sich im Wähnen bis in die Nebelwolken, die den Horizont bedecken, und sein Denken steigt im Grübeln in die tiefsten Schachte des Verstandes hinab, wo die Lampe des Bergmanns erlischt. Die französische Sprache dagegen, die deutsche rêverie vermeidend, fällt in den entgegengesetzten Fehler, und verwischt in dem Worte songer den Unterschied zwischen denken und träumen, und in dem Worte verve den Unterschied zwischen der Begeisterung eines Poeten und der Tollheit eines Wahnsinnigen.

Auch ohne die gewichtigen Namen deutscher Philosophen würde die deutsche Sprache für sich beweisen, daß ihr Volk ein Denkervolk ist. Es gibt keine noch so abstrakte Idee, die sie nicht mit der höchsten Klarheit, mit der keckesten Schärfe, in einem oder ein paar Worten wiedergeben könnte. Nur einige Beispiele. Verstand und Vernunft sind in der deutschen Sprache scharf geschieden. Die französische Sprache versucht es, denselben Unterschied durch entendement, esprit für Verstand und raison für Vernunft wiederzugeben; aber sie ist weit entfernt, die Schärfe zu erreichen, mit welcher jene beiden Worte die Hauptthätigkeiten des Geistes trennen, indem Vernunft die zeugende Thätigkeit, Verstand die ordnende bezeichnet; jene ist schaffend, dieser die geschaffenen Geistesprodukte dem Gesetze, das sie ordnet, unterwerfend. Das Wort esprit, durch welches die französische Sprache oft das deutsche Wort Verstand zu übersetzen sucht, steht dem Worte Geist näher; aber der deutsche Geist ist tiefer, ruhiger und viel ernster als der französische esprit. Niemals könnte man im Deutschen sagen: il a beaucoup d'esprit, mais peu de jugement; denn wer deutschen Geist hat, hat auch stets Urtheilsvermögen. Der französische Geist, esprit — laßt uns das Wort beibehalten — ist pikanter, schlagender, munterer, weniger tiefsinnig als der deutsche, aber auch weniger wahr, weniger vernünftig.

Der Geist der Philosophie aber enthüllt sich vor allem in den Worten, wo der Deutsche von der Beobachtung seiner Selbst spricht. Alle Philosophie kann nur mit der Selbstkenntniß anfangen und aufhören, denn sie ist der erste Leitfaden und der lezte Schlüssel zum großen Räthsel des Zusammenhangs des Sichtbaren und Unsichtbaren, das die Philosophie seit Jahrtausenden zu lösen sich abmüht, das sie schon tausendmal für gelöst erklärte, um sich bei dem nächsten Versuche zu überzeugen, daß der Schlüssel das räthselhafte Schloß nicht öffne. Der Deutsche — seine Sprache ist dafür Beweis — beobachtet sich selbst beinahe unablässig, er gehört sich selbst an, während der Franzose der Gesellschaft, dem Staate angehört, und über diesen oft sich selbst aus dem Auge verliert. Diese beständige Selbstbeobachtung des Deutschen zeigt sich in hundert und aber hundert Worten, die der Franzose nur durch Umschreibungen wiedergeben kann, und wir führen in Selbstachtung, Selbstaufopferung, Selbstbeherrschung, Selbstanschauung, Selbstbewußtseyn, Selbstdenken, Selbsterkenntniß, Selbstrüge, Selbsttäuschung, nur einige der wichtigern an.

Aber wer sollte es glauben, daß der Deutsche, der Tiefdenker und Philosoph, zugleich ein Abenteurer ist? Die Sprache klagt ihn dessen an, und seine Geschichte vertheidigt ihn nicht gegen diesen Vorwurf. Das Wort Abenteurer selbst, unverkennbar deutschen Ursprungs

und in andere Sprachen übergegangen, beweist schon, daß die Deutschen wenigstens vor den Franzosen, die aventure und aventurier jenseits des Rheins verholten, Abenteurer waren. Aber das Wort aventurier hat in Frankreich seine ursprünglich deutsche Bedeutung beinahe verloren, denn die deutschen Abenteurer waren und sind unschuldigerer Natur, als die französischen Aventuriers, und suchen vor Allem diejenigen, mit welchen sie zu thun haben, nicht auf Kosten ihrer Börse zu witzigen. Don Quixote könnte immerhin ein deutscher Abenteurer seyn, aber es ist nicht gerade nothwendig, daß dieser verrückt sey; und so würde ein echter deutscher Abenteurer zwischen beiden, dem Aventurier und dem braven Ritter, die Mitte halten; nicht wie jener eine Art Gauner, nicht wie dieser eine Tollhauserscheinung, aber an beide streifend. Zwei Sprichwörter sind vielleicht im Stande, den Unterschied zu zeigen. Der Deutsche sagt: Luftschlösser bauen, der Franzose dagegen baut spanische Schlösser (Chateaux en Espagne); der Deutsche greift weiter aus, die Erde ist ihm zu klein und er baut in die Luft; der Franzose überschreitet nur die Porenäen. Die Luftschlösser aber sind jedenfalls sehr unschuldiger Natur, und es ist total unmöglich, durch sie irgend Jemanden zu betrügen, während die Schlösser in Spanien immer möglicherweise bestehen können, und so der Fall denkbar genug ist, daß ein etwas kurzsichtiger Kapitalist auf die Hypotheken eines solchen Schlosses Gelder vorschießen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung. Poitevins Seestück.

Noch sind die Düsseldorfer Maler, trotz der trefflichen Leistungen, im Versuchen; aber nicht rückwärts im chaotischen Aufwühlen der Stoffe in ihnen, sondern vorwärts im Erkennen aller der Elemente, die sich mit ihrer Natur vertragen, liegt ihr Heil. Anders lebt bei den Franzosen die Kunst. Wir sehen Werke ihrer romantischen Maler, die vollkommen Schritt halten mit den Verzerrungen, welche ihre romantischen Dichter Natur nennen. Aber die Wirkung ist anders auf der Leinwand, als auf dem Papier. Die Totalität der Conception auf jene hingeworfen, und auch der Laie erkennt sogleich das Unwahre im Unschönen, und statt gefesselt zu werden, wendet er sich entrüstet oder gar lächelnd ab. Dies gilt jedoch nur von ihren historischen, oder historisch seyn sollenden Gemälden, deren sie uns einige zugesandt haben. Ihren Landschafts-, besonders den Seemalern wohnt noch, wie ihren Genremalern, eine alte Naturkraft bei, die sich nicht verleben kann, weil die Natur sich nicht verlebt. Unsere Maler kosten noch am Meere, aus dem Tropfen construiren sie den Ocean, und man sieht, wo die wilde Natur wüthen oder ihr Friede auf der unermeßlichen Fläche ruhen soll, die Construction; die Poitevins, Gudins haben dem Elemente seine Silberblicke abgelauscht, und es scheint, als hätten sie im selben Momente, wo sie die Woge heranrollen, das Schiff sich heben, die Barke schaukeln, den Mast überstürzen sahen, den Eindruck auf die Leinwand geworfen und ihren Pinsel in Welle, Schaum, Wolke, Sturm selbst getaucht. So überrascht auch Vatelet, der Regenmaler, durch das Regenlicht, den Glanz des Nassen, wie noch Keiner vor ihm dies aufgefaßt hat. Vielleicht daß ältere Bilder der Art nur deßhalb, weil sie den Firniß, der dabei so viel thut, verloren, dieser Kraft ermangeln. Hier glaubt man in der Nähe des Bildes die feuchte Atmosphäre zu fühlen. — Das Meisterwerk, das die Franzosen eingesandt, und vielleicht das der Ausstellung, ist der historische Heldenuntergang eines französischen Kriegsschiffes. Es ist von Poitevin. Die Geschichte, die uns davon erzählt wird, ist von einem Interesse, welches dem Gemälde selbst als Kunstwerk von Nachtheil seyn könnte; aber die Kunst hat sich hier wieder über das Factum erhoben. Das Meer ringt krampfhaft, den Koloß zu verschlingen, dem so viel Heldenmuth seiner Todesopfer die Unsterblichkeit verbeißt. So mächtig es ist, es muß in der Anschauung zurücktreten vor dem auch räumlichen Gewicht, das dem Schiff und den Menschen zugetheilt ist. Also wird der herkömmliche Wüstenanblick des Elementes, den die Maler sonst auszubreiten für nöthig hatten, um im Raume seine Gewalt anzudeuten, vermieden, indem wir überall Objecte sehen, die unsere nächste Theilnahme in Anspruch nehmen. Der Koloß, mit seinem Bugspriet sich in die Wolken erhebend, ist mit dem andern Theil im Sinken; er nimmt eine gute Hälfte der Leinwand ein, und man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, seine Ornamentur, oder die charakteristischen Gruppen der Seeleute und Krieger, die im Jubelrausche, der Republik ein Lebehoch bringend, untergehen. Im rechten Winkel von der Kiellänge stößt von dem versinkenden Schiff ein mit Verwundeten überlastetes Boot ab. Sie allein, die Sterbenden, werden vor dem Tode gerettet, den ihre noch kräftigen Kameraden sich selbst geben. Die Spitze des Kahns neigt sich bis zum Rande des Gemäldes und ein Charakterbild von Gestalten und Physiognomien rückt uns (wie Einige rügen, mit unperspectivischer Deutlichkeit der Gesichtszüge) vor die Augen, das für sich allein ein Meisterwerk wäre; ein Spiegel aller Leidenschaften, aller Thatkraft und stoischer Resignation, die sich unter den Kriegern der Republik entwickelt hat, und zugleich das gräßliche Bild eines Leidens, das nur durch die daran geknüpften Ideen mit der Kunst versöhnt wird. Aber ein einziger von den Wellen überspülter Mastbaum, an dessen vorragendem Fußgestell Gruppen Ertrinkender sich anklammern, der dritte Haupttheil des Bildes, ist geeignet, die Theilnahme, die wir schon von beiden ersten Theilen erschöpft glaubten, so aufs Neue zu fesseln, daß diese zurücktreten. Etwas Aehnliches an erschütternder Wahrheit hat selbst kein englischer Schiffbruchmaler geliefert, ein Genre, in dem der Britte, abgesehen von der Aesthetik, doch sonst alles erschöpft hat. Und doch kann auch in diesem Poitevinschen Gemälde der Franzose aus der neuen Schule sich nicht ganz verleugnen. Alles Gräßliche und Erschütternde, was in der Natur des Bildes liegt, wird durch die Größe des Gedankens gehoben; aber weßhalb denn jener nach dem Rettungsseil zappelnde Franzose mit dem Haarbeutel? und es ist unmöglich, daß er es erreicht! Dieser verzerrschneidende und zwecklose Auftritt findet sich auf mehreren Seestücken wie ein adoptirter Lieblingsgedanke.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 22. November 1836.

Diese gewaltigen Eidechsen scheinen allerdings auf den ersten Blick vielmehr Phantasiegebilde, als Resultate besonnener Forschung. Wer aber die Beweise prüft, kann vernünftigerweise ebensowenig zweifeln, daß sie einst wirklich existirt, als der Alterthumsforscher Anstand nimmt, die Mumien von Menschen, Affen und Krokodillen, die er in den Grüften Aegyptens findet, für Ueberreste von Geschöpfen zu erklären, welche einst am Ufer des Nils lebten.

Buckland.

Zur Archäologie der Erde.

Der Ichthyosaurus.

Nach Buckland.

Wenn noch im vorigen Jahrhundert die Knochen gewaltiger Landthiere, welche der Spaten und der Pflug in Stromthälern und Ebenen aller Orten zu Tage fördert, für Ueberreste riesiger Adamiten galten, so war dies dem Standpunkt einer Naturforschung ganz angemessen, welche erst angefangen hatte, die charakteristischen äußern Umrisse der Thierwelt besser zu beobachten, welche den durch die ganze organische Schöpfung durchgehenden allgemeinen Bildungsplan kaum ahnete, und nur mit steter Rücksicht auf die in zu beschränktem Sinn aufgefaßte Mosaische Urkunde im Buche der Natur zu blättern wagte. Als die im Stromgebiet des Po entdeckten Mammouthsknochen von den Alterthumsforschern als Zeugen des Ueberganges Hannibals über die Alpen in Anspruch genommen wurden, gab es noch keine „Antiquare der Natur,“ und die damalige Naturforschung konnte gegen diese Ansicht nicht viel mehr als die Menge der gefundenen Knochen geltend machen. Mit der Fortbildung aller Wissenschaften schwanden die Vorstellungen, welche früher allen Versuchen, das Problem der Bildung der Erdoberfläche zu lösen, hemmend entgegengetreten waren; aber erst als man sich überzeugt hatte, daß die zahllosen versteinerten Thier- und Pflanzenformen, welche in allen Flötzen sich finden, von den tiefsten bis zu den oberflächlichsten herauf, wirklich Reste von Wesen seyn müßten, welche einst in Luft und Wasser gelebt, und mit der Mosaischen Fluth nichts zu schaffen haben könnten, war die Bahn geöffnet, auf der wir rasch vorwärts gekommen sind. Jezt entstand auch eine ganz neue Wissenschaft, die der vergleichenden Anatomie. Ihr gelang es nicht nur, die gegenwärtige thierische und vegetabilische Schöpfung nach den Verwandtschaften des innern und äußern Baus zu gruppiren, sie zog geradezu alle jene Zeugen früherer Zustände der Erde in ihren Bereich, sie bewies, daß von jeher, seit das Leben an der Erdoberfläche erwacht, dieselben Gesetze gewaltet, welche noch jezt die Welt der Organismen regieren, sie wurde der eigentliche Schlüssel zur Bestimmung des Alters der verschiedenen Erdgebilde, sie baute die versteinerten Skelette urweltlicher Ungeheuer zusammen, sie erschreckte die Phantasie und verherrlichte den menschlichen Scharfsinn.

Wir haben in diesen Blättern vielfältig im Allgemeinen die merkwürdigsten der untergegangenen Thiere beschrieben, deren Umrisse die vergleichende Anatomie mit einer Gewißheit bestimmt hat, welche der Restaurator antiker Bildwerke nie erreichen kann, weil dieser es mit Werken der Willkühr zu thun hat, während der Geolog der Natur ihre ewigen, mit dem Charakter der

Nothwendigkeit geſtempelten Geſetze nachdenkt. Nicht alle Leſer wiſſen aber aus eigener Anſchauung, wie wunderbar erhalten häufig die foſſilen Reſte, namentlich größerer Thiere ſind, noch wenigeren erlauben es die Verhältniſſe, ſich von der Schärfe und Untrüglichkeit der Reſultate jener Wiſſenſchaft zu überzeugen, und ſo mag mancher einen Theil der Wunder auf Rechnung der Phantaſie der Forſcher geſchoben haben, wenn er von ſo gar rieſenhaften und ſeltſamen Thieren erzählen hörte, welche, an mythiſche Ungeheuer erinnernd, die Meere und Sümpfe einer frühern Welt bewohnt haben ſollen.

Es ſcheint uns wohl der Mühe werth, dieſe Vorſtellungen zu berichtigen und an einem Beiſpiele zu zeigen, wie weit die Kräfte der reſtaurirenden Zoologie reichen. Wir beſchreiben daher genauer, jedoch ohne in Details einzugehen, welche nicht gemeinverſtändlich ſind, eines der Thiere, welche als die wahren Urbilder der Seedrachen und Lindwürmer ſchaffenden Phantaſie des Menſchen erſcheinen. Wir wählen hiezu, nach Anleitung von Bucklands neueſtem Werk, den Ichthyoſaurus, oder die Fiſcheidechſe, zwar eines der merkwürdigſten, aber noch keineswegs das ſeltſamſte der untergegangenen Thiergeſchlechter.

Diejenigen Abtheilungen des Flötzgebirgs, welche man Lias und Jurakalk nennt, ſind vorzüglich ausgezeichnet durch zahlreiche verſteinerte Knochen von ausgeſtorbenen Reptilien, deren manche die größten jetztlebenden Arten um das fünf- und mehrfache übertroffen haben müſſen. Dieſe Reſte weiſen theils auf eigentliche Krokodille hin, dem jetzigen Gavial oder Gangeskrokodill am nächſten verwandt, theils auf Thiere, welche ſich, von der Größe abgeſehen, mehr unſern eigentlichen Eidechſen näherten. Neben dieſen nun, häufig in denſelben Flötzen, ſind ſeit einer Reihe von Jahren zwei Reptiliengeſchlechter entdeckt worden, welche beim allgemeinen Eidechſentypus Charaktere der verſchiedenſten Thierarten auf's Seltſamſte in ſich vereinigen. Sie haben im Syſtem die Namen Pleſioſaurus und Ichthyoſaurus erhalten. Nur mit dem letztern haben wir es im Folgenden zu thun.

Die Knochen des Ichthyoſaurus finden ſich in zahlloſen einzelnen Reſten, nicht ſelten aber auch in mehr oder weniger vollſtändigen Skeletten, beſonders häufig im Lias und Jurakalk; ſie ſcheinen aber bereits mit dem Muſchelkalk aufzutreten und ſich bis in die Kreideformation herauf zu erſtrecken. In den jüngern Bildungen dagegen iſt nie mehr eine Spur derſelben entdeckt worden. Betrachten wir ein ganzes Skelett dieſes Thiers mit Rückſicht auf die Art, wie es ſich bewegt haben muß, auf ſeine Mittel zum Angriff und zur Vertheidigung, ſo treten uns Formen und mechaniſche Vorrichtungen entgegen, wie wir ſie hin und wieder in verſchiedenen Claſſen und Ordnungen lebender Thiere zerſtreut, nirgends aber bei demſelben Geſchlechte beiſammen finden. In einem und demſelben Geſchöpfe ſehen wir hier die Schnauze des Delphins mit den Zähnen des Krokodills, den Kopf einer Eidechſe mit den Wirbeln eines Fiſches, die Bruſtknochen des neuholländiſchen Schnabelthiers mit den Floſſen des Wallfiſches vereinigt. Im Umriß mag der Ichthyoſaurus dem heutigen Delphin noch am nächſten gekommen ſeyn; er hatte vier breite Floſſen oder Ruder und ſein Körper lief in einen langen, gewaltigen Schwanz aus. Man kennt bereits ſieben bis acht Arten dieſes Geſchlechts, und die größten müſſen dreißig und mehr Fuß lang geweſen ſeyn.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Deutſchen und die Franzoſen in ihren Sprachen.

(Fortſetzung.)

Der abenteuerliche Geiſt, um klarer zu ſeyn, die Sucht nach Abenteuern enthüllt ſich in ihrem ganzen Umfange in dem Worte: wandern, das in der franzöſiſchen Sprache ohne Ueberſetzung iſt, da es einen ganz andern Begriff hat als voyager. Wandern heißt: auf gut Glück reiſen, ohne feſten Zweck, ohne eine beſtimmte Stadt erreichen zu wollen, den Zufall zum Steuermann nehmend und ſich dem Geſchicke überlaſſend. Der Geiſt, der den Deutſchen in die Weite treibt und der ſich in dem Worte Wandern enthüllt, regt ſich ſchon im Knaben, der von den Wundern träumt, die ihn jenſeits des Fluſſes und jenſeits der Berge erwarten, und ſein Herz ſchlägt höher in namenloſer Sehnſucht, wenn er an den Tag denkt, wo er einſt jene, ſeinen Blick beſchränkenden Grenzen überſchreiten, wo er mit den Undinen der deutſchen Quellen, den Nymphen des Fluſſes ſpielen, wo er die vom Erlkönig und ſeinen Töchtern bewohnten Wälder durchſtreifen, die von Zwergen durchwühlten Felſen erklettern wird. Und kaum zum Jüngling herangewachſen, kaum ſtark genug, den Wanderſtab zu führen, den Wanderſack zu tragen, benutzt er die Ferien, wenn er ſtudirt, oder das Ende der Lehrjahre, wenn er Arbeiter iſt, um ſeine Wanderfahrt zu beginnen. Wohin die Reiſe geht? was kümmert's ihn! Die Welt iſt groß und überall ſchön, und die Wunder der Natur enthüllen ſich dem Blicke deſſen, der ſie ſtaunend glaubt, und die Abenteuer der Reiſe ſind nur für den welche, der ſie in ſeiner Phantaſie zu ſolchen zu machen weiß. Poeſie gibt es nur für ein poetiſches Gemüth, und zwar überall, wo der proſaiſche Menſch nur die täglichen Ereigniſſe des flachen Lebens ſieht.

Die Wanderjahre ſind der poetiſche Frühlingsgarten eines Lebens, das oft nur ſaure Holzäpfel als Frucht bietet, ſie ſind oft der einzige Zehrpfennig, den das Geſchick dem armen Wanderer dieſer Erde mit auf die Reiſe durch eine endloſe Sandwüſte gibt. Aber

er zehrt an denſelben, und die Erinnerungen des Arbeiters aus den Wanderjahren ſind ſein Troſt im Unglück, ſein lezter, treuer Freund, wenn die Noth bei ihm einkehrt und die Menſchen ihm den Rücken wenden. Nur ein deutſches Gemüth iſt im Stande, den Reiz ſolcher Wanderjahre zu fühlen, denn nur der Deutſche vergißt, wenn ihn die Sehnſucht in die Weite treibt, wenn ihm das nächſte Gebirge, der nächſte Wald, der nächſte Fluß neue Wunder und neue Geheimniſſe zu enthüllen verſprechen, daß der ſchwere Ranzen ihm die Schultern wund drückt, daß der nakte Fuß ſich an den ſpizen Steinen zerreißt, und daß der leere Magen nur Waſſer der Quelle und trockenes Brod zur Stillung des Hungers zu erwarten hat. Der Himmel hängt voll Geigen, und was braucht er mehr?

Auf allen Straßen begegnet man deutſchen Arbeitern, die luſtig ſingend unter der Bürde des Felleiſens einher ziehen; Tauſende von Deutſchen leben in Amerika, wohin ſie die Wanderluſt trieb, und jene Tauſende endlich, die in dem ſüdlichen Rußland wohnen, ſind ein Beweis, daß der Deutſche ſelbſt die Knute nicht in Anſchlag bringt, wenn die Wanderluſt, oder beſſer Wanderſucht ihn in die Weite treibt. Die Geſchichte zeigt uns ſeit Jahrtauſenden die deutſchen Völker beinahe auf einer beſtändigen Wanderſchaft begriffen. Europa, Aſien, Afrika, Amerika haben kaum ein zugängliches Land zu bieten, dem nicht von dieſer ewig wandernden Nation Bewohner zugefloſſen wären. Ganze deutſche Völkerſchaften ſuchten einſt ein neues Vaterland in Aſien und Afrika, in Italien, Gallien, Spanien, Britannien, und wer weiß, ob nicht jener Geiſt des Wanderns, jene Sucht nach Abenteuern mehr bei der großen Wanderung der Völker in Anſchlag kommt, als die philoſophiſchen Geſchichtſchreiber und die geſchichtſchreibenden Philoſophen es ahnen mögen.

Aber die guten Deutſchen ſind nicht nur Abenteurer, ſondern auch Spieler. Schon Tacitus klagt ſie deſſen an und ſagt aus, daß das deutſche Volk, das, wie kein anderes auf ſeine Freiheit ſtolz, ſie über Alles hoch hielt und freudig für ſie das Lezte wagte, dieſelbe oft auf einen Würfel ſezte. Aber ſelbſt ohne Tacitus würde ſchon die Sprache beweiſen, daß das deutſche Volk eher dem Spiele ergeben war, als das franzöſiſche. Das Wort Loos (lot) iſt deutſch, und Lotterie eine franzöſiſche Vervollkommnung des deutſchen Wortes und der deutſchen Art zu ſpielen. Dieſe beiden Worte aber, das eine rein deutſch, das andere franzöſiſch, führen uns auch auf den Unterſchied zwiſchen der Leidenſchaft zu ſpielen bei den Deutſchen und bei den Franzoſen. Der Deutſche ſpielt, um zu ſpielen, wie er reiſt, um zu reiſen. Der Geiſt der Abenteuerlichkeit iſt auch hier vor Allem thätig, denn der Deutſche ſieht ſich gern in einen Zuſtand verſezt, wo er etwas vom Geſchicke, vom Zufall zu erwarten hat. Dies Schweben in einem Zuſtande, wo der nächſte Augenblick ſein Glück machen kann, iſt ihm ein Genuß, denn er erlaubt ihm ſeine Luftſchlöſſer in Ruhe auszubauen, auszuſtatten und zu bevölkern. Die Fülle von Wörtern, die das Zufällige, das Geheimnißvolle, Schauerliche des unerkannten Gottes des Augenblickes ausdrücken, wie Zufall, Schickſal, Verhängniß, Geſchick, Loos, die der Franzoſe ſämmtlich durch sort überſezt, ſind ein weiterer Beweis dafür. Das Spiel iſt in Deutſchland vielmehr ein Zeitvertreib, als eine Sucht, zu ſpielen, um zu gewinnen. Der Franzoſe dagegen ſpielt, um zu gewinnen. Er iſt proſaiſcher und berechnender als der Deutſche, und möchte gerne ſein Glück auf Einen Wurf machen. Die Worte croupier, brelan, tripot, ſiche, die theilweiſe in Deutſchland Bürgerrecht erhalten haben, beſtätigen dieſe Anſicht, und wer ſie beſtreiten wollte, den verweiſe ich noch an die Worte tricher, tricheur, piqueur und jouereau (falſch ſpielen, falſcher Spieler und Spielverderber), die in Deutſchland nur durch Umſchreibungen wiedergegeben werden können, und deren Bedürfniß man jedenfalls dort mehr und öfter fühlte, wo man eigene neue Worte für ſie erſann und in Aufnahme bringen konnte.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Die Malibran. Spartacus.

Seit ich vom Tod der Malibran geſprochen habe, iſt es unaufhörlich das Geſchäft einer großen Menge hieſiger Menſchen geweſen, die Welt an den Verluſt der großen Sängerin zu erinnern. Zwei oder drei Lebensbeſchreibungen, eben ſo ſchnell compilirt als gedruckt, und wohl mehr Dichtung als Wahrheit, ſind raſch nach einander durch fünf und ſechs Auflagen gegangen. Eine Sammlung verbürgter Anekdoten war die nächſte Folge, und während die Elegans zum Behuf geſellſchaftlichen Glänzens ſich noch mit dem Auswendiglernen der pikanteſten plagen und faſt alle Zeitungsſchreiber weidlich daraus abgeſchrieben haben, finde ich ſo eben einen Proteſt gegen die verbürgten Anekdoten und eine unter der Preſſe liegende wahrhafte Anekdotenſammlung angekündigt. Abbildungen der Garcia, der Malibran und der Beriot, von der Wiege bis zum Grabe, im Flügelkleide wie im Sarggewande, und in allen Rollen, die ſie je gegeben, bedecken die rieſigen Fenſter der ſpeculativen Bilderhändler. Daß es Elegieen und Sonette, gereimte und ungereimte Verſe geregnet hat, verſteht ſich von ſelbſt. Den Biographien und Bildern liegen Abdrücke der Arien und Liedchen, der Duetts und Trio's zur Seite, mit denen die Sängerin in Concerten und auf der Bühne, in geſelligen Kreiſen und in der eigenen Wohnſtube ihre Zuhörer entzückt hat, und für die nächſte Zukunft ſind die hieſigen Verleger der in der faſhionabeln Welt kürzlich Mode gewordenen deutſchen claſſiſchen Geſänge: „Du, du liegſt mir im Herzen u. ſ. w.“ oder: „'s iſt mir Alles eins, ob ich Geld hab' oder keins,“ übel daran. Ueberall ſingen und wirbeln, ächzen und krächzen, zirpen und ſeufzen die hieſigen Schönen und Unſchönen à la Malibran. Es iſt kein Spaß, das mit anzuhören.

Was man Alles erlebt! Die guten Londoner, denen gleich allen guten Engländern die Nordamerikaner vorzüglich dann ein Greuel sind, wenn sie etwas besitzen, was die Engländer gern haben möchten und nicht haben, machen einen Amerikaner zu ihrem Löwen, und drängen und stoßen sich um eines Amerikaners willen Stunden lang vor den verschlossenen Thüren des seit Kurzem in seine diesjährige Season eingetretenen Drurylanetheaters. Es handelt sich von einem gewissen Edwin Forrest vom Neuyorker Theater. Schon vor Eröffnung von Drurylane wurde er als Glanzpunkt der bevorstehenden Season, als Träger der Tragödie angekündigt. Viele Londoner rümpften die Nase; nichtsdestoweniger war das Haus am ersten Abend sehr voll. Man muß dem Londoner Theaterpublikum die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es gegen alle Gäste bei ihrem ersten Erscheinen mit seltenen Ausnahmen die edelste Courtoisie übt, und sie präsumtiv so lange für gut hält, bis es vom Gegentheil sich überzeugt zu haben glaubt. Die Londoner und die Pariser scheinen in dieser Beziehung ihre Naturen zu vertauschen: die kalten Engländer pflegen warm zu empfangen und nach und nach kühl zu werden, die warmen Franzosen empfangen meist kühl und werden nach und nach heiß. Jedenfalls mußte diese Eigenthümlichkeit — denn unbekannt konnte sie ihm nicht seyn — dem Amerikaner bei seinem etwas kitzlichen Unternehmen den Muth stärken, und es zeigte sich auch, daß, wenn er der herkömmlichen Courtoisie vertraut hat, sein Vertrauen ihn nicht täuschen sollte. — Je mehr auf den ersten Eindruck ankommt, auf den Brettern, welche die Welt sind, wie auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, um so wichtiger ist die Wahl des Debütstücks, dort wie hier, und der Amerikaner hatte mit nationaler Klugheit gewählt. Der „Gladiator" nannte sich die Tragödie, welche er zum ersten Male vor die Augen der Londoner brachte. Durch sein Auftreten in einem hier noch nicht gesehenen Stücke sicherte er sich nicht nur den allgewaltigen Reiz der Neuheit, sondern vermied auch die Gefahr der Vergleichung, und außerdem war das Stück eigens für ihn geschrieben, recht eigentlich für ihn geschaffen. Verfasser ist der, zwar in Amerika wohnende, aber in der englischen Literatur rühmlich gekannte Dr. Bird. Der Stoff ist für dramatische Behandlung kein frischer Fund. Sowohl in Deutschland als in Frankreich ist Spartakus auf die Bühne gebracht worden, der tapfere Thrazier, der, als Sklave nach Italien geschleppt und in der berühmten Fechterschule von Capua zum Gladiator gebildet, mit seinen Unglücksgefährten die Riegel ihrer Kerker sprengte, den Prätor Varinius und dessen Legion vernichtete, den Consul Lentulus und dessen Heer in die Flucht trieb und den zweiten Consul Gellius zwang, hinter den Wällen fester Städte Schutz zu suchen, — der grausame Thrazier, der Tausende gefangener Römer, den Manen seines erschlagenen Bundesgenossen Crixus zu Ehren, bei dessen Todtenfeier schlachten ließ, — der vergeltende Thrazier, der in wilden Räuberzügen durch Italien die Schmach rächte, welche das römische Volk in seinen Gladiatorenspielen der Menschheit zugefügt, — der kühne Thrazier, der, von Crassus geschlagen und durch einen sechs Millien langen Graben von ihm eingeschlossen, zur Nachtzeit den Graben überstieg und sich Bahn hieb durch das römische Heer, — der unglückliche Thrazier, der, von einem Theile der Seinigen verlassen, von einem andern wider seinen bessern Rath zum Angriffe gezwungen, noch auf den Knien den Kampf der Verzweiflung kämpfte, bis er, von unzähligen Wunden durchbohrt, die leze Leiche auf dem Haufen niedersank, den er von seinen Feinden um sich aufgethürmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Kunstausstellung. Hildebrands Söhne Eduards.

Es ist auch ein gräßlicher Gegenstand, den Hildebrand erwählt hat, und der doch der Liebling des Publikums und die Zierde der Ausstellung geworden ist. Die Söhne König Eduards werden im Tower von den durch Richard III. ausgesandten Mördern umgebracht. Und wie kommt es, daß zarte Frauen an dem Bilde schwelgen, die Mütter ihre Töchter hinführen, und Thränen der süßen Theilnahme vergossen werden? Ist vielleicht die That im Schatten des Hintergrundes geschehen, und die blutigen Mörder, mit von den Furien zerrissenen Gesichtern, stürzen hinter dem Vorhange heraus? Sieht man die lieblichen Knaben die Knie der Mordknechte umklammern, mit all dem Zauber, den Shakespeare dem flehenden Knaben Arthur in den Mund legt, und der einen Hubert erweicht? Nichts von dem: die That ist noch nicht geschehen, die Mörder haben mit verstecktem Dolche und ziehen Vorhang und Deckbett von den schlafenden Prinzen ab. Da sehen sie ein Schauspiel, das sie nicht erwartet, die Unschuld, der Holden süßen Schlaf, und selbst ihr im Morde aufgewachsener Sinn erschrickt. Der dichtende Maler hat den einzigen Lichtmoment einer gräßlichen That gewählt, wo es noch zweifelhaft bleibt, ob sie geschehen wird; denn offenbar sind die Mörder stutzig; das hatten sie nicht erwartet zu sehen, wie auch wir das nicht erwartet. Hier hat der Maler etwas erschaffen, was noch Keiner malte, so weit wir wissen, die süße Wollust eines gesunden, unschuldvollen Schlafes. Die holden Knaben, brüderlich umschlungen, schlürfen die Wohlthat der Natur ein; der Genuß leuchtet uns nicht allein, der gesunde Jugendathem duftet uns entgegen, wir meinen ihr Athmen zu hören. Sie werden dies wundervolle Bild in tausend Kupferstichen und Steindrucken groß und klein erblicken; glauben Sie nicht, da noch es zu kennen. Es ist hier die Malerei, welche der vortrefflichen Composition erst den unbeschreiblichen Zauber einhaucht. Die Mörder mögen sich ja wohl noch besinnen und es nicht thun, das ist der unwillkührliche Trost, der sich dem Beschauer aufdrängt. Wirklich ist die einzige Rüge, die das Bild trifft, der verhältnißmäßig milde Ausdruck in den Gesichtern der Bösewichter. Man traut ihnen die That nicht zu. Aber vielleicht ist das wieder ein unwillkührliches Verdienst des Künstlers. Beide sind vollkommen befähigt zur That, sie ist ihr Handwerk, aber dieser Anblick erschüttert sie. Der Maler selbst wurde weich, und seine Stimmung ging in die Gesichter der Mörder über, bei Dichtern etwas nicht ganz Ungewöhnliches. Eine seltsame, fatalistische Anekdote knüpft sich an dies Gemälde. Der Maler bestellte in einer Modewaarenhandlung in Düsseldorf die Tricots des einen Prinzen, um auch darin der Wahrheit getreu zu arbeiten, wie denn gerade auch die technische Ausführung Schritt hält mit der Poesie der Auffassung. Die Verkäuferin erkundigt sich, wozu der Künstler ihre Waare brauche, und als sie es erfährt, meint sie, es sey doch seltsam, daß gerade ihre Handlung diese Tricots liefern müsse; denn der Tradition nach stammt der Inhaber derselben, Kaufmann Tirrel, von dem Sir James Tyrrel, dem Richard, freilich auch mehr traditionell als historisch, den fürchterlichen Blutbefehl übertrug. Beiläufig ist es jedoch Pflicht, anzuführen, daß in der respectabeln Familie nichts von dem Blutdurst des englischen Ahnen zu spüren ist, die gegenwärtigen Tirrels vielmehr in Handel und Wandel des ehrenwerthesten Rufes sich erfreuen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 281.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, den 23. November 1836.

Des Gedankens Zwilling, das Wort scheint Hall nur,
Der in die Luft hinfließt: heiliges Band
Des Sterblichen ist es, erhebt
Die Vernunft ihm, und das Herz ihm.

Klopstock.

Die Deutschen und die Franzosen in ihren Sprachen.

(Fortsetzung.)

Ein französischer Ausdruck: querelle d'allemand, klagt die Deutschen der Streitsucht an. Es scheint beinahe, als ob dieser Vorwurf nicht ungerecht wäre, wenn man bedenkt, wie oft es in Deutschland zu harten Worten selbst zwischen guten Freunden in der untern Volksclasse kommt. Aber selbst der Deutsche, der einen Streit anfängt, bleibt meist der herzlich gute Deutsche. Der Streit beginnt oft mit einer Ohrfeige, der sofort der Zank und endlich die Versöhnung folgt, während man in Frankreich zuerst lange streitet, endlich zum Schlagen kommt, und dann der Sieger meist seinen Feind besinnungslos auf der Straße oder auf dem Kampfplatze liegen läßt. Wenn aber auch die querelles allemandes, Zank und Streit ohne erhebliche Ursache, häufiger in Deutschland als in Frankreich seyn mögen, so ist dagegen der Deutsche kein Chicaneur. Er kennt das Wort nur als seinen Nachbarn entlehnt, und dies allein scheint mir ein hinlänglicher Beweis für das Gesagte.

Wir sind einmal in das Bereich der Laster und Fehler gerathen, und so wollen wir hier vollends abrechnen. Die Sprache klagt das deutsche Volk den Franzosen gegenüber noch des Fluchens und des Zotenreißens an. Die französische Sprache ist sehr arm an Flüchen, und selbst der geistreiche Mayeur brachte es hierin nicht höher als bis zu: „nom de Dieu!“ — Ventre gris! ventre bleu! sind gewiß die unschuldigsten Flüche, die es nur geben kann. Aber ein derber deutscher Fluch: „Das Stern-, Hagel-, Kreuz-Donnerwetter soll dich in Grund und Boden schlagen!“ — das ist ein wahrer Sturm, der über unserm Haupte rollt und tobt. Doch wie ein echtes Donnerwetter kühlt er die schwüle Luft ab, und noch ein Faustschlag auf den Tisch, der alle Gläser tanzen, oder ein Fußtritt gegen den Boden, der die festeste Bauernhütte zittern macht, als Blitzableiter, und das Wetter hat sich entladen. Der nächste Augenblick sieht wieder das Friedenszeichen des Regenbogens in dem beruhigten Blicke des gräßlichen Fluchers. Welcher Deutsche hat nicht schon hundert Mal die Wohlthat eines solchen Donnerschlags gefühlt, wenn ihm das Unrecht und der Uebermuth nahe traten?

Das Wort Zote ist ohne Uebersetzung in der französischen Sprache, denn saleté heißt schlechtweg Schmutz. Und wirklich wird man selten einen Franzosen eine wahre Zote reißen hören, während man in Frankreich oft mit der schmutzigsten Lüsternheit Scenen der entwürdigendsten Lust erzählen hören kann. Ich möchte wieder glauben, daß die Zote oft nur ein ablühlendes Wetter ist, wenn

man bedenkt, wie oft man den kecksten deutschen Studenten, der ein Meister im Zotenreißen ist, vor innerer Ehrfurcht zittern sieht, wenn er den Saum des Kleides eines reinen Mädchens berührt.

Das Wort esprit, wie wir bereits wissen, ist in Frankreich feiner, stechender als das Wort Geist in Deutschland, und im Allgemeinen besitzt der Franzose mehr Feinheit als der Deutsche. Die Worte: ruse, espièglerie, fourberie, friponnerie sind in ihrer Feinheit in der deutschen Sprache kaum wiederzugeben, und die deutschen Schalke, die deutsche Schalkhaftigkeit sind zu gutmüthig, zu unbeholfen, um gegen die französische Feinheit auftreten zu können. Diese aber finden wir abermals in den Worten: moquerie, raillerie, persiflage, ironie und sarcasme, die man meist durch Spott und Spötterei zu übersetzen sucht, wenn man nicht eine Anleihe bei den feinern Nachbarn machen will.

Der Charlatanismus scheint ebenfalls, wenn man die Sprache befragt, in Deutschland ein eingewanderter Franzose zu seyn, denn die deutsche Marktschreierei ist eben schon durch das Wort aus allen Salons, aus dem Handel, aus den Zeitungen, vom Hofe und aus den Kabineten verbannt, wo sie der feinere Charlatanismus der Nachbarsprache ersetzen muß. Die guten Deutschen haben das Wort adoptirt, und wir sind in der Zeit des Fortschrittes.

Die Franzosen sind thätiger als die Deutschen, diese beständiger als jene. Langsam und sicher! eile mit Weile! sind zwei Kernsprichwörter, die in dieser Beziehung den ganzen deutschen Charakter entbüllen. Der Franzose, activ wie er ist, sagt: faire faire, der Deutsche, viel passiver: machen lassen; der Franzose: il fait chaud, froid u. s. w., der Deutsche: es ist heiß, kalt u. s. w. Das Wissen schon wird bei dem Franzosen zur Handlung: il sait la langue Anglaise, d. h. er weiß, er kann sie sprechen; der Franzose sagt: je sais le faire, je sais me taire, während der Deutsche sagt: ich kann es thun, ich kann schweigen, denn der Deutsche ist weit entfernt, Alles zu können, was er weiß, und Vieles von dem Wuste, den der zusammenscharrt, ist für ihn todter Kram, während der Franzose, was er weiß, auch kann. Der Franzose in seiner rastlosen Thätigkeit, in seinem Suchen nach einem bestimmten Resultate, verwechselt sogar oft Ursache und Wirkung, da er in beiden nur das Resultat beachtet und würdigt. Stérilité ist für ihn sowohl Unfruchtbarkeit als auch Mißwachs, la plaie ist ihm die Wunde und zugleich die Narbe, pénitence zugleich die Reue und die Buße, und endlich humanité die Menschheit und die Menschlichkeit.

Die französische Sprache hat noch ein Wort, das in dieser Beziehung so schlagend als möglich ist. Lâcheté bezeichnet in Frankreich zugleich Feigheit und Faulheit. Aber trotz aller dieser Activität ist das französische Volk nicht so arbeitsam als das deutsche. Die Arbeit scheint, wenn man nur die Sprache zu Rathe zieht, in Frankreich sehr nahe mit Mühe und Noth verwandt zu seyn; denn das Wort peine drückt sehr oft die Arbeit aus, wie in: un homme de peine, ein Arbeiter, und das Wort travail oft die Noth, den Schmerz selbst, wie in: il est travaillé par la fièvre etc. Der Franzose sagt endlich: il se tue, er tödtet sich, wenn er ausdrücken will, daß einer sehr viel arbeitet, und man könnte hieraus, wenn man diesen Ausdruck nicht zu denjenigen, die mehr malerisch als wahr sind, rechnen will, beinahe schließen, daß der Franzose die schwere Arbeit wie den Tod selbst fürchtet.

Die Franzosen sind ein glückliches Volk, denn sie gewinnen ihren Lebensunterhalt, sie gewinnen ihr Brod (ils gagnent la vie, le pain), die armen Deutschen müssen es verdienen. Und beim Himmel, sie verdienen es, denn es gibt auf dieser Welt schwerlich irgendwo Arbeiter, wie die Deutschen, und sie sind gesucht und geachtet, wo es nur immer schwere Arbeit gibt. In den beiden Ausdrücken: sein Brod gewinnen und sein Brod verdienen, liegt eine tiefere Wahrheit, als man auf den ersten Anblick glauben sollte. Es sey ferne von mir, zu behaupten, daß der Franzose sein Brod, das er gewinnt, nicht verdiene; aber er gewinnt es, denn er weiß die Arbeit mit dem Vergnügen zu vereinen, aus der Arbeit eine Unterhaltung zu machen und aus der Unterhaltung den Nutzen einer Arbeit zu ziehen. Der Deutsche dagegen ist ganz Arbeit, wenn er einmal in die Werkstatt oder in die Schreibstube tritt, er arbeitet unverdrossen, ein Wort, das sich nicht in's Französische übersetzen läßt, und wartet ruhig die Feierstunde ab, um dem Vergnügen nachzugehen, wenn er nur so viel gewinnt, daß er dafür ein paar Kreuzer erübrigen kann. Aber dann ist er, wie bei der Arbeit ganz Arbeit, bei der Lust ganz Lust, und sicher viel inniger beruhigt, als der Franzose, dem seine ihn stets verfolgende Thätigkeit nicht erlaubte, ein Wort für Behaglichkeit zu haben, da er den Begriff nicht kennt, da er nicht wie der Deutsche sich dem durch dies Wort ausgedrückten Zustande überlassen kann, der die höchste Ruhe ausspricht, das Aufgeben jeder erregenden Idee, die den Genuß dieser Ruhe zu stören im Stande wäre.

Die deutsche Sprache weiß, daß das Volk, das sie vertritt, zu schwerer, harter Arbeit hienieden verdammt ist, und deßwegen verspricht sie ihm eine ewige Ruhe, eine Ruhestätte nach vollbrachtem Lebenstagewerk.

Der Unterschied zwischen den beiden Völkern ist bedeutend genug, aber wie bedeutend er ist, so finden wir denselben stets in den Sprachen wieder. Wir haben die

jezt ihren Charakter im Allgemeinen betrachtet, und wir werden denſelben Widerſchein, daſſelbe treue Bild der Völker in ihren Sprachen wiederfinden, wenn wir beide, in Einzelnheiten eingehend, vergleichen. Wir behalten dies einigen ſpätern Artikeln vor.

Zur Archäologie der Erde.

(Fortſezung.)

Der Kopf, bei allen Thieren der wichtigſte, charakteriſtiſchſte Theil, zeigt auf den erſten Blick, daß die Ichthyoſauren weder Fiſche, noch Wallfiſche, ſondern Reptilien waren; er hat Manches von dem Kopf der jezigen Krokodille, nähert ſich aber doch noch mehr dem der eigentlichen Eidechſen. In Form und Anordnung der Zähne iſt er den Krokodillen am verwandteſten, aber die Naſenlöcher ſind nicht, wie bei den Krokodillen, an der Spize der Schnauze, ſondern, wie bei den Eidechſen, ganz nahe an's Auge gerückt. Das Auffallendſte am Kopfe iſt aber das ungeheuer große Auge, deßgleichen kein lebendes Thier auch nur annähernd eines beſizt. An einem Schädel beträgt der längere Durchmeſſer der Augenhöhle vierzehn Zoll. Der Rachen des Thiers muß furchtbar weit geſpalten geweſen ſeyn: bei den größern Arten ſind die Kiefer zuweilen mehr als ſechs Fuß lang. Seine Gefräßigkeit ſtand ohne Zweifel mit dieſen Mitteln der Zerſtörung im Verhältniß. Der Hals war kurz, wie bei den Fiſchen. Die Zähne ſind kegelförmig, wie beim Krokodill, aber weit zahlreicher; oft ſind ihrer gegen hundert und achtzig.

Zu den intereſſanteſten Punkten im Bau dieſes außerordentlichen Thiers gehört ſein rieſenhaftes Auge. Nach der Maſſe von Licht, die es aufnehmen konnte, muß es ausnehmende Sehkraft beſeſſen habe, und wir ſehen noch deutliche Spuren, daß es als Mikroſcop wie als Teleſcop diente. Man findet nämlich vorne an der Augenhöhle einen Kranz von verſteinerten dünnen Knochenblättchen, die in der Mitte ein Loch laſſen, wo einſt die Pupille lag; dieſe Blätter gleichen nach Form und Dicke ganz denen einer Artiſchoke. Ein ſolcher gegliederter Knochenring kommt bei den Fiſchen nicht vor, wohl aber bei vielen Vögeln und bei Schildkröten und Eidechſen. Bei lebenden Thieren hängen dieſe Knochenplatten mit der äußern Augenhaut zuſammen, und ihre Beſtimmung iſt, die Hornhaut bald flacher, bald gewölbter zu machen und dadurch die Sehweite zu verändern. Werden ſie durch die an ſie befeſtigten Muskeln einwärts gezogen, ſo preſſen ſie den vordern Theil des Auges vorwärts, machen es gewölbter und verwandeln es ſomit in ein Mikroſcop; laſſen ſie wieder nach, wodurch der Augapfel wieder in ſeine natürliche Lage zurücktritt, ſo iſt das Auge ein Teleſcop. Die weichen Augentheile der Ichthyoſauren ſind natürlich gänzlich verſchwunden, aber dieſer merkwürdig gebaute Knochenring, der ſich erhalten hat, weiſt uns ſtreng darauf hin, daß das ungeheure Auge, welches er vorne umſchließt, ein optiſches Werkzeug von ungemeiner und veränderlicher Kraft war, daß der Ichthyoſaurus damit ſeine Beute in großer und in kleiner Entfernung, bei Nacht und in den Tiefen des Meers gewahrte. Dieſer merkwürdige Apparat von Knochen diente überdem dazu, einen Augapfel, der nicht ſelten größer war als ein Menſchenkopf, außen zu verſtärken, damit er dem Druck in tiefem Waſſer, dem er wohl häufig ausgeſezt war, beſſer widerſtehen konnte; er ſchüzte ferner das wichtige Organ gegen den Stoß der Wellen, wenn das Thier heraufkommen mußte, um Luft zu ſchöpfen; da die Naslöcher beim Ichthyoſaurus dicht am vordern Augenwinkel liegen, ſo konnte er nicht athmen, ohne das Auge an die Waſſerfläche zu erheben, während die Krokodille nur die Spize der Schnauze herauszuſtrecken brauchen.

Die Kiefer des Ichthyoſaurus beſtehen, wie bei Krokodillen und Eidechſen, bei welchen ſie auch in mehr oder minder lange Schnäbel auslaufen, aus mehreren dünnen Knochenplatten, und auf dieſe Weiſe ward Stärke neben Elaſtizität und Leichtigkeit in weit höherem Maße erzielt, als bei einem einzigen Knochen, dergleichen die Säugetiere haben, möglich geweſen wäre. Es ſpringt in die Augen, daß ein ſo dünner, langer Unterkiefer, wie der eines Krokodills oder Ichthyoſaurus, mit dem ſie doch die großen, kräftigen Thiere, welche ihnen zur Nahrung dienen, packen und feſthalten, verhältnißmäßig ſchwach und zerbrechlich geweſen wäre, wenn er nur aus Einem Knochen beſtanden hätte. Daher iſt jede Seite des Unterkiefers aus ſechs beſondern Stücken zuſammengeſezt, und hiemit wird die größte Elaſtizität und Stärke beim kleinſten Gewicht ganz auf dieſelbe Weiſe erzielt, wie wenn wir aus verſchiedenen Stücken elaſtiſchen Holzes den Bogen einer Armbruſt, oder aus dünnen Stahlplatten Kutſchenfedern machen. Wie bei dieſen Werkzeugen, ſo ſind auch beim zuſammengeſezten Kiefer des Ichthyoſaurus die Platten an den Stellen, wo die größte Kraft auszuüben iſt, am zahlreichſten und ſtärkſten; gegen die Enden, wo ſie weniger in Anſpruch genommen ſind, brechen einige ab und die andern werden dünner. Wenn man ſchon geſehen hat, mit welcher Gewalt ein Krokodill ſeine langen, dünnen Kiefer zuſammenſchlägt, ſo weiß man, wie leicht der Unterkiefer brechen müßte, beſtände er nur aus Einem Knochen zu jeder Seite: ganz daſſelbe gilt nun vom Ichthyoſaurus.

(Die Fortſezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Fortsetzung.)

Die Kunstausstellung. Lessing. Biblische Bilder.

Bendemann hat seinen berühmten Jeremias wieder ausgehängt. Das großartige Bild behält auch neben dem anziehendern und lebendigern Hildebrands sein Recht. Aber immer deutlicher wird der Wunsch, aus den trauernden Gruppen herauszukommen, zumal sich noch immer Nachzügler melden, trauernde Griechen, Polen, und wo wäre in der neuesten Völkergeschichte nicht endloser Stoff zur Trauer! Darum kranket schon eine Mordscene, weil man eine That sieht. Lessings Trauer — und er hat eigentlich mit seinem Königspaare den ersten Anstoß gegeben — ist anderer Art. Er hat sie in die todte Natur zurückversenkt. Da ist ein vulkanischer Berasee, ein stilles, trostloses Gewässer in einer erstorbenen Natur, nichts Lebendiges als eine Schaar wandernder Kraniche, und über der unaussprechlichen Traurigkeit, wie die höchste Ironie, ein durchsichtig heiterer Horizont. Dort, auf einem andern Bilde, kehrt ein alter Ritter aus dem gelobten Lande zurück. Die Glieder sind steif, die Kleider abgetragen, der Klepper, auf dem er eingefallen sitzt, abgerieben. Er bringt nichts mit, und er wird nichts in der Heimath finden, als ein Grab. Hier eine herbstliche Bergschlucht, ein zerstörtes Räubernest dampft noch, der brenzlige Qualm haucht uns unangenehm an. Ein erschossener Räuber liegt am jähen Abhange versteckt, die Flinte neben ihm. Der Verlassene und Verlorene wird nun selbst ein Opfer der Raubthiere. Wir erwarten, wie diese mystische Naturtrauer in dem vortrefflichen Künstler sich wieder menschlich kräftig in der Hussitenpredigt äußern wird, ein längst angekündigtes, und von denen, die es sahen, hochgepriesenes Werk. — Der biblischen Gegenstände finden sich nicht allzuviele; die alttestamentarische Partie ist, wie dies jüngst vorgebracht, noch am reichsten, und die Michel Beersche Stiftung, welche jüdischen Malern, die ein Preisbild liefern, ein Stipendium von 500 Thalern zusichert, wird dazu beitragen, diese Gegenstände im Cours zu erhalten. Jeremias sitzt, wie angegeben, und trauert auf den Trümmern Jerusalems. Hensel (der treffliche Schüler zieht) läßt die Mirjam tanzen und spielen vor Freude, daß die Juden das rothe Meer passirt haben; ein Bild mit demselben Gegenstande wird von Köhler aus Düsseldorf erwartet. Auch hat Bendemann zwischen jüdischer Trauer und Freude ein juste milieu, die Ermattung in der Sommerhitze, gemalt, nämlich eine orientalische Ernte, ein liebliches Bild, dessen Composition nur zerfließt, und als Ganzes mehr dem Charakter einer laufenden Freskoarbeit, als einem in sich geschlossenen Gemälde nahe kommt. Ein junger Maler, Ehrhardt, der eine Tochter Jephta's gemalt, verspricht durch sein Compositionstalent viel für die Folge, wenn gleich dies Bild selbst noch große Rügen zuläßt. Unter den rein christlichen Gegenständen ist manches Stück, wo das Einzelne anspricht, aber man doch dem Bilde den Mangel an der festen Ueberzeugung ansieht, ohne welche diese katholischen Stücke im Gebiete der Kunst immer etwas Unsicheres behalten werden. Nur eine ihr Kind anbetende jungfräuliche Marie von Jäger scheint ganz aus jenem zart gläubigen Geiste entsprungen, und ist daher auch in der Ausführung Wahrheit geworden.

(Der Beschluß folgt.)

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das neue Trauerspiel Spartacus.

Das Birdsche Trauerspiel beginnt mit den Anstalten, welche der Prätor Crassus trifft, durch Befriedigung der römischen Schaulust die Gunst der Bewohner Roms zu gewinnen. In den beabsichtigten Spielen sollen die Gladiatoren des Bracchius und des Lentulus eine Hauptrolle übernehmen. Der berühmteste von jenen ist der Thrazier Phasarius, der ungekannteste unter diesen der thrazische Schafhirt Spartacus. In dem Sklavenkörper des Erstern lebt ein freier Geist; er faßt den Vorsatz, die Fesseln abzuwerfen, theilt ihm seinen Kampf- und Leidensgefährten mit und findet williges Gehör. Bei geeigneter Gelegenheit wollen sie ihre Waffen gegen ihre Peiniger kehren. Jetzt erscheint Spartacus in Ketten. Sein Herr befiehlt ihm, am Tage des Festes der Vorderste mit den Gladiatoren des Bracchius zu kämpfen, und dieser wie jener fordern ihm den üblichen Eidschwur ab. Er verweigert die Leistung und den Kampf, und klagt in Worten der Sehnsucht und des Verzweifelns um den häuslichen Herd, der ihm zerstört, um Weib und Kind, die ihm genommen worden. Das Auftreten von Bracchius Sklavinnen unterbricht ihn, und sein streifender Blick findet sein Weib Senona und sein Kind. Er hat Beide ermordet geglaubt von den Römern, die ihn gefangen. Nun sieht er Beide lebend, und er soll sie zurückhaben, kann sein Weib vor Entehrung schützen und sein Kind der Mutter lassen, wenn er Lentulus Forderung sich fügen will. Sein eisernes Gemüth wird weich, er unterwirft sich dem unabwendbaren Ansinnen und gelobt feierlich, ein Gladiator zu werden und für den Geldgewinn seines Herrn und für die Schaulust des römischen Pöbels sein Schwert mit Feinden zu messen, die seinem Schicksale verwandt sind. Der folgende Akt zeigt das Amphitheater in Rom, eines jener Bauwerke des Alterthums, welche die Gegenwart bewundert und in denen die damaligen Beherrscher der Welt ihre Augen weideten an Blut und Qual. Mit gezwungenem Willen ficht Spartacus, und wie der Prätor winkt, erschlägt er seinen Gegner, einen Gallier. An dem unversehrten Kämpfer soll nun Phasarius sich versuchen. Aber indem Beide die Schwerter aneinander legen, erkennen sich Beide als Brüder. Mit dem Bruder zu fechten, hat Spartacus nicht geschworen, und auch Phasarius will nicht mit dem Bruder kämpfen. Flehend wenden sie sich an das Herz des Prätors; er will sie nicht hören. Da thut Spartacus seinem Bruder den Vorschlag, lieber, als dem unnatürlichen Gebote zu gehorsamen, auf die Wache sich zu stürzen und gegen hohen Preis das Leben zu verlassen. Phasarius schweigt einen Augenblick, dann ruft er das verabredete Zeichen; die verschworenen Schwertbrüder stürmen herbei, die Wache wird geworfen, und während des Gefechts fällt der Vorhang. Im dritten Akte erscheint Spartacus an der Spitze eines zwar zahlreichen und durch Sklaven, die aus allen Theilen Italiens zu seiner Fahne eilen, stündlich noch mehr anschwellenden, aber schlecht bewaffneten und noch schlechter disciplinirten Heeres. Dessenungeachtet schlägt er die wider ihn ausgesendeten römischen Feldherren und ihre kampfgeübten Legionen. Unter den Gefangenen befinden sich sein Weib und Kind, des Prätors Nichte Julia und ihr Geliebter. Doch dieser Sieg bringt ihm Unglück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilagen:
Literaturblatt Nr. 118 und Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 24. November 1836.

— Es sieht des Menschen Auge ringsumher
Das Land entfärbt, die Blumen ausgesogen,
Das Gras verschmachtet und von Säften leer.
Gleich Flammen sind am Horizont voll Grauen
Die unfruchtbaren Weiten anzuschauen.

Tasso.

Reise nach Ungarn und Siebenbürgen.

Von J. G. Elsner.

Zweiter Abschnitt.

(s. März 1836.)

Meine frühere Reise nach Ungarn und Siebenbürgen, von der ich im März dieses Jahrs den Lesern Einiges mitgetheilt, war ein Winterfeldzug; diesmal sah ich beide Länder im Sommer.

Ueber Ungarn, von welchem ich schon früher manchmal zu sprechen Gelegenheit hatte, gebe ich jezt nur wenige Notizen, dagegen werden einige Schilderungen aus dem so wenig bekannten Siebenbürgen nicht unwillkommen seyn.

Es war heiß und trocken, als ich im Juni die ermüdenden Ebenen von Niederungarn durchreiste. Ich hatte die Theis ohngefähr auf drei Meilen im Rücken, als Erscheinungen in meinen Gesichtskreis traten, welche ich mir Anfangs nicht deuten konnte und die ich für eine Täuschung meines Auges hielt. In der Entfernung von etwa einer Meile fand ich mich in einem weiten Halbkreise von Wasser umgeben, so daß ich, hätte ich das Land nicht von früher her gekannt, ernstlich besorgt geworden wäre, wie ich weiter kommen sollte. So wie ich aber vorwärts kam, verschwanden die mich umgebenden Seen, traten aber immer wieder in gleicher Entfernung in meinen Horizont. Aus ihnen tauchten Inseln mit Baumgruppen, nicht selten auch Ruinen und Städte auf. Das Ganze gewährte einen schönen Anblick und unterhielt mich in der einförmigen Gegend trefflich. Possierlich war die Besorgniß des Kutschers, den ich von Hause mitgebracht, wie wir über das viele Wasser kommen sollten. — Nah und fern tanzten um mich Staubsäulen, die sich bis in die Wolken erhoben und nicht selten wohl einen Durchmesser von zwanzig und mehreren Fußen hatten. Wird man von einer solchen, einem Produkt der fortwährend entstehenden Wirbelwinde, betroffen, so überschüttet sie einen völlig mit Staub und gibt nicht selten dem Wagen einen Ruck, der ihn beinahe umstürzt. Sie bieten dem Auge einen wahren Elfentanz dar, denn man sieht deren oft dreißig und mehr auf einmal. Diese beiden Erscheinungen, Fata Morgana und Staubsäulen, kommen, wie bekannt, in der Wüste vor. In der That haben auch die hiesigen Ebenen durch ihre furchtbare Dürre mit einer solchen Manches gemein. Wer noch bezweifeln wollte, daß der Regenfall sich in einer Gegend im Verhältniß, als die Waldungen verschwinden, vermindert, der kann sich hier davon auf's Augenscheinlichste überzeugen. Der heurige Sommer gibt den besten

Beweis. Rings um die niederungarischen Ebenen war die Trockenheit außer allem Vergleich geringer als hier, und die Ernte war allenthalben in hohem Grade gesegnet, während die Dürre hier Mißwachs zuwege brachte. Einen schlagenden Beweis von der hier aufgestellten Behauptung erhielt ich eines Tags, wo es mehrere Stunden regnete. Ueberall fiel der Regen in den Ortschaften mehr als doppelt so stark als im Freien: denn um jene sind eine Menge Bäume und Gebüsche, während das platte Land völlig kahl ist.

Diese mit so fruchtbarem Boden gesegneten Ebenen gehen, wie es scheint, dem Schicksale entgegen, endlich immer weniger an Vegetabilien zu erzeugen und bei anhaltend trockenen Jahren zur halben Wüste zu werden. Und doch wäre diesem Schicksal leicht vorzubeugen; die Anlage von Gebüschen könnte schnell und wirksam helfen. Die Natur gibt den Wink dazu: mit außerordentlicher Schnelligkeit wächst hier die Akazie empor, und wo man sie pflanzt, hat man in Zeit von zehn Jahren dichte Gebüsche und in dreißig Jahren Stämme. Mit ihr zugleich gedeihen auch andere Hölzer und wachsen freudig. An Land zu solchen Gebüschen fehlt es nicht, und wenn man dazu auch nur den zehnten Theil von den öden Hutweiden (hier Heiden genannt) verwendete, so wäre dies gewiß hinlänglich, eine feuchtere Atmosphäre und mit dieser einen stärkeren Regenfall zu veranlassen. Nebst dem aber kommt in ernste Betrachtung, daß man damit dem drückenden Holzmangel abhälfe, der hier so groß ist, daß man zur Feuerung sich fast nie des Holzes, sondern des Schilfes, Strohs und Düngers bedient. Lezteren knetet man mit Erde zusammen und formt daraus Kuchen, welche man trocknet und in Haufen bei den Gebäuden aufstellt. Anfangs errieth ich kaum, was das sey. Der Geruch belehrte mich bald; denn im Herbste und Winter, wo man stark feuert, wird die Luft mit einem Gestank erfüllt, der fast unerträglich ist. Auf diese Art entzieht man denn noch den Dünger dem Acker, welcher solchen Raub, vermöge seines natürlichen großen Reichthums an Pflanzennahrungsstoffen, freilich nicht gerade streng rügt. Dennoch bedarf es keiner großen Aufmerksamkeit, um sich zu überzeugen, wie das Land sich allmählich entkräftet und wie man auch auf diesem Wege die Wüste herbeiführen hilft. — Um hier das Bessere einzuführen und Waldanlagen in Gang zu bringen, bedürfte es einiger Beispiele, die von Seiten der größern Grundbesitzer gegeben werden müßten. Der gemeine Mann folgt, wenn er sich vom Nutzen überzeugt hat, schon nach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Archäologie der Erde.

(Fortsetzung.)

Die Wirbelsäule des Ichthyosaurus besteht aus mehr als hundert Stücken, und obgleich ein Eidechsenkopf darauf sizt, so kommen doch die Wirbel in der Hauptsache mit denen der Fische überein. Jeder Fischesser weiß, daß die Wirbel der Fische an beiden Flächen kegelförmig ausgehöhlt sind, und daß je zwischen zwei Wirbeln eine weiche, biegsame, zähe Substanz liegt. Der ganze Bau des Ichthyosaurus weist darauf hin, daß er sich sehr rasch im Meere bewegte, und so waren dergleichen hohle Wirbel, denen die Fische ihre Beweglichkeit im Wasser verdanken, ihm ungleich angemessener als solide Wirbel, wie Eidechsen und Krokodille sie haben. Reptilien aber, welche, wie das Krokodill, wenigstens zum Theil auf dem Lande leben, konnten keine solche hohlen Wirbel haben; denn da ihr Rücken fast einen rechten Winkel mit den Beinen bildet, so üben die Wirbel einen sehr bedeutenden Druck auf einander aus, und müssen daher mit breiten, ganzen Flächen aneinander liegen. Es ist somit völlig ausgemacht, daß ein so großes, schweres Thier mit Fischwirbeln, wie der Ichthyosaurus, wäre es mit Füßen statt mit Flossen versehen gewesen, sich nicht ohne Gefahr für seinen Rückgrat auf dem Lande hätte bewegen können.

Ein Seethier, das die atmosphärische Luft athmete, mußte eine Vorrichtung besitzen, mittelst welcher es im Wasser sich leicht auf und ab bewegen konnte, und wir finden sie auch in den ungemein starken Vordertazen des Ichthyosaurus und in dem merkwürdigen Knochenapparat, an welchem diese Tazen vorne an der Brust sitzen. Es ist nun äußerst interessant, daß sich eine ähnliche Vorrichtung, wie die lezgenannte, bei dem merkwürdigen neuholländischen Säugethier, dem Ornithorhynchus oder Schnabelthier, findet, das auf dem Boden von Seen und Flüssen seine Nahrung sucht, und wie der Ichthyosaurus beständig an die Wasserfläche herauf muß, um Luft zu schöpfen. Eine wunderbare Meereidechse, deren Geschlecht mit der Bildung der Flözgebirge erlosch, zeigt somit eine Reihe von Organen, welche sich, nach demselben Prinzip gebaut und zum selben Zwecke, bei einem der sonderbarsten Wassersäugethiere der jetzigen Schöpfung wiederholt, und so sehen wir in zwei, durch eine unermeßliche Kluft getrennten Zeitpunkten dieselben Zwecke durch Werkzeuge erreicht, deren Uebereinstimmung streng auf die Einheit des Planes hinweist, nach dem sie gebildet worden.

In der Bildung der Extremitäten entfernt sich der Ichthyosaurus von den Eidechsen ganz und nähert sich den Wallfischen. Bei einer gewaltigen Eidechse, welche sich, wie die Wallfische, im Meere tummelte und Luft athmete, mußte der Vorderfuß und die Taze der Eidechse

große Modifikationen erleiden, und so ſind hier aus den Extremitäten, ſtatt Füßen, Floßen geworden. Dieſe Floſſen oder Ruder waren aus einer Menge vieleckiger Knochen — oft ſind ihrer über hundert — zuſammengefügt, und ſie mochten, mit der Haut überzogen, ſo ziemlich dem Ruder eines Delphins oder Wallfiſches gleichen, nur daß ſie noch weit ſtärker und elaſtiſcher waren. Dazu kamen auch hinten ähnliche, nur kleinere Floſſen, die bekanntlich dem Wallfiſch fehlen.

Hinſichtlich der äußern Bekleidung des Thiers iſt man bis jezt noch nicht ganz im Reinen. Natürlich wäre der Gedanke, ihm Schuppen oder Hornplatten zuzuſchreiben, wie Fiſche, Eidechſen und Krokodille ſie haben; aber die Schuppen und Platten dieſer Thiere haben ſich mit ihren Gebeinen in denſelben Flözen, wie die Gebeine des Ichthyoſaurus, erhalten, und ſo müßte man wohl in dem ſo emſig durchſuchten Liaskalk auch Reſte von der Hautbekleidung des Ichthyoſaurus gefunden haben. Nicht ſelten ſieht man aber ſchwarze Fezen verſteinerter Oberhaut an den Skeletten hängen, zum Beweis, daß zwiſchen dem Tod des Thiers und der Verſenkung deſſelben in die ſchlammigte Maſſe, aus welcher der Liaskalk ſich bildete, nur kurze Zeit verfloß. Unter den lebenden Reptilien iſt ja auch bei einer ganzen Familie die Haut nackt, unbewehrt, nämlich bei den Fröſchen. Bei Eidechſen und Krokodillen ſchüzen die Schuppen und Hornplatten den Körper gegen die Reibung harter Subſtanzen, mit denen er auf dem Lande in Berührung kommt; aber unſere Fiſcheidechſe, die ausſchließlich im Waſſer lebte, bedurfte wohl ſo wenig eines Panzers als die Wallfiſche, deren Haut auch nackt iſt.

Bisher haben wir nur das Skelet des Thiers beſchrieben, wie es, mehr oder weniger erhalten, in den Flözen eingeſchloſſen vorkommt, und daraus, nach Analogie der verwandten lebenden Geſchöpfe, ſeine Lebensweiſe und die Art ſeiner Bewegung abgeleitet. Wir kommen aber jezt zu noch überraſchenderen Entdeckungen der neueſten Zeit, nämlich zu den Produkten der Verdauung dieſer vorweltlichen Ungeheuer, den ſogenannten Coprolithen oder Kothſteinen. Die Marmorhärte dieſer Körper muß auch den Empfindlichſten beruhigen, und ſo können wir wohl ohne Scheu auf dieſen Gegenſtand eingehen.

(Die Fortſezung folgt.)

Aus der Tagesgeſchichte.

Das tägliche Leben der Völker iſt der beſtändig verdunſtende Strom, aus dem ſich die Geſchichte kryſtalliſirt. In dieſem Tagesleben kommt aber gar Manches vor, was Volk, Stand, Alter und Geſchlecht auf's Treffendſte bezeichnet, und ſo dem Menſchenbeobachter zum Merkzeichen, ja oft dem Dichter zum fruchtbaren Stoff wird. Wir rechnen hieher neben vielem Andern die ſchauerlichen und erſchütternden, die luſtigen, oft höchſt burlesken Auftritte, wie ſie vor den engliſchen und franzöſiſchen Criminal- und Polizeigerichten vorkommen. Der Mangel an öffentlichem Verfahren in Deutſchland, wodurch die Verkehrtheiten und die Schmerzen des Volks, ſein Wiz und ſeine Laune unter dem Scheffel bleiben, iſt vielleicht eine der hundert Urſachen, warum wir kein Luſtſpiel haben. Es verlohnt ſich wohl der Mühe, aus dieſer Maſſe augenblicklich auftauchender Begebniſſe und Situationen einerſeits das Schlagendſte in nationeller und pſychologiſcher Hinſicht, andernſeits das Ergözlichſte auszuheben.

Die Feinwäſcherin.

Täglich, beſonders aber Mittwochs und Sonnabends, begegnet man in den Straßen von Paris zierlich, aber einfach und äußerſt ſauber gekleideten Frauenzimmern: Haube und Halskragen ſchneeweiß, und ein Strumpf, wie man ihn ſelten ſo blendend und ſo ſtraff angezogen ſieht. Der mit ſchneeigtem Linnen bedeckte Korb gehört zum Ganzen, aber auch ohne ihn erkennt man leicht die Feinwäſcherin. Noch von zwanzig Jahren her erinnere ich mich mit Vergnügen, wie das ſchmucke Weibchen, das die deutſchen Inſaßen des Hôtel de Bourgogne zu bedienen hatte, jeden Sonnabend in mein Zimmer trat, und wie ich über der ganzen zierlichen Perſon und der trog des abſcheulichen Wetters wunderbar reinen Chauſſure nicht dazu kam, meine vom Waſchholz mißhandelte Wäſche genauer zu muſtern. — Aber nicht Jedermann iſt ſo gut, wie ein bidder, junger Deutſcher, und es iſt keine Kleinigkeit, Feinwäſcherin zu ſeyn: die Launen der Kokette, die Knickerei der Haushälterin, die Wunderlichkeiten des alten Junggeſellen, den Eigenſinn des jungen Laffen ertragen, die Verantwortlichkeit für all das Unheil auf ſich nehmen, das in der Welt aus einer falſch gelegten Falte, aus einem zerknitterten Kragen entſtehen kann, all dem widrigen, ducligten, gelbſüchtigen Volk, das für ſeine Gebrechen die Wäſcherin verantwortlich macht, ein freundliches Geſicht zeigen, mit übler Laune und am Ende gar nicht bezahlt werden — all das, und noch hundertmal mehr muß ſie ſo leicht über ſich weggleiten laſſen, wie ihr Eiſen über die Leinwand. Die Feinwäſcherin bedarf daher einer ungewöhnlichen Doſis von moraliſcher Kraft, um ſich alle dieſe Widerwärtigkeiten, all die plumpen Verdächtigungen ihrer Ehrlichkeit, Pünktlichkeit und Fingerfertigkeit nicht anfechten zu laſſen. — Mademoiſelle Mathilde beſizt dieſe Kraft, und wäre neulich nicht als Klägerin vor dem Pariſer Zuchtpolizeigericht geſtanden, wenn es ſich bloß um eine der genannten Armſeligkeiten gehandelt hätte. Aber nein, nicht ihrem Zartgefühl, nicht ihrem Handwerksſtolz war man zu nahe getreten; ihr unentbehrliches Inſtrument, ihr eigentliches Handwerkszeug hatte man ihr zum wenigſten auf ein halbes Jahr zu Grunde gerichtet. Hören wir ſie ſelbſt. — Mathilde. Meine Herrn, ich darf es ohne Scheu ſagen, ich bin die beſte Fältlerin in Paris, und da hat nun Monſieur Iſidor hier mich unzarter Weiſe ſo zugerichtet, daß ich ein halbes Jahr, vielleicht noch länger nicht fälteln kann. — Präſident. Zugerichtet? wie ſo? — Mathilde. Er hat ihn mir zu Grunde gerichtet, zerbrochen, vom Fleiſch weggeriſſen; über zwei Stunden hat's geblutet. — Präſident. Zerbrochen? was denn? — Mathilde. Meinen Nagel, meinen Fältelnagel, den Nagel am rechten Daumen hier; er war einen guten halben Zoll lang und hart wie Horn; er ſtand ſchon drei Jahre, und ſo bekomme ich keinen wieder. — Präſident. Und weßhalb ſollte er Euch Euern Nagel zerbrochen haben? —

Mademoiselle. Ei, aus lauter Bosheit und — Liebe. — Präsident. Ei, und wie ging dies zu? — Mathilde. Sehen Sie, wir wollten einander heirathen; da mußte ich aber abscheuliche Dinge von ihm hören, und wie er mich belogen: er wollte 2000 Francs in der Sparkasse haben, und es war nichts; da mochte ich nicht mehr, und da wurde er wild und kam voll Bosheit zu mir auf's Zimmer und sagte: du bist hochmüthig, weil du mehr hast als ich! aber warte, ich will dir den Brodkorb schon höher hängen, und da ging er her und zerbrach mir den Nagel. — Präsident zu Isidor. Was habt Ihr dagegen zu sagen? — Isidor. Ich wollte sie umarmen, um sie zu besänftigen, aber sie schlug um sich, und darüber muß der Nagel abgebrochen seyn; ich kann nichts dafür. — Mathilde. Ei warum nicht gar! Ich wehrte mich, allerdings, und wollte meinem Nagel nichts geschehen lassen; aber du hast ihn mir abgeknickt! — Isidor. Warum sollte ich es auf deinen Nagel abgesehen haben? Wenn du bei deinem Geschäfte Schaden von der Geschichte hast, so thut mir's leid; warum ziertest du dich aber auch so und wolltest dich nicht küssen lassen! — Präsident. Wie viel verlangt Ihr für Euern zerbrochenen Nagel? — Mathilde. Tausend Francs, und das ist nicht zu viel, wenn man rechnet, was ich damit verdiente. — Isidor. Tausend Francs! Ei, die müßte ich erst in Amerika holen! Hört einmal, Mademoiselle Mathilde, wollt Ihr mich zum Mann haben, und fünf Francs wöchentlich, bis das Aufgebot in Richtigkeit ist? Mehr kann ich nicht thun, ich verdiene nur zwanzig Francs die Woche. — Mathilde. Die Hand drauf, daß du die fünf Francs richtig zahlen willst! — das Uebrige wird sich finden. — Isidor. Hier die Hand, und ich schwöre obendrein, du sollst die fünf Francs haben. — Nach dieser gütlichen Uebereinkunft läßt der Staatsprokurator die Anklage fallen, der Gerichtshof spricht Isidor frei, und Beklagter und Klägerin gehen Arm in Arm von dannen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beschluß.)

Die Kunstausstellung.

Andere Stücke, selbst von sehr talentvollen Meistern, sind ganz verfehlt. Dahin rechne ich noch nicht die Sponsalien von Overbeck in Rom; denn wenn man die Prämissen zugesteht, daß ein Maler noch 1836 so malen darf, wie die alten Italiener und Deutschen, nachdem die Technik eine andere geworden und die Kunst sich herausgerungen aus den Symbolen zur lebendigen Wahrheit der Gestalten, ist das Gemälde in seiner Einfachheit gelungen und durch den Ausdruck der Gesichter ansprechend. Aber kann ist es begreiflich, wie ein Talent wie Overbeck auf jener Stufe der Technik stehen bleiben konnte und, sey er von katholischem Glauben noch so sehr durchdrungen, allein durch stereotype Formen, in denen die Kindheit der Kunst ihre Unbeholfenheit barg, noch immer meint, für unsere erweiterte Fassungskraft das verständlich auszudrücken, was ihn belebt. Als ob nicht schon ein Leonardo, ein Rafael, ein Titian für dieselben Gefühle eine andere Wahrheit des Ausdrucks gefunden hätten. Und mußte die neuere Malerschule denselben langen Weg zum zweiten Male gehen, um sich zur freien Schöpferkraft abermals durchzuringen, weßhalb stehen bleiben wollen bei den Fiesoles, oder gar bei den Byzantinern? — Begas hat ein historisches Gemälde geliefert, das zum Theil in die katholische Symbolik überstreift: Heinrich des Vierten Buße unterm Thor von Canossa, ein großartig angelegtes, vortrefflich ausgeführtes Bild, das weniger technische, als historisch ästhetische Einwürfe zu erdulden hat. Sie nach der verschiedenen Sinnesweise der Betrachter hier nacheinander aufzuführen, erlaubt der Raum nicht, es wird aber unschwer seyn zu begreifen, weßhalb es Viele verdrießt, einen büßenden Kaiser vor einem strafenden Papste zu erblicken, und weßhalb sie wenigstens jenem den Ausdruck der wilden Jugend anwünschen und dem Papste mehr greisenhafte Würde. Das Werk bleibt, aller Ausstellungen ungeachtet, eine großartige Schöpfung, und stellt seinen Maler höher, als er sich bisher selbst stellte, auch da, wo er über seine Mitbewerber um die Gunst siegte, was diesmal nicht der Fall ist. Von seiner Lurlei berichtete ich Ihnen schon. Einige meisterhafte Porträts zeichnen Begas diesmal vor allen hiesigen Porträtisten aus.

Der kleinen humoristischen Genrebilde sind wenige. Unter den wenigen macht sich keines wie vordem die Schröters, Pistorius-, Jordanschen bemerklich. Es sind nicht mehr die Kegelbahnen, Küchen- und Marktscenen, es ist mehr ein geadeltes, in das Historische hineinstreifendes Genre, was sich jetzt geltend macht. Steinbrück, Magnus, Kretschmar, Krüger u. A. excelliren hierin. Es sind die Thissen, Rothkäppchen, Aschenbrödel, Edelfräulein mit Falken, heimkehrende Piraten und andere der Märchenwelt und der Romantik entlehnte Gestalten, die wohlgefällig ansprechen. Aber die großen historischen Bilder üben einen größern Zauber auch auf die leichtern Gemüther, und das ist ein Fortschritt, der nicht gering angeschlagen werden darf. Die Künstler haben das Publikum zu sich heraufgezogen. Das ist also doch möglich! Fiat applicatio. — Unsere Landschafter haben gute Stücke gebracht, aber weder sich selbst übertroffen, noch neue Saiten angeschlagen (bis auf die erwähnten wunderbar wirkenden Gemälde von Lessing), und müssen diesmal vor den französischen Meistern sich zurückziehen, hoffentlich nur auf kurze Zeit. Den Düsseldorfern, in ihren Eichenwäldern und Eifelgegenden, fehlt das Studium einer Alpennatur. Die Schweizerlandschaften lassen sich nicht copiren wie die Felspartien an Aar und Eifel; aber ein Landschafter, der jetzt das Höchste in seiner Kunst will, muß sie kennen und ihre ungeheuern Eindrücke in seiner Brust aufgenommen haben. Was er in eigenen Produktionen davon wiedergeben will, ist dann Sache seines Genius.

Ehedem brachte jede Ausstellung zwischen den guten Stücken so barock verfehlte, daß sie, wie die Späße der Graciosos zwischen den Reden der Helden, launig unterhielten, und Ruhepunkte wurden für die ermattete Aufmerksamkeit. Diesmal, wo sie so sehr noth thäten, fehlt diese Folie zwar nicht ganz, ist aber verhältnißmäßig so sparsam eingestreut unter der Masse des Guten und Mittelmäßigen, daß man sie aufsuchen muß. Nomina sunt odiosa, aber es ist nicht zu kühn gesprochen, wenn man diesen unbehülflichen Machwerken einen kleinen Antheil an den Fortschritten der Kunst beimißt. Sie lehrten, eingestreut zwischen den bessern Sachen, wie man es nicht machen muß, um zum Ziel zu gelangen. Dagegen unterläßt der Berliner Witz nicht, auch den gelungenen Stücken ihre möglichst schwachen Seiten abzulauschen. Die Bonmots sind zahlreich. Dagegen tritt die gedruckte Kritik diesmal sehr glimpflich auf, und beschränkt sich mehrentheils auf Relationen und ästhetische Ansichten. Einig sind aber Publikum und Künstler darin, daß bei der Menge der Zusendungen die vielbestrittenen einjährigen Ausstellungen nicht mehr werden zu vermeiden seyn.

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 283.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 25. November 1836.

Diese Ueberreste beweisen, daß alle Thiere von jeher aus denselben Elementen gebildet waren und analoge Organe hatten, daß sie auf dem Wege der Verdauung neuen Stoff an sich zogen und durch eine kreisende Flüssigkeit ernährt wurden, daß sich alle ihre Organe, ganz wie bei den jetzt lebenden Thieren, nach ihrer Lebensweise und ihrer Bestimmung verschiedentlich gestalteten.

Bell.

Zur Archäologie der Erde.

(Fortsetzung.)

Wenn man je bei einem Organe der untergegangenen fossilen Thiere zum Voraus die Hoffnung aufgab, hinsichtlich des Baus desselben etwas Gewisses zu erfahren, so waren es die Eingeweide; denn da diese weichen, für die thierische Oekonomie höchst wichtigen Theile frei in der Körperhöhle hängen und mit dem Skelet in gar keiner Verbindung stehen, so konnten sie auf den versteinerten Knochen lediglich keine Spuren hinterlassen. Man durfte indessen nur die furchtbaren Zahnreihen und mächtigen Kiefer des Ichthyosaurus betrachten, um sich überzeugt zu halten, daß Thiere mit so gewaltigen Werkzeugen der Zerstörung sich derselben gegen die wimmelnde Bevölkerung der alten Meere in vollem Maße bedient haben werden; und dies hat sich auch aufs Ueberraschendste bestätigt, indem in der neuesten Zeit nicht nur innerhalb ihrer Skelette halb verdaute Reste von Fischen und Reptilien, sondern auch, zerstreut in denselben Flötzen, wo ihre Knochen begraben liegen, Coprolithen, d. h. ihre versteinerten Excremente gefunden wurden.

Diese merkwürdigen Körper sind jetzt so hart, daß sie sich aufs Feinste poliren lassen, und durch die darin eingeschlossenen Schuppen, Zähne und Knochen von Fischen und Reptilien erhalten sie ein marmorähnliches Ansehen. Ihre Erhaltung und Versteinerung rührt von der Unvergänglichkeit des phosphorsauren Kalks her, aus dem sowohl Knochen als verdaute Knochen bestehen. Neuerdings sind ähnliche Coprolithen von fossilen Fischen entdeckt worden, namentlich bei Edinburg, bei Newcastle, bei Leith. Die Edinburger Steinschneider verarbeiten diese Steine, die sich geschliffen sehr niedlich ausnehmen, zu Tischplatten und allerlei Damenschmuck, unter dem Namen von Käfersteinen, weil man meinte, sie rühren von Insekten her. Im Liaskalk an der Mündung der Severn bilden Coprolithen und, vermischt mit ihnen, Zähne und abgerollte Knochenstücke von Reptilien und Fischen auf viele Meilen weit förmliche Schichten, zum Beweis, daß in diesem Strich, als er noch Meeresgrund war, in unendlich langer Zeit die Knochen und der Unrath der Seethiere sich aufhäuften. Indessen sind dergleichen Entdeckungen nicht allein in England gemacht worden; Aehnliches kommt in Flötzen jedes Alters, welche Reste fleischfressender Reptilien bergen, in Amerika wie in Europa vor. So hat Professor Jäger kürzlich viele Coprolithen im Alaunschiefer bei Gaildorf in Würtemberg entdeckt.

Die merkwürdige Erhaltung dieser Körper läßt nicht nur auf die Nahrung der Thiere, von welchen sie herrühren, sondern auch auf Bau und Dimensionen ihres

Magens und Darmkanals schließen. Daß sie aber, um wieder von dem Thier zu sprechen, das uns hier zunächst beschäftigt, wirklich vom Ichthyosaurus herrühren, das beweist der Umstand, daß sie häufig innerhalb der Skelette, noch von den Rippen bedeckt, in der Gegend des Unterleibs gefunden werden. Ihre Masse unter diesen Umständen ist im Verhältniß zur Größe des Thiers wirklich ungeheuer, und wüßten wir nicht, wie gefräßig Reptilien und Fische sind, und wie sie Thiere von sehr bedeutender Größe verschlingen, so müßte der gewaltige Futterklumpen in manchen fossilen Skeletten von Ichthyosauren unerklärlich erscheinen. Man sieht deutlich, der Magen war fast so lang als der ganze Rumpf. So ungeheure Mägen finden wir nun aber auch bei den noch lebenden gefräßigen Reptilien, und wir wissen, daß im Magen großer Krokodille ganze menschliche Leichname gefunden wurden. Wir ersehen ferner aus der Bildung der Zähne, daß der Ichthyosaurus, wie das Krokodill, seine Beute ganz verschlingen mußte; nun findet man aber in Coprolithen von größern Ichthyosauren Knochen von kleinern Ichthyosauren, deren Dimensionen schließen lassen, daß die leztern mehrere Fuß lang waren; und so gelangen wir zur Ueberzeugung, daß der Magen dieser Thiere einen ungeheuren Sack bildete, der sich fast durch die ganze Körperhöhle erstreckte und mit den furchtbaren Kiefern und Zähnen hinsichtlich der Capacität in richtigem Verhältniß stand.

Auf diese Weise hat ein Stoff, von dem sich in nicht wissenschaftlichen Blättern kaum anders als in seinem versteinerten Zustande ausführlich reden läßt, unsere Kenntniß vom Bau und der Lebensweise eines ehemaligen Bewohners unseres Planeten auf's Interessanteste vermehrt. Manchem, der gar keinen Begriff von Anatomie hat, mag es vorkommen, als wenn es vollkommen gleichgültig wäre, ob wir über etwas so fern Liegendes, scheinbar so Unerreichbares, wie die Eingeweide einer untergegangenen Eidechse, etwas in Erfahrung bringen oder nicht; es ist aber von höchster Bedeutung für die Geschichte der Erde, es wird dadurch jener Kette, welche die vor dem Auftreten des Menschen untergegangenen Geschlechter mit den Thieren verknüpft, die unsere Zeitgenossen sind, ein neues Glied zugefügt. Daß bei Thieren, die in der Zeit so ungeheuer weit auseinander liegen, dieselben mechanischen Vorrichtungen zu ähnlichem Zwecke so ganz planmäßig sich wiederholen, zeigt unwidersprechlich, daß sie alle Ausflüsse einer und derselben Intelligenz sind. Wenn wir im Leibe eines Ichthyosaurus noch das Futter finden, das er kurz vor seinem Tode verschlungen, wenn wir seine Rippen noch die Reste von Fischen umschließen sehen, die er vor zehntausend, ja wohl vor mehr als zehnmal zehntausend Jahren zu sich genommen, so ist es, als ob die Zeit völlig verschwände, und ein Begebniß, seit dem unermeßliche Zeiträume verflossen, ist uns fast so nahe, als was gestern geschah.

Reise nach Ungarn und Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Wenn man von Wania nach Debreczin reist, so hat man zur Linken einen Anblick wie von einem Waldbrande. Seit mehreren Jahren brennen auf einer weiten Ebene ungeheure Moore, deren Brennstoff sich nicht zu erschöpfen scheint. In einer langen Linie, welche an einzelnen Orten nur stückweise unterbrochen wird, steigen fortwährend dicke Rauchsäulen zum Himmel empor, welche, wenn der Wind sie herabdrückt, über das Land hinziehen und sich über demselben wie ein großes Heer weißer Wolken lagern. — Ehemals waren hier Sümpfe, die mehr als zwanzig Quadratmeilen einnahmen, nunmehr aber zum großen Theile ausgetrocknet sind und durch das Brennen in urbares Land umgeschaffen werden. Solcher Sümpfe gab es sonst in Niederungarn mehrere, ja man kann sagen, es war ein großer Theil des Landes von ihnen eingenommen. Durch Führung von Kanälen hat man jezt mehrere derselben trocken gelegt und damit vieles Land gewonnen. Nur Schade, daß man dieses nicht so benuzt, wie es geschehen könnte. Mangel an Menschen und Unwerth der ländlichen Erzeugnisse sind daran Schuld. — Von der Größe des Besitzes, welchen hier viele Eigenthümer haben, kann man sich in Deutschland kaum einen Begriff machen. Es mag als Beispiel dafür dienen, daß manche bloß durch die Trockenlegung von Sümpfen 40 — 50,000 ungarische Joch (ohngefähr 80 — 100,000 preußische Morgen) an Land gewonnen haben. Solch erworbenes Moorland verpachtet man häufig und fast im Durchschnitt nicht höher als 1 — 1½ Gulden W.W., d. i. 24 — 36 Kreuzer Conv. Münze das ungarische Joch. — Ohne zwei starke Hindernisse könnten hier deutsche Auswanderer auf's Beste unterkommen; das eine ist das ungesunde Clima, das die Fremden leicht hinrafft, das andere die Landesverfassung, nach welcher es sehr schwer ist, Eigenthum, und unmöglich, freies zu erwerben.

Debreczin ist durch seine Jahrmärkte bekannt und berühmt. Höchst überraschend ist das Leben und Treiben auf denselben. Der Haupthandel wird in rohen Produkten geführt. Speck und Seife sind deren zwei, welche im Großen auftreten und eine gewisse Berühmtheit haben. Die ungarischen Jahrmärkte bieten im Allgemeinen ein viel regeres Leben als die deutschen, und dies erklärt sich leicht. In den Dörfern und kleinern Ortschaften fehlt

es, außer dem täglichen Brode, faſt an Allem; weder Handwerker noch Krämer ſind zu finden, und was dem etwa ähnlich ſieht, iſt in hohem Grade unvollkommen. So ſind denn die Einwohner mit dem Einkauf einer Menge von Lebensbedürfniſſen einzig und allein auf die Jahrmärkte verwieſen. Auch liebt es das Volk in Ungarn, Jahrmärkte zu beſuchen und macht ſich daraus eine Art von Feſt.—Von Debreczin nach Großwardein kommt man am beſten, wenn man im Wagen ſchläft: eine ſandige Straße, über alle Maßen ſchlechte Wirthshäuſer, eine zum Sterben kahle und langweilige Gegend.

Großwardein iſt eine an beiden Ufern der Köreſch weit ausgedehnte Stadt. Sie zählte vor dem lezten Brande (im Juni d. J.) gegen 3000 Häuſer, wobei freilich eine Menge von Hütten, die mit Stroh gedeckt waren, mitgezählt ſind. Ich kam einen Tag nach dem Brande dahin und fand eine unbeſchreibliche Zerſtörung. Mehr als 1200 Häuſer lagen in Aſche, und aus den Ruinen drang noch überall der Rauch. Unter den verunglückten Einwohnern herrſchte dumpfe Verzweiflung, und die, welche verſchont geblieben waren, ſchwebten noch in Angſt und Beſorgniß, weil man immer noch fürchtete, das Feuer möchte auf's Neue ausbrechen. Glücklicherweiſe war die beſſere Hälfte der Stadt, am rechten Ufer der Köreſch, nicht vom Feuer ergriffen worden. Bei dieſem Brande kamen einige, an's Wunderbare grenzende Erſcheinungen vor. Mitten in den Flammen waren hie und da einzelne Gebäude, ja ſelbſt Strohhütten erhalten worden. Die Reformirten glaubten ernſtlich an ein Wunder, denn ihre Kirche war unverſehrt geblieben, trotz dem, daß ringsum Alles niedergebrannt war und die Flamme bis an das Schindeldach der Kirche geſchlagen hatte. In dieſer Stadt haben faſt alle chriſtlichen Confeſſionen ihre Tempel. Es ſind hier Katholiken, Lutheraner, Kalviniſten, unirte und nicht unirte Griechen, Arianer u. ſ. w. Alle leben in Eintracht, und man findet von religiöſen Anfeindungen keine Spur. Die ungariſche Sprache iſt die herrſchende, obgleich auch viel deutſch, wallachiſch und ſlavakiſch geſprochen wird.

So wie man über Großwardein hinaus kommt, betritt man eine ſchöne Landſchaft, die ſchon vor und bei der Stadt ihren Anfang nimmt; zur Linken ein langer Zug von Weinbergen und Obſtgärten, zur Rechten in einiger Entfernung das hohe Gebirge, welches Ungarn von Siebenbürgen ſcheidet, und unter uns eine gut gebaute Straße: Alles dies trägt zur Erheiterung des Reiſenden bei. Wo man auf den weiten Ebenen Niederungarns oft genug mehrere Meilen reiſen muß, ehe man eine Ortſchaft, nicht ſelten auch nur ein einzelnes Wirthshaus erreicht, da findet man hier die Gegend ſo belebt, als wäre man in Deutſchland. Aber ein ſchreiender Contraſt zeigt ſich zwiſchen der Natur und dem Menſchen. Man träumt ſich, wenn man die Schönheit der Erſtern ſieht, in ſein Vaterland, wird aber durch den Anblick der Bevölkerung aus dieſem Traume geweckt. Wallachiſche Bauern, wie Halbwilde ausſehend, kommen des Weges. Kleine, elende Pferde, vor einen eben ſo elenden Wagen geſpannt, ſie ſelbſt in ihrer originellen Tracht, die meiſtentheils aus einem roben Schafpelze, einer Pelzmütze, engen Beinkleidern aus grobwollenem Zeuge und ſelbſtverfertigten ledernen Sandalen beſteht, dazu der mit all dieſem in Harmonie ſtehende Schmutz, ohne welchen ſie nicht leben zu können ſcheinen. Man kommt in ihre Dörfer, und hier ſieht es noch wilder aus. Da liegen unregelmäßig zerſtreut ihre Strohhütten, deren Dächer nur etwa fünf Fuß von der Erde abſtehen. Jeder erwachſene Mann muß gebückt zu ſeiner Hausthüre aus- und eingehen. Der innere Raum iſt für Vieh und Menſchen gemeinſchaftlich; auch iſt von keinem Schornſteine die Rede; das Feuer wird auf einem Herde mitten in der Hütte angezündet, und es ſucht ſich der Rauch ſeinen Ausgang durch das Dach. Von einer Decke iſt in vielen keine Spur, und wo auch eine dergleichen vorkommt, da beſteht ſie bloß aus einigen Holzſtücken. Meiſtens iſt das Strohdach die einzige Decke. Und doch ſcheinen dieſe Menſchen recht behaglich zu leben und um ihre Zukunft ohne alle Beſorgniß zu ſeyn. Im Sommer treiben ſie ihre meiſten Verrichtungen vor ihren Häuſern, und man ſieht da die Familien in ihrem ganzen häuslichen Leben.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Theater.

Die Pariſer ſind nun ſo ziemlich wieder zurück von ihren Landgütern und Reiſen; die Stadt iſt wieder voll von Einheimiſchen, indeß die vorüberziehenden Engländer großentheils verſchwunden ſind. Nun beginnen die Theater wieder ein neues Leben, oder hoffen wenigſtens, wenn es ihnen übel geht, den Winter hindurch wieder aufzuleben. Da iſt z. B. der Cirque olympique, der ſeines prächtigen Namens ungeachtet ſich in ſehr unangenehmen irdiſchen Verhältniſſen befindet, und ſich aus ſeinem Faliſſement herauszureißen ſtrebt. Man hat dies Theater lange geprieſen, daß es nur vierbeinige Schauſpieler beſize, und alſo mit den Launen der zweibeinigen nichts zu ſchaffen habe. Das war alles recht gut, als es noch nicht ſo viele Schauſpiele in Paris gab; allein die Equilibriſtenſprünge reichten ſchon lange nicht mehr aus, um die Volksmenge anzuziehen. Es mußte daher an etwas Anderes gedacht werden. Daher gab dieſes Theater glänzende mimiſche Darſtellungen, Schlachten, Feldlager, Napoleons Heldenthaten. Das war ſchön, koſtete aber ungeheuer viel, und als dieſe Bahn einmal betreten war, konnte man nicht mehr zu der alten, einfachen zurückkehren;

man mußte dem Verderben entgegengehen, um dem Publikum zu gefallen, und jetzt sinnt man vergebens auf Mittel, um sich wieder aufzuhelfen. Da jedoch in Paris Alles eher untergeht, als das Schauspiel, so sollte es mich gar nicht wundern, bald den Cirque olympique wieder in vollem Glanze zu erblicken. Sind die Leute hier doch wie verrückt mit allen ihren Theaterprojekten; bereits bestehen schon weit mehr Theater, als nöthig ist, und dennoch bauen sie immer noch neue, als ob der Schauspielhäuser so viele wie der Kaffeehäuser seyn müßten. Vor Kurzem haben mehrere Dichter, wie Victor Hugo, Alex. Dumas und andere, in einer Bittschrift an den Minister ein zweites Théâtre français im Odeon verlangt. Sie stellen vor, die Hauptaufgabe des bestehenden Théâtre français sey die Darstellung der ältern classischen Werke der französischen Dramatik, und es werde vorzüglich deßhalb vom Staate unterstützt, so daß es nur wenig neue Stücke darstellen könne. Deßhalb wünschen sie die Wiederherstellung eines zweiten Théâtre français, wie es bereits im Odeon bestanden. Wahrscheinlich meinen sie, daß die Regierung auch dieses neue Theater unterstützen solle; aber der Minister könnte ihnen antworten: „Ihr Herren habt euch nur an's Theater der Porte St. Martin zu wenden; es hat bereits manche Stücke von euch aufgeführt, und wird es wahrscheinlich auch noch ferner thun, wenn es seine Rechnung dabei findet. Wendet euch an dieses, so fällt ihr dem Staate nicht zur Last; denn das Odeon würde unfehlbar wieder mit Staatsgeldern aufrecht gehalten werden müssen.“ Eine Zeit lang spielte die Truppe des Théâtre français daselbst an Sonn- und Donnerstagen; dies ist aufgegeben worden, vermuthlich fand das Théâtre français es nicht einträglich genug. Das Odeon ist sicher eines der schönsten und größten Schauspielhäuser in Paris, aber keine Truppe macht ihr Glück darin, weßhalb es auch gewöhnlich leer steht. Da die Gegend, worin es liegt, an das sogenannte Pays latin stößt, in welchem die Studenten hausen, so füllen diese gewöhnlich das Parterre, oder haben wenigstens die Oberhand darin, und deßhalb scheuen sich die Bürger mit ihren Familien die Logen zu besetzen. Daß das Théâtre français auch gar nicht abgeneigt sey, neue Stücke aufzuführen, wenn sie nur von der Art sind, daß sie dem Publikum gefallen können, beweist es durch die Aufführung des Schauspiels Marie von Madame Ancelot, die man lange im Verdacht gehabt hat, daß sie die Stücke ihres Mannes großentheils schreibe, ein Verdacht, der durch das unter ihrem Namen aufgeführte Stück nun noch mehr bestärkt worden ist. Leider scheint die Frau keinen vortheilhaftern Begriff von der Sittlichkeit der großen Welt zu haben, als der Mann. Letzterer hat lange Zeit alle Schändlichkeiten der Regentschaft und der Regierung Ludwigs XV. durchwühlt, und mit Wohlgefallen diese Sitten uns vor Augen gestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Oktober.

(Fortsetzung.)

Das neue Trauerspiel Spartacus.

Im vierten Akte entbrennt Phasarius in wilder Gluth für die schöne Julia und begehrt von seinem Bruder ihren Besitz. Senona tritt als Beschützerin des Mädchens dazwischen. Spartacus schlägt des Bruders Bitte ab, rasche, zürnende Worte werden gewechselt, und in unverständiger Hast trennt sich Phasarius mit dem größten Theile des Heers vom Oberbefehle seines Bruders. Ihn ereilt die rächende Strafe; von der Niederlage der Seinigen kehrt er allein in Spartacus Lager zurück, er der einzige Bote, daß Alle, die ihm gefolgt, theils von den Römern erschlagen, theils von den Siegern an's Kreuz geheftet worden sind. Schrecken bemächtigt sich des kleinen, bei Spartacus gebliebenen Hausens, und als letzte Rettung miethet er zur Ueberfahrt nach Sicilien die Schiffe der Seeräuber. Im fünften Akte zeigt es sich, daß die Seeräuber sein Geld genommen und ohne ihn in See gegangen sind, daß drei frische römische Heere ihn eingeschlossen halten, und er entweder mit all den Seinen sich ergeben, oder sich durchschlagen muß nach dem Hafen von Tarentum. Er wählt das Letztere, vertraut sein Weib und Kind dem reuigen Phasarius, sie auf verborgenen Pfaden in Sicherheit zu bringen, stürzt sich dann in den Kampf und siegt, siegt aber nur, um aus dem Munde des sterbenden Phasarius die Nachricht zu empfangen, daß er einem Haufen Römer begegnet und diese ihm Weib und Kind ermordet haben. Wuth und Verzweiflung rasen in der Brust des Verwaisten. Julia und ihr Geliebter und alle römischen Gefangenen sollen den Ermordeten zum Sühnopfer fallen. Aber Julia erinnert ihn an das Wort der Schonung, das er seiner Senona geschworen, und sein Zorn löst sich in Erbarmen auf. Er sendet dem Prätor die Nichte zurück, verwirft aber die ihm gebotene Verzeihung, beschließt, noch einmal Alles auf den letzten Wurf eines verzweifelnden Kampfes wider zehnfache Uebermacht zu setzen, läßt alle Rosse im Lager tödten, läßt dann zum Angriff die Drommeten schmettern und kehrt blutend, zum Tode verwundet, auf die Bühne zurück.

Die Schattenseite des Stücks wäre wahrscheinlich minder stark, wenn der Dichter nicht für den Künstler, den Spartacus nicht für Forrest geschrieben hätte. Das hat ihn unstreitig veranlaßt, allen Fleiß auf den Charakter seines Helden zu wenden, und dadurch sind die übrigen Charaktere schmählich verkürzt worden. Daß dazu keine Nothwendigkeit vorhanden war, dürfte schon aus dem geschichtlichen Interesse mehrerer Nebenpersonen, schon aus der Sage folgen, daß Senona ihren Gatten auf seinen Zügen begleitet und durch ihre Sehergabe ihn zu seinen kühnsten Unternehmungen bewogen. Wie der Stoff jetzt behandelt ist, vereint sich alles Interesse in der Rolle des Spartacus, tritt es mit ihm auf und geht es mit ihm ab, und sind der erste, zweite und fünfte Akt vortrefflich, der dritte und vierte langweilig. Die Sprache ist nichts weniger als tadellos, an einzelnen Schönheiten fehlt es aber keineswegs, und wie Spartacus die Reize seiner heimischen Thäler beschrieb, ehe die römische Herrschaft sich dort aufgedrungen, und dann das Elend schilderte, das jedem römischen Fußstapfen gefolgt, da waren wohl Wenige im Hause, die sich nicht tief ergriffen fühlten. Es ist wahr, eine solche — wie die Theaterleute sagen — dankbare Rolle ist nicht der rechte Prüfstein echten Künstlerwerthes. Gleichwohl möchte ich bezweifeln, daß ein unbedeutender und für die Individualität des Charakters körperlich minder geeigneter Schauspieler den Spartacus so gegeben haben würde, wie ihn der Amerikaner gab. Es wäre nicht zu verwundern, wenn ein Blick in einen Psychespiegel in ihm, oder ein Blick auf ihn im Dr. Bird die Idee geweckt hätte, daß so der Körper eines Gladiators gewesen seyn müsse. Forrest, dem Ansehen nach in der ersten Hälfte der dreißig, ist von athletischem Bau und weiß sich zu tragen. Sein Gesicht hat ausdrucksvolle Züge und ist, was man ein vortheilhaftes Bühnengesicht nennt. Seine Stimme ist männlich stark, ein Donner in der Leidenschaft und doch auch weich in den Augenblicken der Zärtlichkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 26. November 1836.

— Du dichteſt und maleſt mit Blumen:
Sternes Kinder ſind die Farben und Worte zugleich.

Goethe.

Die Deutſchen und die Franzoſen in ihren Sprachen.

Die Natur.

Der Deutſche iſt ein geborner Naturbeobachter; jeder Bach ſpricht zu ihm in einer Sprache, die er verſteht, jeder Berg iſt ihm die Hülle einer lebendigen Welt, von deren raſtloſem Treiben ihm ſchon die Amme vorſang, jeder Wald ein Reich der Naturgeheimniſſe, von welchen ihm das Rauſchen des Windes in den Eichen erzählt. Die Natur iſt dem Deutſchen lebendig, und er fühlt ſich zu ihr hingezogen, wie zu ſeiner Geliebten. Jede Blume, jede Knoſpe iſt für ihn Gegenſtand der Verehrung, und die Namen, die er ihnen gibt, leiht er ſeinem Leben, ſeinem Glück, ſeinem Unglück und ſeinem Glauben ab.

Seine Vorſtellungskraft — ein Wort, das die franzöſiſche Sprache nur durch eine Umſchreibung wiedergeben kann, da imagination, Einbildung, Einbildungskraft, weniger lebendig iſt als jene — hilft ihm, das äußere Bild in ſich ſelbſt wieder hervorzurufen, um es in ſich ſelbſt zu verewigen, und ſo wird der Wald, der Fluß, die Blume und die Blüthe ſein Eigenthum, da er ſie tief in ſein Inneres einzuprägen weiß. Die Vorſtellungskraft iſt nur der Spiegel der Beobachtungsgabe, und in beiden ſteht der Deutſche über dem Franzoſen, wenn von der Beobachtung, der Vorſtellung der Natur die Rede iſt. Für die erſtere ſpricht die Sprache allein, für die lezte die Poeſie der Deutſchen, in welcher — wie bei Uhland, Tieck und oft bei Goethe — die Natur auf eine Weiſe lebendig vor uns tritt, wie nur ein deutſches Gemüth ſie auffaſſen und wiedergeben kann.

Daß der Deutſche die Schönheiten der Natur mit mehr Aufmerkſamkeit beobachtet als der Franzoſe, beweiſen Einzelnheiten, die auffallend genug ſind. Der Deutſche unterſcheidet die Blume, die beſtimmt zu ſeyn ſcheint, an der Bruſt einer Jungfrau zu welken, von der Blüthe, der Verkündigerin einer Frucht, die der Franzoſe beide fleurs nennt. Die franzöſiſche Sprache hat aurore, Morgenroth, von Rom geerbt, aber ſie konnte den Bruder des Morgenrothes, der dem Sonnenwagen nachzieht, ſehen, ohne ihm einen Namen zu geben; ſie hat kein Wort für Abendroth. Der Deutſche unterſcheidet zwiſchen Blitz und Wetterleuchten, die abermals die franzöſiſche Sprache unter éclairs zuſammenwirft. Endlich Zeit und Wetter haben nur Ein Wort, temps, in der franzöſiſchen Sprache zu ihrer Bezeichnung. Leicht ließen ſich noch mehrere Beweiſe für die aufgeſtellte Anſicht finden; ich begnüge mich mit dieſen.

Nur in einem Punkte ſteht der Deutſche hier dem Franzoſen nach. Dieſer, der die Schönheiten der Natur

übersehen konnte, der das Abendroth ohne Namen ließ, der die Blüthe nicht von der Blume unterscheidet, ist der schärfste Beobachter der Natur, wo es sich von der Frucht, dem Resultate der Naturthätigkeit handelt. Alles, was irgend einen Nutzen gewähren kann, ist sicher durch einen Namen bezeichnet, und selbst die geringsten Abweichungen in den Früchten führen ihn zu neuen Worten. Guigne, süße Kirsche, cerise, saure Kirschen, navet, Rübe, betterave, rothe Rübe, carotte, gelbe Rübe mögen hier als Beispiele gelten; wer aber deren mehrere zu haben wünscht, der stelle jene zahllose Reihe von Apfel-, Pflaumen- und Birnennamen zusammen, und er wird sich wundern, wie reich hier die sonst nicht gerade an Ueberfluß leidende französische Sprache ist. Der Franzose beobachtet die Frucht, der Deutsche die Blume, die Blüthe, der Franzose den Nutzen, der Deutsche die Schönheit der Natur, und er beobachtet sie beinahe mit einem Gefühle, das an religiöse Verehrung grenzt, und er spricht diese Verehrung aus, indem er seinen geliebten Blumen ein Vergißmeinnicht oder ein Je länger je lieber zuruft. Die ganze Natur ist ihm lebendig, jede Blume ist ein Bild für ihn, oft eine Geschichte. Die Passionsblume ruft ihm das Leiden des Predigers der Gleichheit in's Gedächtniß; Waldglöckchen, Wiesenglöckchen sind Namen, wie sie nur die poetischste, die wärmste Auffassung der Natur ersinnen kann. Der Waldmeister, das Tausendschön, der Rittersporn und so viele andere, sind Namen, die in Jedermann ein lebendiges Bild hervorrufen.

Auf dieselbe Weise, wie der Deutsche die schönen Bilder der Natur mit der schärfsten Aufmerksamkeit beobachtet, leiht er auch jedem Tone, durch den sie zu seinem Herzen spricht, ein aufmerksames Ohr. Der Ostwind säuselt in dem grünen Laube, die Abendlüfte wehen Kühle zu, die Quelle rieselt, der Sturm braust in den Eichen und faust an dem Wanderer vorüber, er macht die Wetterfahne krächzen und die gebeugten Baumstämme krachen, die Taue der Schiffe pfeifen, daß das Echo widerhallt und sich in das wilde Rauschen des Flusses mischt. Nur diesen zufällig zusammengewürfelten Satz in's Französische zu übersetzen, wäre unmöglich, wenn man für die verschiedenen Tonbezeichnungen jedesmal ein anderes, ein treffendes Wort anwenden sollte. Die Deutschen haben drei Worte für die Bezeichnung des Tones: Laut, Klang und Ton selbst, während der Franzose nur ton und son hat, die ziemlich sicher früher nur Ein Wort waren und durch die verschiedene Art der Aussprache zu zweien wurden. Die deutsche Sprache hat zwei Ausdrücke für hören: horchen und hören; sie hat endlich zwei eigene Worte als Tonmaße: laut und leise, wo die französische sich mit der uneigentlichen Bedeutung von haut et bas, hoch und tief, begnügt. — Alle diese Einzelnheiten sind in ihrem Zusammenhange sehr schlagend, und wer auch nie deutsche Handwerksbursche an einem schönen Abende die Straßen singend durchziehen hörte, wer nicht wüßte, daß Mozart, Beethoven und Weber Deutsche sind, brauchte nur Deutsch zu verstehen, und jene scharfe Beobachtung jeder Tonerscheinung zu sehen, um keck sagen zu können, das Volk, welches diese Sprache spricht, muß ein Sängervolk seyn.

Dieselbe Schärfe finden wir in der Beobachtung des Wärmegrades, für den der Deutsche drei Worte hat: warm, heiß und schwül. Aber auffallend kann es erscheinen, daß dagegen die deutsche Sprache das Wort température einer andern Sprache ablieh, wenn man sich nicht mit der Erklärung bequemen will, daß das Volk überhaupt wenig Aufhebens von derselben machte, und so das Suchen eines Wortes den Gelehrten überließ, die nie geahnet zu haben schienen und noch nicht ahnen, wie reich der Boden ihrer Muttersprache an Keimen für neue Schöpfungen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach Ungarn und Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

In den Thälern, durch welche die Straße nach Siebenbürgen längs der Köresch fortgeht, wird der Landbau mit ziemlichem Fleiße betrieben; auch findet man hier nicht unbedeutende Obstgärten. Im Sommer bedecken die vollbelaubten Bäume die armseligen Hütten, die im Winter in ihrer Nacktheit hervortreten und den traurigsten Anblick gewähren.

Auf der Höhe, über welche zwischen Varad und Fekete-te die Straße geht, überblickt man gegen Westen die eben genannten schönen Thäler, so wie die Gebirge rechts und links: eine der schönsten Aussichten. Wendet man sich gegen Osten, so zeigt sich dem Auge das Land der Berge, die reizende Transylvania. Da überragt immer ein Gebirge das andere, als wollte sich jedes dem Blicke zeigen. Ziemlich steil geht es hinab nach Fekete-to (deutsch Schwarzthal). Zuweilen ist das Thal eng, wie eine Schlucht, zuweilen öffnet es sich wie ein schöner englischer Park, welchen beständig die Köresch durchrauscht und verschönert. Das unheimliche Gefühl, von welchem man beschlichen wird, wenn man in diesen Thalschluchten den Caravanen Siebenbürgischer Wallachen begegnet, welche mit ihrem von Ochsen gezogenen Fuhrwerk daher ziehen, verliert sich bald, um so mehr, da diese Bauern

keineswegs bösartig sind und dem Fremden, der sie in Frieden ziehen läßt, nicht das Mindeste zu leide thun.

Eine Meile vor Clausenburg kommt man an die Samos (Samosch), an welcher ein Zug fruchtbarer Ländereien hinstreicht, der auf beiden Seiten von Bergen umgrenzt ist. Hier findet man deutsche Kultur und deutsche Bauart, und wenn auch die Hütten der Dorfbewohner noch den eben beschriebenen ganz gleich sind, so erheben sich zwischen ihnen schöne, ja fast prachtvoll gebaute herrschaftliche Höfe, mit herrlichen Schlössern. Die Ueberraschung ist für den, welcher sich Siebenbürgen, wenn auch nicht gerade als ein Land der Wildniß, doch als in der Civilisation weit zurückstehend gedacht hat, um so größer, als Natur und Industrie bei der Verschönerung der Gegend Hand in Hand gehen. Dies erregt große Erwartungen für die Hauptstadt des Landes, welcher man hier nahe ist, die aber keineswegs ganz erfüllt werden. Clausenburg bietet ein Gemisch von Neuem und Altem, von Civilisation und Nomadenthum, von Ansprechendem und Abstoßendem. Im Sommer windet man sich durch eine Staubwolke, im Herbste und Frühjahr auf grundlosen Wegen durch seine Vorstädte. Die bessern Gebäude in der Stadt verlieren durch die dazwischenliegenden armseligen. Wie mit den Häusern, so ist es mit den Einwohnern: die Bildung und der Luxus der hier lebenden Cavaliere, so wie mehrerer hier ansäßigen deutschen Familien, wird ein wenig in Schatten gestellt durch die Volksmasse, welche noch auf einer tiefen Stufe der Civilisation steht. Wie in Großwardein, so hört man hier in vielerlei Zungen sprechen. Die ungarische ist die herrschende, Deutsch wird viel von dem Militär, so wie von mehreren angesiedelten Bürgern gesprochen, Wallachisch ist die Mundart des großen Haufens. Das im Winter hier befindliche Theater spielt ungarisch. So wenig ich auch von dieser Sprache selbst inne habe, so scheint sie mir für die Conversation auf dem Theater sehr geeignet. Ich sah einmal in einer ungarischen Landstadt eine umherziehende Schauspielertruppe von fünf bis sechs Personen ihre Kunst produciren. Zwei Mitglieder, ein Mann und eine Frau, zeigten ungemeines Talent, in ihrem Munde floß die bei der Aussprache des Fremden so harte ungarische Sprache leicht und angenehm dahin, und klang auch dem Ohre dessen, der sie nicht verstand, lieblich. Trotz der Armseligkeit des Ganzen unterhielt ich mich trefflich. Das zuschauende Publikum mochte nicht über dreißig Individuen stark seyn, acht Husarenoffiziere mit eingeschlossen, welche gemächlich ihre Pfeife rauchten und auf diese Art doppelten Genuß hatten. — Das Clausenburger Theater mag immerhin besser seyn, ich habe es aber nicht besucht; dafür sah ich ein Lustspiel auf dem Markt aufführen. Es war eine Hochzeit vom Lande: zwei Zigeuner, welche die Violine krazten, ein Bauerbursche als Bajazzo vor ihnen, der fortwährend Lustsprünge machte und dabei aus vollem Halse jauchzte, sodann der Bräutigam, von zwei Junggesellen geführt, und endlich die Braut in Begleitung einer Schaar Mädchen und Frauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Der Amerikaner Forrest und das englische Publikum.

Wie Forrest die erwähnte Schilderung seiner Heimath sprach, das war Eine Meisterrede. Ein zweiter Glanzpunkt waren nach seinem Eintreten in's Amphitheater die vier Worte: ich komme zu fechten. Wer nicht taub war, als er dies sagte, kann es nicht vergessen. Dann sein Fechten: es gibt Schauspieler, ja gute Schauspieler, ja sogar deutsche Schauspieler, die, sobald sie auf der Bühne ein Schwert aus der Scheide ziehen, jedem Studenten ein Aergerniß sind. Nicht so Forrest; er focht, als habe er in Jena, Halle und Heidelberg — vor Zeiten — alle Senioren ausgeschmiert. Endlich sein Spiel: er mag allerdings die Rolle auswendig gelernt haben; aber das ist gewiß, daß er nach dem Auswendiglernen sie wieder vergessen hat und sie jezt aus dem eigenen Gemüthe gibt. Da ist jeder Ton, jede Geste Ausdruck der Natur, völliges Begreifen und Durchdringen der gestellten Aufgabe. Wie demnach der Director von Drurylane recht gehabt hatte, wenn er seinem Publikum in dem aus der neuen Welt herüber gekommenen Mimen einen hohen Genuß versprochen, so war es von Seiten der Versammlung hübsch und klug, ihrer alten Sitte treu den neuen Ankömmling bei seinem ersten Erscheinen freundlich zu begrüßen. Sie hatte dadurch deutlich gezeigt, daß die aus unglücklichen politischen Händeln entstandene Abneigung gegen Amerika sich nicht in das Gebiet der Kunst erstrecke, und nach dem Beifalle zu urtheilen, welcher dem zuerst in Ketten und zuletzt zum Sterben eingetretenen Künstler dankbar zugeklatscht wurde, schien es entweder gänzlich vergessen zu seyn, oder doppelt hoch angeschlagen zu werden, daß man früher über den guten Schauspieler aus Amerika gespottet und jezt seines Irrthums sich überführt sah. Nun aber geschah etwas, was der kluge Amerikaner hätte vermeiden sollen. Er wurde gerufen und kam. Im Allgemeinen ist es hier zu Lande nicht Brauch, daß die gerufenen Künstler und Künstlerinnen — wie die Phrase lautet — ihren tiefgefühlten Dank aussprechen. Sie machen drei, vier, nach Maßgabe der Dauer des Applauses mehr Verbeugungen und ziehen sich zurück. Ausnahmen finden nur statt, wenn es irgend etwas zu erklären, zu berichtigen gibt. Da das bei Forrest nicht der Fall war, so hätte er wohl am besten gethan, sich nach der Landessitte zu richten, oder, wenn ja das Herz ihm überfloß, den Strom auf den tiefgefühlten Dank zu beschränken. Statt dessen folgte er einer übel angebrachten Bescheidenheit: er sagte, es mache ihn im höchsten Grade glücklich, die ihm so wohlwollend zu Theil gewordene

Aufnahme als einen Beweis des Wohlwollens für Amerika ansehen zu dürfen. Das war ein gewaltiger Fehlschuß; kaum waren die Worte von seiner Lippe, so mußte er den angefangenen Perioden abbrechen. Nein! nein! riefen sehr starke Stimmen von allen Seiten; no goodwill towards America! Der Sprecher wurde sichtbar verlegen, und in seiner Verlegenheit beging er einen zweiten Fehler. Von einer unglückseligen Bescheidenheitswuth besessen, maß er nun den geernteten Beifall den Verdiensten des amerikanischen Dichters bei. Wenn er nur wenigstens das Beiwort: amerikanisch, verschluckt hätte. Viele hatten sich wahrscheinlich um den Namen des Dichters, die Meisten um sein Geburtsland gar nicht bekümmert. Jezt wollte Forrest schlechterdings, daß ihr Lob nicht ihm, dem Anwesenden, sondern etwas Entferntem, etwas Amerikanischem gegolten habe, und augenblicklich ward wieder mehrseitige Mißbilligung laut. Nun biß Forrest auf die Lippe und verbeugte sich schweigend, und nun war auch das Publikum versöhnt und überschüttete den Abtretenden mit allen Zeichen seiner Zufriedenheit. An einem der nächsten Abende gab Forrest den Othello. Näheres hierüber vielleicht nächstens. W. S.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Marie von Mad. Ancelot.

Madame Ancelot geht so weit in der Geschichte nicht zurück, schildert keine historische Liederlichkeit, sondern Sittenverhältnisse aus der jezigen Zeit, oder wie sie wenigstens jezt vorkommen könnten, wenn man einige Unwahrscheinlichkeiten in der Fabel dieses Schauspiels übersehen will. Marie de Serigny liebt einen jungen gebildeten Mann, der ganz ihrer Hand und ihres Herzens würdig ist; aber das Schicksal stellt sich der Verbindung mit ihm entgegen. Ihr Vater geräth durch das Stocken seiner Speculationen in die größte Verlegenheit, und ist mit dem Fallissement bedroht. Ein einziger Ausweg steht ihm offen. Ein vierzigjähriger Associé erbietet sich, des Vaters Vermögen und Ehre zu retten, wenn dieser ihm seine sechzehnjährige Tochter zur Ehe geben will. Der Vater will seine Tochter nicht aufopfern; allein diese, welche Alles erfährt, opfert sich selbst und ihre Liebe ihrem Vater auf. Dies ist die erste Epoche und der erste Aufzug, denn das Stück besteht aus drei verschiedenen Lebensepochen des unglücklichen Weibes. Die alte Theaterregel der 24stündigen Handlung ist hier gewaltig verlezt; dies schadet dem Stücke aber wenig. Der zweite Aufzug stellt die aufgeopferte, nun 25jährige Frau in ihren häuslichen Verhältnissen dar. Ungeachtet ihres innerlichen Schmerzes muß sie Besuche empfangen, glänzende Soiréen geben und ihrem Herzen Schweigen auferlegen. Der Zufall führt sie mit ihrem ehemaligen Geliebten wieder zusammen, die heimliche Seelenwunde blutet wieder; aber sie bleibt ihrer Pflicht getreu und weist Karls noch immer glühende Liebe ab. Nun vergehen wieder zehn Jahre, und im dritten Aufzuge erscheint Marie als Wittwe und Mutter einer bereits erwachsenen Tochter. Hier kommt nun das Empörende, Unnatürliche des Ancelotschen Romans. Die Mutter kann endlich ihren heimlichen Wünschen Genüge leisten und den immer treu geglaubten Karl heirathen; aber nun erfährt sie zu ihrem Schrecken, daß Karl nicht mehr sie, sondern ihre Tochter liebt und von dieser eben so zärtlich geliebt wird. Sie entrüstet sich über diese Entdeckung und will der heimlich angesponnenen Liebschaft ein Ende machen; aber nun erinnert sie sich wieder all der heimlichen Schmerzen, die sie bei der ihrer Pflicht aufgelegten Aufopferung empfunden hat, und um ihrer Tochter ähnliche Schmerzen zu ersparen, verheimlicht sie ihre Empfindungen und bringt ein lezles Opfer dadurch, daß sie in die Heirath ihres ehemaligen Geliebten mit ihrer Tochter willigt. Diesen lezten Aufzug finden Kunstrichter erbärmlich; aber er ist es gerade, welcher das Publikum am meisten rührt, und bei den Damen ein Thränenvergießen hervorbringt, wie vor dreißig Jahren „Menschenhaß und Reue.“ Das Stück ist gut geschrieben und wird vortrefflich gespielt. Das Sonderbarste, ich möchte sagen, das Wunderbarste ist, daß die Rolle Mariens, die mit fünfzehn oder sechzehn Jahren beginnt und mit fünfundvierßig endigt, von der wenigstens fünfundfünfzig Jahre alten Mars gespielt wird, und zwar so, daß dieser gewaltige Anachronismus nicht auffällt. Ich habe erzählen hören, die Dichterin habe der Schauspielerin zu Gefallen Marie im ersten Aufzuge einige Jahre älter machen wollen, damit der Unterschied zwischen dem Alter der Schauspielerin und der von ihr dargestellten Person nicht allzu auffallend sey; allein die Mars habe darauf bestanden, man solle Alles lassen, wie es gedichtet worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 278:

Maiblume.

Charade.

Gegenstück zur vorigen.

1.

Ein andrer Maler, sein Kunstverstand
Auch nicht zu verachten, und seine Hand
In vielen Farben geübt und geschickt,
Die gern ein praktischer Mensch erblickt;
Sein Roth, sein Blau, sein Gold und Grün
Sind herrlich, doch weiß er fast nichts vom Blühn.

2. 3.

Mich Blume zerstört gar seine Hand,
Wenn er mich am Strauche noch irgend fand;
Hat meine Kindlein mit rothem Rock
Bekleidet, doch mich gemacht zum Stock,
Zum Stock, der dürr sich und stachlicht dehnt
Und nach den Zeiten der Blüthe sehnt.

1. 2. 3.

Mich hat er geschmückt mit Farben zwar,
Für jene bin ich doch nur Vikar;
Denn ach! mir fehlte die Frühlingsluft,
Drum fehlet mir nun auch der süße Duft,
Und brauche den Dorn mich zu wehren nicht,
Weil selten mich Arme nur Jemand bricht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 28. November 1836.

Sey andre Flur um stolzern Glanz zu neiden,
Wie dich ziert keine zweite im Verein
Pracht, Milde, Schönheit und der Vorzeit Wunderschein.

Byron.

Reise nach Ungarn und Siebenbürgen.

(Fortsetzung.)

Clausenburg gleicht nur einer deutschen Landstadt und kann für den, welcher als Fremder ohne alle Bekanntschaft hieher kammt, wenig Interesse und Unterhaltung gewähren. Anders aber ist es, wenn es einem vergönnt ist, die höhern Cirkel kennen zu lernen. Feine, von allem Zwange entfernte Sitte, erhöht durch orientalische Gastfreundschaft, vielseitige Bildung und große Zuvorkommenheit gegen den Fremden machen diesem die Stunden, welche er hier lebt, zu den glücklichsten. Wie weit diese Aufmerksamkeit geht, erfuhr ich vorzüglich dadurch, daß in den Gesellschaften, in welche ich gezogen ward, die Unterhaltung nur deutsch geführt wurde, weil ich des Ungarischen nicht mächtig war. Dies ward freilich den Wirthen und Gästen nicht schwer, indem sie sämmtlich mehrere Sprachen so fertig wie ihre Muttersprache sprechen. — Meiner Gewohnheit gemäß bestieg ich die Anhöhe bei Clausenburg, auf welcher die Citadelle liegt. Von hier herab bot sich mir ein herrliches Panorama dar. Die Stadt zeigt sich da bei weitem schöner, als wenn man in ihren Mauern ist; auch breitet sich vor dem Blick eine Landschaft aus, die man zu den schönsten zählen kann. Und was die Farben dieses Gemäldes vorzüglich lebhaft macht, das ist der fruchtbare Boden, das milde Clima, und in deren Folge die ungemein üppige Vegetation. Ich fand Blätter und Blüthen der Pflanzen und Gesträuche bei weitem kräftiger und bunter, als im nördlichen Deutschland.

Clausenburg und Thorda (Thorenburg), wohin man zunächst gelangt, sind, wie bekannt, ehemalige römische Colonien, und es finden sich daselbst noch eine Menge Alterthümer aus jener Zeit. Auf der Landhöhe zwischen beiden Städten angekommen, überschaute ich das Land nach allen Seiten und träumte mich zurück in die ferne Vergangenheit. Mir war, als sähe ich die römischen Legionen an mir vorüberziehen, als hörte ich ihr triumphirendes Jauchzen. Mein Ohr hatte mich nicht getäuscht, denn eine lange Colonne rückte mir unter Schreien und Jubeln entgegen. Ich vernahm die Sprache der Römer aus einzelnen Lauten und Worten. Da erwachte ich schnell aus meinem Traume und sah statt der welterobernden Schaaren einen Zug wallachischer Bauern, die mit ihrem Ochsenfuhrwerk langsam den Berg herauf kamen. Ihre Sprache ist zum großen Theile aus der Lateinischen gebildet, und man versteht, ist man mit dieser vertraut, vieles von ihrer Rede. So wenig auch sonst diese Nation Stolz zeigt und so sehr ihr die Dienstbarkeit zur andern Natur geworden, so nennen sich die Wallachen doch mit einer gewissen Eitelkeit Rumani.

Der erste Anblick derselben macht allerdings keinen günstigen Eindruck, aber man gewöhnt sich daran und findet am Ende dieses Volk doch erträglich. Man trifft bei ihm, wenn man sein Zutrauen nur einigermaßen zu gewinnen weiß, Dienstfertigkeit und Ergebenheit. Freilich währt es lange, ehe man sein Mißtrauen ganz verscheucht. Wie könnte es aber auch, da auf ihm mehr als tausendjährige Dienstbarkeit lastet, Vertrauen zu denen zeigen, die es für seine Zwingherrn hält?

Beim ersten Anblick aus der Ferne hält man Thorda für eine ziemlich große und hübsche Stadt. Aber es geht Einem damit, wie mit manchem Menschen. Kommt man näher und endlich ganz hinein, so wird die Meinung geringer und man findet eine Menge Blößen: elende Häuser, grundlose Straßen und Bettler in Schaaren. Glücklicherweise findet man noch ein ziemlich gutes Gasthaus; aber auch bis dahin wird man von den Bettlern verfolgt, und es erregt wahrlich kein angenehmes Gefühl, wenn man diese von dem Hausknechte mit der Peitsche wegtreiben sieht. Wahre Lazzaroni gibt es hier in Menge, so wie überhaupt der Wallache das mit den Ueberbleibseln der alten Römer gemein hat, daß er „das süße Nichtsthun“ liebt, und viel eher Mangel und Elend erträgt, als seine Glieder rührt. Die reichen Salzwerke bei Thorda sind bekannt. Sie liegen nördlich an der Höhe, und die Bevölkerung, durch welche sie betrieben werden, bildet eine eigene Gemeinde für sich. Neuerdings werden dort Sohlbäder errichtet, für die man sich einen zahlreichen Besuch verspricht. Vielleicht helfen sie den Ort ein wenig heben. — An römischen Alterthümern fehlt es nicht; man sieht unter Anderm Steine mit römischen Inschriften in den Mauern der katholischen Pfarrkirche. Von hier nach Vasarheley sieht man noch Bruchstücke einer alten Römerstraße, denn die Römer durchzogen diese Gegenden oft und nach allen Richtungen.

An der Aranyos (dem Goldfluße) breitet sich unterhalb Thorda eine weite und überaus fruchtbare Ebene aus, die goldene Aue genannt. In der That verdient sie diesen Namen in mehrfacher Hinsicht, durch den fruchtbaren Boden, das milde Clima und den Umstand, daß die Aranyos (Aranjesch) Goldsand führt. Im Norden steht eine hohe Bergwand als Schirm gegen den rauhen Boreas, und an diese lehnt sich ein Hügelzug, welcher dem Bacchus geheiligt ist; eine Menge Weinberge ziehen sich längs der Aranyos hin. Im Süden lagert ein mittlerer Gebirgsrücken als Grenzscheide des gesegnetsten Landstrichs von Siebenbürgen, die Mezöseg (Mesöschegd), genannt. Diesen hält man für die Kornkammer des Landes. In der That gibt es wohl auch wenig Ländereien, die ihm an Fruchtbarkeit gleich kommen. Er ist eine fortwährende Hügelkette, welche, waldlos, in einer Ausdehnung von mehr als zwölf deutschen Meilen in der Länge und acht Meilen in der Breite, überall einen Ackerboden hat, der dem fettesten Marschlande gleicht. Er ist ganz den Ebenen Niederungarns an die Seite zu stellen und unterscheidet sich von diesen bloß durch seine wellenförmigen Erhebungen. Und nicht fern von diesem Canaan sind die reichen Bergwerke von Siebenbürgen, welche fast alle edlen Metalle liefern und außerdem einen Reichthum an Salz besitzen, aus welchem ganz Europa auf Jahrtausende versorgt werden könnte. Selbst auf der Mezöseg brechen allenthalben Salzquellen hervor, welche von Seiten der Landespolizei bewacht werden. Nur wenige werden wöchentlich einige Stunden frei gegeben, damit sich das Volk daraus versorge. Sie sind meistens so reich, daß einige Krüge voll Sohle genügen, um den Bedarf einer Familie für eine Woche daraus zu gewinnen. — Ich möchte wohl Großfürst von Siebenbürgen seyn und eine halbe Million betriebsame Deutsche in's Land ziehen. Was könnte nicht aus demselben werden, wenn alle seine Schätze aufgeschlossen und in Umlauf gesetzt würden!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen und die Franzosen in ihren Sprachen.

(Fortsetzung.)

Familie und Erziehung.

Trauen und Trauung kommen von Trauen, Vertrauen, wie das französische Wort fiancée, fiancailles wohl ebenfalls von fier, se fier. Beide Sprachen scheinen also bei der ersten Anwendung dieser Worte einen ziemlich gleich hohen Begriff von der Ehe gehabt zu haben. Heirathen (Heimrathen) ist ein zweites Wort der deutschen Sprache für denselben Begriff, dieselbe Handlung; heim ist das Stammwort desselben. Die französische Sprache hat keinen Ausdruck, um heim zu übersetzen. Chez soi, à la maison, au logis erregen nicht das wohlthätige, beruhigende Gefühl, das einen Deutschen ergreift, wenn er von heim, daheim, heimgeben und heimreisen spricht, denn in diesem Worte enthüllt sich alles Glück einer Familie, die man im Vaterhause wiederzufinden hofft, das höchste, beruhigendste Wonnegefühl eines ungetrübten häuslichen Stillebens. So wenig wie dies Wort, hat die französische Sprache das von ihm abgeleitete Heimweh, jene echtdeutsche Krankheit der Schweizer und Süddeutschen, die selbst im höchsten Glücke die stillen Freuden des Vaterherdes nicht vergessen können, und sie sah sich

gezwungen, daſſelbe, wie ſie es fand, anzunehmen. Heimath, jener Gedanke, den einſt die Wilden Amerika's, als die civiliſirten Abkömmlinge Europa's ſie zwingen wollten, ihr Land zu verlaſſen, in die Worte zuſammenfaßten: „Sagt zu den Gebeinen unſerer Väter: erhebt euch und ziehet von dannen! und wenn ſie ſich erheben, ſo wollen wir mit ihnen wandern.“ Heimath iſt ebenſowenig in's Franzöſiſche überſetzbar, denn es iſt etwas anderes als patrie und pays. Daſſelbe gilt von dem heimlich, deſſen Gegenſatz unheimlich iſt; denn: je me sens ici comme chez moi, würde es nur wiedergeben, wenn in dieſem chez moi dieſelbe Innigkeit, daſſelbe beruhigende Glück läge. Endlich heimſuchen und heimgehen gehören zu derſelben Wortfamilie, und in dem erſten liegt der Begriff: Jemanden im Kreiſe der Seinigen aufſuchen, daheim ſuchen, während das Zweite außer dem eigentlichen Begriffe noch den ſchönen Nebenbegriff von ſterben hat, als ob der Tod nur ein Ueberſchreiten in die Familie der Menſchheit, ein Abberufen von einem nur auf ein paar Stunden übernommenen Poſten wäre, um dann in der Heimath der Heimgegangenen der ſeligen Freunde, des ewigen, ungeſtörten Familienfriedens zu genießen.

All dieſe Worte ſind unendlich bezeichnend, und eine gute Vorbedeutung für das Familienleben in Deutſchland. Aber die Deutſchen haben kein eigenes Wort für Familie, und wie kann die Familie geachtet, geſchäzt ſeyn in einem Lande, wo man nicht einmal einen Namen für dieſelbe hat? Das wäre freilich eine Frage, auf die man die Antwort ſchuldig bleiben müßte, wenn der Vorderſatz wahr wäre. Das deutſche Wort Haus hatte urſprünglich ſicher den Begriff von Familie. In den Capitularien wird es ſtets durch familia überſezt, und wo ſie von dem Raume, von den vier Mauern, dem Hauſe in dem beſchränktern Begriffe der neuern Zeit ſprechen, ſteht immer casa. Die mit Haus zuſammengeſezten Wörter beweiſen noch klarer dieſe Anſicht. Der Name Hausfrau, ein Ehrentitel, auf den die Frau ſtolz iſt, wie der Mann auf die als Lohn ſeiner Tapferkeit erlangte Würde, begreift alle Tugenden einer liebenden Mutter, einer treuen Gattin, einer fleißigen Wirthſchafterin in ſich. Hausvater heißt Familienvater, Hausrecht Familienrecht. In all dieſen Worten hat ſich der alte Begriff von Haus, Familie erhalten, und es erklärt ſich ſo von ſelbſt, wie das deutſche Volk kein anderes Wort nöthig hatte, um das Familienverhältniß zu bezeichnen, und nur die Sprache der Gelehrten allmählich den fremden Ausdruck, der lange nicht ſo umfaſſend iſt, als das deutſche Wort Haus, einführen konnte.

Noch weitere zwei mit Haus zuſammengeſezten Worte ſind der Berückſichtigung werth, um den Gegenſatz in den beiden Völkern zu bezeichnen. Zuerſt das Wort Hauskleid. Die franzöſiſche Sprache überſezt daſſelbe durch négligé. Das Charakteriſtiſche des Hauskleides iſt ſonach in der franzöſiſchen Sprache die Vernachläſſigung; ich glaube nicht, daß in der deutſchen Sprache das Wort Hauskleid dieſelbe Idee hervorruft, ſo wenig als dieſe Idee jenes Wort geſchaffen hat. Haushalten heißt in Frankreich ménager, ſparen. Nach der Sprache führt in Deutſchland die Haushaltung, das Haushalten zur Sparſamkeit, zur Häuslichkeit, denn jenes iſt die eigentliche Bedeutung, dieſes die abgeleitete, während in Frankreich ſparen, ménager, zur Haushaltung führt, und ſo die Heirath als eine Art von ökonomiſcher Speculation erſcheint; und es ſcheint mir abermals, daß, in der Regel wenigſtens, die Logik der Sprache, wie ſie in den beiden Ausdrücken hervortritt, ſich durch die That in dem Charakter beider Völker mehr oder weniger bewährt.

Ich weiß nicht, ob der Franzoſe, wenn er von maison ſpricht, an etwas anderes denkt, als an vier Mauern, mehrere Zimmer, ein Dach u. ſ. w.; aber ich glaube kaum, daß in dieſem Worte mehr liegt. Der Franzoſe ſagt ſehr ſelten: Jemand iſt à la maison, er ſagt: il est chez lui. Der, von dem die Rede iſt, kommt allein in Betracht, in Deutſchland iſt es das Haus, was man bei der Redensart: er iſt zu Hauſe, ſtets im Auge hat. Hausgenoſſe und Hausgenoſſenſchaft ſind weitere Beweiſe dafür, denn der Franzoſe kennt dieſe Worte nicht und muß ſie umſchreiben: die chez lui, die avec lui in demſelben Hauſe wohnen. Immer iſt Er der Mittelpunkt, von dem Alles ausgeht, wogegen in der deutſchen Sprache das Haus, das als Kreis die Genoſſen, die zuſammenwohnen, umſchließt, als Hauptſache erſcheint.

(Die Fortſeyung folgt.)

Verjüngung.

Möcht' mich wiederum verjüngen!
Möchte wachſen, wie ein Kind!
Jugend, wie biſt du entflogen,
Alter, wie kamſt du geſchwind!

Hab' Geduld! wirſt dich verjüngen.
In der allerlezten Stund
Oft verjüngen ſich die Züge
Sterbender noch um den Mund.

Hab' Geduld! du wirſt noch wachſen.
Wenn der Geiſt verläßt ſein Haus,
Recken ſich der Leiche Glieder
Oft noch wie in Wachsthum aus.

Juſtinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Theater. Die komische Oper.

Bekanntlich besizt Demoiselle Mars in einem hohen Grade die kleine Kunst, sich durch Kleidung und äußere Hülfe zu verjüngen, eine Kunst, welche manche weiland Schöne vergebens ihr abzulernen strebt. Als sechzehnjähriges Mädchen erscheint sie nun freilich etwas früh gereift und dem Alter vorgeeilt; allein sie spielt so schön und kann sich noch so etwas Jugendliches in ihrem ganzen Betragen geben, daß man sich gerne der Täuschung hingibt; allein nach Dlle. Mars Tode oder Abtritt von der Bühne sehe ich nicht ein, wie das Stück noch gespielt werden kann. Auch wird das Unnatürliche des lezten Aufzugs wohl endlich dem Publikum die Augen öffnen. Man hat es der Verfasserin auch vorgeworfen, daß sie mit einer Art von Bitterkeit sich über die Sitten der jezigen Gesellschaft ausspricht, und daß dadurch das ganze Stück einen trüben Anstrich erhalten hat, der bei den Zuschauern eine Art von Spleen erregen muß. Dennoch zieht das Stück ganz Paris herbei, und vor der Hand brauchen die Herren Societaires, wie sie sich nennen, kein neues Stück aufzuführen. — Wie nun die Dichter nach einem zweiten Théâtre français verlangen, so begehren die Tonkünstler eine zweite komische Oper; alle diese Herren bilden sich ein, wenn man nur neue Theater anlege, werde sich das Publikum schon einfinden, und sie bedenken nicht, daß dieses Publikum, welches sich doch nicht vervielfältigen kann, bereits von fünfzehn bis zwanzig Theatern in Anspruch genommen, und daß es jezt außerordentlich schwierig wird, eine neue Theaterunternehmung in guten Gang zu bringen; wären die vielen Fremden nicht, welche in Ermangelung gesellschaftlicher Zerstreuung den Abend im Theater zubringen, so könnten nicht so viele Schauspiele bestehen, als jezt im Gange sind. Unterdessen haben die Tonkünstler nicht dieselbe Klage zu führen, wie die Dichter; denn die bestehende Operettendirection führt wahrlich neue Stücke genug auf; fast alle vierzehn Tage erscheint eine neue Operette auf der Bühne. Kurz nach der ersten Aufführung von Loisa Pugets mauvais oeil ist der „Postillon von Longjumeau“ aufgetreten, Musik von Adam. Dieser junge Tonkünstler ist erst seit wenigen Jahren aus dem Schwarme der im hiesigen Musikconservatorium gebildeten Schüler aufgetaucht und außerordentlich thätig; schon ein Dutzend Operetten ist aus seiner Hand auf die Bühne übergegangen, und fast alle haben Beifall gefunden, zwar keinen glänzenden, aber doch so viel, daß der Tonkünstler dadurch aufgemuntert worden ist, Größeres zu versuchen. Seine ersten Operetten waren alle nur in einem Aufzuge; aber kürzlich hat er die Musik zu dem Taglionischen Ballette: „das Donauweibchen,“ gesezt, und nun hat er so eben den „Postillon von Longjumeau“ in drei Aufzügen gegeben. Den Text hat diesmal nicht Scribe, der, wie es scheint, für Auber unterdessen etwas gearbeitet hat, sondern Leuven und Brunswick geschrieben. Ihr Text ist sehr abenteuerlich und etwas abgeschmackt, aber doch komisch, und das ist es, was man zuweilen an vernünftigern Texten der Opéra comique vermißt. Die Hauptperson ist der Postillon zu Longjumeau, welcher Abends seine geliebte Magdalene im Gasthofe heirathen soll und will. Aber zufällig kommt ein Reisender angefahren, der mit Postpferden schnell weiter befördert werden muß. Es ist gerade kein anderer Postillon da, also muß der Bräutigam zu seinem großen Verdrusse sich entschließen, statt Hochzeit zu feiern, auf der Landstraße in Wind und Wetter einherzufahren. Nun aber kommt das Abenteuerliche. Der Reisende ist ein königlicher Intendant des menus plaisirs, welcher bloß reist, um gute Sänger für die Oper anzuwerben; an dem Postillon entdeckt er eine vortreffliche Opernstimme, und anstatt sich von demselben weiter führen zu lassen, entführt er ihn nach Paris. Es vergehen, wie in dem Schauspiele Marie, zehn Jahre, und im folgenden Aufzuge steht der ehemalige Postillon als Primo Tenore an der Oper. Auch Magdalene hat unterdessen ihr Glück gemacht, und zwar bei einer Tante in den Colonien, deren Erbin sie geworden ist. Sie erscheint zu Paris als Madame Latour, ohne daß ihr ehemaliger Geliebter sie wieder erkennt. Er verliebt sich in diese Madame Latour, flicht den Intendanten bei ihr aus, heirathet sie, und entdeckt nun erst, daß es seine ehemalige Magdalene ist. Mit Hülfe der gefälligen Musik und einiger komischen Züge geht dieses Abenteuer durch und scheint nicht allzu abgeschmackt. Dagegen herrscht lezteres Element in einem Melodram, welches am Ambigüitheater gegeben wird, das die biblischen Geschichten nach seiner Art zu behandeln pflegt. Vor mehreren Monaten gab es das „Fest Balthasars,“ wozu, glaube ich, das von dem Engländer Martin entworfene großartige Gemälde Anlaß gegeben hatte. Nun hat dasselbe Theater mit großem Aufwande „Nebukadnezar“ auf die Bühne gebracht; man rühmt dieses Stück wegen des dabei verschwendeten Pruntes. Besonders schön ist im dritten Aufzuge die Ansicht eines großen Saales, mit Babylons hängenden Gärten im Hintergrunde. Uebrigens sind in diesem Stücke die Israeliten und Babylonier so prächtig gebarnischt und bewaffnet, als es nur immer die reichen Ritter im Mittelalter seyn konnten; darüber stellt aber das schauende Volk keine gelehrten Grübeleien an; je glänzender die Costüme und Waffen, desto schöner das Stück. Die vielen neuen Vaudevilles übergehe ich, indem sie meistens nur für Pariser Interesse haben. — Obschon es bereits zwei Kindertheater gibt, so ist doch noch eine Kindertruppe aufgetreten, welche nicht, wie jene kleinen Theater, Stücke für Kinder spielt, sondern auch bekannte Stücke, welche man von Erwachsenen spielen zu sehen gewohnt ist, gar nicht übel aufführt. Man hat es dem Director in einigen Zeitungen vorgeworfen, daß er die Kinder durch dieses Spielen unnatürlicher Rollen verderbe; er aber behauptet, er bilde sie bloß zu künftigen Schauspielern, und vernachlässige dabei ihre Erziehung keineswegs, indem sie täglich Unterricht in nüzlichen Dingen erhielten, und das Spielen daher nur als Erholung anzusehen sey. Indessen wäre es doch zweckmäßiger, von ihnen nur solche Stücke aufführen zu lassen, welche für Kinder geschrieben sind und zu ihrem Alter passen. Wahrscheinlich wird sich der Director mit dieser Kinderschule bald wieder in die Landstädte begeben, wo es eben an Schauspielen fehlt, und dort die großen und theuern Schauspieler durch seine Kinder ersezen. — Wie gewöhnlich, werden die Titel neuer, beliebter Theaterstücke hier benüzt, um Moden oder Zeuge zu benennen, welche die Kaufleute an den Mann bringen wollen; so gibt es Halstücher, Kopfputz, Seiden- und Baumwollenzeuge à la Diadesté (die Operette ist aber bereits halb vergessen), à l'éclair, au mauvais oeil, und sicher wird bald etwas à la Marie folgen. Auch haben die Romane, oder die Heldinnen der Romane der Madame Dudevant dazu dienen müssen, Modesachen, oder was man dafür angesehen wissen wollte, zu benennen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 29. November 1836.

Ist dein eigenes Herz dir,
Deine Sprache nicht Alles werth?
Sprich, mit welcher, o sprich, welcher begehrtest du
Sie zu tauschen?

Herder.

Wie Deutschen und die Franzosen in ihren Sprachen.

(Fortsetzung.)

Die deutsche Sprache ist überhaupt reicher als die französische an Ausdrücken, welche die Familie, das Haus angehen, und ich mache hier nur darauf aufmerksam, daß der Franzose keinen Unterschied zwischen der Stiefverwandtschaft und der Verschwägerung macht. Stief- und Schwiegermutter heißen beide belle-mère, Stief- und Schwiegervater beau-père u. s. w., obgleich der Unterschied in der Verwandtschaft und im täglichen Leben groß genug und in die Augen springend ist. Die Franzosen haben kein bestimmtes Wort für Eltern, (père et mère); parents, was dafür gebraucht wird, ist nur ein Aushülfwort, das eine andere eigentliche Bedeutung hat. Die Sprache unserer Väter war noch reicher als die unsrige, wie die veralteten Worte Schnur, Söster und viele andere beweisen.

Der Franzose gehört der Gesellschaft an, und ihr ganz, der Deutsche gehört der Familie an. Ich sage dies nicht, um das eine Volk auf Kosten des andern zu heben oder herabzusetzen, um die deutschen Sitten zu loben, die französischen zu tadeln; denn leider ist der Mann, der nur der Familie, dem Hause angehört, und darob die Gesellschaft, den Staat vergißt, ebensowenig vollkommen als der, welcher nur der Gesellschaft angehört und darob die Familie aus dem Auge verliert. Ich habe die Sprachen zu Rathe gezogen, und in ihnen findet sich dieser wechselseitige Charakter der beiden Völker wieder, und sie sprechen ohne Commentar. — Nur noch ein paar Bemerkungen zur Bestätigung. — Das Wort: héberger, herbergen, hat die französische Sprache von uns entlehnen müssen. Den Franzosen fehlt ferner gänzlich ein Ausdruck, und ich glaube nichts zu wagen, wenn ich sage, der Begriff für leutselig. In diesem einzigen, unendlich schönen Worte charakterisirt sich das ganze deutsche Wesen in Bezug auf das gesellschaftliche Verhältniß, denn der Deutsche fühlt sich selig unter seinen Freunden. Die Familie ist die Vermittlerin dieser Worte, dieser Begriffe, denn es ist kaum möglich, Jemanden zu beherbergen und eigentlich leutselig zu seyn, als in dem Kreise der Seinigen, in dem Heiligthum des Hauses, der Familie. Ja! die Familie, das Haus ist das Heiligthum des Deutschen. Alles, was sie bedroht, ist ihm unbekannt oder eine Sünde, ein Verbrechen. — Die Grisette hat weder einen Namen in der Sprache, noch — vielleicht mit Ausnahme von ein paar deutschen Hauptstädten — eine Stellung in der Gesellschaft. Der Maitresse in ihrer mehrfachen

Bedeutung entspricht kein deutsches Wort auch nur entfernt. Die deutsche Sprache ist überhaupt in diesem Fache, der französischen gegenüber, sehr arm. Leztere wirft den Schleier der christlichen Liebe über die armen Sünderinnen, während die deutsche Sprache diesen Schleier mitleidslos hebt und sie mit einem einzigen schrecklichen Worte brandmarkt.

Die Erziehung des Gefühls ist nur durch das Gefühl, durch Liebe, und diese wieder nur möglich, oder wenigstens nur natürlich in der Familie. Ohne Familie gibt es keine echte Erziehung, ohne Erziehung aber ist der Unterricht ein leeres Wort oder eine gehaltlose Politur, die dem falschen Kerne keinen Werth zu geben im Stande ist. Die deutsche Sprache scheint nun zu beweisen, daß die Erziehung in Deutschland zu einem ersprießlicheren Resultate führt, als in Frankreich, denn sie hat Worte, die eine gute Erziehung und alle ihre Folgen zusammenfassen. Zucht und Sittsamkeit sind ohne eigentliche Repräsentanten in Frankreich, und man sezt dafür bald modestie, bald décence, bald sagesse. Aber wie ungenügend sind diese Ausdrücke, wenn es sich z. B. von einem sittsamen Mädchen, einem sittsamen jungen Mann, einem züchtigen Weib handelt, da diese Begriffe alle jene Worte, Anstand, Bescheidenheit, Weisheit (in dem Sinne, in dem sie hier genommen sind), in eines zusammenfassen und über dieselben noch hinausgreifen. — Sittsamkeit und Zucht werden in Frankreich meist durch sagesse übersezt; Weisheit und Klugheit aber sind sehr nahe verwandt. Wir finden etwas Aehnliches im Französischen bei dem Worte innocence, das sowohl Unschuld als Einfalt und Dummheit bedeutet. Der Himmel aber möge Frankreich bewahren, daß nicht eines Tages die Sittsamkeit nur als eine Klugheitsmaßregel, und die Unschuld als eine Dummheit erscheine!

(Die Fortsezung folgt.)

Reise nach Ungarn und Siebenbürgen.

(Fortsezung.)

Eine ziemlich gut unterhaltene Straße führt nach Carlsburg und Hermannstadt, und was das Reisen auf ihr noch angenehmer macht: es finden sich an derselben auch fast überall gute Gasthöfe. Schwerlich erwartet der Deutsche, welcher nie in diesem Lande war, es in dieser Hinsicht so gut bestellt zu finden. In manchen Gegenden Deutschlands, hauptsächlich des nordöstlichen, sind wir darin gegen Siebenbürgen zurück. Mehrere dieser Gasthöfe werden von Deutschen unterhalten, und diese zeichnen sich vorzugsweise aus. Die Küche ist, mit wenigen Abweichungen, die österreichische, also eine gute. Zimmer und Betten sind, mit seltener Ausnahme, gut und reinlich, und der Reisende genießt noch dazu das große Vergnügen ungemeiner Wohlfeilheit: er kann mit Einschluß des eigenen Fuhrwerks für vier Gulden Conv.Münze täglich luxuriös leben.

Bis nach Carlsburg hat man die Maros zur steten Begleiterin. Ihre Ufer sind mitunter malerisch, auch sind sie meistens mit Weingärten bekränzt, die ein sehr gutes Gewächs liefern. Die an der Citadelle hängende Stadt scheint ziemlich volkreich zu seyn, ist aber in ihrer Bauart einfach und fast armselig. Hier überschreitet man die Maros und geht nunmehr dem Lande der Sachsen zu, welches bei Mühlenbach beginnt. Viel hatte ich von der Wohlhabenheit dieser Distrikte, so wie von der Nettigkeit und Sauberkeit derselben gehört. Das erste, was ich hier sah, schien diese Behauptung Lügen zu strafen. Vor und unter dem Thore war ein Teich und Sumpf, durch den ich mich nur mit Mühe wand und in welchem die Pferde fast bis an die Knie gingen. In der Stadt war es nicht viel besser. Längs derselben fließt ein Bach, der hie und da breite Furten bildet. Glücklicherweise sind für die Fußgänger allenthalben Brücken darüber gelegt. Ich gelangte endlich in's Gasthaus, welches aber die bisher gesehenen nicht erreichte. — Man spricht an diesem Orte deutsch, aber welch ein Deutsch! Lange horchte ich, welche Sprache dies sey, und so ist die Sprache aller sogenannten Sachsen in Siebenbürgen. Glücklicherweise aber sprechen sie auch sämmtlich hochdeutsch.

Auf den Höhen von Serdahely (Reismarkt) sah ich das Gebirge, dessen Schleier sich nunmehr lüftete. Bisher hatten es Wolken verhüllt, und nur sein Fuß hatte sich mir in schwarzen, unsichern Conturen gezeigt. Gigantisch, den Tyroler Alpen bei Sterzing ähnlich, thürmt es sich im Süden auf und bildet eine Schutzmauer gegen die hinter denselben liegenden türkischen Provinzen. Bis tief herab war sein Scheitel noch mit Schnee bedeckt, der sich in größern und kleinern Massen gelagert hatte und mit den schwarzen Vorbergen bunt wechselte. Serdahely ist ein volkreicher und belebter Ort. Die Wohlhabenheit der Einwohner sprach sich besonders in ihrem Sonntagstaate aus. Ich fand im Gasthause muntere Gesellschaft, Sachsen und Schwaben, und wie die Deutschen alle hier heißen. Ihre Fröhlichkeit aber hielt sich in den Grenzen des Anstandes und belästigte den, welcher nicht daran Theil nahm, in keiner Art, sondern unterhielt ihn. Einige würtembergische Einwanderer, welche ihr Vaterland im Jahr 1805 verlassen hatten, waren hoch erfreut, als ich ihnen erzählte, wie es jezt in demselben aussehe. Sie hingen noch mit ganzer Seele an ihm, und die Weiber verriethen ihre

Rührung durch Thränen. Es geht ihnen hier nichts ab, vielmehr schienen sie sich in Wohlstand zu befinden, dennoch aber erhoben sie ihr Vaterland weit über Siebenbürgen.

Endlich erreichte ich Hermannstadt. Schon von ferner erschien es mir wie eine deutsche Stadt, und je näher ich kam, desto mehr bestätigte sich dies. Die enge und finstere Bauart macht aber beim Eintritte eben nicht den günstigsten Eindruck. Ein schwarzes Thor, wenn man die kothige Vorstadt endlich hinter sich hat, bietet den Eingang in enge, winklige Gassen, durch welche man auf den Hauptplatz gelangt. Weit weniger, als man erwartet hatte, trifft man in den hiesigen Gasthäusern, nicht eben musterhafte Sauberkeit in den Zimmern, dabei schlechte Bedienung. — Ich machte sogleich einen Spaziergang durch und vor die Stadt, und da fand ich denn die schöne Welt in Menge versammelt. Es war Sonntag Nachmittag und nach mehreren regnigten Tagen schönes Wetter. Die Spaziergänge um die Stadt kann man zu den schönsten zählen, welche eine Stadt haben kann. Belaubte, schattige Gänge, mit Ruhebänken für die Müden, ringsum Gärten voll Obstbäumen und Weingeländen, in welchen eine Menge Nachtigallen schlagen; eine gebildete, in Sitten und Tracht deutsche Volksmasse, mit den Classen niedrigern Ranges vermischt, welche in ihrer originellen Kleidertracht zum bunten Colorit des Gemäldes ganz besonders beitragen; gegen Süden die Bergriesen in blauduftigem Kleide, mit weißen Sternen und Verzierungen geschmückt; und wenn man nun mitten im lebendigen, bunten Gewühl in Betrachtung versenkt ist, wird man plötzlich aus seinen Träumereien durch die lieblichsten Töne geweckt: nicht fern von uns spielt die treffliche Musik der Garnison. Alles dieses ist geeignet, auch die finsterste Stimmung zu erheitern, zumal man überall, wo man sich in Frage oder Unterhaltung an die Menschen wendet, den freundlichsten Bescheid bekommt und Humanität und Bildung findet.

(Der Beschluß folgt.)

Asyl der Natur.

Ein Plätzchen, um noch frei zu walten,
Hat die Natur sich vorbehalten
In ihrem großen Haus,
Da ist es frei von allem Weltgebraus,
Und drinnen leben lauter Lustgestalten.

Aus grünbedeckten, kleinen Seen
Scheint's oft, als stiegen lichte Feen
Mit liebevollem Blick,
Und tauchten neckend wieder schnell zurück;
Doch hat das Aug' nur Blumenspiel gesehen.

Epheu und Winden dicht umranken
Die Bäume, die im Winde schwanken,
Darunter ist es still
Und die Natur kann schaffen wie sie will,
Da dichtet sie in träumenden Gedanken.

Viel Schmetterlinge bunt beleben
Die Büsche, die sich eng verweben,
Und Fische silberhell
Ergötzen sich in ihrem klaren Quell,
Darüber singend frohe Lerchen schweben.

Ein Strom hielt diesen Platz umfangen,
Darüber war man einst gegangen
Auf einem schmalen Steg,
Doch riß der Strom die Brücke wild hinweg:
Allein zu seyn war der Natur Verlangen.

Sie hatt' als Freund mich eingeladen,
In ihrem frischen Quell zu baden;
In ihrem grünen Saal
Bereitete sie mir ein köstlich Mahl,
Und führte mich dahin auf fremden Pfaden.

Ihr Innerstes war aufgeschlossen,
Wo ihre Lieblingsblumen sprossen
In tausendfachem Schein;
Da hab' ich ganz mit meinem Sinn allein
Die Freuden der Natur am Quell genossen.

Nic. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Arthur vom Nordstern. Matthäis Schlachtgemälde. Theater.

Der unter dem Namen Arthur vom Nordstern seit einer langen Reihe von Jahren auch als Dichter rühmlich bekannte hiesige Conferenzminister von Nostiz starb am 15ten v. M. auf seinem Gute. Obschon bereits in einem Alter von fünfundsiebzig Jahren stehend, schien der heitere, thätige Geist, der den verdienstvollen Mann beseelte, ihm eine noch längere Laufbahn zu versprechen. Er soll eben wegen Herausgabe seiner Werke mit einer angesehenen Buchhandlung in Unterhandlung gestanden haben. Unter der Aufschrift: „Karl August Böttiger. Sein Bild. Sein Denkmal.“ hat die mehr als fünfzigjährige Freundschaft des Verewigten mit dem ihm gegen Ende des vorigen Jahrs vorangegangenen berühmten Archäologen auf des Letztern Grabhügel in vier-und-siebzig Octaven einen Blumenkranz gelegt, dessen Fülle und Frische die Ahnung nicht aufkommen ließ, daß dieser Dichtergreis schon so bald dem dahingegangenen Freunde folgen würde. Das Gedicht zeichnet sich durch die innigmendste Tiefe des Gefühls und der Trauer um den seinem Herzen seit dem Jahr 1784 nahe Gestandenen aus, und ertheilt nebenher über Böttigers Leben und Wirken manche interessante Nachricht und Auskunft, welche dem Biographen desselben willkommen seyn werden. Uebrigens soll dieses Gedicht nicht im Buchhandel zu haben seyn. Der Verewigte ließ es zur Vertheilung an seine nähern Bekannten auf eigene Kosten drucken.

Den Freunden der Kunst, wie allen Gebildeten überhaupt, hat der Director der Gemäldegalerie und Professor bei der Akademie der bildenden Kunst, Matthäi, mit einem Oelgemälde, welches im Lokal der zu Anfang des vorigen Monats beendigten Kunstausstellung acht Tage lang zu sehen war, einen vorzüglichen Genuß bereitet. Es stellt den Tod des Herzogs von Braunschweig-Oels in der Schlacht bei Quatrebras dar. Sowohl dem Umfange, als der Sorgfalt der Ausführung nach gehört es zu denjenigen Kunstwerken, deren immer weniger gefertigt werden und gefertigt werden können. Die Figuren des Vorgrundes sind in Lebensgröße. Der Künstler ist bei der Auffassung des Gegenstandes theils der Beschreibung Venturini's, theils der ihm von Seiten des Bestellers des Gemäldes gestellten Aufgabe gefolgt. Der Herzog, zu Pferde sitzend, ist bei dem lezten verzweifelten Versuche des Zusammenraffens der auseinander gesprengten Seinigen im Handgelenke verwundet und die Kugel, durch die es geschehen, weiter nach der Brust in seine Seite gegangen. Sein schöner Fuchs steigt, unstreitig in Folge des Rucks, den die Wirkung der Kugel in der Hand, welche den Zügel hält, veranlaßte, scheu empor, und des Herzogs, dem Major Wachtholz, dem einzigen anwesenden Offizier, zugekehrtes Antlitz verräth bereits die Schauer des Todes, die er der Haltung nach noch zu verbergen sucht. Beide Hauptfiguren sind ungemein ausdrucksvoll und ansprechend. Die so mannichfach als angemessen, theils noch in voller Kraft und Thätigkeit, theils bereits sterbend und gestorben, umhergruppirten Krieger bilden ein überaus belebtes und mannichfaltiges Ganzes in verhältnißmäßig ungemein geringem Raume. Der Verfertiger soll übrigens bei seinem Werke nicht ganz freie Hand gehabt haben. Dem Vernehmen nach hat derselbe zwei Entwürfe den Bestellern vorgelegt, wovon die Ausarbeitung des einen, jedoch mit mehreren Abänderungen, genehmigt worden ist.

Die Bühne bietet von Zeit zu Zeit manches frische und manches aufgewärmte Schauessen. Zu den neuen gern gesehenen Stücken gehört die „Griseldis“ von Halm und hauptsächlich „Bürgerlich und romantisch“ von Bauernfeld. Große Auszeichnung bewies die durchreisende Sängerin Henriette Carl in den von ihr hier gegebenen Concerten. Ihr trefflicher Vortrag und die höchst einnehmende Biegsamkeit der Stimme veranlaßten viele Musikfreunde im hiesigen Tageblatte zu Aufforderungen, ihre schönen Leistungen zu wiederholen, was auch von ihr mehrmals mit dem glänzendsten Erfolge geschehen ist. Auf der Bühne hat die Tochter der berühmten Sängerin Grünbaum mehrere Rollen, zum Theil mit ziemlichem Beifall gegeben. — Das gewöhnliche Seiltänzertalent gehört bekanntlich schon seit langer Zeit nicht mehr unter die gesuchten Künstlerwaaren. Auch der hochtönende Name Akrobat, unter dem es eine vornehmere Miene machen zu dürfen glaubte, wollte höchstens noch auf den Jahrmärkten der Provinzialstädte ziehen. Jedermann kannte schon von Kindesbeinen an den Seiltanz, wenn auch nicht praktisch, doch wenigstens in der Theorie auswendig. Man wußte, daß zuerst die drei- bis vierjährigen Abcschützen in dieser Kunst das Mitleid des Publikums mit ihrer sichtbaren Angst in Anspruch nehmen, sodann der Bajazzo zum Todtärgern plump und platt seyn mußte, bis zuletzt einige seiltänzerische Notabilitäten auf der Folie jener Angst und dieser Plumpheit sich anstandslos genug ausnahmen, zumal wenn die zuschauenden Damen Ursache hatten, mit dem Wuchse der Künstler zufrieden zu seyn. Die Zuschauer waren in der Regel weit schwerer zu befriedigen. Die recht hübsch gewachsenen Frauenzimmer, die vormals nicht selten vom Seile herab gar freundliche Blicke aus allerliebsten Gesichtern austheilten, fingen seit einiger Zeit an auszugehen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Madame Dudevant.

Ueber Mad. Dudevant, deren Romane, wenigstens die beiden: Indiana und Valentine, unstreitig die merkwürdigsten der neuern französischen Literatur sind, so sehr man auch ihre moralische Tendenz verdammen mag, gibt der artikelreiche Jules Janin, der ein Halbdutzend Zeitschriften mit Artikeln versieht, freilich oft mit sehr schwachen, eine Notiz, woraus sich, unter dem Wortschwalle, Folgendes als das Merkwürdigste ausheben läßt. Sogleich nach der Julirevolution kam Mad. Dudevant als Jüngling gekleidet nach Paris. Die Nachricht dieser Revolution hatte das Gemüth dieses sonderbaren jungen Weibes begeistert und ihrem Sinne eine ganz eigenthümliche Richtung gegeben. Wahrscheinlich war sie sehr jung und zwar unglücklich verheirathet worden. So kam sie in den ersten Tagen nach der Julirevolution zu Paris an, galt für einen achtzehnjährigen Jüngling und lebte als solcher; so z. B. raucht sie sehr zierlich ihre Cigarre und trägt auch recht gut den Spazierstock. In der ersten Aufwallung ihres Gemüthes, in welchem sich eine Menge verschiedenartiger Empfindungen durchkreuzten, schrieb sie in wenigen Wochen einen Roman, den ersten schriftstellerischen Versuch ihres Lebens. Sie trug das Manuscript zu einem Buchhändler und bekam vierhundert Franken dafür. In diesem Versuche zeigte sich erst der Keim ihres großen Talentes. Nun aber schrieb sie Indiana und Valentine, und diese beiden Romane machten sie alsbald zur gefeiertsten Schriftstellerin von Paris, und nun suchte Jeder die Bekanntschaft einer Person zu machen, die nicht allein eine geistreiche, sondern auch eine sehr schöne Frau voll Anmuth und Würde war. Jedoch wußte man eigentlich nicht, was man aus ihr machen sollte, denn sie schien eben sowohl zur Rolle eines Mannes, als zu der eines Weibes geschaffen zu seyn. J. Janin meint, in dem Roman Lelia, der gar nicht zu ihren bessern gehöre, zeigten sich die beiden Naturen; ein Theil desselben sey kräftig, kühn, phantasiereich, ein anderer weich, zart, bescheiden, so daß man glauben möchte, ersterer rühre von einer männlichen Feder, lezterer von einer weiblichen her, und doch sey Alles von Mad. Dudevant allein, oder wenn man lieber will, von George Sand. Dieser Doppelcharakter ist ihr in der öffentlichen Meinung geblieben. Die Damen können ihr die kecken Aeußerungen und Grundsätze nicht verzeihen, die sie ohne Scheu ausspricht, und die Männer, die sie aber beinahe verächtlich behandelt, können nicht genug die Zartheit ihrer Geistesschöpfungen rühmen. Sonderbar ist es immer, daß eine politische Revolution nöthig war, um dieses romanhafte Gemüth zu entzünden und die junge Frau zu einer Schriftstellerin zu machen. Vielleicht wäre dies auch durch andere Veranlassung geschehen, aber wohl nicht so plötzlich und auf so entschiedene Art. Seit einem Jahr scheint sie auszuruhen, oder Kräfte zu einer neuen Schöpfung zu sammeln; freilich war sie in diesem Jahr mit ihrer ehelichen Trennung beschäftigt. Es ist schlimm, daß die hiesigen Modeschriftsteller, die so reizend die Liebe schildern, in ihren eigenen Herzensangelegenheiten so manche Mißgriffe thun; so z. B. hatte kaum Mad. Dudevant ihren Proceß gegen ihren Mann gewonnen und sich mit ihrem bedeutenden Vermögen von ihm getrennt, als auch Alphonse Karr, Verfasser des Romans: „Unter den Linden“ und anderer Liebesbilder, Klage gegen seine Frau führte und auf der Trennung bestand. Diese phantasiereichen Dichter sind häufig mit der Welt zerfallen, die ihnen ihre Ideale nicht in Wirklichkeit liefern kann. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 30. November 1836.

— Kann das Herz,
Kann's nach tausend Qualen
Und vor süßem Schmerz
Nicht dem Tod entgehen;
Träume nie von Leid!
Nicht erstarb's vor Wehen,
Nein, vor Süßigkeit.

Fr. Haug.
Nach Torq. Tasso.

Liebe und Tod.

Was singen doch die alten Weisen
Von bittersüßer Minnequal,
Was hören sie nicht auf zu preisen
Des frühen Todes kühne Wahl?
Daß Tod und Liebe stets beisammen
Wie Lilien und Rosen stehn,
Zwei tiefe Wellen, heiße Flammen,
Worin die Seelen untergehn?

Der Ritter will sein Lieb erwerben,
Er zieht und findet Grabesruh;
Die Jungfrau sieht den Ritter sterben,
Und ihre Augen gehen zu.
O selig, wem solch Loos beschieden:
Zuerst die Liebe rein und hold,
Und dann der tiefe Todesfrieden,
Ein ewig Abendsonnengold!

Die Blume schläft mit ihren Düften
Am Abend wie ermüdet ein;
Dann singen droben in den Lüften
Nicht mehr die hellen Vögelein.

Doch kommen wunderbare Stimmen
Aus goldumsäumten Wolken her;
Die Erde will im Glanz verschwimmen,
Und Purpurwellen schlägt das Meer.

Die Liebe will in weißem Kleide
Rein in des Himmels Wolken stehn;
Sie will mit ihrem Herzeleide
Durch aller Engel Chöre gehn.
Die Liebe fühlt sich alle Zeiten
Mit ihrem Glück und Schmerz allein,
Und sängen selbst die Seligkeiten,
Sie sängen ew'ge Liebespein.

Und wollt ihr noch die Arme schelten,
Weil sie aus diesem engen Haus
In alle Weiten, alle Welten
Mit ihrem Herzen muß hinaus?
Sie kann ja nicht die Brust verschließen,
Aus der das Blut in Strömen bricht;
Die Liebe muß in's All zerfließen,
Eh findet sie die Ruhe nicht.

Du weißt nicht, wie aus deinen Augen
Mir süßer Tod entgegenwinkt;
Mich treibt's, ihn durstig einzusaugen,
Den Quell, aus dem man Leben trinkt.

Schon fühl' ich meine Bruſt gehoben
Von einem neuen Lebenshauch,
Und mehr und mehr zerfließt nach oben
Die Welt um mich wie leichter Rauch.

O ſelig, wer mit jungem Herzen,
Mit friſcher Kraft und reinem Muth,
In neuen, wunderbaren Schmerzen
Vergießen darf ſein heißes Blut!
Noch einmal blizt das reine Feuer
Im jugendlichen Buſen auf;
Jezt iſt ihm erſt das Leben theuer,
Und jauchzend ſchließt er ſeinen Lauf.

H. P.

Reiſe nach Ungarn und Siebenbürgen.

(Beſchluß.)

Abends ward im Theater eine von den vielen Wiener Farcen gegeben. Die Naivetät, womit ein großer Theil des Publikums das Stück aufnahm, war anſprechend, und das kindliche Lachen einer Dame neben mir, die ſich ſo ganz unbefangen allen Eindrücken hingab, war mir in hohem Grade unterhaltend. In Hermannſtadt wird die Polizei hinſichtlich der öffentlichen Sitten ſtreng gehandhabt. Wer Abends nach zehn Uhr noch auf den Straßen iſt, muß ſich über ſeine Perſon und den Zweck ſeines Nachtwandelns ausweiſen. Insbeſondere hat man ein wachſames Auge auf das junge weibliche Geſchlecht, namentlich die ſehr zahlreichen Töchter Egyptens. Möchte ſich doch dieſe Aufſicht endlich auch auf die Sümpfe und den Koth in den Straßen der Außenſtadt erſtrecken! Um da zu wohnen, würde ich Hermannſtadt bei weitem Clauſenburg vorziehen. Denn abgeſehen davon, daß jenes für eine rein deutſche Stadt gelten kann, iſt die Gegend noch romantiſcher und das Leben mit vielſeitigeren Reizen geſchmückt. Was die Schönheit und etwaige Pracht in der Bauart anlangt, ſo hat ſich keine ſonderlich über die andere zu erheben.

Hier war ich nun der türkiſchen Grenze ganz nahe, und würde es mir nicht verziehen haben, wenn ich nicht wenigſtens den Fuß auf ſie hätte ſetzen ſollen. Zu dem Ende fuhr ich bis an die Contumaz beim rothen Thurmpaſſe. Anfangs iſt die Gegend von Hermannſtadt aus ein wenig proſaiſch, und nur der ſtete Anblick der Alpen verſchönert ſie. Glücklicherweiſe traf ich einen heitern Tag und eine reine, ſehr durchſichtige Luft. Auf dem Wege kommt man durch einige ſächſiſche (deutſche) Dörfer, welche, gleich allen übrigen der Art, ſchön, meiſtens maſſiv gebaut ſind und von Wohlhabenheit der Einwohner zeugen. Das Beiſpiel hat günſtig gewirkt, denn es zeichnen ſich die zwiſchendurch liegenden, von Wallachen bewohnten Ortſchaften vortheilhaft vor denen ihrer Stammgenoſſen im übrigen Lande aus; auch wird von ihnen der Landbau mit mehr Fleiß und Sorgfalt betrieben. Die Sächſinnen kleiden ſich mit Geſchmack, und ihre Tracht iſt meiſtens, beſonders des Sonntags, reich. Im Kopfputz ſtimmen ſie faſt ganz mit den hieſigen Wallachinnen überein; er beſteht in einem turbanartig um den Kopf geſchlungenen feinen weißen Tuche. Die übrige Bekleidung iſt meiſtens aus gutem Stoff und, wie bei den deutſchen Landmädchen, ziemlich bunt. Die Alten lieben, wie in Würtemberg, die ſchwarze Farbe.

Am rothen Thurme iſt eine Grenzmauth, welche von deutſchen Offizianten verſehen wird. Faſt noch nie habe ich Mauthner ſo artig, beſcheiden und gefällig gefunden, wie dieſe. Das angenehme Gefühl, einen Landsmann aus der Heimath zu ſehen, was ſo gar oft nicht vorkommt, mag viel dazu beitragen. Von der Mauth an kommt man in enge Schluchten, welche die Alutha (Alth) durchſtrömt. An manchen Stellen iſt die Straße dem Geſtein abgerungen und in die ſchroffen Felſen geſprengt. Wer ſchwindlig iſt, bleibt hier nicht im Wagen, ſondern wandert zu Fuß. Ein einziger Sprung eines Pferdes nach der Seite würde einen unausbleiblich in den brauſenden Strom ſchleudern. Schlimm iſt es, wenn man einem Wagen begegnet. Da muß ſich denn der eine dicht an die Felſenwand drängen und der andere bis auf wenige Zoll an den Abhang lenken. Aber wahrhaft reizend ſind dieſe Gebirgspartien. Hie und da ſieht man kleine Häuschen faſt wie Vogelneſter an den Abhängen kleben; es ſind die Wohnungen der Grenzwächter, wie ſie auf der ganzen ausgedehnten Militärgrenze Oeſterreichs vorkommen. Ein kräftiges Gebirgsvolk haust hier, das ſeine Kraft und ſeinen Muth vielfach bewieſen hat.

Endlich war ich an der Contumaz. Dieſe bildet eine kleine Ortſchaft von zwanzig Häuſern, in denen zum Theil die Beamten wohnen, während die andern zur Aufnahme deren beſtimmt ſind, die, aus der Wallachei kommend, hier ihre Contumaz abhalten. Gegenwärtig währt ſie nur fünf Tage, iſt alſo für die Reiſenden nicht beſonders läſtig, zumal die Wohnungen bequem ſind und für des Leibes Nahrung und Nothdurft hinlänglich geſorgt iſt. Ein hier befindliches Gaſthaus beſorgt die Koſt. Daß man in demſelben etwas theuer ißt, kann nicht befremden, wenn man bedenkt, daß Alles von fern her gebracht werden muß. Noch iſt man aber nicht an der äußerſten Grenze. Auf dieſe kommt man erſt etwa 800 Schritte von hier. Iſt man da angelangt, ſo muß man ſehr vorſichtig ſeyn, und nur in Begleitung des Reinigungsdieners die Anſtalt ſehen, damit man ſich nicht „vermiſche," d. h. damit man nicht einem aus der Wallachei Angekommenen und hier die Contumaz Haltenden

zu nahe komme. Geschähe solches, so müßte man ohne Weiteres fünf Tage aushalten, bis man seine Rückkehr antreten könnte. Gleiches würde Einem widerfahren, wenn man in das gegenüber liegende Wallachische Wirthshaus gehen und zurückkehren wollte. Ein kleiner Bach scheidet auf diesem Punkte die zwei großen Reiche. Ich überschritt ihn etwa zwanzig Fuß, und konnte dann doch sagen, daß ich auf türkischem Gebiet gestanden habe. Ein sechsspänniger Wagen kam eben an. Ich wich ihm sorgfältig aus, um mich nicht zu vermischen. Es war ein Bojar, der nach Mehadia in's Bad ging. Als ich zurück kam, bezog er eben sein Quartier in der innern Contumaz. Froh, dies nicht auch thun zu müssen, nahm ich mein Mittagsmahl im Gasthause zu mir, bestieg dann meinen Wagen und kehrte nach Hermannstadt zurück.

Die Deutschen und die Franzosen in ihren Sprachen.

(Fortsetzung.)

Die Frauen.

Die Sonne ist weiblich, der Mond männlich in der deutschen Sprache, und es ist dies mehr als ein Zufall. Die Frau ist das Gestirn, das das Leben in Deutschland verklärt. Wir finden diese Verehrung des Weibes durch die ganze deutsche Geschichte. Jene Germanen, vor welchen die Römer zitterten, die das stolze Weltreich zerbrachen, die kaum ein Gesetz kannten, nie dem Willen eines Einzelnen, selten dem Aller sich unterwarfen, beugten willig den stolzen Nacken vor dem Weibe. Die ältesten Gesetze der Deutschen sind eben so viele Denkmale dieser Verehrung des Mannes vor dem Weibe; der freie Mann, Bürger, Krieger, Gesetzgeber und Richter, der Niemanden erlaubte, sich über ihn zu stellen, verkündete in den Gesetzen, die er selbst machte, daß die Frau über dem Manne stehe, und er gab ihr ein doppelt so hohes Wehrgeld, als er für sich selbst forderte.

Die französische Sprache sagt: l'homme, wenn sie vom Menschen im Allgemeinen spricht. Die deutsche Sprache hütete sich, in einen ähnlichen Fehler zu fallen; in ihr vertritt weder der Mann noch das Weib das menschliche Geschlecht, sondern sie suchte einen neuen Ausdruck und nannte beide Menschen. Die Verehrung der Frauen aber zeigt sich z. B. in dem Worte: mein Schatz. Auch der Franzose braucht mitunter in der poetischen oder bildlichen Sprache diesen Ausdruck für die Geliebte, die Gattin. Aber in Deutschland ist das Wort im Volke gäng und gebe, und der prosaischste Bauer, der bilderkargste Arbeiter bezeichnet seine Geliebte selten anders. Ein deutscher Bürger, ein deutscher Handwerker, besonders in den kleinern Städten, fragt nur selten: was macht Ihre Frau? oder gar wie der Franzose: comment se porte Madame? sondern: „wie befindet sich Ihre Liebste?“ Der Franzose sagt: une femme grosse, une femme enceinte, d. h. wörtlich eine dicke, eine umfangreiche Frau; der Deutsche dagegen wendet selbst das Wort schwanger, das wenigstens nicht so elend prosaisch ist als die französischen Ausdrücke, seltener an als Ausdrücke, wie: die Frau ist gesegnet, in gesegneten Umständen, in der Hoffnung; lauter Bezeichnungen, die so poetisch als würdig sind.

Die deutsche Sprache ist endlich reicher als die französische an Worten, durch welche sie die Geschenke bezeichnet, die der Ehemann seiner jungen Frau nach der Trauung gibt, oder für das, was der Frau nach Auflösung der Ehe zukommt. Morgengabe, Weibtheil, Witthum und Weiberloos sind einige derselben, und das in Frankreich adoptirte vivelot (Weiberloos) bekundet, daß die Franzosen bei ihren in dieser Beziehung reichern Nachbarn Anleihen machen mußten. Die französische Sprache dagegen ist so ungerecht als möglich gegen die Frauen. La victime (das Opfer), la dupe (der Gefoppte, der Betrogene) sind nur weiblichen Geschlechts; die französische Sprache unterstellt aber nicht einmal die Möglichkeit, daß eine Frau poëte (Dichterin), auteur (Schriftstellerin), professeur (Lehrerin), vainqueur (Siegerin), possesseur (Besitzerin), administrateur (Verwalterin), defenseur (Vertheidigerin), temoin (Zeugin) etc. werden könne, während sie nichts dagegen einzuwenden hat, daß sie renégatte (Renegat), saligaude (Schweinigel), dissipatrice (Verschwenderin), ivrognesse (Säuferin), usurière (Wucherer), voleuse (Diebin), calomniatrice (Verläumderin), séductrice (Verführerin), destructrice (Zerstörerin) etc. werde. Die deutsche Sprache hat nur wenige Worte, die kein Femininum zulassen, und bei denjenigen, die sich dagegen sträuben, scheint das Gefühl der dem Weibe gebührenden Ehre im Spiele zu seyn: Trunkenbold, Wucherer und ähnliche mehrere gehören hieher. Die Franzosen dagegen sind galant, und ein Deutscher würde vergebens versuchen, ihnen diese Eigenschaft streitig zu machen; die in die deutsche Sprache übergegangenen Worte galant und galanterie würden gegen ihn zeugen. Aber leider scheinen sie, wenn man nur die Sprache zu Rathe zieht, nichts als galant zu seyn. Je suis charmé de vous voir, vous êtes charmante, ravissante, excellente etc., sind Wörter, schöne, klangreiche Wörter, nicht weniger und nicht mehr. Der Franzose läßt seinem Freunde bien des choses (viele Dinge) sagen, wo ihn der Deutsche freundlich oder herzlich grüßen läßt.

Die Würde, mit der der Deutsche und seine Sprache die Frauen behandelten, und noch heute nach Jahrhunderten des Fortschrittes und leider auch des Verderbens

behandeln, konnte nicht ohne Einfluß auf die Frauen selbst seyn; denn wer sich geehrt und geachtet sieht, lernt sich selbst ehren und achten. Wir haben gesehen, wie die Franzosen kein Wort für Sittsamkeit, keinen eigentlichen Ausdruck für Häuslichkeit haben, und man könnte nachweisen, wie gerade in diesen beiden Tugenden die deutsche Frau sich in ihrem schönsten Glanze zeigt; aber es ist dies überflüssig, wenn man bedenkt, daß die deutsche Sprache ein einziges Wort hat, das alle weiblichen Tugenden, wie ein Strauß die schönsten Blumen, zusammenfaßt. Weiblichkeit ist ein echt deutsches Wort, eine Eigenschaft eines echt deutschen Weibes, und wie das Wort den Franzosen fehlt, fehlt auch sehr oft den Weibern dort die Eigenschaft, die dasselbe bezeichnet. Alle Umschreibungen, die man in Frankreich versuchen möchte, um diese Idee wiederzugeben, vertus, état, qualités naturelles de la femme etc., zeigen nur um so klarer, daß man selbst die hohe Idee des einfachen Wortes in Frankreich kaum zu begreifen im Stande ist. Der Prüfstein, der Stempel der deutschen Weiblichkeit ist die Schamröthe, die das Antlitz einer deutschen Frau durchglüht und ihre Wangen überzieht, wenn ein elektrischer Funke den Brennstoff der Liebe in ihrem Herzen berührt und entzündet. Wie aber die Franzosen kein Wort für Weiblichkeit haben, so haben sie auch keines für Schamröthe, da diese nur Folge jener ist, und jene diese bedingt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

(Beschluß.)

Akrobaten. Weinernte. Der blinde Flötenspieler.

Bei diesem Mangel an hübschen Frauenzimmern prophezeite Jedermann der Familie Knie, als sie auf dem Platze des Japanischen Palais ihre Bude aufschlug, wenig Gutes; aber, wie das zuweilen auch zu gehen pflegt, Jedermann hatte sich geirrt. In der That erhebt sich diese Truppe recht weit über die gewöhnlichen Seiltänzer und fesselt deßhalb die allgemeine Aufmerksamkeit. Vorzügliche Beachtung erhält eines der Kunststücke, welches sich nicht in die Bude hineinpressen läßt und allezeit im Freien vorgenommen wird. Rudolph Knie spaziert tänzermäßig, zuweilen rückwärts, aus dem obern Theile der Bude heraus ein neunzig Ellen langes Seil hinauf, auf einen hiezu eingerammten Baum, der gleiche Höhe mit den meisten der umliegenden Häuser hat. Ungeachtet der bis zur Grazie sich erhebenden Sicherheit seines Schrittes kann man sich doch eines starken Schauers bei dem Schauspiele nicht erwehren. Allein so widrig und unangenehm diese Empfindung auch ist, so füllt sich doch allezeit der ganze geräumige Platz dergestalt mit Menschen, daß nach Beendigung der sogenannten Ascension die nächsten, der Elbbrücke zuführenden Straßen und die Brücke selbst eine ziemliche Zeit durch den nach ihr hindrängenden Volksstrom beinahe ganz ungangbar werden. — Die auf öffentliche Kosten geschehene, auch im Morgenblatte wiederholt besprochene Anlage eines artesischen Brunnens in hiesiger Stadt zeigte mehreremal schon hoffnungsvolle Knospen; aber statt weiter aufzublühen, fielen sie immer wieder ziemlich ganz ab. Desto größere Sensation machte daher das in den letzten Tagen erfolgte Gelingen eines ähnlichen Unternehmens, das ein Privatmann, der Zimmermeister Siemen, auf seinem Grundstücke in der Antonsstadt auf eigene Kosten wagte. Nach Bohrversuchen von 450 Ellen Tiefe, wobei er einen Aufwand von 5000 Thalern gehabt haben soll, sah er sein Unternehmen vom schönsten Erfolge gekrönt. Jede Minute liefert ein Wasserquantum von 600 Kannen. Es ist dies um so erfreulicher, da gerade die Antonsstadt an weichem Wasser großen Mangel litt. — Unsere Rebenstöcke hatten sich diesmal schon in der Blüthe etwas verspätet, und noch im September hatten Viele nicht die mindeste Hoffnung, daß es überhaupt Wein geben werde. Manchem der bedeutendern und wohlhabendern Weinbauer mochte sogar mit einem schlechten Erfolge nicht übel gedient seyn. Seit und mit 1852 sind sämmtliche hiesigen Weinjahre gut und das Jahr 1854 sogar vortrefflich gewesen, daher auch noch bedeutender Weinvorrath vorhanden. Ein Mißjahr aber hätte unstreitig einen Absatz zu erhöhtem Preise herbeigeführt; allein das noch bis in die vorletzten Tage des Oktobers fortdauernde warme und großentheils heitere Wetter begünstigte die Wünsche der ärmern Weinbauer, die, um zu leben, mit den frühern Jahrgängen hatten losschlagen müssen. Der Most ist wohlgerathen und soll hie und da sogar den vom vorigen Jahr übertreffen. An Orten, wo nicht die Schlossen oder der Frost im Frühjahr zerstörend einwirkten, kann man sogar mit der Quantität zufrieden seyn. — Seit dem seligen blinden Flötenspieler Dälon pflegt die Blindheit jedem Flötenspieler zur besondern Empfehlung zu gereichen. So trat denn vor wenigen Wochen wieder ein reisender blinder Flötenspieler in Dresden auf. Von dem kleinen Stücke, das er zu geben beabsichtigte, nahm sich der erste Akt durch seine naturgemäße Handlung gar nicht übel aus. Von einem Führer geleitet, ging der Virtuos von Haus zu Haus, und wußte sein Schicksal so rührend darzulegen, daß das Mitleid selten umhin konnte, ein oder mehrere von ihm präsentirte Billets gegen tarmäßige Bezahlung anzunehmen. Desto weniger rühmte man aber den zweiten Akt. Im schönen, als der Ort des Concerts bezeichneten Saale fanden sich die Concertbilletsinhaber vielleicht insgesammt ein; aber noch war kein Licht angezündet, nicht einmal der Saal bestellt! Der blinde Flötenspieler schien in genialer Zerstreuung das von ihm selbst veranlaßte Rendezvous ganz vergessen zu haben. Da tauchten denn plötzlich in der Brust der verwunderten Zuhörer allerlei Vermuthungen auf: der blinde Flötenspieler war wohl gar kein Flötenspieler, ja vielleicht nicht einmal blind! Zuletzt wußte keine Seele mehr, was sie vermuthen, oder glauben, oder bezweifeln sollte. So viel war gewiß, sollte auch der Virtuose mit Sehkraft versehen seyn, die herzugekommenen Sehenden befanden sich ganz außer Stand, ihn zu sehen, und die Meisten schienen zu glauben, er könnte wohl gar seine Unsichtbarkeit für Dresden auf ewige Zeiten extendiren wollen. Das ist jedoch nicht der Fall gewesen. Der arme Mann ist wirklich blind und auch ein Flötenspieler. Er hat nur unglücklicherweise kein ausreichendes Publikum zu Deckung der Kosten eines Concerts gefunden, und aus eigenen Mitteln dem Fehler nicht abhelfen können, weil eben der Gewinn aus diesem Concert ihm solche Mittel erst hatte verschaffen sollen.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 121 u. Monatsreg. Novbr.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 1. December 1836.

Deutschlands Fürsten — sie rief
Kein Stolz, euch zu leiten herzu,
Und allein schwangt, was auch obstand,
Ihr mit edler Kühnheit euch auf! So werde
Euch denn allein auch unsterblicher Ruhm!

Klopstock.

Klopstock an einen deutschen Prinzen. *

Hamburg, den 1sten Januar 1779.

Monseigneur!

Ich habe gewiß nicht wenig dadurch verloren, daß ich Ew. Durchlaucht, da ich Ihnen das lezte Mal aufwartete, nicht allein fand, denn wir hatten den Morgen vorher nur eben erst angefangen, von dem Könige zu sprechen, und nun war es nur ein Augenblick, daß wir von Ihm sprachen. Indeß kam mir das Wenige, was Sie mir damals sagten, eben so unerwartet, als es mir wichtig war. Ich wiederhole Ihnen, daß ich äußerst begierig bin, zu erfahren, was es ist, das der König an dem Plane meines Gedichts geändert hat. Ich weiß sehr wohl, daß bei einem so reichen und vielseitigen Inhalte, als der ist, den mein Gedicht hat, mehr als Ein Weg der Ausführung möglich sey, und ich begreife eben so gut, daß ein Genie von derjenigen Größe, wie es der König hat, diesen Weg finden könne.

Mein Plan (ich will nur das Eine darüber anmerken) ist tief in der Religion gegründet. Wer meinem Gedichte an den Plan rührt, der rührt ihm an sein Innerstes, und ich würde im Streite darüber eben so standhaft (es kommt hier nur auf den Vergleichungspunkt an) als der König bei Zorndorf ausdauern. Wie viel oder wie wenig ich übrigens von den Aenderungen des Königs erfahren werde, so wird es mir doch unvergeßlich bleiben, daß Er sich damit hat beschäftigen wollen. Diese Vorstellungen rissen bei mir alte Wunden auf. Ich kann mich nicht enthalten, hierüber mein Herz gegen Ew. Durchlaucht mit der Offenheit auszuschütten, die Sie an mir kennen. — Von ungefähr zu eben der Zeit, da der König zu regieren anfing, erwachte in Deutschland unter denen, welche die schönen Wissenschaften liebten, ein gewisser ganz anderer Geist als vorher da gewesen war. Es war nichts Ausnehmendes und Hervorragendes, das man nicht gleich Anfangs von dem Könige erwartete; und zu diesem gehörte, daß Er, der Würdigste dazu seit Jahrhunderten, die Wissenschaften unterstützen würde. Ich rede nicht von der Erwartung derer, die etwa Seine Aufmerksamkeit verdient hätten, sondern von der Erwartung der Nation. Ich kann Ihnen die Unruh und Wärme, mit der man es hoffte, auch wohl veranlassen wollte, nicht stärker beschreiben, als wenn ich sage, daß sie dem Grade nach der Kälte glich, in der der König bei allem dem

* Aus einer der Redaktion vorliegenden Sammlung ungedruckter Briefe berühmter Personen. Hinsichtlich des obigen Briefs von Klopstock vergl. die Erzählung im eilften Abend der Gelehrtenrepublik.

blieb, was die Deutschen in den Wissenschaften unternahmen. Es ging dabei so weit, daß man es sich mit der erfindsamsten Sorgfalt zu verbergen suchte, daß diese Hoffnung Täuschung wäre. Ich weiß viele Geschichtchen dieser Zeit. Ich will Ew. Durchlaucht eines davon erzählen, welches keinen andern Fehler hat als den, daß es mich selbst betrifft. Ich hielt mich damals, da ich aus der Schweiz nach Dänemark ging, um Friedrich dem Fünften für das mir gegebene Gehalt zu danken, bei meiner Durchreise ein wenig in Halberstadt auf. Wir waren einen Mittag große Gesellschaft bei dem Generale Kanneberg. Alle wollten, ich sollte und müßte nicht über die Belte, sondern in Deutschland bleiben. Nach vielen immer wieder verworfenen Vorschlägen ging endlich einer davon mit einer Lebhaftigkeit durch, welche beinahe die Sonderbarkeit des Vorschlags übertraf. Mein Name stand auf der Rolle des dortigen Regiments. Man wollte mich also anwerben und dem Könige, meiner bittern Klagen wegen, sogleich Bericht erstatten. Die Sache war völliger Ernst, und es kam jezt nur auf meine Einwilligung an. Ich schwankte wirklich. Ich fragte das feine Auge der Generalin; es antwortete nicht deutlich. Hierauf fragte ich sie mit Worten. Wollen Sie berichten? Ihr Schweigen und ihr Lächeln kam mir deutlich vor. Hätte sie ja gesagt, so wäre ich noch den Nachmittag bei einem Spaziergange, denn es war schon Alles festgesezt, angeworben worden. — Nur nach und nach und sehr spät erst sah man endlich in Deutschland als ausgemacht ein, daß es denen, die wissenschaftliches Verdienst hatten, bei dem Könige nicht nur nicht nüzte, sondern daß es ihnen sogar schadete, wenn sie Deutsche waren. Wir Deutsche allein sind, wie mir es vorkommt, dazu fähig, gegen andere, welche uns heruntersetzen, mit völliger Unparteilichkeit gerecht zu seyn. So betrugen wir uns auch hier. Der König hörte uns nicht auf, ein großer Mann zu seyn, weil er etwas nicht that, das ihn zu einem noch größern gemacht hätte. Ihm waren es nur die französischen Gelehrten, oder vielmehr nur Voltaire, und dann etwan von Zeit zu Zeit noch der oder jener Franzose nebenzu. Und dieser Voltaire ist es denn nun auch, dem der König vor Kurzem das merkwürdige Denkmal gesezt hat. Er hat ihn dadurch zu sich erheben, er hat ihn zum großen Mann machen wollen. Aber es gibt nun einmal in der Welt gewisse Dinge, die nicht angehen. Kurz, diese Umschaffung ist dem Könige mißlungen. Daß Voltaire das nicht ist, wozu ihn der König machen will, davon (ich weiß, wie viel ich hier sage) getraue ich mir sogar seinen Vergötterer selbst zu überzeugen. Denn sein Blick ist zu scharf, als daß die in's völlige Licht gesezte Wahrheit ihren Eindruck bei ihm verfehlen könnte. Ich muß wenigstens eines Zuges erwähnen, der Voltairen wegen vieler ähnlichen so stark zeichnet. Ich kenne keinen deutschen Krieg, der so merkwürdig als der lezte wäre. Der König ist in dieser großen Tragödie in so hohem Grade Hauptperson, daß die Nebenpersonen dieses beinahe zu sehr sind. Gleichwohl kehrt Voltaire in seiner Erzählung von diesem Kriege die Dinge von Grund aus um, daß der König sich darin völlig aus den Augen verliert, so sehr bestrebt sich der Geschichtschreiber, Frankreich die erste Rolle spielen zu lassen. Und das Alles, weil Ludwig XV. auch ein Siècle haben sollte, da doch Siècle de Louis XV. und Augustulus der Große eben die Lächerlichkeit nur auf verschiedene Art sagt. Ich kenne nichts, das sich lauter widerspricht, als Verdienst haben wollen und sich einbilden, man könne durch Verfälschungen dieser Art täuschen.

Ich habe mich zu verschiedenen Zeiten und jedesmal mit dem entschlossensten Anhalten bemüht, eine Unterstützung der Wissenschaften zu veranlassen. Ich durfte die Sache mit Lebhaftigkeit treiben, weil ich mich dabei des Vortheils nie begab, nichts für mich zu suchen, sondern allein für Andere zu arbeiten. Friedrich dem Fünften gefiel einmal mein Entwurf zu einer königlichen Buchdruckerei zum Besten derer, die sich in den Wissenschaften hervorgethan hätten, so sehr, daß ich ihn ganze zwei Stunden davon unterhalten durfte. Ich erinnere mich noch recht gut, daß der Oberkammerjunker, dessen Vorstellungsstunden es waren, und der vergebens in dem Vorzimmer warten müssen, mir bei dem Herausgehen von dem Könige einen besonders tiefen Bückling machte; denn ich war nun auf einmal ein Mann von Bedeutung geworden. Diese Sache kam, meines vielfachen Strebens ungeachtet, nicht zur Ausführung. Ich hatte von Leuten, auf deren richtiges Auge und Unparteilichkeit ich mich verließ, so viel Gutes von dem Kaiser gehört, daß Er mir es zu seyn schien, an den ich mich wenden müßte. Meine Bemühungen gelangen mir auch bei seinem Gesandten in Kopenhagen so gut, daß dieser es mir von selbst auftrug, einen Entwurf zu Unterstützung der Wissenschaften, den er dem Kaiser überbringen wollte, zu machen. Er verreiste, und ich war bald mitten in einer Art von Negotiation, worin ich es zulezt dahin brachte, daß der Kaiser mir erlaubte, in der Zuschrift vor Hermanns Schlacht (er hat den Befehl zu ihrer Bekanntmachung auf seiner Reise in Italien unterschrieben), eine Unterstützung der Wissenschaften, und nicht nur sie überhaupt, sondern selbst den Ton, den sie haben sollte, anzukündigen. So weit hatte ich mir Anfangs kommen zu können kaum getraut; gleichwohl geschah es, und ich glaubte über alle Berge zu seyn.

Aber der Kaiser hat das Wort, welches er durch mich gewiß nicht im Winkel hat geben lassen, nicht gehalten. Ich weiß nicht, ob er das durch so große und mehrjährige Anstalten gegebene kriegerische Wort besser halten wird.

Ich habe den Muth gehabt, den Fürsten Kaunitz öffentlich (Ew. Durchlaucht haben vielleicht die Beilagen nicht gelesen) an die Sache zu erinnern. Aber auch dies ist ohne Erfolg geblieben. Ueberhaupt habe ich die Hoffnung einer solchen Unterstützung völlig aufgegeben. Ich denke sie, die sonst einer meiner Lieblingsgedanken war, jezt mit Kälte. Selbst große Wahrscheinlichkeit würde mir bei einem neuen Anlasse als Unmöglichkeit vorkommen. Der Genius der deutschen Wissenschaften, der beschlossen zu haben scheint, daß ihre Vertrauten ganz durch sich allein und ohne alle Beihülfe der Großen unsterblich werden sollen, stellt mir sich überall in den Weg; ich kann keinen Schritt vorwärts thun, weil ich keinen thun mag. Wenn das nicht wäre, so würde ich den edlen Prinzen von Hessen fragen:

Ob er nicht auch das Verdienst haben wolle, den König auf die gewiß vaterländische Sache aufmerksam zu machen? Was auch die Feinde des Königs für angenehme Hoffnungen von seinem hohen Alter haben mögen, so ist er doch gewiß nicht zu alt dazu. Denn er hat ja noch nicht einmal das Alter, in dem Fleury seine Regierung antrat. Auch könnte es kein Einwurf seyn, daß der König jezt im Felde ist. Denn das ist ja seiner würdig, so etwas mitten im Kriege zu thun.

So ungefähr würde ich — — — — — Aber nein! Ich stehe still; der vaterländische Genius stellt sich mir unbeweglich entgegen und ich habe nichts gefragt.

Klopstock.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte. *

Von

Dr. Nürnberger.

Wir haben in unserm vorlezten Berichte ein besonderes Gewicht auf die in prophetischem Geiste niedergeschriebenen Andeutungen des englischen Physikers Lardner über die Wahrscheinlichkeit gelegt, daß die wunderbare Zeit, in der wir leben, bei ihren mächtigen Fortschritten in jeglicher Wissenschaft und Kunst, ferner kaum mehr irgend ein Naturgeheimniß respectiren und Alles an das durchdringende Licht ihrer neuen Aufklärungen ziehen werde. In der That, gleichwie der Blick des Astronomen, geschärft durch immer vollkommenere Telescope, jezt weiter und weiter zu den weitesten Sternen und täglich genauer in das Detail der Himmelstopographie dringt, so steigt der Geolog stets tiefer und tiefer in das Eingeweide der Erde hinab, und macht sich mit ihren verborgensten Operationen vertraut. Wir haben bisher unsere Berichte meistens mit den Himmelsgegenständen eröffnet und die unterirdische Forschung darauf folgen lassen; wir sind aber genöthigt, diese Ordnung für diesmal umzukehren, da in der mineralogischen Chemie Entdeckungen von solcher Wichtigkeit gemacht worden sind, daß wir eine, wenigstens vorläufige Nachricht darüber keinen Augenblick aufhalten dürfen.

In der geologischen Abtheilung der diesjährigen Versammlung der Naturforscher zu Bristol kam in der Sitzung vom 25sten August die Mittheilung eines anspruchslosen Landgutsbesitzers, Croß aus Quantock-Hills, von mineralogisch-chemischen Entdeckungen vor, über welche der Präsident, Professor Phillipps, von vorne herein bemerkte, „daß sie die größten seyen, welche in der Chemie und Mineralogie jemals gemacht worden, und daß sie eine gänzliche Umwälzung beider Wissenschaften nach sich ziehen müßten.“ Dieser Croß hat sich seit einer langen Reihe von Jahren in der bescheidensten Stille mit Forschungen über Maschinenelektricität und Galvanismus beschäftigt, und kam endlich auf den Gedanken, den Einfluß dieser großen Naturagentien auf die einfacheren mineralogischen Substanzen in den Tiefen der Erde zu beobachten, um zu ermitteln, ob und wie sich die Natur jener geheimen Vermittler bediene, um durch deren Mitwirkung aus solchen einfacheren Stoffen ihre zusammengesezteſten Mineralien zu erzeugen. Seine Aufmerksamkeit lenkte sich daher auf eine Höhle in den Quantockhügeln, in welcher er kalkartigen Selenit (eine Gypsart), in Kalkstein incrustirt, und Arragonit (ein zuerst in Arragonien gefundenes und darnach benanntes crystallisirtes Fossil) in Thonlagern bemerkt hatte, Mineralien, deren Bildung er dem durch das Gestein sickernden Wasser und einem vorausgesezten mitwirkenden galvanischen Processe beimaß. Er nahm daher zunächst von diesem Wasser mit nach Hause und ließ den elektrischen Strom * seines mächtigen Apparats darauf wirken. Neun

* Vergl. den vorlezten dieser Berichte in Nr. 221 ff. unserer Blätter.

* Der oben gebrauchte Ausdruck eines „elektrischen Stroms“ bedarf, um die vollkommenste Deutlichkeit der Begriffe in unsern Berichten nirgends zu gefährden, noch einer nähern Bestimmung. Die Volta'sche Säule ist allen Lesern bekannt; sie wissen auch, daß sich am untern (Kupfer-) Pol einer solchen Säule negative, am obern (Zink-) Pol aber positive Elektricität bildet. Sezt man nun beide Pole, z. B. durch Metalldrähte, in eine leitende Verbindung, so muß ein fortwährendes Uebergehen der zwei entsprechenden entgegengesezten Arten von Elektricität in einander erfolgen, und diesem Vorgange hat man jenen, nach unserer Erklärung ganz passend erscheinenden Namen des „elektrischen Stromes“ beigelegt. Die Wirkung eines solchen Stromes auf die damit zu behandelnden Substanzen, wie hier auf Wasser, erfolgt, indem man die Leitungsdrähte durch das Wasser gehen und ihre Enden darin sich hinreichend nähern läßt.

Tage lang brachte die Wirkung des elektrischen Stroms auf dieses, mit mineralischen Substanzen geschwängerte Wasser keinen Erfolg hervor, aber am zehnten Tage sah Croß zu seinem unaussprechlichen Entzücken ein Mineral sich darin bilden, welches dem in der Höhle gefundenen durchaus ähnlich war. Ermuthigt hiedurch, setzte er seine Versuche der Crystallbildung durch Mitanwendung der Elektricität fort, jedoch in der Finsterniß der Höhle selbst, da er gefunden hatte, daß das Licht der Erzeugung hinderlich ist und die feinen Mittel stört, durch welche die Natur unterirdisch wirkt. So bildete er mehrfache regelmäßige Crystalle; das glänzendste Produkt war aber die Erzeugung von Quarz* aus Flußspathsäure, ein Proceß, den, wie sich unser Bericht ausdrückt, „vor Croß nie ein menschliches Auge geschaut.“ Zugleich legte er Metallsprossen vor, welche er ebenfalls nur durch Anwendung des elektrischen Stromes aus gepülverten Mineralien „erschaffen“ (wir brauchen den Ausdruck absichtlich) hatte, und versetzte dadurch sein Auditorium in ein unbeschreibliches Entzücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

* Diese Quarzcrystalle erzeugte Croß, wie wir aus einer späteren Mittheilung ersehen, am positiven Pol seiner Säule, wogegen sich am negativen Pol Schwefelkiescrystalle bildeten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Von den shetländischen Inseln, October.

(s. Nr. 248 — 250 d. J.)

Geselliges Leben. Gestrandete Wallfische.

Meinem Versprechen gemäß fahre ich fort, von meinen Beobachtungen dasjenige mitzutheilen, was meiner Meinung nach im Stande ist, Ihren Lesern ein Bild von diesem Winkel der Erde zu geben. Zunächst etwas über die hiesige „Gesellschaft.“

Gewohnt an den Umgang mit Fremden durch die in dem Hafen von Lerwick ankernden Flotten, gestatten die Einwohner leichter den Zutritt zu ihren Gesellschaften, als dies sonst wohl bei den Engländern der Fall ist, und selbst die häuslichen Cirkel öffnen sich bald dem anständigen Reisenden, vorzüglich, wenn er der englischen Sprache mächtig ist. Alle Anforderungen hinsichtlich der Etikette, welche in den höhern Kreisen der Hauptstädte Englands nur irgend gemacht werden, bestehen aber auch hier. Nichts entbindet den Geladenen von der Pflicht, in der ausgewähltesten Kleidung, oft selbst in Schuhen und seidenen Strümpfen zu erscheinen, selbst wenn es über Land geht und ihn nur ein Ritt auf seinem kleinen Pferde an den Ort der Bestimmung bringen kann. Gebahnte Straßen sind hier nirgends, und bei der Beschaffenheit des Landes auch ganz unmöglich. Ein ausgetretener Steig auf torfmoorigtem Heideplande, sehr oft von Felstrümmern unterbrochen, über Klippen und durch Steinschluchten, dient zur Verbindung zwischen den Besitzungen. Immerwährende Nebel machen den nackten Stein glatt, das Heidekraut schlüpfrig, und auf solchen Wegen, bei deren Beschreibung man die hochländischen Reisenden Walter Scotts mit Besorgniß verfolgt, trabt der gepuzte Gentleman zur Gesellschaft, unbekümmert um die Gefahren des Weges, ruhig dem sichern Gange seines Pferdes vertrauend. Aber erst Abends werden dergleichen Ritte recht unangenehm. Zwar sind die Sommernächte so wenig dunkel, daß man bei ihrem Lichte deutlich lesen kann, aber nun hat der häufig fallende Tau gleich einem Regenguß das Heidekraut durchnäßt, und oft streift dann der bei der Kleinheit der Thierchen dem Boden ganz nahe Fuß des Reiters die Feuchtigkeit ab. Den Einheimischen sichern seine Ueberkleider; Kamaschen von Leder umschließen den Schuh und den größten Theil des Schenkels vollkommen wasserdicht; aber wehe dem Fremden, der nicht so eingerichtet ist. Ich mußte einmal das Unangenehme eines solchen Rittes in vollem Maße erfahren, und selbst das Romantische der Scene und der Genuß, in einer hellen Nacht, in Begleitung eines muntern shetländischen Burschen, auf hochländischen Moorflächen, diesem Tummelplatze aller schottischen Mährchen, zu reisen, konnte das Mißbehagen nicht ganz verwischen. Sind solche Gesellschaften Sonntags, dann ist damit jederzeit ein Besuch der Kirche verbunden. Alle Gäste, Damen und Herren, traben auf ihren Ponies dahin; denn der Wohlhabendere macht ungern den kleinsten Weg zu Fuß, immer steht ein Pferd zum Dienste bereit. Nach beendigtem Gottesdienste geht es zum Hause des Wirths und zur Mittagstafel. Ausgesuchter Kabliau, Lamms- oder Schöpsenbraten und Mehlspeisen sind die üblichen Gerichte, und hier, so wie in England, ist der Tisch mit einfachen, aber kräftigen Speisen besezt. Oft dient Grog von Rum oder Whisky statt des Weins. Da die Anwesenden größtentheils bedeutende Reisen gemacht haben, so ist die Unterhaltung selten uninteressant. Es war bei einer solchen Gesellschaft auf dem Lande, als unser Wirth, Besitzer einer ausgedehnten Seeuferstrecke, die unerwartete Nachricht erhielt, daß fünfundsechzig Wallfische in seinem Bezirke gestrandet seyen. Sogleich wurden Anstalten zu einem Ritte dorthin gemacht; man versah sich mit wärmeren Kleidern, und bald trabte eine muntere Gesellschaft dem Strande zu, der auch ich mich anschloß. Die gestrandeten Fische waren nicht große grönländische Wallfische, sondern gehörten zum Narwalgeschlecht. Die größten mochten achtzehn Fuß messen. Sie waren mit der Fluth in Yellsound eingetrieben und dort in der Bucht zwischen diesem Theil von Mainland und der Klippe Whalesey von den Fischern bemerkt worden, die sie mit ihren Böten umzingelten und, die Bucht als Sack benuzend, auf den Strand jagten. Schon waren die Fische getödtet, als wir anlangten, dennoch war die Scene wahrhaft malerisch. Noch lagen fast alle Fische unzertheilt, wo sie gestrandet, ihr Widerstand, das Schlagen mit dem Schwanze hatte das seichte Wasser getrübt, und die Küstenbewohner waren beschäftigt, den unerwarteten Segen des Meeres zu zerlegen. Männer, Weiber und Kinder, mit dem Blute der Fische bedeckt, arbeiteten im Wasser, als wären sie gleich ihrer Beute hier zu Hause, bis die Ebbe die Fische ganz trocken legte; dann wurden Anstalten zum Auskochen des Thrans gemacht. Der Ertrag dieses mühelosen, unerwarteten Fangs war sehr bedeutend, sowohl für die Fischer, als den Besitzer des Strandes, welcher einen großen Theil der Beute zog.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 2. December 1836.

Les Allemands sont extrémement riches et prodigues de sentiment, mais ce luxe ne profite guère aux autres nations.

Girardin.

Die Deutschen und die Franzosen in ihren Sprachen.

Gefühl und Gemüth.

Der Franzose hat unstreitig mehr esprit als der Deutsche, der Deutsche dagegen mehr Gefühl. Ich habe früher die Familie die Schule des Gefühls genannt, und wenn dem so ist, so darf es nicht auffallen, daß das Gefühl bei einem Volke, das beinahe ausschließlich in der Familie lebt, das sie ehrt, und Alles fürchtet, was sie bedrohen könnte, sich höher entwickelt zeigt. Es möchte schwer seyn, zu sagen, welches hiebei die Ursache, welches die Folge. Aber es würde nicht so schwer seyn, zu beweisen, das eines ohne das andere nicht möglich ist. Es ist dies wieder die alte Streitfrage vom Huhne und vom Ei, und es wird wohl noch eine gute Weile unentschieden bleiben, welches vor dem andern da war. Aber soviel wissen wir einmal: ohne Familie keine Entwicklung des Gefühls, ohne Gefühl kein Familie.

Die Liebe, die aus Achtung vor dem Weibe in Deutschland im Frauenkleide auftritt, ist in der deutschen Sprache etwas ganz anderes als in der französischen. Jene hütet sich, ein Wort zu entwürdigen, das sie nur mit Scheue und Ehrfurcht ausspricht. Der Deutsche, wenigstens der Sprache nach, liebt nur Gott und die Menschheit, seine Eltern und seine Kinder, seine Frau und seinen Schatz. Der Kreis ist rund und groß genug. Nie aber liebt er ein Stück Rindfleisch, eine Hammelskarbonade, eine Suppe oder ähnliches, wie der Franzose in den Ausdrücken: j'aime le boeuf, j'aime la carbonade, j'aime la soupe etc., und wenn er sich bei solchen Gelegenheiten des Wortes lieben bedient, so ist es erweislich nichts als französische Reminiscenz. Selbst dem Freunde gegenüber wendet der Deutsche das Wort lieben nicht, oder nur unrichtig an. Er hat ihn gerne, er mag ihn leiden, er will ihm wohl, sind hier die eigentlichen Ausdrücke. Endlich haben die Worte: Freund, Freundschaft entfernt nichts mit der Liebe gemein, während ami von amour stammt und die französische Sprache der Armuth sowohl in Bezug auf die Worte als auf die Gefühle anklagt, indem sie Freundschaft und Liebe, so verschiedene Begriffe, so nahe neben einander stellt. Und es liegt mehr in dieser scharfen Trennung des Begriffs und des Worts Liebe von Allem, was nicht wirklich Liebe ist, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Ein Deutscher, gewohnt, das Wort nur in dem engen Kreise, der sein Heiligstes umschließt, anzuwenden, wird oft genug in seinem Innern einen unüberwindlichen Widerstand finden, wenn er durch dasselbe täuschen wollte, während der Franzose, der ohne Wortunterscheidung sagt: j'aime ma fiancée und j'aime

une côtelette de veaux, es ohne alle Umſtände auf Alles anwenden wird, was zwiſchen dieſen beiden liegt, und die deutſche Sprache klagt ihn deſſen förmlich an, denn ſie war gezwungen, bei ihm ein Wort zu leihen, das der techniſche Ausdruck iſt für das Spielen mit dem Worte Liebe und der Liebe ſelbſt: Coquetterie iſt ohne Ueberſetzung in der deutſchen Sprache. Es iſt deßwegen nicht gerade nothwendig zu glauben, daß es keine Coquetten in Deutſchland gebe; man könnte mit einem ſolchen Glauben übel ankommen; aber ſo viel ſcheint gewiß, daß einem Volke, das ein Wort für einen Begriff bei einem andern Volke leiht, vorher der Begriff ſelbſt fehlte, oder wenigſtens ſo ſelten war, daß es kaum der Mühe lohnte, einen Namen dafür aufzuſuchen.

Die Worte Liebkoſung, liebevoll, liebreich, Liebreiz, liebwerth und viele andere, die alle ſehr ſchwer in's Franzöſiſche zu überſetzen ſeyn würden, und jedenfalls nur durch eine Umſchreibung wiedergegeben werden können, bekunden weiter den Reichthum der deutſchen Sprache an Ausdrücken des Gefühls.

Das Herz ſpielt in Deutſchland und in der deutſchen Sprache eine viel größere Rolle als in Frankreich und ſeiner Sprache. Das deutſche herzen iſt ein ſo ſchöner Ausdruck, daß er hier obenan zu ſtehen verdient. Was den Deutſchen innig und wohlthätig berührt, iſt ihm herzerhebend; er liebt herzinnig, und ſeine Braut, ſeine Geliebte iſt ſein herzallerliebſter Schatz, und was er endlich mit Freuden thut, thut er von Herzen gerne. Es liegt in dieſen Ausdrücken ſo viel tiefes, inniges Gemüth, daß ſie allein im Stande ſind, den Charakter eines Volks in dieſer Beziehung aufzudecken. Die franzöſiſche Sprache iſt hier viel kälter, viel proſaiſcher, oft beinahe frivol. Im Deutſchen empört ſich das Herz eines Vaters, wenn er ſieht, daß ſeinem Sohne Unrecht geſchieht; im Franzöſiſchen empört ſich ſein Eingeweide.

Wir kennen bereits das Wort: trauen, das heirathen und vertrauen zugleich bedeutet. Die deutſche Sprache beſitzt eine Menge Worte, die denſelben Urſprung haben und die man meiſt vergebens verſuchen würde, in's Franzöſiſche zu überſetzen. Vertraut iſt mehr als familier und intime; traulich iſt ganz ohne annähernd bezeichnendes Wort in der franzöſiſchen Sprache; traut iſt ſicher viel inniger als chère. Noch gehören treu und und treuherzig hieher. Alle dieſe und ähnliche von trauen abſtammenden Worte ſind aber um ſo bezeichnender, da ſie durch ihr Stammwort im Sprachſinne ohne allen Eigennutz ſind. Man würde ebenſo vergebens eine treffende Ueberſetzung für hold ſuchen. Affectionné, aimé, favorable, gracieux würden das Wort nur wiedergeben, wenn man aus allen ein einziges machen könnte; daſſelbe gilt von huldvoll, holdſelig, Holdſeligkeit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Natur- und gewerbwiſſenſchaftliche Berichte.

(Fortſetzung.)

Als ein allgemeines und überaus merkwürdiges Reſultat ſeiner Beobachtungen führt Croß hiernächſt noch an, daß die Intenſität der elektriſchen Proceſſe, welche im Innern des Erdkörpers vorgehen, nach Analogie eines, an ſeinen Apparaten beobachteten ähnlichen Reſultats, am Morgen viel größer als am Abend ſey, und daß alſo ein Wechſel von Thätigkeit und Ruhe im elektriſchen Eigenleben des Erdkörpers eintrete. Profeſſor Sedgwick und ein gegenwärtiger Fremder, welche Croß in ſeiner Heimath beſucht und ſeine Apparate, von welchen einer z. B. zwölf Monate hintereinander unausgeſetzt thätig geweſen war, ſelbſt geſehen und unterſucht hatten, beſtätigten die vollkommene Genauigkeit aller ſeiner Angaben; ſie hatten unter andern meilenweit fortgeführte Drahtleitungen für die elektriſche Materie bei ihm gefunden, deren Detonationen zugleich zur Verſcheuchung von Ratten und Mäuſen gedient.*

In der mineralogiſchen Chemie werden dieſe ganz unerwarteten Entdeckungen, wie wir ſchon oben angedeutet haben, ein völlige Revolution hervorbringen. Die hauptſächlichſte Fertigkeit der Chemie beſtand bis jezt in der Analyſe der Körper: es gelang ihr, die zuſammengeſezten Körper in ihre einfacheren Beſtandtheile aufzulöſen und uns die zuſammenſetzenden Elemente nach Maß und Gewicht aufzuweiſen; ſie verbrannte den Diamanten z. B. in Sauerſtoffgas und wies uns demnächſt, als Produkt dieſer Verbrennung, ein Quantum Kohlenſäure nach, deſſen Gewicht der Summe der Gewichte des angewendeten Diamanten und des Sauerſtoffgaſes zuſammengenommen gleich war, woraus ſie mit Recht ſchloß, daß der Diamant aus reinem Kohlenſtoffe beſtehe, welcher ſich mit dem Sauerſtoffgas zur Kohlenſäure verbunden habe. Aber ſie verſtand umgekehrt nicht, durch Syntheſis aus reinem Kohlenſtoffe Diamanten zu bilden, weil ihr die Mittel unbekannt waren, durch welche die Natur in ihren geheimnißvollen Werkſtätten, Behufs dieſer Zuſammenſetzung, auf jenen Stoff wirkt. Jezt aber wagen wir anzudeuten, daß Croß einen erſten

* Ich bin es der wiſſenſchaftlichen Unparteilichkeit, welche ich höher anzuſchlagen habe, als meinen eigenen Enthuſiasmus für die Sache, ſchuldig, zu bemerken, daß nach einer mir eben gemachten Mittheilung dieſe Croß'ſche Cryſtallbildung durch Elektricität bereits in der Sitzung vom 21ſten September des zu Jena gehaltenen Naturforſchervereins durch Döbereiner zur Sprache gebracht worden iſt, und dort nicht unbedingtes Vertrauen erregt haben ſoll. Es wird nun darauf ankommen, wer richtiger geſehen hat, die gelehrte Phyſik zu Jena oder der einfache Landmann zu Quantocks-Hills. Vielleicht kann ich ſchon im nächſten Bericht auf dieſe Sache zurückkommen.

Schritt gethan habe, um der Natur dieſes ſo lange und ſo wohl verborgene Geheimniß abzulauſchen, und daß bei Verfolgung des von ihm eingeſchlagenen Weges vielleicht die Producirung des Diamanten aus Kohlenſtoff und den hinzutretenden, bisher ungekannten, jezt aber im Fluidum des Voltaſchen Stromes theilweiſe ſchon gefundenen Imponderabilien wirklich noch gelingen könne; ja wir gehen ſo weit, der Alchymie in dieſen Croß'ſchen Entdeckungen eine ganz neue, bisher nicht einmal vermuthete Baſis anzuweiſen und ihren Verſuch des Goldmachens alſo nicht mehr als eine ganz vergebliche Beſtrebung, ſondern vielmehr als eine Operation zu betrachten, deren Gelingen bei Vervollkommnung des Croß'ſchen Verfahrens und zweckmäßiger Anwendung deſſelben aufhören kann, zu den Unmöglichkeiten zu gehören. Hoffentlich wird man uns bei der behutſamen Art, wie wir unſere Ausdrücke geſtellt haben, nicht mißverſtehen; unter allen Umſtänden aber bleibt Croß's Entdeckung, wie ſich Profeſſor Philipps darüber ausgedrückt hat, eine der größten und wichtigſten, die in der Chemie und Mineralogie jemals gemacht worden ſind, und es läßt ſich noch ſchlechterdings nicht überſehen, an welcher Grenze ihre Reſultate endigen werden.

In daſſelbe Gebiet unterirdiſcher Forſchung gehören die fortgeſezten Bemühungen zur Beſtimmung der Wärmezunahme bei tieferem Eindringen in das Innere des Erdkörpers, wovon wir die Leſer ſchon mehrfach unterhalten haben und mit denen jezt beſonders der franzöſiſche Naturforſcher Arago beſchäftigt iſt. Eine ſehr günſtige Gelegenheit dazu bietet ihm die auch ſchon früher erwähnte Bohrung eines arteſiſchen Brunnens bei den Schlachthäuſern von Grenelle zu Paris, wo man ſchon über tauſend Fuß tief gedrungen iſt, ohne Waſſer zu finden, und wo die Arbeit noch weiter fortgeſezt werden ſoll. In jener Tiefe von etwa tauſend Fuß ergab das hunderttheilige Thermometer eine Wärme von 22°, wogegen es an der Oberfläche nur 12° zeigte, woraus auf tauſend Fuß eine Temperaturzunahme von zehn Centigraden folgen würde. Beobachtungen an einem in die Tiefe des zu Aberdeen in Schottland in Granit gebohrten arteſiſchen Brunnens hinabgelaſſenen Thermometer ergeben im Allgemeinen daſſelbe Reſultat der Wärmezunahme beim tieferen Eindringen in den Erdkörper, und andere Beobachtungen von Forbes und Irwing in den Bleigruben von Leadhill in Dumfriesſhire ſprechen ebenfalls dafür; aber nicht überall ergibt ſich eine gleich große Zunahme. Dies läßt auf noch andere, hiebei mitwirkende Umſtände ſchließen, welche bis jezt nicht genugſam erörtert ſcheinen, daher wir uns auch begnügen, die Thatſache der Wärmezunahme im Allgemeinen anzudeuten, ohne das Geſetz, nach welchem ſie erfolgt, ſchon beſtimmter bezeichnen zu wollen.

Auch in der antediluvianiſchen Welt ſind unterdeß mehrere neue Entdeckungen gemacht worden, und beſonders erregte die Auffindung eines aufrecht ſtehenden foſſilen Palmbaums in einer tiefen Steinkohlengrube zu Anzain (Dorf im franzöſiſchen Departement Norden, Bezirk Douai) lebhafte Aufmerkſamkeit. Es kam auf dieſe Veranlaſſung zur Sprache, daß dergleichen foſſile Palmbäume, Reſte jener grauen vorſündfluthlichen Zeit, auch im Saarbrückenſchen häufig gefunden worden, und daß ein dortiger Stollen darnach ausdrücklich der Palmbaumſtollen benannt werde. Man beſizt darüber eine eigene Schrift vom Profeſſor Nöggerath: „Ueber aufrecht im Gebirgsgeſtein eingeſchloſſene foſſile Baumſtämme und andere Vegetabilien," (Bonn. 1819.) worin beſonders der Beweis geführt wird, daß namentlich die hier in Rede ſtehenden Palmen, welche doch den Tropenländern anzugehören ſcheinen, während ihres vegetativen Lebens wirklich dieſe Gegenden der gemäßigten Zone eingenommen haben, und nicht etwa bloß hergeſchwemmt worden ſind, woraus man alſo auf ein ganz anderes damaliges Temperaturverhältniß der Erdoberfläche ſchließen müßte. Wir gehen aber auf dieſe, für den Augenblick gar zu weit führende Unterſuchung jezt nicht ein, ſondern bemerken nur, daß uns unterdeß auch Nachrichten über das Vorkommen ſolcher foſſilen Bäume in der preußiſchen Provinz Schleſien mitgetheilt worden ſind.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

Die engliſchen Taſchenbücher.

Zum Beweis, welch regen Antheil Deutſchland fortwährend in jeder Beziehung an England nehme, erwähnt mir ein deutſcher Freund brieflich, daß ſogar die Berliner Löſchpapierne einen Artikel führe unter der Rubrik: engliſche Prachtliteratur. Was das Journal darunter verſteht, iſt leicht zu errathen, unſtreitig die auf dem theuerſten Papier mit den ſchärfſten Typen gedruckten, mit Stichen aller Art reich ausgeſtatteten, in Saffian, Sammt und Seide gebundenen und mit dickem Goldſchnitt verbrämten Annuals, Taſchenbücher, Neujahrsgeſchenke. Der Berliner hat recht, prächtig iſt dieſe Literatur, die keine iſt; prachtvolles literariſches Unweſen wäre eine richtigere Bezeichnung. Jedermann weiß, daß die zur Fluth angewachſene Quelle der ſogenannten Taſchenbücher auf deutſchem Boden entſprang und ihre Wäſſer unter Anderm auch nach England überſpülte. Der in London aus Schneeberg in Sachſen angeſiedelte, vor einigen Jahren verſtorbene Ackermann war der Erſte, der ſie auf engliſchem Boden umherleitete. Sein forget me not, in Titel, Inhalt, Format und Ausſtattung eine Nachahmung des deutſchen Vergißmeinnicht, blühte, die erſte Blume, am Rande der neuen Quelle. Aber nicht lange, ſo machten Clima und Boden ihre Rechte geltend und das engliſche Vergißmeinnicht wuchs der deutſchen Namensſchweſter einige Zolle über den Kopf. Ich meine das rein

phyſiſch, denn die engliſche Gartenzucht findet einen ihrer Triumphe darin, Blumen und Früchte über ihre natürliche Größe zu erziehen. Woher ſonſt weiße Rüben, die dreizehn und mehr Pfund das Stück wiegen, und ausgehöhlt für einen oder zwei derbe Haſen vollauf Raum haben? An literariſchem Werthe hielt das engliſche Vergißmeinnicht mit dem deutſchen ſich ziemlich auf gleicher Fläche. Sobald indeſſen die Engländer an der neuen Erſcheinung Geſchmack bezeigten, blieben die Concurrenten nicht aus. Jedes Jahr vermehrte die Zahl der Taſchenbücher, und jezt iſt zwiſchen den in Deutſchland und den in England zu Tage geförderten ein mächtiger Unterſchied. Dort iſt fortwährend der literariſche Theil Hauptſache und die Bilderchen ſind eine angenehme Zugabe, hier ſind die Kupferſtiche die Hauptſache und was man the letter-press — den Druck — nennt, iſt eigentlich nur Ballaſt. Es wäre falſch, hieraus zu folgern, daß in England die Literatur in der öffentlichen Achtung geſunken ſey; die Wahrheit iſt, die hieſigen Taſchenbücher haben aufgehört, ſich zur Literatur zu zählen. Sie kommen gegenwärtig unter die Rubrik der ſchönen Künſte. Eine der Haupturſachen dieſer Umwandlung beruht in der Eigenthümlichkeit des engliſchen Geſellſchaftslebens. In Deutſchland werden die Taſchenbücher gekauft, um geleſen, in England, um beſehen zu werden. Dort liegen ſie wohl auch mitunter auf der Toilette oder dem Nähtiſch einer eleganten Dame, damit dieſer oder jener, wenn wider Erwarten beim Morgenbeſuche das Geſpräch ſtocken ſollte, das Goldbeſchnittene aufnehmen und aus einem Blick auf die Bilder friſchen Unterhaltungsſtoff ſchöpfen könne. In England hingegen müſſen ſie im drawing-room auf dem runden Tiſche in der Mitte des Zimmers oder auf dem länglichen Tiſche vor dem Sopha liegen, und fehlen ſie, ſo iſt das ein Mangel an Eleganz, über welchen jede auf lezteres Anſpruch machende Hausfrau erröthen würde. In Deutſchland ſind ſie ein Luxus, hier ein Bedürfniß. Wie dies ihre Vermehrung, ſo hat der Gebrauch, zu dem ſie beſtimmt ſind, den Wechſel ihres Gehalts herbeigeführt, und die neuen Blüthen, welche ſeit den lezten zwölf Monaten an dieſem Zweige des Buch- und Kunſthandels entſproſſen ſind, rechtfertigen die Vermuthung, daß der Zweig ſich vom Buchhandel bald ganz ablöſen, der literariſche Theil der Taſchenbücher bald ganz aufhören und ihr Beſitz ausſchließend an den Kunſtverlag übergehen werde. Bis zum Erſcheinen der Annuals für 1836, was hier nicht, wie in Deutſchland, fünf und ſechs, ſondern nur zwei, höchſtens drei Monate vor dem Eintreten des neuen Jahrs ſtattfindet, beſtand das von den Herausgebern der geachtetſten Taſchenbücher — des Forget me not, des Keepsake, des book of beauty und einiger andern — regelmäßig beobachtete Verfahren in Folgendem. Bekannt mit den Malern erſten Ranges, und dieſe leben in London, erfuhren jene Herausgeber, ſobald ein dem Geſchmacke ihrer Unternehmungen angemeſſenes Gemälde fertig war. Sie überlegten dann vor Allem, ob es einen guten Stahlſtich machen werde, demnächſt, ob es etwas wie eine Geſchichte erzähle, und zulezt, ob der geforderte Preis im Verhältniß zu den anzulegenden Fonds ſtehe. Ließ das Erſte ſich mit Gewißheit erwarten, ſo warf das ein ſchweres Gewicht in die Schale.

(Die Fortſetzung folgt.)

Von den ſhetländiſchen Inſeln, Oktober.

(Fortſetzung.)

Seeſcenen.

Auch Scenen anderer Art unterbrechen die Einförmigkeit des Inſellebens. Ein Segel zeigt ſich auf der unabſehbaren Waſſerfläche, und Alles eilt einer Felſenplatte hinter der Stadt zu, von wo die See offen vor dem Auge liegt. Man erſchöpft ſich in Muthmaßungen über Bauart, Vaterland und Reiſe des Schiffes, und folgt begierig jeder Segelwendung, um zu erſpähen, ob es in den Hafen einlaufen wird. Die Seeleute theilen ſich ihre Meinungen in ihren Seemannsausdrücken mit, bekritteln das Schiff, und gerathen hiebei nicht ſelten in lebhafte Streitigkeiten. So zog auch einmal ein kleiner Schooner unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Vom Deck bis zum Top mit Leinwand behangen, durchſchnitt er mit übermäßig geſteigerter Geſchwindigkeit das Waſſer, einen Schaumberg vor ſich herwälzend, der, kaum zertheilt, ſich ſchon wieder erneute. Hoch auf ſprizte das Waſſer, und ein langer, weißer Schaumſtreifen bezeichnete die verlaſſene Bahn des geradegeſtreckten Fahrzeugs, deſſen Bauart und Betakelung das Lob aller Seeleute erntete. Ein zweites Schiff folgte, und wurde bald für eine hier oft anweſende Kutterbrigg erkannt, die dem Custom-House, ſo heißt die engliſche Zollverwaltung, gehörte und an der Küſte gegen Schmuggler kreuzte. Auch jezt handelte es ſich um die Jagd jenes Schooners, als eines muthmaßlichen Schleichhändlerſchiffs. Die längere Kutterbrigg gewann bei dem hohen Seegange über den Schooner, immer mehr und mehr näherte ſie ſich ihm, und nach einigen Stunden war der Schooner überholt. Ein blinder Kanonenſchuß gab ihm das Zeichen, beizudrehen; noch zögerte er, der Mahnung zu folgen, da blizte es wieder auf aus der vordern Stückpforte der Brigg, ein langer, rollender Knall folgte, und dicht hinter dem Schooner ſchlug eine Kugel auf das Waſſer, es hoch aufwühlend. Jezt gehorchte der Schooner, ſeine Topſegel wurden los, und bald wiegte er ſich, beigedreht, auf den Wogen, ein Boot der Brigg erwartend. Beide Schiffe ſteuerten dem Hafen zu und gingen hier vor Anker, wo es ſich denn beſtätigte, daß der Schooner der Schmuggelei verdächtig ſey, weil er, mit Branntwein in kleinen Gebinden beladen, unter Fair Island gekreuzt habe, ungeachtet der Wind zur Fortſetzung ſeiner Reiſe günſtig war. Die Schiffspapiere gaben das Nordkap als ſeine Beſtimmung an. Obgleich an ſeinem eigentlichen Zweck nicht gezweifelt werden konnte, kam er doch aus Mangel an Beweiſen wieder los.

Ungefähr ein Monat war verfloſſen, ſeitdem die holländiſche Fiſcherflotte, zur Heringsfiſcherei auslaufend, den Hafen verlaſſen hatte, da traf die holländiſche Convoyer ein. So nennt man einen holländiſchen Kutter, welcher nach der vortrefflichen Einrichtung der holländiſchen Regierung mit den Heringsſchiffen ausläuft, und abwechſelnd bei der Flotte iſt, oder ſich im Hafen von Lerwick aufhält. Am Bord dieſes Schiffes befinden ſich ein Arzt, eine kleine Schiffsapotheke, zugleich auch überzählige Fiſcherleute und Stücke von den verſchiedenen Geräthen zur Fiſcherei. Hat nun ein Schiff der Flotte Kranke oder Verwundete am Bord, ſo tauſcht es dieſe gegen jene überzähligen Leute aus, ſie werden auf dem Convoyer vom Arzte behandelt und nach der Geneſung dem Schiffe zurückgegeben, von wo ſie kamen. Auch verloren gegangene Stücke des Fiſchereigeräths können hier erſezt werden, und nach beendeter Fiſcherei wird deren Werth zu feſten und billigen Preiſen von der Rhederei des in Noth geweſenen Schiffs eingezogen. Selbſt die Fiſcher anderer Nationen haben hier oft Hülfe gefunden, die um ſo wohlthätiger iſt, als der Verluſt eines Stückes der Fiſchereigeräthe die Fortſetzung der Fiſcherei hindern und die koſtſpielige Ausrüſtung erfolglos machen kann.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 290.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 3. December 1836.

Erreichbar ist durch unsere Fernröhren Gewißheit darüber, ob der Mond ein Reich organischer Geschöpfe besitze, und um so früher, je mehr die interessen größtentheils nur rechnende Astronomie zur naturforschenden werden wird. Nie zwar werden wohl des Monds organische Geschöpfe selbst erblickt werden können, doch aber wenigstens ihre Arbeiten.

Autenrieth.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Zu den merkwürdigsten Exemplaren solcher in der genannten Provinz entdeckten versteinerten urweltlichen Bäume gehören die beiden, welche in dem Burgberge bei Landshut vorkommen. Sie finden sich in einer Felswand des genannten Berges, in dem Hofe eines Hauses der Vorstadt von Landshut, welches daher den Namen „zum steinernen Baum“ führt. Der eine dieser Bäume liegt horizontal, der andere aber steht fast aufrecht, ist zwölf Fuß lang und beinahe fußdick. Diese beiden Bäume sind darum so sehr merkwürdig, weil man aus der Beschaffenheit des Stammes, der Rinde und den an derselben befindlichen Ansatzpunkten der Gefäße auf eine höhere vegetabilische Ausbildung schließen kann, als man sonst an den Resten der antediluvianischen Pflanzenwelt findet, wornach die übrigens wohl begründete Meinung von dem außerordentlichen Zurückstehen jener primitiven Welt hinter der gegenwärtigen, wenigstens was die Vollkommenheit der Form betrifft, doch einzelne Einschränkungen erleiden würde. Die weiteren Nachforschungen unter den zahllosen Resten dieser Wunderwelt werden uns darüber aufklären und höchst wahrscheinlich noch zu ganz unerwarteten Entdeckungen führen. Auch fehlt es nicht an solchen Nachforschungen, und wir erfahren z. B., daß sich in Rheinhessen, unter der Direction des verdienstvollen Geognosten, Professors Klippstein, eine eigene Societät von Naturfreunden zu diesem Zwecke gebildet hat, welche zunächst Nachgrabungen bei Eppelsheim (Pfarrdorf unfern Mainz) anstellen läßt, wo schon früher viele Säugethierreste der Urwelt gefunden worden sind. Bei diesen neuerlichen Nachgrabungen ist namentlich ein ganz vortrefflich erhaltener Kopf des sogenannten Dinotherium (Dinotherium giganteum), nach Cuvier eines in die Gattung des Tapirs gehörenden urweltlichen Thiers gefunden worden, welches an Größe den größten jetztweltlichen Elephanten geglichen haben muß, aber durch den Bau zweier kolossalen, nach unten gekehrten Hauzähne im Unterkiefer eine Abweichung von allen lebenden Thiergeschlechtern zeigt. Wir erwähnen dieses Fundes ganz besonders deßwegen, weil man uns die Aussicht eröffnet, daß dieses merkwürdige Fossil in den bedeutendsten Städten Europas zur Schau gestellt werden wird, worauf wir die Leser hiedurch vorbereiten wollen. *

* Bis jetzt ist der oben erwähnte Plan zwar noch nicht zur Ausführung gekommen; dagegen aber hat sich die Akademie der Wissenschaften zu Paris in ihrer Sitzung vom 10ten October eine Abbildung dieses Kopfes des Dinotherium vorlegen lassen, und die Meinung ist dahin ausgefallen, daß dieses vorweltliche Geschöpf zu den Rüsselthieren gehört habe,

Nachdem wir solchergestalt der Erde ihr volles Recht erzeigt haben, soll uns auch nichts mehr am Aufschwunge zum Sternenhimmel hindern, und wir freuen uns aufrichtig, auf diesem erhabenen Gebiete zunächst einer höchst verdienstvollen Leistung, nämlich der Vollendung der Mondkarte von Beer und Mädler (Mappa selenographica. Auctoribus Guilielmo Beer et Joanne Henrico Maedler. Berlin, Schropp, Subscriptionspreis für alle vier Blätter 5 Rthlr.) erwähnen zu können, von welcher schönen Karte in unsern früheren Berichten schon mehrfach die Rede gewesen ist, und deren vierter und also lezter Quadrant so eben in unsere Hände kommt. Wenn man einen sachkundigen Blick auf die Unermeßlichkeit des Details dieses Blattes wirft, und dabei die relative Kürze der Zeit in Anschlag bringt, binnen welcher die Autoren * das Erscheinen möglich gemacht haben, so kann man ihre Unermüdlichkeit nicht genug bewundern. Man muß dabei überdies in Erwägung ziehen, daß wir, wie eine leichte Rechnung zeigt, im ganzen Monate zusammengenommen, nur etwa so viel Mondschein haben, als wenn der Mond sieben volle Nächte schiene, daß ein großer Theil dieser also schon so sehr verkürzten Zeit meistens noch durch ungünstige Witterung verloren geht, daß gerade der zu zeichnende Theil der Mondscheibe oft in die eben nicht beleuchtete Hälfte der Mondkugel fällt; und man wird dann einsehen, mit welcher Beharrlichkeit der einzelne günstige Moment der Beobachtung hat wahrgenommen werden müssen. Sobald die Leser dieses treffliche Blatt in die Hände bekommen, bitte ich sie, ihre Aufmerksamkeit zuerst auf die Ringwälle Abulfeda, Apianus und Werner (Nr. 32, 34 und 37 der überall vorhandenen kleinen Mayer'schen Mondkarte, deren Vergleichung wir zugleich empfehlen, damit recht gewürdigt werde, was hier geleistet ist) zu richten, deren wundervoller Terrassenbau den Blick unwillkührlich fesselt und wo sich ein Lichtring von so regelmäßiger Kreisrundung zeigt, daß man sich erstaunt fragt: ob dies für ein bloßes Werk der Natur, oder aber der Kunst zu halten sey? Vortrefflich in der Zeichnung ist ferner das ungeheure Ringgebirge ** Theophilus (Nr. 22 der eben erwähnten Mayerschen Mondkarte), welches bekanntlich eine der prächtigsten Partien des nordwestlichen Viertels der uns zugewendeten Mondhalbkugel bildet. Im Süden desselben liegen ganze Gruppen kesselähnlicher Thäler, welche der allgemeinen Zerrissenheit der Mondoberfläche noch einen neuen Charakter verleihen. Gleich ausgezeichnet erscheint ein anderes Ringgebirge: der prachtvolle Petarius (Nr. 8 bei Mayer), an welchem die für die Mondtopographie so wichtige Form dieser Ringgebirge in ihrer Besonderheit vielleicht noch besser aufgefaßt werden kann. Besonders aber ziehen auf diesem Blatte wiederum solche Gebilde an, welche, wie wir eben schon ein solches Beispiel angeführt haben, durch ihre auffallende Regelmäßigkeit den Gedanken erregen, als wenn ihre Formation nicht mittelst bloßer roher Naturkräfte habe bewirkt werden können.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

welcher Umstand aus der Form der Zähne und der Größe der Augenhöhlen geschlossen werden kann. Es scheint sich von Pflanzen genährt zu haben, welche es mit jenen großen untern Schneidezähnen abriß.

* Wir erfahren so eben, daß der eine von ihnen, Dr. Mädler, bei dem Naturforscherverein in Jena gegenwärtig gewesen ist, seine gediegene Arbeit vorgelegt und einen lehrreichen Vortrag darüber gehalten, aber auch alle Anerkennung erfahren hat, welche eine solche Leistung verdient.

** Die „Ringgebirge" des Mondes, eine der Mondoberfläche eigenthümliche Bergform, dergleichen die Erde nichts Aehnliches darbietet, sind, wie wir auf diese Veranlassung in das Gedächtniß der Leser zurückrufen, kreisförmige, mit einem Walle umgebene, größere oder kleinere Flächen, in deren Mitte sich gewöhnlich ein isolirter, kegelförmiger Berg findet. Ihre nähere Betrachtung läßt keinen Zweifel übrig, daß sie vulkanischen Ursprungs sind.

Die Deutschen und die Franzosen in ihren Sprachen.

(Fortsetzung.)

Das gefühlvolle Wesen des Deutschen enthüllt sich vollends in seiner ganzen Fülle in den Worten: Gemüth, Sehnsucht, Wonne und Wehmuth, vier Worte, deren Klang allein hinreicht, ein deutsches Herz in Schauern beben zu machen. Gemüth und Gefühl sind zwei verschiedene Worte, die man beide im Französischen mit sentiment übersetzen muß, obgleich der Unterschied unendlich groß ist. Gefühl bezeichnet eigentlich die Allgemeinheit der Gefühle. Der scharfe Unterschied zwischen Gemüth und Gefühl aber zeigt sich schon in den Worten selbst. Das eine kommt von Muth (Herz), das andere von fühlen, das erste weist somit auf eine innere Thätigkeit der Seele, das zweite auf eine äußere hin; und dies scheint auch der bezeichnende Unterschied zu seyn. Das Gemüth schafft die Gefühle aus sich heraus, das Gefühl empfängt sie, von außen angeregt, und theilt sie dem Innern mit. Er hat Gemüth, heißt: in seinem Innern liegt der Keim zu allen tiefen, schönen und erhabenen Gefühlen; er hat Gefühl, heißt: er bleibt nicht theilnahmlos, wenn er von außen angeregt wird, wenn Großes, Erhabenes, Schreckliches, das Unrecht und die Noth ihm entgegentreten. Ein tiefes Gemüth und ein feines Gefühl bezeichnen diesen Unterschied klar genug. Und die Franzosen kennen in ihrer

Sprache dieſen Unterſchied nicht, ſie haben kein Wort für Gemüth, und ſind meiſt, wie ihre Sprache, gemüthlos. Sehnſucht iſt ebenſowenig zu überſetzen. Désir ardent, heißes Verlangen, iſt der Ausdruck, wodurch man ſie gewöhnlich wiederzugeben verſucht; aber die deutſche Sehnſucht iſt ſehr oft ein Verlangen ohne beſtimmten Zweck, beinahe krankhaft. Der Deutſche ſehnt ſich, die Wieſen wiederzuſehen, auf denen er mit den Geſpielen ſeiner Jugend ſich tummelte, zu wiſſen, was hinter den Bergen lebt, die er noch nicht beſtiegen hat, mit den Schwalben, mit den Wolken zu ziehen, und die Sterne am Himmel zu umarmen. Die deutſche Sehnſucht iſt rein Gefühl, Poeſie, und ſie zeigt ſich beſonders bei den im Auslande lebenden Deutſchen in jener Krankheit, von der wir ſchon geſprochen, und die der Franzoſe durch das deutſche Wort Heimvé oder durch den nichtsſagenden Ausdruck: mal de pays, bezeichnet.

Wonne überſetzt man in Frankreich durch délice, plaisir, jouissance. Aber dieſe Worte bedeuten eher: Luſt, Freude, Wolluſt oder Genuß. Wonne iſt ebenfalls ein rein deutſches Gefühl, das nur in einem deutſchen Gemüthe lebt. Sie iſt die Poeſie des Genuſſes, der Freude, ein rein geiſtiger Genuß, der keinen Körper bedarf, der über dem Leben und der Materie ſteht, wie der Geiſt über dem Körper. Wehmuth endlich, was die Franzoſen durch douleur, tristesse, affliction zu überſetzen ſuchen, ohne auch nur entfernt dem Begriffe nahe zu kommen, iſt — wie die Wonne die Poeſie der Freude — die Poeſie des Schmerzes, des Kummers, der rein geiſtige Schmerz des deutſchen Spiritualiſten, der mit Wehmuth die Schwäche des neugebornen Kindes, die Gebrechen des hinſterbenden Greiſes betrachtet, der mit Wehmuth dem Koſen zweier Liebenden, dem Sehnſuchtsliede der Nachtigall zuhört.

In all dieſen Worten zeigt ſich das tiefe Gemüth des deutſchen Volkes, und die Sprache iſt der beſte, der ſprechendſte Zeuge deſſelben. Die deutſchen Verkleinerungsworte vermehren die gefühlvolle Tiefe der deutſchen Sprache nur noch mehr; denn ſie ſind nicht nur Ausdrücke der Verkleinerung, ſondern auch der Zuneigung, der Anhänglichkeit, und es ſollte ſchwer ſeyn, ein Adjectiv zu finden, welches die Worte: Mutter, Schweſter, Bruder noch freundlicher machen könnte, als ſie es in Mütterchen, Schweſterchen ꝛc. ſchon ſind.

Ich habe gezeigt, wie ſchon die Sprache in der Beobachtung der Tonerſcheinungen uns darauf führt, daß die Deutſchen Sänger und Muſiker ſeyn müſſen. Die Muſik iſt aber die Sprache des Gefühls, des Gemüthes, und wenn wir Gemüth und Gefühl bei den Deutſchen in ſo hohem Grad entwickelt finden, ſo erklärt ſich die gefühlvolle Tiefe der deutſchen Muſik, die ſicher in dieſer Beziehung keine Nebenbuhlerin zu fürchten hat. Es ſcheint mir ferner, daß ſchon die Sprache uns die Deutſchen weſentlich als Spiritualiſten zeigt, wie wir ſie denn als ſolche in ihrer Philoſophie, in ihrer Poeſie und ſelbſt im Privat- und öffentlichen Leben wieder finden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Von den ſhetländiſchen Inſeln, Oktober.

(Fortſetzung.)

Die Heringsflotte.

Vorzüglich merkwürdig auf der Inſel iſt die öſtliche Felſenſpitze von Mainland, Hangcliff genannt. Steil aus dem Meere erhebt ſich die dunkle Felſenwand, an deren Fuß ſich immerwährend die Wogen brechen. Als wäre das Waſſer hier unausgeſetzt im Sieden begriffen, ſo braust und wallt der Schaum gegen den Stein auf, in welchem die See lange Höhlungen gewaſchen und die Spitzen der Felſen abgerundet hat. Auf dem Felſen iſt keine Spur von Vegetation ſichtbar, aber jede Spalte iſt mit Neſtern von Seevögeln ausgefüllt, welche hier nur hin und wieder von muthigen Seeleuten geſtört werden, die der Federn wegen den gefahrvollen Beſuch wagen. Wie auf Islands Klippen beim Sammeln der Federn des Eidervogels, läßt ſich auch hier der kecke Jäger an Tauen längs der Felswand nieder, um die im Neſte befindlichen Federn aus dem Neſte zu nehmen: ein ſpärlicher Lohn für ſolches Wagniß!

Zu den intereſſanteſten Partien meines hieſigen Aufenthalts gehört mein Beſuch der Fiſcherflotte an der Küſte von Schottland. Mit günſtigem Winde ſteuerten wir von Lerwick gegen Kinnairds-Head. Bald waren wir im Angeſicht von Fair-Island, welche kleine Inſel auch beinahe beſtändig in Nebel gehüllt iſt. Kinnairds-Head iſt die erſte Spitze der öſtlichen Küſte Schottlands, welche auf dieſer Reiſe ſichtbar wird, denn von hier ab tritt das Land des Murray-Firth weit weſtlich zurück, die Bucht von Buchamps bildend. Auch iſt dieſes Vorgebirge mit einem Leuchtthurme bezeichnet, und gibt daher einen vortrefflichen Anſegelungspunkt. Selten iſt die See hier leer von Schiffen, da die nach Liverpool beſtimmten Fahrzeuge, ſelbſt wenn ſie von deutſchen Häfen kommen, gewöhnlich den Weg zwiſchen den orkadiſchen Inſeln, oder dieſen und Fair-Island wählen. Hier nun bekamen wir auf einmal die holländiſche Heringsflotte zu Geſicht: ein herrlicher Anblick! Die Einſamkeit des Meeres verſchwand plötzlich, und man glaubte ſich auf eine ſtark beſuchte Rhede verſetzt, denn alle Schiffe liegen ohne Segel auf dem Waſſer, als wären ſie vor Anker gegangen. Es war gegen Sonnenuntergang, und die nur noch als glühender Punkt erſcheinende Sonnenſcheibe färbte purpurroth den weſtlichen Horizont. Sanftgeröthete Abendnebel goſſen violette Schatten über das herrliche Bild. Nur das Rauſchen des Seegangs begleitete den Tanz der Schiffe, ſonſt unterbrach kein Laut die erhabene Stille, obgleich Menſchen genug hier verſammelt waren. Eigenthümlich feierlich ſtimmt der Anblick des Sonnenuntergangs auf der See, und immer noch habe ich auch den rohеſten Matroſen von dieſem Gefühl ergriffen geſehen, als müſſe ſolch ein Bild auch das härteſte Herz rühren. Immer ſtockender, immer flüſternder wird das

Gespräch, als fürchte man sich, die Stille der Natur zu unterbrechen, und endlich hört alles Sprechen auf. Nur hin und wieder murmelt ein Mann, in die See hinausschauend, sein Abendgebet. Während Nachts die Netze in See liegen, ist gewöhnlich nur ein Mann auf dem Decke, und Alles überläßt sich unbesorgt der Ruhe, welche die angestrengte Arbeit doppelt nöthig macht. Oft vergißt auch dieser einzelne Mann die Pflichten der Wachsamkeit, und dann sind wohl in nebeldunkeln stürmischen Nächten Uebersegelungen vorgekommen, die jene Schläfer plötzlich in ewigen Schlummer wiegten.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

(Fortsetzung.)

Die englischen Taschenbücher.

War der Preis nicht zu hoch oder das Gemälde von solcher Art, daß, nach vollendetem Stich, ein guter Käufer des Originals sich hoffen ließ, so war der zweite Punkt eine völlig untergeordnete Rücksicht; aus dem Bilde eine Geschichte zu machen, war nun die Aufgabe dessen, der den literarischen Theil zu besorgen hatte. Das Bild war das in Worte zu setzende Thema; wie solches Aehnlichkeit mit der Composition der Opern hat, wo der Dichter dem Componisten nacharbeitet, so ging es auch damit wie mit den Operntexten: herrliche Musik, abscheulicher Text, herrliche Stahlstiche, abscheuliche Erzählungen. Die wenigsten Käufer fragten nach dem Drucke, die meisten nach den Stahlstichen. In Deutschland behandelt man das anders. Da stehen die Novellen mit den Stichen entweder in Verbindung oder nicht, und ist jenes der Fall, so existirt die Novelle in der Regel vor dem Bilde und der Zeichner arbeitet dem Dichter nach. Bei dieser Verschiedenheit des Verfahrens war es in England natürlich, in Deutschland unverzeihlich, daß so viel Schofel unter den Preßbengel gerieth. Mit wenigen und unwesentlichen Modifikationen ging es in England bis vor ungefähr einem Jahr so fort. Da trat eine bedeutende Neuerung ein, und schmeichelhaft genug für das bescheidene deutsche Gemüth war ein deutsch Geborener der Urheber. Ackermann, der Sohn und Erbe des aus Schneeberg nach London Uebergesiedelten. Die Idee lag übrigens ziemlich nahe, und wahrscheinlich ist es Ackermann gegangen wie vielen Menschen, wenn sie einen neuen Gedanken in die Welt schicken: ihre Standesgenossen können nicht begreifen, warum er sich ihnen nicht gleichmäßig und längst schon geboten. Die Herausgabe eines englischen Taschenbuchs nach der alten bemerkten Methode ist sehr kostspielig. Zuvörderst das Ankaufen der Gemälde. Bah, ruft Jemand, der von Handel und Wandel auch etwas versteht, das kann gespart werden: man kauft einen ausländischen Kupferstich, läßt ihn in das gewünschte Format umstechen, und damit holla. — Und damit nicht holla, muß ich entgegnen; das geht wohl in Deutschland, aber nicht in England. Dort kaufen die Verleger für ihre Taschenbücher ein halbes Dutzend englische Kupferstiche, schicken sie etwa nach Karlsruhe, erhalten sie nach Ordre umgeschaffen zurück, präsentiren sie dem deutschen Publikum, und damit allerdings holla, denn Niemand findet daran etwas zu tadeln. Ließe hingegen ein englischer Annual-Verleger sich ein solches Ersparnißmanöver einfallen, es wäre nicht bloß sofort um den Kredit seines Buchs geschehen, sondern er würde auch tüchtig ausgelacht werden, und das ist bekanntermaßen das Schlimmste, was einem Menschen widerfahren kann. Hier muß es demnach beim Ankaufen von Originalgemälden verbleiben. — Nun, so kauft man Wasserfarbengemälde, die sind billig und thun's auch, versetzt der Andere. — Das kann ich nur bejahen, doch muß ich berichtigend anmerken, daß Wasserfarbengemälde — drawings — nicht vorzugsweise um deßwillen gekauft werden, weil sie um Vieles wohlfeiler sind als Oelgemälde — pictures — denn das sind sie nicht, sondern weil sie dem betreffenden Zwecke besser entsprechen, weil diese Kunst gegenwärtig in keinem Lande auf einer so hohen Stufe der Vollkommenheit steht als in England, weil die ausgezeichnetsten Künstler zum Theil nur in Wasserfarben malen und, da der öffentliche Geschmack — gleichviel, ob mit Recht oder mit Unrecht — sich für diesen Zweig der Malerei entschieden hat, bei Weitem mehr Sammlungen von Wasserfarben- als von Oelgemälden entstehen, und folglich die Händler für Originale jener Art auf bessern Absatz rechnen können. Die Billigkeit der Preise anlangend, so bezahlen die Herausgeber der geachtetsten Taschenbücher für ein einzelnes Gemälde in der Regel von zwanzig bis hundert Guineen, denn obgleich die Guineen in England außer Cours gesetzt sind und bloß noch in Schottland als Banknoten existiren, so schlägt doch die ganze Kunstwelt gleich der medizinischen Fakultät ihre Leistungen fortwährend in der, das Pfund um einen Schilling übersteigenden alten Münzsorte an. Ausnahmsweise miethen die Verleger die für den Grabstichel gewünschten Gemälde, entweder, weil der Besitzer sein Eigenthum nicht zu veräußern, oder der Miether kein großes Capital auszulegen wünscht; aber dies ist auch nur scheinbar billiger. Die Miethe beträgt meist mehr als ein Fünftheil des Kaufpreises, und ist für den Verleger ein entschiedener Verlust, während er durch den Verkauf des Originals nicht selten den ganzen Kaufpreis zurückerhält, ja bisweilen sogar mehr. Mir selbst sind Beispiele bekannt worden, wo dergleichen Gemälde dem Verkäufer zwanzig bis dreißig Procent Gewinn gebracht haben. Die Behauptung, daß das Ankaufen der Gemälde ein sehr kostspieliger Artikel sey, wird indessen dadurch nicht entkräftet, denn es ist nicht außer Acht zu lassen, daß ein hiesiges Taschenbuch selten unter zwölf, häufig über zwanzig Kupfer enthält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 284:

Herbstrose.

Charade, Logogriph, Homonyme.

Ein Bär, ein Feld und eine Stadt,
Die viele Bären gefüttert hat,
Wirst du sie so zu verbinden wissen,
Daß sie bezaubern werden müssen,
So sollst du mir geschickt und fein,
Sollst mir ein Zauberkünstler seyn,
Sofern du nur mit Wohlbedacht
Erst weich den harten Pez gemacht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 5. December 1836.

Vaut mieux être ici-bas
Gastronome
Qu'astronome!
Chanson française.

Die Deutschen und die Franzosen in ihren Sprachen.

(Fortsetzung.)

Genuss.

In Deutschland gibt es seit einiger Zeit eine literarische Schule, einen unserer geistreichsten, vielleicht sollte man sagen spirituellsten Schriftsteller an ihrer Spitze, die das Fleisch zu emancipiren sucht. Und wirklich mag der deutsche Spiritualismus dem Fleische oft etwas zu arg mitgespielt haben. In Frankreich aber scheint mir eine solche Schule, solche Ritter, und ein Lanzenbrechen für die Emancipation des physischen Genusses ganz überflüssig, wenigstens um ein paar Jahrhunderte zu spät zu kommen. In Deutschland kann es für diese Schöne noch irrende Ritter geben, in Frankreich kämen sie, wie Don Quixote, zu spät und würden nur Mühlen zu bekämpfen finden.

Plaisir, délicatesse, délectations, délices, agrements, divertissements, amusements, jouissances, rejouissances, récréations, joie — das nenne ich einen Reichthum, die deutsche Sprache mag sich hier in Ehrfurcht vor ihrer Schwester beugen. Sie ist viel ärmer, und ich glaube kaum, daß die Ritter des heiligen Fleisches die spiritualistischen Deutschen zu großen Fortschritten und die Sprache zu vielen Erfindungen in dieser Beziehung führen werden. Die deutsche Sprache übersezt das Wort: plaisir durch Vergnügen, das von genügen, genug herkommt, und zeigt, daß die Genugthuung, die Ruhe das Vergnügen der Deutschen ist, während in jenem Worte plaisir sich eine viel höhere Thätigkeit entwickelt, da es von plaire, gefallen, Freude verursachen, herkommt.

Man sagt oft, die Deutschen essen und trinken mehr als die Franzosen, und es ist dies kaum zu bestreiten. Die kältere Temperatur mag hier mit in Rechnung kommen, aber diese entschuldigt sicher nicht Alles, und entschuldigt vor Allem nicht die Worte: Völlerei, Schlemmen, Versaufen, Verpraffen und dergl. mehr, die meist in der französischen Sprache ohne alle Uebersetzung sind und sich nur durch Umschreibungen wiedergeben lassen. An solchen Ausdrücken des plumpen Genusses ist die deutsche Sprache reicher als die französische, und die nationellen Gegensätze im übertriebenen Genusse werden so schon durch die Sprache bezeichnet: der Deutsche ergibt sich der Völlerei, dem Schlemmen, der Franzose der Gourmandise, der Gastronomie.

Schon in diesen in Deutschland — wenn man nicht die hinkenden Worte der Neuerer anwenden will —

unübersetzbaren Worten Gourmandise und Gastronomie liegt eine Andeutung, daß die Deutschen keine eigentlichen Gourmands oder Gastronomen sind. Sie sehen mehr auf's Volumen, der Franzose mehr auf die Zubereitung, wie jene Worte beweisen. Wer aber leugnen wollte, daß die Franzosen weit mehr Gourmands sind, als die Deutschen, den verweise ich vorerst auf eine frühere Bemerkung, wo wir sahen, daß in Frankreich jede Frucht einen besondern Namen hat, sodann auf jene in schönen Saffian oder Franzband gebundenen, mit Goldschnitt versehenen und mit goldenen Lettern bezeichneten Werke, die wir in Paris auf allen Tischen von Very oder der frères provinçaux finden, oder auf jene ellenlangen, mit den englischen Journalen wetteifernden Blätter, die beinahe in keiner französischen Restauration fehlen und schlechtweg la carte heißen. Solche Karten sind in Deutschland unmöglich, wenn man nicht an den Werken der Herren Mesour oder Very zum Plagiator werden will. Ein braver Deutscher kann Jahrelang in Paris leben, ehe er es dahin bringt, sie von Anfang bis zu Ende zu verstehen, sie zu übersetzen ist aber total unmöglich. Ein Franzose, der in Deutschland reist, würde sich bald überzeugen, daß in diesem Punkte unsere Nachbarn unsere Lehrmeister sind, denn er kann getrost in Frankfurt, Berlin oder Wien, selbst wenn er kein Wort deutsch versteht, die dortigen Karten zur Hand nehmen und wird seine Lieblingsspeisen unfehlbar wiederfinden, während ein armer Deutscher in einem ähnlichen Falle in Paris sich mit Choucrout, einem Hareng, Stockfish und Pompernikle, und wenn er glücklich ist, mit einem Pannecouque als Dessert begnügen muß, vorausgesezt daß er die Orthographie kennt, die unsere Nachbarn anzuwenden belieben.

Die Franzosen, da sie einmal die Worte Gourmandise und Gastronomie haben, mußten nothwendig auch ein Verbum für die Art und Weise suchen, wie man genießen, d. h. wie man schmecken muß, und sie haben dasselbe in savourer gefunden. Es heißt dies ungefähr mit Einem Worte, was wir Deutsche dahin umschreiben würden: langsam, mit Bedacht und Andacht schmecken. — Endlich ist noch das Wort sauce von Bedeutung. Auch hier mußte die deutsche Sprache bei ihrer reichern Nachbarin auf Borg geben, denn das Wort Brühe, das man sicher nur selten auf der Karte eines Frankfurter Gastgebers finden wird, ist zu allgemein, zu ungesalzen und zu geschmacklos. Die Gourmandise der Franzosen zeigt sich auch noch in der öfteren Anwendung dieses Wortes im täglichen Leben: z. B. il n'est sauce que d'appétit, on ne sait à quelle sauce le mettre, bon à toute sauce, faire la sauce à quelqu'un; denn es ist eine bekannte Sache, daß der Schuster bei seinem Leisten bleibt, und jeder seine Bilder in dem sucht, was ihm am nächsten liegt, woran er am liebsten denkt und wovon er am liebsten spricht.

Der Deutsche trinkt mehr als der Franzose, und die Sprache vertheidigt ihn nicht gegen diese Anklage. Sie hat hier drei Worte für denselben Begriff: Trinken, Zechen, Saufen. Brantewein und Kirsch (Kirschwasser), die als solche in Frankreich angenommen sind, beweisen, daß unsere Nachbarn zu uns kommen, um bei uns geistige Getränke zu holen, was schon zu der Römer Zeiten stattfand. Endlich beweist das Wort: Wedrecome (Wiederkomm), das in Frankreich ein besonderes, sehr großes Glas bedeutet, welches am Ende einer Mahlzeit unter den Gästen herum geht, daß auch hier die Franzosen von uns gelernt haben, daß sie für die großen Gläser in Deutschland und in der deutschen Sprache einen Namen suchten und fanden.

(Der Beschluß folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Dahin gehören auf dem südlichen Theile des Ringgebirges Baco (auf Mayers Karte gar nicht bemerkt, wie denn hier überhaupt an fünfzig ganz neue Benennungen nothwendig geworden sind) fünf ganz gleichförmig runde, gleich große, gleich weit von einander abstehende und genau in einer geraden Linie befindliche Gruben.* Was sind diese nun eigentlich? Gleichergestalt zeigt dieses Blatt besonders viele „Rillen," worunter in der Mondtopographie Gebilde verstanden werden, welche breiten und tiefen Hohlwegen mit scharfen parallelen Kanten ähneln. Sie laufen oft in solchen Richtungen, daß man sich des Gedankens, als seyen sie zu Zwecken des bürgerlichen Lebens ausdrücklich so geführt, gar nicht erwehren kann. So finden sich hier drei solche Rillen in der Nähe des sogenannten mare tranquillitatis (D bei Mayer, dicht am Mondsäquator), welche in einer Entfernung von nahe einer Meile von einander, fast parallel, wohl zwanzig Meilen weit neben einander hinlaufen. Die nördlichste fängt am Rande einer tiefen Grube an, geht durch zwei andere sehr kleine Gruben, bricht am Walle wieder einer andern, größern für einen Augenblick ab und sezt dann jenseits desselben in unveränderter

* Da der auf dem vorliegenden Blatte abgebildete Mondsquadrant derjenige ist, welcher beim vollen Licht am meisten und zwar so sehr glänzt, daß sich dergleichen Einzelnheiten dann fast gar nicht bemerken lassen, so haben unsere Astronomen zur Beobachtung derselben nur den Moment des Hindurchrückens der Lichtgrenze wahrnehmen können.

Richtung fort, bis ſie an einem niedrigen Bergrücken völlig aufhört, gerade als wenn bei dieſer Leitung der Zweck eines Transports, oder etwas dem Aehnlichen vorgeherrſcht hätte. Die zweite dieſer drei Rillen fängt an einem Hügelabhange an und zieht ſich, wie geſagt, ziemlich parallel neben der erſteren hin; auf der Hälfte des Weges durchſchneidet ſie einen quer vorliegenden Bergrücken und bricht dann an einem andern ſolchen Rücken ab, geht aber jenſeits deſſelben auch wieder in unveränderter Richtung und von der erſteren durch eine lange Hügelkette getrennt, fort, bis ſie ebenfalls an einem Berge endet. Aehnlich verhält es ſich mit der dritten. Man kann ſich an dieſen ſeltſamen Rillen gar nicht ſatt ſehen; und was ſie nun auch eigentlich ſeyn mögen, ſo bleibt es höchſt bemerkenswerth, daß ſie ſtets entfernte Berge mit einander verbinden, meiſtens an Hügelketten oder Bergrücken fortlaufen und, wo ſie ſich durch leztere etwa unterbrechen laſſen, doch jenſeits die nämliche Richtung fortſetzen und immer wieder die Ebene aufſuchen. Dies mahnt zu beſtimmt an Abſichtlichkeit; und da ſich der Umſtand alſo unmittelbar mit der Frage nach der Bewohntheit des Mondes durch intelligente Weſen verbindet, welche doch unter allen Mondfragen die intereſſanteſte bleiben wird, ſo müſſen dergleichen Beobachtungen wenigſtens ſo lange verfolgt werden, bis unſere optiſchen Inſtrumente vielleicht einſtmals auf eine hinreichende Stufe der Vollkommenheit erhoben ſind, um eine unmittelbarere Beantwortung jener Frage zu gewähren. Bis dahin werden alſo Mondbeobachter dieſe Rillen immer ganz beſonders im Auge behalten müſſen, um aus jeder dort vorgehenden Veränderung nähere Beziehungen zu der vorausgeſezten Einwirkung der Seleniten darauf abzuleiten. Den Herren Beer und Mädler wird aber immer das Verdienſt bleiben, durch die Genauigkeit des Details ihrer vortrefflichen Karte den erſten Impuls zu dieſer weiteren Unterſuchung gegeben zu haben.*

Wir hatten in unſerer vorlezten Nummer dem Halleyſchen Cometen ein ewiges Lebewohl geſagt, wünſchend zwar, aber kaum hoffend, daß derſelbe, nach einer mehr als 75jährigen Revolutionsdauer, von der jetzigen Generation unſerer Leſer wieder erblickt werden werde. Die zahlloſen, in Bezug auf dieſes Geſtirn noch immer umlaufenden Widerſprüche und irrigen Behauptungen, und die Beſchuldigung, es habe ſich die rechnende Aſtronomie bei Vorherſagung ſeiner Himmelsörtzr bedeutend getäuſcht, zwingen uns aber, nochmals auf ihn zurückzukommen und jene Vorherſagungen mit den Erfolgen in einem möglichſt gedrängten Reſumé zuſammenzuſtellen. * Dieſer Comet ſollte, der Rechnung zufolge, in den erſten Tagen des Auguſts 1835 in der Nähe des Sterns ζ im Stier für uns ſichtbar zu werden anfangen; in der Nacht zwiſchen dem 5ten und 6ten Auguſt entdeckten ihn die römiſchen Aſtronomen dicht über jenem Stern. Er ſollte ſich hiernächſt, zufolge der Ephemeride, im gedachten Sternbilde langſam fortbewegen und an Lichtglanz allmählig zunehmen; der überſtrahlende Glanz des Mondes entzog ihn bis zum 20ſten Auguſt der weiteren Beobachtung; in dieſer und den nächſten Nächten aber wurde er faſt auf allen Sternwarten des nördlichen Europa, und zwar, wie vorhergeſagt, noch im bezeichneten Sternbilde aufgefunden. Im September ſodann ſollte ſich ſeine Bewegung beſchleunigen, er ſollte gegen Ende des Monats dem unbewaffneten Auge ſichtbar werden, und bald darauf dem Nordpol ſo nahe kommen, um Tag und Nacht über dem Horizont zu bleiben; dieſer Vorherſagung vollkommen gemäß durchlief der Comet während der angegebenen Zeit mit zunehmender Schnelligkeit die Sternbilder der Zwillinge, des Fuhrmanns und Luchſes, ward zuerſt am 20ſten September mehrfach mit freiem Auge wahrgenommen und ging vom 3ten Oktober an nicht mehr unter. Die Ephemeride wies ihm nunmehr bis Mitte Oktobers einen immer ſchnellern Lauf durch die Sternbilder des großen Bären, des Bärenhüters, der nördlichen Krone, des Herkules und der Schlange an, und gegen Ende des Monats ſollte er ſich gegen den Centaur wenden; alles dieſes traf gleich pünktlich ein.

(Die Fortſezung folgt.)

* Wir erfahren in dieſem Augenblicke, daß der unermüdliche Mädler jezt nach Vollendung der großen Karte mit einer Generalkarte des Mondes beſchäftigt iſt, welche in einem Drittel des Maßſtabes alles wichtigere Detail jener Arbeit enthalten und gleichzeitig mit einer Mondsbeſchreibung erſcheinen ſoll. Dieſe Mittheilung wird vielen unſerer Leſer willkommen ſeyn.

* Der um Berechnung dieſes Cometen vielfach verdiente Aſtronom Littrow (der Sohn) zu Wien hat für ſeine dortigen Leſer eine ähnliche vergleichende Ueberſicht nothwendig gefunden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortſezung.)

Die engliſchen Taſchenbücher.

Der nächſte koſtſpielige Artikel iſt das Stechen, das Honorar des engraver. Es gibt in London viele Hunderte, ja wohl Tauſende von Kupferſtechern; aber die Zahl derer, die ganz beſonders im Geſchmacke des Taſchenbuchpublikums arbeiten, iſt nicht groß, und da die meiſten dieſer Herren gerne gut leben und wenig thun, ſo halten ſie — was ſie allerdings müſſen, um beide Liebhabereien zu befriedigen — auf ſehr hohe Preiſe. Demnach unternimmt keiner das Stechen einer Platte für weniger als ſiebzig Guineen; oft bedingt er

ſich deren über hundert. Und hier muß der Beſteller baares Geld zur Hand haben; ein Drittel beim Beginnen, das zweite in der Mitte und das lezte beim Abliefern der Arbeit ſind die längſten Zahlungsfriſten. Nun kommt der Ehrenſold der Autoren, der Gedicht- und Erzählungslieferanten. Es iſt wahr, ihre Lieferungen ſind in der Regel wenig oder gar nichts werth; doch iſt das kein Grund für gar keine oder geringe Bezahlung. Der Verleger honorirt keineswegs den Werth der Gaben, ſondern den Namen der Geber, und weil die Schriftſteller und Dichter wiſſen, daß die Taſchenbücher regelmäßig nur als Jahreszier der drawing-rooms, zum Anſehen, nicht zum Leſen gekauft werden, ſo verhandeln ſie und legen daſelbſt nieder, was von ihnen gewünſcht wird, ihre faſhionabeln Namen, keineswegs, was weggeworfen wäre, ihre guten, echten Perlen. Zu welchem Preiſe z. B. Bulwer ſeinen Namen anſchlägt, mag daraus erhellen, daß er für eine miſerable Erzählung von fünf Druckbogen die runde Summe von dreihundert Guineen begehrte und wirklich zweihundert-und-fünfzig erhielt. Sodann muß das Taſchenbuch einen Herausgeber, einen editor haben. Das muß weder ein gelehrter Mann, noch eine federfertige Frau, aber ein Name muß es ſeyn, der in der literariſchen, wie in der faſhionabeln Welt — vorzüglich in lezterer — guten Klang hat. Der Vernachläſſigung dieſer Rückſicht hat Ackermann das allmähliche Verſinken ſeines forget me not zuzuſchreiben. Wer iſt der Herausgeber? Frederic Shobert. Wer iſt Frederic Shobert? Es darf nur zwölf faſhionabeln Menſchen einfallen, das zu fragen, und Jedermann kann darauf ſchwören, daß Frederic Shobert ein ſogenannter nobody, ein Nichts in der eleganten Welt, und das Ackermannſche forget me not dort nicht länger zuläſſig iſt. Alſo muß ſich der Verleger nach einem faſhionabeln Namen als Herausgeber ſeines Taſchenbuchs umſehen und dieſen theuer bezahlen. Zwei ſolche Namen waren und ſind zur erſten Hälfte noch — auf die andere Hälfte iſt eine Art Mehlthau gefallen — die der Gräfin Bleſſington und der Miſtreß Norton, und Heath, der Verleger des Keepsake, des book of beauty und anderer, fühlte ſich außerordentlich glücklich, daß die Frau Gräfin einen Jahrgang ſeines leztgenannten Taſchenbuchs für die Kleinigkeit von ſechshundert Guineen mit ihrem Namen als editrix beehrte und patroniſirte. Einen weitern Aufwand verurſachen Papier und Druck. Beides iſt in England zwar gut, aber theuer. Mit ſtumpfen Lettern, in's Röthliche ſchillernder Schwärze und einer weißen Sorte Löſchpapier darf hier kein Verleger eines anſtändigen Buchs zum Vorſchein kommen. Endlich will auch der Buchbinder bezahlt ſeyn, und ich habe die Rechnung eines ſolchen für einen einzigen Jahrgang des Keepsake geſehen, die mehrere tauſend preußiſche Thaler betrug.

(Der Beſchluß folgt.)

Von den ſhetländiſchen Inſeln, Oktober.

(Beſchluß.)

Die Heringsflotte.

Mit den Worten: in Gottes Namen! werden die Netze zwiſchen vier und fünf Uhr Nachmittags der See übergeben. Zwei Mann werfen ſie in's Waſſer, während das Schiff langſam nach der entgegengeſezten Seite treibt. Dies Treiben verurſacht man durch Auflöſſung der Stagſock, oder eines Theils des Großſegels, wie der Wind es erheiſcht. Alle Netze ſind zu einer langen Reihe aneinander gebunden, und hängen an einem ſchweren Tau, wenig ſchwächer als das Ankertau eines Schiffs dieſer Größe. Oft bedienen ſich die Fiſcher dieſer Taue auch zum Ankern, und nur die Heringsſchiffe können auf ſo tiefem Waſſer ankern, denn ihre Nettaue, aneinander geſtochen, bringen ein Tau von mehr als ſechshundert Klaftern zu Stande. Alle Kutter ſind oben auf dem Deck an beiden Enden breit, aber unten ſcharf. Dieſe Bauart macht ſie zwar weniger elegant, als die modernen Schiffe, aber ſehr bequem bei hoher See, und nimmt ihnen keineswegs die Eigenſchaft guten Segelns. Netze und Taue werden vor dem Sinken durch kleine Tonnen geſchüzt, die, auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmend, das große Tau tragen, an welchem die Netze hängen. Sind leztere ſämmtlich ausgebracht, ſo wird das Ende des Taus über dem Vordertheil des Schiffes um den großen Maſt befeſtigt. So liegt das Schiff, faſt nur der Bewegung des Seegangs preisgegeben, ohne ſeine Stelle viel zu ändern, obgleich es dem Winde ſein Vordertheil entgegenſtreckt; aber die Schwere der Netze, ihr Widerſtand im Waſſer arbeitet der Kraft des Windes entgegen, und beide Kräfte dienen ſo, das Tau und die Maſchen der Netze ausgeſpannt zu halten, in welchen Maſchen dann der Hering hängen bleibt. Vor dem Schiffe ſchwimmen ſo viele Tönnchen, als Netze ſind, gewöhnlich vierzig bis achtundvierzig, und am Ende der geraden Linie ein größeres Faß von ſtarkem eichenem Holze, bunt bemalt und mit des Schiffes Namen beſchrieben. Da dieſe Tonnen mit den Wellen auf- und niederſteigen, ſo ſcheinen ſie aus dem Waſſer aufzutauchen und gleichen einer Reihe belebter Weſen. Um zwei Uhr Morgens werden die Netze eingeholt: man löst das Tau vom Maſt und ſchlingt es um ein in der Mitte des Schiffs befindliches Spill, an welchem ſechs Mann im raſchen Laufe drehen. Dadurch holt man das Tau in's Schiff zurück, und mit ihm kommen die daran befeſtigten Netze. Erſt dicht am Schiffe ziehen zwei Mann die Netze aus dem Waſſer auf und ſchütten die Heringe auf das Schiff in dazu an den Seiten befindliche Kaſten. Dicke Schwärme des unerſättlichen Haifiſches folgen den Netzen, und nur die größte Eile vermag den gefangenen Hering dieſem Feinde der Fiſcher zu entziehen, der mit dem Heringe ganze Stücke aus den Netzen reißt. Oft wird der Hai dabei mitgefangen, aber da nur die Leber zum Thrankochen brauchbar iſt, ſo gibt dieſer Fang keinen Erſaz für den verurſachten Schaden. Lezterer iſt zuweilen ſehr bedeutend, weßhalb es ſtreng verboten iſt, während der Fiſcherei irgend etwas in die See zu werfen, was den Haifiſch anlocken könnte. Man hat ſchon hundert und mehrere dieſer häßlichen Fiſche in einem Nezzuge mit aufgebracht; es iſt indeſſen nicht der große Hai der ſüdamerikaniſchen Gewäſſer, ſondern ein ihm ähnlicher, aber viel kleinerer Fiſch, gewöhnlich nicht über vier Fuß groß. Sobald die Netze an Bord zurück ſind, ſezt man Segel bei und kreuzt bis zum nächſten Abend nach einer andern Stelle. Während dieſer Zeit wird der gefangene Hering geſalzen, ein Geſchäft, welches bis Abend beendet ſeyn muß, weil ein längeres Liegen außer dem Salze den Fiſch zu längerer Dauer unfähig macht. Iſt der Fang nicht bedeutend geweſen und fehlt es an Beſchäftigung, ſo wird nach Kabliau geangelt, dieſer geſalzen und unter der Benennung Laberdan zu Markt gebracht. Auch der Kabliau iſt auf allen flacheren Stellen der Nordſee zu finden, aber nicht ſo häufig als an den Küſten von Island und auf den amerikaniſchen Bänken bei Neufoundland.

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 6. December 1836.

So stirbt ein Held!

Schiller.

Daub's Tod.

Wenn auch in Schlachten nicht, fürwahr, du warst im Lehren
Ein echter Held; schlaf nun in deinen Heldenehren!

Im Geist warst du ein Held, hoch über andre Geister;
Wo andre Schüler sind, da warst du Herr und Meister.

Auch darin warst du Held: du warst es unbewußt,
Als hätt'st du, was du thatst und lehrtest, nur gemußt.

Nicht hast du Menschenmacht noch Menschenwort gescheut:
Du lehrtest nur wie's Gott, nur wie's der Geist gebeut.

Als endlich Alter dich und Siechthum schon gebunden,
Hast du mit Mannestrotz auch diese überwunden.

Du hast es selbst gesagt, wir haben's selbst gehört:
Du wolltest lehren, bis der Tod dich drin gestört,

Bis keine Adern mehr in deinem Herzen schlügen,
Bis treue Schüler dich von deinem Lehrstuhl trügen.

So standst du unbewegt und lehrtest fort und fort,
Und donnertest herab dein markig Heldenwort.

Nie pflegtest du der Ruh', und wenn dir Kraft gebrach,
So war der Geist voran und riß den Körper nach.

Und noch zuletzt, bevor dein Adlerblick gebrochen,
Hast du den Hörern noch dies große Wort gesprochen:

„Das Leben, von Geburt bis an den Tod hinan,
Ist nicht sich selber da, Gott ist es unterthan."

Von deinen Lippen war die Rede kaum geglitten,
Da kam auch schon der Tod zu dir herangeschritten.

Du hast ihn nicht erkannt, und dachtest ihm zu wehren,
Und hast im Todeskampf nicht aufgehört zu lehren,

Bis, da dein Leib bereits in Banden war geschlagen,
Dich Schülertreue hat zur Lagerstatt getragen.

Nun gingst du ein zur Ruh'; treu warst du bis zum Tod,
Dein Leben weihtest du zu Gottes Dienstgebot.

Verklärt wirst du im Geist zum ew'gen Geiste treten,
Denn du verstandest, Gott im Geiste anzubeten.

Mit nichten bist du in ein andres Land gereist,
Weil du auch jenseits lebst, wo du gelebt, im Geist.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

In der ersten Hälfte des Novembers mußte der Komet den der Sonne am nächsten gelegenen Punkt seiner Bahn erreichen, bis Ende des Jahres in den

Sonnenstrahlen unsichtbar bleiben und dann zwischen der Wage und dem Scorpion wieder zum Vorschein kommen; — der Komet ging am 16ten November durch sein Perihelium und ward zu Ende des Jahrs, nach seinem Wiederhervortreten aus den Sonnenstrahlen, genau an dem bezeichneten Orte erblickt. Nun sollte er eine Zeitlang in stets südlicher Richtung fortrücken und seine Beobachtung auf unsern Sternwarten dadurch erschweren, um die Mitte Februars d. J. aber wieder höher kommen, mit dem März in die Sternbilder des Raben und Bechers übertreten und in der Mitte des April endlich im Sternbilde der Hyder, bei immer zunehmender Entfernung von Erde und Sonne, unsern Blicken entschwinden; — und auch dieses Alles ist mit derselben vollkommenen Pünktlichkeit eingetroffen. Wir fordern die Zweifler auf, uns eine Nichtübereinstimmung in den Angaben der lange vor dem wirklichen Erscheinen des Kometen veröffentlichten Angaben über seinen nach den Himmelsgesetzen zu erwartenden Lauf und den Resultaten des Augenscheins, wie wir hier Alles gewissenhaft zusammengestellt haben, nachzuweisen. Wenn sie dies aber nicht vermögend sind, so mögen sie vielmehr ihre Bewunderung einer Wissenschaft nicht länger versagen, welche vermögend gewesen ist, dieses Gestirn, noch als bloßen Lichthauch, bis in die entferntesten Tiefen des Firmaments zu verfolgen und die Bestimmung seines allaugenblicklichen Ortes der strengsten Rechnung zu unterwerfen.

Wir haben in unsern vorigen Berichten vielfach und gleichzeitig der im Bau begriffenen großen russisch-kaiserlichen Sternwarte unfern Petersburg und der unterdeß vollendeten neuen Sternwarte zu Berlin erwähnt. Ueber jenes riesenhafte Unternehmen können wir nichts Neueres mittheilen, da uns während der Zwischenzeit weitere Notizen darüber von keiner Seite zugekommen sind. Hinsichtlich der Berliner Sternwarte wiederholen wir dagegen, und zwar mit vaterländischem Stolz und inniger Freude, die Nachricht ihrer gänzlichen Vollendung, und knüpfen daran einiges für die Geschichte dieses merkwürdigen astronomischen Baues nicht unwichtige, und für unsere Leser hoffentlich nicht uninteressante Detail. Diese neue Sternwarte liegt nicht ganz auf dem Platze der alten (nach einer trigonometrischen Vermessung 56″ 72 südlicher und 3″ 91 östlicher), sondern auf einem über vier Morgen enthaltenden Grundstücke, welches sich von der Lindenstraße bis zur Friedrichsstraße erstreckt, also nahe an der südlichen Grenze der Stadt. Jene frühere Sternwarte verdankte ihre Entstehung (der Bau ward im Jahre 1700 angefangen) der Annahme des Gregorianischen Kalenders von Seiten der protestantischen Reichsstände, deren damaliges Haupt, König Friedrich I. von Preußen, dieser Kalenderänderung wegen nothwendig fand, die zur Anordnung der Zeitrechnung nöthigen Hülfsmittel in Berlin zu vereinigen. * Als eine historisch-astronomische Merkwürdigkeit führen wir an, daß der Bau dieser königlichen Sternwarte die für die damalige Zeit gewiß doppelt anerkennenswerthe Einrichtung einer Privatsternwarte zur Folge hatte, welche ein Geheimerath v. Krosigk (Wallstraße, Nr. 72) anlegte. Es verdient Bewunderung und muß der Vergessenheit entrissen werden, daß dieser wackere Mann zuerst den schönen, nachher von dem französischen Astronomen de la Caille auf den Planeten Mars angewendeten Gedanken faßte, den Abstand der Himmelskörper, namentlich des Mondes von der Erde, durch gemeinschaftliche und gleichzeitige Beobachtungen zweier von

---

* Um die Wichtigkeit dieses Schrittes für die protestantischen Reichsstände und die Angemessenheit der von Friedrich I. deßhalb genommenen Maßregel zu würdigen, muß man sich in die zu jener Zeit herrschende Kalenderverwirrung zurück versetzen, und wir glauben den Dank mancher Leser zu verdienen, wenn wir die Hauptmomente jenes Vorgangs zusammenstellen. — Als Julius Cäsar, um einer zu seiner Zeit herrschenden noch größeren Kalenderverwirrung ein Ende zu machen, den nach ihm benannten Julianischen Kalender einführte, nahm man dabei die Dauer des Sonnenjahrs gerade zu 365¼ Tagen an, obwohl sie etwa 10 Minuten weniger beträgt, was in 400 Jahren drei ganze Tage austrägt. Man zog also immer eine Zeit, welche schon zum neuen Jahre gehörte, noch zum alten, so daß allmählig das, was schon 1ster Januar hätte seyn sollen, erst 31ster December des abweichenden Jahrs hieß, der 2te Januar 1ster wurde u. s. f. In Folge davon rückte also auch der Frühlingsnachtgleichetag, der immer der 21ste März hätte seyn sollen, fortwährend vor, und im sechzehnten Jahrhundert fiel diese Nachtgleiche schon auf einen Tag, welcher im damaligen Kalender erst als 10ter März bezeichnet war. Papst Gregor XIII., welcher sein Pontificat durch etwas Hervorstechendes auszeichnen wollte, entschloß sich daher im October 1582 zur Einführung des Gregorianischen Kalenders. Man zählte nämlich im gedachten Monat nach dem 4ten sogleich den 15ten, damit die Nachtgleiche des folgenden Jahrs vom angegebenen 10ten März gleich wieder auf den 21sten fallen konnte, und verordnete dann, um die oben erwähnte, angegebenermaßen drei Tage in 400 Jahren austragende Differenz auf immer zu beseitigen, daß für die Zukunft von vier auf einander folgenden Säcularjahren, welche im Julianischen Kalender allezeit Schaltjahre sind, im Gregorianischen nur ein einziges ein solches seyn solle. So ist unter den vier Säcularjahren 1600, 1700, 1800, 1900 nur das erste ein Schaltjahr, die drei andern sind gemeine Jahre. Die protestantischen Stände des deutschen Reichs nahmen diese Kalenderverbesserung, wie oben angeführt ist, im Jahre 1700 gleichfalls an, und der Gregorianische Kalender gilt jetzt allgemein, außer in Rußland, wo man noch nach dem Julianischen Kalender zählt. Letztere Zählart heißt der alte, erstere der neue Styl, und sie unterscheiden sich aus den angeführten Gründen jetzt um zwölf Tage, so daß man in Rußland den Tag, den wir z. B. schon als 25sten Februar bezeichnen, erst den 11ten Februar nennt. Will man beide Style verbinden, so bedient man sich daher beim Schreiben bekanntlich der Form: der $\frac{11}{25}$te Februar.

einander sehr entfernten Beobachter im nämlichen Meridian mit großer Genauigkeit zu bestimmen. *

(Die Fortsetzung folgt.)

* Man übersieht nämlich mit einem Blick, daß, wenn zwei sehr weit von einander entfernte, z. B. respective weit nordwärts und weit südwärts vom Aequator im nämlichen Meridian aufgestellte Beobachter nach dem Monde schauen, indem derselbe eben Beiden im Meridian steht, ihre Gesichtslinien einen Winkel einschließen werden, dessen Größe von der Entfernung des Gestirns abhängt, so daß von jenem auf diese geschlossen werden kann, da derselbe bestimmbar ist.

Die Deutschen und die Franzosen in ihren Sprachen.

(Beschluß.)

Krieg.

Das deutsche Volk war einst unstreitig das tapferste Volk der Erde. Selbst die eisernen Römer, die der Stimme des furchtbaren Marius gehorchten, bebten vor ihnen, und die Weltstadt zitterte noch Jahrhunderte nachher vor dem cimbrischen Schrecken. Aber die Geschichte ist nicht nothwendig, um dies zu beweisen, die Sprache genügt. Unsere tapfern Nachbarn haben uns zwei Worte abgeliehen, die zeigen, daß die Deutschen einst ihr Muster waren: hardi (hart, Herz, herzhaft) und brave, tapfer, sind unstreitig deutschen Ursprungs. Mehr noch als dies beweisen die alten Kriegsausdrücke der Franzosen: halte-là, hallebard, hallebardier, happe (Haube), harnais (Harnisch), hauban (Rüstschnh, Hauband), haubert (Panzerhemd, Hauberg, bergen), heaume (Helm), heraut (Herold), landskenel (Landsknecht), ban (Bann) und selbst bréche (Bresche, von brechen). Die Fülle von Worten für Muth: muthig, keck, tapfer, wacker, der Sprachreichthum in: Schlachtfeld, Wahlplatz, Wahlfeld, Wahlstatt zeugen ebenfalls für diese Ansicht, denn wo die Sprache reich an Worten, ist sie reich an Gedanken, und diese bekunden hier, daß der Gedanke der Gefahr, der Tapferkeit dem Deutschen ein vertrauter war. Die alten Deutschen waren nicht weniger tapfer zur See als auf dem Lande. Die Fahrten der Normannen, Sachsen, Friesen und selbst der Franken sind bekannt, und bis nach Griechenland, Asien und Afrika zitterten alle Uferbewohner vor ihnen. Die Mehrzahl der französischen technischen Ausdrücke im Seewesen beurkunden diesen Zustand. Bord, hautbord (Hochbord), tribord (Drehbord), marée (Maare), havre (Hafen), cabestan (Kabeltau), hisser (hissen), yacht (Yacht), capre (Kaper), quille (Kiel), mat (Mast), matelot (Matrose), lest (Last) u. s. w. sind deutschen Ursprungs.

Aber die Sprache, die zugleich die Geschichte der Völker ist, zeigt uns auch die Umgestaltung der Dinge, die besonders seit dem dreißigjährigen Kriege eingetreten. Deutschland, in hundert Interessen zertheilt, erkannte die Franzosen als die vornehmste kriegerische Nation Europa's, und die deutsche Sprache zahlte mit derselben Münze, mit welcher früher die französische gezahlt hatte. Sie war gerecht, und neigte sich vor der französischen, und entlehnte aus ihr alle Kriegsausdrücke, vom General bis zum Corporal. Compagnie, Regiment, Division, Armeecorps und Armee selbst sind französische Worte. Nur zwei Worte lieh die französische Sprache der deutschen ab: havresac (Habersack) und canapsa (Schnapsack). Erst die Ereignisse von 1813 — 1815, und ganz besonders die Schlachten von Bauzen und Lützen, wo ein geschlagenes Heer unbesiegt war, weil es nicht besiegt seyn wollte, veranlaßten die Sprache, ein Wort in das Buch ihrer Geschichte zu schreiben, das die Franzosen augenblicklich annahmen und nicht übersezten, das Wort Landwehr, das für sich allein dem ganzen Reste von französischen Kriegsausdrücken die Wage hält.

Eine Vergleichung der beiden Sprachen, das Studium eines französisch-deutschen Wörterbuchs allein, führt uns auf die charakteristischen Verschiedenheiten zweier Völker, und zeigt uns, daß das Volk die Sprache und die Sprache das Volk ist, daß sie sich wechselseitig vertreten, wie der Körper den Geist und der Geist den Körper. Der Deutsche tritt uns in seiner Sprache als Tiefdenkender, als Philosoph, oft selbst als Träumer entgegen; dann als Freund der Natur, seine Pflicht beobachtend und sein Recht mitunter vergessend, als Mann der Familie, voll Gemüth und Liebe; der Franzose als positiv, oft selbst zu materiell, eifersüchtig auf seine Rechte, seine Pflicht mitunter vergessend, als Mann der Gesellschaft. Der Deutsche erscheint uns oft, dem seinem Franzosen gegenüber, schwerfällig, und selbst in den Lastern zeigt sich dieser Gegensatz, der den Deutschen zur Völlerei, den Franzosen zur Gastronomie, den Deutschen zum Schlemmen, den Franzosen zur Gourmandise führt. Der Blick des Deutschen ist umfassender, der des Franzosen durchdringender. Der Deutsche ist in seinem Thun und Treiben meist weit ausgreifend, und sein Ziel verliert sich oft in den Lüften, in dem weiten Nebel, der die Zukunft deckt; der Franzose dagegen sieht nur das nahe Ziel und strebt es zu erreichen, um sich erst dann ein weiteres zu stecken. So die beiden Völker in ihren Sprachen, so in ihrer Geschichte, in ihrem Leben.

Wenn ich ein Bild für beide Sprachen suchen sollte, so würde ich die deutsche einen gothischen Dom nennen, in dem das schaurige Dunkel der Gottesahnung waltet,

in dem die Säulen keck zum Himmel ſtreben und ein ſtolzes Gewölbe, ein Bild des Himmels tragen, in dem das Herz Beruhigung, das Unglück Troſt und die Liebe Hoffnung findet. Wie dieſe Dome, iſt die Sprache mit tauſend ſchönen Bildern geziert, die im Ganzen verſchwinden und doch als Einzelnes wieder ein Ganzes bilden, ſchön und des Meiſters würdig. Beten, die Gottheit, die Natur und ihre Geheimniſſe gläubig ahnen kann man nur in einem ſolchen Tempel.

Die franzöſiſche Sprache dagegen iſt ein Palais-royal, für die Gegenwart gebaut, auf jede Frage des Augenblickes eine Antwort gebend. In dem Garten blühen friſche Blumen, ſtehen Bäume, die nur wenig Schatten geben, aber unter denen ſich ein luſtiges Leben regt. In den Gewölben bietet ſich jeder Genuß feil, in den Leſecabineten wird die Frage des Tags verhandelt, in den Theatern drängt ſich die müſſige Menge. Aber in jenen friedlichen, dem Genuß des Augenblicks geweihten Hallen, in jenem Garten, in welchem eine Kanone keinen andern Beruf hat, als die Mittagsſtunde zu verkünden, um den Tag in zwei gleiche Hälften zu theilen, regt ſich oft auch ein anderer Geiſt, und die Bäume und die Steine erzählen ſich mitunter von den Julitagen der Jahre 1789 und 1830. Wer beten will, wer lieben will, heilig und ohne Genußſucht, der komme in unſern Dom, wer leben, wer genießen will, der eile in's Palais-royal der Franzoſen; wen die Sehnſucht treibt, wem Wonne und Wehmuth das Herz beengen, der ſuche Ruhe in den Hallen der deutſchen Sprache; wer den Augenblick ergreifen und benutzen will, der muß im Palais-royal der franzöſiſchen Sprache ihn zu erhaſchen ſuchen.

Franzoſenthum und Deutſchthum, Palais-royal und Dom, beide ſind nothwendig für's Leben, wenn es nicht vergeudet oder verträumt werden ſoll. Ein Menſch lernt von dem andern, ein Volk ſoll ebenſo vom andern lernen. Vor Allem aber lernt euch kennen, wechſelſeitig achten, und dann prüfet und eignet euch das Gute wechſelſeitig an. Nur hütet euch, Affen zu werden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beſchluß.)

Die engliſchen Taſchenbücher.

Das Bisherige dürfte hinreichend beweiſen, daß die Herausgabe eines engliſchen Taſchenbuchs in der bisherigen Manier ſehr koſtſpielig iſt. Nun iſt zwar andererſeits nicht zu zweifeln, daß die Höhe des Preiſes, obgleich dieſer im Verhältniß zu dem Gegebenen gegen den Preis der deutſchen Taſchenbücher niedrig ſteht, und die Stärke des Abſatzes — von manchem Annual über zehntauſend Exemplare — nicht bloß die Koſten decken, ſondern ſogar dem Verleger bisweilen einen erklecklichen Gewinn bringen. Allein es ſpringt in die Augen, daß das Reſultat ſich für den Verleger noch günſtiger herausſtellen müßte, wenn es ihm gelänge, die Koſten ſeines Produktes zu verringern und den Markt deſſelben zu erweitern. Dies iſt nun eben das Problem, welches der Deutſche Ackermann vor Jahresfriſt gelöst hat. Es iſt dadurch im Stapelartikel der Taſchenbücher eine bedeutende Neuerung herbeigeführt und die oben geäußerte Vermuthung begründet worden, daß der literariſche Theil der hieſigen Taſchenbücher bald ganz aufhören und der ganze Zweig an den Kunſtverlag übergeben werde. Zuerſt gewann Ackermann den Maler Parris, ihm zu Ausführung ſeiner Idee zwölf Gemälde zu fertigen, nur leicht für den Grabſtichel entworfen, deßhalb ohne eigentlichen Kunſtwerth und folglich wohlfeiler als vollendete Gemälde. Sodann ſtrich er den Ehrenſold der Autoren ganz, verringerte ſomit den Aufwand für Papier und Druck von den gewöhnlichen zwanzig oder fünfundzwanzig Bogen auf drei Bogen, und obwohl er hinſichtlich des editor der Anforderung der Zeit treu blieb und der Gräfin Bleſſington für die Erlaubniß, ihren Namen dem Werke vorzuſetzen, eine bedeutende Summe zahlte, ſo handelte er doch damit zugleich einige Dutzend Verſe von ihr ein und gab dieſe als letter-press. Auf ſolche Art entſtand der erſte Jahrgang ſeiner Flowers of Loveliness. Die Idee gefiel dem Publikum; der Abſatz in England war groß, bedeutend größer in Amerika und Indien, und ſelbſt Deutſchland entrichtete einen ſeinen Geldkräften angemeſſenen Tribut, denn zehn bis zwölf Reichsthaler für zwölf in Quart gebundene Kupferſtiche iſt dort meiſt viel Geld. Schnell veranſtaltete nun Ackermann den zweiten Jahrgang für 1837, dieſelbe Idee mit zwei äußerlichen Veränderungen. An Parris Stelle traten vier Künſtler und Künſtlerinnen, jenem durchaus ebenbürtig, und ſtatt der Gräfin Bleſſington gab der zwar auch faſhionable, aber gewiß wohlfeilere Taſchenbuchdichter Bayley dem Werke ſeinen Namen und die Ergüſſe ſeiner Muſe. Kaum wurde in der Welt des Handels und Wandels der günſtige Erfolg bekannt, welchen die erſte Serie von Ackermanns „Blumen der Lieblichkeit“ gehabt, als ſofort zwei Nachahmer auftraten, Heath und Finden. Beide Heroen unter den hieſigen engravers. Statt der Blumen wählte Heath die Edelſteine und betitelte ſein neues, an Format und innerer Einrichtung den Flowers of Loveliness durchaus ähnliches Annual für 1837 Gems of Beauty. Finden hingegen brachte in gleichem Format und gleicher innern Einrichtung Scenen von Nationalcharakteren, und taufte ſie Tableaux. Es ſcheint, als wolle Heath die Ackermannſche Neuerung nicht bloß nachahmen, ſondern auch weiter verfolgen, alle durch letter-press und editor verurſachten Ausgaben erſparen und ſo raſch die Zeit herbeiführen, wo die engliſchen Annuals nichts weiter ſeyn werden als jährliche Kupferſtichſammlungen. Sein neueſter Verſuch führt den die Beſtimmung des Werks bezeichnenden Titel: drawing-room portfolio, und hat ihn ſelbſt zum Herausgeber, und weder Verſe, noch Proſa zur Erklärung. Findet das Beifall, ſo iſt die Koſtenerſparniß zu lockend, um nicht nachgeahmt zu werden, und dann dürfte dem gegenwärtigen literariſchen Unweſen der engliſchen Taſchenbücher das letzte Stündlein nahe ſeyn. Statt eines Unglücks wäre das eine Wohlthat. Ob aber die edle Malerkunſt für ſolche Zwecke nicht zu edel und das leichtfertige Weſen, welches zu jenem Behufe mit ihr getrieben wird, nicht ein unwürdiges, höhere Leiſtungen verhinderndes ſey, möge ein Mitarbeiter am Kunſtblatt entſcheiden.

W. S.

Beilage: Kunſtblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 293.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 7. December 1836.

— Mutter Athene, dir wuchs dein herrlicher Hügel
Stolzer aus der Trauer empor.

Hölderlin.

Athen 1832 und 1836.

Während, wie man hört, in München ein prächtiges und geschmackvolles Denkmal einer edlen Baukunst nach dem andern die Vollendung erreicht oder neu aus dem Boden emporwächst, auf welchem Bayerns großsinniger Monarch nicht bloß den Samen der Kunst zu säen, sondern auch ihre Früchte zu zeitigen wußte; während die öffentlichen Blätter von den riesigen Bauten erzählen, mit welchen sich die kalte Kaiserstadt an der Newa neu schmückt und bereichert; während in Paris der Bogen de l'Etoile vollendet wird und neue Straßen, neue Plätze, neue Monumente entstehen, hat unser bescheidenes Athen in wenigen Jahren eine ohne Zweifel freilich weniger glänzende, aber nach Maßgabe der Verhältnisse weit durchgreifendere und für den historischen Beobachter gewiß weit bedeutungsvollere Umwandlung erfahren, als jene stolzen Königs- und Kaiserstädte. Wohl hat Athen keine Alexandersäule, keinen Tuileriengarten, keine Pinakothek und Glyptothek aufzuweisen; die Zeit solcher Denkmale ist für das Athen des Perikles vorbei, oder ist vielmehr für das Athen des ersten Otto noch nicht wieder zurückgekehrt: aber es ist aus einem Trümmerhaufen ein bewohnter Platz, aus einem zerstreuten Dorfe eine ansehnliche Ortschaft, aus einem türkischen Provinzialflecken die Haupt- und Residenzstadt eines jungen, lebenvollen Königreichs geworden.

Wer im Jahre 1832 in den Piräeus einlief, fand dies schöne und geräumige Bassin öde und leer, und sah nur in seinem innersten Winkel einige elende Kaike geankert. Nachdem er neben ihnen den Anker fallen lassen, ritt er auf dem Rücken eines Schiffers an's Ufer, wo noch kein Hafendamm, keine Treppe die Landung erleichterte. Hier empfing ihn etwa ein Dutzend kläglicher, aus Erde und Brettern mehr zusammengeleimter als aufgeführter Hütten; vor einer derselben saßen in dumpfem Hinbrüten, ihre Pfeifen rauchend, etliche zerlumpte türkische Soldaten: der Douanier und seine Wache; die übrigen waren Kaffee- und Weinbutiken. Mit Mühe verschaffte sich der Reisende ein paar Pferde, um sich und sein Gepäck nach der Stadt der Pallas hinauftragen zu lassen, gewöhnlich nur mit Saumsätteln versehen; mitunter erlangte man auch ein Reitpferd mit türkischem Sattel, und Heil dem, der sich aus Unerfahrenheit in einen solchen Marterstuhl geschwungen hatte, wenn er bei seiner Ankunft in Athen fand, daß nicht mehr als ein Viertheil seiner Innerpressibles an den Hunderten großer und kleiner Nägel, welche diese vom Zahn der Zeit und den Strapazen der Feldzüge vermorschten Riesendauten aus Holz und Leder zusammenhielten, unterwegs hängen geblieben war; dreifach Heil dem, der nicht gar über blutige Wunden zu klagen

hatte. Die Existenz fränkischer Sättel auf dem ganzen griechischen Festlande von Mesolongi und Vonitza bis an die Thermopylen und das Cap Sunion in jener Zeit wird von glaubwürdigen Personen bezweifelt; Andere indeß wollen behaupten, daß sich deren schon drei bis vier im Besitz einiger Engländer in Athen gefunden hätten. — In langsamem Schritte, auf einem holperichten, zur Winterszeit fast versumpften Wege zog der Reisende dann an mehreren Erdschanzen vorüber, die an die Begebnisse des Jahres 1827 erinnerten, gen Athen hinauf, und erblickte von der kleinen Anhöhe bei Hagia Triada zuerst den Schutthaufen, der die Stelle der Stadt einnahm.

Versuchen wir jezt auch eine Landung im Piräeus in dem laufenden Jahre 1836. Auf einer bequemen Treppe steigt der Reisende an's Land und findet sich in einer zur Zeit noch kleinen, aber regelmäßig angelegten und mit ansehnlichen Häusern und Gebäuden sich darstellenden Stadt. Boutiken zu beiden Seiten der Straßen laden ihn ein, sich mit denjenigen kleinen Artikeln der Bequemlichkeit und des täglichen Bedürfnisses zu versehen, welche ihm während der Reise ausgegangen seyn können; hat er Durst, so kann er in geräumigen Gewölben die besten französischen Weine und Biere von Lyon und Marseille der Reihe nach durchkosten; ist er krank, so findet er Arzt und Apotheker bei der Hand. Während er an einer Straßenecke die Anschlagzettel durchliest, um sich über die Stunden der Abfahrt des Omnibus (παροδοφεῖον genannt) und der königlichen Personenpost zu unterrichten, drängen sich Pferdeverleiher und Hauderer um ihn und bieten ihm ihre Pferde und Wagen an. Embarras de richesses! er weiß nicht, soll er es vorziehen, zu reiten oder zu fahren, und ob mit dem Omnibus oder der Post, oder einem Miethwagen. Endlich wählt er das Leztere und rollt auf einer bequemen Chaussee, das Monument des heldenmüthigen Karaiskakis und der übrigen Vertheidiger Athens zur Rechten lassend, in einer Stunde nach Athen hinauf.

Inzwischen haben wir unsern Reisenden vom Jahre 1832 auf der Anhöhe von Hagia Triada verlassen. Wir können den Anblick, den er hier hatte, nicht besser schildern, als mit den Worten eines Augenzeugen aus jener Periode: „Sie überblicken hier plözlich die Stadt, die am nördlichen Abhange des Burgfelsens und am Fuße desselben vor Ihnen liegt; und Sie beben trauernd zurück, wie vor dem Anblick einer geliebten Freundin, die Sie in der Blüthe der Schönheit verlassen haben und die Ihnen mit entstelltem Gesichte und mit zerrauftem Haar wieder entgegentritt. Das ist nicht

„das glänzende, veilchenumkränzte Athen;“

es ist ein einziger ungeheurer Trümmerhaufen, eine gestaltlose, einförmig graubraune Masse von Schutt und Staub und von einem Dutzend Palmen und Cypressen überragt, die der allgemeinen Verwüstung widerstanden haben. Wenn es der Theseustempel zur Rechten Ihres Weges, wenn es die Burg mit ihren Resten nicht bestätigten, Sie würden Mühe haben, es zu glauben, daß Sie in Athen sind. Mühsam windet sich Ihr Lastpferd vom Thore an durch die engen Gassen zwischen zertrümmerten Mauern durch, bis Sie nach und nach gewahr werden, daß zwischen den Trümmern schon wieder Erdhütten und selbst Häuser stehen, ja daß in der östlichen Hälfte der Ruinen schon eine kleine Stadt wieder erbaut ist, die Sie wegen der Ungleichheit des Bodens vom Thor aus nicht sehen konnten.“

Die Wahl eines Gasthofes wurde damals dem in Athen Ankommenden nicht schwer; es gab nur Ein Hotel, bei Herrn Lasalis. Hier abgestiegen, sah er sich nach einem bewohnbaren Privatlogis um, d. h. nach einem Zimmer, welches wenigstens einen Bretterplafond und ein mit Glasscheiben versehenes Fenster hatte. Solche luxuriöse Wohnungen waren damals in Athen noch sehr selten; und namentlich das Glasfenster wurde gewöhnlich erst im Miethcontrakte ausbedungen und von der vorauszuzahlenden Miethe angefertigt. Der Reisende fuhr dann fort, seinen Mittagstisch im Gasthofe zu haben, wo sich täglich eine kleine Table d'Hôte zusammenfand; denn damals fehlte es nie an Fremden, und im Jahre 1832 überwinterten deren wenigstens ein Dutzend in Athen, Engländer, Deutsche, Schweizer und Franzosen.

(Die Fortsezung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsezung.)

Krosigk ließ deßhalb wirklich seinen Sekretär Kolbe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung reisen, welcher aber für Ausführung seiner astronomischen Aufträge Schwierigkeiten fand, und uns dagegen seine bekannte große „Reisebeschreibung an's Cap der guten Hoffnung,“ Nürnberg, 1719, 5 Bände, Fol. mit Kupfern und Karten gab, die zu ihrer Zeit Aufsehen genug gemacht hat. Der Bau der königlichen Sternwarte ward unterdeß gegen Ende des Jahrs 1710 vollendet, vor Bode aber, welcher 1772 als Astronom an dieselbe kam und ihr fast vierzig Jahre vorstand, scheint auf derselben wenigstens nichts Wichtiges geleistet worden zu seyn. Bode's Verdienste: die Entdeckung eines Kometen (1779), die erste Auffindung des Uranus in Deutschland (1sten August 1781) u. s. w. sind bekannt; was er in dem beschränkten Lokal mit seinen unvollkommenen Instrumenten für die Wissenschaft leisten konnte, ist aber freilich beim jetzigen Zustande derselben nicht mehr

hinreichend, und so ward denn schon gegen Ende des vorigen Decenniums, besonders als sich im alten Hause kein Raum zur Aufstellung eines erworbenen großen Refractors aus der Utzschneider-Frauenhoferschen Fabrik fand, der Bau der neuen Sternwarte begonnen, welche angegebenermaßen und am beschriebenen Flecke nun vollendet dasteht. Das Gebäude liegt von allen Seiten frei * und gewährt von der Lindenstraße aus einen sehr anmuthigen Anblick. Unter den Instrumenten zeichnen wir den so eben erwähnten, nunmehr wirklich aufgestellten Refractor aus, zu dessen Lobe nur angeführt zu werden braucht, daß er dem hinreichend bekannten, berühmten Dorpater (bisher sogenannten Riesen-) Refractor vollkommen gleicht, mit dem Struve so bewundernswürdige Entdeckungen am Fixsternhimmel gemacht hat.** — Segen also diesem neuen Himmelsetablissement, welches unter Leitung seines jetzigen würdigen Direktors Encke so viel verspricht!

In unsern frühern Berichten, besonders aber auch in unserer Darstellung der neuesten Entdeckungen am Fixsternhimmel (Nr. 32 ff. dieser Blätter) ist mehrfach von den Doppelsternen und namentlich von dem merkwürdigen Umstande die Rede gewesen, daß der kleinere Stern eines solchen Sternpaares um den größern (Central-)Stern eine schmale Ellipse beschreibt, deren große Axe die kleine an Länge sehr bedeutend übertrifft, wie sich ein ähnliches Verhältniß bei den elliptischen Bahnen der meisten Kometen offenbart, wogegen die Planetenbahnen wenig vom Kreise abweichen. Ein auffallendes specielles Beispiel solcher Doppelsternbewegung wird jetzt an γ Virginis beobachtet. Die diesen Doppelstern bildenden zwei Sterne erschienen noch zu Bradleys, Flamsteads, Mayers Zeiten, wo sie also um die halbe große Axe der Bahn des kleineren um den größeren von einander entfernt gewesen seyn mögen, deutlich getrennt. Jetzt zeigt sie bloß noch Struve's eben angeführter Riesenrefractor, aber auch nur um ½ Bogensekunde von einander entfernt; Herschels sonst so vortreffliche Spiegeltelescope lassen sie nur noch als Einen Stern erkennen, so sehr erscheinen sie in der Nähe der kleinen Axe aneinander gerückt. Wenn diese Beobachtung fortgesetzt wird, so muß es leicht werden, die Umlaufsdauer, welche hier also der Zeit der Wiedervereinigung zum optisch ferner untrennbaren Sterne ziemlich gleich ist, zu bestimmen, und unsere Astronomie fände sich sodann um ein ganzes Capitel, und zwar um ein höchst bewundernswürdiges, bereichert.

In der Physik, auf deren Gebiet wir, in gewohnter Ordnung, von der Astronomie übergehen, hat zunächst die Wiederholung und Besprechung eines Experiments Aufsehen gemacht, dessen Anstellung leicht ist und manchen Lesern Vergnügen gewähren wird. Es ist nämlich bekannt, daß wenn man einen Wassertropfen auf eine mäßig heiße Fläche, z. B. auf die eiserne Platte eines nur wie gewöhnlich geheizten Ofens fallen läßt, der Tropfen sogleich verdampft; ist aber die Fläche außerordentlich heiß, hat man z. B., wie bei diesem Versuche meistens zu geschehen pflegt, einen bis zum Weißglühen erhitzten Platinatiegel gewählt, so verdampft der Tropfen nicht mehr, sondern hüpft gleichsam auf dem Boden des Tiegels umher, ohne eine merkbare Veränderung seines Volumens zu erleiden. Dieser Versuch, welcher nach dem Naturforscher, der denselben zuerst angestellt hat, der Leidenfrostsche heißt, hat freilich viel Befremdendes, und ist deßhalb jetzt von dem französischen Akademiker Laurent, welcher darüber in einer der letzten Sitzungen der Pariser Akademie einen Vortrag gehalten hat, angegebenermaßen einer neuen Untersuchung unterworfen worden. Bisher hatte man zur Erklärung der Erscheinung angenommen, daß der Wassertropfen durch eine, bei der großen Hitze überaus schnell gebildete Dampfschicht von der Metallfläche getrennt und dadurch am augenblicklichen weitern Verdampfen verhindert werde; Laurent dagegen leugnet das Daseyn einer solchen trennenden Dampfschicht, und vergleicht das Hüpfen des Tropfens vielmehr mit der Bewegung eines, etwa auf eine Marmorplatte geworfenen elastischen Balls. Uns scheint die Sache ganz einfach so zuzugehen, daß die Hitze eben ihres Uebermaßes wegen normal, d. h. hier verdampfend, auf den Tropfen zu wirken verhindert werde, und daß ein Wegschnellen erfolge, gerade weil ein Vereinen des Wärmestoffs mit dem Wasser zu Wasserdampf aus jenem Grunde noch nicht erfolgen kann. — Vielleicht kommen die Leser bei eigener Ausführung dieses so leicht anzustellenden und doch so überraschenden Versuchs noch auf eigene Gedanken.

(Die Fortsezung folgt.)

* 52° 30′ 16″ nördliche Breite, 54° 3′ 27″ östliche Länge von Ferro. Höhe des Fundaments des großen Refractors über dem Ostseespiegel 148 Fuß. Länge des Secundenpendels (nach Bessel) 440.7854 Pariser Linien.

** Der Dorpater und Berliner Refractor haben jeder 9 Zoll Oeffnung des Objectivs, werden aber jetzt schon wieder durch einen aus der nämlichen Fabrik hervorgegangenen, auf der bayerschen Sternwarte zu Bogenhausen (Isarkreis) befindlichen Refractor von 10½ Zoll Oeffnung übertroffen, gleichwie lezterer seinerseits hinter dem für die Petersburger Sternwarte, auch in der Münchener Fabrik bestellten Instrumente zurückbleiben soll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, November.

Eine Amazone. Die Großherzogin von Weimar. Vogel.

Es ist unglaublich, und wenn ich es nicht selbst gesehen, wenn ich nicht selbst mit um Hülfe geschrieen hätte, so

möchte ich es gar nicht erzählen. Ein schöner Wagen, mit vier herrlichen Pferden bespannt, steht vor einem Landhaus und wartet auf die Herrschaft. Dies mochte etwas lange gedauert haben, zumal der junge Herr gerne viel Zeit auf seine Toilette verwendet; dem Kutscher wird die Zeit zu lang, er wickelt die blendend weißen Leitseile um den Bock und steigt herab, um mit der hübschen Portiersmamsel sich zu unterhalten, so lange der Plaueur noch nicht da ist; denn für seine trefflich geschulten Pferde ist ihm gar nicht bange, sie sind wie die Lämmer, und die Herzogin fährt oft selbst damit aus dem Wagen. Diesmal aber waren sie nicht so gut gelaunt: es fällt dicht gegenüber in dem Nachbargarten ein starker Schuß, die Vorderpferde schrecken zusammen und ziehen rasch an, die Deichselpferde lassen sich irre machen, setzen auch ihre Köpfe auf, drücken die Ohren an und gehen mit ihren Vordergesellen lustig durch, in immer schnellerm Takt. Die Herzogin ist mit ihrer Dame in einem benachbarten Landhaus, und sie treten eben aus einem Gartenpförtchen, um heim zu gehen und sich in den Wagen zu setzen, als sie ihre Equipage im Sturm daher kommen sehen. Ein Schlag des Wagens war von der heftigen Bewegung aufgefahren; kaum bemerkt dies Fräulein ***, oder Frau von ***, wenn Sie wollen, so ist ihr Entschluß auch schon gefaßt; mit einem tollkühnen, Franconi's Schule würdigen Sprung schwingt sie sich in den Wagen, klettert von da auf den Bock, faßt mit kräftiger, kunstgeübter Hand die Leitseile, und die Pferde rennen gleich weniger, immer weniger und stehen endlich still, freilich dampfend, schäumend und brausend, aber sie gehorchen doch. Die Virago, die muthige Amazone sieht sich lächelnd um, und zunächst kam der Kutscher bleich und athemlos herbei, dann wir Andern aus den benachbarten Landhäusern und Gärten, staunend, lobend und preisend, sie aber begnügte sich mit einem leisen imbécille zu dem Kutscher. Nun fragen Sie mich: wer war denn die muthige Rossebändigerin? Ei, Sie kennen sie ja, oder haben sie doch seit einigen Wochen oft nennen hören: Eleonora Brow oder die verwittwete Lady Gordon in Straßburg, damals Gesellschaftsdame der Herzogin von Saint-Leu, die voriges Jahr mit ihrem Sohn Louis Napoleon mehrere Winter- und Frühlingsmonate hier zubrachte und jenes Landgut bewohnte. Die Herzogin Hortensia lebte sehr eingezogen, sah nur wenige Personen und nahm keine der zahlreichen Einladungen an. Anders war es dagegen mit dem Prinzen Louis, der viel tanzte und wegen seiner wundervollen Masurken von unsern jungen Damen hoch gerühmt wurde, zumal er ein schöner junger Mann ist. Er zeigte eine sehr bestimmt ausgesprochene Abneigung vor unsern angesehenen Familien und hielt sich entschieden zu Leuten von etwas radikaler Färbung, wahrscheinlich um seinem damaligen Anhang in Bern, Thurgau, Aargau, St. Gallen und Baselandschaft kein Aergerniß zu geben. Damals sagte man sich, er sey nicht umsonst hier auf der französischen Grenze, sondern habe häufige Zusammenkünfte mit heimlich ankommenden und wieder abreisenden Franzosen, die französische Regierung habe auch davon Kenntniß erhalten, bei der hiesigen Schritte gethan, und bald darauf sey Madame Hortensia mit dem Prinzen Louis von hier abgereist. Ich habe gute Gründe, dies für mehr als ein bloßes Gerücht zu halten.

Auf ganz andere Weise war vor Kurzem die Frau Großherzogin von Weimar mit ihrem Sohn dem Erbprinzen hier, leider nur für einige Tage. Zwar kam sie zur Vermeidung aller Umstände incognito an und wohnte unter anderm Namen im Hôtel des Bergues; unser Staatsrath konnte sich aber doch die Freude nicht versagen, die durch Geist, Gemüth und Kenntnisse gleich ausgezeichnete Fürstin durch eine Deputation willkommen zu lassen, und diese wurde mit der Maria Pawlowna eigenen Anmuth empfangen. Die Aeußerungen der Fürstin, die in ihrem Vaterland so viel Treffliches und Großartiges sah, ihre Bemerkungen über Genf, seine Anstalten, den hier herrschenden öffentlichen Geist u. s. w. waren der Deputation so schmeichelhaft als belohnend für das unermüdete und rege Streben der Regierung nach Verbesserung und Erweiterung mit den geringen Geldmitteln, die ihr zu Gebot stehen. So besuchte die Fürstin unsere Prison pénitentiaire, das erste Gefängniß dieser Art, das sie sah, die öffentliche Bibliothek, die Kleinkinderschulen und das Museum Rath. Uns war besonders deßwegen der Besuch der edeln Fürstin und ihre Theilnahme an Genf und seinem kleinen Leben von besonderem Werth, weil viele Genfer seit Frau von Staël (1805) in Weimar und an dem dortigen Hof besonderes Wohlwollen und huldreiche Aufnahme gefunden haben. Ein Genfer (G. Soret) war lange Erzieher des Erbprinzen, der sich sehr zu freuen schien, seinen würdigen Lehrer hier wiederzufinden. Drei Genferinnen waren in neuester Zeit an dem weimarschen Hofe als Erzieherinnen angestellt. — Kurz vor der Großherzogin war der als Staatsmann, Gelehrter und Dichter gleich ausgezeichnete Kanzler Dr. Müller aus Weimar hier. — In Beziehung auf Kunst sehr erfreulich war uns ein anderer Besuch aus Deutschland. Der als Orgelspieler so ausgezeichnete Ferdinand Vogel aus Berlin hielt sich einige Wochen bei uns auf und gab drei Orgelconcerte, dergleichen Genf früher nie gehört hatte. Wir besitzen in unsern Kirchen keine besondern Orgelwerke, jedoch sind die zu St. Peter und St. Magdalena nicht zu verachten, und jede hat ihr eigenes Gute. Vogel aber ließ uns durch den reichen, mächtigen Strom seiner Harmonie glauben, er spiele auf Werken erster Art. Sehr richtig sagte eine Dame: nos orgues sont tout étonnées de s'entendre. Ich habe den seiner Zeit so berühmten, fugenreichen Abt Vogler in Deutschland gehört, ziehe ihm aber seinen ornithologischen Namensvetter vor. Der Berlinische Nicht-Abt ist in Composition und Spiel poetischer, reicher und mannichfaltiger. In den Bässen hat letzteres eine grandiose Macht, die zeigt, daß Vogel sein Instrument und dessen Kraft ganz kennt und beherrscht, wie er denn in dem Mittel- und Vorgrund große Lieblichkeit und Gewandtheit an den Tag legt. Er wußte in seine drei Concerte viel Mannichfaltigkeit und Farbe zu bringen, was sonst bei Orgelconcerten, die mit ihren unendlichen Fugen ermüden, ziemlich selten ist. Wir hörten von ihm unter andern: das Halleluja aus Händels Messias, die Introduktion zu Haydns sieben letzten Worten mit einer Fuge von J. Seb. Bach. Nicht weniger aber ergriffen uns die eigenen seelenvollen Compositionen Vogels, besonders seine „Grabesstimme“ und sein „Gewitter,“ in denen sich nicht nur der praktische Meister kund that, sondern auch der fühlende und dichterische Componist. Vogel hat uns aber nicht nur einen seltenen Genuß durch seine Kunstleistungen gewährt, durch seine Concerte ist auch den Armen ein Bedeutendes zugeflossen und auch unsere Kirchenmusik hatte sich einer Gabe von ihm zu erfreuen. Die hiesigen Kirchenbehörden benutzten seine Gegenwart, um über den Zustand ihrer Orgeln und über die dabei möglichen Verbesserungen nähere Kenntnis einzuziehen. Vogel ist nach seinem jetzigen Aufenthalt nach Frankfurt a. M. zurückgekehrt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 8. December 1836.

Dem Aufmerksamen ist die Natur nirgends todt noch stumm; ja dem starren Erdkörper hat sie einen Vertrauten zugegeben, ein Metall, an dessen kleinsten Theilen wir dasjenige, was in der ganzen Masse vorgeht, gewahr werden sollten. So mannigfaltig, so verwickelt und unverständlich uns oft diese Sprache scheinen mag, so bleiben doch ihre Elemente immer dieselbigen.

Goethe.

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Fortsetzung.)

Aus einem gelehrten Vortrage über magnetische Forschung, gehalten in der diesjährigen Versammlung des brittischen Vereins zur Beförderung der Wissenschaften zu Bristol, von deren ruhmwürdiger Thätigkeit schon Eingangs dieses Berichts die Rede gewesen ist, heben wir nur einen höchst anziehenden Umstand, nämlich die Coincidenz oder den Parallelismus der Linien von gleicher magnetischer Declination und Inclination (isogonische und isocliniſche Linien) mit den isothermischen oder Linien gleicher mittlerer Temperatur hervor, über welchen hochwichtigen Gegenstand wir aber erst in einige Erläuterungen eingehen müssen. Wenn man nämlich zunächst aus vielfachen und an vielerlei Orten der Welt angestellten Beobachtungen auf einer Landkarte oder einem Globus diejenigen Punkte bemerkt, wo die Magnetnadel für eine gewisse Zeit einerlei Abweichung, gleichwie wo sie einerlei Neigung gehabt hat, und diese Punkte mit einander verbindet, so kommen ganz eigenthümlich gekrümmte Züge zum Vorschein, welche man eben mit den beiden ersten obigen Namen belegt und welche, bei aller anscheinenden Regellosigkeit, doch einen Bezug auf gewisse Hauptpunkte oder Gegenden der Erdkugel anzudeuten scheinen. — Sucht man hiernächst ferner ähnlichermaßen diejenigen Punkte der Erdoberfläche auf, welche eine gleiche mittlere Temperatur* haben, und verbindet dieselben wiederum durch Linien, die wir oben isothermische genannt haben, so zeigt sich zwischen diesen Wärmelinien und den obigen magnetischen Linien eine Coincidenz oder ein Parallelismus, was auf die Vermuthung einer Abhängigkeit von einer Ursache, oder also auf den Gedanken einer Verwandtschaft zwischen Wärme und Magnetismus leitet, wie wir eine solche Verwandtschaft zwischen den vier großen Naturkräften: Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus immer postulirt haben. Dieser scheinbare Zusammenhang zwischen zwei physikalischen Verhältnissen von solcher Bedeutung ist denn doch wohl geeignet, die Forschung immer mehr anzuspornen; wenn man aber andererseits bedenkt, welch lange Reihe von Jahren und

* Um die „mittlere Temperatur“ eines Orts zu finden, bemerkt man den daselbst stattfindenden Thermometerstand täglich zweimal: bei Sonnenaufgang und um zwei Uhr Nachmittags, was erfahrungsgemäß hinreicht, um die mittlere Temperatur für diesen Tag zu haben. Das arithmetische Mittel aus solchen Tagestemperaturen eines ganzen Jahrs gibt dann die mittlere Jahrestemperatur und die Anwendung des nämlichen Verfahrens auf eine möglichst lange Reihe von Jahren die oben gemeinte mittlere Temperatur des Beobachtungsortes.

Beobachtungen dazu gehört, um nur die mittlere Temperatur Eines Ortes mit hinreichender Genauigkeit zu bestimmen, so lernt man die ganze Unermeßlichkeit der Anstrengung schätzen, die die Wissenschaft zu machen hat, um sich dem großen Räthsel der Natur zu nähern.

In der Optik haben wir von einem anmuthigen Ereignisse, nämlich dem Erscheinen des Hygro-Oxygen-Gas-Mikroscops zu Berlin zu berichten, nachdem dieses Instrument früher zu London, Paris u. s. w. schon so viel Aufsehen erregt und uns zu Mittheilungen darüber veranlaßt hat, welchen wir aber noch nicht alle von uns gewünschte Bestimmtheit zu geben vermögend gewesen waren. Dies Instrument wird nun mit seinem Besitzer, dem verdienstvollen Optiker Chr. Heinicke die Runde durch ganz Europa machen, und wir bereiten die Leser darauf vor. Jezt steht es indessen, wie gesagt, noch zu Berlin im Hotel de Russie, und ein competenter Freund theilt uns, als Augenzeuge, alle nur möglichen Details darüber mit. Wir bemerken aber sogleich, daß die Idee dieses neuen Instruments eigentlich nur eine Vervollkommnung des längst üblichen Sonnenmikroscops ist. Bei diesem läßt man bekanntlich in einem übrigens verfinsterten Zimmer etwa durch ein kleines Loch im Laden Sonnenlicht, welches man mittelst eines gewöhnlichen Spiegels auffängt, auf ein erhabenes Glas (Sammlungsglas) und durch dasselbe auf die Rückseite von Objecten fallen, welche das Licht durchlassen; vor den lezteren befindet sich ein zweites erhabenes Glas, mittelst dessen also ein sehr großes, umgekehrtes Bild der Objecte auf der gegenüberliegenden Zimmerwand oder einem daselbst aufgestellten Schirme von weißem Papiere entsteht. Diese sonst so sinnreiche und vortreffliche Einrichtung leidet jedoch an zwei Uebelständen, indem man erstens nicht immer Sonnenschein hat und zweitens die Sonne während der Beobachtung nach Abend fortrückt, so daß man also vom Sonnenstande abhängig ist. Diesen beiden Mängeln nun ist eben durch das neue Instrument abgeholfen, welches übrigens bei sonst ähnlicher Construction wenig mehr als ein sehr gutes Sonnenmikroscop leistet. Die starke Erleuchtung der vergrößert darzustellenden Objecte wird bei demselben nämlich nicht durch Sonnenlicht, sondern durch eine Mischung von Wasserstoff- (Hydrogen) und Sauerstoff (Oxygen)-Gas (woher der Name) bewirkt, welche beide Gasarten man in einem gewissen Verhältnisse * mischt und aus einem Gasbehälter durch eine Haarröhre, an deren ganz kleiner Oeffnung es gefahrlos entzündet wird, brennend auf ein Stück ungelöschten Kalk strömen läßt, das dadurch glühend gemacht wird und in diesem Zustande ein unbeschreiblich glänzendes Licht verbreitet. Da man dieses Licht zu jeder Zeit und an jedem Orte haben kann, so ist man also vollkommener Herr über die Anstellung seiner Experimente, wogegen man beim Sonnenmikroscop, wie gesagt, vom Sonnenstande und noch mehr vom Wetter abhängt. Das neue Instrument vergrößert zugleich, wie dieses lezztere, grenzenlos, indem die Fläche des Schirms, auf welchem sich die Bilder darstellen, zweihundert Quadratfuß faßt. So erscheint z. B. ein Fliegenauge ganz gegittert, die Haare eines Flohes gleichen den Lanzenspitzen, und der Floh selbst hat die Größe eines Ochsen, Käsemilben präsentiren sich wie gefräßige Bestien mit sechs Füßen und behaartem Körper u. s. w. Nächstdem aber kann man den Glanz des Kalklichts nicht genug bewundern: die Flamme einer Wachskerze wirft, davon beschienen, einen starken Schlagschatten an die Wand, und die Hitze, welche der brennende, kaum eine Stecknadel große Gasstrom entwickelt, ist so ungeheuer, daß Stab und Platina augenblicklich verkohlen; man kann die strengflüssigsten Mineralien: Kieselerde, Edelsteine u. s. w. dabei schmelzen. Schon aus diesem Grunde dürfen wir also die Aufmerksamkeit selbst solcher Leser für dieses Instrument in Anspruch nehmen, die früher gute Sonnenmikroscope zu sehen Gelegenheit gehabt haben.

(Der Beschluß folgt.)

* Nämlich in dem Verhältnisse 2 : 1, wo sie, auf einmal entzündet, mit heftiger Detonation Wasser bilden und deßhalb Knallgas heißen. Die Erfindung, die Intensität des Sonnenlichts durch Strömen dieses Knallgases auf Kalk zu ersetzen, ist kürzlich in England durch den Chemiker Drummond gemacht, ganz neulich aber in Neapel durch Professor Cassola zur Erleuchtung der dortigen Leuchtthürme angewendet worden. Dies Licht erhellte bei dem damit angestellten Versuche das Meer drei Meilen weit, so daß man dabei lesen und schreiben konnte. In England wird es schon länger zu gleichem Zwecke gebraucht. Die Anwendung derselben Gasmischung beim sogenannten Knallgebläse ist bekannt.

Athen 1832 und 1836.

(Fortsetzung.)

In dem oben beschriebenen Zustand war die Stadt durch die Belagerung und den langen, rühmlichen Widerstand der Akropolis in den Jahren 1826 und 1827 versezt worden. Die Türken, Meister der Ebene und bald auch der Stadt, hatten sich hier eingenistet, während die Athenäer theils in der Burg eingeschlossen, zum größern Theile aber mit Weib und Kind nach Salamis und Aegina ausgewandert waren. Die Belagerer machten es sich begreiflicherweise in den verlassenen Wohnungen bequem; sie hieben die zahlreichen Orangen- und Citronenbäume, mit welchen früher fast jedes Haus umgeben war, und die der Stadt am nächsten gelegenen Oelbäume,

die sich auf der Nord- und Ostseite bis nahe an die Thore erstreckten, zu Brennholz um, und als dieses in der Nähe zu mangeln anfing, brachen die Sieger unbedenklich das Sparrenwerk der Dächer und die Balken und Bretter der Fußböden in den meisten Häusern ab, um daran ihren Pillaf zu kochen oder zur Winterszeit ihre erstarrten Hände zu wärmen. Viele der Wände stürzten, des Schutzes der Dächer und der Stütze der verbindenden Balken beraubt, in Trümmer zusammen, andere standen noch lange nackt und kahl da, bis man die Häuser wieder herstellte oder sie völlig abbrach. Seitdem das bekannte Protokoll der Conferenz in London entschieden hatte, daß Attika dem griechischen Staate einverleibt werden solle, hatten ja selbst die Sieger kein Interesse mehr daran, die Stadt, die sie bloß in Verwahrung hielten, zu schonen; und man kann sich nur wundern, daß sie nicht aus reiner Bosheit an den Oelpflanzungen noch mehr Schaden angerichtet. Allein glücklicherweise war hier türkisches und griechisches Eigenthum gemischt. Erst seit der Einstellung der Feindseligkeiten, seit 1829, hatten die meisten der ausgewanderten Athenäer nach und nach gewagt, in ihre Vaterstadt zurückzukehren; dazu kamen einige andere griechische Ansiedler und etliche Europäer, und so waren die Hütten und Häuser entstanden, in welchen die Bewohner Athens damals ein Obdach fanden.

Die politischen und administrativen Verhältnisse der Stadt und Provinz waren zu jener Epoche höchst befremdender und eigenthümlicher Art. Kraft der Protokolle der Conferenz wurde Attika bereits als ein Theil Griechenlands angesehen; die Türken, zufrieden, bis zur völligen, von Monat zu Monat erwarteten Abtretung den Zehnten und die übrigen Einkünfte zu beziehen und ihre Privatgüter zu verkaufen, kümmerten sich daher so gut wie gar nicht um die Verwaltung, und ließen Alles seinen Gang gehen. Die Commission der Sieben dagegen, welche damals nominell Griechenland regierte, und deren Autorität auf keinem Punkte der freien Provinzen, Nauplia selbst nicht ausgenommen, unbestritten anerkannt wurde, übte paradoxer Weise hier, im Paschalik des Pascha's von Negropont, schon unbestrittene Hoheitsrechte aus, indem sie alle Verkäufe von Grundstücken durch eigene Commissarien genehmigen und einregistriren ließ. Hiezu kam als eine dritte Behörde, die zwischen beiden Obergewalten frei in der Mitte stand, und nach ihrer Bequemlichkeit und ihren wechselnden Interessen bald auf die eine, bald auf die andere sich zu stützen beliebte, die Municipalität von Athen, die vom Volke gewählten Demogeronten, unter sich selbst in beständigem Hader und beständigen Parteikämpfen begriffen. Um alle Parteien möglichst zu befriedigen, wurde ihre Zahl gar auf dreizehn gebracht; und da gleichzeitig der Pascha von Negropont den Geldwerth emporschrob, indem er dem Capodistrianischen Zehnleptastück den Cours von dreizehn türkischen Para's beilegte, so nannte der Volkswitz die dreizehn Väter der Stadt die emporgeschraubte Münze (ἡ ἀνεβασμένη μονέτα). Endlich mischten sich die in Athen residirenden Consuln gerne in die Administrations- und Municipalangelegenheiten, und so oft einer der Minister oder Admirale der verbündeten Mächte von Nauplia nach Athen kam, unterließen diese Herren niemals, mit gutem oder übelm Rath sich aufzudrängen.

Vor den Thoren der Stadt wußte man aber vollends gar nicht, wer Koch und wer Kellner sey. Als im Frühling 1832, nach dem Sturze des Grafen Augustin und nach der Einsetzung der siebengliedrigen Regierungscommission, das sogenannte constitutionelle Heer oder das Heer von Megara sich auflöste, und nun im griechischen Freistaate Alles darunter und darüber ging, wünschte der jetzige Oberst Vassos, ein Mann von gemäßigter Sinnesart, sich den neu beginnenden Parteikämpfen zu entziehen, ging mit seinem Heerhaufen nach Attika, besetzte, trotz der noch dauernden türkischen Oberhoheit, ohne lange Umstände den nördlichen und östlichen Theil des Landes, von Eleusis bis Marathon und bis an die Mesogäa, und nahm selbst sein Hauptquartier in Menidi, drittehalb Stunden von der Stadt. Hier war er jetzt Herr, erhob die Einkünfte und regierte die Dörfer, wobei seine schöne und verständige Gemahlin ihm als Staatsrath und Minister zur Seite stand. Die Türken waren mithin auf die Umgegend von Athen und die südliche Halbinsel bis Sunion hinunter beschränkt; allein dort hatten sie die Herrschaft wieder mit den Seeräubern zu theilen, welche im Laufe des Winters mehrere Landungen machten, und die einsam gelegenen Gehöfte und Klostergüter in der Umgegend von Anaphiso (Anaphlystos) ausplünderten, oder in ihnen einige Tage verweilten, bis Sturm und Unwetter sich gelegt hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nachtlied.

Quellende, schwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen,
In den ewigen Fernen,
Sage, was ist da erwacht?

Herz in der Brust wird beengt;
Steigendes, neigendes Leben,
Riesenhaft fühle ich's weben,
Welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahst du dich leis',
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehst du den schützenden Kreis.

K. F. Hebbel.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Reformen im Journalwesen.

Den großen Tageblättern, diesen wichtigen Hebeln der öffentlichen Meinung, diesen Sprachwerkzeugen der Parteien, diesen stets aufmerksamen Wächtern der Regierung, droht in gegenwärtigem Augenblicke eine große Gefahr. Bekanntlich sind die Journale bedeutende Unternehmungen, die nur mit Hülfe starker Capitalien und ausnehmenden Schriftstellertalentes gelingen können. Haben sie sich einmal ein zahlreiches Publikum verschafft, so werfen sie den Actieninhabern beträchtlichen Gewinn ab; ehe sie aber dazu gelangen, können Jahre vergehen und große Geldsummen aufgezehrt werden. Ein neues Tageblatt hat gegen unendliche Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe es dahin gelangt, etwas bekannt zu werden. Tausende von Exemplaren müssen umsonst ausgegeben, ein Capital muß für Ankündigungen und Anschlagzettel ausgelegt, und berühmte Schriftsteller können nur durch Versprechung sehr hoher Honorare bewogen werden, an dem neuen Unternehmen Theil zu nehmen, oder auch nur ihren Namen dazu herzugeben. Die ältern Journale sehen vornehm auf den Ankömmling herab und würdigen ihn nicht der Ehre, ihn beim Namen zu nennen. Dazu kommt, daß in ruhigen Zeiten, die doch gerade die besten zu neuen literarischen Unternehmungen zu seyn scheinen, das Publikum weit weniger Theilnahme an den Journalen bezeigt, als in bewegten Zeiten, wenn täglich wichtige Nachrichten kommen, und so manche Personen für etwas in der Welt, z. B. Freiheit, Vermögen, Ruhe, Besorgniß zu hegen haben. Daher haben die Zeitungen in Friedenszeiten weit weniger Abonnenten hier, als während der Kriege und Revolutionen. Obschon nun die Journale der verschiedenen Parteien in Hinsicht ihrer Grundsätze uneins sind und oft einander befehden, so sind sie doch wieder vereint, wenn es darauf ankommt, ihr Privatinteresse zu vertheidigen. So haben sie die Uebereinkunft getroffen, ihr Abonnement auf achtzig Franken festzusetzen, und dies ist seit dem Gesetze, welches die Zeitungen mit einer Stempeltaxe von 5 Cent. und mit der Leistung einer hohen Bürgschaft belegt, der unwandelbare Preis aller großen Pariser Tageblätter. Die Eigenthümer behaupten, es sey bei den großen Kosten ihrer Unternehmungen nicht möglich, den Preis geringer anzusetzen. Ganz richtig ist diese Behauptung nun wohl nicht, und sicher hätte zu der Zeit, als der Constitutionnel 18.000 Abonnenten hatte, der Preis um die Hälfte herabgesetzt werden können, und dennoch würden die Actienträger noch beträchtliche Zinsen gezogen haben. Aber freilich, so lange nicht eine sehr bedeutende Zahl von Abonnenten vorhanden ist, kann der Preis nicht wohl ohne Nachtheil der dabei Betheiligten verringert werden, zumal die meisten Journale sich nur allmählich emporschwingen konnten und in den ersten Jahren viel Geld zusetzen mußten. Aber der speculirende Emile de Girardin, der eine Monatschrift zu vier Franken, nämlich das Journal des connaissances utiles, nicht allein in Umlauf gesetzt, sondern demselben über 50.000 Abnehmer verschafft, und des geringen Preises ungeachtet seine Rechnung dabei gefunden hat, meinte, mit einem politischen Tageblatt müsse es ihm eben so gut gelingen. Nicht immer ist dieser vielunternehmende Mann in seinen Speculationen glücklich, und kürzlich ist ein von ihm gestifteter Verein wieder eingegangen, welcher aus Aerzten und Apothekern bestehen und die Leute abonnementsweise behandeln sollte. Es scheint, die Pariser haben keine Lust gehabt, einem solchen Verein ihren Leib und ihre Gesundheit anzuvertrauen. Mit einigen andern Speculationen mag es dem betriebsamen Manne nicht besser gegangen seyn, z. B. mit seiner Musterwirthschaft zu Coetbo; dagegen ist er in andern Unternehmungen, wie ich bereits gemeldet habe, sehr glücklich gewesen, und er besitzt eine Beharrlichkeit, mit der man weit kommt, wenn man Verstand und Geld dabei hat, wie er. Jezt will er es nun auch einmal versuchen, auf dem Journalistenwege sein Glück zu machen, und wie er bereits gegen den Mißbrauch der theuern Bücher sich erhoben und praktisch gezeigt hatte, wie man Bücher compendiös drucken und somit wohlfeil herausgeben könne, so hat er diesmal unternommen, ein Journal zu gründen, das nur halb so viel als die andern kosten und doch eben so gut geschrieben seyn soll. Somit ist er denn mit seinem Tageblatte la Presse aufgetreten, und hat die Leute nicht allein zum Abonniren, sondern auch zum Ankaufe der Actien aufgefordert. Könnte er sein Versprechen erfüllen, so würde dies augenscheinlich ein Vortheil für das Publikum werden; denn erstlich würde jede Familie, welche ein Tageblatt hält, jährlich vierzig Franken ersparen und sich zwei statt eines halten können; zweitens würden viele Familien und Privatpersonen, welche den hohen Preis eines Tageblattes nicht erschwingen können, in Stand gesetzt, sich ein Blatt zu halten. Die Pariser Tageblätter würden also weit mehr unter das sogenannte Volk gelangen und nicht mehr der gebildeten Welt allein angehören. Dadurch würde der Abonnentenkreis sich beträchtlich erweitern und so zu sagen ein ganz neues Publikum von Zeitungslesern entstehen. Dies haben auch sogleich andere Speculanten begriffen und nach dem Beispiel der Presse neue Journale in herabgesetzten Preisen unternommen; le Siècle und la Loi kosten wie la Presse nur vierzig Franken, le Journal général acht-und-vierzig, und ein Blatt, welches im November beginnen soll, mit Unterstützung deutscher Bankiers, wie man sagt, und unter Leitung eines deutschen Redakteurs, des Dr. Pistor, verlangt ein-und-sechzig Franken. Sind alle diese neuen Journale gut geschrieben und sprechen sie im Sinne der öffentlichen Meinung, so werden sie natürlich den ältern großen Abbruch thun. Bis jezt lassen diese noch keine Furcht merken; aber nicht immer werden sie auf ihrem hohen Preis bestehen können, und die reichern werden am ehesten ihre Preise herabsetzen müssen. La Presse hat in den drei ersten Monaten ihres Erscheinens bereits 5000 Abonnenten sich verschafft. Sie läßt zwar die Behauptung ausstreuen, sie habe deren bereits 10.000; dies ist aber zur Hälfte übertrieben, und 5000 ist schon so viel, als einige geschätzte Zeitungen erst nach zehn- oder zwölfjährigem Daseyn bekommen konnten. Natürlich ist dies nicht ohne viele Mühe durchgesetzt worden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilagen:
Kunstblatt Nr. 98 u. Intelligenzblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 9. December 1836.

Nie werd' uns das Gesetz zur Vogelscheuche,
Die ihr zum Schreck des Raubgeflügels pflanzt:
Was kund dem Rechte wird, das greift das Recht.

Shakespeare.
Maaß für Maaß.

Athen 1832 und 1836.

(Fortsetzung.)

Unter solchen Verhältnissen, wird der Leser denken, müßte der Aufenthalt in Athen nicht ohne Gefahr, und wenigstens unsicher und unbequem gewesen seyn. Dies war aber ganz und gar nicht der Fall. Im Gegentheil, man genoß in Athen verhältnißmäßig derselben Sicherheit, wie in einer wohlverwalteten europäischen Stadt; und man genoß sie ohne alle jenen kleinen Formalitäten, welche die Dornen in der europäischen Civilisationsrose sind. Diese Ungezwungenheit und Freiheit aber, dies Unbekümmertseyn des Einen um den Andern ist es, was den Aufenthalt in türkischen Orten so angenehm und fast jeden Reisenden zum Partisan türkischer Einrichtungen macht. Der wesentliche Unterschied türkischer und europäischer Administration und Gesetzgebung liegt darin, daß jene suppressiv, diese präventiv ist. Der europäische Gesetzgeber dörrt sein Gehirn aus, um alle möglichen Gattungen, Arten und Unterarten von Verbrechen und Vergehen a priori herauszuklügeln, endlos modificirte Strafen für jedes zu bestimmen und durch tausend verwickelte Sicherheitsmaßregeln ihnen vorzubeugen. Er überzieht — um nur Ein Beispiel zu wählen — das Land mit einem Netze von Paßbehörden, martert auch den ehrlichsten Reisenden mit Pässen, Aufenthaltskarten u. s. w., erlebt nebenher den Verdruß, daß die gefährlichsten Verbrecher häufig ihre Papiere in der besten Ordnung haben, und wenn er endlich eines zehnfach überführten Räubers oder Mörders habhaft wird, so bedarf er noch kostspieliger und zeitraubender Formalitäten, um ihn vom Leben zum Tode zu bringen. Der Türke denkt und spricht: Gott ist groß, und kümmert sich nicht um das kleine Detail; ungehindert, mit oder ohne Paß, bewaffnet oder unbewaffnet, kommt oder geht ihr durch die Thore seiner Stadt und schießt allenfalls auf offner Straße einen Sperling vom Dache, ohne daß euer Name in einem Polizeiregister eingetragen steht; aber so wie die Nothwendigkeit eintritt, sind die suppressiven Maßregeln schnell wie der Blitz bei der Hand. Im Herbste 1832 hatte in Athen ein Türke einen andern ermordet; ehe vier-und-zwanzig Stunden vergingen, am frühen Morgen des folgenden Tages, lag die Leiche des Mörders vor seinem Hause, den abgeschnittenen Kopf unter dem Arme haltend. Kein Tropfen Dinte war deßhalb verspritzt worden; ein Wink von der Hand des Bei hatte den Proceß entschieden, und die Kosten der Exekution konnten sich gewiß nicht auf zwei Groschen belaufen.

Die Fremden lebten also sicher und ungehindert, in patriarchalischer Ruhe und Einfachheit im stillen Athen,

gingen den Tag über ihren Geschäften nach und verplauderten die Abende mit einander, oder besuchten eine der drei oder vier in Athen ansäßigen Familien. Um die Türken und Demogeronten kümmerte sich Niemand, als wer eben Lust hatte, die Bekanntschaft der Herren zu machen, und dieser konnte dann einer höflichen und freundlichen Aufnahme gewiß seyn. Nur zweimal wurde diese Ruhe auf einige Tage, aber beide Mal wirklich ernstlich gestört. Herr F. war damals kürzlich aus England zurückgekehrt, Herr K. baute das Haus, welches der König seither bewohnt hat, und in Patissia unweit der Stadt war das Landhaus des Admirals Sir Pulteney Malkolm im Bau begriffen. Beim Volke hatte sich das Gerede verbreitet, daß die genannten Herren, so wie die Architekten des Admirals viel baares Geld bei sich liegen haben, und es verlautete, daß die schlechteren Köpfe von der Truppe des Obristen Vassos nicht übel Lust hätten, eine Plünderung der Stadt zu versuchen, wenn die Gelegenheit sich fände. Eine solche Gelegenheit nun schien sich zu finden. In dem Dorfe Chalandri, anderthalb Stunden von Athen, wurde ein Trupp Türken mit einer Handvoll griechischer Pallikaren, welche dort requirirten, handgemein, schlug die Griechen zum Dorfe hinaus und brachte vier Köpfe mit zurück, die in dem Hause des Bei (dem nachmaligen Militärspital) auf der Galerie aufgepflanzt wurden. Jezt war der Krieg offen erklärt, und man erwartete einen Angriff der Griechen auf die Stadt. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, so muß hier bemerkt werden, daß sich Christen und Türken gleich sehr davor fürchteten und daß die Bestürzung allgemein war. Die schwache türkische Besatzung — wohl nicht viel über hundert Köpfe — verdoppelte ihre Aufmerksamkeit, hielt Tag und Nacht Wache an den Thoren und durchzog Nachts in Patrouillen die Straßen. Der Bischof und andere Primaten wurden als Parlamentäre nach Menidi in Vassos Hauptquartier geschickt, und die Ungewißheit dauerte mehrere Tage. Da traf zufällig, aber diesmal sehr erwünscht, der französische Resident Baron Rouen auf einer Fregatte im Piräeus ein und übernahm die Vermittlung des Friedens. Die Tödtung von Vassos Pallikaren wurde für ein unangenehmes Versehen erklärt, indem man sie für Räuber gehalten habe; der griechische Häuptling mußte sich mit dieser Erklärung begnügen, und ein Mittagessen beim Bei besiegelte den Friedensschluß. Die angenehme Nachricht, nach griechischer Redeweise: „Vassos ißt Brod mit dem Bei," (ὁ Βάσσος τρώγει ψωμὶ μὲ τὸν Μπέην) durcheilte wie ein Lauffeuer die Stadt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Natur- und gewerbwissenschaftliche Berichte.

(Beschluß.)

Für die Hydraulik scheint sich ebenfalls eine neue glänzende Aussicht durch Erfindungen des bayerschen Physikers Mathies zu eröffnen, welche ein so vielfaches Interesse erregen, daß wir aus den uns darüber gemachten vorläufigen Mittheilungen wenigstens das Allgemeinste anführen müssen. Mathies behauptet nämlich, es liege im Gesetze des Gleichgewichts und der ihren Grenzen nach noch nicht hinreichend bestimmten Theilbarkeit des Wassers, daß man künstliche Doppelströme von jeder beliebigen Länge bilden könne, in denen sich das Wasser durch Anwendung geringer Kräfte zum schnellsten Hin- und Zurückfließen nöthigen lasse. Denke man sich z. B. einen Kanal in einer beliebigen Richtung, der sich umbiege und in einem zweiten Bette, jener ersteren Richtung rückwärts wieder parallel laufe (also, wofern wir den Experimentator recht verstanden haben, z. B. einen auf einem Tische liegenden Heber mit Schenkeln von jeder beliebigen Länge), so werde eine am Anfangspunkte des einen Schenkels dieses künstlichen Doppelstroms wirkende geringe Kraft hinreichen, um das Wasser und die darauf schwimmenden Gegenstände den einen Kanalschenkel schnell hinauf und bis zum Endpunkte des zweiten Schenkels wieder hinab zu treiben. Um dies durch den Augenschein zu beweisen, verfertigte unser Hydrauliker ein Modell von vier Zoll Breite und über 100 Fuß Länge, welches er einen Zoll tief mit Wasser füllte und mit einigen verhältnißmäßig großen Schiffchen besezte. „Ein zufließender Bach," so fährt unser Berichterstatter fort, „der dem Kanal das sogenannte Speisewasser zuführt, hier aber nur in der Stärke eines Strohhalms zufloß, wurde auf ein kleines Rad, welches eben so oberschlächtig als breitschaufelig unterschlächtig ist, geleitet, und stand in einem Umgange, dessen Wasser sich oben und unten in den Hauptkanal einmündet, und dessen Schaufeln den ganzen Querdurchschnitt desselben einnehmen. Sobald dies Speisewasser anfing, auf die Kästchen an den Schaufeln zu tröpfeln, so bewegte sich die Flüssigkeit im ganzen Modell, die Schiffe schwammen vom einen Ende zum andern, von selbst umkehrend, hin und her, und die kleine, zufließende Kraft, welche im Ganzen in der Sekunde nicht größer als $\frac{5}{4}$ Loth war, bewegte eine Wassermasse von über 12 Centnern in einem Umlaufe von 200 Fuß Länge." — Von dieser Erfindung soll, wie wir nachträglich vernehmen, Anwendung bei dem Donau-Mainkanal gemacht werden, und so wird ja ein großer Theil der Leser bald selbst Gelegenheit haben, sich von der praktischen Ausführbarkeit einer so sinnreichen Idee zu überzeugen.

Die davon zu erwartende Vervollkommnung der Transportmittel führt uns unterdeß in der natürlichsten Folge auf die seitdem bekannt gewordenen amerikanischen Verbesserungen der Eisenbahn-Dampfwagen, worüber wir in englischen Blättern verwundernswürdige Details finden. Es soll durch diese neuen Constructionen namentlich gelungen seyn, viel größere Steigungs- und Krümmungsschwierigkeiten zu überwinden, und die Maschinen der Baltimore- und Ohioeisenbahn z. B. befahren jezt Steigungen von über 200 Fuß auf die englische Meile mit Leichtigkeit, so daß ihre Leistungen die der ausgezeichnetsten englischen Dampfmaschinen weit übertreffen. Die Anwendung der Anthracitkohle, worüber wir in unserm vorigen Berichte ausführlich gesprochen haben, scheint dabei wesentlich in Betracht zu kommen. Auch hegt man jezt in Nordamerika allgemein die Hoffnung, daß die Alleghanischen Berge (höchste Reihe des Apalachischen, von Florida bis Maryland, dem atlantischen Meere parallel hinlaufenden Gebirges) auf der Potomakroute, mittelst dieser neuen Maschinen ohne weiteres werden überstiegen werden können, was man als einen Triumph der Dampfwagenkunst zu betrachten hätte.

Ein weniger befriedigendes Resultat haben dagegen wiederholte neuere Versuche gegeben, die Dampfschifffahrt auf den Traject von Europa nach Amerika auszudehnen. Wir erfahren, daß eine solche Verbindung jezt zwischen Liverpool und Newyork organisirt werden soll; vielleicht gelingt das Unternehmen wissenschaftlich, d. h. man erreicht seinen Zweck, abgesehen von den Kosten; aber industriell wird man nach einer vor uns liegenden sehr genauen Rechnung kaum zu Stande kommen, indem die mitzuschleppende große Kohlenprovision den Schiffsraum so sehr absorbirt, daß für Personen und Güter wenig Platz bleibt. Hier wäre nun wieder die eben erwähnte Anwendung des Anthracit, welcher so viel weniger Raum wegnimmt, von der größten Bedeutung; — oder aber ein neuer Prometheus holt ein neues Feuer vom Himmel. Wir gestehen, daß wir Lezteres, aber auch den Zorn Jupiters fürchten.

Was übrigens von der verwegenen, himmelstürmenden Generation, welcher der Referent und seine Leser anzugehören die Ehre haben, befürchtet werden darf, geht neuerdings aus einem Umstande hervor, der auch in das Kapitel der Dampfschifffahrt gehört und dessen Erzählung man mit Verwunderung liest. Am 28sten Juli d. J. nämlich langte der russische Bauer Feodotow, jezt 25 Jahr alt, gebürtig aus dem der Gräfin Laval gehörigen Dorfe Selz (Kreis Ladoga), mit einem bloß nach angehörten Beschreibungen von ihm in allen seinen Theilen ganz allein verfertigten Dampfboote auf der Newa zu Petersburg an. Da dieser sinnreiche Mensch nie ein Dampfboot mit eigenen Augen gesehen hat, so zeigt seine Maschine, die er erst nach unzähligen Versuchen, verspottet und verlacht von seinen Nachbarn, mit unendlicher Ausdauer und Aufopferung seines ganzen kleinen Vermögens zu Stande gebracht hat, natürlich vieles durchaus Eigenthümliche, auf dessen technisches Detail wir hier nicht eingehen können. Die Räder sind von Kupfer, der Kessel ist von Eisenblech; das Boot fährt recht gut gegen den Strom und hat etwa ⅓ Pferdekraft. Das fast unglaubliche Faktum steht in öffentlichen Blättern, und ist uns durch einen Reisenden, der das Boot selbst gesehen, bestätigt worden; auch liegt lezteres, zur Ansicht für Schwergläubige, jezt auf der Newa, neben dem Landhause der Gräfin Laval, welche es, der Merkwürdigkeit wegen, an sich gekauft hat. Es kann dieses Beispiel schließlich als ein neuer Beweis der schon oft bewunderten genialen Anlage des gemeinen Russen für Mechanik und Kunstarbeiten dienen, welche allgemeine Anlage denn freilich durch die, das Außergewöhnlichste und Unerwarteste hervorrufende und begünstigende Zeit, in der wir leben, noch einen besondern Impuls erhält. Quousque tandem?

Korrespondenz-Nachrichten.

Prag, November.

Böhmische Geschichte. Zeitschriften.

Je schmerzlicher wir bisher den Mangel einer mit kritischem Geiste verfaßten Geschichte des Vaterlandes fühlten, mit desto größerer Theilnahme muß ein Werk aufgenommen werden, welches diese Lücke genügend auszufüllen verspricht. Bei Kronberger und Weber ist nämlich so eben erschienen: Geschichte von Böhmen (ersten Bandes erste Abtheilung), größtentheils nach Urkunden und Handschriften, von Franz Palacky, der sich schon längst durch kleinere historische Abhandlungen in der Zeitschrift des böhmischen Museums als ein Mann bewährt hat, den das Talent, das Wissen und der redliche Wille ganz dazu eignen, dem Böhmen eine Vaterlandsgeschichte darzubieten. Der erste Band enthält die Urgeschichte und die Zeit der Herzoge in Böhmen bis zum Jahr 1197, und wir behalten uns vor, sobald derselbe vollendet ist, noch einige Worte über diese erste umfassendere Leistung unsers böhmischen Historiographen zu sagen. — Der Redaktionswechsel unserer politischen Prager Zeitung hat an dem Blatte selbst nicht die geringste Veränderung hervorgebracht. Nach wie vor füllt sie ihre Kolumnen aus den übrigen deutschen Zeitungen, und wo diese Quellen nicht ausreichen, dient der österreichische Beobachter als Nothhelfer. Sogar die sonderbare, man möchte fast sagen republikanische, Gleichgültigkeit gegen große Herren hat sich von dem ältern Redakteur auf den jüngern fortgeerbt. Hier mögen Könige und Königinnen, Großfürsten und Herzoge ankommen, so viel ihnen beliebt, die Prager Zeitung

verschmäht es, gleich Andern davon Notiz zu nehmen und zu geben, und selbst während der Krönung war, außer dem Kaiser und der Kaiserin, nur der Prinz von Salerno und seine Gemahlin in der Passantenliste verzeichnet, aber weder die Ankunft der österreichischen Erzherzoge, noch des Königs und der Königin von Sachsen angezeigt, und wenn dieselben bei einer Feierlichkeit erwähnt wurden, wußte Niemand, wann und woher sie gekommen. Dies nimmt uns um so mehr Wunder, als man sagt, daß gerade diese liberale Indifferenz die Entfernung des frühern Redakteurs veranlaßt habe. Wahrscheinlich verläßt sich der jetzige darauf, daß man ihn als Miteigenthümer des Zeitungspachtes nicht ausschließen kann. — Die Bohemia geht so ziemlich ihren alten Gang fort, nur der Prager Telegraph erwirbt sich einige Gewandtheit in der Notizensprache, und liefert jetzt schon manche Aufsätze ohne bedeutende Fehler in der Stylistik. Dagegen hat sich der Theater-Referent in der letzten Zeit eine ganz besondere diplomatische Vorsicht eigen gemacht. Wenn er z. B. ein dramatisches Werk nicht tadeln soll, sagt er darüber: „Ueber — kann Referent sein Urtheil diesmal ganz dem Publikum anheimstellen, da es in einer schönen Ausgabe bereits in vielen Händen ist;“ will er aber einen Sänger nicht loben, so war er bei seiner ersten Gastrolle verhindert, ihn zu sehen, bei der zweiten war Feuerwerk u. s. w. Madame Schröder-Devrient gefiel ihm ziemlich wohl, so lange sie da war, aber kaum hatte sie die Stadt verlassen, als er sich in bittern Tadel über sie ergoß, und er kann noch jetzt über keine jämmerliche Gastspielerin referiren, ohne sich des Schreiens der Dresdener dramatischen Sängerin zu erinnern. — Das wohlfeilste Panorama des Universums existirt (gleichfalls unter veränderter Redaktion, da es, gleich der Prager Zeitung, von Professor Gerle an Dr. Rudolph Haase überging) noch immer; doch wird es wohl — da es scheint, als habe das Ständlein dieser Parasitenliteratur bereits geschlagen — bald mit allen seinen englischen, französischen und deutschen Kameraden zu Grabe gehen. Gegenwärtig liefert die Redaktion die Beschreibungen von Brünn, Insbruck, Linz, Salzburg und Preßburg mit (sehr schlechten) lithographischen Ansichten. Die Holzschnitte, meistens aus dem Saturday Magasine entlehnt, sind besser.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

E. de Girardin. Charlatanerie.

Man würde wahrscheinlich staunen, wenn E. de Girardin seine Rechnungsbücher öffnete und zeigte, welch ungeheure Summe ihn die Ankündigungen, die fünf Schuh hohen Anschlagzettel u. s. w. gekostet haben; auch hat man ihm schon nachgerechnet, bei jedem neuen Abonnenten müsse er fünf Franken zusetzen. Bei den ersten Tausenden mag dies allerdings der Fall gewesen seyn, aber natürlich muß sich die Zulage vermindern, in dem Maße, als die Zahl der Abnehmer sich vermehrt. Nur wird der unbestimmte, laute Ton, den das neue Blatt in der Politik anstimmt, ihm keinen großen Anhang verschaffen, obschon freilich die Zahl der lauen und unentschiedenen Charaktere auch bedeutend ist. Man weiß, daß E. de Girardin Anfangs einen furchtbaren Lärm schlug, den armen Carrel im Duell erschoß und ein anderes Blatt, le bon sens, vor Gericht zog und ihm einen Injurienproceß anhing; diesen ließ er aber wieder fahren. Für den National, dessen Hauptstütze Carrel war, hat dessen Tod die Folge gehabt, daß dieses Blatt seitdem in der öffentlichen Meinung gesunken ist und einen Theil seiner Abonnenten verloren hat. Die kleinern Blätter gehen noch immer Girardin zu Leibe und machen allerlei Späße über seine prunkenden Ankündigungen, die denn freilich sehr nach Charlatanerie aussehen. Eines derselben, Charivari, das manchmal recht witzige Aufsätze gibt, hat eine dramatische Posse auf Girardin gedichtet, unter dem Titel: Herr v. Grippardin. Die Handlung geht im Abonnementsbüreau vor, wo ein Dutzend sonderbar aussehender Kerls auf einer Bank sitzen. Ein Aufseher tritt ein und mahnt die Bursche, es sey Zeit, an ihr Handwerk zu gehen, indem das Büreau nun geöffnet werde. Das Handwerk derselben besteht aber darin, daß sie sich anstellen müssen, als ob sie sich um die letzten noch vorhandenen Actien der Girardinschen Anstalt rauften, damit das Publikum sehe, welch reißenden Absatz die Actien haben. Der Aufseher ertheilt ihnen Unterricht in der Kunst, sich mit Anstand um die Actien zu balgen. Einige Kerls sind aber unzufrieden und murren, weil der Herr Principal sie zu gar zu Vielem brauche. Einer muß beständig im Schauspielhause klatschen, wenn die Operette der Schwiegermutter des Herrn von Grippardin (der bekannten Madame Gay) aufgeführt wird. Ein Anderer hat sich von dem durch E. de Girardin gestifteten Sanitätsverein ärztlich behandeln lassen müssen, und ist dadurch erbärmlich zugerichtet worden. Ein Dritter hat sich in der Musterwirthschaft abmühen, ein Vierter hat die Gedichte der Frau seines Herrn Principals (der bekannten Delphine Gay) überall rühmen, Andere haben ganze Ballen mit Actien aus dem Hause schleppen und sie Abends wieder durch eine Hinterthüre in dasselbe bringen müssen. Endlich erscheint Herr von Grippardin, durchläuft flüchtig das Abonnementsregister, sieht mißmuthig aus und gebietet den Kerls, da eben Jemand einzutreten scheint, sogleich anzufangen, sich um die Actien zu raufen, was sie auch thun. Der Eintretende, dem die Balgenden sehr bedenklich aussehen, legt die Hand auf seine Geldtasche, um sie zu verwahren. „O ich sehe, weßhalb Sie kommen,“ ruft ihm Herr von Grippardin entgegen, „Sie wollen Actien kaufen; Sie sehen aber, wie man sich hinzudrängt, um die letzten zu bekommen; ich weiß wahrlich keinen Rath mehr.“ Nur mit vieler Mühe kann der Fremde dem Journalunternehmer zu verstehen geben, daß er herkomme, nicht um Actien zu kaufen, sondern um zehn derselben einzulösen, da Herr von Grippardin in den Zeitungen bekannt gemacht habe, er sey bereit, alle Actien, die man nicht behalten wolle, wieder einzukaufen. Nun wird Herr von Grippardin böse; die Kerls mischen sich in den Wortwechsel und werfen den Fremden als einen ungezogenen Menschen zur Thüre hinaus. Natürlich ist die Actiengeschichte in dieser Posse übertrieben; indessen ist es doch bekannt, daß manche Leute hier, um einem neuen Unternehmen Eingang und Ansehen zu verschaffen, dasselbe auf allerlei Art ausposaunen lassen, und auch wohl zu ähnlichen Marktschreierkniffen ihre Zuflucht nehmen. Es wird sich nun zeigen, wie lange sich die Zeitungen zu vierzig Franken halten können, und ob es praktisch thunlich ist, den Preis der Journale so tief herabzusetzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 296.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 10. December 1836.

— Most ungentle fortune
Hath plac'd me here within this loathsome stie!
Shakespeare.

Die Brennerei im Gebirge,

eine wirkliche Begebenheit, zur Charakterisirung des irischen Volks nacherzählt von Woldemar Seyffarth.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erhielt im Spätsommer ein Regiment leichter Infanterie Befehl, von Dublin, seiner bisherigen Garnison, nach einer Stadt des nördlichen Irlands zu rücken. Den Tag nach ihrer Ankunft versammelte der Obrist seine Offiziere und zeigte ihnen an, daß, während er nebst dem Stabe in der Stadt zu bleiben habe, einzelne Abtheilungen auf das Land verlegt werden sollten, und demgemäß wurde Lieutenant Howard mit einem Sergeanten und fünf-und-zwanzig Mann nach einem Dorfe am Fuße des Craigna-shiouk-Gebirgs beordert. Der Hauptzweck dabei war eine der unangenehmsten militärischen Dienstleistungen. Ungeheuer war der Verlust, welcher damals den Regierungseinkünften aus einer an's Unglaubliche grenzenden Zahl heimlicher Branntweinbrennereien erwuchs. Sie wurden oft mit beispielloser Verwegenheit betrieben; aber die Zollpolizei, welche dieses verbotene Gewerbe jezt zu einer knappen und mißlichen Nahrung herabgebracht hat, war damals noch nicht eingerichtet. Die wenigen Branntweinvisirer spürten den heimlichen Brennereien nach, und das Militär war verpflichtet, sie bei etwaigen Entdeckungen mit gewaffneter Hand zu unterstützen. Auch dem Lieutenant Howard stand ein solcher Dienst bevor. Bald nach seinem Einrücken in dem ihm angewiesenen Dorfe meldete ihm der Districtsvisirer, daß in der Entfernung von wenigen Meilen eine starke Brennerei verrathen worden sey, und requirirte demgemäß seine Mannschaft, um dieselbe aufzuheben.

Geführt von dem Denunzianten, begab sich Howard mit seinen Soldaten am folgenden Morgen auf den Weg, und als er vor der elenden Hütte stand, in welcher angeblich das verbotene Werk gehandhabt wurde, regte, was er um sich her sah, ein Gemisch von Abscheu und Mitleid in ihm auf. Angeklebt an die finstere Flanke eines kahlen Berges, von dessen oberstem Gipfel bis hinunter in's Thal Felsenkanten mit Heidekraut und lockeres Gestein mit schwarzen Gruppen verbrannten Genistes abwechselten, war die Hütte nur auf einer Art Schafweg zugänglich, der nicht ohne Gefahr um und über vorspringende Felsenriffe führte. Aufgeschichtete Rasenstücke bildeten die Mauer der Hütte, und das von vier oder fünf verkrüppelten Fichtenstämmen getragene Strohdach war so voll Löcher, daß der Wind freien Zug hatte durch das ganze erbärmliche Gebäude, und jedes Loch dem blauen aufsteigenden Rauche als Schornstein diente. Ein kleines Stück Land in der Nähe der Hütte war einst umzäunt gewesen, jezt aber mehr mit Steinen als mit

Kartoffeln bedeckt, und ein zerbrochener Karren, ein halb verhungertes Schwein, das nach seinem Frühmahle quickte, und ein Haufe schmutziger, baarfüßiger Kinder, die weinend im Chore einstimmten, vollendeten das Schauergemälde der Verödung. Nicht Erfreulicheres zeigte sich beim Eintreten. Eine Wand, ebenfalls aus Rasenstücken und nicht über fünf Fuß hoch, theilte das Ganze in zwei Hälften. Das Geräth der ersten Hälfte bestand in einem Schiebkarren, der, um den Schweinstall zu bilden, in dem einen Winkel auf die schmale Seite gestellt war, in zwei oder drei roh gearbeiteten Holzstühlen, in den Brettern des alten Karren, als Repräsentanten eines Tisches, und in einem eisernen Kessel. Ein breiter Schieferstein und ein anderer, der aufrecht dahinter stand, machten den Herd aus. In jedem Winkel der zweiten, stockdunkeln Abtheilung lag ein unsauber zusammengeworfener Haufe von Lumpen und alten Kleidern, und von einem dieser Haufen ächzte und hustete ein hochbejahrter, schwindsüchtiger Greis, allem Anscheine nach bestimmt, den Rest seiner Tage in dieser Höhle der Finsterniß und des Elends zuzubringen, wo Alles dick berußt war von dem immer und ewig brodelnden Torfqualm, dicht genug, jeden, nur keinen Eingeborenen, zu ersticken. Außer den Kindern und dem alten Manne schien dieselbe nur noch von einer alten Frau bewohnt, die, gleich einer Hexe vor ihrem Kessel, mürrisch ihre Pfeife rauchend, beim Feuer saß, die Augen unverwandt auf einen Topf kochender Kartoffeln gerichtet. Sie stand nicht auf, als Howard mit seinen Soldaten eintrat, und wären die Züge aus dem kurzen, schwarzen Stummel nicht schneller und hastiger geworden, so würde Howard sich versucht gefühlt haben, sie für blind und taub zu halten. Kaum jedoch setzte der irische Landmann, der Führer und Denunziant in Einer Person war, seinen Fuß über die Schwelle, als das alte Weib ihre — ob wirkliche oder erheuchelte — Ruhe verlor, einen derben Fluch ausstoßend und glühende Wuth im Gesichte, von ihrem Sitze aufsprang, die Pfeife zu Boden schleuderte und mit heiserer Stimme gegen Howard ausrief: „Bei der heiligen Mutter Gottes, was verlangt ihr von der einsamen Wittwe? und du, du schwarz gezeichneter Bösewicht, Daniel Mac Taggart, besinne dich, was deinem Vater geschah, und sage mir, wer hat die Zunge stumm gemacht, die gegen ihr Volk sprach?“

Der Angeber schwieg, aber in dem stieren Blicke, den er der alten Frau zuwarf, lag das wilde Grinsen des tödtlichsten Hasses. Wie erschöpft sank das Weib nieder, und das Auge fortwährend auf Mac Taggart geheftet, sagte sie: „Nun, thut was euch beliebt, ihr Herren, thut was ihr wollt, sucht das Haus durch und durch, denn der Gott, der über uns, weiß am besten, daß hier wenig mehr zu finden, als dieses letzte Gericht für die Kinder.“ Und damit fiel sie wieder in ihr früheres, finsteres Schweigen und sah, anscheinend in völliger Gleichgültigkeit, der scharfen Aussuchung zu, welche die Soldaten sofort vornahmen. Sie durchstöberten jeden Winkel des verfallenen Gebäudes, warfen den Schiebkarren um oder setzten ihn vielmehr zurecht, trieben das grunzende Schwein mit seinen quickenden Jungen aus, stießen ihre Ladestöcke in den aufgeschichteten Torf und in den Düngerhaufen, durchwühlten das Stroh und die Lumpen, und hoben selbst den armen Kranken auf, sein Lager zu untersuchen. Da trat Howard hinzu. „Sachte, sachte, meine Jungen,“ sagte er, den Greis sanft beim Arme fassend; „nun seht, ob ihr was findet, und wenn nicht, macht das Lager wieder so bequem wie möglich.“ Während die Soldaten, die auch hier nichts Verdächtiges entdeckten, dem Befehle des Lieutenant gehorchten, führte dieser den Kranken auf die Seite. „Wenn es etwas Verbotenes gibt,“ flüsterte er, „so wird unser Spion es finden, und könnt Ihr gehen, so geht.“ Der Kranke sah ihn an, und kräftiger, als seiner welken Gestalt zuzutrauen war, drückte er ihm die Hand.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Athen 1832 und 1836.

(Fortsetzung.)

Das zweite Mal, kurz darauf, zu Ende Novembers, war die Sache fast noch ernsthafter. Der öfter erwähnte Bei, der damals Seliktar von Athen war, ein feuriger, kräftiger Mann und dabei dem Trunke ergeben, mißhandelte im Rausche und im ungerechten Zorn den Aufseher des Bazars, der ihm nicht den gewünschten Preis für sein Gemüse verschaffen konnte, so scheußlich, daß der arme Grieche noch in derselben Nacht seinen Geist aufgab. Hier wird man die Einwendung machen, daß eine solche Handlung wenig mit dem eben der türkischen Verwaltung gespendeten Lobe übereinstimme. Aber der geneigte Leser wolle nur in der Heimath ein wenig um sich sehen. Sind es doch kaum zehn Jahre, daß in einer namhaften norddeutschen Handelsstadt ein Volksaufstand gegen den Polizeimeister ausbrach und dieser entlassen werden mußte, weil er einen unschuldigen Schusterbuben zu Tode hatte prügeln lassen. Und doch hatte dieser Mann auf der Universität Moralphilosophie gehört, und sah leidenschaftslos, mit kaltem Phlegma dem geißelnden Schergen zu; der Bei aber, jung und heftig, mißbrauchte in der Trunkenheit und in der Leidenschaft des eigenen Interesses den Stab der Gerechtigkeit als Stab der Rache. Welcher von Beiden war der größere Unmensch? —

Inzwiſchen herrſchte in Athen, als die Kunde von dieſem Morde ſich verbreitete, die größte Gährung, und das Volk war entſchloſſen, die Türken zu verjagen; der beſtürzte Seliktar flüchtete ſich auf die Akropolis, der Biſchof und die Primaten hielten die Bürger mit Mühe von Gewaltthätigkeiten zurück, und nach wenigen Tagen traf die Entſcheidung des Paſcha's von Euböa ein, der den Bei abberief und den Deli-Paſcha an ſeiner Stelle mit dem Commando und Regiment der Stadt bekleidete. Damit war die Ruhe wieder hergeſtellt und dauerte ununterbrochen bis zur Räumung Athens.

Anders jedoch waren die Verhältniſſe vor den Thoren der Stadt. Hier konnte man nur den Weg nach dem Piräeus, die zunächſt angrenzende Gegend des Oelwaldes und einen Umkreis von einer Stunde rings um Athen als ſicher annehmen, aber auch dies nur um die Mitte des Tags, wenn die Leute in den Gärten, bei der Olivenleſe oder auf den Feldern an der Arbeit waren; und auch hiebei fanden Ausnahmen Statt. Eine Zeitlang durften die Architekten nur in Geſellſchaft und bewaffnet auf den Bau des Admirals Malkolm in Patiſſia gehen, weil man ihnen auflauerte, um einen von ihnen in die Berge zu ſchleppen und ein Löſegeld zu erpreſſen, wie erſt einige Monate früher einem wohlhabenden Griechen geſchehen war. Ein Ausflug nach Sunion konnte nur von einer Caravane von drei-und-zwanzig bewaffneten Perſonen, Herren und Dienern, unternommen werden; und als die Reiſenden nach Anaphiſo gelangten, wo die Seeräuber Tags zuvor das nahe Kloſtergut Alegroma ausgeraubt hatten, und wo ſich eben der türkiſche Zehnteinnehmer mit ſeiner Begleitung aufhielt, fanden ſie die Thore des Gehöftes geſchloſſen und die Bewohner mit wohlgeladenen Flinten hinter den Schießſcharten aufgeſtellt; ja, hätte man ſie nicht, als ſie näher kamen, an ihrer fränkiſchen Kleidung als Reiſende oder Milordi erkannt, ſo würden ſie ohne weitere Umſtände mit einem Kleingewehrfeuer empfangen worden ſeyn. Später, im Januar, wurden zwei Geſellſchaften von Reiſenden, die ſich dennoch aus der Stadt gewagt hatten, in der Gegend von Marathon wirklich ausgeplündert.

Das Leben in der Stadt war, wie ſchon bemerkt, einfach und einförmig, aber nichts weniger als langweilig, wenn Jemand ſich nur ſelbſt zu beſchäftigen wußte. Der Zugang zur Akropolis war freilich noch ſehr erſchwert; es bedurfte jedesmal einer Specialerlaubniß des Bei's, und wer mit einer ſolchen bei der Thorwache anlangte, fand ſie taub, ſtumm und unbeweglich, bis der Zauberſchlüſſel des Bakſchiſh oder Trinkgelds in ihre Hände glitt. An den vorzüglich im Winter ſo häufigen, damals noch nicht abgeſchafften Feiertagen gab und empfing man jene Glückwünſchungsbeſuche, die in griechiſchen Provinzialorten faſt das einzige Medium geſelligen Verkehrs ſind; Nachmittags aber, bei heiterem Wetter, bildeten ſich zum Klang der Geige und Zither auf allen Gaſſen und Plätzen Gruppen von Tanzenden, und die Türken, die hinter der Maske eines theilnahmloſen Ernſtes nur die Langeweile verbergen, welche ſie täglich und ſtündlich heimſucht, ſezten ſich gerne an die Straßenecken und auf die Ladentiſche der Boutiken, um den luſtigen Sprüngen der Griechen zuzuſchauen. Dies war Alles, was Athen damals an Aſſembléen, an Concerten, Bällen und Ballets aufzuweiſen hatte. Eine große Begebenheit war es, als der Admiral Malkolm von Malta für den Bau ſeines Hauſes ein paar zweirädrige Karren ſchickte. Seit einem halben Menſchenalter hatte man in Attika überhaupt kein Fuhrwerk geſehen, geſchweige denn ein ſo vollendetes, und die ganze Stadt war etliche Tage auf den Beinen, um ſich des Wunderanblicks zu freuen. Sonſt erfuhr man nichts von andern Fortſchritten in Mechanik und Induſtrie, und nur zur Erinnerung daran, daß man ſich noch in Europa befinde, ſchallten von Zeit zu Zeit aus Nauplia uralte und gehörig entſtellte politiſche Nachrichten an das attiſche Geſtade herüber.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſponden̄-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortſezung.)

Zeitſchriften.

Ein Blatt, welches vor zwei Jahren entſtanden war, l'Impartial, und lange gegen die andern angekämpft hatte, iſt neulich vom Kampfplaze abgetreten und hat wahrſcheinlich eine bedeutende Summe eingebüßt. Unter den ältern Tagesblättern gibt es einige, welche ſeit den lezten Jahren eine beträchtliche Menge von Abnehmern verloren haben, z. B. der Conſtitutionnel. Dagegen behält z. B. die alte Gazette de France, die Hauptzeitung der legitimiſtiſchen Partei, unwandelbar ihre 8000 Abonnenten, wahrſcheinlich meiſtens alte Royaliſten, welche ihre Hoffnung auf die Rückkehr der alten Zeit nicht aufgeben. Die ſeit der Julirevolution verfloſſenen ſechs Jahre haben auf die Geſinnung dieſer Leute keinen Einfluß gehabt; ſie dulden, wie die alten Jakobiten Schottlands, was unter ihren Augen vorgeht, und tröſten ſich mit dem Gedanken, einmal das alte Königshaus wieder aufrichten zu ſehen und in demſelben als Hofleute ſelbſt wieder zu glänzen. Manche leben in der Provinz tief verborgen, entweder weil ihnen die Mittel abgehen, in Paris ohne Penſionen und Gnadengehalte ſtattlich zu leben, oder der neue Hof ein Greuel in ihren Augen iſt, und ſie lieber gar nichts ſehen mögen, als Zeugen der neuen Geſtaltung der Dinge zu ſeyn. In den Landſtädten ſind mehrere legitimiſtiſche Tageblätter eingegangen, weil es ihnen an Unterſtüzung fehlte. Unter den periodiſchen Schriften behaupten noch immer die Revue de Paris und die Revue des deux mondes die Oberhand; beide nehmen einen Theil der

Modeschriftsteller in Beschlag; jedoch hat ihnen E. de Girardin einige für das Feuilleton seiner Presse weggekapert. Der Redakteur der Revue des deux mondes, Rameus Bülos, befleißigt sich, durchgängig einen eleganten, fehlerfreien Styl beizubehalten; dagegen läßt die Revue de Paris ihren Schriftstellern freien Lauf und freien Styl, daher es hier ungezwungener aussieht. Eine Revue du 19me siècle schleicht fast unbemerkt dahin. La France littéraire, eine Zeitschrift, die sich nie mit den beiden zuerst erwähnten in Vergleich stellen konnte, hat nicht aufgehört, wie man geglaubt hatte, sondern ist bloß feilgeboten worden, was stets ein ungünstiges Zeichen ist, indem es andeutet, daß der Verleger, oder Herausgeber, oder die Actienträger ihre Rechnung nicht gefunden haben. Dergleichen Verkäufe kommen hier häufig vor; zuweilen gelingt es einem umsichtigern oder gelehrtern Herausgeber, einem gesunkenen Blatte wieder aufzuhelfen; aber nicht selten reiben zwei oder drei Herausgeber nach der Reihe ihre Kräfte an einer Zeitschrift auf, und müssen sie zuletzt doch fallen lassen. Manche Zeitschriften schleppen sich so sachte fort, daß über die Hälfte von Paris nichts vom Daseyn derselben gewahr wird. Ueberhaupt hat jezt keine Zeitschrift mehr so große Wichtigkeit wie während der Restauration. Ludwig XVIII. hätte jezt nicht nöthig, eine Zeitschrift theuer zu bezahlen, damit man nicht von dem Feste spreche, das er einer Favoritdame zu St. Ouen geben wollte, und der Vicomte de Larochefoucauld könnte die 1200 Franken sparen, die er damals dem Herausgeber einer Zeitschrift, Latouche, contraktmäßig zahlte, damit dieser ein Jahr lang sich nicht über ihn lustig mache. Das waren sonderbare Zeiten, als der Hof in Angst und Nöthen war, die Zeitschriften möchten sich mit ihm befassen. Damals freilich, als noch wenige Tagblätter vorhanden waren, und als dieselben mehr oder weniger unter Aufsicht der Regierung standen, hatte Alles, was eine Zeitung sagte, weit mehr Gewicht, als jezt, da fast völlige Freiheit herrscht, und der Zeitungen so viele sind, daß keine ein so zahlreiches Publikum haben kann, wie vormals.

(Der Beschluß folgt.)

Prag, November.

(Beschluß.)

Theater.

Am Schluß der ersten Hälfte des dritten Jahrganges des „wohlfeilsten Panorama's des Universums“ sagte die Verlagshandlung in der Ankündigung: „Einen besondern Werth aber soll unser Panorama dadurch erlangen, daß wir eine ausführliche Beschreibung aller bei der bevorstehenden Krönung Seiner Majestät des Kaisers zum Könige von Böhmen stattfindenden Feierlichkeiten liefern, und die verschiedenen festlichen Züge, Volksfeste u. s. w. auch den entfernten Lesern durch getreue, gelungene Abbildungen versinnlichen werden. Es wird daher das Panorama, dessen Preis wir trotz der hiedurch bedeutend gesteigerten Kosten dennoch nicht erhöhen, ein Gedenkbuch bilden an diese jedem Patrioten gewiß höchst erfreuliche Begebenheit, und noch in späten Jahren angenehme Erinnerungen erwecken.“ Doch lasen wir in dem Panorama nicht ein Wort, sahen nicht eine Figur, die auf die Krönung einen Bezug hätten. — Unsere Bühne hat mehrere Novitäten gebracht, darunter Eine musikalische, Donizetti's komische Oper: „der Liebestrank:“ zwar durchaus nicht originell, doch munter bis zum Muthwillen und Uebermuth, und wenigstens unterhaltend, womit sich das große Publikum begnügt, wenn gleich die Kunstkenner unerschöpflich im Tadel sind. „Der quälende Zweifel,“ nach Scribe von Castelli, ist unstreitig eines der unangenehmsten larmoyanten Dramen, die je aus dem Weichbilde von Paris zu uns gewandert sind. In dem zweiaktigen Lustspiel: „die Altistin,“ nach Bayard von Curländer, das mit dem obengenannten an Einem Abend aufgeführt wurde, hat der Verfasser mühsam und unnatürlich genug einige komische Situationen in ein endloses Netz von Diskursen verwoben, welche uns der Uebersezter in ihrer ganzen Länge und Breite wiedergab. Das Stück fiel total durch; überhaupt scheint die Zeit des französischen Lustspiels vorüber zu seyn. Das sogenannte Lustspiel: „mir gelingt Alles,“ von Albini, ist wenigstens in Einer Hinsicht interessant zu nennen, denn ein vieraktiges Lustspiel, das auch nicht einen witzigen Gedanken, noch weniger einen Charakter enthält, ist doch eine Art von Merkwürdigkeit. — Endlich haben wir wieder etwas von Raupach gesehen, leider aber nur den „Nasenstüber,“ der auf jeden Fall unter die schwächsten und leichtsinnigsten Arbeiten des bühnengewandten Theaterdichters gehört. — Madame Allram brachte Raimunds „Verschwender“ wieder auf die Bühne, und verschaffte dadurch nicht allein sich eine reichliche Einnahme, sondern der Direktion ein Cassenstück, welches derselben schon verloren schien, und dem Publikum ein paar angenehme Stunden der Erinnerung an ein entschwundenes großes Talent.

Auflösung der Charade ꝛc. in Nr. 290:

Bez-Au-Berg.

Räthsel.

Es ist ein großes und weites Grab,
Da steigen die schwarzen Gesellen hinab,
Und suchen die Reste des Lebens,
Das vor undenklicher Zeit geblüht,
Als anderer Erde die Sonne geglüht,
Und suchen sie selten vergebens.

Sie bringen die Leichen hervor an's Licht,
Und ein neues, verändertes Leben bricht
Aus lange verhaltenen Flammen;
Ihr Geist, in der Tiefe gebildet, treibt
Zu rascherer Eile, was lebt und leibt,
Bringt Gegenfüßler zusammen.

Und macht ihn Kunst und Erziehung fein,
Wetteifert er selbst mit der Sonne Schein,
Obwohl aus dem Grabe gestiegen;
Er sendet hinaus in die Sturmesnacht
Vom Thurme des herrliches Lichtes Pracht
Und hilft auch Stürme besiegen.

Nichts ist so fest und so zäh und so hart,
Er macht es geschmeidig auf Wassers Art
Und lehrt in Strömen es fließen;
Er heizt auch dem frostigen Menschen ein,
Und Hunderttausende freuen sich sein,
Die seine Geschenke genießen.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 297.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 12. December 1836.

O wohl gethan, Athenäa, heilige Herrscherin!

Aristophanes.
Der Friede.

Athen 1832 und 1836.

(Beschluß.)

So waren die Zustände Athens bis zu seiner Besitznahme durch das bayerische Hülfscorps. Wir überspringen, was dazwischen liegt, um einen Blick auf die jetzige Stadt zu werfen.

Wir verließen unsern Reisenden vom Jahre 1836 auf derselben Höhe, wo er als Zwei-und-dreißiger zuerst Athen erblickt hatte. Verwundert sucht er mit dem Auge die umgrenzende graue Stadtmauer mit ihren engen Thoren; sie sind spurlos verschwunden, und eine neue, heitere Stadt liegt offen vor ihm da, der Länge nach von der Hermesstraße durchschnitten, über deren jenseitigem Ende er die weißen Marmormauern eines mächtigen Gebäudes, des neuen Residenzschlosses, aus der Erde emporwachsen sieht. Er will sich durch einen Blick auf die Alterthümer orientiren, auf den Theseustempel und die Akropolis; sie stehen am alten Platze, aber von der Höhe der Burg begrüßt ihn ein Tempel, der früher nicht dort war. Er schaut links nach der Höhe des Thors von Patissia, wohinaus er seinen täglichen Spaziergang zu richten pflegte: auch dort kein Thor, keine Mauer; große Gruppen ansehnlicher Gebäude erheben sich an ihrer Stelle, und schwarze Rauchwolken, die aus der Münze und dem Streckwerke aufsteigen, belehren ihn, daß dort irgend ein Fabrikationszweig betrieben wird. Endlich gelingt es ihm, sich zu überzeugen, daß er wirklich in Athen sey; er erblickt ja vor sich, am Eingange der Stadt, noch die wohlbekannten widerwärtigen Aschenhügel, die unverändert an Ort und Stelle stehen, zum Wahrzeichen, daß die Athenäer vor Menschenaltern blühende Seifenfabriken unterhielten.

Beruhigt fährt unser Reisende in die Stadt ein und steigt am alten Gasthofe ab; aber aus einem Hotel d'Europe ist es ein Hotel Royal geworden. Madame Lasalis empfängt ihn wie damals und berechnet im Voraus, wie damals, den möglichen Gewinn. Das ist der zweite Gegenstand nach den Aschenhügeln, der unverändert geblieben ist; nur sind beide um vier Jahre älter geworden. Nachdem er sich ein wenig ausgeruht, will er ausgehen, um die alten Bekannten zu besuchen, und verlangt seinen frühern Bedienten, ohne zu merken, daß er schon mit ihm spricht; der Bursche hat die weiten Pumphosen und die kurze Jacke abgelegt und steht vor ihm in weißen Pantalons, seidener Weste und schwarzem Frack. Er sucht zuerst die damaligen Väter der Stadt auf, die dreizehn Mitglieder des emporgeschraubten Geldstücks; aber einige kennt er nicht wieder, weil auch sie indessen aus der Fustanelle in den Frack geschlüpft sind; andere haben inzwischen Portefeuilles geführt oder

Provinzen verwaltet, sind ordentliche und außerordentliche Staatsräthe geworden und befinden sich gerade in der Sitzung. Nur einen Theil ihrer ehemaligen Collegen findet er an demselben Orte und in derselben Lage wieder, wo er sie früher zu sehen gewohnt war, so oft die Angelegenheiten des Gemeinwesens sie nicht in Anspruch nahmen; sie sind ehrliche Boutiquiers geblieben, stehen in unveränderter Tracht und Sitte in ihrem engen Gewölbe am alten Bazar und halten, wie damals, Kaffee, Tabak und andere Waaren feil. Voll Freuden kauft er bei einem von ihnen ein schönes Fessi und sezt es auf; aber kaum ist er hundert Schritte gegangen, als er bemerken muß, daß man es nicht mehr, wie damals, ganz in der Ordnung findet, wenn ein wohlgekleideter Franke mit der rothen Kappe geht. Da er kein Aufsehen zu machen wünscht, so gibt er das Fessi dem Bedienten zu tragen und bedeckt sich wieder mit dem Hute.

Er geht noch einige Straßen auf und ab; überall neue Häuser, neue Gesichter, neue Sitten; die Reste der Ureinwohner haben sich unter einer neuen, zahlreicheren, eingewanderten Bevölkerung verloren; nur der alte Staub wirbelt noch in den Straßen. Hier feilschen bayrische Soldaten mit albanischen Bauern um Trauben und Gemüse, und fluchen im Gebirgsdialekt dazu; dort zanken maltesische Lastträger untereinander in den gurgelnden Tönen ihrer rauhen Sprache; durch das Gewühl schmiegen sich junge Employés, die Zierbengel spielend, und lorgnettiren die Damen auf den Balkons. Unser Reisender begegnet dem Obristen Vassos, den er 1832 in Menidi besucht hatte; er trägt Uniform und Federhut, ist mit Orden geschmückt und führt seine noch immer schöne Frau in Pariser Modetracht am Arme. — Es ist heute der Nachmittag eines Festtags, aber nirgends sieht er tanzen. Er äußert seinem Lohnbedienten seine Verwunderung darüber. „Die Tänze auf der Gasse," ist die Antwort, „sind in diesem Stadtviertel nicht mehr Mode; wenn Sie noch tanzen sehen wollen, müssen wir in das albanesische Viertel gehen, hinter dem östlichen Ende der Akropolis. Aber Sie gehen wohl lieber in's Theater, da es bald Abend wird." — Theater? in Athen? wo? — „In jener Bretterbude am ehemaligen Thore nach Patissia." — Der Zwei-und-dreißiger hätte lieber einmal wieder einen Türken gesehen, irgend eines jener bekannten Gesichter aus der früheren Zeit seines Aufenthalts. Er spähete lange vergebens rechts und links, endlich gewahrt er einen bärtigen Mann zu Pferde, umgeben von mehreren geringeren Türken; aber an die Stelle des Turbans war das bloße Fessi getreten, und an die Stelle des Kaftans oder Pelzes — er traute seinen Augen kaum — ein vorne zugeknöpfter europäischer Rock mit steifem, goldgesticktem Kragen, goldgestickten Aufschlägen und Taschenklappen; an der Seite des Mannes hing ein Pariser Degen an einem gestickten Gurt; er trug lange Pantalons und Stiefeln und saß auf einem fränkischen Sattel mit langen Steigbügeln. „Der türkische Geschäftsträger," raunte der Bediente dem Reisenden zu, „der zum Diner bei dem Herrn Staatskanzler reitet." — Dies ein Türke! Also wird es bald auch mit dem Sultan dahin kommen, wie weiland mit dem deutschen Kaiser, der, als ihm ein türkischer Gesandter den Rock küssen wollte, sich umkehren mußte, um ihm den Zipfel des Fracks vorzuhalten! Das war unserm Zwei-und-dreißiger zu viel. Er eilte voll Unmuth in den Gasthof, mit dem Entschluß, diesen Abend ganz einsam seinen Betrachtungen über so schroffe Umgestaltungen zu widmen: da fand er zu seinem Schrecken eine Karte des Gesandten seines Hofes, der seine Ankunft erfahren hatte, und ihn auf's Verbindlichste einlud, den Abend bei ihm zuzubringen. Mit Widerstreben warf er sich in die Kleider, um in dem verwandelten, nicht mehr patriarchalischen Athen zum ersten Male eine europäische Soirée zu bestehen; aber schon im Hingehen tröstete er sich mit dem Gedanken, daß die Einführung europäischer Civilisation bei Griechen und Türken ohne einen allmähligen Uebergang zu europäischen Sitten dem Gange der Geschichte zuwider seyn würde, und die böse Welt sagt sogar, daß er sich des Abends die Whistpartie recht wohl behagen ließ.

Die Brennerei im Gebirge.

(Fortsezung.)

Nachdem Alles durchforscht und nichts gefunden war, wendete sich Howard zu dem Angeber, der, den niedergekrempten Hut tief über die finstere Braue gedrückt, mit untergeschlagenen Armen ruhig an der Wand lehnte. „Nun, mein schöner Herr," sagte er, „einen hübschen Tanz habt Ihr uns da aufgespielt! Wie prahltet Ihr mit dem großen Funde, den wir in der Hütte hier machen würden!" — Ein wildes Lächeln zuckte über das Gesicht des Irländers. Dann zog er langsam den rechten Arm aus der Verschränkung, erhob die Hand und streckte den Zeigefinger aus. Howard verfolgte die angedeutete Richtung, und sein Auge traf den Herd. Da saß die alte Hexe wie zuvor, die Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Bosheit immer noch auf den Angeber gerichtet; sie leuchteten in der Dämmerung so furienartig, daß Howard ein kaltes Rieseln fühlte und unwillkührlich den Blick abzog. Kaltblütig schritt jezt Mac Taggart auf den Herd zu, fegte den brennenden Torf weg, und in der Mitte des breiten Schiefersteins zeigte sich eine kleine runde Oeffnung mit einem in der Gestalt eines Henkels eingebogenen Eisen; er schob das Schüreisen

unter den Henkel, lüftete den Stein und deutete, ohne ein Wort zu ſprechen, auf eine Leiter, die nach einem dunkeln Gewölbe hinabführte. Howard trat näher: ihn ſchauderte, wie er ſich über den finſtern Abgrund beugte. Allein ſchnell geſammelt, rief er luſtig ſeiner Mannſchaft zu: „Heran, meine Jungen, ich ſehe, es gibt hier noch Arbeit. Zeigt mir nun, ob ihr's verſteht, den Fuchs aus ſeinem Baue zu jagen.“ Dann, Allen voran, einen Fuß auf der Leiter und die alte Frau nach der Thüre ſchiebend, wendete er ſich zu Mac Taggart. „Und Ihr, mein guter Freund,“ ſagte er, „Ihr werdet die Gefälligkeit haben, uns zu folgen, unten bei der Leiter ſtehen bleiben und gegenwärtige Oeffnung im Auge behalten.“ Der Angeber erſchrack und zögerte. Es ſchien, als wäre er des Gehorſams gern überhoben geweſen; aber er ſah, daß Zorn und Argwohn in Howard aufflammten, raffte ſich und ſeinen Muth in gewaltiger Anſtrengung zuſammen und verſprach zu folgen.

Howard und die meiſten ſeiner Soldaten hatten den Boden erreicht. Kein anderes Licht leuchtete ihnen, als das ſpärlich von oben herabfiel, und in dem Halbdunkel tappten ſie ungewiß umher. Jezt war auch der lezte Mann die halbe Leiter herab und Mac Taggart ein wenig über ihm, da geſchah ein Schlag, ein Fall — ringsum tiefes Dunkel, und von einem ſchweren Körper getroffen, ſtürzte der Soldat die lezten acht oder neun Sproſſen herab. Er war einige Augenblicke beräubt, dann erholte er ſich, und ein athemloſes: „was war das?“ hauchte von allen Lippen. Faſt gleichzeitig ſtieg, wie aus der tiefſten Erde, ein furchtbares Aechzen und Angſtgeſtöhn empor, und das bravſte Herz ſchlug um verſchiedene Takte ſchneller. Unmittelbar darauf öffnete ſich eine Fallthür, Aller Blicke flogen dem Lichtſcheine zu, und da ſtand das häßliche alte Weib, jeder Zug des bleiernen Geſichts verzerrt, die grauen Haare wirr niederhängend, teufliſche Freude in den ſtieren Augen und wildes Grinſen voll Furienluſt um die eingeſchrumpften, herabgezogenen Mundwinkel. Regungslos ſtarrten die Männer die Erſcheinung an, als Howard ſchaudernd ausrief: „Allmächtiger Gott! Greift ſie! — ſie hat den Führer erſchlagen!“

Und ſo war es. Ausgeſtreckt zu ihren Füßen lag der Leichnam des Unglücklichen. Es war ſein Todesſeufzer geweſen, was ſie eben gehört, denn ein Blutſtrom quoll aus der zerbrochenen Hirnſchale. Kein Zweifel, daß im Augenblicke ſeines Niederſteigens der ſchwere Herdſtein ihm auf den Kopf geworfen worden war, und daß die alte Frau das gethan. Während Einige ſich vergebens bemühten, den Todten zu beleben, ſtieg Howard, von Andern gefolgt, die Leiter hinauf, das alte Weib zu greifen. Sie leiſtete keinen Widerſtand, ſchlug aber bald unter fürchterlichem Gelächter die Hände zuſammen und zeigte triumphirend in die Grube hinab. „Ha!“ ſchrie ſie, „biſt du der Schurke, der mich und die Meinigen im Gefängniſſe verfaulen ſehen wollte? Du haſt nun hoffentlich die Augen zum lezten Male aufgehabt! Aber ich warnte dich lange, daß ein ſchwarzes Herz einen blutigen Kopf eintrage, und da liegſt du nun, das zu beweiſen, ſchlechter, niederträchtiger Angeber! Steh jezt auf und geh und ſag' es der Behörde, daß Geordie's Brennerei im Gebirge entdeckt worden iſt, und vielleicht bekommſt du einen Theil vom Gewinne!“ — Die Soldaten wollten die Wahnſinnige mit Stricken binden; Howard verbot es, ließ aber, während er ſelbſt wieder in das Gewölbe hinabſtieg, eine Wache oben zurück, mit dem gemeſſenen Befehl, beim geringſten Befreiungsverſuche Lärm zu machen. Unten angekommen, führte er ſeine Mannſchaft bei dem ſchwachen, hie und da durch eine Felſenſpalte einfallenden Lichte längs eines niedrigen, gewundenen Ganges, der nach und nach weiter wurde und endlich in eine geräumige Höhle auslief. So wie er hier eintrat, ſah er, welch wichtige Entdeckung er gemacht. Der ganze Raum war mit Brennereigeräth von ungewöhnlich großem Gehalt angefüllt, und eine Menge Fäſſer voll Spiritus lagen umher. Die Brennerei war in vollem Gange: um ſo merkwürdiger, daß jede Spur eines menſchlichen Weſens fehlte. Man konnte nichts finden als einen Mannshut von eigenthümlicher Form.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

Greens Luftreiſe.

Es war höchſt ſpaßhaft, was die hieſigen Tageblätter von den guten Einwohnern des Städtchens Weilburg im Herzogthume Naſſau zu erzählen wußten. Sie ſollen kopfüber aus ihren Häuſern geſtürzt und kurz vorher mit gleichen Beinen aus ihren Betten geſprungen ſeyn, als am frühen Morgen des achten Novembers der Greenſche Luftballon ſich ihrer Kirchthurmſpize genaht. In der vollen Ueberzeugung, daß es ein Himmelskörper ſey, der ſich von ſeiner Bahn verirrt und ihr armes Städtchen zum künftigen Ruheplaze erkoren habe, dabei aber Alles zuſammenſchmettern werde, haben Viele ſich in Verzweiflung auf die Straßen geworfen, um unter den Trümmern ihres Beſizthums zu ſterben, Andere ſich auf die Felder geflüchtet. Und das habe fortgedauert, bis ein alter Mann, ein Penſionär, der in ſeiner Vaterſtadt ſich als Nachtwächter zur Ruhe geſezt, einer ähnlichen Erſcheinung ſich erinnert, im Archive ſeines Gedächtniſſes nachgeſchlagen, daſelbſt aufgezeichnet gefunden, daß vor ungefähr fünfzig Jahren Blanchard, der Luftſchiffer, in einer Erſcheinung wie die jezige, von Frankfurt kommend, hier auf Gottes Erde herabgeſtiegen ſey, und die erſchreckten Nachbarn durch die Verſicherung beruhigt habe, daß der drohende Himmelskörper ſich wahrſcheinlich wieder in eine Blanchardſche Seifenblaſe auflöſen werde. Aber Staunen und

Verwunderung sey an die Stelle der Furcht und des Schreckens getreten, als endlich der Greensche Luftballon mitten auf dem Markte nieder- und aus dem angehängten Schiffchen drei Männer hervorgegangen, die in fremder Zunge geredet. Da habe aller Umstehenden, sogar des bewanderten Nachtwächters, sich der Glaube bemächtigt, daß die Ankömmlinge Bewohner des Mondes oder der Sonne seyen, und der kühle Schauder, der bei diesem Gedanken männiglich mit Gänsehaut überzogen, sey dann erst in ein schallendes ab! übergegangen, als einer der drei fremden Männer das Wort Burgomaster ausgesprochen und die anwesenden drei Töchter des Bürgermeisters mit Einer Stimme gerufen: guter Gott! sie kommen zu uns! sie kennen den Vater! — Es liegt in der Natur dessen, der wenig weiß, daß er gerne glaubt, er wisse mehr als Andere; deßhalb glaubt die Londoner Masse, weil sie weiß, was ein Luftballon ist, dieses Ding müsse in Deutschland völlig unbekannt seyn. Kein Deutscher braucht sich hierüber zu ärgern, denn mit welcher Uebertreibung auch die hiesigen Journale das Erscheinen des Greenschen Luftballons über den Köpfen der Weilburger geschildert haben, sie ist wahrhaftig nicht größer als der Unsinn, der in den Gehirnen der Londoner von dem Augenblicke an umging, wo sie von der angetretenen Luftfahrt hörten. Was geeignet ist, öffentliches Interesse zu erregen, und einer Vorbereitung bedarf, um in's Publikum zu treten, überrascht hier nur selten. Tausende von Neugierigen wissen überall einzudringen, Tausende von Zungen kennen keine andere Beschäftigung als Neuigkeitskrämerei, und Tausende von Federn werden täglich in die Dintenfässer getaucht, um den fast zwei Millionen Menschen, zu welchen laut jüngster Zählung das Londoner Volk nun angewachsen ist, anzuzeigen, was gestern geschehen ist und was morgen und übermorgen geschehen soll. Daher konnte auch Greens letzte Auffahrt nicht ganz verschwiegen, sein kühnes Unternehmen um so weniger Geheimniß bleiben, je offener dasselbe seit einem oder zwei Monaten im Vauxhallgarten zugerüstet wurde, je reger während des verwichenen Sommers der Artikel der Luftschifffahrt die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt hatte, und je weniger Green selbst es in Abrede stellte, daß sein Sinn auf eine Excursion über den Kanal gerichtet sey. Dieses Zugeständniß war zugleich das beste Mittel, weiterem Nachforschen zu begegnen. Man glaubte zu wissen, was Green im Schilde führe, und konnte nun das Weitere ruhig abwarten. Die Besitzer von Vauxhall hatten es ja bisher immer drei und vier Tage vorher in den Zeitungen angekündigt, zu welcher Stunde Green seine fast wöchentlichen Fahrten nach Esser antreten und welche Zahl von Wagehälsen beiderlei Geschlechts ihn begleiten werde. Mächtige Zettel hatten ja bisher immer geraume Zeit vorher alle Mauern bedeckt, die nicht das ausdrückliche Verbot trugen: stick no bills, hatten in Masse vor den Verkaufsläden der Papierhändler, der Fleischer und Bäcker und aller in die Augen fallenden Gewerbe ausgelegen und ausgehangen. Und wer weder die Zeitungen, noch die Zettel und Anschläge las, der mußte doch die langen Stangen durch die Straßen haben tragen sehen, mit den mächtigen, hinten und vorne mit bedrucktem Papier überzogenen Brettern, worauf deutlich angegeben, zu welcher Stunde sich die Schaulustigen, eine halbe Krone die Person, in Vauxhall einzufinden hätten, um Herrn Green und Compagnie in die Lüfte steigen zu sehen. War dies nun regelmäßig der Fall gewesen, wenn es sich bloß um eine Lustreise von wenigen Stunden gehandelt, wo die Eingeschifften erst ein wenig über London zu schweben, dann sich nach Esser zu wenden, bei günstigem Wetter einen Blick nach Frankreich zu thun und endlich in der Nähe eines Gasthofes, mit dessen Wirthe Green in freundschaftlicher Abrede stand, zum Verspeisen eines substantiellen Rindsbratens auf einer bequemen Wiese auszusteigen pflegten, so ließ sich gewiß darauf rechnen, daß alles dies desto mehr der Fall seyn werde, wenn es heißen könne: zu der und der Stunde wird Herr Green mittelst Ballons nach der und der Stadt Frankreichs sich auf den Weg begeben. Und so ließen die Londoner ruhig den Luftschiffer sich zu seiner Reise rüsten, und waren am Morgen des achten Novembers nicht wenig überrascht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Volksblätter. Religiöse Zeitschriften.

Es hat lange Zeit gebraucht, bis die Regierung begreifen lernte, daß je mehr Zeitungen, desto besser für sie, und ich glaube, sie hat es noch nicht ganz begriffen, denn sonst hätte sie die Pariser Tagesblätter nicht mit so hohen Bürgschaften belastet. Daß aber Tagesblätter dazu dienen können, auf die öffentliche Meinung aller Classen zu wirken, davon ist die Regierung vollkommen überzeugt, und daher besoldet sie nicht allein große Tagesblätter, sondern auch ein Volksblatt, le sens commun, das nur am Sonntag erscheint, zwei Sous kostet und dem Volke die in der Woche vorgefallenen Begebenheiten darzustellen sucht. Anfangs war dieses Blatt ein Gegenstück des republikanischen Sonntagsblattes le bon sens; letzteres ist aber ein Tageblatt geworden, und hat sich zur Größe und zum Preise der andern großen Tagesblätter erhoben, so daß kein Volksblatt im ganz liberalen Sinne mehr vorhanden ist. Für etwas bemitteltere Classen ist ein Moniteur parisien da, welcher dreimal in der Woche erscheint, und auch so aussieht, als ob er der Unterstützung der Regierung genösse. Sehr sonderbar nimmt sich unter den Pariser großen Tagesblättern ein sogenanntes Univers aus, welches von Geistlichen geschrieben zu werden scheint, und von Processionen und Andachtsübungen redet. So z. B. finde ich in einer der letzten Nummern einen langen Aufsatz, worin ernstlich behauptet wird, die Verehrung der heiligen Philomena nehme beständig zu in Frankreich. Ich möchte wetten, drei Viertel der Bevölkerung Frankreichs wissen nicht einmal, daß es eine heilige Philomena gibt. Indessen erfährt man aus diesem Blatte doch, was in entlegenen Dorfschaften und Gegenden in kirchlicher Hinsicht vorgeht. Natürlich hat dieses Univers es oft mit den Protestanten zu thun, die es noch immer hofft (das gutmüthige Blatt!) in den Schooß der Kirche zurückgebren zu sehen. Neulich hatte der Semeur, ein protestantisch-methodistisches Blatt, eine Aeußerung Carrels wieder in Erinnerung gebracht, der bei Gelegenheit eines vorgefallenen Duells, und nicht ahnend, daß er einmal selbst im Zweikampfe fallen werde, gesagt hatte, nichts sey schrecklicher, als der Gedanke, daß es unmittelbar nach unserm Tode mit unserm Daseyn ein Ende nehmen werde, und die Unsicherheit über das Jenseits sey geeignet, verzweifelte Ideen in uns zu erregen. Der Semeur hatte bemerkt, diese Ungewißheit falle im Christenthum ganz weg, und man könne als Christ ganz beruhigt sterben. Nun kommt aber das katholische Univers und zieht den Semeur eines Irrthums, indem nur das katholische Christenthum Beruhigung gebe. All dieses freie Herumtummeln der Parteien in der periodischen Literatur hat für den stillen Beobachter einen besondern Reiz. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 13. December 1836.

You spotted snakes with double tongue,
Newts and blind-worms do not wrong!

Shakespeare.
Midsummer-nights dream.

Ueber das Poetische in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

Vierter Artikel.

Als Gegensatz der im vorigen Artikel betrachteten Vögel können wir die Fische betrachten, weil diese durchaus nur im flüssigen Elemente wohnen, während die meisten von jenen nur in und an der Luft leben, und selbst diejenigen, die auf dem Wasser schwimmen, doch kaum Minutenlang unter demselben sich aufhalten können; weil ferner die einen durchaus stumm, die andern mit Stimme und vorzugsweise mit heller und gesangreicher begabt sind. Allein ehe wir zu den Fischen kommen, haben wir noch diejenigen Thiere zu betrachten, die gleichsam in die Mitte aller andern gestellt sind: die theils Eier legen, wie die Vögel, Fische und Insekten, theils lebendige Jungen gebären, wie die Säugethiere, mit welchen sie auch, nebst den Vögeln, die Lunge gemein haben, theils aus Larven sich entwickeln, wie die Insekten; die ferner theils auf dem Land und auf Bäumen, theils im Wasser und im Sumpfe leben. Hier besonders ist es auffallend sichtbar, wie die Eine große Natur in allen ihren Reichen und Geschöpfen sich mehr oder weniger selbst wiederholt, was aber vorzüglich bei den Wirbelthieren, an deren Spitze der Mensch steht, zu bemerken ist.

Ein zweideutiges, verrufenes Volk ist die an Gattungen arme Classe der Amphibien, wo auch die unschuldigen mitbüßen müssen, was einige abscheuliche und verhaßte von ihnen verbrochen haben. Lurchen nennt sie Oken, und mit Recht; sie wohnen und lauern gern im Feuchten und im Dunkeln. Nicht von den giftigen Schlangen zu reden, von welchen manche gar schön und bunt gezeichnet sind, erwähne ich nur einer zwar giftlosen, aber sonst furchtbaren Kreatur, der Riesenschlange oder Anakonda, welche Tiger erwürgt und verschlingt, so wie des Krokodills, von welchem die Alten gar Wunderbares zu erzählen hatten. Es war, außer dem Apis und der Kuh, dem Sistrum und dem Ibis, vorzüglich das Sinnbild von Egypten. So finden wir es schon bei den alten hebräischen Propheten, wo es der Wasserdrache oder das große Wasserungeheuer, das im Nilstrom liege, geheißen wird, und auf einer Münze des Augustus ist es an einen Palmbaum angebunden vorgestellt, um die Eroberung Egyptens zu bezeichnen.

Am harmlosesten erscheinen, außer der nützlichen Schildkröte und einigen Schlangen, worunter die schöngefärbte Carmosinschlange zu merken, welche die Mädchen in Florida wie ein Band um den Hals tragen, jene Thierchen, zu deren Sippschaft das Krokodill selbst gehört,

und die Laub- und Waſſerfröſche. Die leztern ſind recht komiſche Geſchöpfe, die als Herolde wärmerer Tage unſere Sümpfe mit Geſchrei beleben, und nicht ſowohl als verwandelte Bauern, ſondern als verwandelte Dichterlinge zu betrachten ſind, welche noch immer, wie die Fröſche des griechiſchen Komikers, an warmen Tagen „durch Binſen und Kreſſe herumhüpfen, oder vor dem Regen fliehend, ſich unter den Sumpf ducken, und aus der Tiefe heraus unter Blaſengeſprudel ihre Geſänge heraufwirbeln, daß die Wellen davon ertönen.“ Der heilige Seher auf Patmos (Offenb. Joh. 16. 13) ſah aus dem Munde des Drachen und aus dem Munde des Thieres und aus dem Munde des falſchen Propheten drei unreine Geiſter gehen gleich den Fröſchen, und von den Zeiten der Kirchenväter an bis auf die neueren hat man Ketzer, Menſchen, die im Schlamm der Sünde verharren, ſchmähſüchtige Verläumder und Trunkenbolde, mit den Fröſchen verglichen. — Fröſche zu tödten, wird berichtet, ſey den Bekennern des Islam nicht erlaubt, zu Folge der Legende, daß ſie dem Abraham, als er vom Chaldäer Nimrod in's Feuer geworfen worden, Waſſer herbei gebracht und ihn mitten im Feuer erfriſcht hätten. Bedeutungsvoll und von großem Einfluß auf den Bau des Landes iſt der Glaube der Parſen: wie alle edlen und heilſamen Geſchöpfe ſich der Sonne erfreuen, ſo ſind ſie auch Kinder des Ormuzd, wogegen alle Nachtgeſchöpfe, als Eidexen, Kröten und Schlangen und ähnliche „Kharfeſters,“ verhaßte und ekelhafte Dew's, Kinder des Ahriman ſind, und, nach dem Geſetze des Zoroaſters, immer mehr verſchwinden müſſen, je mehr die Erde angebaut und veredelt wird. Ja, Ahriman ſelbſt, aus welchem die ſpätere groteske Teufelsfigur gefabelt iſt, wird gern als Schlange oder Drache vorgeſtellt.

Bekanntlich iſt das Geſchöpf, welches die Naturbeſchreiber den Drachen nennen, ein etwa fußlanges, harmloſes Thierchen, das vermittelſt ſeiner, dem Körper angewachſenen, floſſenähnlichen Häute ſich ziemlich weit in die Luft erheben kann; dagegen, welch ein furchtbares Geſchöpf iſt der Drache der Fabel und Dichtung: eine ungeheure Schlange, mit Flügeln und furchtbarem Zahnrachen begabt, mit ungeheuern Schuppen bedeckt, oft Feuer ſpeiend. In den Sagen und Liedern germaniſcher Dichter des Mittelalters erſcheint er als Lindwurm, eine ungeheure, vierfüßige, geflügelte Schlange, vielleicht, wie Blumenbach annimmt, der oft ſehr langen Ringelnatter nachgebildet. Als großer Wurm erſchien den ältern Deutſchen die Schlange überhaupt, und noch heutiges Tags wird ſie in den „ſieben Gemeinden Oberitaliens“ Worm genannt. Hieher gehören auch die nordiſchen Meerdrachen, die mit ihren Schlingungen ganze Schiffe in den Meeresabgrund ziehen ſollen, und die an den Mythus der Edda vom Gotte Thor erinnern, der aus der Meerestiefe die Weltſchlange auffiſcht. Bemerkenswerth iſt übrigens, daß die Schlange im altgermaniſchen und nordiſchen Aberglauben mehr als ein heilbringendes und daher unverletzliches Thier erſchien. — Der Baſilisk iſt aus Hahn, Kröte und Schlange zuſammengefabelt und natürlich ganz verſchieden von dem unſchädlichen Thiere gleichen Namens.

So, ſehen wir, hat beſonders die Amphibienwelt der Phantaſie der Alten und Neuern Vorbild und Stoff gewährt zu abenteuerlichen und wunderbaren Schreckweſen, die ſpät erſt aus der Reihe wirklicher Geſchöpfe verſchwunden ſind. Auch mögen zu ſolchen Ausgeburten einige ſeltſam gebildete Fiſche Veranlaſſung gegeben haben, wie etwa der Raia, nach Blumenbachs Meinung, dem ich übrigens nicht beiſtimmen kann, wenn er meint, daß auch die Fabel von den Sirenen daher entſprungen ſey, welche in der ältern Sage als geflügelte Nymphen, wie ſie auch von den Künſtlern gebildet werden, in der ſpätern aber, wie unſere Seejungfern, halb als Menſchen, halb als Fiſche vorkommen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Brennerei im Gebirge.

(Fortſetzung.)

Howard nahm den Hut, beſah ihn und war nicht wenig erſtaunt, zu entdecken, daß er urſprünglich eine ſogenannte Fouragiermütze geweſen und mittelſt einiger ſehr ungeſchickten Veränderungen in ſeine jetzige Form gezwängt worden war. Er glaubte ſogar auf einem Knopfe die halb verwiſchte Zahl des Regiments zu erkennen, welches vor dem jetzigen in dieſem Landestheile in Cantonnirung gelegen, und mit Schaudern erinnerte er ſich jezt, gehört zu haben, daß mehrere Male nach von jenem Corps unternommenen Gebirgszügen einzelne Soldaten vermißt worden waren. Das behielt er indeſſen für ſich, und in der Abſicht, die Mütze bei hellem Tage genauer zu betrachten, legte er ſie auf ein leeres Faß in einem dunkeln Winkel, es gar nicht für unmöglich haltend, daß ein unter dem Futter wahrgenommener Papierſtreif über das Schickſal des frühern Eigenthümers einigen Aufſchluß geben könne. Seinen Befehlen gemäß riſſen nun die Soldaten die Brennerei ein, und als ſie damit fertig waren, ging Howard in den Winkel, die Mütze zu holen; aber die Mütze war verſchwunden. Jeder Einzelne wurde auf das Strengſte befragt, Keiner hatte die Mütze geſehen, ſeit Howard ſie in die Hand genommen. Jede Ecke, jede Spalte wurde durchmuſtert, aber eine Mütze fand ſich nicht. Die Soldaten, für die es im freien Felde keine Gefahr gegeben hätte, empfanden bei dieſem geheimnißvollen Ereigniſſe ein leiſes Grauen,

und Howard ſelbſt verließ die Höhle des Schreckens, ganz verwirrt von den Begebenheiten des Tags, von der furchtbaren That, die er geſehen, und von dem ſeltſamen Verſchwinden der Mütze, das er auf keinerlei Art ſich zu enträthſeln vermochte. — Gleich als ſey nichts vorgefallen, ſaß die alte Frau ruhig am Herde; aber der alte Mann und die Kinder waren nirgends zu finden, und die Wache wußte nicht, was aus ihnen geworden. Man brach auf, und die alte Frau ſchritt mit triumphirender Miene hinter der von den Soldaten getragenen Leiche einher. Nachdem der Zug auf dieſe Art ohne Gefährde in Howards Standquartier angekommen, wurde die Gefangene den Pflegern des Rechts übergeben, jedoch im Laufe der Unterſuchung für wahnſinnig erklärt und aus dem Kerker in ein Verſorgungshaus gebracht. Ihre höchſt unzuſammenhängenden Ausſagen führten zu keiner weitern Entdeckung.

Vier oder fünf Wochen ſpäter ging Howard an einem ſchönen Herbſtmorgen, die Jagdflinte über der Schulter, den ſteilen Abhang des Craig-na-ſhiouk entlang. Aus einer Schlucht emporgekommen, ſtand er plötzlich vor einem hohen, alten Mann, der, unter einem überhängenden Felsſtück auf ſeinen Stab geſtützt, den kühnen Kletterer ſeit geraumer Zeit beobachtet zu haben ſchien. „Guten Morgen, Alter,“ ſagte Howard, einen Augenblick verſchnaubend; „ein ſchöner Morgen heute.“ — „Schön für Viele, nicht für Alle, nicht für Euch,“ antwortete der Angeredete. — „Nicht für mich? und warum denn juſt nicht für mich?“ fragte Howard, das Taſchentuch einſteckend, mit welchem er ſich die Tropfen von der Stirne getrocknet. „Weil Ihr mir letzte Nacht erſchienen ſeyd,“ erwiderte der Alte. „In Gutem, hoffentlich,“ lächelte Howard. „'S kommt drauf an, wie man's nimmt,“ ſagte der Andere; „Ihr ſtandet vor mir, Euer Ebenbild, im weißen Leichentuche.“ — „Nun, das iſt allerdings erfreulich oder nicht, wie man's nimmt,“ verſetzte Howard, ohne zu lächeln. „Wie iſt es denn aber — haben wir früher uns ſchon geſehen?“ — „Vielleicht, vielleicht auch nicht,“ lächelte jetzt der Alte. „Ihr ſeyd zu jung, ich bin zu alt, uns aller Geſichter zu erinnern, die uns je vorgekommen. Nehmt an, Ihr ſehet mich heute zum erſten Male.“ — „Und Ihr mich?“ fragte Howard mit unwillkührlicher Betonung. „Ich nicht,“ antwortete der Andere ruhig. „Ich ſagt's Euch ja, daß Ihr, Euer Ebenbild, letzte Nacht vor mir am Bette geſtanden im weißen Sargtuche.“ — „Poſſen!“ rief Howard unwillig. „Ihr werdet mich ſolch Zeug nicht glauben machen. Gehabt Euch wohl!“ — „Geht nicht den Craig-na-ſhiouk hinauf!“ warnte der Alte, als Howard ſich der Anhöhe zuwendete. „Und warum nicht?“ fragte Howard, den Schritt hemmend. „Wie oft ſoll ich's denn wiederholen!“ zürnte der Alte, „weil Ihr im Leichentuche mir erſchienen.“ — „Und eben deßhalb geh ich,“ lachte Howard; „von weſſen Tod man träumt, der ſtirbt ſo bald nicht.“ — „Mag in England Sitte ſeyn, in Irland nicht,“ bemerkte der Andere. „Und dann, ich habe nicht von Euch geträumt, geſehen hab' ich Euch.“ — „So dank' ich Euch für Eure Güte und gehe,“ erwiederte Howard, den Fuß weiterſetzend. — „Geht nicht, ich warne Euch, bedenkt, Ihr ſeyd in Irland!“ rief der Alte mit faſt bittender Stimme. — Howard ſchüttelte den Kopf und ging. Da eilte der alte Mann behender, als ſeine Jahre zu erlauben ſchienen, ihm nach, vertrat ihm den Weg und ſagte: „Ihr ſollt den Craig-na-ſhiouk heute nicht hinaufgehen!“ — „Soll nicht!“ wiederholte Howard, in aufgeregtem Stolze den Greis vom Scheitel bis zur Zehe meſſend. „Und wer ſeyd Ihr, daß Ihr mir's wehren wollt?“ — „Nur ein armer, ſchwacher, alter Mann, der Euch warnt,“ antwortete der Greis. — „So faſelt nicht, und neckt mich nicht, und laßt mich gehen!“ verſetzte Howard, verſöhnt zwar, doch den Alten ſanft bei Seite ſchiebend. Dieſer aber faßte ſeine Hand und ſagte: „Zum letzten Male, junger Mann, geht den Craig-na-ſhiouk heute nicht hinauf; laßt mein Wort Euch eine Warnung ſeyn, ich bitte, ich beſchwöre Euch; es wäre denn,“ ſetzte er langſam hinzu, „daß Ihr des Lebens überdrüſſig ſeyd — dann geht!“ — „Ich liebe mein Leben, aber ich haſſe einfältiges Geſchwätz,“ erwiderte Howard. Der Greis gab Raum, und mit einer Haſt, als gelte es, die verlorene Zeit einzubringen, verfolgte jener den eingeſchlagenen Weg, den Craig-na-ſhiouk hinauf.

(Die Fortſetzung folgt.)

Liebesgeheimniſs.

Du nennſt die Liebe ein entzückend Träumen:
Ich nenne ſie ein ſchmerzliches Erwachen;
Wir fühlen uns in tauben Schlummers Räumen
Gekettet an unwürdig-nicht'ge Sachen;
Wir ſchauern, es ergreift uns, ohne Säumen
Frei für das hohe Leben uns zu machen,
Allein wir Armen ſind gar feſt gebunden,
Bald iſt der Muth, das Sehnen auch, verſchwunden.

Ein müder Pilger kommt aus weiter Ferne,
Er ſtreckt ſich hin, zu dumpfem Schlaf ermattet;
Durch milden Blüthenregen weckt' ihn gerne
Der Baum, der ſtill und freundlich ihn beſchattet.
Halb wacht er ſchon; da leuchten alle Sterne,
Ihn kühlt ein Hauch, mit dem ein Duft ſich gattet,
Der ganze Himmel neigt auf ihn hernieder —
Er ruft: „ein Traum!“ und ſchließt die Augen wieder.

K. F. Hebbel.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Greens Luftreise.

Bekanntlich gehört zu den unentbehrlichsten Requisiten eines englischen Frühstücks ein Zeitungsblatt. Deßhalb werden alle Morgens erscheinenden Zeitungen — hier Morgenblätter genannt, zum Unterschied von den Abends erscheinenden — stets vor der üblichen Frühstücksstunde ausgegeben. Wer es erschwingen kann, und seit der rühmlichen Stempelermäßigung können das jetzt mehr Menschen als sonst, sich ein eigenes Exemplar zu halten, der erwartet die ganze Woche hindurch, Sonntags ausgenommen, wo die Alltagszeitungen Rasttag haben und statt ihrer besondere, ein Resumé der Wochenbegebenheiten liefernde Sonntagsblätter den englischen Leseburst stillen, sein eigenes Exemplar in primitiver Druckfeuchtigkeit neben der Theetasse zu finden. Von der Frühstücksstunde an ging es daher von Mund zu Munde: „Haben Sie schon gehört? gestern, ganz heimlich, ist Green auf und davongeflogen!“ Es gehört keineswegs zu den Seltenheiten, daß die hiesigen Zeitungen ihren Lesern etwas aufbinden. Wer hat nicht von den edlen Scribenten gehört, deren Geschäft es ist, schauerliche Unglücksfälle zu erdenken, und deren litterarisches und pecuniärer Verdienst darin besteht, die mit größtmöglicher Glaubwürdigkeit ausgesonnenen Ereignisse in lesbare Form zu kleiden und den Zeitungsbüreaux für so und so viel die Zeile zu verkaufen? Allerdings üben die Redaktoren bisweilen die Generosität, in einem der nächsten Blätter die verbreiteten Erdichtungen zu widerrufen, entweder weil die Scribler, um Schreibe- und Nahrungsstoff verlegen, Beides in Stylisirung des Widerrufs finden, oder weil die namhaft gemachten Interessenten Widerlegung fordern. Aber die Regel ist das nicht, und daher hegen die Leser gegen alle dergleichen Schauerlichkeiten und auf Nebenwegen des alltäglichen Lebens gesammelten Vorfälle, sobald sie nicht durch gerichtliche Verhandlungen beglaubigt sind, ein gerechtes Mißtrauen. Ohne diesen Umstand müßte der, den deutschen Lesern wohl längst bekannte Artikel, welchen die vielgelesenen Times vor wenigen Tagen unter der groß gedruckten Ueberschrift: Attempt to assassinate the French Consul, gaben, das allgemeinste Aufsehen erregt haben; so aber hatten von hundert Lesern und Hörern neun-und-neunzig ihn für das Sonntagsfabrikat eines geldbedürftigen Speculanten gehalten, und auf wen ja der Artikel so tiefen Eindruck gemacht, daß er ihn am folgenden Morgen noch nicht vergessen hatte, der überflog vielleicht das neue Blatt, Widerruf oder Bestätigung suchend, und war selbst erstaunt, daß er nicht bloß fand, was er suchte, sondern daß auch dem Artikel etwas wirklich Geschehenes zum Grunde gelegen. Dies aber besteht darin, daß zwei junge Bursche zu ihrer Sonntagslust Pistolenkugeln gegossen, und drei, die mißrathen, ohne Zweck und Ziel aus dem Fenster und unwissentlich in den Hof und in die Bibliothek des französischen Generalconsuls geworfen haben. — Mangel an Glauben minderte dagegen nicht die Ueberraschung, welche die Nachricht von Greens Auffahrt erweckte. Einmal war es bereits bekannt, daß er sich zu einer Luftreise über den Kanal gerüstet, und dann gab der Zeitungsartikel die Ursache ausführlich an, warum sie so heimlich vor sich gegangen. Sie hatte diesmal kein Schauspiel seyn sollen, war diesmal kein speculatives Geldunternehmen, sondern eine Privatpartie gewesen. Längst schon hatte Green den Wunsch gehegt, die bisherigen Grenzen seiner Auffahrten zu überschreiten, und mittelst eines langen Flugs über Meer und Land theils die praktische Nützlichkeit seiner Kunst zu erweisen, theils Kenntnisse zu ihrer Vervollkommnung zu sammeln. Die großen, damit verbundenen Kosten hatten ihn stets abgehalten, und so sonderbar es erscheint, daß im Lande des Geldreichthums und der Lebensfettheit, wo nur zu oft um Millionen gewürfelt und die süße Gewohnheit des Daseyns verkannt, weggeworfen wird, längere Zeit Keiner Lust bekam, eine werthlose Summe und ein werthloses Leben auf eine Karte zu setzen, deren Gewinn den Spieler vielleicht mit sich selbst versöhnen konnte, so war es solches doch der Fall, und ein Herr Holland, ich weiß nicht aus welchem Beweggrunde, der Erste, der dem Luftschiffer mit einem betreffenden Anerbieten entgegen kam. Er bedingte sich dabei bloß dreierlei: Green sollte alle Vorbereitungen treffen und das Ganze des Unternehmens leiten, die Reise sollte bei einem Winde angetreten werden, der über den Kanal und über Frankreich nach Deutschland stehe und zu der Hoffnung berechtige, Frankfurt am Main zu erreichen, und die Ausführung des Plans, so wie Hollands Theilnahme sollten strenges Geheimniß bleiben. Freudig sagte Green die Bedingungen zu; verbergen ließen sich freilich die nöthigen Anstalten so wenig, daß Green, wie oben bemerkt, sogar zugeben mußte, es sey auf einen Flug über den Kanal abgesehen. Weniger, um Kosten, als um Zeit zu sparen, verschaffte er sich das Haupterforderniß, einen Ballon, dadurch, daß er die Eigenthümer von Vauxhall bewog, ihn zu seinem Zwecke den Ballon zu überlassen, der sich ihm bereits bei mehreren Auffahrten bewährt und von welchem ich in einem meiner diesjährigen Berichte eine kurze Beschreibung gegeben habe. Zunächst galt es, ein Mittel zu ersinnen, um die nachtheiligen Folgen, welche von der Unbeständigkeit des Windes oder auch nur von dessen Umspringen vor beendeter Reise zu befürchten waren, wenn nicht ganz zu beseitigen, doch in ihrer Wirkung zu schwächen. Dem Winde entgegen zu steuern, ist bekanntlich eine Aufgabe, welche noch kein Luftschiffer gelöst hat. Green gesteht selbst, daß die Kenntniß der obern Luftströmungen zur Zeit noch zu unvollständig sey, als daß darauf ein System des Steuerns sich mit Zuverlässigkeit gründen lasse, und daß folglich bei einer Reise über's Meer die größte Gefahr in der Möglichkeit liege, vom Winde länger über dem Meere gehalten zu werden, als der Ballon sich in der Luft zu erhalten vermöge. Obgleich er daher berechnete, daß die Füllung und übrige Einrichtung seines Ballons im Stande seyn werde, demselben ein vierzehntägiges Verweilen in der Luft zu sichern, so war es doch möglich, daß er während dieser ganzen Zeit über Meeresfläche hin und hergetrieben würde, und wie dann? Diese Frage sollte folgende Vorrichtung beantworten. Er ließ drei Fässer von dünnem Kupferblech fertigen, jedes mit Raum für achtundneunzig Pfund Wasser. Angebrachte Haken sollten zu Befestigung von Seilen dienen, jedes zweihundert englische Ellen lang, und mit dem andern Ende an einer Winde festgemacht. Andere, an die Fässer angeschmiedete Haken sollten bei vorkommendem Gebrauche schwere Gewichte tragen, und der ganze Apparat nun folgendermaßen angewendet werden. Sobald die Luftschiffer einsähen, daß es nicht gerathen sey, ihren Flug über die Nordsee oder das atlantische Meer länger fortzusetzen, würden sie nach einem Schiffe ausschauen, das in ihrer Richtung segelte, und sobald sie ein solches entdeckt, würden sie das in den Fässern etwa noch vorhandene, theils für sich, theils als Ballast eingenommene Wasser ausgießen, die Gewichte anhängen, und die verschlossenen leeren Fässer, auf solche Art in Bojen verwandelt, mittelst der Seile nach der Meeresfluth hinablassen. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 299.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 14. December 1836.

Who's here, beside foul weather?
One minded like the weather, most unquietly.

Shakespeare.
King Lear.

Die Brennerei im Gebirge.

(Fortsetzung.)

Lange, und bis Howard um eine ihn dem Auge des Greises entziehende Felsenwand bog, blickte dieser ihm nach. Dann sprach er zu sich selbst mit halber Stimme: „Nun gut, gut! lauf nur zu, lauf immer zu! ich will dich nicht aufhalten! — Trotz geht seinen eigenen Weg, und war ich doch ein alter Narr, an einen jungen Narren so viel Worte zu verlieren. — Ist's doch ein Rothrock, der Besseres nicht verdient — nicht verdient? Pfui, Geordie! — Er warnte mich, ich warnte ihn: ich folgte und war gerettet; er folgt nicht, aber ohne seine Warnung stände ich nicht hier, hänge ich wohl am Galgen, und auch die arme, alte Lilie ließ er nicht binden. — Nein, er ist ein englischer Rothrock, aber du mußt nicht undankbar seyn, Geordie.“ — Dies gesagt, richtete der alte Mann sich empor, sah noch einmal in die Gegend, wo Howard um die Felsenwand gebogen, stieß dann den Stab in das Geröll zu seinen Füßen und klomm mit einer, sein Alter verspottenden Leichtigkeit den steilen Abhang nach dem Thale nieder.

Howard hatte inzwischen seinen Weg zwar mit unvermindertem Eifer, aber nicht mit dem ruhigen Gemüthe wie früher fortgesetzt. Es war etwas in ihm, das ihn selbst befremdete. Er verachtete die Warnung des Greises, und doch war es ihm, als höre er das Flüstern einer innern Stimme, die Warnung nicht zu verachten. „Wenn ich mich nur erinnern könnte,“ sagte er vor sich hin, „ob ich den alten Krächzer je vorher gesehen — aber nein, ich habe ihn gewiß nicht gesehen; ein Zug seines Gesichts, eine Erinnerung an das schneeweiße Haar würde mir wohl geblieben seyn. Es ist abergläubisches Volk, diese Irländer, der Himmel mag wissen, was dem alten Schläfer geträumt hat, und nun soll ich sein Traumbild seyn. — Nichts wunderbar an der Geschichte, als daß ich es mir noch nicht aus dem Sinne geschlagen, daß ich es mich einen Augenblick habe beunruhigen lassen; das muß in der irischen Luft liegen; fort, fort damit! — Träten alle irischen Unglückspropheten gegen mich zusammen, sie sollen mir nicht meine Heiterkeit, meine Ruhe rauben, und auch nicht die Birkhühner, die dort laufen.“

Die Aufregung der Jagd, der helle Sonnenschein und die frische, stärkende Bergluft machten den jungen Mann bald das Begegniß vergessen. Unbekümmert um Zeit und Entfernung, jagte er manche schöne Meile über die Heide, und es war drei Uhr Nachmittags, als er sich mit einer schwer gefüllten Jagdtasche auf dem Gipfel des Berges und hier auf einer Art Scheibe befand, die, anscheinend ohne Ende, sich nach allen Weltgegenden

erſtreckte. Zwar hatte eben jezt eine ſchwarze, verdächtige Wolke ſich vor die Sonne gelegt, und ein Nebelſchleier, der in der Ferne hing, ſchien dichter und dunkler zu werden. Doch dafür hatte der junge Bergjäger im heftigen Gefühl des Hungers kein Auge. Alſo ſezte er ſich nieder in das weiche Heidekraut, zog ſeinen Mundvorrath und ſeine Flaſche hervor, ließ beide ſich trefflich munden und ſah erſt wieder auf, als die ſilberne Flaſche und blecherne Kapſel rein geleert waren. Aber zu ſeinem großen Erſtaunen bemerkte er, daß das Ausſehen des Himmels inzwiſchen viel drohender und der Nebel viel ſtärker geworden und auch viel näher gekommen war. Rings um ihn lag die Heide in ununterbrochener Fläche. Da gab es kein Merkmal, ihn zu leiten, und er hatte nicht die entfernteſte Idee, in welcher Richtung er ſeinen dermaligen Lagerplaz erreicht. Einigermaßen indeſſen mit der Bergjagd bekannt, ſah er, daß hier keine Zeit zu verlieren ſey. Schnell ſprang er auf, warf Jagdtaſche und Flinte über und eilte mit langen Schritten, die erſte beſte Richtung verfolgend, durch das tiefe Heidekraut. Aber die Fläche nahm kein Ende, näher rollten die Nebelwolken, und mit jedem Schritte umgaben ſie ihn dichter. „Gleichviel, ob ich rechts oder links gehe,“ dachte er; „hier wie dort muß ich zulezt einen Pfad finden, der mich zu einer menſchlichen Wohnung führt.“ Und auf gutes Glück ging er weiter; aber je länger er wanderte, um ſo unerklärlicher wurde es ihm, daß nie und nirgends ſich ein Pfad zeigte; er wußte nicht, wie öde und verlaſſen in Irland die langen Bergrücken ſind.

Binnen Kurzem wurde der Nebel ſo dick und ſtark, daß Howard — wie Deutſche und Engländer ſehr graphiſch ſich ausdrücken — nicht die Hand vor den Augen erkennen konnte. Dabei beengte ihm die dicke, feuchte Luft den Athem, und ſeine Kleider tropften von Näſſe. Geiſtig und körperlich der Erſchöpfung nahe, ſchleppte er ſich nur mühſam fort, als ſein Fuß plözlich an etwas Hartes ſtieß; noch ein Schritt, und er fühlte, daß er nicht mehr auf elaſtiſche Heide, ſondern auf maſſiven Felſen trat. In demſelben Momente durchzuckte ihn ein ſeltſamer Schauder; er ſtand ſtill, ohne zu wiſſen warum. Dann war es ihm, als höre er ein Rauſchen, einen Flügelſchlag unmittelbar über ſich, als ſchwinge ein gewaltiger Körper ſich in raſchen Kreiſen um ſeinen Kopf. Sein Blut erſtarrte und unwillkührlich ſchloß er die Augen. Schnell aber riß er ſie wieder auf und ſtrebte vergebens, mit angeſtrengter Sehkraft das greifbare Dunkel zu durchdringen, das wie ein Grabtuch ihn einhüllte. „Nein!“ rief er, ſich ermannend, „nein, bei Gott, das führt zu nichts Gutem! alſo vorwärts!“ Und wie er den Fuß aufhob, ihn vorwärts zu ſetzen, durchſchauerte ihn ein Windſtoß gleich einem Luftzuge, der aus ungeſehener Oeffnung ſtrömt, und ſpaltete die wogende Nebelmaſſe. Gleichzeitig drang ein fürchterlicher Schrei aus der Luft herab, und als Howard erſchrocken den Blick aufſchlug, gewahrte er, in der dunſtigen Atmoſphäre übernatürlich vergrößert, einen ungeheuern ſchwarzen Adler, der mit ausgeſtreckten Krallen ihn umkreiſte und, dem Nebeldämon ähnlich, von welchem die iriſchen Sagen erzählen, ſchrilles Geſchrei voll unglückſchwangerer Bedeutung ausſtieß. Unwillkührlich ſenkte er das Auge, aber fürchterlicher als der Adler über ihm, gähnte vor ihm der Abgrund des Craig-na-ſhioul-Felſens; ein Schritt mehr wäre ſein lezter geweſen! Viele hundert Fuß fiel die Wand ſenkrecht hinab und die Tiefe lag in formloſem Nebel. Howard ſchrak zuſammen, ſein Kopf ſchwindelte, mit der lezten, ſinkenden Kraft warf er ſich zurück und fiel auf das weiche Moos. Aber die Gewalt, mit der er ſich zurückgeworfen, löſte das Felſenſtück, auf welchem er geſtanden; nieder in die Tiefe donnerte es, und tief aus dem Thale rollte der Donner herauf. Verworren rauſchte es vor Howards Ohr, dann ſchwand ihm die lezte Kraft und mit ihr die Beſinnung.

(Die Fortſezung folgt.)

Ueber das Poetiſche in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

(Fortſezung.)

Die Fiſche, ſo nüzlich ſie auch bei ihrer ungeheuern Fruchtbarkeit den Menſchen ſind und ſo unſchädlich im Ganzen — nur wenige Arten, und vor allen den entſezlichen Hai, die Meereshyäne ausgenommen — möchten wohl, als uns mehr entfernte und uns leicht ſich entziehende Geſchöpfe, bei der Einförmigkeit ihrer Geſtaltung und ihrer Lebensart, weniger in äſthetiſcher Hinſicht intereſſant ſeyn, z. B. für den Maler, der ſie nur außer ihrem nothwendigen Elemente, etwa bei einem Fiſchzug oder auf dem Fiſchmarkt, füglich abſchildern kann. Sie möchten wohl nur im Ganzen genommen als Geſchöpfe, die das Gewäſſer noch mehr beleben, gleichſam als Staffage ihres feuchten Elements, von äſthetiſchem Intereſſe für uns ſeyn. Einzelne von ihnen ſprechen unſer Auge an mit herrlichen oder lieblichen Farben und ſchöner Zeichnung; ſo der in die Teiche unſerer Kunſtgärten verpflanzte chineſiſche Goldfiſch mit dem prächtigen, goldig ſchimmernden Roth am Leibe und den hochrothen Floſſen. Auch manche einheimiſche Fiſche ſind ſchön gezeichnet und bemalt, wie die friſche Forelle, die unſere cryſtallhellen Kiesbäche bewohnt. — In Bezug auf den Goldfiſch bemerke ich noch, daß auch bis auf die Bewohner des Waſſers ſtärkeres Licht und größere Wärme Einfluß hat,

und die Fische der heißern Zone auch mit heißeren Farben prangen.

Solchen Einfluß bemerken wir nun aber besonders in der Insektenwelt. Diese, als die Vögel unter den wirbellosen Thieren, wie jene die Insekten unter den Wirbelthieren, so abweichend von den vollkommeneren Thieren, von so mannichfaltiger Gestalt, Bildung und Lebensart, und von unermeßlicher Menge, da man ihrer bereits gegen fünfzigtausend Arten aufzählt, haben gar mancherlei Merkwürdiges, was auch den bloßen Naturfreund mit Vergnügen und Bewunderung erfüllt. Freilich werden manche Arten sehr lästig, wie gleich die gemeine Stubenfliege, deren Geschichte von Gleichen beschrieben hat, übrigens eine interessantere, als die mancher vornehmen Menschen. Nicht bloß lästig, auch schädlich und verderblich werden sie. So ist der Horniß der personificirte Zorn, der Stiere tödten kann, so sind manche andere wahre Plaggeister und Vampyre, „verkörperte Dew's oder Teufel," möchte ich mit der Zend-Avesta sagen, die nach unserm Blute begierig sind; vor allen der giftige Scorpion, bei welchem man übrigens, wie auch bei der Blindschleiche, schon den Selbstmord bemerkt haben will, wenn er, sagt man, gefangen und gequält an seiner Rettung verzweifelt. Ja es gibt eine Art, die, wie ein Strafgericht Gottes, ganzen Ländern verderblich wird, jene Wanderheuschrecken des Orients, die, mit ihrer Menge die Sonne verdunkelnd, alles Grüne und Keimende von der Erde vertilgen, und von deren furchtbarem Erscheinen und Verwüsten namentlich bei dem Propheten Joel eine so graphisch poetische Schilderung zu lesen ist. Dagegen gibt es andere, die nicht bloß wegen ihrer Nützlichkeit uns lieb und angenehm sind. So die Cicade, „die auf den Bäumen wohnende, von Musen und Apoll geliebte Liederfreundin, die holde Prophetin des Sommers, welche, unalternd, fleisch- und blutlos, ohne Kummer, zu vergleichen fast den Göttern," die Stille südlicher Gegenden mit ihren Tönen belebt, und die wohl sogar vor Alters bei den Griechen wie ein Singvogel in kleinen Käfigten aus Binsen gehalten wurde. Auch unsere Heuhüpfer, die, beiläufig zu sagen, mit dem Springer im Schachspiel viel Aehnlichkeit haben, und die Feldgrillen erfreuen im Sommer und Herbst mit ihrem Gezirp.

Bei keiner Thierclasse finden wir ferner die Kunsttriebe in dieser Kraft und Wichtigkeit wie bei den Insekten. Freudige Bewunderung empfinden wir, wenn wir die künstlich gebauten Wohnungen mancher Wespen, vor allem aber, wenn wir die Häuser und die ganze wunderbare Haushaltung oder den Staat der Bienen betrachten, der schon von manchen alten und neuen Dichtern besungen worden ist. Lange Jahrhunderte bevor Swammerdam ihr Staatswesen beobachtete und beschrieb, hatten schon Griechen und Römer sie beobachtet und beschrieben. Plato, sagt man, fand in ihrem Staate ein Vorbild seines eigenen idealen; der kühlere Aristoteles rühmt an ihnen Klugheit und Göttliches, und Virgil singt: „Manche, von so wunderbaren Beispielen, wie er eben gegeben, belehrt, seyen der Meinung gewesen, in den Bienen walte ein Theil der göttlichen Weltseele und ätherischer Hauch." Sinnvoll ist dieses und besser zu vernehmen, als was auch vor Alters behauptet ward: nicht aus Blumensaft werde der Honig bereitet, sondern falle als Thau vom Himmel nieder und werde so von den Bienen gesammelt; die Blumen geben nur das Wachs, wodurch der Honig Geschmack und Geruch bekomme. — Außer Virgil hat unter den Späteren den merkwürdigen Staat der Bienen auch ein italienischer Dichter, Rucellai, in einem ganzen nach ihnen benannten Gedichte besungen, und unter den Deutschen wohl am einfach rührendsten der zartfühlende, fromme Friedrich von Spee.

Auch den geschäftigen Ameisen oder Emsen, von denen selbst das Wort Emsigkeit herrührt, und welche Salomon als Lehrer des Fleißes aufstellt, sehen wir bewundernd zu, wie sie größere Lasten, als sie selber sind, herbeischleppen, und sonst noch Wunderbares vollbringen. Hier mag füglich erwähnt werden, was Doktor Antomarchi von Napoleon erzählt. Ihm, der einst große Heere befehligte, beobachtete und schlug, gewährte es auf seiner lezten Insel Unterhaltung, die Ameisen zu beobachten. Sie stürmten sein Zuckerfaß, wenn er es auch mit Wasser umgab, indem sie an den Wänden des Zimmers hinaufstiegen und dann von oben auf die süße Insel sich herabstürzten. Er bemerkte auch, wie sie selbst ihre Ertrunkenen, ganz ärztlich, durch Hin- und Herrollen behandelten. — Eine ähnliche Unterhaltung verschaffte sich Spinoza, wenn er Spinnen mit einander kämpfen ließ, die bekanntlich ein gescheites, aber auch feindseliges Volk sind, und gleich dem oben erwähnten Scorpion, dem Hamster, dem Menschen und den Grillen, unter einander sich selbst vertilgen. Uebrigens haben die Spinnen, wie die Bienen und Ameisen und noch andere dieser Classe, wohl noch mehr als die Vögel, das Vorgefühl der Witterung und ihres Wechsels.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

Einleitung.

Von unserer Stadt wird in der Regel wenig geredet, und wenn es auch hie und da einem Reisenden einmal einfällt, uns mit einem flüchtigen Besuche, und in Folge desselben mit einer flüchtigen Skizze über unser Thun und Treiben zu beehren, so tragen solche Beschreibungen doch

nothwendigerweise den Charakter der Einseitigkeit an der Stirne, je nach dem Kreise, in den der Reisende durch Wahl oder Zufall gerieth, oder auch nach dem Auffassungsvermögen desselben. Wer uns nach diesen flüchtigen, einseitigen Schilderungen beurtheilen wollte, würde uns in der That Unrecht thun, eben weil das Leben in Hamburg wohl das vielseitigste im deutschen Vaterlande ist. Bei uns ist nichts stereotyp, nicht einmal der Handelsgeist mehr; denn wenn die Mehrzahl der Väter auch, in Folge der einmal bestehenden Verhältnisse, den einen oder andern der Söhne zum Handelsstande bestimmt, so geschieht dies doch ohne besondere Vorliebe für diesen Stand, dessen Mühen und Gefahren der Vater nur zu wohl kennt, und er wird mit weit größerer Freude den begabten und talentvollen Sohn der Wissenschaft oder der Kunst sich weihen sehen. Vor hundert Jahren, wo überhaupt Alles noch begrenzter und abgeschlossener war als jezt, mochte das allerdings anders seyn; aber auch wir sind dem reißenden und breiten Strome der allgemeinen Bewegung gefolgt, auch unser kleines Flüßchen hat sich mit demselben vereinigt; und wie hätten wir uns auch isoliren können, selbst wenn wir es gewollt? Freilich hat das junge Deutschland mit seinen vernichtenden Tendenzen nur wenig Eingang bei uns gefunden, eben weil alle unsere Bestrebungen bei der politischen Freiheit, die bereits unser Eigenthum ist, conservativ sind; allein in wenigen Städten dürften die Schriften dieser neuen Schule so häufig und so prüfend gelesen werden, als bei uns, und eben so die Gegenschriften. Wir sahen ein, daß durch diesen Kampf, so traurig er im Ganzen ist, eine Menge Licht verbreitet werden wird, und sind bereit, die Segnungen desselben in uns aufzunehmen, wenn wir uns gleich mit kluger Vorsicht dem Kampfe selbst fern halten, da uns zur Zeit Literateren fehlen, die befähigt wären, mit Ruhm auf der einen oder andern Seite mitzukämpfen. Wir sind also noch immer nur Zuschauer, und zwar ernste und kritische. Es ist nicht meine Absicht, mich über diesen Gegenstand weiter auszubreiten; andeuten glaubte ich ihn aber zu müssen, damit man nicht etwa in Süddeutschland, wo man gewohnt ist, uns als eine Art von Hyperboräern zu betrachten, in dem Wahne bleibe, daß wir uns um die Stunde, auf die der Zeiger der Zeit weist, gar nicht bekümmern. Mein eigentlicher Zweck ist, in einer Reihe von Briefen Ihren Lesern ein Bild von unserm Leben und Treiben zu entwerfen, wie ich es in langjähriger Beobachtung aufgefaßt habe. Das eigentlich Interessante an unserer wie an jeder Stadt ist das, was sie zu einem großen Individuum macht, ihr durch Geschichte und Volksart gebildeter Totalcharakter. Von diesem scheint man nun in Deutschland häufig falsche Begriffe zu haben, und es dünkt mir ersprießlicher, zur Berichtigung derselben etwas beizutragen, als mich nach Tagesvorfällen umzusehen, gesezt auch, es verlohnte sich der Mühe, davon zu sprechen.

(Die Fortsezung folgt.)

London, November.

(Fortsezung.)

Greens Luftreise.

Sollten sich die Seile zu kurz finden, so brauchte nur die Klappe des Ballons geöffnet zu werden, um durch Ausströmen des Gases denselben zum Sinken zu bringen. Von dem Augenblicke an, wo die Bojen das Wasser berühren und auf dessen Fläche schaukelnd aufliegen, muß das Gewicht sich vermindern, welches der Ballon bis dahin zu tragen gehabt; die Klappe wird nun wieder geschlossen, und in natürlicher Folge bleibt der Ballon stehen, denn er hört auf zu sinken, und kann auch nicht höher steigen, als die ihn haltenden Seile lang sind. Sollte aber das zur Rettung ersehene Schiff wider Erwarten nicht nahe kommen, so würden die Reisenden zu erwägen haben, ob es dienlicher, auf ihrem Ankerplatze zu verbleiben, oder den Ballon auf's Neue mit dem Winde fliegen zu lassen. Wählen sie das Leztere, so würde ihre vereinte Kraft mehr als hinreichen, die Bojen heraufzuwinden, wählen sie das Erstere, und muß der Ballon längere Zeit in seiner Position aushalten, so wird derselbe allerdings in Folge der unvermeidlichen Gasverminderung sich nach und nach senken; allein verhältnißmäßiges Auswerfen von Ballast könnte auch hier geraume Zeit schüzend entgegenwirken. Es liegt auf der Hand, daß der beschriebene Apparat und seine Anwendung die Gefahr des Ertrinkens zwar nicht gänzlich aufhebt, aber doch sehr vermindert, daß aber freilich, wenn alle Umstände sich in Ungunst gegen die Luftschiffer vereinigen, auch jene Vorrichtung ihnen nicht das Leben zu retten vermag. Noch ist auch der Apparat nicht praktisch erprobt, denn auf Greens lezter Fahrt kam er glücklicherweise nicht in Anwendung. Sonderbar genug haben über den Zweck der eingeladenen Fässer und Zubehör sich in mehrere hiesige Journale die drolligsten Vermuthungen eingeschlichen, um so drolliger, je weiter sie von einem Ziele abliegen, das, meines Erachtens, dem flüchtigsten Nachdenken nahe liegt. Es kann mir nicht einfallen, sie hier aufzuzählen; das Verzeichniß würde zu lang werden. Ich schweige demnach von der scharfsinnigen Conjectur, daß die drei kupfernen Fässer bestimmt gewesen seyen, den drei Reisenden — ein Herr Monck Mason war der Dritte im wagehalsigen Bunde — beim Niedersteigen des Ballons zu einer Art Bacchuspferden zu dienen, übergehe viel einfältigeres Zeug und will wegen der hohen Achtung, in welcher die hiesigen Times und der Observer auch im Auslande stehen, nur das berühren, was diese zwei Blätter ihren gütigen Lesern aufgebestet haben. Nachdem sie die Beschaffenheit der Fässer, die Länge der Seile und die Befestigung der Winde vollkommen richtig angegeben, die eisernen Gewichte jedoch unerwähnt gelassen, fahren sie in ihrer Weisheit fort: „Was die Aeronauten zu diesen Anstalten bewogen hat, ist die Möglichkeit, frischen Wasservorrath zu bedürfen, und der Wunsch, ihn sich zu verschaffen. Gesezt, die Reisenden vereinigen sich in dem Entschlusse, ihre Fahrt zu verlängern, finden aber, daß ihr Wasservorrath knapp wird, so wissen sie sich zu helfen. Sie schauen nach einer Landesgegend aus, die Wasser hat, und sobald sie sich über demselben befinden, lassen sie, um den Ballon zum Sinken zu bringen, eine kleine Quantität Gas ausströmen. Gleichzeitig lassen sie einen an die Seile befestigten ledernen Eimer, ungefähr hundert Pfund Wasser haltend, mittelst der Winde nieder. Sobald er sich gefüllt hat, ziehen sie ihn wieder empor und leeren ihn in eines der beschriebenen Fässer aus. Bemerken sie, daß diese Vermehrung des Ballastes nicht hinreicht, sie der Erde so nahe zu bringen, daß erforderlichen Falls der Anker einhaken kann, so lassen sie den Eimer so lange auf und niedersteigen, bis jener Zweck erreicht ist. Haben sie auf solche Art sich zur Genüge versorgt, so gießen sie von dem Wasserballaste so viel weg, als gerade weggegossen werden muß, um die den Ballon niederdrückende Kraft zu heben — and of they will go again to almost any height inclination may lead. — Wiegt dies allein nicht schon Alles auf, was den guten Weilburgern nachgeredet worden ist?

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 300.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, den 15. December 1836.

O Schönheit der Naturen,
O Wunderlieblichkeit,
O Zahl der Kreaturen,
Wie streckst dich so weit!
Wer wollt' dann je nit merken
Des Schöpfers Herrlichkeit
In allen seinen Werken,
Ganz voller Zierlichkeit?

Fridrich v. Spee.

Ueber das Poetische in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

(Fortsetzung.)

Wenn der sinnende Naturforscher, in allen Geschöpfen den unsichtbaren Zusammenhang und das Eine große Naturleben erkennend, mit Andacht den Proceß der Verwandlung betrachtet, durch welchen viele Insekten aus einem niedrigern Zustande in einen schönern wunderbar übergehen — was schon den Alten als Bild der Unsterblichkeit erschien — wenn ihm selber in das Geheimniß der Erzeugung und des Werdens, das überhaupt sich immer mehr zu enthüllen scheint, je niedriger die Thiere stehen: so in den Fischen und Amphibien mehr als in den Vögeln, und in diesen wieder mehr als im Säugthier, welches seine Eier in sich selber ausbrütet; wenn ihm, sage ich, in dieses Geheimniß noch kühnere und hellere Blicke bei der Insektenwelt vergönnt sind, so wird ein anderer, mehr vom Aeußern, von Farbe und Gestalt angeregter Naturfreund bei vielen Insekten reiche Befriedigung für seinen Schönheitssinn finden und sich an der Bildung und den oft unbeschreiblichen Farben derselben ergötzen. Außer den Käfern, von welchen manche gar schön beschildert und gefärbt sind, und unter welchen das Johanniswürmchen, „das sternig funkelnde Geflügel," wie es Plinius nennt, hervorleuchtet, das durch sein bläuliches, mystisches Licht unsere lauen, würzduftigen Mitsommernächte verschönern hilft, erwähne ich besonders die mancherlei Arten der, dem Licht und der Luft so nahe verwandten ätherischen Schmetterlinge, von denen viele selbst schon im Raupenstande die schönsten Farben zeigen. Der Topus der Pflanzenwelt ist in ihnen ausgedrückt. Wie überhaupt eine gewisse Verwandtschaft oder Sympathie zwischen Pflanzen und Insekten stattfinden soll, wie wirklich gewisse Blumen, z. B. manche Arten der Orchis, in einigen Blüthentheilen an Gestalt und Farbe denen Insekten gleichen, welche sie gewöhnlich umschwärmen; wie ferner die spiralförmigen Luftröhren dieser Thiere fast wie die der Pflanzen beschaffen sind: so sind jene selber beseelte und geflügelte Blumen oder Blätter zu nennen; oder man kann sie auch als lebendige Edelsteine sich vorstellen, die farbig an dem Lichte schimmern. So heißt ein Käfer wirklich der Juwelenkäfer, einer der herrlichsten in Brasilien, den nur der sogenannte Prachtkäfer übertrifft, dessen Flügeldecken von den Damen in Amerika und Indien als Kopfschmuck gebraucht werden, und der alle Edelsteine überglänzen soll.

Die meisten Schmetterlinge tragen, nicht unwürdig, schöne historische und mythologische Namen, und hier ist zu bemerken, daß der witzig-poetische Sinn Linné's auch

in der Eintheilung und Zusammenordnung der Schmetterlinge und in ihrer Benennung oft glücklich gewesen. Aus der griechischen Mythologie und der griechisch-trojanischen Heroenwelt entlehnte er großentheils die Benennungen: sie heißen ihm Menelaus, Hecuba, Laomedon, Memnon u. s. w.

Früher oben ward erwähnt, daß Vogel oft als Symbol der Seele und des Geistes, ja dieser selbst als verwandelter Vogel genommen wird; des aus der Chrysalide erstandenen Schmetterlings, als Symbols der entfesselten Seele, ward auch schon gedacht, und füglich kann ich hier des schönen Glaubens gedenken, der hier und da bei den Neugriechen gefunden wird, daß vierzig Tage nach Ostern die Seelen aus Abrahams Schoße auf den Wiesen umherwandeln, und daß Bienen, Schmetterlinge und Johanniswürmer die Hüllen dieser Geister sind, welche sich in den glänzenden Kronen der Blumen ergötzen.

Von den Weich- und Schalthieren reizen uns manche weniger durch sich selbst, als durch ihre schöne oder seltsame Behausung, was auch in der Menschenwelt nicht selten der Fall ist, nur wenige auch durch ein inneres köstliches Erzeugniß, das wir Perle nennen. Manche von den Conchylien zeichnen sich nicht nur durch den wunderbaren Bau ihrer Schale aus, sondern auch durch symmetrische Zeichnung und den herrlichen Farbenschmelz, womit die reiche, gütige Natur diese unvollkommenen Thiere geschmückt hat, so die Porzellanschnecken. Und die Perle ist, wie Blume oder Edelstein, ein Wort, wobei wir sogleich Köstliches, Schönes und Edles uns vorstellen, daher bei Prosaikern und Dichtern in so häufigem Gebrauch oder Mißbrauch. Hiebei bemerke ich, daß die alten römischen Dichter oft das Glas setzen, wo wir Perle und Edelstein; so reden sie von gläsernem Thau, von gläsernem Reif, von gläsernen Wellen. Nicht bloß den Techniker oder den Handelsmann, sondern jeden Freund des Schönen und der Natur wird die an sich unscheinbare Stachelschnecke interessiren. Sie führt besonders jenen Purpur mit sich, der den Alten so werth und so kostbar war und mit welchem wir jezt noch, da andere und reichlichere Farbenstoffe ihn ersetzen, die Fürstenwürde zu bezeichnen pflegen.

Selbst unter den Würmern, die im Ganzen etwas Widerliches für uns haben, gibt es schöne und höchst wunderbare Geschöpfe: ich meine die des Nachts leuchtende Nereide, die schillernde Seeraupe, auch Goldwurm genannt, deren Haar und Borsten herrlich am Lichte schillern, und die Naide, welche Kinder und Kindes Kinder in sich enthält. Um mit den Thieren zu endigen, die halb noch Pflanzen sind, oder was sonst? sey zulezt die Edelkoralle erwähnt, welche, zu Schnüren verbunden, die Negerin als Halsschmuck trägt, und mit welcher vormals die Poeten, besonders die von der schlesischen, Lohensteinschen Schule, bis zum Ueberdruß die rothen Lippen ihrer Mädchen zu vergleichen liebten. — Aus einer weichen Wasserpflanze, meinten die Alten, werde sie an der Luft verhärtet. Die altnordische Sage dagegen fabelt von einem Wassergeist, Marmenill genannt, der die Koralle unter dem Wasser künstlich schmiede, daher sie auch Marmenills Geschmeide in scandinavischen Liedern genannt wird. In den meisten der eben erwähnten Thiere, vor Allem in den lezten — eine lebendige Eiweißblase mit kalkiger Eierschale nennt sie Oken — offenbart sich mineralischer Stoff, der aber auch schon in den vollkommensten Geschöpfen zu Tage kommt, wie in den Eierschalen, den Knochen, mit welchen lezteren man wieder umgekehrt Felsen und Berge vergleichen kann. Selbst unsere Adern führen Mineralstoff, und der aus Erde erschaffene Mensch kehrt langsam wieder zur Erde zurück, von welcher er genommen ist.

(Schluß des vierten Artikels.)

Die Brennerei im Gebirge.

(Fortsezung.)

Als Howard wieder zum Bewußtseyn erwachte, warf er das Auge rollend umher und gewahrte bei dem schwachen Schimmer einer halb verlöschten Lampe, daß er sich an einem unterirdischen Orte befand, über ihm ein gewölbtes Dach, vor ihm eine weite, finstere Vertiefung. Das Nächste, was seinem Sinne sich aufdrängte, war die Gestalt des alten Mannes am Berge, wie er mit aufgehobener Rechten und warnender Stimme ihm zugerufen: gebt nicht den Craig-na-sbiouk hinauf! — War es Täuschung oder Wahrheit? fragte er sich und schaute wieder umher. Immer mehr kehrte ihm die Besinnung zurück und er fühlte, daß er nicht bloß im Lande der Lebendigen, sondern auch unbeschädigt und frei von jedem Körperschmerze sey. Nicht lange, so rollte Alles, was ihm auf der Bergwanderung begegnet, sich zu voller Klarheit vor ihm auf. Er erinnerte sich jedes Wortes, das er mit dem alten Manne gewechselt, wie er dann umhergeirrt, wie die Krallen des Adlers über ihm geschwebt, wie die bodenlose Tiefe, Vernichtung drohend, ihn angegrinst. Doch was seitdem geschehen und wie er an den Ort gekommen, das wußte er nicht. Endlich die Schwäche abschüttelnd, von welcher er sich bis jezt gebunden geglaubt, wollte er aufspringen, wollte nach Flinte und Jagdtasche greifen. Er konnte nicht, und er erkannte schaudernd das Fürchterliche seiner Lage, als er sich zwar nicht eng, aber fest auf eine Art Lagerstätte gefesselt fühlte. Gräßlich marternd waren die Gedanken, die dieser Wahrnehmung

folgten. Es konnte ihm nicht länger zweifelhaft seyn, daß er sich in den Händen derer befand, denen er vor wenigen Wochen die Brennerei zerstört, und was anders konnten sie mit ihm beabsichtigen, als ihn grausam zu morden? „Das also," knirschte er, „das die Quelle der Prophezeihung des Alten! Sie haben mir aufgelauert, die Bösewichter, sind mir durch den Nebel nachgeschlichen, haben mich gefunden, haben meine Bewußtlosigkeit benuzt, mich entwaffnet, geknebelt und hieher geschleppt, mich einen hundertfachen Tod sterben zu lassen. Und woher sollte mir Rettung kommen! woher hier in der öden, nur dem Verbrechen bekannten Höhle! — Gleichwohl hat doch Gott das Herz des alten Mannes gewendet, mich zu warnen! Ich habe die Warnung in den Wind geschlagen — ist das ein Todesverbrechen? Und sollte der alte Mann mir vielleicht nahe, vielleicht doch mir zum Retter bestimmt seyn!"

Mit aller Kraft eines, dem Leben warm entgegenschlagenden Herzens griff Howard diese Hoffnung auf. Schnell hatte er den Entschluß gefaßt, nicht als ein feiges Opfer zu fallen, sondern die lezte Kraft für seine Befreiung aufzubieten. Leise und langsam suchte er zu erforschen, was ihn feßle, und bald bemerkte er, daß seine Handgelenke mit Strohseilen gebunden waren. Er hatte Raum, sie zu bewegen, er drehte und wendete sie, er fühlte, daß die Seile nachgaben, die Knoten locker wurden; Freude trat an die Stelle der Verzweiflung; er rückte und dehnte, das Seil an der rechten Hand löste sich, die rechte Hand war frei. Mit verhaltenem Athem und hochfliegender Brust, süße Lebenshoffnung in jedem Pulsschlage, war er jezt im Begriff, auch die linke Hand zu befreien, als ungesehen eine starke Faust ihn von hinten mit mächtigem Griffe bei der Kehle faßte und schnell und unsanft auf das harte Lager niederdrückte. „Willst du dich losbinden, Puppe!" schrie eine rauhe Stimme; „aber das soll dir nicht gelingen. Nur ruhig und nicht gezappelt, sonst sollst du eine andere Sprache hören! Willst du wohl! Höre, ich bin keiner von den Sanftesten und hieher gestellt, dich zu bewachen. Spare den Athem, es könnte die Zeit kommen, wo du ihn brauchst."

Gewürgt und vergebens nach Luft ringend, erblickte Howard in dem Manne, der so sprach, einen muskelstarken Kerl, über dessen Gesicht und Schultern langes rothes Haar in wirren Büscheln niederhing und dessen kleine, blitzende Augen in wahrer Satanslust unter den buschigen Brauen sich hervorstahlen. Und während er jenes sprach, kniete er Howard auf die Brust und zwängte den Athemlosen nieder, zog die Seile an und band den Unglücklichen mit festen Knoten. Dann stellte er sich neben ihn, lachte ihm höhnisch in's Gesicht und sagte: „So wirst du sicherer liegen, und das ist besser für dich und mich; nicht wahr, mein schöner, rothrockiger Offizier, der andern Leuten die Brennereien zerstört und den Branntwein stiehlt?" — „Beim allmächtigen Gott!" rief Howard, sobald er wieder Athem und Worte gefunden, „was wollt ihr mir thun?" — „Was wir dir thun wollen?" grinste der Andere, die langen Zähne fletschend. „Und was hast denn du unserer Brennerei gethan, die dir nie ein Haar gekrümmt? Konntest du nicht armen Leuten ihr Bischen Verdienst in Ruhe lassen, du englischer Hund, sondern mußtest über das Wasser kommen, uns zu verderben? Und nun willst du wissen, was wir dir thun wollen! Höre, gar nicht weit von hier ist das schwarze Loch des Shiouk. Hast du nie vom schwarzen Shiouklоche gehört? Nun höre, von dem hat noch kein Mensch je den Boden gesehen, und was da einmal hineinkommt, das kommt weder todt, noch lebendig heraus. Merkst du nun, was wir dir thun wollen? Vergangenes Jahr kam der bübische Visirer, uns auszuspüren, den packten wir aber beim Kragen und warfen ihn dort hinein, erst den Kopf, dann die Beine; das so Beispiels halber."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsezung.)

Greens Luftreise.

Eine andere, obgleich unbedeutendere, bei Gelegenheit dieser Luftfahrt gemachte Erfindung gibt den Luftschiffern ein Mittel an die Hand, zur Nachtzeit rascher als am Barometer sich zu überzeugen, ob der Ballon steigt oder fällt. Die kleine Maschine besteht in einem oben und unten offenen Gehäuse, in welchem ein mit einem Flügel versehenes Rad möglichst fein auf seiner Achse hängt. Sinkt der Ballon, so muß der Druck der Luft von unten, steigt er, so muß der Druck der Luft von oben auf die Schaufel in entgegengesezter Richtung einwirken und demgemäß das Rad umdreben. Ein von demselben in Bewegung gesezter Zeiger auf einem am Gehäuse angebrachten Zifferblatte weist dies deutlich nach. Es begreift sich von selbst, daß weder dieses niedliche Kunststück, noch der Ankerapparat Alles ausmachte, womit die Luftschiffer sich versorgten. Ein Compaß, ein Sextant, mehrere gute Seekarten, ein Chronometer, ein treffliches Tag- und Nachttelescop, ein Sprachrohr, eine an den Reif gehängte Schiffslampe und mehrere andere nüzliche Dinge wurden so wenig vergessen, als Pelze, Mäntel und Lebensmittel. Ein Verzeichniß der leztern mag beweisen, daß es ernstlich auf ein langes Bereisen der Regionen abgesehen war, wo zur Zeit weder Einkehr, noch Restauration etablirt ist. Ein volles Duzend gebratene Kapaunen, geräucherte Zungen cidevant russischer Ochsen, acht Duzend von dem, was man hier Biscuits nennt, für Jeden, der gute Zähne hat, ein außerordentlich nahrhaftes, wenn auch nicht just zu den Delikatessen gehörendes Gebäck, zwei Duzend Pfennigbrote — penny-rolls, frisch mit frischer Butter zum Thee

sehr gut — ein saftiges Stück gekochtes Rindfleisch von beiläufig dreißig Pfund, acht Berliner Quart fertiger Kaffee, und zum Wärmen desselben eine Partie ungelöschter Kalk, vier Quart Sherry, echtes Gewächs aus den Weinbergen der Stadt Xeres in Andalusien, acht Quart Cognac und zweiundvierzig Quart Trinkwasser nebst einigen Pfunden Zucker und andern Kleinigkeiten: ich sollte meinen, auch ohne übergroße Mäßigkeit könnten es drei Menschen damit schon eine Zeitlang aushalten. — Am weitern Erfolge dieser Luftreise darf ein in London sitzender Korrespondent sich nicht vergreifen; die deutschen Zeitungen haben natürlich Alles längst gemeldet. Wie eifrig indessen auch die betreffenden Artikel in Deutschland mögen gelesen worden seyn, der Eifer, mit welchem hier dergleichen geschmiedet wurden, war gewiß nicht geringer. Dafür, daß die große Masse des Anblicks einer Auffahrt beraubt worden war, von welcher nur etwa zwölf Personen, Freunde der Aufgestiegenen, Augenzeugen gewesen, sollte dieselbe nun durch die frischesten Mittheilungen des weitern Verlaufs entschädigt werden, und ehe man noch eine Sylbe davon wußte, was eigentlich aus den Reisenden geworden, hatte man sie bereits an zehn verschiedenen Orten landen oder ihren Untergang im Meere finden lassen. Man verlor ihre Spur in der Nähe von Calais. Wie bekannt, erfolgte die Auffahrt eine halbe Stunde nach ein Uhr Mittags; fünf Minuten nach vier ging der Ballon ungefähr zwei Meilen rechts von Canterbury vorüber, und kurz vor fünf Uhr hatten die Reisenden, während sie über Dover geschwebt, ein Briefchen an den dortigen Mayor mittelst Fallschirms niedergelassen, welches derselbe auch richtig empfing und unverzögert einem halben Dutzend hiesiger Zeitungsredaktionen abschriftlich mittheilte.

(Der Beschluß folgt.)

Hamburg, December.

(Fortsetzung.)

Physiognomie der Stadt. Physisches Leben.

Beginnen wir mit der Physiognomie der Stadt. — Diese ist, es läßt sich nicht leugnen, verwirrend und macht ganz den Eindruck auf den Fremden, wie ein nach Gestalt und Alter schlecht assortirtes Ehepaar; denn während sich die Altstadt ganz wie ein vom Alter gebeugter Greis darstellt, tanzt seine junge Gemahlin, die Neustadt, im festlichen Ballkleide, mit Rosen bekränzt, daher, und während erstere schmutzige, enge Gassen, dunkle, himmelhohe, uralte Häuser zur Schau stellt, bietet diese den Anblick der breitesten, schönsten Straßen und Plätze, der herrlichsten Paläste dar, um die sich der schöne Wall mit seinen Anlagen gleich einem Kranze windet. Der alte und neue Jungfernsteig, die um das schöne Alsterbassin ein Dreieck bilden, die Esplanade, welche sich mit ihren Häusercolossen am Walle hinzieht, würden der glänzendsten Residenz Ehre machen, und werden von Fremden um so mehr bewundert, da man Hamburg früher als eine schlecht gebaute Stadt verschrieen hat, worin man freilich vor ungefähr vierzig Jahren auch Recht hatte; denn damals gab es kaum zehn erträglich gebaute Häuser. Daß auch die Altstadt sich regenerieren werde, steht kaum zu erwarten, da einestheils der Raum in derselben immer beengt bleiben wird, anderntheils die niedrige Lage und der unglaublich große Verkehr der Handel- und Gewerbtreibenden es nicht gestatten, dem ästhetischen Sinne Genüge zu leisten. Zwar werden die neuen Häuser auch in diesem Stadttheile in einem bessern Geschmacke erbaut; aber eben sie machen die Physiognomie desselben nur noch verwirrter, wie Schminke auf einem alten, von Runzeln entstellten Gesichte. Und woher Raum zu großen Gebäuden und breiten, regelrecht gebauten Straßen nehmen, da hier jeder Fingerbreit Erde so kostbar ist? Lange nicht genug belobt und bekannt ist aber Hamburgs Umgebung. Drei Flüsse: die majestätische, bei uns eine Meile breite Elbe mit ihren reizenden Elbinseln, die liebliche Alster, welche sich erst zwischen blumigen Ufern hinzieht, dann plötzlich ein großes, weites Becken — die Außenalster — und endlich ein zweites kleineres mitten in der Stadt bildet, die Binnenalster oder das Alsterbassin genannt, und endlich die sanft dahinströmende Bille, die, aus dem Sachsenwalde kommend, durch reich von der Natur gesegnete Striche fließt: diese drei Flüsse geben der Gegend großen Reiz und bieten dem Auge, besonders von den Anhöhen auf dem Walle, die überraschendsten und mannichfaltigsten Ansichten. Der Boden ist fruchtbar und somit die Vegetation sehr reich, ja in einigen Gegenden üppig, besonders an der Marschseite, von woher die Stadt denn auch ihre meisten Bedürfnisse an Früchten und Gemüsen zieht, während die fruchtbaren Herzogthümer Holstein und Mecklenburg uns mit Fleisch, Getreide, Butter, Wild und Geflügel, und Nord- und Ostsee mit Fischen, Schalthieren u. s. w. versorgen.

Vom physischen Leben in Hamburg ist man gewohnt, fast wie von dem im Schlaraffenlande zu reden, und in der That bleibt dem Reichen, in Hinsicht des Wohllebens, kaum ein Wunsch übrig; ja selbst der Aermere schwelgt bei uns im Vergleiche zu andern großen Städten, indem er, wenn er nur zu warten versteht, alle Genüsse des Reichern sich verschaffen kann. So sind die ersten Seefische sehr theuer, während man sie einen Tag später um einen Spottpreis kaufen kann. Wirklich theuer bleiben nur Wild und Geflügel, und zwar wegen der hohen Accise. Fleisch, Gemüse, Früchte sind vortrefflich und sehr wohlfeil; Wein trinkt man fast in allen Haushaltungen bei Tische; die Colonialwaaren sind so billig, wie nirgends sonst. Eine Flasche guten französischen Tischweins hat man, wenn man nicht im Kleinen einkauft, um 6 bis 8 Schillinge oder etwa 5½ bis 5 Groschen; das Bier ist im Verhältnisse theuer und schlecht. Der wohlhabende Hamburger trinkt beim Aufstehen Morgens seinen guten Kaffee und ißt frische Semmel mit Butter dazu. Gegen zwölf Uhr wird ein zweites Frühstück aufgetragen, bestehend aus Wein, Thee, frischem Brode — das man zwei-, ja dreimal täglich frisch gebacken haben kann; der Hamburger ißt kein altes Brod — Geflügel, kalten Fischen, Sardellen, Käse u. s. w. und gegen vier Uhr feiert man das Mittagessen. Dieses ist in der Regel einfach: eine gute Fleischbrühe, ein Stück gebratenes oder gekochtes Fleisch, nebst drei bis vier Gemüsen, Compots u. s. w. bilden dasselbe. Gleich nach der Mahlzeit wird Kaffee und gegen sieben Uhr Thee getrunken; das Abendessen um zehn Uhr besteht am häufigsten aus Fischen. Zu jeder Mahlzeit wird Wein getrunken. Dies ist das Leben des wohlhabenden Bürgers; der reiche und der arme leben natürlich anders; aber selbst der letztere braucht nicht so zu entbehren wie in andern großen Städten, da immer Zeiten kommen, wo selbst die größten Leckereien wohlfeil zu haben sind. So werden die ersten grünen Schoten wohl mit einem Thaler die Metze bezahlt, während man diese später um einen Groschen hat. Das erste junge Gemüse wird uns jetzt durch die Dampfschiffe von Havre zugeführt, wo man es früher erzielt, als bei uns, trotz der großen Fortschritte, welche die Gartencultur in den letzten Jahren gemacht hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 16. December 1836.

— Invite them all! let in the tide
Of knaves: my cook and I'll provide!

Shakespeare.
Timon.

Die Londoner Spielhäuser.

Unter den Tausenden, welche über die große Babel an der Themse geschrieben haben, war schon lange Keiner mehr, der mit so vielem sittlichem Ernst eine so reiche Erfahrung und so große Unparteilichkeit verbunden hätte, als der Verfasser des vor Kurzem erschienenen Buchs: The great metropolis, by the author of random recollections of the Lords and Commons. 2 vol. London, 1836. Namentlich tritt er als ein sehr unterrichteter, und darum furchtbarer Censor der höhern Stände auf. Im folgenden Auszug des Abschnitts über die Spielhäuser scheint uns das belehrende Element mit dem unterhaltenden ganz glücklich gemischt.

* * *

Wer ist wohl in London gewesen, und hat nicht von Crockford's gehört? Gewiß Niemand, und Jedermann weiß, daß es ein großes Spielhaus ist, aber die Meisten wissen auch nicht mehr; denn der Eigenthümer sowohl als seine Gäste bieten Allem auf, daß außer ihnen selbst Jedermann über das Treiben in diesem Hause in Ungewißheit bleibe. Crockfords Spielanstalt ist die größte in London und wohl die größte in der Welt. Das Haus liegt auf der rechten Seite der St. James Straße, und nur wenige Schritte von Piccadilly. Es wurde mit dem ungeheuren Kosten von nahezu 60,000 £ im Jahre 1825 erbaut, und auf die innere Einrichtung wurden noch außerdem 35,000 £ verwendet, demnach auf das Ganze fast 100,000 £. Das Haus ist sehr groß und sein Aeußeres ganz hübsch; aber von dem Glanz im Innern kann man sich kaum einen Begriff machen, und in dieser Beziehung hat es in ganz London seines Gleichen nicht. Ich bin lebhaft überzeugt, daß Niemand, selbst wenn er in allen Palläſten der Aristokratie bekannt ist, je Crockfords Salon zum ersten Male betrat, ohne von der ihn umgebenden Pracht geblendet zu werden. Es wurde mir kürzlich die Gelegenheit, mit einem Freunde die ganze Einrichtung zu besehen, und als wir den Salon betraten, brauchten wir wirklich einige Zeit, uns zu fassen. Dieser Salon ist sehr geräumig; auf beiden Seiten befinden sich zwei prächtig eingerahmte Spiegel, deren Glas allein je gegen hundert Guineen gekostet hat; sie mögen ohngefähr sechzehn Fuß hoch und halb so breit seyn. Wände und Decke des Salons sind mit vergoldetem Schnitzwerk reich verziert; die Stühle sind mit Eiderdunen gepolstert, und die Tischlerarbeit daran ist ganz einzig in ihrer Art. Die Armleuchter sind von größter Pracht, und wenn die Wallrathlichter — andere sind hier gar nicht gebräuchlich — angezündet werden, so ist der Effekt wundervoll. Linker Hand vom Salon ist das Kartenspielzimmer, das zwar viel kleiner, aber eben so glänzend ausgestattet ist. Zur

rechten Seite befindet sich das Hazardspielzimmer mit allen seinen Appertinenzien; es ist nicht sehr groß und hält etwa nur zwanzig Fuß in der Länge und vierzehn in der Breite. An lezteres Zimmer grenzt das Speisezimmer für die Spielenden. Nach der Zahl der um die Tafel stehenden Stühle, mußten damals in der Nacht zuvor vierzehn Personen am Spieltische gewesen seyn; denn Niemanden außer den Hazardspielern ist gestattet, in diesem besondern Zimmer zu soupiren. Die Soupers sind so kostbar, daß man sie selten unter dem höchsten Adel so treffen wird, und sie werden von Master Crockford durchaus unentgeldlich geliefert. Nicht minder prächtige Soupers werden den Mitgliedern des Spielclubs, die es wünschen, ebenfalls kostenfrei im Salon gegeben. Ich konnte Anfangs nicht begreifen, wie es Mr. Crockford möglich seyn sollte, sich der Gefahr auszusetzen, 750 Subscribenten — so viel zählt nämlich der Club Mitglieder — solch splendide Mahle zu geben, während diese bei ihrer Aufnahme nur zwanzig Guineen Eintrittsgeld und jährlich zehn Guineen Subscriptionsbeitrag bezahlen; bald aber wurde mir die Sache klar. Was diejenigen betrifft, welche das Hazardspielzimmer betreten, so konnte mir die Politik Crockfords nicht entgehen, als ich bemerkte, daß denselben sogleich mit den ausgesuchtesten Weinen, und zwar in Masse, zugesezt wurde; denn dem alten Sprichwort zu Folge, „nimmt der Witz Abschied, wenn der Wein hereinkommt;“ die Leute sind dann in der wünschenswerthesten Disposition, ihr Geld zu wagen, zu spielen und es auf die leichteste Weise zu verlieren. Crockfords köstliche Soupers sind demnach nicht weggeworfen, und als mir vollends erklärt wurde, wie es sich mit den Mahlzeiten verhält, welche denjenigen, die nicht Hazard spielen wollen, im Salon gegeben werden, so erschien mir die ganze Sache vollkommen verständlich. Diejenigen Mitglieder, welche keine Freunde vom Spiel sind, nehmen nur sehr selten an diesen Soupers Theil; für diese ist eine Treppe tiefer ein Kaffeezimmer eingerichtet, wo sie jede Erfrischung zu billigen Preisen erhalten, ganz wie in andern Clubs; solche Mitglieder dagegen, welche zwar nicht aus Grundsaz Gegner des Spiels, aber nicht gerade habituelle Spieler sind, nehmen an jenen Soupers bald Theil, bald nicht. Wenn sie es thun, so erfreuen sie Mr. Crockfords Herz; dies ist für ihn ein vortreffliches Omen, denn ein solches superfeines Mahl mit einer Fülle der ausgewähltesten Weine, die in London aufzutreiben sind, bringt nicht selten eine Spiellust hervor, von der vorher Keiner etwas wissen wollte; und die langjährige Erfahrung hat ihm die Ueberzeugung gegeben, daß der Uebergang vom Souper im Salon zum Hazardspielzimmer so natürlich ist, als der von lezterem zu vollständigem Ruin. Doch diese Soupers im Salon dienen noch zu andern Dingen. Es finden sich dabei gewisse Personen ein, „Greeks“ (Griechen), oder „Spiders,“ (Spinnen) genannt, welche dem Etablissement attachirt und dem Anscheine nach Mitglieder des Clubs sind, die aber keinen Heller Vermögen besitzen, sich jedoch als ausnehmend brauchbar für das „Geschäft“ erweisen. Man fragt wie? Durch Herbeilocken unerfahrener Leute, oder, nach ihrem eigenen Ausdruck, durch das „Einfangen von Tauben zum Rupfen.“ Dergleichen Leute müssen natürlich mit Rücksicht behandelt werden, und da ein Nachtessen zu Hause bei ihnen zu den Seltenheiten gehört, so wissen sie eines bei Crockford desto besser zu schäzen. Ueberdies ist die Sache damit, daß sie die Tauben in's Haus gebracht, erst halb gethan. Die Gimpel müssen vor Allem dahin gebracht werden, daß sie sich am köstlichen Mahle niederlassen und die trefflichen Weine in reichlichem Maaße kosten. Sie haben vielleicht beim Eintritt in das Haus noch nicht entfernt die Absicht gehabt, nur einen Würfel in die Hand zu nehmen, oder doch im höchsten Falle eine bloße Kleinigkeit zu wagen. Von denen, welche sie eingeführt haben, werden ihnen nun Erfrischungen aufgenöthigt, die ihnen im Ganzen so übel nicht vorkommen, und so beginnen sie denn mit dem Souper, um sofort zum Spieltische zu gehen. Erst von dem Augenblick an, wo sie sich zum Souper niedersetzen, werden sie als förmlich gefangen betrachtet. Uebrigens ist es in der Regel nicht üblich, eine so gefangene Taube gleich in den ersten Nächten zu rupfen; man läßt sie vielmehr einige Abende nacheinander gewinnen. Die „Helliten“ haben dabei zweierlei Absicht, einmal den Gehörnten zu größerem Spiel anzureizen, und dann allermittelst entweder von ihm selbst oder anderweitig Kundschaft darüber einzuziehen, wie hoch sich sein Vermögen beläuft, und hiernach richtet man nun den Operationsplan ein. Ob das Schlachtopfer mit disponibeln Mitteln versehen ist oder nicht, das hat wenig zu sagen, wenn es nur solche unbestritten zu hoffen hat, denn für deren ganzen Betrag steht ihm Crockfords Kasse zu Dienst, und wären es 50,000 £ und noch mehr. Auf solche Weise stürzen sich viele junge Edelleute bis über die Ohren in sogenannte Ehrenschulden, ehe sie noch eigenes Vermögen besitzen; und die Folge davon ist, daß, wenn ihnen solches am Ende anfällt, sie so arm sind als zuvor. Erst vor wenigen Jahren bezahlte ein edler Lord, als er seine Volljährigkeit erreichte, Crockford eine Ehrenschuld von 100,000 £.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Brenneri im Gebirge.

(Beschluß.)

Ein tiefer Seufzer hob sich aus Howards Brust, und sein Peiniger, sich augenfällig weidend an der Qual

des gefeſſelten Opfers, fuhr ſpöttiſch fort: „Du ſeufzeſt ja, als wäreſt du liebeskrank. Das ſchickt ſich ſchlecht für einen rothrockigen Offizier. Hatteſt du doch den Muth, uns den Branntwein zu ſtehlen, mußt nun auch den Muth haben, in's ſchwarze Loch zu ſpazieren, und am Ende iſt's dein eigenes Thun, wenn du dort hineinſpringſt. Hatteſt neulich ein verteufelt ſcharfes Auge auf die alte Soldatenmütze. Hätteſt aber kein Narr ſeyn und hübſch in das Faß gucken ſollen. Merkſt du nun was? Wärſt du nicht ſo erſchrecklich dumm geweſen, ſo ſtände ich vermuthlich nicht hier, und könnte auch nicht lachen, wenn du den Sprung in das ſchwarze Loch machſt. Er mag ehrlicher Leute Kind geweſen ſeyn, der Rothrock, der vor mir die Mütze aufgehabt, müßte mich aber ſehr irren, wenn ſeine Mutter ihn wieder geſehen, ſeit er ſich zu uns verlaufen. — Warum ſo ſtill? iſt dir die Sprache ausgegangen? Schäme dich! ein ſchlechter Soldat, der vor Angſt den Athem verliert!“

Howard kämpfte zwiſchen Stolz und Luſt am Leben. Sollte er den Spott des Nichtswürdigen ſchweigend ertragen, ihn dadurch ſelbſt zum Schweigen bringen und endlich ohne Zucken, mit ungebeugtem Mannesmuthe dem Tode entgegen gehen, oder auf die Gefahr, ſich ſchnöde zurückgewieſen zu ſehen, noch einen Verſuch zu ſeiner Rettung machen? Die Gefahr ſtand in ungleichem Verhältniſſe zu dem möglichen Gewinne, und die lezte Regung ſeines empörten Stolzes niederkämpfend, ſagte er, ſobald ſein Henker ausgeſprochen: „Du magſt mit deinem Spotte Recht haben, Freund; aber was trägt es dir ein, wenn du mich tödteſt?“ Sichtbar von der Frage überraſcht, ſchwieg der Andere, und Howard, dies für ein günſtiges Zeichen nehmend, ſprach weiter: „Nichts trägt es dir ein, nichts für dieſe und für jene Welt, als hier einen Mord mehr auf deinem Gewiſſen, und dort eine Vertretung mehr vor Gottes Richterſtuhle. Alſo dächte ich, Freund, du erwägteſt das, erſparteſt dir beides und nähmeſt für mein Leben ein ſchönes Stück Geld. Ich bin reich, ſehr reich.“ — „Hm,“ erwiderte der Andere, „was Ihr hattet, hattet Ihr, und was Ihr etwa noch in den Kleidern habt, kann uns nicht entgehen.“ — „Du biſt ſehr irre,“ verſezte Howard, „wenn du meinſt, daß ich außer der Börſe und der Uhr, und den ſonſtigen Kleinigkeiten, die ihr vielleicht mir ſchon abgenommen, den Werth eines Schillings bei mir trage. Aber daheim beſize ich noch viel, und forderſt du nicht mehr, als ich beſize, ſo nimm mein Wort zum Pfand, es ſoll für meine Befreiung dein eigen ſeyn. Beſtimme du ſelbſt den Preis.“ — „Daß ich ein noch dummerer Narr wäre als du!“ rief der Unbeſtechliche. „Erſt ließe ich dich frei, und käme ich dann, mir den Lohn zu holen, würde ich zum Lohne aufgehangen. Nein, ſo dumm iſt Patrik nicht.“ — „Mein Ehrenwort —“ entgegnete Howard. — „Mit dem wird's ſchnell zu Ende ſeyn,“ unterbrach jener. „Hörſt du die Tritte? das ſind die Kameraden.“

Und Howard hörte die Tritte ſchallen, und während ſein Hüter mit teufliſchem Gelächter dem Ausgange der Höhle zueilte, ſchien ſein Herz den Schlag zu hemmen. Es mußten viele Männer ſeyn, die ſich näherten; das deuteten die ſchallenden Tritte an, und ihre Menge tödtete die lezte Lebenshoffnung in Howards Bruſt. In halblautem, inbrünſtigem Gebete flehte er zu Gott, ihm Stärke zu verleihen in der Stunde ſeiner lezten Noth, und ſeine Seele gnädig aufzunehmen. Da wurde es plözlich laut in dem dunkeln Gewölbe, mit verhaltenem Athem lauſchte Howard, und die Verzerrung der wildeſten Wuth auf dem ſcheußlichen Geſichte ſtürzte ſein Peiniger herbei. „Haſt du uns wieder die Soldaten auf den Hals gehezt!“ ſchrie er mit kreiſchender Stimme; „aber du ſollſt mir voran!“ Und einen fürchterlichen Fluch ausſtoßend, raffte er aus dem nächſten Winkel eine ungeheure Spizart auf und ſchwang ſie hoch zum Todesſtreiche über Howard. Doch Verzweiflung im lezten Kampfe um das ſüße Leben gibt Gigantenkraft. Mit ihr — mit Einem Rucke ſprengte Howard ſeine Bande und fiel dem Böſewicht in den Arm. In demſelben Augenblicke rief der Sergeant: „Vorwärts, meine Jungen, unſern Lieutenant zu retten!“ — Howard hörte den Ruf, erkannte die Stimme und rang vergebens, den bewaffneten Arm zu halten. Der Andere riß ſich los, zuckte die Art und — vom tödtlichen Blei getroffen, wankte er ſtöhnend zurück. Im nächſten Momente durchbohrten ihn ſechs Bajonette. „Haltet ein! greift ihn lebendig!“ rief Howard. Es war zu ſpät: eines der Bajonette hatte den Verwundeten in's Herz getroffen. „Sie hätten Halt befehlen ſollen, als die Spizart über Ihrem Kopfe hing,“ lächelte der Sergeant, und Howard drückte dem braven Soldaten die Hand. — Auf dem Heimwege erfuhr er von ihm, daß gegen Mittag ein alter Mann — der Beſchreibung nach der warnende Greis — zu ihm in's Dorf gekommen, ihm geſagt, er werde in der Höhle, wo ſie die Brennerei zerſtört, ſeinen Lieutenant in Gefahr finden, und ſich entfernt habe, ohne weitere Auskunft und Spur. Auch iſt es Howard nie gelungen, zu erfahren, was aus dem alten Manne geworden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

(Fortſezung.)

Menſchenſchlag. Volkscharakter.

Der Menſchenſchlag iſt, was den geborenen Hamburger betrifft, nicht ſchön zu nennen. Das Geſicht iſt meiſtens breit, flach und ohne Ausdruck, der Mund groß, die Zähne ziemlich ſchlecht, die Naſe unſchön, die Backen-

knochen etwas hervorstehend, die Augen sind häufiger grau, als blau oder schwarz, und Kinn und Stirne klein; das Haar ist in der Regel dunkelblond. Der Wuchs ist untersezt, die Haltung, namentlich bei den Männern, schlecht, bei den Frauen etwas besser. Allen diesen Gesichtern fehlt Jugendlichkeit und Frische; Sorge, Arbeit, Leidenschaften drücken frühzeitig ihren Stempel darauf, und selten begegnet man blühenden Wangen und einer glatten Stirne, und begegnet man ihnen einmal, so darf man fast mit Sicherheit darauf rechnen, daß sie Ausländern angehören. — Der Volkscharakter ist im Ganzen ernst, sehr ernst. Die Kinder werden zu früh zur Schule angehalten, und kaum dem Knabenalter entwachsen, übergibt man sie schon dem Ernste des Lebens. Indeß rächt sich die mißhandelte Natur, und der in seiner Kindheit schon mit Mühseligkeiten Beladene hascht, kaum zum Jünglinge herangereift, um so begieriger nach den Freuden und Genüssen des Lebens. Daher die rohe Genußsucht, die man besonders der sich dem Handel widmenden Jugend mit Recht zum Vorwurfe macht, daher die bleichen, abgelebten Gesichter, die mit Runzeln bedeckte Stirne unserer Jünglinge, daher so manches Familienunglück. Trifft man nicht bald in Hinsicht des Unterrichts und Lernens eine Veränderung, so sehen unsere Nachkommen einer schlimmen Zukunft entgegen. Daß unsere Kinder der höhern Classe allein durch zu frühe und zu große Anstrengungen siech, schlaff, verderbt und dadurch geistlos werden, zeigt die Jugend der niedern Stände, die frisch und fröhlich, gesund und rein jugendlich auftritt, und bei weitem weniger verderbt — wenn gleich ungezogener — als die der höhern Stände ist. Schon oft habe ich mit Freuden einem Straßenjungen in das volle, lachende Gesicht geblickt, während ich mich tausendmal mit Schmerz von dem abgelebten, vor der Zeit gealterten, mit dem Stempel der Sünde bezeichneten eines reichen Jünglings abwandte. So ist auch in spätern Jahren jene reine Fröhlichkeit, die manchen Deutschen so liebenswürdig macht, bei uns nicht zu finden, und der Witz fehlt uns gänzlich. Wir sind arbeitsam, brav von Gesinnung, wohlthätig, wir haben eine Menge bürgerlicher und häuslicher Tugenden, aber keine Liebenswürdigkeit; wir besitzen Geld und Genußsucht, allein wir verstehen nicht, uns reine, ungetrübte Genüsse zu verschaffen, die etwa ausgenommen, die das Wohlthun gewährt. Das Alles ist Folge unserer Jugendverkümmerung. Zudem sind unsere Schulen, der Mehrzahl nach, mittelmäßig, und selbst das Johanneum, wohin wir doch unsere den Studien sich widmenden Jünglinge senden müssen, weil es die einzige Gelehrtenschule ist, hat von seinem frühern, unter Gualir erworbenen Ansehen viel verloren, obgleich es noch einige tüchtige und wackere Männer zählt.

Ich beabsichtige, in Volksbildern in aufsteigender Linie unsere verschiedenen Classen und Gewerke zu charakterisiren, und mache damit gleich jezt den Anfang.

Die Wasserträgerin steht unstreitig auf der allerunterstен Stufe. Diese elendesten aller menschlichen Geschöpfe tragen fast ohne Ausnahme den Stempel der Verworfenheit, die sich auf ihren abscheulichen, zum Theil vom Laster entstellten und verstümmelten Gesichtern nur zu deutlich ausspricht. Man kann diese gebückten, mit schmutzigen Lumpen bekleideten Gestalten, mit den fleischlosen Gesichtern, den roth gesäumten Augen, den eingedrückten Nasen, kaum ohne Entsezen ansehen, wie sie mit der lezten Anstrengung ihrer Kräfte unter den schweren Wassereimern daher keuchen; und solche Geschöpfe sind es, die den Haushaltungen das zuführen, was Keiner entbehren kann, das Wasser!

(Die Fortsezung folgt.)

London, November.

(Beschluß.)

Greens Luftreise.

Der Flug über den Kanal hatte kaum eine Stunde gedauert, denn laut Hollonds, bereits im Druck erschienenen Journals waren die Reisenden schon zehn Minuten vor sechs Uhr einige Meilen östlich von Calais über französischem Grund und Boden gewesen. Das Aufsehen, welches das Erscheinen des Ballons im schönsten Brillantfeuer in Calais erregt, wie es die ganze Bevölkerung auf die Beine gebracht und mehrere junge Leute ihre Pferde bestiegen und nach der Richtung des Ballons gejagt, alles das war vier-und-zwanzig Stunden später hier genau bekannt, doch auch das Lezte, was mehrere Tage lang Glauben verdiente; freilich wurden die absurdesten Dinge die und da geglaubt. So lange die Zeitungsschreiber nichts wußten, logen sie frisch weg, und sie mußten lügen. Jedermann griff nach den Blättern, in der Gewißheit, etwas über die Luftreisenden zu finden. Hätte er nichts gefunden, so würde er das ganze Blatt unwillig weggeworfen haben. Dann ist es auch möglich, daß die Lügenden selbst an der Spize der Belogenen standen. Eine Menge müßiger Spaßvögel schienen es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, den Redaktoren Nasen zu drehen. Dies geschah selbst den Herausgebern der Times, deren Stolz das Ding gewaltig übel nahm. Sie theilten in einer expressen Auflage einen Brief mit, der ihnen von dem Capitän eines so eben eingelaufenen holländischen Dampfschiffes zugekommen sey, und in welchem derselbe die Ankunft der Luftschiffer in Holland meldete. Tags darauf sahen sie sich zu der Erklärung genöthigt, daß nicht bloß das gestern erwähnte holländische Dampfschiff nicht eingelaufen sey, sondern auch der Schreiber des Briefs ihnen etwas weiß gemacht habe, und anstatt das Publikum um Verzeihung zu bitten, weil sie es angeführt, gaben sie ihren Aerger, weil sie sich hatten anführen lassen, deutlich genug durch die Worte zu erkennen: some long-shore wag — we hope he will not follow his unlucky trade till its usual end — hanging — sent us etc. Und dieses Lügensystem beschränkte sich keineswegs auf das endliche Schicksal der Reisenden: zur Abwechselung wurde über den Zweck ihrer Fahrt, über ihre eingenommenen Vorräthe u. s. w. das wunderlichste Zeug preisgegeben. Die Einen versicherten, eine ungeheure Wette des Marquis N. N. mit dem Herzoge N. N. sey die Veranlassung des Unternehmens. Dem widersprachen Andere: sie wußten ganz zuverlässig, daß Calcutta das Ziel der Fahrt sey, und berechneten in sanguinischen Zahlen die bedeutenden Vortheile, welche dem ostindischen Handel daraus erwachsen müssen, wenn er künftig mit dem Ballon betrieben werden könne. Das belächelte ein Dritter: wäre es auf Calcutta abgesehen, meinte er, so würden die Reisenden weder mit einem Ofen, noch mit einigen Tonnen Kohlen sich versorgt haben; nein, ihr Ziel liege nördlich, und man bedauere nur, daß man über die Sache nicht ausführlicher seyn dürfe. Es existirt am Ende kein leichtgläubigeres Geschlecht als das hiesige, und wenn die Londoner bisweilen über die gullibility der Pariser lachen, so sind die Pariser zu Repressalien vollkommen berechtigt. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 17. December 1836.

Wie mit Gold die Wälder prangen,
Rosen gleich die Bäum' erblühn!
Erde will wie Himmel glühn,
Eh' sie starr liegt und vergangen.

Justinus Kerner.

Gedichte von Adolph Stöber.

Der Bergwald im Herbst.

Schneegänse fliegen schnatternd durch die Luft,
Des Winters nordischplaudernde Gesandtschaft;
Thaleinwärts schreit' ich, und im Nebelduft
Vor meinem Auge schwebt die Waldeslandschaft.

Die Buchen stehen alle dunkelroth
Im Streiflicht, das erhellt der Dünste Rauchen;
Wie Kranken noch das Antlitz farbig lobt,
Kurz ehe sie die lezte Kraft verhauchen.

Gleichgültig schau'n die Tannen, allzeit grün,
Herunter von des Berges höchster Kuppe;
Doch mitten inne seh' ich träumend glühn
Hellgeld und röthlich eine Birkengruppe.

Wie hast du dich so wunderlich geschmückt,
Du Birkenwäldchen, rauh vom Wind gefächelt?
Wie scheinst du mir so schwärmerisch entzückt,
Wehmüthig fast, wie man im Wahnsinn lächelt!

Ja, wie in Blumenzier Ophelia,
Die irre Maid, hinspielt' in ihrem Leide,
So steht das arme Birkenwäldchen da
Im Nebelduft, in wunderlichem Kleide.

Wie seltsam regt der Herbstwald mir die Brust!
Es bebt mein Herz in Wonn'- und Wehmuthsschauern,
Irrt, wie Ophelia, zwischen Leid und Lust
Und weiß nicht, soll es lächeln oder trauern.

Das Lied von der Windsbraut.

Ich lauscht' in die finstere Nacht hinaus,
Im Rauchfang wühlte der Lüfte Braus.

Jezt hört' ich Flehen und stürmisch Drohn,
Und jezt Wehklagen und Jammertön.

Und wie es wimmert und stöhnt und rauscht,
Da hab' ich ein seltsam Lied erlauscht:

„Geboren bin ich auf Nordlands Haid,
War eines Königs einzige Maid.

Ein Königssohn mich zu freien kam,
Den gab mir der Vater zum Bräutigam.

Daheim und ledig däuchte mir baß,
Und heimlich schwor ich dem Freier Haß.

Und als wir jagten im dunkeln Holz,
Schoß ich in den Rücken ihm einen Bolz.

Alsbald auf nebelgrauem Roß
Ein Reiter aus den Lüften schoß.

Am langen Haare fing er mich ein:
Hurrah! nun mußt du die Windsbraut seyn!

Und weit auf dem lustigen Roß seither
Reißt er mich fort über Land und Meer.

Und singen muß ich arme Maid
In allen Landen mein eigenes Leid.

Weh, weh, schon gibt er dem Rosse den Sporn,
Und reißt mich von hinnen im jähen Zorn!“

Noch hört' ich ferne des Lieds Geschrill,
Drauf ward's im Rauchfang wieder still.

Früher Tod.

Der Eltern Pfleg' und Liebe
Hat so das Kind bewegt,
Daß ihm von Gegenliebe
Das ganze Herz erregt.

Es lernte spät und frühe
Zu freu'n die Eltern werth,
Daß bald in süßer Mühe
Sein Leben war verzehrt.

Und auf dem engen Räumchen,
Wo's nun begraben liegt,
Ein junges Rosenbäumchen
Die grünen Zweige wiegt.

Sie hatten kaum begossen
Das Bäumchen auf der Gruft,
Da fing es an zu sprossen
In linder Maienluft.

Es eilte sich zu färben
Mit Blüthen rosenroth;
Doch mußt' es bald ersterben —
Es blühte sich zu todt.

Schlug wohl in's Bäumchen glühend
Des Kinderherzchens Trieb,
Sich zu verzehren blühend
In Dank und Gegenlieb?

Die Londoner Spielhäuser.

(Fortsetzung.)

Crockfords Koch ist der berühmte Monsieur Ude, der tausend Guineen jährlichen Gehalt hat, und dieser hat einen andern Koch unter sich, der fünfhundert Guineen erhält. Zudem führt Monsieur Ude nur selten in eigener Person die Oberaufsicht in der Küche; dies geschieht nur, wenn der Herzog von Argyll oder ein anderes ausgezeichnetes Mitglied des Clubs es wünscht. Daß die Weine, die auf Crockfords Tafel kommen, an Auswahl und Mannichfaltigkeit nichts zu wünschen lassen, geht schon daraus hervor, daß man den Werth des Kellers, aus dem das Haus versorgt wird, und der Crockfords Sohn gehört, auf 70,000 Pfund angeschlagen hat. Von der Großartigkeit der Einrichtung bei Crockford kann man sich ferner einen Begriff machen, wenn man weiß, daß beständig nicht weniger als drei-und-dreißig Lakaien angestellt sind; die eine Hälfte derselben hat den Dienst bei Tage, die andere bei Nacht; sie sind in die reichsten Livreen gekleidet und sehr gut bezahlt. Gegen die Gäste des Hauses sind sie erstaunlich artig, das heißt, sie verstehen vollkommen ihren Dienst. Man kann sich daher wohl vorstellen, daß sie, neben den vortrefflichen Soupers und den köstlichen Weinen, nicht wenig dazu beitragen, den Glanz des Ortes zu erhöhen, der unglücklichen Opfer Sinne zu blenden und sie ihrem Untergange entgegen zu führen; denn wenn diese das erste Mal solche Pracht sehen, bedenken sie nicht, daß Alles auf ihre und ähnlicher Thoren Unkosten geht. — Auch im untern Stocke befindet sich neben dem Lesezimmer ein Appartement für Hazardspiele, das jedoch kleiner als das im obern Stocke ist. Dieses Spielzimmer wird geöffnet, wenn die Parlamentssitzungen geschlossen sind, zu welcher Zeit die Zahl der Spiellustigen in der Stadt weit geringer ist; der obere Saal bleibt dagegen geschlossen.

Mit dem Schlage eilf wird das Hazardspielzimmer geöffnet, und alsbald kommen die Würfel in Bewegung. Crockford stellt sich in einer Ecke des Saals vor ein kleins Schreibpult, das er bis zum Schlusse des Spiels nie verläßt. Er macht stets seinen eigenen Sekretär, denn keinem im Hause Angestellten ist es unter irgend einem Vorwand gestattet, so lange die Spieler an der Arbeit sind, das Zimmer zu betreten. Die Stelle eines Oberaufsehers, Inspektors oder Croupiers versieht ein Master Page. Er sitzt Crockford gegenüber in der Mitte des Spieltisches, und gleicht einem kleinen König auf seinem Throne. Wie anderwärts, ruft er den Erfolg des Spiels aus und zieht mit seiner kleinen Schaufel die Gewinnste ein oder schiebt die Verluste der Bank hin. Dieser Mann genießt des vollen Vertrauens der Noblemen und Gentlemen, welche diesen Theil des Hauses besuchen, und ob er gleich von Crockford — wie man sagt mit dem fürstlichen Lohne von fünfzig Guineen wöchentlich — für seine Dienste bezahlt wird, kann man ihn doch nicht wohl einen Diener des Hauses nennen. Neben Crockford befindet sich die Bank, das Ding, das jeder Gimpel zu sprengen meint, bevor er von seinem Stuhle

aufsteht, das er aber, wenn er abzieht, durch seine Bemühungen nur noch mehr befestigt sieht.

Der Eintritt in das Haus ist bis zwei Uhr Morgens gestattet, und Jedermann kann bis zu dieser Zeit zu spielen anfangen; nach dieser Zeit wird die Thüre geschlossen und Niemand mehr zugelassen; diejenigen, welche schon im Hause sind, müssen es aber nicht verlassen, sie können vielmehr fortspielen, so lange es ihnen gefällt; und manche bleiben bis vier oder fünf Uhr, ja es kam erst im vorigen August vor, daß eine Partie bis acht Uhr am Spieltische sitzen blieb.

Auf allen in den Hazardspielzimmern befindlichen Tischen sind einerseits die Worte „Odds for," andernseits „Odds against" in das grüne Tuch eingestickt. Große Summen werden bei Crockford auf Kartenspiele gesezt, doch die Hauptplünderung geht beim französischen Würfelspiel vor sich: dort werden die „Tauben gerupft." Es ist daher eine Hauptaufgabe der Spielwerber, ihre Opfer dahin zu bringen, daß sie die Karten weglegen und das Hazardspielzimmer betreten, wo die Sache in den meisten Fällen in wenigen Stunden abgethan ist. Die Einsätze sind gewöhnlich sehr hoch, so daß oft drei, vier Tailen hinreichen, den Spieler zum Bettler zu machen. Es ist fast unglaublich, welch ungeheure Summen oft junge leichtsinnige Edelleute bei Crockford in einer Nacht verlieren. Es sind nun sieben Jahre her, daß einer mit Tailen von 10,000 £ in wenigen Stunden 60,000 £ verlor, und kaum vor drei Jahren verlor ein edler Lord, der Enkel eines alten, edlen Grafen, in einer Nacht 30,000 £. Der Gewinnende war ein edler Marquis, ein famöser Spieler, und, wie man sagt, Theilhaber an der Bank. Verluste von 5000, 7000, 10,000 £ in einer Nacht gehören nicht zu den Seltenheiten, wenn ein reicher „Flat" in's Garn gegangen ist. — Crockfords Anstalt hat eine Eigenthümlichkeit, welche sie von allen andern Spielhäusern unterscheidet; alle Mitglieder des Clubs nämlich, so wie die von ihnen Eingeführten, spielen stets nur gegen das Haus oder die Bank. Dies gilt jedoch bloß von den Hazardspielen, denn im Kartenspielzimmer können sie gegen einander selbst, oder gegen die Bank spielen. Unter dem Haus oder der Bank ist Master Crockford zu verstehen, der aber immer durch den Inspektor oder einen andern Freund repräsentirt wird, denn persönlich nimmt er nie weder eine Karte noch einen Würfel in die Hand. Sein Geschäft besteht lediglich darin, den Erfolg des Spiels zu beobachten und die Geldangelegenheiten abzumachen, und damit ist er hinlänglich in Anspruch genommen. Der Club wurde nach dem Grundsatz gegründet, daß zwei Mitgliedern oder zwei Fremden nicht gestattet seyn solle, gegen einander Hazard zu spielen, damit nicht die zwischen ihnen bestehende oder vorausgesezte Freundschaft dadurch gestört werde, daß sie Geld von einander gewinnen; abgesehen davon, daß es einen fatalen Eindruck machen müßte, wenn öffentlich sowohl, als im Privatleben nacherzählt würde, Marquis A. habe von Lord B. im Spiel ein bedeutendes Vermögen gewonnen. Diese Rücksichten führten den Entschluß herbei, eine Anstalt zu errichten, wo alle Mitglieder Gelegenheit hätten, gegen den Eigenthümer zu spielen, der nicht aus ihrer eigenen Classe, vielmehr ein bloßer Geschäftsmann wäre, den sie nach Gefallen rupfen könnten. Der verstorbene Herzog von York und ein gewisser Marquis hatten zuerst diese Idee, und wenigstens Einer soll im Geheimen an dem Geschäft betheiligt gewesen seyn und Crockford, der damals zu arm war, um für die Bank haften zu können, mehr als 100,000 £ vorgeschossen haben. Jezt soll übrigens Crockford der einzige Eigenthümer seyn. Sagt das Gerücht wahr, so hat einer der beim Geschäfte betheiligt gewesenen Edelleute nach und nach mehr als 1,500,000 £ Gewinn herausgezogen; es ist aber auch bekannt, wie er es wieder unter die Leute gebracht hat. Er spielt nun selten mehr, und höchstens, wenn es sich darum handelt, eine Taube zu rupfen. Crockford bedarf jezt keiner Unterstüzung mehr, und wie mir ein Mann, der für genau unterrichtet gelten kann, versichert, ist er jezt wenigstens 300,000 £ werth. Doch sey dem wie ihm wolle, seine Bank ist noch nie gesprengt worden. Sein Inspektor, oder Croupier, oder ein anderer seiner erfahrenen Freunde sind stets bereit, sich auf jedes Spiel und zu jedem Satze einzulassen. Will ein Nobleman oder Gentleman, dessen Vermögen hinreichende Bürgschaft bietet, einen Satz von 100,000 £ wagen, so wird er von Master Crockford auf der Stelle acceptirt.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, December.

(Fortsezung.)

Volksbilder in aufsteigender Linie.

Die Gassenkehrer sind ein nothwendiges Uebel. Sie stehen unter dem Pächter des Gassenkummers (wie man hier den Straßenunrath nennt), der vom Volke Dreckjuweller genannt wird, weil er bedeutenden Vortheil aus seiner Pachtung ziehen soll. Zum Gassenkehren geben sich in der Regel nur solche Subjekte her, die sonst im Leben gänzlich gescheitert, vielleicht gar schon den Strafanstalten verfallen gewesen sind. Gewöhnlich theilen ihre Weiber das schmuzige Geschäft mit ihnen. Der Mann ist in einen Anzug von grauer Leinwand gehüllt, trägt große, wasserdichte Stiefeln, einen fuchsrothen, zerrissenen und zerdrückten Hut und zeichnet sich durch sein

gröbliches oder erdfahles, schmutziges Gesicht aus; schon in weitem Umkreise verpestet er die Atmosphäre, so wie sein Weib, die mit der Wasserträgerin auf einer Stufe steht und in Hinsicht ihres Aeußern leicht mit dieser zu verwechseln ist. — Der Sandfuhrmann hat ein reinlicheres Geschäft, ohne ein reinlicheres Aeußere zu haben, als der Vorhergehende. Mit gellendem, abscheulich klingendem Geschrei, in das sich oft die kreischende Falsettstimme seines jüngern Begleiters mischt, fährt er langsam durch die Gassen. Man erblickt unter ihnen häufig violettrothe Gesichter, aus denen die scheußlichste Trunksucht spricht. — Die Fischweiber sind mit Recht berühmt im Auslande, schon deßhalb, weil sie in unserm republikanischen Staate gleichsam eine Monarchie gebildet haben; sie wählen sich eine Königin, die ihren Thron auf dem sogenannten Hopfenmarkte aufgeschlagen hat und von hier aus ihre Untergebenen als Autokratin beherrscht, auch wohl gelegentlich einmal Frieden stiftet, wenn der Tumult ihr zu arg wird. Gewöhnlich ist diese Königin eine feiste, wohlhabende Person mit rundem, rothem Angesichte, die schon durch ihr Aeußeres imponirt. Was man von der Grobheit und Unverschämtheit der Fischweiber erzählt, ist nicht übertrieben. Kein Schacherjude überfordert und betrügt wie sie, und wer ihnen die Hälfte des Geforderten bietet, ist noch immer übervortheilt. Sie färben die Kiemen der Fische mit Blut roth, um diesen ein frischeres Ansehen zu geben; sie wissen mit der Hand gewisse Bewegungen zu machen, indem sie den Schwanz der Fische auf eine eigene Weise kneipen, um todten den Anschein von lebendigen zu geben; sie schwören und fluchen bei jeder Betheuerung, und schelten, wenn man ihnen nichts abkauft. Sie stecken voll stehender Witzworte, wie denn sie und die Gassenjungen die einzigen witzigen Personen in Hamburg sind. Ihre Männer, meist die nichtsnutzigsten Subjekte, Säufer, Raufer und Hazardspieler, verbringen oft an einem einzigen Abend, was sie die Woche über mühsam erworben haben, und wollen sie sich dagegen auflehnen, so gibt es ein Gefecht, und die Polizei bekommt zu thun. Gewöhnlich sind die Fischweiber nicht mehr jung, und greifen erst zu diesem Geschäfte, nachdem sie in Folge eigener Verschuldung oder der ihrer Männer herabgekommen sind. Ihre Kleidung unterscheidet sich von der der ärmern Classe nur durch eine eigene Art von Mützen, die sie tragen, indem sie eine weiße, mit gewebten Kanten garnirte Schnippe gerade über die Stirne legen. Sie können, wenn sie ihr Geschäft verstehen, viel Geld verdienen, und eine gewisse Klugheit und Menschenkenntniß ist ihnen nicht abzusprechen. — Die Gemüsehändlerinnen sind meist Bauerweiber, die mit den aufgekauften oder selbst erzielten Grünwaaren wöchentlich einige Male zur Stadt kommen. Sie haben entweder ihre bestimmten Plätze auf den verschiedenen Märkten, oder gehen von Haus zu Haus, indem sie mit einer häßlichen, näselnden Stimme ihre Waaren auf den Gassen ausbieten. Ihre Tracht ist ländlich und besteht aus einem kurzen dunkeln Rock von grober Wolle, einem grüntuchenen kurzen Leibchen mit silbernen Knöpfen, einer blauen Schürze, einem schreiend rothen Halstuche, einer dunkeln kattunenen Mütze und einem runden, wie ein Deckel gestalteten Strohhute, den sie auf die Spitze des Kopfes stülpen und durch breite Bänder unter'm Kinn festhalten. Sie sind größtentheils gute, ehrliche und höfliche Geschöpfe von weniger Rede, sehen gesund und wohlgenährt aus und halten in der Regel feste Preise. Von Zänkereien oder gar von Thätlichkeiten, wie unter den Fischweibern, hört man bei ihnen nicht; die Verderbniß der großen Stadt scheint sie noch nicht angesteckt zu haben. — Die fleißigen Bardowikerinnen kommen mit ihren Landesprodukten sieben Meilen weit hieher. Bardowik, jenseits der Elbe bei Lauenburg gelegen, war früher eine bedeutende Stadt, von der man jetzt nur noch die Stelle kennt. Jetzt wachsen dort, wo sonst Häuser und Paläste standen, die vortrefflichsten gelben Rüben, Zwiebeln, Petersilien, Sellerie u. s. w. Die Bardowikerinnen sind in der Regel sehr hübsche, gesunde, rothbackige, aber etwas zudringliche Dirnen, deren Tracht jedem Fremden auffallen muß. Ueber den Kopf binden sie ein rothes, blau gewürfeltes Tuch, so daß man weder das Haar, noch eine Mütze sieht, und knüpfen die Enden desselben unter dem Kinn zu. Ein scharlachrothes Leibchen ohne Ermel, mit gelbem oder grünem Bande besetzt, schneeweiße, aufgekrempte Hemdermel, ein scharlachrother, hinten aufgeschürzter Rock mit Bandbesatz und nackte Füße vollenden die auffallende, aber nicht unangenehme Erscheinung dieser ländlichen Schönen, denn so kann man sie zum Theil mit Recht nennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 296:

Die Steinkohlenlager.

Räthsel.

Audax omnia perpeti
Gens humana ruit per vetitum nefas.
Horat.

Ein furchtbar Weis, reich, prächtig, schön und klug,
Ja weise selbst; ihr kennt sie nicht genug.
Sonst bautet ihr nicht Schlösser in die Luft,
Sonst suchtet ihr nicht Seelen in der Gruft,
Sonst lieset eure Pfade nicht hinweg
Die Kreuz und Quer nur über ihren Weg.

Sie hat euch Kindern Spielraum ja genug
Gegeben; sprecht, mit welchem Recht und Fug
Ihr immer über ihre Schranken lauft,
Und dort euch Tod nur und Verderben kauft?
Denn jenseits dieser Schranken kocht sie Gift,
Das Alle, die darüber springen, trifft.

Schnell mordend, langsam schleichend, grob und fein,
Doch euern zarten Mägen stets zur Pein.
Warum sie's braut? ihr wißt es nicht so recht;
Vielleicht, damit sie euern Undank rächt:
Hat sie nicht längst nach einem schönen Plan
All ihren Schmuck für euch nur angethan?

Euch sollte wohl in ihren Gärten seyn,
Ihr solltet euch, unschuld'ge Kinder, freu'n.
Ihr solltet spielen in dem weiten Raum
Und Weisheit von ihr lernen fast im Traum,
Und lieben lernen, wie sie euch geliebt,
Die treuen Söhnen alles Gute gibt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 19. December 1836.

Seyn oder Nichtseyn, das ist hier die Frage!
— Das ist die Rücksicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.
Shakespeare.

Ueber die Relationen der sinnlichen und übersinnlichen Welt.

Die nachstehenden Gedanken über den Bezug zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt sind auf Veranlassung eines Vorfalls niedergeschrieben worden, den Dr. Kerner in seiner weit verbreiteten Schrift: Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, * deren nähere Kenntniß wir wenigstens bei dem größeren Theile unserer Leser bereits voraussetzen, beschreibt, eines Vorfalls, der, wenn seine Wahrheit außer allen Zweifel gesetzt werden könnte, zu den wichtigsten und außerordentlichsten Ereignissen gehören und die Stelle einer zweiten Offenbarung vertreten würde. Die Gottheit hat das Geheimniß unseres Zustandes nach dem irdischen Tode auf eine so äußerst bedutsame Weise verborgen, und ist dabei von so vielen Rücksichten, deren unumgängliche Nothwendigkeit uns selbst schon in die Augen springt, geleitet worden, daß eine gerichtlich constatirte, ganz unzweifelhafte Geisterer-

* Kerner, Dr. Justinus, eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt. 8. Stuttgart und Augsburg, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1836.

scheinung, um was es sich in Kerners Schrift handelt, auf den ersten Blick geradezu wie eine unentschuldbare Nachlässigkeit in Wahrung jenes tiefen und nothwendigen Geheimnisses erscheinen dürfte, welcher Mittelbehörde diese Wahrung von der göttlichen Vorsehung nun auch anvertraut seyn möge. Ich muß meinen Spruch auf diese Weise anheben, um das Grundprincip meiner Ansicht von diesen Dingen sofort voran zu stellen und nicht von Unverständigen, wie es auf Veranlassung ähnlicher Diskussionen schon öfters geschehen ist, neuerdings des Aberglaubens und Mysticismus beschuldigt zu werden. Denn ich gestehe mit der nämlichen Aufrichtigkeit, mit welcher ich mich zu jenem Grundsatze bekannt habe, daß ich durch ganz eigenthümliche Lebensverhältnisse oft zur Unbesonnenheit der feurigsten Bitte an die Gottheit verleitet worden bin, meinen Glauben, jener hell eingesehenen Ungewährbarkeit zuwider, durch wirkliches Schauen zu unterstützen, daß ich nie auch nur der kleinsten, vielleicht ausnahmsweise verhofften sinnlichen Befriedigung dieses Wunsches theilhaftig geworden bin, mich beim Vortrage desselben aber auch nie eines geheimen, tiefen, unabweisbaren Schauders habe enthalten können, welcher mir, in Betracht der Unableugbarkeit und Beständigkeit der Thatsache, als unumstößlicher Beweis der Realität des mich umgebenden Geisterreichs gegolten hat, gleichsam als wenn mir zu dessen andersartiger

Auffassung der weitere bestimmte Sinn noch gebräche. Also an diese Realität eines uns näher oder ferner umringenden Geisterreichs, an die Möglichkeit einer beständigen geheimen Relation zwischen der sinnlichen und jener übersinnlichen Welt, sogar an die Möglichkeit eines, zwar besondern Gesetzen unterworfenen, aber bestimmten, aus jenem geistigen Gebiete auf die sinnliche Welt erfolgenden Einflusses, glaube ich eben so fest als an die oben hervorgehobene allgemeine Nothwendigkeit, dem sterblichen Menschen den Zugang zu diesen Ueberzeugungen zwar durch Ahnung und Schluß, nicht aber durch wirkliches Schauen und Ergreifen zu eröffnen, und also Dinge nicht zur palpabeln Gewißheit zu erheben, deren Profanation die schlimmsten Folgen für den Einzelnen und für das Ganze haben könnte.

Verbergen wir uns nämlich zuvörderst nicht, daß die Festhaltung des Menschen auf dem Gebiete der Erde, welches er sonst, gedrängt vom Gefühle tausendfacher Unvollkommenheit, geängstigt durch Lebensüberdruß, durch Krankheit, Sorgen — ach! was soll ich Alles nennen! — fast immer zu früh verlassen würde, großentheils nur vermittelst des Clairobscur bewirkt wird, in dessen schwachem Dämmerlichte die Gottheit uns das Folgeleben erblicken läßt. Greift in euern Busen! wer würde den Zwecken der Vorsehung hienieden ausdauern wollen, wenn sich die Zukunft im vollen Tagesglanze der Gewißheit, der unumstößlichen, allen geheimen Zweifel schlechterdings ausschließenden Gewißheit, vor seinem Auge enthüllte? wenn ein abgeschiedener Geist als Bote aus den Gefilden jenes Folgelebens in eine oft so unendlich trostlose Gegenwart herüber schwebte und durch seine Erscheinung die Fortdauer sinnlich verbürgte? Das Leben liegt zuweilen so erdrückend auf uns, die Forderungen, welche es an uns macht, erscheinen auf den ersten Blick so ganz unerschwinglich, daß die Flucht augenblicklich angetreten werden würde, sobald die Zuflucht so bestimmt wäre. Nur die stille, durch den Augenschein noch nicht ganz beschwichtigte Besorgniß wegen dieser lezteren spornt uns an, auf den weitern Kampf mit den Lebensmühen einzugehen und den Zwecken der Vorsehung durch Ausübung solcher in uns schlummernden Kräfte zu huldigen, deren Aufgebot durch die Umstände wir sonst gewiß nicht abgewartet hätten. Man kann sich durch eine sorgfältige Selbstbeobachtung überzeugen, mit welcher ganz außerordentlichen Geschicklichkeit in unserm Innersten die Hoffnung auf die Zukunft und die, durch den Zweifel daran genährte Anhänglichkeit an die Gegenwart dergestalt gegen einander abgewogen sind, daß wir durch jene Aussicht den von uns als Erdenbürgern erheischten Obliegenheiten nicht entfremdet werden. Es ist ganz unmöglich, des Trostes der höchsten Erwartungen beständig in derselben Stärke und Reinheit zu genießen; der Born dieses seligsten Genusses springt weder immer gleich lauter, noch gleich häufig, und Gott und die Unsterblichkeit sind nicht sowohl ein unentreißbarer Besitz, als vielmehr ein beständiges Suchen und Finden der Gottheit. Diesem Allen aber muß schlechterdings so seyn, weil sich das Haupt des Menschen schon zu den Sternen aufrichtet, während sein Fuß noch auf einem Planeten wandelt, dessen Sorgen und Mühen noch ein Anrecht auf ihn haben und durchgemacht seyn müssen, ehe er sein ursprüngliches Privilegium auf weiteres und höheres Leben geltend machen soll. „Selbst das Buch der Natur," sagt Frau v. Staël in ihrem Werk über Deutschland, „ist widersprechend; man gewahrt die Sinnbilder des Guten und Bösen fast in gleichem Verhältnisse darin, und diese Anordnung ist von der Vorsehung darum getroffen worden, damit der Mensch seine moralische Freiheit zwischen entgegengesezten Wahrscheinlichkeiten, zwischen Hoffnungen und Befürchtungen von der nämlichen Stärke üben könne. Der gestirnte Himmel erscheint uns als der Tempelvorhof der Gottheit; aber der trübe Wiederschein der zahllosen Uebel der irdischen Welt verdüstert diese Himmelsflamme. Nur eine einzige Stimme, ohne Wort zwar, aber nicht ohne Harmonie, ohne eigentliche Kraft, und dennoch unwiderstehlich, ein süßer Wollustton in den tiefsten Tiefen des Herzens verkündet uns einen Gott und eine vollkommenere Zukunft; Alles, was wirklich hoch, hehr, schön, herrlich im Menschen ist, geht aus demjenigen hervor, was er also innerlich und selbstkräftig empfindet; jede heroische Handlung wird durch die moralische Freiheit inspirirt, und die aufopfernde Hingebung in den göttlichen Willen, diese Resignation, welcher sich die Sinnlichkeit mit allen ihren Kräften widersezt, und zu der uns nur der Enthusiasmus des freien Willens begeistern kann, ist so edel, so rein, daß höhere Geister selbst den Menschen darum beneiden könnten."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Londoner Spielhäuser.

(Fortsetzung.)

Crockfords Gewinn ist in manchen Seasons enorm, besonders zu Zeiten, wo die meisten Tauben das erste Mal ausfliegen. Der reine Gewinn für die Anstalt in einem der lezten Jahre soll sich über Abzug der Unkosten, die etwa 1000 £ wöchentlich betragen mögen, auf mehr als 100,000 £ belaufen haben. Soviel ist gewiß, daß einer der ersten Diener das lezte Mal ein Neujahrgeschenk von 100 £ erhielt. In einer Nacht derselben Saison, von der hier die Rede ist, wurde, nach der bestimmten Versicherung eines Augenzeugen, vom Anfang bis zum Ende des

Spiels, das heißt innerhalb acht Stunden, die ungeheure Summe von nahezu einer Million Pfund Sterling in Umlauf gebracht. Dies mag wohl auf den ersten Anblick unglaublich erscheinen; wenn man aber bedenkt, daß bei dieser Veranlassung die Zahl der Spieler ungewöhnlich groß war, und daß viele davon junge Edelleute waren, denen eben großes Vermögen zugefallen war und deren Sätze oft 10,000 £ betrugen, so kann die Angabe nicht übertrieben erscheinen.

Crockford hat neben seiner eigenen Chance als bloßer Spieler noch eine eigene gegen Jeden, der mit ihm spielt, welche man die „für das Haus" nennt, das heißt zu Bestreitung der Unkosten eines so großen Etablissements. Die Chancen oder „Points," wie man sie in der Sprache der „Hells" nennt, welche zu Gunsten des Hauses bestehen, sind nach den Spielen verschieden, aber immer sehr bedeutend. Beim französischen Würfelspiel betragen sie z. B. fünf Procent für jeden Einsatz, oder 100 Procent desselben in einer Stunde, so daß, angenommen, der Spieler wagt 500 £ auf jeden Satz, in einer Stunde an das Haus 500 £ verloren gehen, ohne daß er eine Chance für sich hat, auch nur einen Penny zu gewinnen. Rechnet man fünf Spielstunden auf die Nacht, und für jede Woche sechs Nächte, so hat das Haus in der Woche etwa einen Gewinn von 25,000 £; aus dieser Quelle allein fließt daher in einer Saison von sechs Monaten — so lange dauert etwa der lebhafte Verkehr — die ungeheure Summe von 180,000 £ in Crockfords Kasse. Dabei ist übrigens vorausgesetzt, daß die Bank in jedem Falle die gewinnende Partie sey, was auch, mit wenigen Ausnahmen, wirklich eintritt. Aber selbst angenommen, das Spiel wäre gleich und am Ende hätte weder die eine noch die andere Partie gewonnen, so gewönne doch in diesem Falle das Haus die zu seinen Gunsten bestehenden Points, was die Hälfte obiger Summe ausmacht. Crockford schöbe somit in sechs Monaten 90,000 £ in die Tasche. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß dies nicht Alles reiner Gewinn ist, denn mehr als 30,000 £ gehen für die gewöhnlichen Unkosten der Anstalt auf, abgesehen von den fürstlichen „Douceurs," die er den „Greeks," welche von ihm gebraucht werden, zu machen hat, von den Verlusten, die er zuweilen an Geldvorschüssen erleidet, die ihm nimmer ersetzt werden, und von andern „Zufällen."

Manche meinen, Crockfords Bücher, wenn man sie zur Hand bekäme, müßten über die Spielsucht der englischen Aristokratie die merkwürdigsten Aufschlüsse geben. Dies ist ein Irrthum, denn jene Bücher enthalten bloß fingirte Namen, oder die Anfangsbuchstaben der Gewinnenden oder Verlierenden. So lange sich nicht ein berühmter Spieler entschließt, ein Werk gleich Rousseaus Selbstbekenntnissen herauszugeben, wird man hierüber nie klar sehen; wollte er dies aber, so verspreche ich seinem Werke einen Absatz, wie seit Jahren keines einen erlebt hat.

Wie schon erwähnt, braucht Crockford Individuen, welche ihm unerfahrene Leute abfangen (nach dem Kunstausdruck, Tauben in's Haus bringen). Häufig soll er sie aber auch in andern Spielhäusern verwenden; er streckt ihnen zu diesem Zweck Geld vor, so viel sie brauchen, und gibt ihnen Theil am Gewinne. Auch sind die Fälle gar nicht selten, ja wohl häufiger, als man vermuthet, wo diese Menschen für andere Personen spielen, die es gerne verbergen möchten, daß sie dabei betheiligt sind. Wenn, nach der Spielhaussprache, eine wohlbefiederte Taube „im Wind" ist, so sind Crockfords Flatsänger sogleich bei der Hand. Jahre lang haben sie zuweilen einen Flat im Auge gehabt, ehe es ihnen gelingt, ihn zu umgarnen. Seit vielen Jahren hat kein junger Edelmann bei seinem Eintritt in die Welt Crockford so stark beschäftigt, als der junge Herzog von Buccleuch. Der ungeheure Reichthum, den er seiner Zeit zu erwarten hatte, war aber auch zu lockend. Kein Mittel der Verführung blieb demnach unversucht, ihn in die große Hölle von St. James zu locken; aber stets ohne Erfolg. Seine Liebhabereien wechselten oft genug: das eine Mal sammelte er alte Bücher, das andere Mal antike Vasen und andere Alterthümer, dann verfiel er auf hübsche Meublen. Dies hatte alles nichts zu sagen; dergleichen Liebhabereien konnten ihm bei seinem fürstlichen Vermögen nie verderblich werden, so lange er nur dem Spiele fern blieb; aber wenige Wochen im Hazardspielzimmer Crockfords würden ihn wahrscheinlich zum Bettler gemacht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Leichenhöfe.

Am Allerheiligen- und noch mehr am nächstfolgenden Allerseelentage pflegen die Pariser, besonders aus den arbeitenden Classen, die noch den alten und frommen Gebräuchen ein wenig treu bleiben, die Gräber ihrer verstorbenen Angehörigen, Verwandten und Freunde zu besuchen. Lassen wir einmal den mit den kostbarsten und kunstreichsten Denk- und Grabmälern geschmückten, von Fremden und Einheimischen besuchten und so oft beschriebenen und in Kupfern dargestellten Gottesacker des Père la Chaise bei Seite, und wenden wir uns zu einem der geringern Friedhöfe, z. B. zu dem Cimetière du Mont Parnasse, der südlich von Paris liegt, oder zu dem nördlich am Abhange des Montmartre liegenden. Letzterer nimmt sich sehr malerisch aus, und steht in dieser Hinsicht dem östlichen Cimetière du Père la Chaise am nächsten, denn er bedeckt ebenfalls zum Theil den Abhang eines Hügels, und gewährt von oben herab eine vortreffliche Aussicht über die tiefer in's Ungeheure sich ausdehnende Hauptstadt. Man hat diesen Leichenhof in zwei oder

drei Terraſſen abgetheilt, ſo daß er von Weitem mit ſeinen vielen, ſich über einander erhebenden kleinen Denkmälern und Gebüſchen einen höchſt ſonderbaren Anblick gewährt. Mit den Leichenhöfen hat die Stadtbehörde ihre Noth; denn ſie werden alle zu klein und müſſen nach und nach durch Ankauf daneben liegender Ländereien vergrößert werden, und dennoch werden ſie zuletzt, wenn wegen angrenzender Dörfer oder Landſtraßen keine Vergrößerung mehr möglich iſt, zu enge ſeyn, weßhalb der Preis, welchen die Familien für den Ankauf eines Grundſtückes zur Beerdigung erlegen müſſen, bereits zweimal erhöht worden iſt; minder begüterte Familien begnügen ſich daher mit der Miethe eines ſchmalen Erdſtrichs auf fünf Jahre; nach Verlauf dieſer Zeit werden die Gebeine der Verſtorbenen tiefer verſcharrt und das alte Grab von Neuem vermiethet. Auch verfährt man jetzt äußerſt ſparſam mit dem zur Beerdigung überlaſſenen Raume. Die Gräber werden in unabſehbaren, ſchnurgeraden Reihen, dicht eine an der andern, angelegt, und nur die an Reiche verkauften Grundſtücke liegen einzeln und nehmen einen bedeutendern Raum ein. Jedoch habe ich auch hier geſehen, daß man ſehr ſparſam iſt, und daß in den Familiengräbern, welche ausgemauerte kleine Keller zu haben pflegen, die Todten nicht neben-, ſondern übereinander gelegt werden, jedoch ſo, daß jeder Sarg auf eiſernen Stangen oder auf einer Wölbung ruht. Nur einige großen Grüfte beſitzen ziemlich geräumige Niſchen. Das Verfertigen der Grabmäler aus Stein, Marmor, Eiſen und Bronze beſchäftigt eine Menge von Werkſtätten, die alle neben den Leichenhöfen angelegt ſind; hier befinden ſich bedeutende Magazine von bereits fertigen Denkmälern, zum Theil ſehr geſchmackvollen, die bloß an Ort und Stelle gebracht zu werden brauchen. Es iſt daher auch nichts Ungewöhnliches, daß ſchon einige Tage nach der Beerdigung ein Grabmal daſteht, welches Monate lange Arbeit erfordert hat. Die gewöhnlichen Grabmäler ſind auf den ſchmalen Raum berechnet. Solcher Reihenweiſe aufgeſtellten, faſt gleich hohen und breiten Denkſteine gibt es Tauſende. Da jetzt die Todten ſtreng chronologiſch in Linien beerdigt werden, ſo zeigt eine ſolche Linie die ganze Sterblichkeit eines Monats oder einiger Wochen; auf dieſe Art iſt es auch nicht ſchwer, wenn man das Datum des Sterbefalls kennt, das Grab eines Angehörigen unter den vielen Tauſenden herauszufinden. Die zehn oder zwölf Jahre alten Grablinien erkennt man bald an dem über ſie gewachſenen Cypreſſengebüſche, und leider an der Vernachläſſigung der Gräber.

(Die Fortſetzung folgt.)

Hamburg, December.

(Fortſetzung.)

Volksbilder in aufſteigender Linie.

Die Vierlander, dieſes betriebſame, mit Geſchick und Erfolg den Handel treibende Völkchen, ſollen von den Holländern abſtammen, und zur Zeit der Religionsverfolgung unter Philipp II. hieher gewandert ſeyn. Für dieſe Behauptung ſpricht nicht nur ihr auffallendes Coſtüm, ſondern mehr noch ihre außerordentliche Reinlichkeit und ihre breite, kaum für uns Norddeutſche verſtändliche Sprache. Die von ihnen bewohnten Vierlanden ſind ein fruchtbarer Landſtrich an der Elbe, der Hamburg und Lübeck gemeinſchaftlich angehört. Hier wird zum größten Theil die ungeheure Maſſe von Gemüſen gebaut, die täglich in Hamburg conſumirt wird; hier iſt das Land der berühmten Hamburgiſchen Erdbeeren, die auf unabſehbaren Feldern, gleich dem Getreide, gebaut werden; hier ſind faſt alle Bäume Fruchtbäume, und jedes Fleckchen Land wird entweder zu Gemüſen oder zu Blumen benutzt, wovon im Sommer ganze Kähne oder Ewer voll zur Stadt kommen. Der Fleiß und die Induſtrie der Vierlander ſind in der That bewundernswürdig; denn während ein Theil von ihnen den Boden mit Sorgfalt bebaut, durchzieht ein anderer Theil unabläſſig die Stadt mit großen Körben, worin eine Menge kleinerer befindlich ſind, um die gewonnenen Gemüſe, Früchte und Blumen feil zu bieten. Der Vierlander verkauft gerne ſo theuer als möglich; doch betrügt er nie, weder mit der Quantität, noch Qualität ſeiner Waare; man kauft daher immer das Beſte von ihm, was die Jahrszeit bringt, und wird nie im Maß oder Gewichte betrogen. Im Winter wird ein Handel mit Geflügel, getrockneten Hülſenfrüchten, Obſt und Wallnüſſen, auch wohl mit Sämereien von ihnen getrieben; kurz, dieſe Leute ſind unentbehrlich für unſere große Stadt, und man behandelt ſie, ihrer Ehrlichkeit und Wohlhabenheit wegen, mit mehr Achtung, als andere Verkäufer. Ihre höchſt auffallende Tracht macht ſie zum Gegenſtande des Erſtaunens und der Neugierde der Fremden, während unſer Auge ſich bereits daran gewöhnt hat. Die Männer tragen breitrandige, große Hüte, eine reich mit großen ſilbernen Knöpfen garnirte Weſte von Manchester, über die im Winter — während der beſſern Jahrszeit gehen ſie in Hemdermeln — eine dunkelbraune Tuchjacke gezogen wird, die vorne offen ſteht und reich mit ſilbernen Knöpfen beſetzt iſt; weite, kurze ſchwarze Pluderhoſen, hellblaue wollene Strümpfe und Schuhe mit ſilbernen Schnallen vollenden die Toilette. Noch weit auffallender iſt die der Weiber: der Kopf iſt mit einem runden, breiten, wie ein Deckel geformten Strohhut bedeckt, der das ganze Geſicht beſchattet und ſelbſt dem Nacken bei Regenwetter Schutz gewährt, darunter befindet ſich eine faſt wie eine Pechhaube geformte Mütze, mit einer wahrhaft rieſenmäßigen ſchwarzen Schleife hinten, aus der bei den Unverheiratheten zwei ſehr lange Haarflechten hervorgehen, deren Enden aufgerollt und mit einem ſeidenen Bande umwickelt ſind. Ein ſcharlachrothes Mieder mit grüner oder goldgelber Einfaſſung, aus dem ſchneeweiße, feine, hochaufgekrempte Hemdermel hervorgehen, ein Tuch, das nachläſſig, aber maleriſch um den Hals geknüpft iſt, ein dunkler oder ſcharlachrother Rock mit goldgelbem Saume, der rund um den Leib in ganz dichte Falten gelegt iſt und nur bis zur Kniebiege geht, eine ſauber gehaltene dunkle, eben ſo kurze Schürze, an den Seiten reich mit Stickerei verſehen, hellblaue Strümpfe und Spangenſchuhe vollenden dieſen pittoresken Anzug, zu dem im Winter eine grüne Tuchjacke hinzugefügt wird, die nicht nur mit ſilbernen Knöpfen, ſondern auch mit Seidenſtickerei verſehen iſt. Die Vierlander ſollen überaus ſtolz auf ſtarke Waden ſeyn, und man ſagt ihnen nach, daß ſie, wenn die Natur ihnen dieſelben nicht gewährt hat, durch Kunſt nachzuhelfen wiſſen. Die jungen Mädchen ſind in der Regel hübſch, manche wirklich ſehr ſchön, und dieſe werden von den ſpeculativen Eltern vorzugsweiſe zu Sträußermädchen auserſehen. An der Börſe, im Jungfernſteig, vor dem Comödienhauſe u. a. O. ſieht man dieſe ſchönen Kinder mit zierlich gewundenen Sträußchen ſtehen, die ſie meiſtens an die jungen Elegants abſetzen, welche ſie nicht ſelten weit über ihren Werth bezahlen. Alle Wittwen und Wittwer kleiden ſich bis zu ihrer Wiederverheirathung ſchwarz; den Jungfrauen werden bei ihrer Verheirathung die langen Zöpfe abgeſchnitten. Ihre Schönheit erhält ſich nicht lange, da ſie ſchwer arbeiten und ſich jeder Witterung ausſetzen müſſen.

(Schluß des erſten Briefs.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 20. December 1836.

Poor rogues and usurers' men! bawds between gold and want!

Shakespeare.

Die Londoner Spielhäuser.

(Fortsetzung.)

Als Crockfords Anstalt gestiftet wurde, forderte man die vornehmsten Clubs auf, den oben erwähnten Grundsätzen des neuen Spielclubs beizutreten, und förnte die Mitglieder dadurch, daß man erklärte, sie können ohne Ballotage und unter den gewöhnlichen Bedingungen, nämlich zwanzig Guineen Eintrittsgeld und zehn Guineen Jahresbeitrag, eintreten. Augenblicklich schloß sich die Aristokratie in Masse an. Wer die Vermögensumstände der ersten, noch lebenden Mitglieder kennte und anzugeben wüßte, wie Alles so und so gekommen, könnte eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte der Aristokratie schreiben. Wie viele waren damals im Besitz eines fürstlichen Vermögens, die in Folge des Spiels an den Bettelstab gekommen sind und ihre Armuth entweder auf dem Continent oder in der Heimath zur Schau tragen! wie viele büßten ihre Thorheit durch Selbstmord! wie viele starben gebrochenen Herzens! Von dem Unheil, das sie über ihre Familien gebracht haben, ist gar nicht zu reden. — Um dem Treiben bei Crockford einen Mantel umzuhängen und die Flats nicht abzuschrecken, hatte der Club gleich Anfangs einen Verwaltungsausschuß aus Edelleuten niedergesezt, wie es bei andern Clubs der Brauch ist. Es sind aber bloße Strohmänner, ihr Geschäft beschränkt sich lediglich auf Beaufsichtigung der Leseanstalt und der Unterhaltungszimmer; was aber das Hazardspielzimmer betrifft, so haben und verlangen sie hier so wenig Gewalt, als einer der Aufwärter über den Kaiser von Marokko; ja sie wagen es gar nicht, dort zu erscheinen, wenn sie nicht Lust haben die Würfel zu schütteln. Hier herrscht Crockford allein als unumschränkter Gebieter, läßt zu, oder schließt aus, ganz nach Belieben; das leztere kommt jedoch nur vor, wenn so ein elender Wicht „rein gemacht“ worden, das heißt, wenn ihm sein lezter Farthing abgenommen worden ist. Sobald sich, nach einem andern Kunstausdrucke, ein solches Schlachtopfer „verblutet“ hat, verwandelt sich die Artigkeit der Bedienten, und man darf es ihnen nicht zwei Mal sagen, den Menschen, wenn er gemein genug ist, um Aufnahme zu bitten, hinauszuwerfen, was wohl hie und da vorkommt.

Man wundert sich zuweilen, daß die Schuldner Crockfords, da Spielschulden kein gesetzliches Klagrecht begründen, ihn nur bezahlen mögen; solche Personen kennen aber den unter der Aristokratie bestehenden Moralcodex schlecht. Wer die Bezahlung einer Ehrenschuld, wie die am Spieltische contrahirten Schulden genannt werden, verweigerte, wenn er die Mittel dazu

hat, müßte schnell die Reise nach Coventry antreten, was, in die Sprache des ordinären Lebens übersezt, so viel heißt, als, er würde sich für immer aus der Gesellschaft der höhern Stände ausschließen. Dies erträgt aber kein Aristokrat, und beim bloßen Gedanken an ein solches Schicksal hört die festeste Philosophie auf. Armen Gewerbsleuten eine ganze Million schulden, wenn sie je so einfältig sind, einem hochstehenden Herrn so viel zu borgen, und für alle Bitten und Anforderungen der Unglücklichen taube Ohren haben, das ist kein Verbrechen, ja es dient eher noch zur Empfehlung in den höhern Ständen. Die Ehrenschuld wird demnach bezahlt, sobald der Schuldner die Mittel erlangt, und der arme Gewerbsmann mit seiner Familie kann betteln, borgen, stehlen oder Hungers sterben, was ihm am besten gefällt.

Crockfords Geschichte ist nicht ohne Interesse; er war ursprünglich ein kleiner Fischhändler, ohne einen Penny Vermögen. Er ist ein wahres Rechengenie, und beim Spielen, wenn die Einsätze noch so groß sind, berechnet er im Kopfe das Resultat mit fast absoluter Gewißheit voraus. Als er diese nützliche Gabe bei sich entdeckte, begann er, noch während des Betriebs seines ersten Geschäfts, seine Spielerlaufbahn in einer untergeordneten Hölle auf Kings-Place. Bald eröffnete er mit drei andern Personen selbst eine Bank für französisches Würfelspiel, und hier sollen sie zusammen in einer Saison die sehr ansehnliche Summe von 200,000 £ gewonnen haben, ein Gewinn, zu dem er es bei seiner fürstlichen Einrichtung jezt schwerlich mehr bringt, da hier die Unkosten weit bedeutender sind. Er sagte sich los, nachdem Klagen wegen mit Blei eingegossener Würfel entstanden waren, und erkaufte ein Haus in St. James Street. Als ihm dies zu klein wurde, kaufte er noch einige anstoßende Häuser dazu, riß alle nieder und baute an ihrer Stelle im Jahre 1825 das gegenwärtige prächtige Gebäude. Seine Bildung ist außerordentlich vernachlässigt, denn trotz seines täglichen Umgangs mit den nobelsten Personen, spricht er immer noch seinen alten Kutscherdialekt, schreibt auch ganz unorthographisch. Uebrigens hört ja am Spieltische aller Standesunterschied auf.

Unter den andern Londoner Spielhäusern ist das nächste im Range nach Crockfords das Athenäum in derselben Straße. Diese Anstalt gehört den Gebrüdern Bond. Auch sie wird auf hohen Fuß betrieben; doch steht sie der Crockfords weit nach. Vor einigen Jahren hat man ihre wöchentlichen Ausgaben auf 150 £ geschäzt, nun aber mögen sie sich in der lebhaftesten Zeit der Saison auf 250 £ belaufen. Dieses Haus ist der mächtigste Nebenbubler Crockfords, und viele Mitglieder seines Clubs theilen ihre Zeit und ihr Geld zwischen ihm und den Eigenthümern des Athenäums. Man nimmt an, daß zuweilen in einer Nacht hier hunderttausend Pfund umgetrieben werden, und daß die Bank sich in manchen Wochen eines reinen Gewinns von 10,000 £ rühmen kann. Wie viel der wöchentliche Gewinn durchschnittlich über Abzug der Unkosten beträgt, habe ich nicht genau erfahren können.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die Relationen der sinnlichen und übersinnlichen Welt.

(Fortsezung.)

Setzen wir nun, ich wiederhole es, daß eine Geistererscheinung plözlich, unverkennbar, unabweisbar, unleugbar zwischen diese süßen Hoffnungen und jene stillen Zweifel träte, deren beständiger Gegensatz, wie wir eben gezeigt haben, die alleinige Basis unserer moralischen Freiheit ausmacht; daß sie die Hoffnung zur vollkommenen sinnlichen Gewißheit erhebe und den Zweifel für immer vernichte — wie viel des Höchsten, Edelsten würde die Vorsehung durch Zulassung einer solchen Profanation zerstören! und was würde sie für ihre Sterblichen dadurch gewinnen? Die Allgemeinheit einer solchen Zulassung wenigstens erscheint, wenn ich mich nicht über die Kraft der dagegen vorgebrachten Argumente täusche, so gefährlich, so bedenklich, ja, wenn ich mich so ausdrücken darf, selbst so inconsequent, daß ich nimmermehr wagen würde, dem Regierer der Welten, oder den geistigen Vermittlern seiner Beschlüsse eine solche Ueberschreitung selbstgezogener Grenzen anzudichten.

Ich bin, bei Verfolgung dieses Gegenstands, welchen ich immer unter dem Gesichtspunkte der erhabensten Partie des Naturstudiums betrachtet habe, oft in das Detail unzählicher, mehr oder minder bekannter Vorfälle eingedrungen, wo mir ein Herüberragen der Geheimnisse der übersinnlichen Welt in die sinnliche unverkennbar geschienen hat, und habe dann besonders immer die vorsichtigste Verhüllung der Mittheilungsmittel bewundern müssen. Meistens sind Schlaf und Traum, dieser ohnedies so mysteriöse Zustand des Menschen, wo er bereits zwei Welten, deren Grenzen eben in einander verschmelzen, anzugehören scheint, das Medium eines Avertissements, dessen sich der Avertirte als Thatsache bewußt wird, ohne über den eigentlichen Modus der Perception je mit sich in das Klare kommen zu können. Höchst merkwürdig ist dabei der Umstand, daß sich Träume von solcher höheren Entstehung von den gewöhnlichen wüsten Phantasiegebilden durch das ihnen beiwohnende untrügliche Gefühl der

Gewißheit auszeichnen, wenn man gleich in der Erinnerung vergebens nachforscht, welchem besondern Umstande sie diesen ausgezeichneten Charakter verdanken. Gewiß ist gerade dieser Traumzustand darum der geschickteste zur Eröffnung der Relationen mit der übersinnlichen Welt, weil einmal die nöthige Exaltation des Gemüths dabei durch keinerlei körperliche Thätigkeit gehemmt erscheint, und weil ferner das Zeugniß wacher körperlicher Sinne schlechterdings vermieden werden soll. Die ätherischen Gestalten des Geisterreichs sind für den dreisten Blick des äußern Auges nicht gemacht, und ein lautes: Wer da? irgend einer forschenden Stimme verscheucht alsbald jene zarten Gebilde. Der ganze Zauber des schönsten, reichsten, belehrendsten Traums zerrinnt in dem Momente, wo ein neidischer äußerer Impuls das körperliche Auge öffnet, welches nur für die Aufnahme eines gröberen Lichts gemacht ist, und den sich sogleich verziehenden Rosenschimmer bloß noch am Saume des Horizonts gewahr wird, der zwei ganz verschiedene Welten scharf von einander trennt.

Schon in unserm Gefühle kündigen sich Abend und Nacht, mit nahendem Schlaf und Traum, als eine passendere Zeit für Aufhebung der Grenzen an, welche uns von der Geisterwelt trennen: der taghelle Mittag schließt frech und höhnend die Geisterfurcht aus, welche uns in stiller Mitternacht beschleicht. Es ist nicht die Stille, nicht das Alleinseyn: keinen Einsamen durchrieselt im stillsten Zimmer die Geisterfurcht zur Mittagsstunde. Aber wenn sich die geheimnißvolle Nacht mit ihren bedeutsamen Schatten über uns breitet, wenn das äußere Licht erlischt und ein innerer Tag aufgeht, um den scheidenden Sonnentag zu ersetzen, dann übermannt uns zunächst die Unheimlichkeit des wunderbaren Gefühls, dessen sich noch kein Sterblicher erwehrt hat und nie ein Sterblicher ganz erwehren wird, und welches für die Realität einer übersinnlichen Welt und ihrer innigen Relationen zu uns, die nur durch keinen andern Sinn ergriffen werden können, mehr und Bestimmteres sagt, als alle Sarkasmen angeblicher Starkgläubigkeit je dagegen vorbringen können. Demonstrationen freilich sind in diesem speciellen Falle sowohl, als bei Gefühlsgegenständen überhaupt nicht hinreichend zur gegenseitigen Verständigung. Unser Erkenntnißvermögen spaltet sich auf das Bestimmteste in zwei Richtungen, auf deren einer mit dem rechnenden Verstande fortzukommen ist, während die andere in ein matt erhelltes Gebiet führt, dessen geheimnißvolles Zwielicht kein bloßer Verstand der Verständigen durchdringt. Die hier betrachteten Relationen zwischen der Geisterwelt und der Welt der Körper namentlich sind für den dreisten Blick jenes Calculs nicht geeignet; und gleichwie das Auge des Kurzsichtigen in dunkler Nacht noch Gegenstände erkennt, die sich dem Scharfsichtigen entziehen, so kann die Schärfe des geistigen Vermögens selbst ein Hinderniß dieser besondern Wahrnehmung werden. Eins nur steht hinsichtlich dieser Relationen, wie gesagt, unbezweifelt fest: es gibt — und ich beziehe mich darüber auf alle Leser — Niemand, welcher sich, zumal unter den dieser Disposition besonders günstigen Umständen stiller Mitternacht, gleichzeitiger tiefer Einsamkeit u. s. w. bei Verfolgung der hier angeregten Gedanken eines geheimen Schauers ganz erwehren könnte. Irgend ein leises Geräusch, das Knistern einer Tapete, ein Luftzug, das Springen einer Saite auf dem Pianoforte, kurz solche Kleinigkeiten, deren lezter Grund sich uns nicht alsbald vollkommen sinnlich offenbart, welche aber am Tage ganz unbemerkt vorübergehen, erscheinen uns unter solchen begünstigenden Umständen als ein Herüberschall aus fremder, geheimnißvoller Region, von deren Existenz, gleich einer verklungenen Sage, eine Reminiscenz oder Ahnung in unserer tiefsten Brust lebt. Entsprechen muß diesem unvertilgbaren und unwiderstehlichen Gefühle eine gewisse Realität, wenn sich gleich über deren eigentlichste Natur, durch Anwendung jenes ersteren Seelenvermögens, nichts sogenanntes Wissenschaftliches festsetzen läßt. Es würde also, bei diesem Stande der Sache, eine große Voreiligkeit und Anmaßung seyn, namentlich die angedeutete Möglichkeit höherer Beziehungen des Traumes verwerfen und die Entsprechungen in die Kategorie bloßer Zufälligkeiten zu verweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Justinus Kerner.

Es leuchtet mir ein ferner
Ein wunderklarer Stern,
Das ist Justinus Kerner, —
Ein Name schon voll Kern.
Und wenn sie manchmal sagen,
Der Stern sey weit von hier,
Kann ich es nicht ertragen,
Ich glaub', er ist bei mir.

Wohl hat die liebe Sonne
Am Himmel hoch ihr Zelt,
Doch dehnt sie sich mit Wonne
Aus über alle Welt.
Und wo ihr Strahl hindringet,
Da ist sie selber auch,
Daß Alles hüpft und singet,
Belebt von ihrem Hauch.

So iſt es mir ergangen
Mit dir, ich bin dir nah,
Ich darf dich nur verlangen,
So biſt du plötzlich da.
Die Strahlen, deine Lieder,
Sie drangen auch zu mir
Aus blauer Ferne nieder
Und ziehen mich zu dir.

Nic. Müller.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortſetzung.)

Leichenhöfe.

In den erſten Jahren unterhalten die Angehörigen das Grab einer geliebten Perſon mit vieler Sorgfalt und Pietät; es werden Blumen und Raſen gepflanzt, und eine Menge Gärtner leben vom Begießen und Unterhalten der Pflanzen auf den Gräbern, welche Arbeit jahrsweiſe bei ihnen bedungen wird; daher die Gräber der letzten Jahre ſich von Weitem durch die bunte, auf denſelben emporblühende Vegetation auszeichnen. Aber nach und nach verſchwindet die Trauer der Hinterbliebenen; ſie kommen ſeltener zu den Gräbern, erſcheinen zuletzt gar nicht mehr, der Gärtner wird nicht mehr bedungen, und Gras und Gebüſche ſchießen über das ſteinerne Denkmal empor, ſo daß letzteres am Ende kaum noch ſichtbar bleibt. Die allmähliche Abnahme der Trauer zeigt ſich hier von allen Seiten. Indeſſen gibt es doch auch Ausnahmen, und es iſt eben keine Seltenheit, daß eine Mutter, eine Tochter, eine Wittwe ihr Lebenlang das Grab der von ihr bedauerten Perſon beſucht, und einen Troſt darin findet, daſſelbe in gutem Zuſtande zu erhalten. Ich führe hier beſonders Frauen an, weil ſie ſich am beſtändigſten in ihrer Anhänglichkeit und Trauer zeigen. Die Inſchriften ſind meiſtens kurz, da es nicht wohl möglich iſt, lange Inſchriften auf den kleinen Denkmälern anzubringen. Auf Gräbern von Knaben und Mädchen ſieht man zuweilen in einer kleinen, mit Glas bedeckten Niſche ihr Spielzeug aufbewahrt. Faſt über allen Gräbern ſind Kränze von gelben Immortellen aufgehangen, welche neben den Leichenhöfen haufenweiſe feilgeboten werden, und einen bedeutenden Handelszweig bilden mögen. Auf manchen Gräbern ſind ſogar eiſerne Querſtäbe angebracht, um die vielen, von Verwandten und Freunden niedergelegten Kränze daran aufzuhängen. Aus der Anzahl der Kränze ließe ſich alſo auf die der Angehörigen und Freunde ſchließen. Freilich hat Mancher, der im Leben von ſogenannten Freunden umringt war, nach dem Tode keinen mehr, und nachdem ſein Haus ſo häufig beſucht worden war, hat ſein Grab kaum von dieſem oder jenem einen Trauerkranz bekommen. In Paris beſonders iſt ein Verſtorbener, wenn er nicht mittelſt ſeiner Lage oder ſeines Charakters auf ſeine Umgebung gewirkt hat, bald aus dem Sinne ſeiner Bekannten. Sehr geſchmackvoll ſind die Denkmäler der Reichern, und zum Theil nach antiken Muſtern verfertigt; meiſtens ſind ſie einfach, und dabei in einem edeln und großartigen Style. Auf allen den vier oder fünf großen Leichenhöfen herrſcht den Tag hindurch ziemlich viel Bewegung; denn beſtändig kommen Leichenwagen angefahren, die der Armen meiſtens ohne Begleitung, wogegen andere oft mit einem zahlreichen Gefolge herbeiziehen. Bekanntlich iſt das Wegſchaffen der Leichen einer Anſtalt übergeben, welche der Stadt Paris eine bedeutende Pacht zahlt und ſich dafür auch wieder ſtark bezahlen läßt. Doch ſind alle Preiſe, bis auf die kleinſten Dinge, in einem von der Stadtbehörde genehmigten Tarif feſtgeſezt; dieſer Tarif iſt gedruckt und kann von dem Unternehmer nicht erhöht werden; freilich iſt er ſchon hoch genug, beſonders in Allem, was Prunk heißt. Die Armen müſſen von der Anſtalt unentgeltlich zur Erde beſtattet werden. Dies fällt natürlich auf die Reichern zurück, und das Ganze erſcheint als eine indirekte Armentaxe. Außerdem bezieht die Stadtbehörde noch eine Auflage von jedem von den Familien ihr abgekauften Raum auf den Leichenhöfen. Dieſe ſind ihrer Aufſicht anvertraut, und ſie hält auf jedem derſelben einen Concierge. Außerdem werden auch Wächter gehalten, um Diebſtähle zu verhüten; denn die Friedhöfe werden von den Dieben in Paris ſo wenig verſchont, als andere Orte; die auf den Gräbern angebrachten Verzierungen von vergoldetem Eiſen oder Bronze, die Vaſen, Büſten, Medaillons u. ſ. w. werden ziemlich häufig geſtohlen, und neulich hat man die Zahl der Wächter auf dem Friedhofe Père la Chaiſe vermehren müſſen, um den vielen Diebſtählen ein Ende zu machen. Die Kirche hat nur dann mit den Leichenbegängniſſen zu thun, wenn es von den Familien verlangt wird. Alsdann wird die Leiche zuerſt zur Kirche gebracht und hier ein Seelenamt gehalten, wobei wieder der gedruckte Tarif die Koſten regulirt. Es iſt angegeben, wie viel für ſo und ſo viel Prieſter, Chorknaben, Cantoren, für den Hauptaltar oder für den Nebenaltar, für das Behängen mit ſchwarzem Tuche, für die geiſtlichen Ornate u. ſ. w. bezahlt werden muß, ſo daß Alles zuvor bis auf einen Sou berechnet und beſtellt werden kann. Dabei gebraucht die Kirche die Vorſicht, daß ſie ſich vorausbezahlen läßt, damit ſie nicht zu kurz komme. Im Uebrigen hat ſie mit dem Leichenbegängniſſe nichts zu thun, außer daß oft ein Geiſtlicher in einem Trauerwagen mit zum Friedhofe zieht, um das Grab einzuſegnen. Häufig werden Reden am Grabe gehalten, beſonders wenn der Verſtorbene zu dem gelehrten Stande gehörte, oder ein ausgezeichneter Beamter, Krieger oder Bürger war. Von Leichenhäuſern weiß man hier nichts. Ein in jedem Stadtarrondiſſement eigens dazu beſtellter Arzt beſchaut die Todten, und wenn er ſeinen Todtenſchein ausgeſtellt hat, ſo kann die Beerdigung in vierundzwanzig Stunden vor ſich gehen, ſonſt aber nicht. In allen Stadtrevieren gibt es jezt Kaufläden, in welchen Trauerartikel zum Anzuge, von den koſtbarſten bis zu den einfachſten, feil ſtehen, ſo daß ſich eine Familie hier ſogleich vom Kopf bis zu den Füßen ſchwarz kleiden kann. Auch geben manche Inhaber ſolcher Kaufläden den Familien auf die Spur, welche eben einen Verwandten verloren haben, und ſenden ihnen Einladungen zum Ankaufe, Preisverzeichniſſe und Ankündigungen in Menge. Hier wird Alles übertrieben, und Mancher, welcher eben im heftigſten Kummer wegen des Verluſtes einer geliebten Perſon ſich befindet, wird von Unternehmern von Grabmälern und von Trauerkleiderhändlern beläſtigt, welche einander auszuſtechen ſuchen. Uebrigens ziehen hier die Leichenzüge durch die Straßen, ohne daß Jemand Theil daran nimmt, denn Niemand weiß, wer die Verſtorbenen waren, und erfährt weder Namen noch Stand, und noch viel weniger, was der Verſtorbene den Seinigen war. Neben den Leichenhöfen gibt es Schenken in Menge, und oft tönt die Tanzmuſik zu den Gräbern und den daſelbſt ſtill trauernden Verwandten hinüber.

(Die Fortſetzung folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 21. December 1836.

Was ist Lebenswissen! und du,
Der Götter Geschenk, Prophetengesicht, und der Ahnung
Vorsingende Zauberstimme!

Herder.

Ueber die Relationen der sinnlichen und übersinnlichen Welt.

(Fortsezung.)

Das Zusammentreffen von Traum (und der ihm verwandten Ahnung, welche ich auch als ein Avertissement jener Ordnung betrachte) mit dem Erfolge ist ein Gegenstand der höhern Naturlehre; aber die Theorie dieses Zusammenhanges sezt nothwendig eine Kenntniß der Grenze voraus, bis zu welcher sich unsere erhabenste moralische Kraft erstrecken kann. Diese Kenntniß gebricht uns. Man sieht oft bei außerordentlichen Veranlassungen, bei Feuersgefahren u. d. m. anscheinend schwache Menschen eine ganz unerwartete physische Kraft entwickeln, und Niemand wird wagen, die Grenze anzugeben, bis zu welcher dergleichen körperliche, über alle gewöhnliche Grenze hinausgehende Anstrengung beim weitern Wachsen der Gefahr noch hätte getrieben werden können. Man hat gleicherweise anerkannt sehr beschränkte Menschen bei eintretenden dringenden Veranlassungen oftmals plözlich Antworten ertheilen hören, welche man nur durch Inspiration erklären konnte. Nach dieser Analogie aber erscheint es mehr als vermessen, eine Grenze für die geistige Kraft des Traum- und Ahnungsvermögens vorschreiben zu wollen. Schon der Schlaf selbst ist, wie ich dies oben auch schon angedeutet habe, ein tiefes Naturgeheimniß: niemals werden die Modificationen hinlänglich aufgehellt werden, welche die Beziehung zwischen Geist und Leib während desselben erleidet. Eine größere Unabhängigkeit der Seele vom Körper scheint aber in diesem Zustande allerdings einzutreten; wer weiß, welcher ganz eigenthümlichen Steigerung das Seelenleben im Schlafe fähig ist! Wie dem sey, so bin ich doch gewiß, der Phantasie wenigstens der meisten Leser durch diese Reflexionen und Winke einen weiten und tiefen Hintergrund für eigenes, weiteres Nachdenken zu eröffnen. Traum und Ahnung unter dem Gesichtspunkte, unter dem ich sie hier betrachtet habe, gehören zu den tiefsten Mysterien unserer geistigen Existenz; und da die Relationen zwischen der sinnlichen und übersinnlichen Welt überhaupt schon so zarter Natur sind, daß sie nicht von jedem Auge mit gleicher Gewißheit aufgefaßt werden, so darf man sich über die Verschiedenartigkeit der Ansichten von den Verhältnissen zwischen dem Palpabeln und dem darüber Schwebenden nicht eben wundern. Indeß war und ist doch die Meinung, daß sich uns die Wahrheit zuweilen durch Traum und Ahnung offenbare, im Allgemeinen bei allen Völkern der Erde verbreitet.* Was mich selbst

* In ähnlicher Weise erklärt sich Bernardin de St. Pierre (Études de la nature), dem ich einen Theil dieser Ideenfolge entnehme, über den Gegenstand.

betrifft, ſo bin ich, um es nochmals laut zu erklären, über dieſen geheimnißvollen Gegenſtand, auf eigene Erfahrung geſtützt, vollkommen mit mir im Reinen, und halte mich feſt überzeugt, daß Traum und Ahnung Mittel einer Mittheilung werden können, welche uns höhere, an unſerm Schickſale Theil nehmende Mächte zu machen wünſchen. Eine Diſputation hierüber iſt übrigens um ſo überflüſſiger, da es ſich dabei um Materien handelt, welche ganz außerhalb der Grenzen eines gewöhnlichen Raiſonnements liegen. Iſt indeß die Vernunft des Menſchen ein wahrer Abglanz des göttlichen Geiſtes, ſo hat man, da dem Menſchen Wege zu Gebote ſtehen, ſeine Mittheilungen auf geheime Weiſe bis in die entfernteſten Länder gelangen zu laſſen, allerdings ein Recht zu fragen, warum ſich die höchſte, das Univerſum beherrſchende und leitende Weisheit nicht ihrerſeits ähnliche Mittel zu ähnlichen Zwecken vorbehalten haben könne? Ein Freund tröſtet ſeinen abweſenden Freund durch ein verſiegeltes Schreiben, welches Tauſende von Meilen, ja ſelbſt feindliche Staaten und kämpfende Heere unverletzt durcheilt und Hoffnung und Freude in eine Menſchenbruſt gießt; ſollte die Gottheit oder ein zwiſchen ihr und dem armen, oft ſo hülfloſen Sterblichen ſtehender milder Genius nicht eine geiſtige Vermittlung kennen, um einem begünſtigten oder auserſehenen Individuum in wichtigeren Lebenskataſtrophen Weiſungen und Andeutungen zugehen zu laſſen? — Dieſe Frage, als Argumentation, erſcheint ſchlagend; die Befugniß von Traum und Ahnung, Mittel der Beziehung zwiſchen der überſinnlichen und ſinnlichen Welt zu werden, ſtellt ſich darnach, abgeſehen ſelbſt von tauſendfachen, dafür ſprechenden, unleugbaren wirklichen Erfahrungen als ein Reſultat innerer Nothwendigkeit dar; — und wir glauben endlich, dieſer Ueberzeugung durch Hervorhebung der Gründe noch mehr Kraft verſchafft zu haben, aus denen gerade dieſe Zuſtände für eine Mittheilung beſonders geſchickt ſind, über welcher ihrer Natur nach ein Geheimniß von ewiger Unverletzbarkeit ſchweben ſoll. Befindet euch nur, um noch ein letztes Wort über dieſen Theil unſerer Unterſuchung zu ſagen, in der unmittelbarſten Nähe eines Freundes oder einer Freundin, denen eben die Auszeichnung eines ſolchen bedeutſamen Traumes zu Theile wird, wie der Verfaſſer eine eigenthümliche Erfahrung dieſer Art ſelbſt gemacht hat, und befragt euch, bei der nachherigen Mittheilung, mit aller Gewiſſenhaftigkeit des Naturforſchers, ob euer waches Auge von der ganzen ſo reichen, ſo prächtigen, ſo farbigen Welt, die ſich eben vor dem innern Auge des Schläfers dicht an eurer Seite erſchloß, auch nur das Mindeſte gewahr geworden iſt? Nein! denn dieſer Mitblick war für euer ſtieres, waches Auge nicht gemacht, und ihr vernehmt das Wunder nur aus der Erzählung des Avertirten, welcher die vollkommene Gewißheit des Vorgangs allein in der eigenſten Bruſt trägt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Londoner Spielhäuſer.

(Fortſetzung.)

Eine weitere Spielanſtalt von einigem Anſehen iſt die in Albemarle Street. Die Umſtände, unter denen ſie ſich einen ſtärkern Beſuch des Publikums zu verſchaffen wußte, ſind merkwürdig. In der erſten Zeit machte ſie nur unbedeutende Geſchäfte, und es wollte den Eigenthümern nicht gelingen, Tauben zu fangen, ſo daß in der That der Gewinn kaum hinreichte, die Unkoſten zu beſtreiten und die Helliten mit Brod und Käſe zu verſorgen. Sie hatten übrigens ein Kapital von 15,000 £, die Früchte des Taubenrupfens an einem andern Orte, und beſchloſſen nun, 12,000 £ von der Summe freiwillig aufzuopfern, um die Flats glauben zu machen, in ihrer Anſtalt ſey viel leichter Geld zu gewinnen, als in irgend einer andern. Dieſer kluge Einfall ſchlug trefflich ein: gleich einem Lauffeuer verbreitete es ſich unter alten und jungen Spielern, die Würfel haben ſich dort entſchieden gegen die Bank erklärt; der Zulauf aus allen Quartieren nach Albemarle Street war ungeheuer, und Jeder gedachte die Bank noch bedeutender zu rupfen, wenn er nicht gar ſo glücklich wäre, ſie zu ſprengen; alle ſpielten hoch, und Alle verloren. Sie verſuchten es wieder, in der Hoffnung, glücklicher zu ſeyn, und einige gewannen auch, was den Eigenthümern gerade erwünſcht war, aber die Mehrzahl verlor. So ging die Sache ſieben bis acht Wochen fort, in welcher Zeit mehrere völlig „geſäubert“ wurden; und am Ende hatten die Helliten nicht allein ihre 12,000 £ wieder zurück, ſondern noch 40,000 dazu gewonnen.

Die Spielhäuſer zweiten Rangs ſind zahlreich, und viele dem größern Theil des Publikums völlig unbekannt. Der bedeutendſten mögen etwa ſechzehn ſeyn, und ſie befinden ſich größtentheils in der Nachbarſchaft von Leiceſter Square. Wer die Spielhäuſer genau ſtudiren will, muß eines dieſer kleinern Häuſer beſuchen. Hier ſind drei Claſſen von Spielern zu treffen. In der erſten ſieht der Mann, der ſich immer noch in den faſhionablen Cirkeln bewegt, und immer noch einen guten Rock auf dem Leibe trägt, aber genöthigt war, Crockford und das Athenäum zu räumen; denn ſeine frühern Hülfsquellen ſind ſo geſchmolzen, daß er nicht mehr ſo hohe Einſätze machen kann, wie ſonſt; zu geringerem Betrage zu ſpielen, würde aber nicht nur ſeinen Stolz verwunden, ſondern

auch seine Armuth verrathen. So lange er kann, hält er den einen aufrecht und verbirgt die andere, doch dieses „lang“ ist bei einem Spieler immer nur sehr kurz. Der Repräsentant der zweiten Classe ist ein Mann, der zur ersten gehörte, fortan aber nicht mehr im Stande ist, anständig zu erscheinen; seine Kleider werden nachgerade, was man shabby-genteel nennt, und seine Taschen sind in noch schlechterer Verfassung. In der dritten Classe endlich sieht man einen Menschen, für dessen ganzen Anzug Niemand eine halbe Krone böte. Der Rand seines Hutes ist an drei Stellen gebrochen, seine Farbe war ursprünglich schwarz, nun ist er aber durch langes Tragen hellbraun geworden, und in der Krone ist ein großes Loch, das augenscheinlich noch größer war, ehe es geflickt ward. Seinem Rock sieht man vorne und hinten an, daß er viel durchgemacht hat, nur der Kragen ist noch ganz, aber mit einer dichten Kruste bedeckt; zwei Knöpfe mögen noch vorhanden seyn, sicher aber fehlt der dritte, und die Löcher zu zählen, wäre ganz vergebliche Mühe. Dieser Rock diente nur noch zu Einem Ding, dazu aber trefflich, nämlich zu Bekleidung eines Strohmanns als Vogelscheuche. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Mann kein Hemd auf dem Leibe hat, und hat er eines, so ist es bloß der Ueberrest eines solchen, der seit vierzehn Tagen mit keinem Wasser in Berührung gekommen ist, und wahrscheinlich auch die nächsten vierzehn Tage nicht kommen wird. Die Beinkleider stehen in vollkommener Harmonie mit dem Rocke, denn der eine Theil darf den andern nicht beschämen. Sein Bart hat zum wenigsten seit acht Tagen mit keinem Rasiermesser Bekanntschaft gemacht; auf seinem Angesicht steht Hungersterben geschrieben, und wahrscheinlich hat er den ganzen Tag außer einem Stück trockenen Brodes kein Essen gesehen. Und doch, bei allem diesem Elende, hat er auf irgend eine Weise, die Niemand als er selbst kennt, zwei Schillinge oder eine halbe Krone aufzutreiben gewußt, womit er nun spielt. Diese drei Menschenclassen trifft man in den geringeren Spielhäusern, und kaum wenige Monate, so erblickt man die aus der ersten Classe in der lezten, denn selten steigen sie nur bis zur zweiten herab. — Unter denjenigen, welche die Spielhäuser zweiten Ranges vorzüglich besuchen und von den „Greeks“ dazu verführt werden, befinden sich besonders viele Citykaufleute und Cityschreiber, die es gewöhnlich mit dem Eigenthume ihrer Principale nicht so genau nehmen, und bald entweder entlaufen, oder im Gefängniß, oder durch Selbstmord enden.

In den Spielanstalten dritten Ranges haben Bedienten von Noblemen und Gentlemen und geringer besoldete Ladendiener ihre Auflage, und daher rühren hauptsächlich die vielen Räubereien, welche diese zwei Classen an ihren Herrschaften verüben. Der Verfasser der „Erfahrungen über die Old-Bailey“ schäzt die Summe, welche die Lakaien des hohen und niedrigern Adels in einem Jahre in den Spielhäusern verlieren, im Durchschnitt auf 1,500,000 £; sollte dies auch überschäzt seyn, so sind doch 1,000,000 £ gewiß nicht zu viel. In der Regel trifft man in einem Spielhause der Art vierzig bis fünfzig Personen beisammen, und die Durchschnittszahl der ein solches Haus innerhalb vier-und-zwanzig Stunden besuchenden Personen wird auf hundert und zwanzig berechnet.

(Der Beschluß folgt.)

Was Schönste.

Die Nachtigallen hört' ich singen:
Es ist das Schönste in der Welt,
Daß unsre vollen Lieder klingen
Frohlockend unter'm Waldeszelt.

Den Strauch der Rose hört' ich singen:
Es ist das Schönste in der Luft,
Daß meinen Dornen sich entschwingen
Die Blüthe kann und süßer Duft.

Den Ball der Sonne hört' ich singen:
Es ist das Schönste im Azur,
Daß meine Liebesgrüße dringen
Belebend durch die Schöpfungsflur.

Die Mädchenschönheit hört' ich singen:
Es ist das Schönste, was es gibt,
Daß wir das Herz zur Liebe zwingen,
Daß unser eignes Herze liebt.

Und einen Helden hört' ich singen:
Es ist das Schönste über'm Grab,
Daß wir der Freiheit Sieg erringen,
Bevor wir sinken selbst hinab.

Und einen Frommen hört' ich singen:
Es ist das Schönste immerdar,
Daß friedlich wir zur Erde bringen
Die ew'ge Wahrheit hell und klar.

Und einen Dichter hört' ich singen:
Es ist das Schönste in der Welt,
Daß wir mit unsrem Lied umschlingen,
Was schön ist unter'm Himmelszelt.

Karl Göbeke.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Esmeralda von V. Hugo und Dlle. Bertin.

Obschon Meyerbeers „Hugenotten“ bei Weitem noch nicht dem Publikum gleichgültig geworden sind, so hat die große Oper doch den Winter nicht ohne ein großes neues Stück beginnen wollen, und also Victor Hugo's „Esmeralda,“ Musik von Louise Bertin, auf die Bühne gebracht. Beide Namen waren auf dieser Bühne neu; Vict. Hugo hat bisher nur Trauerspiele geliefert, und Louise Bertin war zwar schon als Tonsetzerin in einigem Rufe, da sie bereits einen Faust in Musik gesetzt hat, jedoch nicht für die große Oper, allein von diesem Faust ist schon lange keine Rede mehr. Zu einer andern Zeit würde es vielleicht außerordentlich aufgefallen seyn, von einem Mädchen eine große Oper in fünf Aufzügen setzen und damit die schwerste Aufgabe in der lyrischen Tonkunst lösen zu sehen. Ein so riesenhaftes Werk unternimmt ein mit dem Bühnenwesen nicht vertrautes Mädchen, das die Musik aus bloßer Liebhaberei treibt, und keine andern Instrumente kennt, als ihr Clavier! Hätten nicht Frauenzimmer in der lezten Zeit so überraschende Geistesprodukte geliefert, so würde man vielleicht solch ein Unternehmen das vermessenste Wagestück genannt haben. Lolsa Puget hat aber jüngst gezeigt, daß ein Mädchen sehr wohl eine komische Oper setzen kann; warum also nicht auch eine ernsthafte? Und dann schwebt Jedermann Madame Dubevant im Gedächtnisse, welche die kühnsten Gedanken und Schilderungen preisgibt; warum sollte sich also eine Andere ihres Geschlechts nicht auch an eine Oper wagen? Auch haben die St. Simonistischen Lehren die Leute darauf vorbereitet, die Damen eine thätige Rolle spielen, und sich in den Künsten, in der Literatur und sogar in Staatsgeschäften versuchen zu sehen. So viele Damen lassen sich ja hier als Virtuosinnen hören; warum sollte sich nicht auch eine als Opernsetzerin zeigen? Freilich hätte sie vielleicht klüger gethan, mit einem minder bedeutenden Werke anzufangen und die fünfaktige Oper für das Ende ihrer musikalischen Laufbahn zu sparen. Dlle. Bertin hat aber, wie alle kühnen Geister, das Schwerste zuerst versuchen wollen. Dazu kam noch die Kühnheit des Dichters: Vict. Hugo hatte nie ein Singstück geschrieben, man wußte also nicht, ob er diesem Fache gewachsen sey; macht man ihm doch sogar die Eigenschaft eines echtdramatischen Dichters streitig, da alle seine Theaterstücke als furchtbare Auswüchse einer verwilderten Phantasie erscheinen. Um sein Wagestück vollends abenteuerlich zu machen, hat er zum Texte seinen bekannten großen Roman Notre Dame de Paris gewählt. Aus der Schilderung des ehemaligen verworrenen und zügellosen Volkslebens in Paris, welches in dem Romane durch phantasiereiche Beschreibungen anziehend wird, sollte ein lyrisches Stück werden, ein Schauspiel für die gebildete und reiche Welt, die jenes Theater besucht, und gewohnt ist, Könige, Helden und Ritter auf der Opernbühne vorübergehen zu sehen. Wahrlich, Vict. Hugo's Wagestück war fast noch größer, als das der Dlle. Bertin; aber freilich hatten Beide andernseits auch wieder manche aufmunternde Gründe. Das Pariser Publikum ist in den lezten Jahren durch Literaturprodukte und Theater auf so mancherlei Art angeregt worden, daß es jezt über nichts mehr staunt, und sich Alles gefallen läßt, wenn es nur keine Langeweile dabei empfindet. Dlle. Bertin ist die Tochter eines der Inhaber des Journal des Débats, welches der Romantik, folglich dem Dichter Vict. Hugo sehr hold ist. Die beiden Verfasser der Oper konnten also hoffen, von diesem einflußreichen Journal kräftig unterstüzt zu werden. Dann verdient Dlle. Bertin wegen ihres körperlichen Zustandes Mitleid und Theilnahme, denn sie ist an beiden Beinen lahm, und nur der Oberleib ist gesund bei ihr. Endlich konnte man auch erwarten, daß das Publikum, welchem der Roman so sehr gefallen hatte, trotz aller Kritiken der sogenannten classischen Partei, ein daraus gezogenes Theaterstück gerne sehen werde. Auf diesen Beifall haben beide Verfasser wohl etwas zu sehr gerechnet, und ich glaube, der Operndirektor hat ihr Vertrauen auf das gutmüthige Publikum nicht getheilt; denn er hat keine großen Auslagen gemacht, um auch das Auge der Zuschauer zu bestechen. In der Mitte Novembers wurde nun die neue Oper zum ersten Male gegeben. Daß der Saal voll war, braucht wohl nicht bemerkt zu werden. Eine große Oper von einem Mädchen und einem so berühmten Dichter, wer hätte da nicht beiwohnen wollen! Bei der ersten Vorstellung eines großen Stücks bekommt der Dichter eine Menge Freibillets, die er denn natürlich an seine Freunde und Bekannte austheilt. Bei den ersten Vorstellungen der Hugo'schen Stücke ist die Zahl der anwesenden Freunde besonders groß, und Sokrates Häuschen wäre wahrlich für Hugo's Freunde zu klein. Die versammelten Zuschauer waren meistens sehr gut gestimmt; indessen befand sich doch auch eine classische Partei im Saale, wie bei allen Darstellungen. Anfangs machte die sonderbare Wahl des Inhalts, die Neuheit der Auftritte, die echt poetischen Verse, welche von den gewöhnlichen Opernversen so sehr abweichen, und dann die energischen Partien der Musik einen vortheilhaften Eindruck; aber nach und nach kam das Publikum zur Besinnung. Es verdroß die Leute, einen verruchten Priester, eine Straßentänzerin, einen nicht viel taugenden Hauptmann als Hauptpersonen einer unbedeutenden Handlung zu sehen, an welcher im Grunde weder Herz, noch Verstand einigen Antheil nehmen konnte. Und diese Handlung war noch dazu ohne viele Kunst dargestellt, und durch eine Musik unterstüzt, die auch an geschickter scenischer Behandlung viel zu wünschen übrig ließ. Dies fünf Aufzüge hindurch auszuhalten, war zu viel verlangt. Somit äußerte sich am Ende das Mißfallen sehr laut, was in der Oper etwas Seltenes ist, da hier von der Direktion selten ein neues Stück gewagt wird, auf dessen gute Aufnahme man nicht im Voraus mit ziemlicher Sicherheit rechnen kann. Man pfiff in dem der Harmonie gewidmeten Hause, indeß die Freunde der Verfasser sehr lebhaft ihren Beifall zu erkennen gaben. Einige Tageblätter äußerten, das Publikum hätte höflicher gegen die Tonsetzerin seyn sollen; allein das zahlende Publikum in Paris kennt keine Rücksicht, und dann waren Manche auch recht froh, die Gelegenheit benuzen zu können, um den romantischen Dichter auszupfeifen, ohne zu bedenken, daß sie zugleich das arme Mädchen mit auspfiffen. Seitdem ist Esmeralda mehrmals gegeben worden, und wahrscheinlich wird das Stück sich eine Zeit lang auf der Bühne halten, da die Pariser, besonders die Reichern, ein so sonderbares Schauspiel sehen und die Opernmusik eines Mädchens hören wollen. Wie würden aber die alten Pariser aus der Zeit Ludwigs XV. staunen, wenn sie wieder auferständen und einen Quasimodo, einen Priester Frollo und ein schlechtes Haus auf der Bühne erblickten, anstatt des Olymps, der Titanen, des Dardanus, der Ariadne und anderer mythologischen und heroischen Figuren, welche ehemals einzig das Vorrecht hatten, auf der Opernbühne zu erscheinen? (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 128.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 22. December 1836.

— Nur Gold her!
Glaub nur, wir thun für Gold ein jeglich Ding.

Shakespeare.
Timon.

Die Londoner Spielhäuser.

(Beschluß.)

Man wird fragen, wie es komme, daß man so viel von Leuten hört, die all ihr Geld in den Spielhäusern verlieren, und nie von solchen, die gewinnen? Man denkt, wo so Viele verlieren, müsse doch Einer gewinnen. Dies ist leicht zu erklären. Mit allen Spielhäusern steht eine Anzahl schlechter Menschen in Verbindung, die sich verschwören, jeden Neuling zu plündern, und wenn sie ihm den lezten Farthing abgenommen haben, das gewonnene Geld unter sich theilen. Dergleichen Leute sind nicht nur durch lange Praxis mit allen möglichen Spielen völlig vertraut, sie machen sich auch gar kein Bedenken, zu betrügen, wenn ihre Gewandtheit nicht ausreicht. Dies geschieht auf alle mögliche Weise, je nach den Umständen. Zuweilen drücken sie den Würfelbecher so zusammen, daß sie fast mit moralischer Gewißheit sagen können, welche Nummer fällt; in andern Fällen bedienen sie sich falscher Würfel, oder sie halten einen Würfel, ohne daß der Fremde es merkt, zwischen einem Finger und dem Becher, während sie die andern werfen. Erst vor einigen Jahren verloren mehrere Noblemen und Gentlemen in einem Spielhause in Piccadilly 50,000 £ unter sehr verdächtigen Umständen; sie nahmen die Würfel mit, und es ergab sich, daß sie auf einer Seite schwer gemacht waren. Bei Kartenspielen werden manchmal falsche Karten benuzt, und wenn sie auch echt sind, so verstehen die gewandten „Greels“ Kniffe, hinter welche der Neuling nicht wohl kommen kann. Ertappt aber auch das arme Schlachtopfer seine Gegner auf falschem Spiele, so ist es damit keineswegs besser, ja sogar in manchen Fällen noch schlimmer daran. Stets ist eine hinreichende Anzahl von Spießgesellen vorhanden, die jeden Augenblick bereit sind, das Gegentheil zu beschwören, wenn sich ein Flat über falsches Spiel beklagt; und wenn dies nicht hilft, so nehmen sie auch keinen Anstand, ihn zu Boden zu schlagen. In den meisten Fällen brauchen übrigens die Helliten das falsche Spiel gar nicht, und da sie doch Entdeckung zu scheuen haben, so greifen sie nur dann zu diesem Ausflucht̃smittel, wenn kein anderes anschlagen will. Die gewöhnliche Methode, einen Gimpel zu plündern, besteht in den geringen Spielhäusern darin, daß Leute, welche mit den Helliten unter Einer Decke stecken, mitspielen und zum Theil scheinbar stark verlieren. Der Gimpel wird dadurch, daß er Unglücksgenossen hat, bei gutem Muthe erhalten. Jedes Spielhaus unterhält eine Anzahl von Personen dieser Art, die Alle nach der neuesten Mode gekleidet, deren Finger mit goldenen Ringen bedeckt und deren glänzende Uhrenketten noch mit weit mehr Siegeln behängt sind, als

sogar Sir Robert Peels. Kleider und Schmuck für diese Menschen werden von den Eigenthümern der Spielhäuser stets parat gehalten.

Dies sind einige der Mittel, deren sich die Helliten und die in ihrem Solde stehenden Kreaturen bedienen, um jeden Dummkopf zu plündern, der ihnen in den Weg kommt. Es gibt ihrer noch weit mehr, die aber dem, welcher mit dem Spiel in London nicht näher bekannt ist, schwer zu beschreiben wären. Genug, daß Jeder, der sich mit Geld in einen dieser Höllenorte verirrt, ohne einen Farthing wieder herauskommt, oder wenn man ihn auch ein paar Mal gewinnen läßt, so geschieht dies nur, um ihn tiefer zu verlocken. Wie hoch im Durchschnitt die Summe sich beläuft, welche jährlich in den Spielhäusern verloren wird, läßt sich schwer bestimmen; ich glaube aber der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen, wenn ich sie, die große Anstalt in St. James Street mit in Rechnung genommen, auf sieben bis acht Millionen Pfund schätze. Man bedenke nur, welch ungeheure Summen die Eigenthümer der höhern Spielhäuser, trotz des darin herrschenden übertriebenen Luxus, in die Tasche stecken. Kürzlich haben sich zwei Theilhaber an solchen Anstalten, der eine mit 150,000 £, der andere mit 140,000 £ zurückgezogen, die fast ohne einen Heller angefangen hatten, und nun ihre Landhäuser, ihre Gestüte, kurz, Alles besitzen, was zu einem Manne von Fashion gehört. Einen Helliten aus einem Spielhause niedern Ranges fand man kürzlich in seinem eigenen Wohnhause betrunken auf dem Boden liegen; er hatte 1200 £ Banknoten in der Hand, die nach seiner eigenen Aussage sein Gewinnstantheil von der vorangegangenen Nacht waren. Die Herren Bonds, Besitzer des Athenäums, waren noch vor wenigen Jahren arme Schacherjuden, und nun schätzt man jeden auf 60,000 £. Erst vor wenigen Monaten gab der älteste Bruder Ephraim 15,000 £ für eine Stuterei, die ein Edelmann losschlug, um seine Ehrenschulden zu bezahlen.

Ob und wann vom Gesetze Hülfe gegen diese Lasterstätten zu erwarten ist, steht sehr dahin; die gegenwärtigen Gesetze reichen einmal nicht aus, dem schrecklichen Unheil vorzubeugen, das die Spielhäuser stiften, und durch die ungeheuern Mittel, die ihnen zu Gebot stehen, wissen die Besitzer allen Verboten und Strafen vorzubeugen oder ihnen auszuweichen. Daß die Spielhäuser, wie es seyn sollte, gänzlich ausgerottet, oder auch nur beschränkende Gesetze werden gegeben werden, glaube ich schon deßhalb bezweifeln zu müssen, weil die Mitglieder von Crockfords Club zum großen Theile den beiden gesetzgebenden Häusern angehören, und es denn doch zu viel verlangt seyn möchte, daß sie für ein Gesetz stimmen sollten, das sie wahrscheinlich zuerst umgehen würden.

Ueber die Relationen der sinnlichen und übersinnlichen Welt.

(Fortsetzung.)

Merkwürdig ist es ferner, indem wir uns mit dieser Bemerkung den Uebergang zu einer andern Seite unseres vielleicht unerschöpflichen Gegenstands bahnen, daß unsere eigene Fähigkeit für diese Art von Communikation mit der übersinnlichen Welt durch das vorrückende Alter und besonders auch durch den Ernst streng wissenschaftlicher Beschäftigung beeinträchtigt zu werden scheint. Ich bin als Jüngling empfänglich dafür gewesen, wobei ich die früher erwähnte Einschränkung, als hell eingesehene Grundbedingung des ganzen Verhältnisses, sorgfältig wiederhole; dem reifen, immer an der Hand der ernstesten Wissenschaft, der Mathematik, wandelnden Manne ist jenes süße Jugendglück nicht mehr zu Theil geworden. So zarte, ätherische Gebilde scheuen vielleicht den ernsten Forscherblick des durch Leben und Wissenschaft ihrem Umgange entfremdeten Mannes; — und daher mag es kommen, daß der Glaube, über dessen reale Grundlage wir uns hier unterhalten, fester in der Ueberzeugung des Volks haftet, welches länger jung, d. h. durch Leben und Wissenschaft unverbildet bleibt. Spottet nicht über den Volksglauben; Schillers schönes Wort:

> Was kein Verstand der Verständigen sieht,
> Das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth,

würde die beschämendste Antwort auf euern Spott seyn; nein, spottet nicht! Die Anwendung selbst der scheinbar bestbegründeten Doctrinen muß mit der äußersten Vorsicht verfolgt werden, wenn dieselben mit den allgemeinen Ueberzeugungen des sogenannten Volksglaubens in Widerspruch gerathen. *

* Ich will davon ein merkwürdiges Beispiel anführen. Man nennt bekanntlich die schwimmenden Eisschollen, mit denen sich die Ströme bei eintretendem Froste zu bedecken pflegen, Grundeis, weil ihnen der Volksglaube ihren Ursprung auf dem Grunde der Gewässer anweiet. Gegen diese Behauptung erhob sich die gelehrte Physik des vorigen Jahrhunderts mit gewohnter Arroganz, bezeichnete die Volksbehauptung als Träumerei und wies dem Grundeise seinen Ursprung vielmehr auf der Oberfläche des Wassers an (vergl. besonders, was der Herr Akademiker und gelehrte Naturforscher Mollet in der histoire de l'acad. royal des sc. Jahrg. 1745, und Gehler im physikal. Wörterb. I. 676 darüber radotiren). Allein die neuesten Untersuchungen, welche gar keinen Zweifel übrig lassen, und sich namentlich in der neuen Ausgabe des Gehler'schen Wörterbuchs. III., 127 ff. von Horner vortrefflich zusammengefaßt finden, stellen vielmehr den uralten Volksglauben gegen die Anmaßung der gelehrten Physik des achtzehnten Jahrhunderts wieder

Gerade der Glaube an das Geisterreich und an das mögliche Herübertreten seiner Gestalten auf das Gebiet der sinnlichen Welt wurzelt aber in der Volksüberzeugung auf eine vollkommen unzerstörbare Weise, wenn gleich auch das Volk stillschweigend die Modifikationen zugibt, mit denen ich angehoben habe, und keine dem Licht Trotz bietende Profanation des Geheimnisses der übersinnlichen Welt erwartet. Fragt von Dorf zu Dorf, und nennt mir dasjenige, welches ihr, um wieder den stolzen Catheder-ausdruck zu gebrauchen, frei vom „Pöbelwahne des Geisterglaubens“ gefunden habt. In der Niederlausitz z. B., wo ich lange gelebt habe, bezeichnet der Landmann das Geheimniß des Vorgangs, von dem ich hier spreche, mit dem Ausdrucke; „es schecht!“ und stirbt auf die Wirklichkeit des so bezeichneten Vorgangs. Und alle diese Millionen Menschen, diese ungekünstelten, der Natur so nahe lebenden Menschen sollten alle, alle an der gemeinschaftlichen Krankheit eines nämlichen, ganz objectlosen Irrthums laboriren? Nein, ich kann's nicht glauben, und wenn ich für meine Person, sammt so vielen Andern, welche sich mit mir in einer ähnlichen Lage befinden, durch Verkünstelung der Lebensformen, durch Ausbildung des Wissenschaftssinnes, die Unschuld jenes Ursinnes, die Schärfe jenes „zweiten Gesichts“ eingebüßt habe, so wird man mir aus dieser partiellen Entbehrung nimmermehr die allgemeine Nichtexistenz deduciren wollen.

---

her, und zeigen, wie man es denn auch mit eigenen Augen beobachten kann, daß sich das Grundeis, der vom Volksglauben geschaffenen Erklärung gemäß, allerdings auf dem Grunde der Gewässer erzeuge. Wenn man diesen Umstand mit Nollets vorgetragener Bitte um Entschuldigung vergleicht, daß er sich noch auf eine ordentliche Widerlegung dieses Vorurtheils des Pöbels einlasse, so kann man wohl ein klein wenig stutzig werden. — Das uns umringende Naturgeheimniß ist so tief, und die eigentliche gelehrte Forschung zeigt sich der Erforschung desselben oft so wenig gewachsen, daß es dem aufrichtigen Freunde der Natur nicht verargt werden kann, wenn er, verzweifelnd, auf jenem Wege zum Ziele zu kommen, den „Vorurtheilen des Pöbels“ auch einige Aufmerksamkeit schenkt. In der Regel ist es die fürwitzige Jugend, oder auch der Catheder-stolz, welche sich so anmaßend gegen die Philosophie des gemeinen Mannes erklären; wenn man älter als jene, und umsichtiger als dieser wird, so findet sich mehr Bescheidenheit. In dieser Beziehung erkläre ich mich nun ganz einverstanden mit Kerner, welcher in der Vorrede seines hier besprochenen Buchs ähnliche Gedanken vorträgt. Da der Natur manches Geheimniß nicht sowohl durch directe Forschung abgefragt, als vielmehr durch Beobachtung und Zufall abgelauert werden muß, so ist es auch ganz natürlich, daß das Volk, welches so viel und so mannigfach mit ihr verkehrt, oft zu ganz besondern Erfahrungen gelangt. Ich bin z. B. fest überzeugt, daß die neuesten Lehrbücher der Naturgeschichte, Physik und namentlich der Meteorologie, durch den rohen Empirismus meiner alten Schäfer noch manche kleine Erweiterung erhalten könnten. Die Leute wissen's nur nicht so gut von sich zu geben wie z. B. der oben citirte Akademiker Nollet.

Der nordamerikanische Wilde in seinen Waldungen, der Kosak in seinen Steppen bemerken Dinge auf eine Entfernung, für welche dem sogenannten Culturmenschen das Wahrnehmungsvermögen ganz und gar verloren gegangen ist; ich sehe nicht recht ein, warum es, nach dieser Analogie, nicht auch ein, für die Nachtseite der Natur besonders geeignetes Wahrnehmungsvermögen geben sollte, welches nur durch Culturverbildung eine ebenmäßige Verkümmerung erlitten haben könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Schluß der Kunstausstellung.

Die Ausstellung ist geschlossen. In den langen Hallen hämmern, tragen, heben, nageln die Arbeitsleute; an den Wänden, wo Schönheiten und königliche Häupter, Büßerinnen und Genießende, Trauer und Pracht, orientalischer Glanz und niederländischer Küchenschmutz das Auge blendeten und fesselten, sieht man nur noch Bohrlöcher, und bröcklichter Kalk wird auf den schönen Dielen, aber nicht mehr von schönen Füßen zertreten. Die Schätze wandern in aller Herren Länder, von dem gesammelten Reichthum bleibt das Wenigste hier. Die Hoffnung auf ein Nationalmuseum, auf ein Berliner Luxembourg, welches die vorzüglichsten der vaterländischen Künstler für alle Zeiten bewahren sollte, ist verschwunden. Es fehlt an mächtigen und durchgreifenden Geburtshelfern einer Idee, die in lauter Wehen zu sterben bestimmt scheint. An Mitteln, wenn man wollte, würde es eben so wenig fehlen, als, was man früher vorschützte, an Gegenständen. Diese Ausstellung hat die ausreichende Kraft der Producenten dargethan; aber um der Idee ganz zu genügen, würde es freilich eines Expropriationsgesetzes, oder wenn das nicht thunlich, eines gesetzlichen Vorkaufsrechts aller auf den öffentlichen Staatsmarkt der Ausstellung gebrachten Werke bedürfen. Man klagt sogar, daß die Bürger wenig gekauft haben. Vor dreißig, ja vor zwanzig Jahren würde ein Bürger, der Gemälde, außer Porträts, kaufte, schon zu den Phänomenen gehört haben; man meinte, das sey nicht Sache der Privaten, es komme den Fürsten und den Großen zu. Die Zeiten haben sich merklich geändert. Von den Einkäufen der Großen weiß man nicht zu viel; die besten Sachen sind in die Privatcabinette der Kleinen gewandert. Sollte es aber ganz unmöglich seyn, sie von da in ein großes Staatscabinet zu sammeln? — Die Physiognomie der Ausstellung hatte sich seit meinem letzten Briefe nicht merklich geändert. Lessings Riesenwerk, die Hussitenpredigt, hätte ihr zwar einen andern Typus aufprägen können, aber derselbe war ihr bereits durch Hildebrands Kinder Eduards gegeben. Man schritt nun an das fremdartige, ungeheure Werk mit einer Art Scheu, die sich freilich zuletzt in Bewunderung, aber nicht in Liebe verwandelte. Es erfordert ein Studium und eine Geschichte, um diese Hussitenpredigt in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen. Man

möchte darin eine Symbolik des ganzen Slaventhums gewahren, wenn zwei Elemente desselben, der Leichtsinn und der Undank, jener aufgefaßt wäre, dieser sich bildlich darstellen ließe. Das große Gemälde hing sehr ungünstig an der tiefen Wand eines dunkeln Zimmers, dennoch schaarten sich, mit jedem Tage mehr, die Zuschauer um dasselbe. Gegen das Gerücht: daß die Düsseldorfer Künstler, unzufrieden mit der Aufstellung ihrer Bilder, den Beschluß gefaßt, sie künftig nicht mehr nach Berlin zu senden, oder doch nur eine Separatausstellung zu veranstalten, läßt sich manches erhebliche Bedenken anführen. Zur Ausführung dürfte es wenigstens schwerlich kommen, wenn auch der Wille da wäre. Praktischer lautete ein anderer Vorschlag: nämlich von den nicht verkauften und ungünstig aufgehängten Stücken eine nachträgliche, kleine Ausstellung zu veranstalten, damit die minores, von den majores nicht überstrahlt, ihren separaten Markt fänden. Nur fragte sich, ob unter diesen minores nicht wieder majores auftauchen, und bis zu welcher Stufe endlich dieser Markt der Bescheidenen herabsteigen würde?

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

V. Hugo. Das Nachdruckcomité.

Scribe hatte schon durch sein Ballet Manon Lescaut diese Umwandlung vorbereitet und den Olymp in das gemeine Leben herabgezogen; aber mit dem Ballette haben es die Kunstrichter nie so streng genommen, wie mit der großen Oper, welche, ihrer Behauptung nach, nur große Handlungen, große Personen darstellen soll. In der That hätte sich Victor Hugo's Text besser zu einer Operette geeignet, und auf der kleinern Bühne der komischen Oper wäre das Stück an seinem rechten Platze gewesen; dort hätte man es wahrscheinlich auch nicht so streng beurtheilt. Jetzt wollen Vict. Hugo's Freunde den Dichter in die Académie française bringen, in welcher Raynouards Tod einen Platz leer gemacht hat. Dies wird seine Schwierigkeiten haben; denn ein großer Theil der Akademie ist wider den Romantismus gewarnischt, wie die meisten Staatsmänner des europäischen Festlandes wider den Liberalismus; sie glaubt sich im Gewissen verbunden, für den alten sogenannten classischen Geschmack zu fechten, wenn dieser auch jetzt nur noch langweilige Werke erzeugt. Ob Hugo ein wahrer Dichter sey, darauf nimmt sie keine Rücksicht, genug, er ist ein Neuerer, und hat allerdings wahrhaft monströse Schauspiele auf die Bühne gebracht. Aber er ist doch ein großer lyrischer Dichter, er schleppt sich nicht auf gebahnten Wegen und in veralteten Formen dahin; er folgt seiner Inspiration, und wird von einer mächtigen Phantasie beherrscht; wie Wenige in der Akademie können sich solcher Vortheile rühmen! Auch scheint er von der Regierung, oder wenigstens vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts begünstigt zu werden; erst neulich hat ihn der Minister in eine Commission berufen, welche, wie ich früher erwähnt habe, den Auftrag hat, die Frage zu erörtern, wie dem Nachdrucke französischer Werke im Auslande zu steuern sey; ich zweifle aber, daß ein Dichter in dieser Angelegenheit, wo es auf praktische Kenntnisse ankommt, sehr nützlich seyn kann, und ich bin geneigt zu glauben, daß die in diese Commission berufenen Buchhändler, obschon sie bei Weitem nicht so viel Geist besitzen, als Vict. Hugo, hier bessern Rath geben werden. Dies hat sich auch schon in den ersten Sitzungen der Commission gezeigt, indem Vict. Hugo mit dem Vorschlage auftrat, die Commission solle das Nachmachen aller Geistesprodukte als eine unmoralische Handlung verdammen. Man erkennt hieran den Mann, der es nur mit dem Idealen zu thun hat; denn wenn die Regierung das Nachmachen und Nachahmen aller Geistesprodukte aus der Fremde als etwas Unmoralisches betrachtete, so würde sie dadurch dem Gewerbsfleiß die lästigste Fessel anlegen. Gesetzt, es werde in England oder Deutschland eine nützliche Erfindung gemacht, soll Frankreich sich alles Nachahmens oder Nachmachens enthalten, aus Achtung vor dem heiligen Grundsatze, daß die Erfindung das unantastbare Eigenthum des Erfinders sey? Dann wäre also die Buchdruckerkunst das Eigenthum der Fuste und der Schöffer geblieben, und Niemand hätte aus Respekt vor der Erfindung ein Buch drucken können, als ihre Nachkommen. Eben so wäre die Gasbeleuchtung in England, die Dampfschifffahrt in Amerika geblieben. Ein musikalisches Produkt könnte aus demselben Grunde in der ganzen Welt nur von dem Tonkünstler bezogen werden, der es verfertigt. Der von Vict. Hugo aufgestellte Grundsatz ist nicht einmal in einem einzelnen Lande durchzusetzen; wenn er von jeher in Frankreich gegolten hätte, so hinge es jetzt noch von den Erben oder Familien Boileau's, Racine's, Bossuets ab, ob ihre Werke gedruckt werden sollen oder nicht. Deßhalb haben sich auch sogleich mehrere Mitglieder der Commission wider Vict. Hugo's Vorschlag aufgelehnt, und bewiesen, daß nicht einmal im Reiche das Eigenthumsrecht auf ein Geistesprodukt als absoluter Grundsatz aufgestellt werden könne, sondern nothwendig Einschränkungen erleiden müsse. Ueberhaupt wird diese Commission wegen der widersprechenden Ansichten der Mitglieder und der Schwierigkeit der Aufgabe viele Mühe haben, erstlich über einen bestimmten Vorschlag einig zu werden, und zweitens ein wirksames Mittel aufzufinden, um dem allerdings äußerst schädlichen Nachdrucke der Belgier und auch der Schweizer Schranken zu setzen, wofern dieses nicht durch gütlichen Vergleich zwischen den Regierungen geschieht. — Doch es ist Zeit, zu den Schauspielen zurückzukehren. Marie ist noch immer das beliebteste Stück am Théâtre français; man gesteht ein, daß der Schluß des Stücks unsinnig ist; allein das Herz der zarten Zuschauerinnen wird durch das vortreffliche Spiel der Dlle. Mars bestochen; Jedermann will die mehr als fünfzigjährige Frau in der Mädchenrolle einen neuen Triumph feiern sehen, und schwerlich wird man etwas Aehnliches wieder erleben. — Der Vaudevilles sind wieder im Monat November eine Menge erschienen; einige sind gefallen, andere halten sich aufrecht; es wird also noch immer Zeit seyn, dieselben zu erwähnen. Im Gymnase dramatique, das nun von Scribe wenig mehr erhält, ist der vortreffliche Schauspieler Bouffé, sicher einer der besten jetzt lebenden Schauspieler, in einem Stücke: le muet d'Ingouville, als Stummer aufgetreten, und zeigt darin eine solche mimische Kunst und Wahrheit, daß das Stück rührt, wie ehemals Bouilly's Abbé de l'Epée, in welchem bekanntlich eine Stumme die Hauptperson ist. Bouffé sollte am Théâtre français engagirt werden; denn dort haben sie keinen so vortrefflichen Mimiker, der mit wenig Geberden den tiefsten Eindruck auf die Zuschauer macht. Dies ist der Culminationspunkt der Kunst. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 23. December 1836.

Prendre une jeune femme à soixante ans passés,
Pour mourir de chagrin, voilà tu, c'en est assez.

Delavigne.
École des vieillards.

Bürgermeister und Bürgermeisterin.

Bruchstück aus E. Spindlers neuestem Roman: Der König von Zion.

In der ganzen Stadt Leyden war kein Haus im Innern so prächtig verziert, so verschwenderisch mit Allem ausgestattet, was die Erfindungskraft eines lebenslustigen Geschlechts nur erdenken mag, als das Haus des Bürgermeisters Berghem. Seine Vorfahren hatten schon unter der ruhmwürdigen Herrschaft des kühnen Burgundierherzogs Karl viele Reichthümer erworben, in Stadt und Land die vorzüglichsten Ehrenstellen inne gehabt, und der jetzige Besitzer all dieser reichen Habe, die von getrennten Zweigen nach und nach in seine Hand zusammengeflossen, war in die Fußstapfen seiner Vordern getreten. Prunksüchtig, wie diese, freigebig, wie sie, an altem Herkommen klebend, wozu ihn die Erinnerungen seiner Jugend aufforderten, welche in die Zeiten des Fräuleins von Burgund und der Brautkämpfe des ritterlichen Maximilian gefallen, hatte er seines Lebens Beruf und Zweck in des Lebens Lust und Behaglichkeit gesezt. Was die Natur in seltenen Gaben bloß für den Feinschmecker erschafft, was der Handel auf seinen Schiffen nur dem Reichen zuführt, was die Künste nur für den geschmackvollen Gönner hervorbringen, zierte seine Tafel, schmückte sein Haus, ergözte seine Sinne. Sein Jünglingsalter hatte nach Vergnügen gedürstet und ein jedes genossen; seine reifen Sommerjahre waren vergangen auf Reisen durch alle Theile Europas, verlebt auf den Bahnen des Ehrgeizes. — Nachdem er Alles gesehen, Alles erfahren, Alles versucht, dachte er seinem Greisenalter mit einem jungen Weibe — seinem vierten — die Krone der Unvergänglichkeit aufzusetzen.

Da hatte er auf einmal den Stolz bei Seite geworfen, der früher seine Ehewahlen geleitet. Drei Frauen, eine reicher als die andere, jede von einem Stamme, würdiger als der seinige, waren seinem Hause als nothwendige Uebel vorgestanden; Uebel, weil sie entweder unschön, oder tyrannische Meisterinnen, oder träge Verzehrerinnen gewesen; nothwendig jedoch, weil sie den überlebenden Gatten am Hochzeittage schon zum Erben hatten einsetzen müssen. Nachdem sie ihm Gold statt Kinder hinterlassen, gelüstete ihn, der die Einsamkeit später Jahre schmerzlich empfand, ein Kind im Hause zu haben; aber es sollte zugleich seine Gattin seyn, dieses Kind. — Der Selbstsüchtige, der Genießer, der noch keinem Menschen getreu gewesen, geizte plözlich nach Dankbarkeit, und wollte alle seine Reichthümer an die Wonne hängen, daß von einer verpflichteten kindlichen Hand seine Augen im Sterben geschlossen würden. Darum hatte er mit seinen Gespielen sich überworfen, darum

hatte er ſtrenge und kopfſchüttelnde Rathgeber von ſich gejagt, darum hatte er ſich dem Gelächter einer ganzen ſchadenfrohen Stadt preisgegeben und die Wappen an dem Hauſe ſeiner Voreltern in Unehre gebracht, indem er eine Magd, eine ſechzehnjährige, unverſtändige Dirne, des Schenkwirths zu den drei Häringen Schweſter, Margitta Bockel, als ſeine eheliche Frau heimgeführt.

Es war ein ſeltſames Ding, dieſe Margitta. Ihr Antlitz trug im Kleinen und verweiblicht die Züge ihres Bruders, und war dennoch hübſch und anziehend zu nennen. Ihre Geſtalt war klein und ſchmächtig, aber jede Bewegung hatte etwas Zierliches, Ungezwungenes und Keckes, wie es nicht leicht an den ſtoffbekleideten Frauen vornehmer Leute damals bemerkt wurde. Ihre Augen ſprühten lebendigen Geiſt und ihre Zunge war ſtets im Felde; dennoch ſtand ihr Gehirn leer, jede ihrer Seelenkräfte war im Keime verwahrloſt. Wie ihr Aeußeres einem frühreifen Kinde, ſo glichen auch häufig ihre Einfälle, Launen und Gebehrden denen eines Kindes. Im Innern ſah es anders aus: bei allem Leichtſinn war ihr Charakter, trotz ihrer Jugend, fertig, und darinnen ein unverkennbarer Hang zum Schlimmen. Wenn ſie noch nicht in jeder Beziehung die Leidenſchaften ihres Bruders theilte, ſo war daran gerade nur ein Mangel körperlicher Entwicklung ſchuld. Dagegen entſchädigte ſie ſich durch die völlige Freiheit, womit ſie, unterſtützt von den Lebensanſichten, die ihr zartes Alter und ſchnelles Emporkommen in ihr erwecken mußten, ihren Gefühlen den Lauf ließ, wenn nicht gerade ihr dringendſter Vortheil ſie beſtimmte, Heuchelei vorwalten zu laſſen.

Dieſes tändelnde, reizende, herrſchbegierige, lebesſüchtige Weſen hatte Berghem in ſeinem Hauſe auf den Thron geſetzt. In den erſten Monden, Zug auf Zug, hatte er alle Schlüſſel zu ſeinen Schätzen, zu ſeinem Herzen und zu ſeinem Willen der kleinen Meiſterin ausgeliefert. Sie ſpielte mit ſeinem grauen Barte, wie mit ſeinen Befehlen, ſie verſchwendete ſein Gold, wie ſeine Geduld. Wenn ihm manchmal einfiel, flämiſch aufzuwachen und nach den Zügeln des Hausregiments zu greifen, ſo wußte Margitta auf mannichfache Weiſe den Bären zu beſchwichtigen und die Oberhand zu behalten. Schmeichelei, Poſſen oder Trotz, jedes zu ſeiner Zeit, entwaffnete immer den abgeſättigten Schlemmer, der am Ende lieber mit Schmach auf Roſenblättern lag, als daß er zu Felde gezogen wäre. Eine namhafte Zerſtreuung ſeines Gedächtniſſes und ſeiner Gedanken, die ihn nicht ſelten befiel, half zu ſeiner Unterjochung trefflich. Es gab nur Eines, worauf er unerbittlich hielt, den altkatholiſchen Gottesdienſt, und Margitta beobachtete — gern oder gleichgültig — alle Uebungen und Gebote deſſelben. — Es gab nur Eines, welches der weiſe Bürgermeiſter anfänglich nicht genugſam erwogen hatte, das ihm aber nach ſeiner Heirath unaufhörlich wurmte: die niedrige Sippſchaft ſeiner Gattin. Aber davon hegte Margitta mit ihm eine und dieſelbe Meinung. Ihre Verwandten zu verachten, war ſie mit dem Gatten einverſtanden. Um dieſen Preis haßte er nicht minder als ſie ſeine eigenen Vettern und Blutsfreunde. Dergeſtalt lebten Bürgermeiſter und Bürgermeiſterin ziemlich gut in der Ehe, obſchon es täglich Stunde für Stunde nicht an Stürmen gebrach. Dann und wann legte ſich zwiſchen Beiden der Streit, bevor er völlig entdronnen; am häufigſten brach er wild aus, und Berghems Niederlage war ſchnell entſchieden; ſelten wußte der Eheherr, des Feindes Angeſicht trotzig meidend, ſeine aufrühreriſche Stellung bis zum nächſten Morgen zu verlängern, worauf dann die Unterwerfung um ſo feierlicher ſtattfand. So führte er unter goldenem Getäfel, in fürſtlichen Gemächern, ſchwimmend im Ueberfluß, ein elendes, gedrücktes Leben, ohne Ruhe von außen, ohne Friede von innen; denn ein welkend Herz quält ſich ohne Rettung und Aufhören ab an den Flammen thörichter Leidenſchaft und alberner Lüſtelei.

Eines Morgens, nachdem er eine lange Nacht ſchmollend und einſam in Langeweile und Schlafloſigkeit zugebracht, ſaß er mißmuthig, abgeſpannt in ſeinem Lehnſtuhle und hörte den Klagen zu, die ein Fremder, ein Gaſt ſeines Hauſes, ſeinen Ohren vertraute. — Dieſer trug auf ſeinem ritterlichen Reiſekleide das Abzeichen der Würde eines vornehmen Geiſtlichen, und im Laufe des Geſprächs verrieth ſich gar oft, wenn auch der Herr es hätte verbergen wollen, daß er ein Edelmann und Domherr ſey. In ſeinen Reden wechſelte adelige Derbheit mit dem Tone, der in Kapitelſtuben und an geiſtlichen Höfen gelernt wird.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die Relationen der ſinnlichen und überſinnlichen Welt.

(Beſchluß.)

Vielleicht gibt es ſogar eine beſtändige, vom Menſchen als ſolchem nur überhaupt nicht aufzufaſſende Reciprocität zwiſchen der ſinnlichen und überſinnlichen Welt; und wir würden die geheimnißvolle Einwirkung unſichtbarer Agenten auf unſer Leben ſinnlich gewahren, wenn eine berechtigte Hand den Schleier, der uns das Spiel hinter den Couliſſen des Lebenstheaters verbirgt, wegziehen, wenn uns ein Gott, wie Venus dem Aeneas, zurufen möchte:

> Adspice, namque omnem, quae nunc obducta tuenti
> Mortales hebetat visus tibi, et humida circum
> Caligat, nubem eripiam!

und uns das neue Geſicht ertheilte, welches ſich auf dieſe Vorgänge ſo bezöge, wie der gewöhnliche Geſichtsſinn auf die irdiſche Erſcheinung. Gleichwie dem Blindgebornen die ganze Seite der Schöpfung entgeht, welche vom menſchlichen Auge erfaßt wird, ſo darf die Möglichkeit von Vorhandenem präſumirt werden, für welches der Mangel des entſprechenden beſondern Sinnes nur darum weniger fühlbar wird, weil wir auf die Kenntniß deſſelben noch nicht ſo beſtimmt angewieſen ſind. Die eigentliche Natur der Erſcheinungen des Lichtes, der Wärme, des Magnetismus, der Elektricität z. B. wird von uns auch nicht ergriffen, weil wir des Vermögens der Perception für das innerſte Geheimniß des Waltens dieſer Naturkräfte noch entbehren. Wer ſich inniger damit beſchäftigt hat, in dies Geheimniß einzudringen, wer dem Spiele der zuckenden Flamme, den elektriſchen Funken, dem convulſiviſchen Zittern der Magnetnadel nicht bloß gedankenlos zuſah, ſondern die thätigen Kräfte der wunderbaren Erſcheinungen enthüllen wollte, der muß wohl tief gefühlt haben, daß ihm ein Etwas gebrach, um den eigentlichen Zuſammenhang zu erfaſſen. Und dies Etwas war eben der fehlende Sinn, ganz ſo, wie uns der dem Aeneas von der Venus verliehene Sinn gebricht, um gewahr zu werden, was hinter dem wegzuziehenden Wolkenvorhange eigentlich vorgeht.

Da nun aber, um das ſchon oben Angeregte nochmals unter einem neuen Geſichtspunkte zu beleuchten, dem Menſchen, in ähnlicher Weiſe, auch der auf Durchdringung der Zukunft bezügliche Sinn verſagt iſt, wofür ſich gewiß ein beſonders organiſirtes, geiſtig-leibliches Auge denken läßt, und da dem allgemein ſchlechterdings ſo ſeyn mußte, wiewohl gegentheils unzählige Fälle gedacht werden könnten, wo dem wohl anders ſeyn möchte, ſo laſſen ſich weder Ahnung, noch Traumavertiſſement, als erſetzende Winke für den mangelnden Sinn und Andeutungen einer verhängnißvollen Zukunft, frech wegleugnen. Wie klein, wie unbedeutend mag die Fiber ſeyn, welche eine mit der Zuſammenſetzung des menſchlichen Organismus ganz vertraute, ſtille Hand anzuziehen hat, um gerade das beabſichtigte Traumbild vor der Seele des Individuums entſtehen zu laſſen! Wir kennen die unendliche Künſtlichkeit dieſes Organismus wenigſtens ſo weit, um an dieſer Möglichkeit nicht einen Augenblick zu zweifeln; und wer dem Geheimniſſe des Traums mit ſo viel Ernſt nachgeſpürt hat, als ich, der wird mir auch wohl ohnedies beipflichten. Indeß könnte man aber in dieſer Anwendung des Traums, als Avertiſſement von Seiten geiſtigerer Mächte, eine Beeinträchtigung des menſchlichen freien Willens finden; allein es iſt vielmehr nur die Vorbereitung auf ein Ereigniß, mit welchem unſere Willenskraft gleichwohl noch den Kampf zu beſtehen hat, und zu dem wir uns alſo nur mit den geeigneteren Waffen verſehen ſollen. Als unumſtößlich darf der durch ein ſolches Avertiſſement angekündigte Beſchluß immer nicht betrachtet werden, ſo lange derſelbe den Conflict mit dem menſchlichen freien Willen zu beſtehen hat, von dem es noch abhängt, das Avertiſſement anzunehmen oder zurückzuweiſen. In einer ſolchen Vorausverkündigung durch Traum oder Ahnung muß alſo, um auch dieſem Einwande zu begegnen, nur eine Aufforderung zum Aufgebote der geeigneten Mittel geſucht werden, durch welche das Ereigniß, den Planen höherer Mächte gemäß, im Wege eigener Mitwirkung auf erwünſchtere Weiſe zur Entſcheidung gebracht werden kann. Die Willenskraft in aufrichtiger Harmonie mit dem Moralgeſetze iſt die höchſte irdiſche Gewalt, und der übernatürliche Einfluß durch Traum oder Ahnung auf uns verhält ſich dazu nur wie Bemühung, ſie zu erwecken; vielleicht auch, um noch eine Nüance des Rapports zwiſchen ſinnlicher und überſinnlicher Welt zu berühren, in andern Fällen auch als Mittel, ſie zu verſuchen. Zieht den Hexen der Heide im Macbeth:

> Er kann es vollbringen, er kann es laſſen,
> Aber er iſt ſtark, wir müſſen ihn haſſen:

das körperliche Kleid, welches ich nun einmal nicht annehmen kann, aus, und es bleibt euch wiederum die nämliche, mit dieſer Modifikation im Volksglauben nicht weniger feſt wurzelnde Grundidee. Hütet euch aber — ich muß dieſe Warnung nochmals dringend wiederholen — hütet euch, dem Volksglauben unbedingt und ohne Weiteres Hohn zu ſprechen. Gewiß artet er im Individuum oft zum Aberglauben aus; aber die Idee, wie ſie als Abſtractum des Einzel-Aberglaubens in der Maſſe vorherrſcht, muß ſich auf eine Wahrheit beziehen. Dies gilt in der Metaphyſik, wie in der Phyſik, und nicht zu Allem, was überhaupt wißbar iſt, findet ſich der Weg durch die ſogenannte Cultur und Wiſſenſchaft eröffnet. Allermeiſtens freilich läßt ſich der zureichende Grund eines Vorganges auf dieſem wiſſenſchaftlichen Wege aus bekannten Naturgeſetzen ableiten: die Saite hat geklungen, weil ſie durch ein nachweisbares Etwas in Vibration verſetzt worden war. Aber es gibt auch Ausnahmen, wo dieſer Impuls nicht taſtbar nachgewieſen werden kann, wo die Urſache der Wirkung jenſeits der ſogenannten Naturgrenzen fällt; und die hier betrachtete Kategorie von Erſcheinungen, welche ſich übrigens ſchon durch die ſo unendlich oft beobachtete geheimnißvolle Beziehung zu den Folgen als eine ſolche Ausnahme bewährt, verdient darunter eine ganz beſondere Berückſichtigung. Niemand vermeſſe ſich anzugeben, wann und unter welchen Umſtänden die Fäden, welche aus dem Gebiete des Sinnlichen in das Gebiet des Ueberſinnlichen hinüber laufen, in dieſer Weiſe angezogen werden dürfen; die darauf bezügliche Geſetzgebung iſt vom bloßen

untern Naturgesetze begreiflich sehr verschieden. Aber ein inneres, unvertilgbares Gefühl, welches seine Wurzeln in unserer tiefsten Brust gemeinschaftlich mit den heiligsten Glaubenswahrheiten hat, verschafft uns Gewißheit über das Vorhandenseyn dieses Rapports, und wir stützen noch in allen denjenigen Fällen unser Leben darauf, in welchen wir uns von der Rechnung des Gewöhnlichen verlassen finden.

Frägt man mich nun aber, nach allen diesen Entwicklungen, welche bestimmte Anwendung ich davon schließlich für den concreten Fall zu machen gedenke, der uns zu den gegenwärtigen Betrachtungen unmittelbare Veranlassung gegeben hat, so weise ich diese Forderung an die Leser zurück, denen ich nur meine Ansicht von den bei dieser Untersuchung zu befolgenden Principien habe vorlegen wollen, ohne darum ihrem eigenen Endurtheile vorzugreifen, bei welchem zu viel subjective Beziehungen in Betracht kommen werden, als daß ich mir mit Bewirkung einer allgemeinen Uebereinstimmung in objectiver Rücksicht zu schmeicheln wagte.

Nürnberger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Schwank über die Kunstausstellung. Affentheater.

Die Ausstellung hat eine humoristische Kritik erdulden müssen; keine der gedruckten, denn diese sind diesmal sehr zahm ausgefallen; aber der jüngere Künstlerverein hat in einer Art Maskerade mit Dialog die viel besprochensten Bilder in losem Bande, aber in einer launigen Reihe lebendig zur Darstellung gebracht. Der Prologus des Stücks besagte zwar, daß man in dem harmlosen Spasse keinen Ernst wittern solle, daß die Ausfälle nur puffende Raketen seyen; indessen haben die wieder zur Erde schießenden Raketenstöcke doch hie und da getroffen. Daß aus dem todten Esel, einem Hauptbilde von Pistorius, ein vieräugiger Recensent sich entpuppte, ist eine harmlose Rache. Kein Künstlergeschlecht ist leichter durch Kritik zu reizen, als das der Maler. Von einem Maler selbst konnte das Stück nicht seyn, es wäre bitterer ausgefallen. Der Mann mit vier Augen erklärt einer anmuthigen Erscheinung aus der Düsseldorfer Schule, einem Falkenfräulein, daß sie absolut sterben müsse, und alle ihre Kinder können ihr nicht helfen, da sie schon todt geboren sind, nämlich die Unzahl verunglückter mittelalterlicher Edelknaben und Edelfräulein, die die Nachahmung eines glücklichen Bildes in's Halbleben gerufen hat. Nun ruft die Trauernde ihre ganze trauernde Verwandtschaft aus Düsseldorf und Berlin zur Mittrauer um ihren Tod herbei; sie kommen zu Fuß, zu Pferde und auf Särgen, eine lange, lange Reihe, angeführt von Lessings trauerndem Königspaar. Sie mögen den Jubel der Versammlung bei diesen glücklich dargestellten, Allen so wohl bekannten Gemälden sich denken. Alle reiben sich auf als lebende Bilder, und zur Kurzweil wird ihnen ein großes Glas Berliner Weissbier umhergereicht, bei uns das Symbolum der populärsten Lebenslust. Die Natur siegt über die Kunsttrauer, und selbst der tiefst trauernde Jeremias auf Jerusalems Trümmern winkt dem Kellner, der sich geschent, ihm zu präsentiren, weil er ihn für wirklich traurig hielt, und thut einen tüchtigen Zug. Das Fräulein wird zum Schluß durch einen französischen Werbeoffizier von Boulanger, einem Buffo der neu französischen Schule, gerettet und geheirathet. Man wolle nicht überall in dieser Farce Beziehung sehen; das Gute daran war, daß sie auf aristophanische Weise aus der personellen und idealen Kritik in ein allgemeines Gebiet unvermerkt überging, und dadurch etwas für sich wurde, nämlich ein lustiger Schwank.

Am Ende der Linden, wo ein durch Säulen geschmückter Eingang in die neue Louisenstadt mit jämmerlichen Läden an die verunglückte Speculation erinnert, uns ein Palais-royal, ohne daß wir eins bedürfen, aufzubringen, schwebt über diesen Säulen ein Theater. Das transparente Schild zeigt unterweilen Riesen, Zwerge, Wachsfiguren und dergleichen ambulante Erscheinungen. Auf dem Saale schien ein Fatum zu ruhen; bei allen Metamorphosen der populären Kunst blieb er in der Regel leer. Jezt ist es anders: beide Menschentheater haben ihr Publikum dem Affentheater, welches der Direktor Scheiner aus Wien dort aufgeschlagen hat, abgetreten. Stundenlang vorher ist der Eingang umlagert, die Equipagen folgen in ununterbrochener Reihe, und das vornehme Publikum hat das geringere allmählich auf eine lezte Bank zurückgedrängt. Die Sache ist Mode geworden; man muß den kleinen Kellner aufwarten, Madame Batavia rauchen, den Mandril schießen, den Jocko die Künste der Kenebel zeigen und die Pudel die Festung Kakeneiron erstürmen gesehen haben. Was könnte ein Affentheater heute seyn! Gewiß lockt Viele der Gedanke an eine Satire, die sich von selbst ergibt, und doch muß man sich das Schauspiel, welches man dachte, selbst erst machen, denn dort findet man es nicht. Affen und Pudel sind vortrefflich abgerichtet, ihr Herr behandelt sie mit süßer Freundlichkeit, und doch starren die Augen der armen Bestien nur auf die Peitsche, die er stets in der Hand hat, und nicht einmal verbergen darf. Das ist aber so ziemlich das Einzige, was bei diesen Affen an die Menschen erinnert. Selbst der Humor der Gegensätze ist nicht da; denn die Thiere erscheinen nicht in unserer modernen, sondern in der vergebrachten buntscheckigen Affentracht. Ein Affe mit Cravatte, weißer Weste und schwarzem Frack, darüber könnte man lachen; aber mit rothen Lappen umwickelt, ist und bleibt er ein Affe, wie ihn schon die Kinder sich denken. Ein Gespenst im Mährchen erschreckt nicht; es wirkt erst in Umgebungen, die wir als die unsern uns vorstellen können. Wenn dieser Direktor etwas Humor hätte, möchte er Wunder wirken, ihm begegnet aber schon das größte in dem Zulauf, den er schwerlich geträumt hat. — Könnte man nicht mit so gelehrigen Affen eine Kunstausstellung kritisiren, und besser, als dort in der Maskerade geschah, könnte man nicht auf dem Theater Tragödien, große Opern, Schauspiele in verändertem Lichte zeigen? Doch freilich, wir selbst wagen keine Parodien mehr; wir fürchten die Gebrechlichkeit unsers Ernstes. Ein Affentheater möchte an der Censur scheitern, und nicht allein an der, die die Polizei ausübt. Unsere Vorfahren dachten anders: man betrachte die meisterhaften Affenstücke in der Dresdener Galerie. Welcher bestialische Ernst in diesen Thieren ruht! Sie sind dieselben geblieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 308.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, den 24. December 1836.

Ich weiß, im edeln Schwabenlande
War ſtets allmächtig Liedesmacht:
Doch iſt auch an der Alſa Strande
Manch deutſcher Sang ſchon aufgewacht.

A. Stöber
an G. Schwab.

Elsäſsische Sagen.

1. Kaiſer Sigismund in Straſsburg.

Der ritterlich geſtritten
Auf manchem heißen Feld,
Von Baſel kommt geritten
Herr Sigismund der Held;
Zu Felde nicht, zum Throne,
Gen Achen zieht er heut,
Wo ſeine Kaiſerkrone
Das deutſche Reich ihm beut.

Und als er nun gekommen
Nach Straßburg an den Rhein,
Welch Jubeln und Willkommen
Die Straßen aus und ein!
Aus allen Fenſtern Grüße,
Die Wege bunt beſtreut,
Muſik und Freudenſchüſſe,
Vom Münſter Feſtgeläut!

Den Kaiſer zu empfangen,
Stand reich gedeckt der Tiſch,
Trompet und Pauken klangen
Und Kränze blühten friſch;
Doch ſchöner war zu ſchauen,
Als dieſe Blumenpracht,
Der Kranz holdſel'ger Frauen
In ihrer ſchmucken Tracht.

Und als in ſpäter Stunde
Der Kaiſer brach empor,
Trat aus der Frauen Runde
Die Allerſchönſte vor:
„Ruht aus von aller Mühe,
Herr Kaiſer, ruhet ganz,
Daß ihr und morgen frühe
Recht munter ſeyd zum Tanz.“

Kaum hat der Hahn gerufen,
Schon ſind die Frauen wach,
Und harren auf den Stufen
Vor ihres Herrn Gemach;
Er hört's, nicht lange weilt er,
Vom Lager auf im Flug,
Baarfuß, im Nachtrock eilt er
Und folgt dem holden Zug.

Zuerſt, den Tag zu weihen,
In's Münſter zieht die Schaar,
Wo ſchon in dichten Reihen
Das Volk verſammelt war.
Die Frühmett iſt zu Ende,
Die Seelen ſind erquickt,
Nun hat der Zug behende
Zum Feſt ſich angeſchickt.

Gleich ſtrömt's in hellen Haufen
Der nächſten Bude zu,
Die Bürgersfrauen kaufen
Dem Kaiſer ein paar Schuh;
Und luſtig wird dermaßen
Der edle Herr umringt,
Daß flink er durch die Straßen
Im Ringeltanze ſpringt.

So ziehen ſie im Tanze
Zum Hohenſteg hinauf,
Es nimmt in lichtem Glanze
Der Herberg Saal ſie auf;
Gleich ſpielen auf die Geigen
Und Hörner ſchallen drein,
Der Kaiſer ſchwingt im Reigen
Manch Bürgerstöchterlein.

In Freud' und Feſten eilen
Ihm ſieben Tage hin,
Nicht länger darf er weilen,
Zur Krönung muß er ziehn;
Doch eh' er iſt geſchieden,
Da ließ er goldenblank
Dreihundert Ringlein ſchmieden,
Den Frau'n zu Lieb' und Dank.

„Zum Abſchied nehmt's, ihr Holden,
Und achtet's nicht gering:
Wie euern Finger golden
Umfaßt jedweder Ring,
Soll eure Söhn' umwinden
Der Treue feſtes Band,
Und ſoll ſie ewig binden
An's deutſche Vaterland.“

2. Das Steinthal.

Dort auf dem Hochfeld droben,
Im dunkeln Tannenforſt,
Hat dräuend ſich erhoben
Ein alter Felſenhorſt,
Darinnen ſah man hauſen
Raubritter wild und keck,
Die Herrn von Rathſamhauſen,
Des Landes Fluch und Schreck.

Deß ward man endlich Meiſter,
Die Veſte ward geſchleift;
Doch haben ihre Geiſter
Noch lang das Thal durchſchweift,
Sie regten in den Bauern
Heimtückiſch Raubgelüſt —
Ringsum ein diebiſch Lauern,
Die Felder wild und wüſt.

So lag in Nacht und Grauen
Dies Thal in Felſen drinn:
Verwildert alle Gauen,
Verwildert jeder Sinn.
Nun iſt's ein halb Jahrhundert,
Das Licht durchbrach die Nacht,
Und alle Welt verwundert
Die Rettung ſieht vollbracht.

Wo einſt verwachſ'ne Wälder
Und Moor und ſchlimm' Gethier,
Da grünen Saatenfelder
Und Heerden weiden hier.
Wo zwiſchen Felſenrücken
Der Waldbach ſchießt dahin,
Da führen feſte Brücken
Und ſichre Straßen hin.

Wo jüngſt noch Luſt des Raubens
Und finſtre Geiſtershaft,
Da ſcheint das Licht des Glaubens,
Da wirkt der Liebe Kraft.
Wie hat ſich, was verwildert
Und wüſt und öde war,
Gelichtet und gemildert
So ſchnell und wunderbar?

Iſt wieder auferſtanden
Matern, der Gottesmann,
Der einſt in dieſen Landen
Hub Chriſti Predigt an,
Bis vor dem Kreuzesſtamme
Erlagen Drach' und Wild,
Bis vor dem Gotteslamme
Die Herzen wurden mild?

Ja, ſolch ein Gottesbote,
Ja, ſolch ein Glaubensheld
Hat jüngſt aus Nacht und Tode
Gerettet Volk und Feld:
Er hat das Kreuz errichtet
In ſeiner Wundermacht,
Bis alles war gelichtet
Und jedes Herz erwacht.

Und fragſt du, wie geheißen,
Dem Solches Gott befahl?
Geh hin, das kann dir weiſen
Jedwedes Kind im Thal;
Zum ſchlichten Kirchhofſteine
Geleiten ſie dich hin:
Hier liegen die Gebeine
Der Pfarrers Oberlin.

Adolph Stöber.

Bürgermeister und Bürgermeisterin.

(Fortsetzung.)

„Die Welt liegt in den Stricken der teuflischen Irrsale!“ seufzte Bergbem. „Wie konnte nur in Eurer gottesfürchtigen Stadt, mein Herr von Büren, solcher Schwindel überhand nehmen?“ — „Hm, große Uebel scheinen öfters geringen Ursachen zu entspringen,“ entgegnete der Domherr; „wir lebten in unserer Stadt Münster so frohmüthig und sicher, und vielleicht nirgends ist der Stand eines Kapitelherrn angenehmer gewesen, als bei uns. Wir erwählten den Bischof, wir beriethen ihn, wir handelten für ihn, und die Menge der niedern Clerisei wagte nicht, an unser Ansehen zu tasten. Ein geringfügiger Anlaß gab der bischöflichen Obergewalt den ersten Stoß, und wir litten plötzlich und immer härter unter demselben Frevel. Ein Handel vor dem Official — ich entsinne mich nicht mehr der Beschaffenheit dieses Handels — machte die Flamme auflodern. Ein Bürger der Stadt, Anton Kruse, hatte die Unverschämtheit, den Richter in seinem Prätorio — eine Gerichtsstube im Bezirke des Doms, die das Paradies genannt wird — thätlich mit vielen Anhängern zu überfallen, ihn schimpflich daraus zu vertreiben. Der Magistrat nahm den Rebellen beim Kopf, ließ ihn jedoch, milde zur unrechten Zeit, wieder frei. Der Bischof, dazumal der gnädige Herr Friedrich von Wied, wollte auf einer andern Seite die Ungeschicklichkeit des Raths wieder gut machen, und ließ den thätigsten Freund des Rebellers, den, der eigentlich den Zunder angeblasen, einen gewissen Tuchhändler Berndt Knipperdolling, da er zu einer Messe zog, von der Heerstraße bei Vechte aufgreifen und in's Gefängniß legen. Dieser Knipperdolling ist ein erzböser Mensch, von aufrührerischer Natur und leider mit einer so verrucht geübten Zunge begabt, daß er eine Menge von Freunden und Anhängern zählt, die bei seiner Gefangennehmung ein groß Geschrei erhoben und in einem Auflauf den Stadtrath zwangen, für den Verbrecher am Stuhl des Bischofs unterthänige Fürbitte einzulegen. Auch wir im Kapitel waren schwach genug, um des lieben Friedens Willen unsere Bitten mit denen der Stadt zu vereinigen, und das räudige Schaf wurde hierauf wieder freigegeben.“ — „Ja! was thut man nicht, um den Frieden zu erhalten!“ bemerkte Bergbem, seines häuslichen Zustands mehr gedenkend als des Haders in der alten Bischofsstadt.

Der Herr von Büren, roth werdend vor Zorn, hob wieder an: „Lieber Freund, Ihr mögt ebenfalls, wie viele andere Leute, dafür halten, es habe sich hier nur gerade um den ärgerlichen Vorfall im „Paradiese“ gehandelt? Aber dieser war nicht die Wurzel, sondern vielmehr die Frucht bereits eines tiefer liegenden Gebrechens. — Aus Sachsen ist uns alles Elend gekommen. Der Mönch von Wittenberg hatte mit seinen bäurischen Fäusten die Fenster der Mutterkirche eingeschlagen und das trügerische Licht der Hölle mit vollen Händen hineingeworfen. Sie hielten es für den Tag der Verheißung, die Unsinnigen, die sich an den Rädelsführer schlossen, wie beutelustige Diebe an den Frechsten ihres Gelichters. Und wo es nicht alsobald offen durcheinander ging, als bei einer Plünderung, da wurde doch mindestens der Same ausgestreut, woraus Mord und Raub keimen sollten. So war's auch schon seit mehreren Jahren bei uns gewesen, bei uns, die wir strenge hielten auf die wahre Lehre und auf die Gebote der Päbste und Concilien.“ — „Gerade wie bei uns, Herr von Büren. Alle Winkel liegen voll von Kundschaftern der Finsterniß.“ — „Da ist es klar geworden, wie grausam der Verfall alten Herkommens, uralter Sitten sich an den nachfolgenden Geschlechtern rächt. Der selige Kaiser kann's vor Gottes Thron nicht verantworten, daß er dem Gewicht des Adels ein Ende gemacht, daß er die Turnierschranken geschlossen hat. Vor seiner Zeit war Furcht und Scham unter den Menschen; auf jedem Hügel saß ein festes Schloß, in jedem Schlosse saßen eifrige Wächter, zu schirmen des Kaisers und der Kirche Vorrechte. Warum? weil einem Jeden von ihnen die Bahn offen stand, selbst, mit Glück und Fleiß, ein Fürst, ein geistlicher oder weltlicher, zu werden. Seit aber das Reich zu einer Erbschaft geworden, die vom Vater auf den Sohn geht, seit die Kurfürsten . . . doch wir wollen von diesen Mißbräuchen schweigen.“ — „Wir können's ja nicht ändern, hochwürdiger Herr und Freund.“ — „Leider, nein; aber sie werden eilen, das Werk zu zerstören, die es zu bauen berufen wurden. Der Pöbel ist an die Reihe gekommen, sich mit Adel und Kirche gleich zu stellen. Gott vergebe denjenigen, die ihn aufgeboten! Von dem Pöbel geht alles Böse aus. Auch der Pöbel hat seinen Adel in den wucherischen Kaufleuten, die allenthalben ihre vorwitzigen Nasen und gierigen Hände in das Spiel stecken.“ — „Ei, mein werther Freiherr, die Kaufmannsgilde ist doch nicht so ganz verwerflich, und —“ — „Nehmt meine Rede nicht krumm, Freund Bergbem. Ihr solltet schon längst vergessen haben, daß Eure Voreltern am Wechseltische saßen, und nur Euers wohlerworbenen Wappens gedenken. Ihr zählt vier adelige Vorfahren, und das ist schon etwas. Aber ich kann Euch nicht helfen: die Handelsleute sind gefährlich. Sie umfassen die Welt, sie haben das Geld, sie führen und besolden Waffen, sie sättigen das Volk und lassen es hungern, nach ihrem Gefallen. Der Handel trachtet stets nach Erweiterung, daher immer nach dem Neuen. Das Bestehen des Alten ist der Tod seiner Fortschritte. Nun ist ihm aber das

schneidenste Schwert in die Faust gegeben: der Wucher mit dem Geiste, mit den Gedanken. Der menschliche Geist ist eine Waare geworden, und nicht ein Geschenk des Himmels geblieben, wie der Thau, wie die Sonne. Die schwarze, verfluchte Kunst der Buchdruckerei hat das Wort zu einem Körper gestaltet, der sich feil gibt. Gleich feilen Weibsleuten, ist das Wort satanisch geworden, und was man das göttliche nennt, ist daher, sobald es gedruckt ist, nur ein Blendwerk des Teufels, eine gleißende Larve, den armen, gebrechlichen Menschen zu irren und zu verstricken. Die Bibel ist verfälscht, die Wahrheit verfälscht, und wird in Läden und auf Jahrmärkten um so begieriger gekauft, als sie wohlfeiler ist, denn zuvor. Das Alles bewirkt der Handel, und begnügt sich nicht damit. Er trägt nicht allein giftige Bücher im Lande umher, sondern auch Meinungen, Irrlehren, Teufelseingebungen, die nicht einmal noch in Wort und Schrift gefaßt sind. Und da bin ich auf den Punkt gekommen, auf den ich zielte. Viele waren schon in Münster lutherisch, ehe sie noch einen Buchstaben von dem Luther gesehen. Kaufherren und Ladenbursche waren verpestet von ihren Fahrten zurückgekommen, hatten ihren Weibern und Kindern, ihren Mägden und Marktbelfern das Gift mitgetheilt, und mancher ihrer Knechte brauchte auf der Gasse nur eines Patriziers Ermel zu streifen, um auch den Patrizier anzustecken."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Theater. Rellstab und Spontini.

Raupach ist aus Schlesien zurück; aber das Theater, für das er arbeitet, zeigt noch nichts von seiner Thätigkeit. Man weiß auch noch nichts von größern Stücken, die zur Aufführung bereit lägen. Inzwischen hält sich bei mäßiger Theilnahme die Wiener Griselbis auf der Bühne. Eine Griselbis war eines der ersten weltlichen Stücke, welche in England nach den Klosterschauspielen und Moralitäten gespielt wurden. So kehrt die Erfindungskraft also immer wieder zu den ersten Stoffen zurück. — Holtei ist nach beinahe dreijähriger Abwesenheit wieder zum Besuche hier. Zu einer Wiedervereinigung mit dem Königsstädtischen Theater ist, wie die Verhältnisse stehen, wohl keine Aussicht; seit Angely todt ist, will man sich mit Fremdem behelfen. Es macht weniger Ansprüche, und das Unbedeutendste ist das Willkommenste. Dahin ist das kühne Unternehmen, ein Berliner Volkstheater zu erschaffen, gesunken! Es war eine Schöpfung der Willkühr, wenn auch einer edlen. Daß Talente, so specifisch geeignet zu einem bestimmten Zwecke, wie das Holtei's, um einem populären Theater vorzustehen, durch die Ungunst der Umstände brach liegen müssen, ist eine traurige, aber sehr alte Erfahrung in Deutschland. Man erwartet von Holtei einen neuen Cyclus dramatischer Vorlesungen, die gewiß sehr besucht werden; denn die Bildung kann vom Theater nicht lassen, und sucht, getäuscht in den alten Instituten, wo sie nur etwas findet, was ihr den verleideten Genuß irgend wie ersetzt. — Auch Friedrich von Uechtritz war hier, und ist als Bräutigam nach Düsseldorf zurückgekehrt. Dem Theater scheint er entsagt zu haben. Seine Tragödie: die Babylonier, macht auch keine Ansprüche auf Darstellung. — Rellstab ist seiner Haft entlassen, welche durch neue geschärfte Verfügungen, nach denen die wegen Schulden und Injurien in der hiesigen Stadtvogtei Verhafteten fast auf demselben Fuße wie die politischen Gefangenen hinter Eisenstäben verwahrt werden, nicht leicht war. Sein Ankläger hat die gegen ihn verhängte Poen dadurch noch zu aggraviren gesucht, daß er das Urtheil in allen Zeitungen dreimal abdrucken lassen. Ja, damit noch nicht zufrieden, hat er Separatabdrücke auswärts versandt. Jenes gestatten ihm die Gesetze, doch ist es kaum Einmal in Ausübung gekommen. Spontini hat das Unglück, unsere Verhältnisse nie kennen zu lernen, und immer auf unglückliche Rathschläge zu hören. So viel Feinde Rellstabs rasche und unbesonnene Feder demselben auch zugezogen, Spontini's Handlungsweise hat diesmal alles Odium auf ihn selbst geladen; es ist darüber nur Eine Stimme. Lehrreich ist dieser Streit für den unbefangenen Dritten. Rellstab muß, und wenn er nur die Feder ausspritzt, seine Galle gegen Spontini entladen; statt ihn aber durch das Aufgebot aller seiner Kräfte und seines Willens zu vernichten, hält er und hebt er ihn, denn die gesunde Meinung wird immer auf Seiten dessen seyn, dem man absolut den Untergang bereiten sieht. Wenigstens hat Rellstab Spontini durch seine unablässigen Angriffe vor der relativen Vernichtung geschützt, welche bei uns jedem schöpferischen Talente droht, wenn es zu schaffen aufhört. Spontini umgekehrt glaubte jetzt seinen Gegner mit einem Keulenschlage niederzustrecken, aber er kannte das deutsche Terrain nicht, und die Schläge fielen auf ihn selbst zurück. Der nächste Sieg ist nunmehr unbedingt auf Seiten dessen, der zu schweigen und zu vergessen weiß.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 302:
Die Natur.

Charade.

1.

Nach mir verlangt ein matter Mann,
Der sich nicht aufrecht halten kann;
Ich bringe langsam ihn zurecht,
Doch mein Geschenk war gar nicht schlecht.

2. 3.

Nach mir verlangt ein heißer Mann,
Der sich nicht aufrecht halten kann;
Ich bringe schleunig ihn zurecht,
Wenn er nur mäßig aus mir zecht.

1. 2. 3.

Nach mir verlangt ein kalter Mann,
Der sich nicht aufrecht halten kann;
Deß, wenn er nur durch mich erwarmt,
Sich wohl der blasse Tod erbarmt.

Doch beg' ich auch in meinem Schooß
Ein Fläschchen, zieht ein Kindlein groß,
Und wärme manches junge Blut,
Dem etwas Kälte stünde gut.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, den 26. December 1836.

— Des Landes Segen
Faſſet eine einz'ge Zeile:
Freiheit, Dampf und Langeweile.
Southey.

Die demokratiſchen Feſte der Nordamerikaner.

Die Lettres sur l'Amérique du Nord, von Michel Chevalier, werden große Aufmerkſamkeit erregen. Wir eilen, einige Abſchnitte mitzutheilen, und wählen vorzugsweiſe ſolche, welche die eigenthümliche Auffaſſungsweiſe des ehemaligen St. Simoniſten am beſten bezeichnen.

* * *

Bedford-Springs (Penſylvanien)
7ten Auguſt 1835.

Hier bin ich in den Bädern von Bedford; es iſt einer der Luſtorte der Vereinigten Staaten. Kaum bin ich aber drei Tage hier und ſchon begebe ich mich auf die Flucht. Die Amerikaner, und mehr noch die Amerikanerinnen müſſen ſich zu Hauſe entſetzlich langweilen, um die Stille und den Comfort ihres Hausherdes gegen den unerfreulichen Lärm und das proſaiſche Miſère eines ſolchen Aufenthalts zu vertauſchen. Es ſcheint wirklich, daß in den wahrhaft demokratiſchen Ländern, wie hier in den nördlichen Staaten, keine Anſtalt, wie die europäiſchen Bäder, beſtehen kann. Der Menſch iſt von Natur zurückſtoßend; es gibt wenige Vergnügungen, die nicht in demſelben Augenblick, wo ſie Allen zugänglich werden, für ihn allen Werth verlieren. Der Amerikaner langweilt ſich in Saratoga oder in Bedford bloß deshalb, weil er weiß, es gibt zwanzig Familienväter in Philadelphia und Neuyork, die, wenn ihnen die Luſt ankäme, eben ſo gut wie er ihre Frauen und Töchter hieher führen könnten, um, einmal hier angelangt, den ganzen Tag über auf einem Stuhle in der Galerie zu gähnen, die Waffen in der Hand — ich meine Meſſer und Gabel — ihren Antheil an einem ſchlechten Mittagsmahl zu nehmen, Abends in dem Gewühl eines Tanzvereins zu erſticken und, wenn es anders der Lärm möglich macht, Nachts in einer dröhnenden Zelle von Weidenbrettern auf einem Feldbette zu ſchlafen. Ohne ſich nur umzuſchauen, gleitet der Amerikaner durch die prächtigen Landſtriche, die der Hudſon durchſtrömt, und zwar darum, weil er der Sechshunderſte oder Tauſendſte auf demſelben Dampfboote iſt. Ich geſtehe aufrichtig, daß ich ſelbſt in dieſer Beziehung Amerikaner werde und das Panorama von Weſtpoint und die Heyghlands erſt bewunderte, als ich mich allein in meiner Barke befand.

Die Demokratie iſt noch zu neu in der Welt, als daß ſie Zeit gehabt hätte, ihre Freuden und Vergnügungen

zu ordnen. Faſt alle unſere heutigen europäiſchen Ergötzlichkeiten ſind auf Ausſchließung berechnet, ſind ariſtokratiſch, wie Europa ſelbſt, und folglich nicht für die Maſſe. In dieſer Beziehung, wie in politiſcher, muß die amerikaniſche Ariſtokratie durchaus erſt etwas Neues ſchaffen. Die Aufgabe iſt ſchwierig, doch nicht unauflöslich; denn vor Zeiten wurde ſie von uns ſelbſt gelöst. Die religiöſen Feſte des Katholicismus waren durchaus demokratiſch; Alle wurden zugelaſſen, Alle nahmen daran Antheil. Welchen Ausbrüchen von Freude und Begeiſterung ergab ſich ganz Europa, wenn in den Zeiten der Kreuzzüge durch Prozeſſionen und Tedeum der Sieg von Antiochien oder die Eroberung von Jeruſalem gefeiert wurde, Alles, Große und Kleine, Ritter, Bürger und Leibeigene! Und in den ſüdlichen Provinzen Frankreichs gibt es noch heute wahrhaft volksthümliche Feſte, denn dort iſt der Glaube noch nicht ganz erloſchen. So die Oſterfeſte, wo die Paſſionsgeſchichte in den Kirchen dargeſtellt wird, wo Prozeſſionen ihre Kreuze und Banner entfalten: Büßerbrüderſchaften mit ſpitzen Mützen und in wallenden Gewändern, lange Reihen Frauen und Kinder mit ihren Heiligen beiderlei Geſchlechts in Feſtkleidern, die mit großem Pomp umhergetragenen Reliquien, endlich der Glanz der Soldateska und der Magiſtratur: das iſt ein Schauſpiel für den Armen, ein Schauſpiel, das ihm ſchönere Erinnerungen und lebendigere zurückläßt, als dem Vorſtadtbewohner von Paris die gräßlichen Dramen der Boulevards und die Feuerwerke an der Barrière du Trone.

Indeß hier in den öſtlichen Staaten beginnt die Demokratie bereits, ſich Feſte zu ſchaffen. Hier hat ſie die Camp-meetings der Methodiſten, denen das Volk ſich eifrig zudrängt, trotz der philoſophiſchen Abmahnungen der andern bürgerlicheren Sekten, trotz dem convulſiven und hyſteriſchen Charakter der Angſtbank, oder vielmehr gerade deßhalb. In den alten nördlichen Staaten gibt es politiſche Prozeſſionen; freilich ſehr oft bloße Parteidemonſtrationen, und es iſt gerade die demokratiſche Partei, welche die glänzendſten und belebteſten dieſer Feſte anordnet. Außer den Camp-meetings ſind aber auch dieſe politiſchen Prozeſſionen hier zu Lande die einzigen Vereine, die in etwas Feſten ähnlich ſehen. Die Parteigaſtmähler mit ihren Reden, mit ihrer Sündfluth von Toaſten ſind eiskalt, wenn nicht ekelhaft. So habe ich nichts ſo unausſtehlich Widerwärtiges erlebt, als ein Bankett, das von der Oppoſition, das heißt der Bürgerſchaft, der ganzen Bevölkerung auf dem Auger von Powalton gegeben wurde. Aber in Philadelphia blieb ich unwillkührlich ſtehen, um die rieſenhaften Bäume (poles) vorüber fahren zu ſehen, die ſo eben ihren feierlichen Einzug auf acht Rädern hielten, um am Tage vor der Wahl von den Demokraten aufgepflanzt zu werden. Ich erinnere mich, wie einer dieſer hickory poles (dieſer Baum iſt bei den Demokraten ſehr beliebt, da der Volksbeiname des General Jackſon Oldhickory iſt) mit ſeinem noch friſchen Laubgipfel unter Trommel- und Pfeifenklang von Demokraten vorüber gezogen wurde. Jeder hatte als Zeichen einen kleinen Zweig des geheiligten Baumes auf dem Hute, und zwölf Jackſonmen „vom erſten Waſſer“ ſaßen rittlings auf dem Baume, ſchwenkten ihre Hüte in der Luft und ſchrien, mit im Voraus triumphirenden Geſichtern: Hurrah! for Jackson!

(Die Fortſetzung folgt.)

Bürgermeiſter und Bürgermeiſterin.

(Fortſetzung.)

„Es iſt, als ob Ihr unſere Geſchichte erzähltet,“ klagte der Bürgermeiſter. Der Domherr fuhr jedoch hitzig fort: „Ach, Ihr ſitzt nur im Fegefeuer, während wir ſchon in der Hölle der Ketzerei braten. Wir haben Schlangen im Buſen erzogen: Prieſter, die wir aus unſern Mitteln unterſtützten, ſind unter unſerm Barte abtrünnig und Prediger des Satans geworden. Der Bernhard Rottmann iſt nach Wittenberg gelaufen, um die Peſt einzuſaugen. Unglückliches Stadtloo, unſeliger Ort, der dieſen Teufel gebar! Der Johann Langermann, vom Rathe, Gerhard Reining, ein Kaufmann, Knipperdolling, der Tuchkrämer, der Mäkler Bechem von Warendorp ſind die Hebler dieſes Böſewichts geweſen und haben ihn wieder in unſere Nähe, auf die Kanzel zu St. Moritz gebracht, woſelbſt er mit ketzeriſcher Zunge Alles begeiferte, was ſonſt ehrwürdig geachtet worden. O, welche Zeitläufte, welche elendige Schwachheit der Menſchen! Seine Obern haben ihn abgeſetzt, ſeine Freunde haben ihn mit gewaffneter Hand wieder eingeführt; er wurde verklagt und belangt, er hat geantwortet mit dem unverſchämteſten Glaubensbekenntniß, das noch je geſchrieben wurde. Alle Kirchen ſind ihm verſchloſſen worden, aber ſeine ſataniſchen Brüder und Helfershelfer haben ihm in einem Beinhauſe des Lambertikirchhofs eine Kanzel bereitet. Ha, welch ein Omen! von den Gebeinen ihrer Ahnen hernieder predigte der Heide den verblendeten Nachkommen, und ſeine Irrlehren werden die Knochen jener Bethörten nur allzufrüh auf die Bleiche legen. Ich ſeh' es kommen.“

„Möchtet Ihr doch ein Prophet ſeyn! Das Schwert iſt nicht zeitig genug anzuſetzen. Was ſagte jedoch der Biſchof zu dem tollen Unfuge?“ — „Ihr reißt durch

Eure Frage meine Wunden wieder auf. Die Hand, so dazumal den Bischofstab führte, war die eines sanften Hirten und nicht eines starken Fürsten. Nach Rottmanns Predigt auf dem Kirchhofe erbrach und plünderte das Volk alle Gotteshäuser, den Dom allein beschützte der Herr wunderbarlich, daß die Frevler sich nicht daran wagten. Der Bischof schwieg. Sie riefen den Berndt zum Prediger in St. Lambert aus, und der Bischof schwieg. Sie mißhandelten die Priester am Altare, rissen sie von der Kanzel, traten Recht und Gesetze mit Füßen — und der Bischof schwieg. Er zog vor, seine Würde abzulegen, was er zu Werne that, und ging nach Cöln."

„Das haben wir zur Zeit mit Leidwesen vernommen. Sein Nachfolger hat ebenfalls nicht günstig, nicht lange regiert." — „Es war ein starker Mann, der Bischof Erich von Braunschweig, der Osnabrück, Paderborn, und durch unsere Wahl auch Münster unter seinem Stabe vereinigte. Doch liebte ihn das Volk nicht und fand seine Lust daran, ihn zu reizen. Die sogenannte Reformation gewann täglich an Raum und Anhängern. Die Patrizier in den Personen des Hermann Bispink und des Hermann Tilbeck, die Krämer in denen, die ich früher schon genannt, zwei Rechtsverdreher, der Richter Arnold Velholt und der Fürsprech Ummegrove schrien die neue Lehre aus und riefen deren Prädikanten in die Stadt. Der Bischof wollte nicht ruhig dem Aergerniß zusehen, und bereitete einen Streich vor. Da starb er plötzlich auf dem Schlosse Fürstenau." — „An einem allzugroßen Becher Weins," schaltete Berghem halb lächelnd ein. — „Richtet nicht, daß auch Euer das Gericht schone!" ermahnte der Domherr. „Somit war noch einmal der Stuhl erledigt und allen Greueln Thor und Thür geöffnet. Ich war ein Zeuge jener Tage, und sie würden mir wie ein Traum vorkommen, wenn ich nicht noch heute mit offenen Augen sähe, wie die Frevel wachsen und aufgehen, bis die Garben des Fluchs reif seyn werden. Wir saßen in unserm Bezirk wie in einer kleinen Burg; die Waffen kamen nicht von unserer Seite. Rings um uns das tobende, rasende Volk, und zu unserer Hülfe Niemand bereit. Der schwache Magistrat wäre ein ohnmächtiger Zuschauer unseres Untergangs gewesen, wenn nicht unserer himmlischen Patrone Fürsprache, wenn nicht ein Rest des ehemaligen Ansehens und Gewichts uns vor den Rebellen bewahrt hätten. — So schnell wir konnten, erwählten wir auf der Veste Ludinghausen zu unserm Bischof den theuern Herrn Franz von Waldeck, der schon zu Minden Bischof gewesen und schon von Osnabrück gekühret worden. Noch heute bin ich der Meinung, daß der heilige Geist uns beigestanden in dieser Wahl. Er wird ein Rüstzeug des Herrn seyn, der Graf von Waldeck, der in der Blüthe männlichen Alters steht, voll Feuer und Leben, und beseelt von hohem Stolz auf seine Würde, der von Jugend auf gelernt hat zu befehlen und nicht zu gehorchen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

† Paris, 18ten December.

Oeffentliche Immoralität.

Die traurigen Erfahrungen, welche bis jetzt die Franzosen in allen weitausgreifenden industriellen Unternehmungen gemacht, bilden wohl den Hauptgrund, warum sie, trotz des erwachten großen Interesses für dieselben, immer furchtsam und ängstlich vor der Ausführung zurückbeben. Nur in Frankreich war es möglich, daß eine zwischen zwei Orten, die wie Manchester und Liverpool in der Arbeit, der Production und dem Vertriebe einander suppliren, angelegte Eisenbahn, statt Gewinn, solchen Verlust den Actionnären brachte, daß die Actien dieser Unternehmung heute mit 25 Procent Verlust verkauft werden. Es ist hier von der Eisenbahn zwischen Lyon und St. Etienne die Rede. Der Grund liegt tief in dem Regime, das seit 1830 die socialen und politischen Verhältnisse dieses Landes dominirt; es ist eben das officiell eingesetzte und von der Regierung beförderte Geldwuchersystem, das die literarische Welt auf eine so ekelhafte Weise ergriffen hat. Bezeichnen wir es geradezu mit einem derben Ausdruck: es wird hier bei allen Unternehmungen, bei denen Beamte im Spiele sind, so viel gestohlen, so viel an den Unternehmern gebrandschatzt, daß man hier Alles wenigstens mit den doppelten Kosten baut, mithin die Chancen um das Doppelte steigen und der Gewinn um die Hälfte sich verringert. Wie kann es anders seyn, wenn die Regierung die telegraphischen Depeschen zurückhält, um an der Börse zu spielen? Der moralische Ansteckungseffekt ist derselbe, gesetzt auch, die deßhalb so häufig ausgesprochenen Vorwürfe seyen ungegründet; es genügt, um die verderbliche Wirkung hervorzubringen, daß man die Regierung für fähig hält, dergleichen Dinge zu thun. Aber die neulichen merkwürdigen Eröffnungen, die ein Commis des Finanzministeriums in der Nouvelle Minerve über das berüchtigte Deficit Keßner, über das Verschwinden und den Selbstmord dieses Kassensekretärs des Schatzes bald nach der Julirevolution gab, über das Selbstopfern dieses Mannes, der die Schuld verunglückter, mit öffentlichen Papieren getriebener Börsenspekulationen mit sich nahm, den man im Stich ließ, und der aus zu großer Demuth lieber seinem Leben ein Ende machte, als die Wahrheit, die seine Ehre retten konnte, offenbarte — diese in ihren Details das Gepräge der Wahrheit tragenden Eröffnungen lassen in ein unmoralisches Getreibe sehen, vor dem man zurückbebt. Diese Verfahrungsweise gebt auf die Minister persönlich über, die, wie Thiers, auf das Unverschämteste Rabatte und pots de vin von jedem Ankaufe fordern, den der Staat macht, auf die Commissionen in den Kammern, die das Gutachten über die zu ertheilende Erlaubniß von Spekulationen zu geben haben, auf die Präfekten, die sie beaufsichtigen, die Ingenieurs, die dabei thätig sind, endlich auf die Directoren, die sie leiten. Durch alles dies hat auch der nun endlich begonnene Eisenweg nach St. Germain und Versailles gehen müssen; obendrein ist es

dem Gelde einer andern, concurrirenden Gesellschaft gelungen, die Erlaubniß zu zwei Bahnen nach demselben Orte auszuwirken, so daß der Ertrag von der Million von Reisenden, auf die man die Frequenz jährlich zwischen Paris und Versailles hin und her berechnet, sich schon theilt. Da nun viele Thäler auszugleichen und Berge zu durchstechen sind, so ist zu fürchten, daß auch diese Unternehmung nicht die Ausbeute geben werde, die zur Ermunterung der Capitalisten für fernere dienen könnte. Wenigstens ist aus allen diesen Rücksichten der Andrang von Leuten, die ihr Geld dorthin placiren könnten, durchaus nicht groß, und man gibt immer wieder lieber Geld zu Journals- und literarischen Unternehmungen, weil man da höchstens den Verlust von Actien zu 250 Franken riskirt. Da ich nun diese abscheulichen Folgen der öffentlichen Immoralität genau kannte, so frappirte mich ungemein ein Capitel in dem Werke Chevaliers über Nordamerika, betitelt das Geld, wo der geniale Verfasser die verschiedenen Geldumlaufssysteme in Nordamerika, England und Frankreich untersucht. Er beweist, daß der Engländer und Amerikaner, eines so außerordentlichen Credites sich erfreuend, die ungeheuersten Entrepriſen ohne viel baares Geld unternehmen könne, da die Banken oft zehnmal mehr Papier ausgeben könnten, als sie reelle Capitalien besitzen, und geht dann zu dem beschämenden und überraschenden Geständniß über, daß ein solches Creditsystem heutzutage in Frankreich unmöglich sey, weil ein solches System auf Ehre beruhe, und in Frankreich es zur Zeit an aller öffentlicher Ehre mangle. Ja, er sagt geradezu, daß solche Ehre, auf die jeder große Credit sich stützen müsse, nur dann möglich sey, wenn man die Regierung für moralisch und achtbar halte; worauf er das Unheil des Bestrebens zeigt, die jetzige Regierung in Frankreich um alle moralische Achtung bei dem Volke zu bringen. — Die letzte Ausweichung ist nun Chevalier durch seine offizielle Stellung zur Regierung geboten; jeder Franzose versteht ihn aber sogleich, und so sehen Sie, wie dieser Mann in seinem trefflichen Werke durch alle Klippen durchgesteuert ist, die eben die jetzigen Verhältnisse, unter denen er lebt, der erschöpfenden Darstellung seines Gegenstandes in den Weg hatten legen können. Wer bei der Lektüre diesen Fingerzeig, den wir hier geben, festhält, wird aus diesem, sicher auch in Deutschland Epoche machenden Werke nicht nur die staatsökonomischen Verhältnisse von Nordamerika in ihrem Zusammenhange mit dem socialen und moralischen Zustande des Landes, sondern auch die von Frankreich, auf die der Verfasser immer zurückweist, umfassend kennen lernen.

Berlin, December.

(Beschluß.)

General Clouet und der Drechsler.

Als Kunstkenner, und, wie es heißt, um Studien in der altclassischen Musik zu machen, hält sich hier ein alter französischer General auf. Daß er Carlist sich nennt und gegen seine Neigung unter Napoleon gedient haben will, was Mehreren bemerklich scheint, ist es nicht, weßhalb ich ihn hier erwähne; aber durch einen schönen Zug echter Humanität hat General Clouet sich hier Viele befreundet, die noch immer einen Offizier aus den Heeren des Eroberers mit scheuer Abgunst betrachten. Eine mehr als schlichte Tabaksdose in den Händen des begüterten Fremden erregt bei seinem Nachbar an einer Mittagstafel Aufmerksamkeit. Der Franzose erklärt, sie habe als Freundesandenken großen Werth für ihn, und solle ihn seine übrigen Lebenstage hindurch begleiten. Die einfache Begebenheit, wie er sie erwarb, ist weder Geheimniß, noch gibt sie einem romantischen Dichter den geringsten Stoff, und doch gehört sie zu den seltensten Begebenheiten aus einem mörderischen Nationalkriege. Der General, damals Obrist, ward in der Schlacht bei Großbeeren oder Dennewitz schwer verwundet und gefangen. Unter andern seiner Landsleute, die ein gleiches Loos getroffen, wurde er in die kleine, arme Stadt Treuenbrietzen gebracht. Er wäre seinen Wunden erlegen, wenn nicht ein Bürger der Stadt sich seiner erbarmt und ihn zur Pflege in seine Privatwohnung genommen hätte. Sein neuer Wirth war ein armer Hornbrechsler, und er damals ein fast nackter, zerfetzter, feindlicher Soldat. Der Bürger wußte weder seinen Stand, noch seinen Namen. Er pflegte ihn vier Wochen lang mit der uneigennützigsten Aufopferung, wachte bei ihm, verband ihn, unterhielt ihn, und kaufte dem Genesenden Wein und Leckerbissen, die über seine eigenen Lippen niemals kamen. Clouet genas, ward ranzionirt, und benahm sich nicht, wie viele Andere in seinem Falle gethan haben. Er schrieb von der Heimath aus seinem Freunde und Wohlthäter, der vielleicht erst durch diese Briefe die Verhältnisse seines Gastes erfuhr, und die Briefe waren nicht leere Worte, sondern mit gewichtigen Beilagen gefüllt. Indessen, wo die näheren geistigen Berührungen fehlten, und Restaurationen und Julirevolutionen dazwischen lagen, konnte über den Weltbegebenheiten wohl der abgefundene Hornbrechsler aus Treuenbrietzen vergessen werden. Dreiundzwanzig Jahre nach der Schlacht bei Großbeeren unternimmt der General in angegebenem Zwecke die Reise nach Berlin. In der Nähe jener für Frankreich so verhängnißvollen Schlachtfelder erwacht in ihm die lebhafteste Erinnerung an jenen Wohlthäter. Er erkundigt sich in einer benachbarten Stadt nach ihm, er hört, daß er noch lebt; augenblicklich nimmt er Extrapost nach Treuenbrietzen und hält vor der bescheidenen Thüre seines Freundes, der, ein graues, gebücktes Männchen geworden, den vornehmen Mann doch alsbald erkennt und wunderfroh ist, ihn vor seinem Ende noch einmal zu sehen. Clouet, von denselben Empfindungen ergriffen, begnügt sich nicht mit dem Sehen, er muß wieder mit ihm leben, und quartirt sich abermals bei dem Hornbrechsler ein. Er muß dieselbe Stube haben, in der er damals gelegen, und bleibt drei Tage in Treuenbrietzen, täglich mit dem alten Freunde die alte Zeit recapitulirend, und mit ihm scherzend, trauernd, genießend. Das ist etwas, was nur ein Franzose aus der „guten alten“ Zeit kann. Ein deutscher vornehmer Mann würde vielleicht sich noch großmüthiger gezeigt haben; aber er hätte sich nicht zum Zeichen seiner Dankbarkeit drei Tage mit Jemand, der seine Bildung nicht theilt, in die kleine Hütte einer kleinen Stadt eingeschlossen und mit ihm Kartoffeln gegessen und Tabak geraucht. Beim Abschiede, jetzt wohl für's Leben, tauschte er die goldene Dose gegen des Drechslers hörnerne. Auf Befragen, ob der Mann arm sey, antwortete der General: „Leute der Art lassen sich nicht reich machen; denn was er für mich gethan, hätte er für jeden Andern auch gethan.“ Das sind Züge, die man wieder erzählen muß, nicht zur Ehre derer, die es betrifft, sondern zur Erquickung für uns Alle, die wir im Thun und Treiben um uns nichts als Selbstsucht und Interesse gewahren wollen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, den 27. December 1836.

Ach Gott, wie iſt es doch ein Ding,
Daß man uns Prieſter wiegt ſo ring,
Daß man auch wider uns reden darf!
Die Laien ſind jetzt ſo g'ſchwind und ſcharf!

Niklaus Manuel.
Faſtnachtsſpiele. 1522.

Bürgermeiſter und Bürgermeiſterin.

(Fortſetzung.)

„Ich wünſche ihm Gedeihen. Wie verhielt ſich das Volk bei ſeiner Erhebung?“ — „Toller als zuvor hat es gelärmt. Entfeſſelt nur einmal die Beſtien und ſeht zu, wie Ihr ſie wieder bändigt. Waldecks erſtes Patent wurde mit Grobheit und Trotz erwidert. Auf das Schau- oder Zunfthaus der Stadt, das mit Fug ein Teufelshaus genannt werden möchte, haben die Gildemeiſter, Moderſon, ein Fleiſcher, und Reddecker, ein Kürſchner, die Zünfte berufen. Der Tribun Windemüller hat gewagt, die Annahme des Lutherthums vorzuſchlagen, Knipperdolling hat gehetzt, und die Ehrlichſten dieſer Brut, den Schneider Mennemann, den Goldſchmied Iſermann überſchrien. Bis in unſere ſtillen Kapitelhöfe iſt der Lärm gedrungen. Sie haben ſich gerauft, ſie hätten ſich erwürgt, wenn nicht endlich — o der Schmach! — der ketzeriſche Unfug angenommen worden wäre!“ — „Alſo dennoch wahr, wie's uns berichtet wurde!“ — „Nur allzuwahr, ſage ich Euch. Der Rath, der ſich ſchwach geſträubt, wurde aufgelöst, die Pfarrer und Stiftsherren wurden verjagt. „Luther und Rottmann!“ von dem Geſchrei klangen uns die Ohren. Die Meuter brüſteten ſich mit dem Beiſtand des Landgrafen von Heſſen; ſie führten die lutheriſchen Apoſtel ein: den Brixius von Norden, den Johann Glandorp, den Henrich Roll, den Euer Land uns geſchenkt — eine unwillkommene Gabe — und mehrere Andere, deren Namen zu nennen meine Zunge vor Ekel verweigert. Dieſe haben die Kirchen eingenommen, während die alten Pfarrer auswanderten ſammt den Bürgermeiſtern Eberwein Droſte und Willbrand Plonieg, ſammt dem Stadtrichter Schenking und den ehrenwerthen edeln Männern Theodor Münſtermann und Hermann Heerde. — Und nun wendete ſich auch der Magiſtrat gegen ſeinen rechtmäßigen Herrn und Biſchof, verhöhnte ſogar den Majeſtätsbrief, den unſer Kaiſer Karl von Regensburg an Biſchof und Empörer geſchrieben. Unſer fürſtlicher Herr, begierig, bei guter Zeit den Streit zu endigen, verlangte Hülfe auf einem Rittertage zu Billerbeck. Aber ſo weit waren ſchon die Wirrniſſe der Zeit gediehen, daß auch die Ritterſchaft ſchwankte und Zaudern beſſer hieß, als Eilen, gute Worte beſſer, als gerechte Strenge. So entſtand der Tag zu Wollbeck, wo Abgeordnete des Adels und die Vicarien des Bisthums zuſammentraten mit Verordneten der Stadt. Der gegenſeitige Haß glich ſich nicht aus. Es wurde viel geſtritten, nichts gefördert. Gegen den Willen des Biſchofs errangen die gleißneriſchen Redner des Raths von Münſter acht Tage Bedenkzeit für die ungehorſamen Bürger. Sie benuzten dieſelbe, um von

Rottmann eine Erklärung schreiben zu lassen, die man nicht anzuhören vermag, ohne an Galgen und Rad für den Schreiber zu denken. Die Frechheit der Rebellen stieg, da Knipperdolling durch schmähliche Ränke von dem verblendeten Kammergericht — ein Jammergericht hieße es mit Recht — einen Erlaß erwirkt hatte, der dem Bischof Ruhe auferlegte. Aber der Magistrat dieser Aufwiegler sogar hatte noch Schaam genug im Leibe, sich dieses Erlasses nicht zu bedienen. Dagegen bewaffneten sich die Bürger und mißhandelten die Reiter, die auf Befehl des Bischofs — weil Einzug und Haft auf die Güter und Habe der Münsterschen Angehörigen gelegt worden — einige Ochsen mit Beschlag belegt hatten. — In jenem Zeitpunkte wanderten wir aus der Stadt, wir Domherrn, und ließen nur unsere Vicarien dahinten, den Chor zu besorgen. Unser Rath und unsere Freiheit ist dem Bischof nützlicher, als unser Verweilen in der aufrührerischen Stadt, wo die Unruhen gestiegen seyn mögen, seit ich auf Urlaub bei einem Verwandten in Holland gesessen. Das deutet mir der Befehl des Bischofs an, der sein Kapitel und seine Ritterschaft zu einem neuen Tage nach Dülmen beruft, wohin ich mich zu begeben im Begriffe stehe."

„Eure Ahnungen täuschen Euch nicht, mein edler Herr. Unsere Nachrichten besagen, daß die Münsterer Kriegsleute gesammelt haben, ihre Mauern und Thore zu besetzen. Der Hauptmann derselben, Georg Kilian, hat auch von hier Leute dahin geworben und weggeführt. Bei alledem ist von den empörten Bürgern zu Münster ein bewaffnet Aufgebot gestellt worden, das Tag für Tag Ausfälle in's Land macht, die zerstreuten, beobachtenden Reiter des Bischofs beunruhigt und die Dörfer in der Runde mit Brand und Plünderung ängstigen soll. Gott lenke Alles zum Besten!"

„Und wenn wir Gut und Blut daran setzen sollten," betheuerte der von Büren mit ritterlicher Aufwallung, „so wollen wir doch dem Greuel ein Ende machen. Wir fechten so zu sagen für unsern eigenen Grund und Boden, für unsere Zukunft. — Wie, sind wir denn gewöhnliche Pfaffen, die das Volk mit Terminiren und Meßlesen plündern? Leben wir nicht von unserm Eigenen? Verschwenden wir nicht an den Pöbel, der uns flucht, unsere Einkünfte? Verringern wir nicht durch unsere Ehelosigkeit die Zahl des Adels, die dem dummen Bürgergesindel ein Dorn im Auge ist? Warum sollten wir weichen? warum unsere Rechte für so viel Opfer, die wir dem Lande bringen, aufgeben? Weh den gottvergessenen Neuerern! weh denen, die es so weit mit uns kommen ließen! Ist's nicht schon an dem, daß wir alle Tage zittern müssen, ob es nicht einem oder dem andern Erzbischof bei Rheine etwa einfallen möchte, sich zu verehelichen und sein Land sammt der Kurwürde an seine Kinder zu bringen, als ein wohlerworbenes Erbe? Wo bliebe dann unsere Beförderung, wo unseres Ehrgeizes Bedürfniß? Wir säßen auch lieber in Waffen zu Pferde, wir labten uns auch gerne an Weib und Kind, aber wir dienen der Kirche, wie vordem der Knappe um die Ritterspuren diente; wir gehorchen einem Bischof, aber wir wählen auch diesen Bischof; wir halten auf die Freiheit der Wahl, um selber einmal Bischof zu werden; wir streben nach dem Fürstenrang, um einmal den Kaiser wählen zu können! — Doch bemerke ich, daß ich meinen Gastfreund mit Reden belästige, die ihm als einem Laien gleichgültig seyn müssen. Darum ziehe ich vor, meinen schon seit einer Stunde verzögerten Urlaub von Euch zu nehmen, mit der Bitte zum Himmel, daß er Euch und Euer Land verschonen möge mit der Trübsal, die er gnädig über unserm Haupte zugelassen."

Die fromme Wendung beim Abschiede hatte den aufbrausenden Freiherrn ganz und gar zurückgeführt in die Mildigkeit eines Priesters, dem am Herzen liegt, ehrwürdig und auferbaulich zu erscheinen. Die Linke ritterlich am Schwerte, segnete er den Bürgermeister mit der Rechten und mäßigte im Gehen den Klang seiner Sporen, ob er schon das Haupt hoch aufrecht trug mit stolzem Federschmuck, als sprengte er einem geharnischten Geschwader im Blachfelde voraus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die demokratischen Feste der Nordamerikaner.

(Fortsetzung.)

Dieser Zug mit dem Hickorybaume war nur eine Kleinigkeit gegen die Prozession, der ich in Neuyork beiwohnte. Es war in der Nacht, die auf den Schluß jener Sitzung folgte, in der die demokratische Partei den Sieg davon getragen. Die Prozession war eine halbe Stunde lang. Die Demokraten schritten in guter Ordnung und mit Fackeln einher; bei keinem religiösen Feste habe ich noch so viele Fahnen tragen sehen. Alle waren transparent; die einen trugen als Inschrift die Namen demokratischer Brüderschaften, wie: „junge Demokraten vom 9ten oder vom 11ten Ward" (Viertel); andere waren mit Verwünschungen gegen die Bank der Vereinigten Staaten bedeckt, wobei die Namen Nick Biddle und Old Nick (der Teufel) zu allerlei sinnreichen Anspielungen Gelegenheit gaben. Daneben trug man Bildnisse des General Jackson zu Fuß und zu Pferd, in Generalsuniform und im Kostüm eines Pächters von Teneſſee (Jackson hat in diesem Staate Güter), den

berühmten Hickorystock in der Hand. Bildnisse von Washington und Jefferson, mit demokratischen Sprüchen umschrieben, mischten sich unter die Massen von Emblemen von allerlei Farben und vom verschiedensten Geschmack. Unter ihnen befand sich auch ein Adler, kein gemalter, sondern ein lebendiger, an den Klauen in eine Laubkrone festgebunden und auf einer Stange wie eine römische Standarte getragen. Den königlichen Vogel trug ein kräftiger Matrose, stolzer als je ein Bursche, der den Zipfel des Baldachins bei einer Kirchenprozession tragen darf. Wirklich auffallend war mir die Aehnlichkeit dieses demokratischen Zugs mit dem Gefolge, das in Mexiko oder Puebla das Viaticum begleitet. Die amerikanischen Bannerträger schritten so andächtig einher, als die mexikanischen Träger der heiligen Gefäße; so hatte die demokratische Prozession auch ihre Halte, so gut wie die kirchliche. Sie hielt vor allen Häusern der Jacksonmen, um mit ihren lauten „cheers" die Luft zu erfüllen, so wie vor denen der Häupter der Opposition, um dort drei, sechs, neun Mal ein Grunzen (groans) auszustoßen.

Diese politischen Prozessionen stehen übrigens als Feste und Feierlichkeiten weit hinter den Revivals zurück, die bei den Camp-meetings vorkommen. Jedes Fest, bei welchem Frauen keine Rolle spielen, ist nur ein halbes Fest. Warum sind eure constitutionellen Feste so reizlos? Nicht nur weil bloß bürgerliche, sonst ganz ehrenwerthe, aber doch unpoetische Leute dabei handeln, oder weil die Kunst mit ihren Wundern dabei ausbleibt; nein, mehr noch, weil Frauen dabei keinen Platz finden noch finden können. Ein geistreicher Mann sagt, die Frauen seyen keine Poeten, aber sie seyen selbst Poesie. Ich weiß noch recht wohl, was in meiner Vaterstadt den Prozessionen solchen Glanz und solchen Reiz verlieh. Große Augen machten wir freilich, wenn der rothe Talar des ersten Präsidenten einher schritt; wir bewunderten auch die Epauletten und die gestickte Uniform des Generals, und mehr als ein Knabe entschied sich an einem solchen Tage für seinen künftigen Beruf. Wir standen auch auf die Zehen, um von Weitem schon den bischöflichen Zug zu sehen, und sanken unwillkührlich auf die Knie nieder, wenn der mit seiner Eskorte von Leviten anrückende Baldachin uns den Bischof zeigte, den ehrwürdigen Greis, mit der Mitra auf der Stirn, das heilige Sakrament in der Hand. Auch beneideten wir den Ruhm der jungen Männer, die einen Tag lang der heilige Marcus oder der heilige Petrus waren, und mehr als ein großer Junge hätte gern seine fünfzehn Jahre, auf die er doch sonst so stolz war, hingegeben für die ausnehmende Ehre, den kleinen heiligen Johannes im Schaffelle vorzustellen. — Aber die gesammte Menge hielt ihren Athem an, wenn man unter dem Walde von Fähnlein, den Mänteln und Skapuliren der Priester, über die Spitzmützen der Büßer und die Bajonette der Garnison hinweg die jungen, weißgekleideten Mädchen erblickte: die eine stellte die Mutter der sieben Schmerzen vor, eine andere trug als heilige Veronica den Schleier, mit dem der Schweiß von der Stirne des den Calvariberg ersteigenden Erlösers getrocknet ward; jene endlich, sichtbar erschüttert, waren am Morgen vom geistlichen Herrn confirmirt worden. Und eben so, weil es Frauen bei den Camp-meetings gibt, weil sie dort Schauspielerinnen desselben Ranges, wie die eifrigsten Prediger sind, nur darum eilt die amerikanische Demokratie zu ihnen hin. Die Camp-meetings mit ihren rasenden Pythonissen machten das Glück der Methodisten, und verschafften ihnen in Amerika eine weit zahlreichere Kirche, als alle jene Sekten dort haben, die unter der europäisch-englischen Race am besten gedeihen. Nehmt die Frauen den Turnieren, und es bleibt nichts als ein Fechterstück; nehmt den Camp-meetings die „Angstbank," führt von ihr jene Weiber weg, welche zittern, schreien, sich auf der Erde wälzen, und bleich, mit aufgelöstem Haar, geisterhaftem Blick, sich an die Prediger anklammern, die ihnen den heiligen Geist einhauchen: würde euch dann das Schauspiel im majestätischen Walde, an einem schönen Sommerabend, unter einem Himmel, der die Vergleichung mit dem griechischen nicht zu scheuen hat, ergreifen? würden euch da die zahlreichen Zelte und Wagen an den Zug Israels beim Auszug aus Egypten erinnern? erschienen euch beim Scheine der fern zwischen den Bäumen leuchtenden Feuer die aufrechtstehenden, unter der Menge gestikulirenden Sünder so geisterhaft? Nein, ihr hörtet kaum auf den Widerhall des Waldes, wenn er ihre schallende Stimme zurückgibt; in einer halben Stunde wenigstens hättet ihr an diesem Schauspiel genug. Aber so wie sie sind, vermögen die Camp-meetings die Bevölkerung des Ostens ganze Wochen lang zu fesseln, ja manche dauerten schon einen ganzen Monat.

Ich gebe zu, die Camp-meetings und die politischen Prozessionen sind nur noch Ausnahmserscheinungen in Amerika. Ein Volk hat erst dann einen vollständigen Charakter, wenn es seine Nationalfeste, seine Volkslustbarkeiten, seine Kunst, seine eigenthümliche Poesie hat. In dieser Beziehung dürfte die amerikanische Gesellschaft nicht leicht zu bilden seyn; dem Amerikaner fehlt eine Vergangenheit, und damit die vornehmste Quelle der Inspiration. Das alte Europa verlassend und mit England brechend, ließen ihre Väter hinter sich alle Chroniken, alle Legenden, alle Ueberlieferungen, Alles, was das Vaterland ausmacht, das Vaterland nämlich, das man nicht an der Schuhsohle mit fortnehmen kann. Der Amerikaner ist daher im selben Maße an Idealität arm geworden, in dem sich sein materieller Wohlstand

vergrößert hat. Doch das Reich der Einbildungskraft wird auch hier nicht ausbleiben. Ich maße mir nicht an, sagen zu wollen, wie die amerikanische Demokratie dem Mangel an Vergangenheit und Geschichte abhelfen wird; ich bin aber überzeugt, Amerika erhält dereinst seine Ceremonien, seine Feste, seine Kunst, so wie ich überzeugt bin, daß es sich regelmäßig organisirt; denn ich glaube an die Zukunft der amerikanischen Gesellschaft, oder vielmehr an den Beginn jener Gesellschaft, die im Osten, und noch mehr im Westen von den Alleghanys sich mit jedem Tag sichtlich vergrößert.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Der Amerikaner Forrest als Othello und Lear.

Während Forrest, der Amerikaner, die hiesigen Theaterfreunde durch seinen Spartacus entzückte, selbst die alten, nationalfesten Engländer mit verdrießlichen Gesichtern erklärten, daß sie das einem Yankee nicht zugetraut, und ziemlich alle Journale — denn Opposition muß seyn — dem Künstler Lob und Kränze und Sonette spendeten, fehlte es doch auch nicht an den ewigen Krächzern des Wenn und Aber. Wenn er erst im Shakespeare aufgetreten seyn wird, wollen wir urtheilen, hieß es, und es ist in der That eine sonderbare Erscheinung, daß viele gute Leute, die gewaltig die Nase rümpfen würden, wenn sie beim Theater-Souper bloß Shakespeare vorgesetzt bekämen, und die deßhalb irgend einen, von einem modernen Koche zusammengequirlten Nachtisch zur unerläßlichen Forderung machen, nicht schnell genug Shakespeare auf die Lippen bringen können, sobald über den niedern Standpunkt der englischen Bühne — ihrer Dichter und Mimen — ein Wort verlautet. Shakespeare ist da der Feldherr, der jeden Gegner aus dem Felde schlagen soll, und wird ein Schauspieler gerühmt, gleich kommt die Frage zum Vorschein: hat man ihn in Shakespeare'schen Stücken gesehen? Nun bin ich zwar gewiß der Lezte, in Shakespeare kein siegendes Heer und in der Darstellung seiner Charaktere nicht einen feinen Prüfstein des Darstellenden zu sehen; aber daß er allein die Lücken der Gegenwart ausfüllen und der Künstler kein unumwundenes Lob verdienen soll, der sich noch nicht in Shakespeare'schen Rollen bewährt, das dünkt mir denn doch zu viel. So geschah es denn, daß Forrest von mehreren Seiten erst dann für einen erprobten Künstler erachtet werden sollte, wenn er im Shakespeare sich erprobt haben würde. Das besprach man in Gesellschaften und in den öffentlichen Blättern. Forrest mußte davon hören, und wie er eines Abends als Spartacus gerufen worden, und während eines momentanen Ruhens der [illegible]enden Hände ein paar Dutzend Stimmen: Shakespeare! [illegible], trat er, vorbereitet oder nicht, mit gefälligem Lächeln vor und antwortete: Othello. Das war so kühn, daß es ein Paar Minuten dauerte, ehe die Erstaunten sich wieder in's Klatschen finden konnten. Damit öffnete sich Forrest die Schranke zum Wettkampfe mit Macready, dem Lebenden, und mit Kean, dem Gestorbenen, dem großen Todten, Berlinisch zu reden. — Der vortheilhaften Persönlichkeit des Amerikaners habe ich bereits in meinem frühern Berichte erwähnt. Ihr Besitz ist für jeden Schauspieler eine dankenswerthe Naturgabe, ein ansehnliches Capital, das, gut angelegt, reichere Zinsen trägt, als die englischen 3 pCt. Consols. Aber die Bretterherren nützen nur zu oft ihr schönes Capital zu noch geringerem Zinsfuße, weil sie nicht gehen und stehen, oder sich nicht anziehen gelernt haben. Forrest machte als Othello seine äußern Vorzüge und die Kunst sich zu kleiden auf's Trefflichste geltend, und die kräftige, männliche Weise, in welcher er die Rolle durchführte, erhielt dadurch die glänzendste Folie. Ohne je in Ziererei, in schlechte Manier zu verfallen, entwickelte er ein inniges Gefühl, ein vollkommenes Bewußtseyn des langsamen, stufenweisen Fortschreitens der Leidenschaft. Seine Darstellung hatte indessen ihre Fehler. Unbefriedigt ließ er z. B. in der Scene mit Desdemona, wo die Wuth des Mohren etwas zudringlich, etwas brutal wird. Die Schwierigkeit mag hier allerdings darin liegen, daß die Wahrheit der Handlung beibehalten und doch der Zuschauer durch ihre Rohheit nicht verletzt werden soll. Allein gerade die Ueberwindung der Schwierigkeit krönt das Verdienst; die Schonung der Zuschauer warf einen fühlbaren Zwang über den Künstler. Daß er schonte, war kein Fehler; er hätte nur die Geschonten es nicht empfinden lassen sollen. Dasselbe wiederholte sich in der lezten Scene: er war hier unstreitig zu zahm, zu artig. Demnächst tadelten seine englische Ohren das zu langsame Sprechen und hie und da einen amerikanischen Anklang. Lezterer kann jedoch nicht sehr stark gewesen seyn; ich folgere dies daraus, daß eine zarte Engländerin mich versichert, jede zarte Engländerin müsse, wenn sie eigentlich amerikanisch sprechen höre, in Ohnmacht fallen, daß viele zarte Engländerinnen im Hause waren, und daß ich keine in Ohnmacht habe fallen sehen. — Kean, der seiner Zeit allgefeierte Othello, entwarf ein schönes, rührendes Gemälde eines Leidenden. Forrest ist der Leidende in eigener Person. Keans Othello stand auf einem Fußgestelle, man sah ihn, bewunderte, bemitleidete ihn. Forrests Othello steht auf ebener Erde mit dem Zuschauer, wirft seinen Schmerz in die Brust des Zuschauers, nöthigt diesen zum Mitgefühl. Kean trauerte unter den Schlägen des Unglücks, Forrest trauert sich unter ihnen. — Forrests nächster Charakter war König Lear, und den hat er mit solcher Meisterschaft gespielt, daß den Londoner Theatergängern die Augen voll Wasser liefen, und sie nichts von dem amerikanischen Anklange und dem zu langsamen Sprechen hörten. Dieser Triumph muß für den Werth des Künstlers um so vollgültiger zeugen, je weniger es einem Zweifel unterliegt, daß Lear ein von Spartacus und Othello durchaus verschiedener Charakter ist, und daß es daher weder zu verwundern, noch dem Künstler zum Nachtheil anzurechnen gewesen wäre, hätte sein Lear minder gefallen, als sein wilder Spartacus und sein eifersüchtiger Othello. Haben doch einige der ausgezeichnetsten englischen Schauspieler — ausgezeichnet schon um ihrer seltenen Selbstkenntniß willen — den König Lear geradezu für eine, ihre Fähigkeiten übersteigende oder, schonender ausgedrückt, denselben nicht ganz angemessene Aufgabe erklärt. Die namentlich beim jetzigen Bühnenzustande sehr hoch anzuschlagende Vielseitigkeit scheint unser Amerikaner — wie Forrest von den Londonern halb kaufmännisch, halb freundschaftlich, jedenfalls verbindlich genannt wird — in nicht unbedeutendem Grade zu besitzen, und dabei hat er die Klugheit bewiesen, auf der Leiter seines Talents von unten nach oben, vom Guten zum Bessern zu steigen: sein Lear ist bis heute seine beste Leistung gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, den 28. December 1836.

Lend me the flourish of all gentle tongues, —
Fye, painted rhetoric! O she needs it not:
She passes praise; then praise too short doth blot.

Shakespeare.
Love's labour's lost.

An Fräulein Schebest als Romeo.

Wir ſind gewohnt, uns nicht mehr zu betrügen,
Wenn ſich uns aufthut jene Bretterwelt,
Wir wiſſen längſt: es ſind zweifache Lügen —
Erlogne Kunſt zu der erlognen Welt.
Viel beſſer iſt's, einſam, in trunknen Zügen,
Des Dichters Geiſt zu ſchlürfen unverſtellt;
Drum der am fernſten wohl der Bühne bleibt,
Den es am tiefſten ſie zu lieben treibt.

Ich leugn' es nicht: mir iſt von dort geblieben
Nur weniger Geſtalten enger Kreis.
Die aber ſind mir tief in's Herz geſchrieben,
Das ihren Zauber ewigkräftig weiß.
Denn hoch vor Allem muß die Kunſt man lieben,
Die alſo flüchtig iſt und ihren Preis
Dem Augenblick muß von der Stirne ſtehlen,
Und Jahrelang um ſolche Gunſt ſich quälen.

Ja, ſchmerzvoll dünkt' mir ſolch ein Künſtlerleben.
Euch ſelbſt, ganz bringt ihr euch zum Opfer dar;
Jedwedem müßt ihr zu gefallen ſtreben,
Denn wählen könnt ihr nicht der Hörer Schaar.
So müßt ihr preis den Haß, die Liebe geben,
Und was geheim im tiefſten Herzen war.
Ja ſelber aus des Unglücks Finſterniſſen
Wird grauſam oft das Herz hervorgeriſſen.

Aufreißen muß zwar auch der Dichter Wunden
Und wiederholen längſtbezwungnen Schmerz.
Doch er iſt einſam in ſo trüben Stunden.
Sein weinend Auge blickt nur ſternenwärts;
Langſam darf er von ſeinem Weh geſunden,
Ihm zwingt der Geiſt nicht das noch weiche Herz,
Sich wund und krank der Menge vorzuführen;
Durch Kampf und Sieg darf er ſie tiefer rühren.

Ihr aber ſeyd vor Allen zu beklagen,
Euch ward das ſchwerſte Theil, ihr holden Frau'n!
Euch lehrt Natur, noch tiefer Luſt und Plagen
Mit ſtiller Würde ſanft zu überbau'n;
Und was ihr euch nun ſelbſt nicht möget ſagen,
Das ſollt ihr dort der Menge anvertrau'n.
Verrathen ſollt ihr eu'r geheimſtes Leben; —
Nun, manche freilich hat nicht viel zu geben.

Und wohl, das Herrliche muß ſelten ſeyn,
In nichts ſoll ihm der Pöbel ſich vergleichen,
Und ſchlägt ſein Blitz nun plötzlich zündend ein,
Soll das Gemeine ſcheu zur Seite weichen.

Dann geht des Genius Odem frisch und rein,
Ein Hauch der Auferstehung über Leichen.
Die Jugendlust erwacht im Dichter wieder,
Und alle Götter steigen freudig nieder.

Und so geschah's, da du das bittre Loos
Des edlen Romeo auf dich genommen,
Da deine Stimme schwellend sich ergoß,
Und auf den mächt'gen Tönen kam geschwommen.
Haß, Liebe, Pein so schwer, und Lust so groß,
Angst, Muth, Verzweiflung, Jubel sah man kommen;
Und was ein Herz Geheimes hegen mag,
Du zogst es siegreich an den lichten Tag.

Nie hört' ich also rein der Liebe Laut
Frisch aus dem tiefsten Schacht des Busens klingen.
Sprich, wer hat dir den Zauber anvertraut,
Zur schwülen Nacht der Jünglingsbrust zu bringen
Und jene Perle, die als Thräne thaut
Vom Herzen, lächelnd uns hervor zu bringen?
O sprich, ob zum verlornen Paradies
In holdem Traum den Weg dir Shakespear wies?

Noch seh' ich dich beim Haß um Frieden werben,
Ich seh' dich kühn zu der Geliebten dringen
Und Hoffnungsglut die Wange neu dir färben;
Doch noch einmal regt alter Haß die Schwingen,
Du siehst Julietta todt und kommst zu sterben,
Ich höre deine Todesklage klingen;
Du stirbst im Kuß, und, sterbend, noch hienieden
Ist dir ein schaurig Himmelsglück beschieden.

O, wer vergäße je das schöne Bild,
Wie du vom Sarge wolltest niedergehen,
Und plötzlich nun, wie der Meduse Schild,
Den Schreckgedanken sahest vor dir stehen,
Daß du nun einsam seyst, und öd und wild
Dein Eden, kaum so reich noch, müssest sehen —
Und, schreitend, in den Boden wurzelst du
Und stehst, ein steinern Bild, in Todesruh!

Und wer vergäße, wie das Gift du trankst
Und lehntest an den Grabstein dich in Schweigen!
Julietta ruft, du wendest dich voll Angst,
Die ganze Seele will sich zu ihr neigen.
Ist sie ein Geist? ein Hirngespinnst? Du sankst
Im Gehen fast. Doch ihren Busen steigen
Fühlst du, und alle Liebesraserei
Und Todesschmerz löst sich in Einem Schrei.

Ja, nicht des Italieners flücht'ge Klänge,
Sie schufen nicht dein reichbewegtes Spiel.
Des Britten Bild, die Blüthe der Gesänge,
Dies saß als Blume auf dem leichten Stiel.
Selbst, was er räthselhaft oft im Gedränge
Des Schaffens nur als Knospe ließ, das fiel,
Berührt von des Gesanges Zaubertone,
Entfaltet aus zur vollen Blätterkrone.

So grüß' ich dich, du neuer, schöner Stern!
O weihe wieder die gemeine Stätte,
Schlag' aus dem Erze kühn den goldnen Kern,
Ob ihn der Pöbel fühllos dir zertrete!
Geh hin und sag's den Kund'gen nah und fern,
Daß man mit Unrecht eure Kunst verschmähte!
Treib' aus dem Musentempel das Gelichter,
Und wecke dir für deinen Reichthum Dichter.

E. Reinhold.

Bürgermeister und Bürgermeisterin.

(Fortsetzung.)

War dem Bürgermeister bei des Domherrn Anwesenheit öde und unheimlich zu Sinne geworden, so wurde er noch verdrießlicher im Gemüth, da jener fort war. Es fehlte ihm in jeder Ecke, und da er sich besann, merkte er, daß ihm Margitta abging. Auf die stille Frage, warum er sich so lange von der Kleinen getrennt gehalten? konnte er, weil ihn plötzlich seine bedenkliche Zerstreuung befiel, sich gar nicht mehr der Ursache des Ehezwistes erinnern und — zögernd wiewohl und schleichend — stand er vor dem Gemach seines Weibes, ehe er recht bei sich ausgemacht, was er zu thun Willens.

Die Stuben der Bürgermeisterin lagen im Hintertheile des Hauses, mit Vorkammern und Doppelthüren verwahrt, wie auch in Deutschland das Frauengemach beschaffen war: eine wohlverschlossene Dürnitz, abgegrenzt von andern Gemächern und, so zu sagen unter'm Schutz des ganzen Hauses. — Noch bestand die Sitte, daß, wann weiblicher Besuch bei der Hausfrau eingetreten, irgend ein Zeichen — die abgelegten Ueberschuhe, der aufgehängte Mantel oder das ausgespreitete Regentuch der Besucherin — den Gast verkündigte und stillschweigend den Eheherrn oder die Söhne und männlichen Verwandten, die allein der Dürnitz nahen durften, von deren Pforte zurückwies. Darum suchten Bergdems Augen zuvörderst verlegen nach einem solchen Zeichen. Es war keines vorhanden. Er drückte behutsam die Hand auf die Klinke der Thüre am Vorgemach. Der Flügel wurde schnell von innen geöffnet, und in die Thüre trat eine Zofe mit aufgedunsenem Gesicht und rothgeweinten Augen. Sie verneigte sich ehrfurchtsvoll, da sie des Herrn ansichtig wurde, blieb jedoch nichtsdestoweniger

auf ihrem Platze ſtehen, den Eingang gleichſam verwehrend. Statt ſich darüber zu verwundern, zeigte der Bürgermeiſter nur Theilnahme für das verſtörte Geſicht der Kammermagd.

„Was haſt du denn, Lenor? Wie ſiehſt du aus? Kaum mehr zu kennen! Armes Bräutchen, was iſt mit dir vorgegangen?“ — „'S iſt nicht der Rede werth,“ verſetzte ſie, ihre Stirn glatt ſtreichend und die Haube aufrichtend; „die gnädige Frau iſt nur wieder ein wenig hitzig geweſen und hat mir einen Schlag in's Geſicht gegeben, daß mir die Naſe blutete und die Augen überliefen.“ — „Ein heftiges Kind, wahrlich, nur ein heftig, eigenwilliges Kind!“ ſeufzte Berghem und reichte der Geſchlagenen ein Geſchenk; „du wirſt eben nicht ehrerbietig genug geweſen ſeyn, Lenor? Ich habe dir ſchon oft geſagt, du ſolleſt dein hitzig Blut und deinen groben Mund zügeln. Die Frau wird dich einmal davonjagen, wenn du ihr nicht gehorchſt; denn Gehorſam muß ſeyn, und Ehrfurcht vor den reichen und vornehmen Leuten. Wir ernähren euch arme Schlucker; ihr lebt von unſern Broſamen. Merke das, und verliere ja kein unſchönes Wort über deine Gebieterin. Ich müßte dich ſtrafen, und möchte dich eher doch belohnen, du rothbackiges Kind.“ — „Ich will gewiß nicht des Herrn Unzufriedenheit verdienen,“ ſagte die Magd mit angenommener Schüchternheit, „auch bin ich unſchuldig an dem, was mir begegnet iſt.“ — „Eure gewöhnliche Ausrede, Volk der Dienſtboten. Ihr ſeyd die natürlichen Feinde eurer Herrſchaft, vermiethet eure Dienſte um Geld und ärgert euch, dienen zu müſſen. — Aber genug des Geplauders. Laß mich in der Frauen Gemach, Lenor.“ — „Es iſt mir ſtreng verboten, Herr Bürgermeiſter.“ Die Dirne ſezte, während Berghem betreten die Augen niederſchlug, verſchmizt hinzu: „Iſt mir's doch ſo übel ſchon ergangen, da ich den andern Beſuch hinein ließ! Aber ich konnte mir nicht helfen. Der Mann war zu ſtürmiſch, ließ ſich nicht beſcheiden .....“ — „Der Mann? ein Mann?“ bei dieſen Worten ſtand Berghem, die Magd zurückdrängend, mitten in der Vorkammer. „Was höre ich! ein Mann in den Zimmern meiner Hausfrau! Platz da!“ — „Ich darf wahrhaftig nicht zugeben ....“ Lenor wagte, den Regierenden beim Ermel zu packen. Entrüſtet ſprang er zurück, da hörte er in dem Nebengemach die ſcheltende Stimme Margitta's, die ſich nach Herzensluſt ausſprach, und er wurde gelaſſen. „Das iſt wenigſtens kein verdächtiger Beſuch,“ ſagte er; „um ſo weniger werd' ich ſtören. Tritt bei Seite, Lenor!“

Er klopfte mit zierlichem Finger. „Ich öffne alſogleich, Herr van Berghem,“ antwortete, ohne die Anrede abzuwarten, Margitta ſchnippiſch durch das Schlüſſelloch. Drinnen ſchwieg die Unterredung. Nachdem kaum einige Augenblicke verſtrichen, ging die Thüre auf, und die kleine Frau empfing den Eheherrn mit ſpröden Verneigungen. Der Bürgermeiſter hatte eilends das ſpähende Auge in allen Winkeln irren laſſen: ſeine Frau befand ſich jedoch allein. Sie war höflich gegen ihn, aber ihr ernſthaftes und langgezogenes Geſicht verrieth, daß ſie den Zwiſt des vorigen Tags noch nicht vergeſſen. Begierig, die ſpröden Falten aus dem launenhaften Lärvchen zu tilgen, küßte Berghem die Wange, die ſich ihm halb entzog, drückte die weichen Hände, die ihn regierten, und ſprach mit der Süßigkeit, die ihm in frühern Jahren beſſer angeſtanden: „Lieb Weibchen, laß uns wieder Freunde ſeyn. Die Urſache unſers Haders iſt ja ſo klein und geringe, daß ich, auf meine Ehre, ſie vergeſſen habe. Thu' deßgleichen, mein Herzchen!“ — „Ihr vergeßt wohl wichtigere Dinge, mein Herr,“ antwortete Margitta geringſchätzig; „ich habe jedoch einen geſunden Kopf und ungeſchwächte Sinne. Kann ich dafür, daß mich jede unwürdige Behandlung kränkt, mein Herr? Ich ſollte freilich Euers Betragens ſchon gewohnt ſeyn, daß Gott erbarm!“ — „Nun ja doch: du weißt ja — meine Heftigkeit — meine brauſende Leidenſchaft — es iſt, als ob ein gährender Wein das Faß ſprengte, ſo klopft es dann in meinen Adern, und —“ — „Lügt Euch doch nichts vor, mein Herr. Ihr ſeyd ein alter Mann. Gebt daher nicht für Jugendfeuer aus, was nur Schwäche und Murrigkeit des Alters iſt.“ — „Du biſt grauſam, du biſt ungerecht; du willſt mich demüthigen, und weißt, daß die Sache ſich anders verhält. Ich bin zwar nicht mehr ſo jung wie mein Gritchen, aber —“ — „O ich bitt' Euch, laßt die kindiſchen Tändeleien weg: mein Herzchen! mein Gritchen! wie ekelhaft ſtehen dieſe Spielereien Euerm alten Munde an! Werdet ernſthaft, vernünftig und ehrwürdig; dann will ich Euch Ehre erweiſen.“ — „Hat nicht deine Anmuth mich leider berückt, du Undankbare? Die Liebe macht einen Aeltern, als ich bin, zum Kinde. Zürne mit deinen Reizen, und verſöhne dich mit mir!“ — „Ihr gebt vor, mich zu lieben? Ich muß lachen. Ihr ärgert mich alle Tage, werdet mich in's frühe Grab ſtürzen, und ich ſoll an Eure Liebe glauben?“ — „Du thuſt es, mein kleiner Schelm. Ja, ja, du glaubſt an ſie. Du weißt wohl, wie ich empfinde. Du verſöhnſt dich auch gerne mit mir, ſtreiteſt nur, um zur Verſöhnung zu gelangen!“ — „O heiliger Wendelin, Schutzpatron der Schafböcke, die verwirrt im Haupte ſind, ſtehe dieſem Manne bei!“

Die Beleidigung, die ſo grell an die gemeine Abſtammung der gnädigen Frau erinnerte, machte Berghems Wange vor Zorn lodern. Aber im Begriff, ein Wort zu ſchleudern, das den Streit auf's Neue entzündet hätte, hielt er ſeine Stimme zurück und verſezte mit halberſtickter Stimme: „Du kränkſt mich tief, und kein anderer Menſch ſollte ſich ein Gleiches

unterſtehen, ohne ...“ er ſchlug an ſeinen Dolch; „aber ich vergebe dir als einem Kinde!“ — „Der vielen Worte bin ich jetzo müde. Da, küßt meine Stirne, da, drückt meine Hand, ich bin nicht mehr böſe, weil Ihr zur Vernunft gekommen. Behagt Euch das Verſtändniß jezt beſſer? Gelt, ich kann auch freundlich ſeyn? Ich wär's gern immer, aber Ihr laßt mir nicht Zeit, nicht Luſt dazu. Ihr ſeyd ein abſcheulicher alter Mann!“

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beſchluß.)

Die Amerikaner, Forreſt, der Tragiker, und Hill, der Komiker.

Forreſts Auffaſſung des Charakters Lears iſt bis zur Kleinigkeit genau, und ſeine Ausführung von ungemeiner Kraft und Wirkung. Wenn es wahr iſt, daß des Künſtlers höchſtes Geſchick darin beſteht, die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer in die Feſſel der Unthätigkeit zu legen, ihre Gedanken und Empfindungen ſo zu beſchäftigen, daß ſie den Gebrauch ihrer Hände zum Applaudiren und den Gebrauch ihrer Kehlen zum Bravorufen, in England auch den Gebrauch ihrer Stöcke zum Beifallpochen vergeſſen, ſo hat Forreſt dieſe Geſchicklichkeit vorgeſtern bei ſeiner erſten Darſtellung des Lear glänzend bewieſen. Er ſpannte die allgemeine Aufmerkſamkeit von dem erſten Worte, das er ſprach, bis zum lezten; wenn er redete, herrſchte lautloſes Schweigen, und nur, nachdem er abgetreten, brach der Beifall deſto ſtürmiſcher hervor. Das geſchah vorzüglich, nachdem er ſeinen Töchtern geflucht. Hätte das Jemand hören und ſeine Umgebung ruhig beobachten können, ich wette, er hätte alles vorhandene natürliche Haar langſam zu Berge ſteigen ſehen. Gleichwohl beſchränkte ſich Forreſts Spiel keineswegs auf einzelne Stellen, auf einzelne Scenen. Seine Trefflichkeit beſtand eben darin, daß das Ganze, wenn auch nicht vollkommen war, doch im Augenblicke des Vorüberführens vollkommen ſchien. Die Wahnſinnsſcenen machten die Haut ſchaudern, und der lezte Auftritt war ſo ſchmerzlich, daß ich der unvorgreiflichen Meinung bin, er wäre beſſer weggeblieben. Kein Mädchen geht doch am Ende in's Theater, ſich die ſchönen Augen auszuweinen und daheim im einſamen Kämmerlein drei oder vier Nächte lang ſich vor König Lear zu fürchten. Mich aber würde es gar nicht überraſchen, wenn Männeraugen und Männerherzen etwas verhältnißmäßig Aehnliches widerfahren wäre. Dabei darf ich noch Eins nicht vergeſſen, die täuſchende Treue in Darſtellung der Hinfälligkeit des alten Königs, ſeines vom Schlag gerührten Hauptes und ſeiner zitternden Glieder. Mit Einer Stimme wurde Forreſt nach dem Stücke gerufen, und er kam, wankenden Schrittes wie Lear, und dankte zitternden Hauptes, und Jeder wird mir zugeben, daß das ungeheuer lächerlich war. War es das? Nein, es war des Künſtlers höchſter Triumph, war ein kluges, allmähliches Aufheben der dramatiſchen Illuſion, eine Brücke für das aufgeregte Gefühl aus den Scenen der Täuſchung in die wirkliche Welt, aber freilich eine Brücke, wie nur Forreſts Talent ſie zu ſchlagen vermochte. — Bevor ich jezt auf einige Zeit vom hieſigen Theaterweſen Abſchied nehme, muß ich noch eines andern Amerikaners gedenken, der bald nach Forreſts Erſcheinen ebenfalls die Bretter von Drurylane betrat, und ſeitdem mit ſeinem Landsmanne ſich in die Gunſt des Publikums theilt. Sein Name iſt Hill und ſein Fach das Komiſche. Ihm war ein minder lauter Ruf vorausgegangen, und er griff daher einigermaßen unverſehens an. In welchem Genre er ſich zu produciren beabſichtigte, erhellte deutlich genug aus ſeiner Ankündigung als Yankee-Hauſirer, und ein Yankee-Hauſirer war auf der hieſigen Bühne noch nicht da geweſen. Daß ein Yankee einen Amerikaner bedeutet, braucht eben ſo wenig erinnert zu werden, als daß er einem Geſchlechte angehört, über deſſen Eigenthümlichkeiten die Neffen und Nichten des Oheims Sam ſich gerne luſtig machen. Einzelnes dieſer Beſonderlichkeiten hatten erſt die Skizzen des verſtorbenen Mathews und dann die des Majors Downing und des Oberſten Cockitt mit vielem Glücke gegeben. Um ſo größern Reiz mußte nun die Erwartung haben, einen vollſtändigen Yankee zu erblicken, einen, wie er leibt und lebt, einen completen Repräſentanten der glatten Schlauheit, des großen Erwerbseifers, der nothdürftigen Ehrlichkeit, des in's Engliſche ſpielenden Dialekts und der luſtigen Hyperbeln, was der Engländer im Allgemeinen für die hervorſtechenden Charakterzüge eines eingeborenen Amerikaners hält. Und ſie alle ſollten ſich im Hauſirer vereinigt finden, der Hauptrolle des gleichnamigen Stücks, in welchem der friſch gelandete Komiker ſich der hieſigen Theaterwelt vorſtellte. Ein Drama, deſſen ganze Wirkung auf eine einzige Perſon berechnet iſt, kann an Verwickelung füglich nicht reich ſeyn, und der Yankee-Hauſirer macht von dieſer Regel keine Ausnahme. Die Intrigue beſteht weſentlich darin, daß ein alter Virginiſcher Oberſt, der ſeine von einem jungen Manne aus Philadelphia geliebte Tochter Nancy einem ſeiner reiſigen Cumpane zugedenkt, durch die Machinationen von Hiram Dodge — wie der Hauſirer heißt — endlich vermocht wird, ſein Vorhaben aufzugeben und den Bund der Liebenden zu genehmigen. Der Oberſt haßt alle Menſchen von Hirams Geſchlecht und Beruf; folglich verſchafft Hiram ſich Zutritt in ſein Haus auf dem Wege der ausgeſuchteſten Unverſchämtheit. Der Oberſt beſtimmt ihm dafür eine derbe Tracht Schläge; da weiß der ſchlaue Hiram Jemand zu finden, der ſie ſtatt ſeiner bekommt. Der Oberſt macht das Glück der Liebenden vom Siege ſeines Wettrenners abhängig; da reitet Hiram ſelbſt das andere Pferd und läßt den Oberſten gewinnen. Dieſe Handlungen ſind mit ſchnurrigen Einfällen und mit Phraſen, dem Charakter angemeſſen, durchwebt. Hiram lobt ſeine Waare: jeder Hauſirer thut das; aber ein Yankee weiß ganz eigenthümlich zu loben. Er zeigt Spiegel, in denen man eine Meile weit ſehen kann, Boſtonuhren, die, ohne des Aufziehens zu bedürfen, die ganze Woche hindurch gehen, nur Sonntags nicht, Raſirmeſſer, die man, fein abgeſtrichen, Abends beim Schlafengehen bloß unter das Kopfkiſſen zu legen braucht, um des Morgens glatt raſirt aufzuſtehen, u. ſ. w. Er rühmt ſich, mehr Pudding und Schweinsbraten eſſen zu können, als zum Decken eines Rathhauſes erforderlich ſey, und beſchreibt eine neue Maſchine, Würſte zu machen, ſo, daß er ſagt, wenn ein geſchlachtetes Schwein hineingeſteckt werde, kommen auf der einen Seite die Würſte und auf der andern eine verhältnißmäßige Quantität Scheuerbürſten fix und fertig zum Vorſcheine. Daß ein ſolches Stück und ſolcher Witz nur von der Perſönlichkeit des Darſtellenden gehalten und ſchmackhaft gemacht werden könne, verſteht ſich von ſelbſt. Aber ſeltſam nimmt es ſich aus, ein ſolches Stück und ſolche Witze mehrere Abende nach einander von denſelben Zuſchauern, welche über Othello und Lear weinten, mit rauſchendem Beifall aufgenommen zu ſehen. W. S.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, den 29. December 1836.

Der Mensch hat einen geheimnißvollen, wunderbaren Zug zum Reich der Steine und der schweren, glänzenden Metalle. Ist das etwa der von neuem wach gewordene, ursprüngliche Zug, welcher nach einer Dichtung der alten Seelenkunde die Seele anfänglich so unwiderstehlich und mächtig in das Leibliche hinabführte?

G. H. Schubert.

Ueber das Poetische in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

Fünfter Artikel.

Wir schließen unsere Bemerkungen über die poetischen Elemente in der äußern Natur mit der Betrachtung des Naturreichs, das noch keinen ausschließlich bezeichnenden Namen gefunden hat, indem es bald Steinreich, bald Mineralreich, bald sogar das Reich der Fossilien geheißen wird. Das Studium desselben hat natürlich weit weniger poetische Elemente, als die Botanik und Zoologie. Es waltet, als unorganisch, mehr im Reiche der Erstarrung und strenger Crystallisation, wo keine sichtbare Bewegung, kein Kreislauf der Kräfte ist.

Die schon früher erwähnten Berge nehmen wir vor allen aus. Sie, mit dem Haupt in die Höhe strebend, mit den Füßen tief in der Erde wurzelnd, mit ihrer magnetischen Anziehungskraft und Beziehung auf Luft und Wolken, nahe der geheimen Geburtsstätte des Donners, des Regens und des Schnees, werden in mannichfaltige, oft schöne, oft erhaben fürchterliche Situationen versetzt. So erscheinen sie bald im Strahl der Sonne hell, purpurn oder goldig erglänzend, bald von ossianischen Nebeln umwogt, die sich geisterhaft heben und senken, bald umsaust von heftigen Winden, oder von finstern Gewitterwolken umblizt und umdonnert, bald auch mit vielem — manche mit ewigem Schnee — bedeckt. Aber bei aller oft großen Entfernung sind sie wieder mit der Thier- und Pflanzenwelt befreundet, indem sie noch Pflanzen tragen, oft die schönsten, bis zur Schneelinie hinauf, und von Adlern umschwärmt und umhorstet werden. Und dann quellen und strömen aus ihrem rauhen Boden und Schoße alle die tausend heilsamen Quellen und Bäche, welche in die Ebene eilen, und sie sind überdies noch mit grotesken Bildungen von Stierhäuptern, Adlersköpfen, Löwenrachen, Jungfraugesichtern, und wie es noch sonst der plastisch spielenden Natur beliebt hat, geziert.

Gleichgültig geht so häufig der Mensch vor den Bergen vorüber, ohne höhere Gedanken, ohne tiefere Empfindung, und doch, welch eine Welt umfaßt ein einziger hoher Berg, und welche Geschichte: die Geschichte der Erde selbst! Ohne Berge hätten viele Gegenden weniger Reiz; sie sind es, was, neben dem Meere, besonders das Gefühl des Erhabenen weckt. Die alten, ahnungsvollen Völker erfaßten dies wohl, daher die Verehrung von Bergeshöhen, daher der Gottes- und Götterdienst auf denselben. Zeus, der Wolkenversammler, und seine Götter wohnen auf dem Olymp oder verweilen auf dem Ida und andern Bergen. Der Cithäron ertönte vom

feſtlichen Geſchrei der Mänaden; in der Höhle des zweigipflichen Parnaſſos weiſſagte der delphiſche Gott, und der Helikon wie der Pindus waren den Muſen heilig, die noch immer die geſunde Freiheit und begeiſternde Stille der Berge lieben. Auf den Höhen opferten ihrem Gotte Chemos die Moabiter, und nach jedem hohen Hügel und nach jedem dichtbelaubten Baume blickten, wie der heilige Seher am Fluſſe Chebar eifernd ſagt, die von Jehova abtrünnigen Iſraeliten, um dort zu opfern, und immerfort hallte bei ihnen der Name: „Höhen“ wieder. Aber der Jehova ſelbſt erſchien am Berge Horeb im feurigen Buſch dem einſamen Moſes, gab ihm auf dem Sinai unter Donner und Blitz das Geſetz des alten Bundes, und will, nach dem Ausſpruch jenes Propheten, nur auf ſeinem heiligen Berge, dem Berg Iſrael, von allem Volk verehrt ſeyn. Auch im chriſtlichen Mittelalter bauten ſie gern ihre Kirchen und Kapellen auf Bergeshöhen, und noch wallen wir nicht ohne andächtigen Schauer an dieſe einſamen, heiligen Oerter. — Gebirge waren von jeher Aſyle der Freiheit, und in der erquickenden Luft derſelben fühlt auch noch jede Bruſt den freieren Schlag des Herzens und erhebt ſich der Geiſt zu höherem Fluge.

Aber nur in Maſſen und vor dem Angeſicht des Tages kann das Mineralreich in uns unmittelbar das Gefühl des Erhabenen wecken und ſelbſt ſchön und lieblich erſcheinen. Sonſt gehören die Mineralien mehr der Tiefe, der Nacht, dem Orkus an. Die meiſten von ihnen, zumal die edleren, müſſen erſt geahnt, vermuthet, die Eingeweide der Erde, die als ſolche die Repräſentantin aller Mineralien iſt, müſſen durchſucht werden, während auf ihrem Rücken ſchon nach leichterer Verwundung, durch den Einfluß des Lichts und der Luft befördert, die Pflanze keimt und emporbringt. Nur wenige Mineralien liegen am Tag, und auch da wieder durch einen Zufall, durch Erſchütterung hervorgehoben. Am Lichte wächst kein Stein, kein Metall, und verlarvt oder offen bedürfen ſie der nachhelfenden, ausſcheidenden oder verfeinernden und bildenden Kunſt, um brauchbar, um ſchön zu werden. Nehmen wir ſogleich den ſo gewöhnlichen und ſo nützlichen Sandſtein und den edleren Marmor. Höchſt ſelten, daß beide ſchon von der Natur in annehmlicher, gefälliger Form uns dargeſtellt ſind. Des Eiſens bedürfen ſie, des Meißels, damit aus der rohen Maſſe, dem formloſen Block die ſchlanke, glatte Säulenpalme mit zierlicher Krone ſich erhebe, damit die Quadern und andere Steinformen zu Wänden ſich fügen, zu Gewölben ſich verbinden, und ein herrliches Gebäu, ein Tempel oder ein Pallaſt die hohe und ſchöne Idee des Baukünſtlers verkörpert ausſpreche, oder damit in der Geſtalt einer Venus, eines Apollo oder olympiſchen Jupiters der Marmor, von Leben und Geiſt beſeelt, das menſchliche Herz mit Liebe, Andacht und Bewunderung erfülle.

Betrachten wir ferner das Köſtlichſte, das am meiſten Verführeriſche, was die Erde hervorbringt, das funkelnde Gold, das ſelbſt in das Herz des Weiſen bethörend lacht, und deſſen Berührung, ſagt man, dem in magnetiſchen Schlaf Verſunkenen ein angenehmes Gefühl erregt. Das warme, heitere Gelb in ſeiner Reinheit, welches ſo dem Lichte am nächſten kommt, ſehen wir in ihm am ſchönſten concentrirt. Betrachten wir das hellſchimmernde und hellklingende Silber, welches das reine Weiß, erhöht durch metalliſchen Glanz, verkörpert darſtellt. Ferner die herrlichen Edelſteine, die als verſteinertes Licht und Farbe ſo großen Zauber für den Menſchen, zumal den Orientalen enthalten, namentlich für den Parſen, der in dieſen „irdiſchen Sternen“ die Kraft der obern Genien und eine Abwehr gegen Krankheit, böſe Dämonen, Scorpionen, Schlangen und andere Lurchen, als Geſchöpfe des Ahriman, erblickt, ja den männlichen und weiblichen Genius der Natur ſelbſt, Waſſer und Feuer, in denſelben wirkſam glaubt.

(Der Beſchluß folgt.)

Bürgermeiſter und Bürgermeiſterin.

(Beſchluß.)

Margitta ſezte ſich wie ein Kind auf ſeinen Schoß. „Soll ich Euch vielleicht einen Kuß geben? Bittet ſchön darum. So, die Hände gefaltet! — Macht ein paar verliebte Augen! Vor einem Jahr habt Ihr's noch ſo ziemlich gekonnt, aber jezt geht's nicht mehr. Wißt Ihr warum? Eure Augen ſind Seen, die nur zu Mittag hell ſind und Morgens und Abends trübe. Die Runzeln verſchütten nach und nach Eure Augen, wie einfallende Dämme. Seht ſelbſt in den Spiegel: ſeht, dies Fältchen iſt erſt über Nacht gekommen. Nun, warum irren Eure Blicke ſo zerſtreut an der Decke des Gemachs? Wärt Ihr nicht etwa wieder im Begriff, Euch ob meinen Reden zu erzürnen? Wißt Ihr ſchon wieder nicht mehr, wie ich's mit Euch meine?“ — „Nicht doch, Margitta; wie ſeltſam auch deine Scherze im Ohre eines Dritten klingen möchten, ich weiß ja ihre Bedeutung,“ antwortete der geduldige Ehemann: „aber mir iſt plötzlich beigefallen, daß ich, hier eintretend, an etwas dachte, das mich quälte und dem ich auf den Grund kommen wollte. Und nun habe ich es rein vergeſſen. Hm, wenn mir nur eine Sylbe —“

„Die Jahre, mein Herr, nichts als die Schwäche der Jahre,“ lachte Margitta; „unter grauen Haaren

wird auch das Gehirn blöde. Nur nicht böse, mein Herr. Was könnt Ihr für Euer Alter? Seyd Ihr nicht froh, so alt geworden zu seyn? Ei, in fünfzig Jahren wird die flinke Margitta Euch nichts nachgeben. — Kommt, laßt Euch den verwirrten Bart auskämmen. Ihr liebt's, wenn ich ihn mit meinen feinen Fingern strähle. So, mein Väterchen. Der weiße Bart steht Euch trefflich zu Gesichte." — „Grau, willst du sagen, grau. Ich habe mich viel in Wind und Wetter getummelt. Das bleicht die Haare ab, und dann die vielen Sorgen für's allgemeine Beste — sieh' nur mein Bild im Saale: so war ich, mit schwarzen Locken, wie von Ebenholz ... Aber die dunkeln Locken verlieren ihre Farbe am frühesten." — „Richtig, Herr. Darum singt auch die Spinnerin: „Schwarzes Haar, Kummerhaar!" Nicht wahr, Väterchen? Was ich jedoch von Euern Augen und Jahren gesagt habe, ist eitel Spaß. Ihr seyd ein rüstiger, frischer Mann; ich möchte um's Leben keinen jungen haben, der mich betröge. Ich lobe mir einen Mann von rechtem Alter, den ich wie einen Vater ehren, der mich wie sein Kind erziehen kann. Seht, wer ist glücklicher zu Leyden, als wir? Ich pflege Euch in Euern Schwächen, Ihr bessert mich in meinen Unarten. Ei, man sollte gar nicht glauben, daß Euch noch des seligen Kaisers Maxen Brautfahrt denkt. Daß Ihr Euch jedoch daran erinnert, ist eine Probe Eures guten Gedächtnisses. Ihr vergeßt gerade nur Beleidigungen; aber da fallen mir just Kleinigkeiten ein, die Ihr gewiß nicht vergessen werdet. Der Kürschnermeister Baanje mit seiner Rechnung für Pelz und Grauwerk; der Krämer dann, der Abenteurer — wie heißt er denn? Franz — Franz — helft mir doch ein wenig —" — „Franz Grenat," ergänzte Berghem etwas verdrießlich, jedoch lächelnd; „das ist der Kerl aus Lyon, der den theuern Sammt liefert, den wir zu Antwerpen —" — „Wohlfeiler hätten, aber nicht mit Gold durchwirkt, mein Herr, das ist ein Unterschied. Zudem, meine kleine Gestalt, kaum spannenlang — es ist ein Bettel, den ich zum Gewand brauche. Aber Ihr müßt mich sehen, Väterchen: der Rock von rothem Sammt, mit dem Grauwerk verbrämt und besinzt mit Golde — die Statthalterin kann ein schöner Kleid nicht haben!" — „Wohl, aber die Rechnungen für die Perlen, die langgespizten Schuhe aus England, der Diamant vom Lissaboner Juwelier, und ... jezt weiß ich wieder, warum wir gestern stritten: die seidenen Strümpfe! Margitta, plagt dich der Böse? seidene Strümpfe! Ei, die kosten einen Jahrzins meiner Güter in Brabant. Das ist eine Tracht der Fürsten, der Königinnen!" — „Väterchen, habt Ihr mich nicht so oft genannt die Königin Euers Herzens und Euers Hauses? Und welch ein Reich gliche Euerm edeln Herzen?" — „Schmeichlerin, wie kannst du so schön liebkosen! Aber die bösen Zeiten! — wissen wir, was die Zukunft bringt? Du hättest den Herrn von Büren, bevor er abreiste, erzählen hören sollen —" — „Bah! bah! ist er endlich fort? das Zwittergeschöpf, aus einem Junker und einem Barfüßer zusammengebacken! Ich bin vergnügt, daß er ging. Ein echter Edelmann, ein echter Priester, die lass' ich mir gefallen. Ihr müßtet in einem Harnisch aussehen wie ein Engel, in einer Bischofsmütze wie ein Heiliger. Dem hochmüthigen Domherrn, der mich immer über die Achsel ansah, etwa weil ich nicht von Adel bin, hätte ich mein Gemach verboten, wäre er länger geblieben. — Nicht wahr, Väterchen — damit wir den häßlichen Molch vergessen — Ihr bezahlt endlich, was ich schuldig bin? Eure Ehre verlangt's, wie die meinige, und Ihr wißt, daß ich dankbar seyn kann, wie sonst Niemand auf der Welt." — „Nun ja, in Gottesnamen; hier ist meine Hand, und Friede also. Was mir jedoch bei des Domherrn Angedenken in den Sinn kommt: ich habe gehört, daß du einen männlichen Besuch angenommen? heute Morgen angenommen? Wer war's? ich dachte ihn hier zu finden."

Margitta lächelte höhnisch, schadenfroh, wie eine üppige junge Hexe. „Eure Eifersucht ist nicht am Platze, mein Herr. So frech der Gast, der sich bei mir eindrängte, auch gewesen, so ist er doch nicht gefährlich. Jetzo nehme ich keinen Anstand, ihn Euch vorzustellen." Sie ging rasch zur Seitenthüre, die in ihre Schlafkammer führte, öffnete sie und zog eilig den dahinter verborgenen Mann hervor. Der Bürgermeister stand mit Verwunderung seinem Schwager, dem Schneider Jan Bockelson, gegenüber, der, seine gewöhnliche Fassung einbüßend, sich verlegen vor ihm verbeugte. Margitta trat herrisch auf ihn zu und sagte ihm trocken und hastig: „Du hast jetzo vernommen, Jan, auf welchem Fuße deine Schwester mit dem Bürgermeister von Leyden steht, und ob sie nöthig hat, deine erbärmlichen Drohungen zu fürchten. Geh' daher von hinnen, frecher Gesell, und wage nicht, jemals wieder über meine Schwelle zu kommen!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Universität.

Alle Vorlesungen und Vorträge kommen nach den Ferien zu Anfang Decembers wieder in vollen Gang. Die Rechts- und die medizinische Fakultät beginnen schon früher. Außer den Vorlesungen haben die Professoren dieser beiden Fakultäten noch die Examina zu besorgen, die ihnen sehr einträglich sind. Ueberhaupt steht sich ein Professor an diesen beiden Fakultäten sehr gut, und kann auf ein Einkommen von 10

bis 12.000 Franken, auch wohl auf noch mehr rechnen, wenn er fleißig examinirt. Honorar bekommt er von den Studenten nicht; diese erlegen, wenn sie sich einschreiben lassen, eine Gebühr; ich glaube aber, dieselbe kommt der Anstalt selbst zu Gute. Dieses Einschreiben geschieht im Herbst und an Ostern, und nach demselben werden die Studien berechnet; ein Student, der sechs Inscriptionen hat, will damit sagen, daß er bereits drei Jahre den Vorträgen beiwohnt. Die Rechtsfakultät auf dem Pantheonsplatze ist ein sehr großes und schönes Gebäude, welches nach Errichtung der Genovefenkirche oder des jetzigen Pantheons unter Ludwigs XVI. Regierung erbaut wurde. An diesen Platz stößt auch das alte Collège Montaigu, welches vor einigen Jahrhunderten einen großen Ruf wegen seiner Studien hatte, jetzt aber einem Gefängnisse ähnlich sieht, als Kaserne gebraucht wird, und auch nicht einmal dazu gut ist, weßhalb bereits der Entschluß gefaßt wurde, dasselbe abzubrechen. Das Gebäude der Rechtsfakultät enthält außer den großen Hörsälen und einer Bibliothek, die aber vorzüglich zum Gebrauche der Professoren dient, und daher nicht öffentlich ist, nichts Sehenswürdiges. Dagegen enthält das Gebäude der medizinischen Fakultät eine öffentliche Bibliothek und ein anatomisches Museum, und ihr Hospital steht gegenüber jetzt vollendet da; hier werden praktische Vorträge gehalten. In der Straße, welche zu der medizinischen Anstalt führt, sieht es schauerlich aus; denn hier wohnen Buchhändler, welche Bücher mit anatomischen Kupfern zum Verkauf ausstellen, hier sind Läden mit Todtenköpfen und anatomischen Präparaten; hier kann man Gerippe von Menschen sowohl, als von Thieren bekommen, auch allerlei künstliche Apparate zum Studium der Anatomie. Das Volk nimmt hier Unterricht durch das bloße Anschauen. Daselbst befinden sich auch Lesekabinette, worin hauptsächlich medizinische Bücher zu finden sind, und wo Studenten, welche nicht die Mittel haben, sie sich anzuschaffen, den Tag über für ein geringes Abonnement studiren können. Aehnliche Lesekabinette für angehende Juristen finden sich um die Rechtsfakultät herum, wo auch eigene Buchhändler und Büchertrödler für das Rechtsfach ihren Sitz aufgeschlagen haben. Auch der wohlfeilen Kosthäuser für Studenten beider Fakultäten gibt es hier eine Menge, besonders in der Vorstadt St. Jacques und St. Marcel, wo die Wohnungen wegen der Entfernung vom Mittelpunkte der Stadt sehr wohlfeil sind. In den beiden Fakultäten sind in den lezten Jahren neue Hörsäle gebaut worden, da die alten nicht mehr zureichten. Ueberhaupt nimmt die Anzahl der Studirenden im anhaltenden Frieden mit jedem Jahre zu, weßhalb auch die Pariser Universität jezt eine sehr bedeutende Stellung hat. Das Collège de France hat ebenfalls vergrößert werden müssen, um die wachsende Zahl der Zuhörer zu fassen, welche hier ganz unentgeltlich den Vorträgen der ausgezeichnetsten Professoren beiwohnen können. Nur läßt man diesen Professoren zu viel Muße; sie ruhen ungefähr fünf Monate im Jahr aus, und mehrere, welche in Ansehen stehen, sogar einige jüngere, machen sich ihr Amt bequem, indem sie statt dreimal in der Woche nur zweimal vortragen. Der alte Sylvestre de Sacy hat aber bis auf die lezte Zeit, ungeachtet seiner vielen Aemter und Beschäftigungen, seinen Collegen ein gutes Beispiel gegeben und pünktlich seine drei Stunden in der Woche gehalten, wozu er sich noch vorbereitet, wie ein junger Kandidat, so schwer scheint ihm auch jezt noch das Erklären der arabischen Dichter. Was soll man daher von denjenigen denken, welche nach einigen Jahren diese Dichter schon so leicht weg übersezen, als ob es Thomsons Seasons oder ein ähnliches neueres Gedicht wäre? Dem Baron de Sacy verdankt man die Errichtung der Lehrstühle für einige orientalische Sprachen, welche zuvor nicht gelehrt wurden, nämlich das Chinesische und die Sanskritsprache. Das Studium des Arabischen wird nun, auch ohne das Collège de France, praktisch durch die Besizung Algiers befördert, und im Verlauf von zehn bis zwanzig Jahren werden sich in Frankreich Hunderte von Leuten finden, die in dieser Sprache bewandert sind. Auch ist es jezt leichter als sonst, arabische Bücher zu bekommen, da die Druckerei zu Cairo derselben immer mehr zu Tage fördert, und wahrscheinlich auch in Algier arabisch gedruckt werden wird. Die Faculté des lettres et des sciences, welche in dem ehemaligen Sorbonnegebäude ihren Sig hat, hat nun ebenfalls nach einer Ruhe von mehreren Monaten ihre Vorlesungen wieder begonnen. Leider lassen sich hier die ausgezeichnetsten Professoren, als Cousin, Boissonade, Royer-Collard, durch junge Lehrer ersezen, ein Mißbrauch, der in allen unabhängigen Zeitungen gerügt worden ist, und zwar mit Recht. Für angehende Lehrer mag es allerdings gut seyn, daß sie Gelegenheit bekommen, sich zu üben. Diese Suppleanten sind besonders häufig in der Abtheilung der Lettres, weil die an derselben angestellten Professoren zum Theil Volksdeputirte sind, oder sich sonst mit Staatsangelegenheiten abgeben, die ihnen zu andern Dingen keine Muße und Geistesruhe übrig lassen. In der rein wissenschaftlichen Abtheilung sind die Professoren pünktlicher oder gewissenhafter, denn sie treten in höchsteigener Person auf. Diese Fakultät besizt eine sehr beträchtliche Bibliothek, welche den Studenten täglich offen steht. Auch hat sie sehr viel mit Examiniren zu thun; denn um in der juristischen oder medizinischen Fakultät in der Folge promoviren zu können, muß der Kandidat zuvörderst von der Faculté des sciences et lettres zum Bachelier oder Baccalaureus promovirt worden seyn; diesem Examen müssen sich auch diejenigen unterwerfen, welche an der Fakultät nicht studirt haben. Es besteht an eben dieser Anstalt eine theologische Fakultät; da aber keine Zuhörer vorhanden sind, indem das Besuchen der Vorlesungen Niemand als Pflicht auferlegt wird, so werden auch keine Vorträge gehalten. Diejenigen, welche sich zum geistlichen Stande vorbereiten, erhalten ihre ganze Bildung in den Seminarien. Einerseits hat dieses sein Gutes, indem die angehenden Geistlichen von früher Jugend an zu ihrem künftigen Stande vorbereitet werden; aber andrerseits werden sie dadurch der Welt, worin sie doch künftig zu leben und zu handeln haben, ganz fremd, und behalten äußerst beschränkte Ansichten von ihrer Zeit und von ihrer eigenen Nation, und wohl daher kommt es, daß die französischen Geistlichen stets so befangen in ihren Urtheilen bleiben. An der königlichen Bibliothek besteht die Ecole des langues orientales vivantes, ein Gegenstück zu der im Collège de France, wo hauptsächlich die morgenländischen Schriftsprachen gelehrt werden, wogegen man an der Bibliothek sich in den neuern und gangbaren Sprachen des Morgenlandes üben kann. Zum Theil lehren hier dieselben Professoren, wie am Collège de France. Zu gleicher Zeit bestrebt sich die königliche Druckerei, den Druck mit orientalischen Typen zu vervollkommnen, und sie hat eben jezt mehrere in morgenländischen Sprachen geschriebenen Werke unter der Presse, die, wie es heißt, typographische Meisterstücke werden sollen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 313.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, den 30. December 1836.

— Noch herrscht hier hergebrachte Zucht,
Noch steht das Volk in wohlbegrenzten Ständen.

Otway.

Italienische Städtebilder.

Siena.

Zweiter Brief (s. Nr. 271 — 273.)

Mit dem Beginn des Winters, der hier etwa in die Mitte des Novembers zu fallen pflegt, concentrirt sich alles, was in Siena gesellschaftliches Leben heißen kann, im Hause der Gräfin Pieri. Sie, aus der Familie Spannochi, in Wien geboren und erzogen, durch vielfaches Reisen gebildet, von dem verstorbenen Platen in einem seiner Gedichte verherrlicht, besitzt in hohem Maße das Talent, eine liebenswürdige Wirthin zu machen; und wenn es auch ihr nicht immer gelingen sollte, die hier versammelten heterogensten Bestandtheile zu einem Ganzen zu vereinigen, und das Gespräch über den in italienischen Conversationen üblichen Ton zu erheben, so hat dies hier einen ganz eigenthümlichen, lokalen Grund. Die Verschiedenheit des Ranges und des Standes, die Trennung zwischen Adeligen und Bürgerlichen, den Italienern, allen Südländern überhaupt, die sich unter einander wie eine ganze Generation von Vettern ansehen, so unbequem als unnatürlich, hat in diesem Städtchen die Legislatur des großen Leopold, später die Invasion der Franzosen bestanden und sich bis auf diesen Tag als ein eigenthümliches Element erhalten. Hier steht der Adelige immer noch in einem patriarchalischen Ansehen, sein Stand als solcher imponirt dem gemeinen Mann, der, wie rund, fertig und abgeschlossen er auch für sich seyn mag, doch vor einem Signore einen gewissen innerlichen Respekt nährt und an ihm nicht leicht ohne den Hut zu ziehen vorübergeht. Wie dies auf der einen Seite das günstigste Vorurtheil für den Adel erweckt, so nährt es auf der andern einen ganz merkwürdigen esprit de corps. Man sollte glauben, daß bei einer Bevölkerung von etwa zwanzigtausend Seelen Ein Salon hinreichend wäre, um eine öffentliche Gesellschaft zu fassen und zu vereinigen; statt dessen aber versammeln sich, in kastenartiger Trennung und Ausschließung, die Adeligen in ihrer hübschen Logie im Corso, die Bürgerlichen in den Zimmern einer Akademie, welche unter dem Titel „der Rozzi“ ehemals eine gewisse Berühmtheit sich erworben hatte. Von Seiten der Bürgerlichen, die den materiellen Mitteln nach natürlich die schwächeren sind, setzt dies bisweilen böses Blut; die Nobili aber gefallen sich darin so außerordentlich, daß sie ihre Heimath nur auf einige Wochen verlassen, wenn sie in die Villeggiatur ziehen, oder für wenige Tage die große Reise von acht deutschen Meilen nach Florenz unternehmen. Von der Annehmlichkeit, den Winter in einer in jeder Beziehung anziehenden Residenz zu verleben, machen deßhalb die

saneſiſchen Adeligen keinen, oder einen ſo überaus ſeltenen Gebrauch, daß ſie den Florentinern unmittelbar als Leute aus der Provinz, und geradezu als Saneſen auffallen. Das Reiſen überhaupt war noch vor nicht gar langer Zeit in Siena eine ſo unerhörte Sache, daß, als zu Anfang dieſes Jahrhunderts einer aus der Familie Malavolti eine Reiſe nach Paris machte, die ganze Stadt ſich für ſeine Rückkehr intereſſirte und öffentlich in allen Kirchen deßhalb zum Himmel betete. Dies Beiſpiel blieb ohne Nachahmung; die allerwenigſten von dem gar nicht unbemittelten Adel haben die Grenze Toskanas überſchritten.

Es mag Folge dieſes Gemeingeiſtes und eines damit nothwendig verbundenen Oſtracismus ſeyn, daß hier an der Arbia eine Erſcheinung fehlt, welche nicht allein in Toskana, ſondern auch im Römiſchen dem fremden Beobachter ſich aufdringt. Ohne politiſchen Einfluß, abgeſchieden vom öffentlichen Leben, in der gutmüthigſten Weiſe wendet faſt in allen kleinen Städten Italiens irgend ein ausgezeichnetes Individuum ſeinen Einfluß, den es ſeiner bloßen Perſönlichkeit verdankt, dazu an, um den in der Jugend nur ſchwach glimmenden Funken für Poeſie, für Wiſſenſchaft, für Bildung überhaupt zu hegen und zu nähren. Nach der Unabhängigkeit ihrer Stellung, nach der hergebrachten formalen Bildung ihres Standes iſt es natürlich, daß es meiſtens Adelige ſind, welche ſich auf dieſe Weiſe verdient machen. In Siena ſcheint der oben angedeutete Grund kein ſolches Individuum unter den Nobili aufkommen zu laſſen; ja als ein ausgezeichneter Mann des Mittelſtandes auf die natürlichſte Weiſe durch ſein Talent zu dieſem Anſehen gelangen wollte, wußte, außer andern Urſachen, der Oſtracismus der Adeligen ſeinen Einfluß gar bald unſchädlich zu machen. Bei dieſer künſtlichen Stellung fehlt es gänzlich an Mittelgliedern, welche die Schranke durchbrechen und eine Ausgleichung herbeiführen könnten. Der erſte Stand beſitzt, dies läßt ſich nicht leugnen, wenn auch nur formelle, doch immer höhere geſellſchaftliche Bildung; der Bürger legt dagegen perſönliche Tüchtigkeit und ein größeres Maaß von Kenntniſſen in die Wage. Die Profeſſoren und Künſtler, welche in Deutſchland die Träger der Bildung ſind und unter ſich ein geſellſchaftliches Leben bilden, das die Vortheile beider Claſſen in höherer Weiſe in ſich vereinigt, haben in dieſer Beziehung in dieſer Univerſitätsſtadt gar keinen Einfluß. Die Gebildetſten unter ihnen ſchließen ſich, ſelbſt wenn ſie ihrem Syſtem, ihren Principien nach ganz andere Grundſätze bekennen, ſelbſt wenn ſie eine Zeitlang gegen die Vorurtheile des Adels mit Heftigkeit gekämpft haben, am Ende doch inconſequent genug an die Cirkel der Vornehmeren an. Und würde nicht im Charakter Alfieri's vieles weniger grell carikirt erſcheinen, wenn er tüchtige Gelehrte als Mittelclaſſe in der geſellſchaftlichen Ordnung ſeiner Zeit vorgefunden hätte?

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber das Poetiſche in der Natur-, Völker- und Länderkunde.

(Beſchluß.)

Wo findet man, frage ich, ſchöneres Grün, als am Smaragd? lieblicheres Blau, als am Sapphir? reineres, lebendigeres Roth, als am Rubin? — Nach Gold, Silber und Edelſtein benennt man Farben; allem Schönen, Prächtigen und Köſtlichen dienen ſie zum Symbol. Nach ihnen benennt ſich der Gold- und Silberfaſan, wie der ſchillernde Goldfiſch, die Goldweſpe und der Goldkäfer wie die Goldblume, der Silberfiſch wie die Silberdiſtel. Und wer hat noch nicht gehört von der goldenen Aphrodite, von der Thetis mit Silberfüßen? — Den Altgriechen überhaupt erſcheint gern alles Schöne und Hohe wie Silber und Gold, gerade wie den Kindern, denen der Weihnachtsbaum, beladen auch mit dem lieblichſten Backwerk, den ſüßeſten Früchten, doch ohne Gold- und Silberflitter, wodurch dieſe in Heſperiden umgewandelt ſind, den großen Reiz nicht haben würde. — Wer hat ferner nicht bei Dichtern, beſonders morgenländiſchen und ſpaniſchen, aber auch deutſchen vom ſiebzehnten Jahrhundert, immerfort geleſen von Bäumen, deren Blätter wie ſmaragdne Tafeln glänzen, von ſmaragdnen Wieſen, vom Rubin der Morgenröthe, den funkelnden Diamanten oder Cryſtallen des an der Sonne glänzenden Eiſes und Reifes? — Aber alle dieſe Mineralien, die ſo reizen und gefallen, ſind ſie von Natur ſo ſchön und prächtig? Der edelſte von den edlen Steinen, deſſen wunderbare, zum Gleichniß gewordene Feſtigkeit, aber nicht ſeine Schönheit die Alten kannten, muß erſt geſchliffen und gefaßt werden, ehe er als Brillant oder Roſette im Diademe des Fürſten durch Feuer und Waſſer das Auge blendet. — Silber und Gold haben in jeder Form ſchon materiellen Werth; aber ſelbſt gediegene, an dem Tag liegende Stücke haben, der ſchönen Form und des Glanzes entbehrend, keinen äſthetiſchen. Sie müſſen erſt gereinigt, verfeinert, überhaupt vom Menſchen auf den Menſchen bezogen, ſie müſſen zu Kronen, Münzen, Ketten, Ringen und andern Kunſtwerken gebildet werden, wenn ſie als ſchön erſcheinen ſollen: während die geringſte Pflanze ſchon als vollendetes Kunſtwerk aus den Händen der Natur kommt, und nicht bloß den forſchenden Kenner, ſondern jeden Naturfreund auf einſamen Wanderungen unmittelbar erfreut. Zwar auch bei den Mineralien iſt von Natur ſchon Form; bei manchen ſelbſt

ſchöne, ſo beſonders an den Cryſtallen, deren Symmetrie das Auge erfreut; die Bildung mancher, wie der Baſalte hat Neigung zur Säulen- und Kegelform, und viele ſind mit den ſchönſten Farben begabt. Aber erſtlich fehlt doch im Allgemeinen das Leben, die ſchöpferiſche Wärme und Feuchtigkeit, die in den Pflanzen und in höherem Grade in den Thieren wirkſam iſt, unter welchen wieder, nach Ariſtoteles, diejenigen am vollkommenſten ſind, die am meiſten davon beſitzen. Und dann iſt alles zu kantig, eckig, zu ſtreng geometriſch und ſchroff: es fehlt die Schlangen- oder Wellenlinie, dieſe Linie der Schönheit und des Lebens, das Rundförmige, welches im Thautropfen, worin die Sonne ſich ſpiegelt, wie in dieſer ſelbſt ſich darſtellt. Rund iſt das Weltall, rund ſind die göttlichen Weſen, die Fixſterne, um mit dem platoniſchen Timäus zu reden. Ja, wenn der epikuriſchen Weisheit des Lucretius zu trauen, ſo hängt ſelbſt der ſüße Geſchmack des Honigs von ſeinen runden Theilchen ab, wie der bittere des Wermuths von ſeinen zackigen. — Zwar auch in der Pflanze und im Thiere ſind ſtrenge Linien gezeichnet; aber das Starre derſelben iſt durch die Ueberkleidung des Stoffs verhüllt oder gemildert, oder durch die friſche Farbe belebt, und tritt erſt ernſt und betrübend hervor, wenn das Leben entwichen, wenn der Bau zergliedert, wenn die ſchöne Form auseinander oder verfallen iſt. In den Mineralien aber ſpricht das ſtarre Geſetz, nach welchem ſie gebildet ſind, gleich unmittelbar ſich aus. Mineralien an ſich, einige Naturſpiele an den Bergen und in den Tiefen der Erde ausgenommen, erinnern nicht an menſchliche Form, während die aufbrechende und die üppig blühende Roſe oder der rothwangige Apfel mich unmittelbar an die aufknoſpende oder entfaltende weibliche Schönheit, oder an die jugendlichen Wangen eines Mädchens erinnern und damit verglichen werden können. — Die Pflanze, mehr dem Licht zugehörig, dringt und ringt, ſelbſt in Kellern, ſelbſt im Waſſer, wo manche wachſen, an das belebende Licht, in die nährende Luft, wo ſich ihre Farbenpracht allein entfaltet; daher denn auch ihre, der Erde, dem Finſtern zugekehrten Theile mehr oder weniger mißfarbig ſind. Die meiſten Mineralien dagegen verwittern an der Luft, nur wenige gedeihen in Gängen, wo zuweilen der Tag hereinbricht, nur im Dunkeln, oder im Waſſer oder Sande hauſen ſie. „So muß man nachforſchen, wo das Silber ſeine Gänge und das Gold ſeinen Ort hat, und muß erwarten, daß doch des Finſtern etwa ein Ende ſey und Jemand zuletzt den Schiefer tief verborgen finde.“

Aber das Berg- und Grubenweſen ſelbſt hat eine gewiſſe ernſt poetiſche Seite durch die Beziehung auf den Menſchen, der hinabſteigt und drunten bei ſpärlichem Lichte, mit Gefahr des Lebens arbeitet und wirkt, und auf eine geahnte Geiſterwelt, wozu die in der Tiefe der Erde vorkommenden Phänomene führen. Hier iſt Stoff und Raum gegeben zu den bedeutungsvollſten und ſchauerlichſten Dichtungen von rohen Rieſen, ſonnenſcheuen und nachſtelligen Kobolden und Zwergen, unterirdiſchen Feenpaläſten und Zaubergärten voll funkelnden Geſteins. Der Menſch ſelbſt bekommt eine eigene, ernſte Richtung des Geiſtes und Stimmung des Gemüthes. Indem er, ſelber arm und ausgeſchloſſen von der Luſt und Freude, die droben unter der Sonne genoſſen wird, in einſamer Tiefe mit dämoniſchen Gewalten zu kämpfen hat, um den reizenden, oft ſo verderblichen Stoff des Reichthums an den Tag zu bringen, wappnet und ſtärkt er ſich mit dem Glauben an den Gott des Lichts, deſſen Vaterauge auch noch in dem unterirdiſchen Dunkel auf ſeine Kinder ſieht; und wie durch ein Wunder oft gerettet, muß er mehr und mehr dieſe heilige Macht und Vorſehung dankbar anerkennen.

Indeß auch in den Tiefen der Erde kann die Natur uns unmittelbar überraſchen durch ſchon fertige Gebilde, mit welchen ſie zu ſpielen ſcheint: wie ſie ſonſt auch am Licht der Sonne, im Reiche der Pflanzen ſpielt, wo ſie nicht bloß Drachen- und Schmetterlingsartige Blumen hervorbringt, ſondern auch in Geſtaltungen von Glocken, Pyramiden, Kelchen, Säulen u. ſ. w. ſich gefällt. So erſcheinen in Tropfſteinhöhlen, als deren Königin jene berühmte auf Antiparos betrachtet wird, gar mancherlei groteske, rieſenhafte und oft ſchöne Gebilde von Pflanzen-, Menſchen- und Thiergeſtalten, Kirchengewölbe, Hallen, Säulen, Taufſteine, Kronleuchter, Altäre und ähnliche Naturſpiele, oft in der Art, daß kaum die kühnſte Phantaſie Aehnliches erſchaffen kann.

Wir ſteigen mit lieblichem Schauer aus der ſonnigen Oberwelt hinab und erhellen die Nacht mit künſtlichem Tag, um die Plaſtik der im Geheimen wie träumeriſch ſpielenden Natur in der Nähe zu betrachten, und glauben uns wie in eine Zauberwelt gebannt, wenn beim Schimmer der Fackeln, bei wechſelnder Beleuchtung, im bunten Farbenſpiel dieſe unterirdiſchen Wunder ſich unſerm Auge enthüllen. Noch wichtiger ſind dem Naturkenner dieſe Höhlen, wenn ſie mit Verſteinerungen angefüllt ſind. Aber nicht bloß in der Tiefe, ſie werden, wie z. B. die Ammonshörner, ſelbſt auf den höchſten Alpengipfeln gefunden. Oft ruhen die Verſteinerungen von Thieren und Pflanzen, die jetzt unter den verſchiedenartigſten Himmelsſtrichen wachſen und wohnen, nahe bei einander. Mit heiligem Schauer betrachtet der Naturfreund dieſe Erſcheinungen; denn ſie gehören zu den wichtigſten Capiteln der Geſchichte und der Archäologie der Erde, und reden als ſtumme Zeugen der Vorwelt von ungeheuern Kataſtrophen, welche von Zeit zu Zeit dieſen Planeten betroffen haben. Gottlieb Zimmermann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsezung.)

Die königliche Druckerei. Das Conservatoire des arts.

Lebrün, der Direktor der königlichen Buchdruckerei, hat den sonderbaren Einfall gehabt, den Druck auf sehr kostspielige Weise zu verschönern, und zum Beispiel alle Seiten mit goldenen Rahmen einzufassen. Vergebens stellten ihm die Gelehrten vor, daß solche Zierrathen bei ernsthaften Werken, z. B. geschichtlichen, die zum ersten Male gedruckt werden, ganz unpassend seyen, und nur etwa bei einer Sammlung classischer Gedichte gelten könnten. Obschon nun Lebrün Mitglied der Académie française ist, so scheint er doch von linguistischen Studien keinen rechten Begriff zu haben, und in der von der Regierung den Gelehrten ertheilten Bewilligung, mehrere bisher ungedruckte Werke aus der morgenländischen Literatur auf Staatskosten drucken zu lassen, nichts weiter zu erblicken, als eine Gelegenheit, die Druckerei, welcher er vorsteht, in einem glänzenden Lichte zu zeigen. Dieser Unverstand geht bei ihm so weit, daß er den Gelehrten Anfangs nicht einmal gestatten wollte, die eingeschlichenen Druckfehler am Ende anzuzeigen, weil dies seine Meisterstücke, wie er meinte, in Unehre bringen könnte. Einer dieser Gelehrten, welcher von dieser typographischen Eitelkeit nichts wußte, und daher ein Verzeichniß der Druckfehler eingeschickt hatte, bekam ein Schreiben folgenden Inhalts: „Der Direktor der königlichen Druckerei hat die Ehre anzuzeigen, daß seiner Entscheidung zufolge keine Errata am Ende angegeben werden sollen.“ Hierauf antwortete der Gelehrte: „Da der Direktor bisher nicht entschieden hat, daß keine Druckfehler mehr begangen werden sollen, so wolle derselbe erlauben, daß die leider begangenen Druckfehler am Ende angegeben werden; wo nicht, so wird der Herausgeber dieselben in einer andern Druckerei auf einen Extrabogen drucken und allen Exemplaren beilegen lassen.“ Dies half; die Angabe der Druckfehler wurde gestattet, jedoch mußte in einer Note angegeben werden, wie es nicht zu verwundern sey, daß bei dem ersten Abdrucke einer Handschrift in einer solchen Sprache sich einige Irrthümer eingeschlichen haben, u. s. w. Lebrün macht recht fließende und auch wohl poesiereiche Verse, allein eine königliche Druckerei zu leiten, ist die Sache dieses Dichters schwerlich, und ich weiß nicht, wie er dazu gekommen ist. — Ferner haben auch noch die Vorlesungen am Conservatoire des arts begonnen, die, so wie die an der Schule der neuern orientalischen Sprachen, ganz unentgeltlich sind. In den lezten Jahren sind mit der Sammlung von Industrieprodukten und Mustern bedeutende Verbesserungen vorgegangen; man hat Vieles aufgenommen, was fehlte; so z. B. ist die Sammlung von Ackergeräthe weit vollständiger als zuvor; aber noch läßt dieses Museum viel zu wünschen übrig. Die Vorlesungen an dieser Anstalt sind nicht alle praktisch, und dies ist vielleicht ein Fehler; denn die Anstalt ist doch zunächst für die Fabrikarbeiter bestimmt. Diesen ist nun aber Charles Dupins allerdings geist- und sachreicher Vortrag wenig dienlich; denn dieser Professor spricht im Allgemeinen über die Geschichte des Gewerbfleißes, über industrielle Statistik, sogar über staatswirthschaftliche Ansichten, was nur den großen Fabrikanten und Kaufleuten nüzlich seyn kann, welche sich zu Deputirten oder Gemeinderäthen ausbilden wollen, und berufen sind, über allgemeine Angelegenheiten des Gewerbfleißes und der Handlung ihr Urtheil abzugeben. Da nun auch Blanqui einen Cursus der Staatswirthschaft am Conservatoire hält, so können diese beiden Professoren als zu einer höhern Abtheilung der Anstalt gehörig betrachtet werden, gleichsam für die Fabrikherren, indeß die übrigen Lehrer die Handwerker unterrichten; dann sollte man aber beide Abtheilungen vervollständigen, damit jede ein abgeschlossenes Ganze bildete. Jezt spricht Dupin bald zu den großen Unternehmern von Fabrikanstalten, bald zu den Handwerkern, und wahrscheinlich glaubt keine der beiden Classen, die Vorträge seyen für sie bestimmt. Vielleicht könnte man an derselben Anstalt auch eine untere Industrieschule anlegen, welche besonders für die ganz von Krämern und Handwerkern bewohnte St. Martinsstraße, worin das Conservatoire des arts liegt, von großem Nutzen seyn würde. Bisher hat es an Real- und Gewerbschulen in Paris gefehlt; indessen ist dieser Gegenstand in dem Pariser Gemeinderath bereits angeregt worden, und sicher werden bald die ersten Versuche zu Anlegung solcher Schulen von der Stadtbehörde gemacht werden.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 308:
Bettflasche.

Charade.

1.

Ein kleines, allerliebstes Wort:
Was uns verleidet war, ist fort,
Und was uns freut, in voller Pracht
Ist's eben jezt hervorgebracht;
Ja, so will Gott die Welt uns machen,
Daß wir vor Freude drüber lachen.

2.

Ein kurzes, aber langes Wort!
Ja, wenn sein Jammer wäre fort,
So wär' es wohl für euch so kurz,
Wie in des Freundes Arm ein Sturz,
Ja, wenn verschwänden seine Sorgen,
Gern würdet ihr's zu tausend borgen.

3. 4.

Ein länger, inhaltschweres Wort:
Bald ist's ein Stein, bald eine Tort',
Ist hier ein Goldstück, dort ein Scherz,
Bald nur ein Kuß, bald gar ein Herz;
Dies Räthsel wird sich auch nicht schämen,
Wollt ihr an seiner Statt es nehmen.

1. 2. 3. 4.

Nimmt gar die schönste Leserin
Es freundlich statt des Ganzen hin,
Und hält, bis sie ihn neu gewahrt,
Den Dank dem Dichter aufgespart,
Der, wie ihr längst schon Alle wißt,
Nach Küssen immer lüstern ist:
So wird er, ohne sich zu grämen,
Gern, als 3. 4. das 1. 2. nehmen.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 132.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 314.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, den 31. December 1836.

En Italie l'on jouit d'un parfaite indépendance sociale. — C'est à dire qu'on n'y montre aucun respect pour les moeurs. — Au moins aucune hypocrisie. La Rochefoucault a dit: „Le moindre des défauts d'une femme galante est de l'être.“

Mad. de Staël.
Corinne.

Italienische Städtebilder.

(Fortsetzung.)

Was nun jene Sonnabendgesellschaften bei der Gräfin Pieri an Intriguen aller Art in dem eben so monotonen als kurzen Liebescatechismus junger Italiener zu wünschen übrig lassen, wird mit reichen Procenten in den kleinern Cirkeln nachgeholt. Ihre eigenthümliche Natur bringt es mit sich, daß diese Kreise den Fremden im Allgemeinen geschlossen und wenig zugänglich sind. Das Italien von heute, das junge Italien sieht mit Verachtung auf das vergangene Jahrhundert zurück, welches die Ketten des Cicisbeats trug, in ihm seine Zeit verlor und ergraute. Damals war es bekanntlich nicht selten, daß der Cicisbeo ausdrücklich in den Ehepakten angegeben und ausbedungen wurde. Dies Verhältniß war eine oft sehr lästige, aber fast immer lang dauernde Freundschaft, über deren Grenzen, über deren Pflichten und Rechte keinem Dritten, wenn er nicht undelicat seyn wollte, ein Urtheil zustand. Das italienische Familienleben brachte dies auf so natürliche Weise mit sich, daß das Falsche in diesem Verhältniß durchaus übersehen ward oder gar nicht zur Sprache kam. Man erinnere sich z. B., auf welch unbefangene Weise Alfieri von seiner „Donna“ spricht, einer Dame, die sich sonst den Edelsten und Gebildetsten ihres Geschlechts und Jahrhunderts anreihen durfte. Jezt hat der gute Ton und eine unverschämte Heuchelei eigener Art es mit sich gebracht, daß der Name Cicisbeo gar nicht mehr, oder selten nur noch im Munde des gemeinen Volks gehört wird. Man würde jeden, der aus einer verschwundenen Zeit jene Sitte herübergenommen hätte, mit bedauerndem Achselzucken ansehen und, um die ganze Langeweile solcher Ketten zu bezeichnen, als einen „cavaliere servente“ begrüßen. Dergleichen habe sich überlebt, raisonnirt die italienische Jugend, man habe anderes zu thun, als mit den Akademien und solch lächerlichem Tand seine Zeit zu vergeuden. Nun haben aber auf der andern Seite die unverbrauchte Kraft, welche in der italienischen Jugend liegt, das natürliche, aber politisch unbeschäftigte Talent, die stets milde Temperatur hinlänglich dafür gesorgt, daß das Reich Amors nicht unter-, sein Cultus nicht ausgehe. „Der Bösen ist man los, das Böse ist geblieben.“ — Statt Eines Cicisbeo stellt fast jede Familie einen Hof der Liebe dar, als dessen Mittelpunkt die Wirthin des Hauses, als dessen Troubadours drei bis vier junge Elegants anzusehen sind. Es gehört die ganze Friedfertigkeit junger Italiener, der Takt eines jezt schon conventionellen Dienstes dazu, um hier ruhig neben einander zu warten, zu entsagen und zu dienen.

Einer ist der Beglückte, während der Andere von Hoffnungen der Zukunft zehrt und sich glücklich schätzt, wenn diese ihm unbenommen bleiben; drei und vier machen die Honneurs des Hauses und bilden im Theater, oder wo sonst die Gefeierte sich öffentlich zeigt, das Gefolge. Dies ist jetzt so allgemein geworden, daß eine Dame ohne diese Umgebung entweder nordische Tugend oder keine Anziehungkraft irgend einer Art haben muß. Und dennoch gibt es Frauen unter ihnen, denen, gutgeartet, wie sie sind, nichts fehlt, um die vortrefflichste Mutter zu werden, als eine sorgfältigere Erziehung, ein besserer Umgang und ein würdigeres Benehmen von Seiten ihres Mannes. Wie oft gestehen solche, dieser Mode aus keinem andern Grunde zu folgen, als um nicht gegen ihre Freundinnen zurück zu stehen, um nicht scomparire, wie sie sagen. Wenn es bei solch bodenlosem Verfall natürlich ist, daß die jetzige Zeit das Heirathen, ernste Liebe überhaupt als die „erste Narrheit“ (prima pazzia) bezeichnet, so hat die alte Zeit das Recht, jene Klausel im Ehecontrakt nicht so lächerlich zu finden.

Um sicherer zu übersehen, welche von diesen streitenden Partien, oder ob vielleicht keine das Recht auf ihrer Seite habe, lohnt es sich der Mühe, das Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Gegenwart zu vergleichen. Hier in diesem Lande, wo die Fortschritte nur allmählig und nur im Großen zu erkennen sind, findet die Behauptung, daß der Mann von 1836 den von 1830, dieser den von 1820 verachte, keine rechte Anwendung. Ist auch in dem hiesigen Leben eine Veränderung seit dem Jahre 1830 sichtbar, hält auch die Beschreibung, welche zuletzt Müller vor etwa zwanzig Jahren vom gesellschaftlichen Leben Italiens entwarf, nur in ganz allgemeinen Umrissen heutzutage Stich, so tritt doch ein entschiedenes Bild der Gegenwart nur neben dem vorigen Jahrhundert hervor. — Ein alter Cicisbeo also, wenn er den Titel eines Mannes „di garbo“ verdienen wollte, durfte und konnte eigentlich nicht viel vor Mittag das Bett verlassen. Hatte er mit der Toilette, die damals noch eine Beschäftigung war, sein Tagewerk eröffnet, mußte er bei seiner Freundin (so ward die Gefeierte bezeichnet) frühstücken und den gestrigen Abend als ein echter Marchese von getrockneten Kastanien (dies ist der jetzt in ganz Italien seit Goldoni hergebrachte Ausdruck für einen eigentlichen Klatschbruder) eine Klatschrevue passiren lassen. Dann ward ihm das Glück zu Theil, seine Freundin auf einem Spaziergang und von demselben zurück nach Hause zu geleiten. Nun erfolgte eine Trennung von wenigen Stunden, welche der Marchese entweder zu Besuchen benuzte, oder in den gewöhnlich zweimal wöchentlich stattfindenden Sitzungen der Akademie zubrachte. Hatte er in dieser auf ein Dutzend Sonette ein paar Dutzend Bravos eingeerntet, kehrte er mit nicht geringer Satisfaction und in rosenfarbener Laune zu seiner Signora zurück, welche unterdessen einen Akt aus einem Lustspiel von Goldoni gelesen und die Besuche einiger Elegants alten Styls angenommen hatte. Hier bei Tisch fand sich nun auch die Ehehälfte wieder ein, welche seit dem Frühstück ähnliche Pflichtdienste versehen hatte. Man aß und trank vortrefflich und war guter Dinge. Die literarischen Mahlzeiten, zu denen man einen großen Appetit mitbringt und von denen man einen größern nach Hause trägt, waren damals im Süden noch gänzlich unbekannt. Der Kaffee und ein behagliches Kaminfeuer hielt unsere Gesellschaft nach Tisch noch ein Weilchen beisammen, bis gegen acht Uhr die Theaterzeit herankam. Da Kutschen damals im Allgemeinen immer noch selten waren, hatte Cicisbeo von Neuem das Vergnügen, seiner Freundin den Arm zu geben und sie in ihre Loge zu führen. Eine anspruchslose Oper von Cimarosa, Paesiello, Comödien von Goldoni und Gozzi, in den kleinen Pantomimen die Charaktermasken des Pulcinella, des Bergamasken ꝛc. genügten damals, um auf zweckmäßige Weise sich zu unterhalten, um froh zu seyn und herzlich zu lachen. In den Zwischenscenen wurden, wie auch heutzutage, von den Männern nach allen Seiten hin Besuche gemacht; die Dame verblieb als Wirthin des Hauses ruhig in ihrer Loge, um die gewöhnlichen Huldigungen zu empfangen.

An einem Leben dieser Art läßt sich am Ende weiter nichts vermissen, als daß es den Leuten dabei so wohl war, daß die Armuth desselben ihnen so wenig und so selten auffiel. Um nun aber billig zu seyn und um diese Umrisse genügender auszufüllen, sind auch die Lichtseiten dieses Verhältnisses hervorzuheben. Zuerst hatte damals der Name galantuomo und galantuomismo, der jetzt auch schon als Antiquität zu gelten anfängt, einen reellen, wirklichen Klang; die prosaisch-chevalereske Färbung, welche das ganze Leben hatte, brachte es mit sich, daß man auf ein gegebenes Wort etwas hielt und die Ehre nicht als Hirngespinnst überbildeter, ultramontaner Nationen betrachtete. Fußteppiche, Kupferstiche, Gypsböden und Oefen kannte man nicht; reinliche Strohmatten, große und geschmackvoll verzierte Kamine aus einer kunstliebenden Zeit beugten in den hohen Zimmern der Kälte vor; im geräumigen Vorsaal eine Reihe von Familienporträts, in den innern Sälen manch schönes Bild von guten, nicht selten von höchsten Meistern, hin und wieder im Cortile ein gutes Marmorrelief, ein Torso von einer Statue dienten dazu, den Pallast über die bloße Wohnlichkeit hinaus anziehend und bedeutend zu machen. Das väterliche Erbe verwaltete man im Allgemeinen mit Sorgfalt, aber ohne kleinliche Oekonomie; die Coloni und Pächter blieben oft zwei bis drei Jahrhunderte bei derselben Familie,

ſich mit einem nicht gar großen, aber rechtmäßigen Gewinn begnügend. Gewöhnlich zweimal alljährlich kam das Oberhaupt einer ſolchen wahrhaft patriarchaliſchen Familie in die Stadt, um mit dem Herrn die Rechnung abzuſchließen. Frau und Kind, ſelbſt erwachſene Söhne blieben daheim, ſo daß damals Männer oft dreißig Jahre und darüber zählten, ohne je in die nahe gelegene Stadt, ohne in die Wohnung ihres „patrone“ gekommen zu ſeyn. Die jetzt ganz häufige Erſcheinung, daß die Pächter reich, die Herren arm werden, war damals immer noch ſelten, und nur ausnahmsweiſe bei dieſem oder jenem „verzweifelten Grafen“ (conte desperato, wie man ſolche heruntergekommene Wüſtlinge zu betiteln pflegte) bemerkbar. Zwei böſe P (povero und poltrone), die man zu fliehen habe, ſtanden im Catechismus der Jugend. Und doch kam dabei nichts Kleinliches zum Vorſchein, es gehörte zum Recht, aber auch zur Pflicht eines Signore, einen paſſenden Aufwand zu machen und eine ſeinem Rang angemeſſene Summe alljährlich aufgehen zu laſſen. Von jenſeits der Berge hatte man geringe Kunde; die Geographie wußte in ſolchen Köpfen nicht viel mehr, als daß es dort Schnee und Geld in Menge habe. Man verſtand gut italieniſch, nothdürftig franzöſiſch, gar kein engliſch und noch weniger deutſch. Seinen Petrarka, Arioſt und Taſſo, nicht immer ſeinen Dante hatte man im Herzen und Gedächtniß; als Tagesliteratur dienten die damals erſcheinenden Comödien, dieſer oder jener italieniſche Roman und die Zeitungen der einzelnen italieniſchen Hauptſtädte, welche über Geburts- und Todesanzeigen, über einzelne Gaſtmähler in der Reſidenz und über einige trockene politiſche Notizen nicht hinausgingen. Man hielt mit einem gewiſſen Municipalſtolz auf die jedesmalige Vaterſtadt, und war auf alle Weiſe bemüht, den Ruhm derſelben, wo nicht zu mehren, doch unangetaſtet zu erhalten. Dies und die Akademien, welche außerdem der Sonettenmacherei und der ſogenannten „arkadiſchen Poeſie“ einen weiten Kampfplatz eröffneten, hatten das Gute, daß man ſich über die Geſchichte des Grundes und Bodens, auf welchem man ſtand und lebte, auf's Genaueſte zu unterrichten pflegte. Männer, die in allen Details über die Geſchichte ihres Orts Auskunft geben konnten und die jetzt in Italien mit jedem Jahr ſeltener werden, beſaß damals jede Stadt. Die Muratori, Fabroni, Galluzzi und hundert Andere datiren aus dieſer Periode.

Dies in allgemeinen Umriſſen das Bild der Zeit, die geweſen iſt. Mein nächſter Brief wird in ähnlicher Weiſe die jetzige Geſellſchaft zu charakteriſiren ſuchen.

Aus der Tagesgeſchichte.

Greens neueſte Luftfahrt in Paris.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Greens großartige Verſuche den Beginn einer neuen Aera in der Luftſchifferei bezeichnen werden. Zu Löſung der Hauptaufgabe, der Lenkung des Ballons, iſt dadurch bis jetzt nichts geſchehen, und die jetzige Wiſſenſchaft bezweifelt faſt die Möglichkeit, daß ſie je zu löſen ſeyn werde. Indeſſen werden oft die wichtigſten Entdeckungen und Erfindungen am wenigſten geahnt, und bei wiederholten Luftfahrten auf gut Glück könnte doch ein ſchöpferiſcher Gedanke, dem elektriſchen Funken gleich, in das menſchliche Gehirn herüberſchlagen, der den Douanen auf einmal ein Ende machte. Greens letzte Aſcenſion in Paris hatte ganz den Charakter einer Luſtfahrt. Er gibt in den Pariſer Journalen folgende Nachrichten darüber, die freilich nicht viel wiſſenſchaftliches, ſondern nur ein „pittoreskes“ Intereſſe haben. — „Am 19ten December um Mittag waren alle Vorbereitungen getroffen. Das von der Gasbeleuchtungsgeſellſchaft gelieferte Gas war vortrefflich. Der Ballon konnte eilf Perſonen tragen; um halb ein Uhr waren nur fünf in der Gondel: Lord Yarmouth, die Herren Julien, Pilté, Hughes und Madame Roscow; ich war die ſechste, und mußte daher das Gewicht von fünf Perſonen als Ballaſt einnehmen. Beim dicken Nebel, der über Paris lag, wußte ich zum Voraus, daß die Zuſchauer den Ballon bald aus den Augen verlieren würden, und wir ſtiegen daher möglichſt langſam auf. Ich hatte dem Ballon nur $6\frac{1}{2}$ Pf. Steigkraft gelaſſen, aber der Nebel war ſo dick, daß wir nach vierzig Sekunden den Boden nicht mehr ſahen. Ich wollte den Pariſern den Ballon noch einmal zeigen, und ließ daher etwas Gas ausſtrömen, wodurch wir bis auf 150 F. über den Häuſern herabkamen. Wir konnten ſehen, daß man uns bemerkt hatte, man begrüßte uns mit lautem Jubel, und da nun unſer Zweck erreicht war, warf ich ein wenig Ballaſt aus, und wir ſtiegen wiederum raſch aufwärts. Nach fünfzehn Minuten waren wir durch den Nebel hindurch und befanden uns nun im herrlichſten Sonnenſchein, nachdem uns eben noch die feuchte, dicke Luft eingehüllt: unter uns, nach allen Seiten und bis zum Horizont, ein ſchneeweißes Wolkenfeld, über uns blauer Himmel, ohne ein einziges Wölkchen. Auf der Wolkenſchicht unter uns zeichnete ſich das Schattenbild unſerer Maſchine nach allen ihren Theilen, und meine Begleiter erkannten darnach die Richtung unſers Flugs. Alle äußerten ihre Verwunderung und ihr Entzücken über das herrliche Schauſpiel; ſie meinten, es lohnte ſich der Mühe, daß Poeten Luftſchiffer würden. Der Ballon war fortwährend im Steigen, und das ſinkende Queckſilber im Barometer zeigte an, daß wir 5700 Fuß über der Erde waren: höher ſtiegen wir nun nicht mehr. Die an der Maſchine hängende Feuchtigkeit war verdunſtet, das Gas hatte die Temperatur der umgebenden Luft angenommen, und ſo fuhren wir zwanzig Minuten lang in faſt horizontaler Richtung hin. Wir waren jetzt eine Stunde in der Luft, die Sonne neigte ſich dem Horizonte zu, die Reiſenden äußerten den Wunſch, Abends wieder in Paris zu ſeyn, und ſo ließ ich den Ballon wieder ſinken. In zwei Minuten waren wir wieder in den Wolken, die allermittelſt noch dicker geworden waren, ſo daß wir im Abſtand von hundert Fuß den Boden nicht ſahen. Unter dieſen Umſtänden brauchte es große Vorſicht; der Luftſchiffer kann in keine bedenklichere Lage kommen, und die Gefahr war für mich doppelt groß, da ich das Land gar nicht kannte. Fünfzig Fuß über dem

Boden kamen wir über einer Weinpflanzung vorbei, und in der Mitte gewahrte ich einen Rasen, der mir zum Verpacken des Ballons bequem erschien. Ich ließ mich daher hier nieder, nachdem wir fünf Viertelstunden in der Luft gewesen. Kaum hatten wir angefangen den Ballon zu leeren, so kamen zwei Bauern dazu, und von diesen erfuhren wir, daß wir uns eine halbe Stunde jenseits Vitry befanden.

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, December.

(Beschluß.)

Büchterversteigerungen.

Seitdem der Gemeinderath von Paris von den Bürgern gewählt wird, sind Männer in denselben getreten, denen die Verbesserung des Zustandes ihrer Mitbürger am Herzen liegt, und die für alles Gute und Zweckmäßige Sinn haben; deßhalb herrscht jezt auch eine große Regsamkeit in den öffentlichen Bauten, so weit diese von der Stadtbehörde abhängen, und in den gemeinnüzigen Anstalten, als Schulen und andern Unterrichtsanstalten, besonders für die ärmere Classe, eben so in dem Armenwesen u. s. w. — In dieser Jahreszeit folgen in Paris auch die Büchterversteigerungen schnell auf einander, und der sogenannte Sylvestersaal neben dem Palais-royal ist fast keinen Abend leer. Allmählich sind die Versteigerungen der Herbertschen Büchersammlungen zu Ende gegangen, die sehr lange gedauert und eine ungeheure Menge von Büchern wieder in Umlauf gesezt haben, nachdem sie Jahre lang in den verschlossenen Niederlagen unangetastet geruht hatten. Durch eine dieser Versteigerungen sind beinahe alle Büchertröbler mit alten deutschen Büchern versehen worden. Der sonderbare Engländer Herbert hatte nämlich die Bibliothek eines gewissen Doktors oder Pastors Schwarz in Nürnberg angekauft, ohne sie zuvor angesehen zu haben. Diese Bibliothek war besonders reich an Schriften aus der frühern Reformationszeit; diese Werke, welche natürlich für Franzosen nur ein geringes Interesse hatten und von wenigen verstanden wurden, waren schockweise an die Tröbler verkauft worden, und diese stellten denn ganze Reihen solcher alten Reformationsschriften unter freiem Himmel wieder zum Verkaufe aus, und zwar zu sehr wohlfeilen Preisen, da sie dieselben selbst sehr billig erstanden hatten. Es war, als ob die Reformationszeit wieder ihren theologischen Geist über das jezige Geschlecht ausgösse. Die bessern und seltenern Werke darunter verschwanden bald, und wurden wahrscheinlich den Privatsammlungen der Büchterliebhaber einverleibt; die unbedeutendern liegen aber noch da und harren vergeblich auf Käufer. Zuvor hatte die Versteigerung einer andern beträchtlichen deutschen Bibliothek, die wahrscheinlich einem alten Diplomaten oder Handelsconsul angehört hatte, den Büchermarkt, besonders den Trödelmarkt mit vielerlei Schriften aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts überschwemmt. Dann sezte der Verkauf der Bibliothek des ehemaligen Reisenden le Chevalier eine Menge älterer philologischer Werke wieder in Umlauf, worauf denn der Zufall wieder einem andern Bedürfnisse der großen Bibliotheken abhalf. Ternaux, ein thätiger, junger, in Göttingen gebildeter Mann, hatte seinen Aufenthalt in Amerika dazu benuzt, daselbst die in jenem Welttheile gedruckten Geschichtsbücher, Sprachlehren und Wörterbücher der einheimischen Sprachen anzukaufen. Auch hatte er nach Aufhebung der Klöster in Spanien eine Reise in dieses Land unternommen, und auch da eine Menge älterer und seltener Werke angekauft. Diese seine Sammlung wurde zu sehr hohen Preisen versteigert; denn wenige Bibliotheken Europa's sind mit amerikanischen Büchern reichlich versehen, und daher war die Konkurrenz sehr stark. Ternaux selbst hat Manches wieder angekauft, da er bereits eine zweite Sammlung dieser Art angelegt hat. Einige andere merkwürdige Büchterversteigerungen sind auf die künftigen Wintermonate verschoben. So habe ich Gelegenheit gehabt, eine Sammlung von Handschriften und gedruckten seltenen Werken in allerlei Sprachen zu sehen, an deren Katalog eben gearbeitet wird. Es scheint, daß die orientalischen Handschriften von einem englischen Gouverneur in Indien gesammelt worden sind. Es befindet sich darunter eine auf langen getrockneten Palmblättern sehr sauber eingerizte hindostanische Handschrift, mit zwei Deckeln aus schön geschnizztem Elfenbein, welche dem lezten Könige von Candy auf Ceylon zugehört haben soll, und beweist, daß man nicht allein auf Ceylon schön schrieb, sondern auch das Elfenbein vortrefflich zu bearbeiten wußte. In eben dieser Sammlung fand ich, aber wahrscheinlich von einem ganz andern Sammler als dem englischen Gouverneur herrührend, eine Menge deutscher Volksgedichte vom Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts; so hatte man in einem Bande alle die Volkslieder zusammengebunden, welche in den 1520ger Jahren zu Augsburg gedruckt worden; es scheint, daß man damals Alles besang, neue und alte Begebenheiten, Sagen der Vorzeit u. s. w. So fand ich hier unerwartet die französische Volkssage von der Königin, welche zu Paris ihre Buhler von dem Nesleturm in die Seine herabstürzte, wie man es seit einigen Jahren auf der Bühne des Porte St. Martinstheaters in dem Stücke la Tour de Nesle so anschaulich darstellt, in ein deutsches Volkslied umgewandelt: „Ein schön news Lied von der Königin von Frankreich und ihrer falschen Buhlschaft, wie sie neun Studenten ums Leben bracht hat. Augsburg bei Michael Mangel,“ dann einige merkwürdige Flugschriften über theologische Streitigkeiten der Reformationszeit, zum Theil mit schönen Holzschnitten, u. s. w. Den Liebhabern der ältern französischen Literatur wird die Bibliothek des neulich verstorbenen Akademikers Raynouard manche interessante Stücke darbieten, wenn sie versteigert wird; denn dieser Gelehrte, welcher seit langen Jahren eine einsame Wohnung in dem Dorfe Passy neben Paris bewohnte, hatte daselbst eine beträchtliche Sammlung der Schriften der alten Mitglieder der Académie française angelegt, und wie man sagt, ist diese Sammlung ziemlich vollständig, und wohl die einzige in ihrer Art; denn wer denkt jezt noch an die Akademiker der alten Académie française, welche Boileau großentheils in seinen Satiren lächerlich gemacht hat, außer einigen jungen und kühnen Literatoren, welche in der lezten Zeit versucht haben, mehrere derselben der Vergessenheit wieder zu entziehen und sie gegen die Beschuldigungen des strengen Satirikers zu rechtfertigen. Dg.

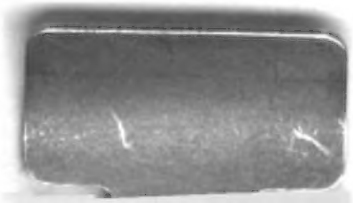
Auflösung der Charade in Nr. 513:
Neujahrgeschenk.

Beilagen:
Intelligenzblatt Nr. 53 u. Monatsregister December.

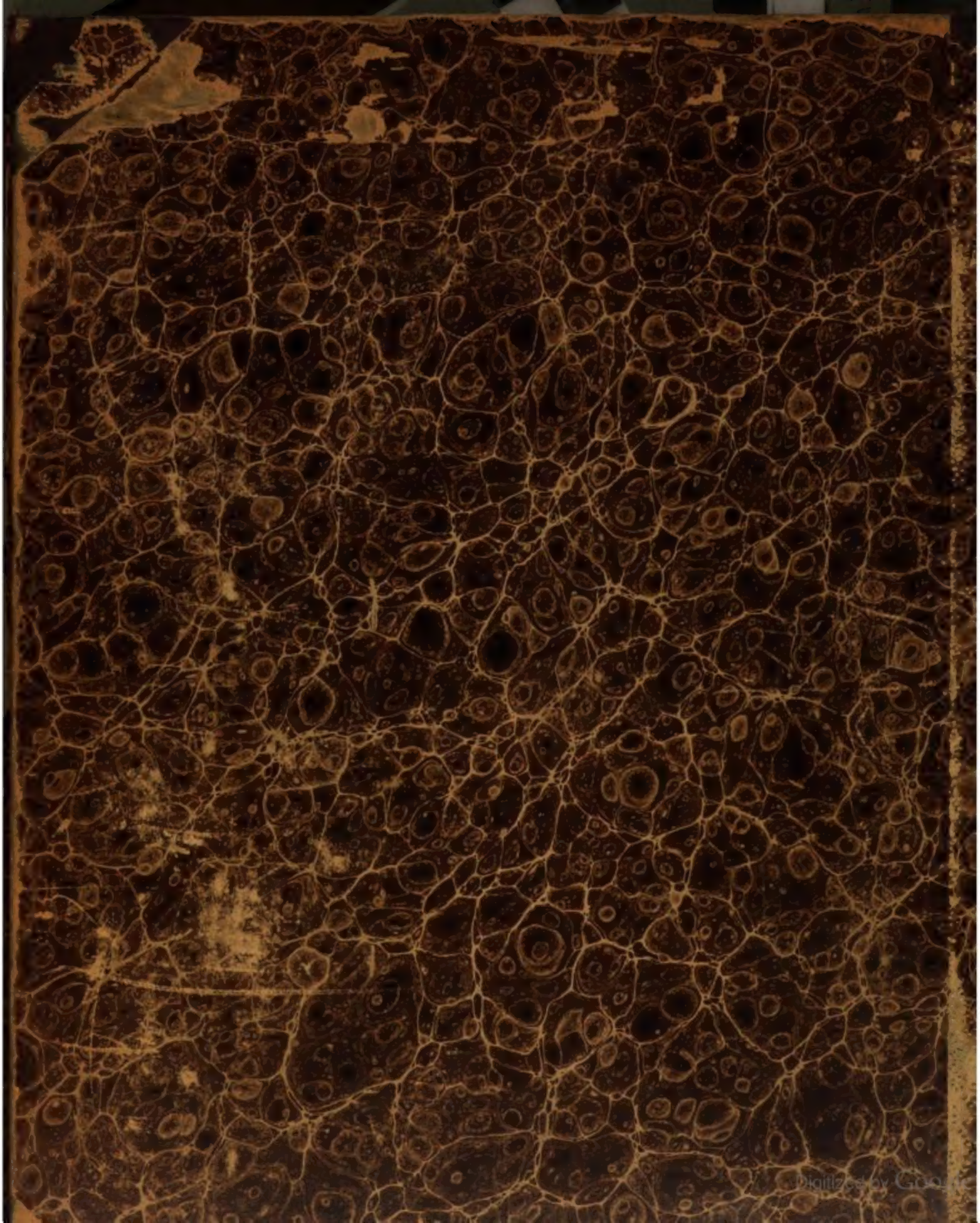
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google



Digitized by Google


Digitized by Google